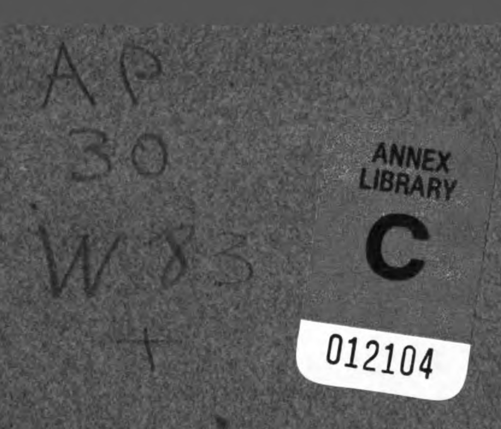

ANNEX
LIBRARY
C
012104



DIE·WOCHE

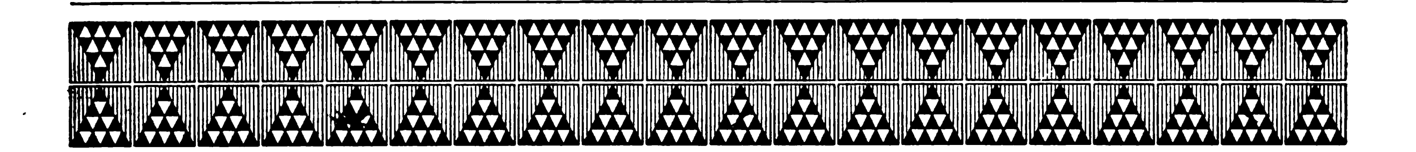
MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band IV, (Heft 40–52)

vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1909.



Druck und Verlag von AUGUST SCHERL G. m. b. H., BERLIN SW. 68.



I. SACHREGISTER.

1. Romane, Erzählungen und Skizzen.

2. Illustrierte Besuche.

3. Belehrende Aufsätze.

4. Unterhaltende Aufsätze.



5. Gedichte, Sprüche.

6. Kompositionen.

7. Ständige Rubriken.

II. Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A.

B.



C.

D.

E.

F.

G.



H.

J.

K.

L.



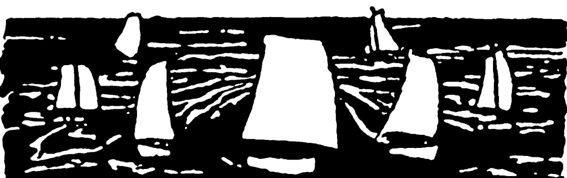


DIE WOCHE

Nummer 40. | Berlin, den 2. Oktober 1909. | 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 40.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

22. September.

Der Staatssekretär des Reichskolonialamtes Dernburg tritt eine längere Informationsreise in die Baumwollgebiete der Vereinigten Staaten an.

Der französische Aviatiker Hauptmann Ferber (Portr. S. 1698) verunglückt bei einem Aeroplanflug in Boulogne-sur-Mer tödlich.

In Barcelona explodiert eine Höllenmaschine.

23. September.

Im Auftrag einer holländischen Reederei versucht ein Rechtsanwalt das im Hafen von Ymuiden liegende schwedische Unterseeboot „Hvalen" gerichtlich in Beschlag zu nehmen.

Die Spanier erringen bei Melilla neue Erfolge gegen die Rifkabylen.

24. September.

Das preußische Oberverwaltungsgericht erkennt in der Disziplinarverhandlung gegen den früheren Bürgermeister von Husum Dr. Lothar Schücking den Angeklagten seines Titels und Pensionsanspruches für verlustig.

In Saloniki beginnt der jungtürkische Kongreß seine Verhandlungen.

In Albanien finden Kämpfe zwischen den Truppen der Pforte und aufständischen Albaniern statt.

Der französische Gesandte in Tanger beantwortet den Protest Mulay Hafids gegen die spanischen Operationen am Rif mit einem Rundschreiben, in dem er erklärt, daß diese Angelegenheit ausschließlich zwischen der spanischen und der marokkanischen Regierung erledigt werden muß.

Das zur Teilnahme an der Hudson-Fulton-Feier entsandte deutsche Kreuzergeschwader trifft in Neuyork ein und wird bei seiner Einfahrt enthusiastisch begrüßt.

25. September.

In Neuyork beginnen die großen Festlichkeiten zur Erinnerung an die vor 300 Jahren erfolgte Entdeckung des Hudsonflusses und die Wiederkehr des Tages, an dem vor 100 Jahren Robert Fultons erster Dampfer diesen Fluß befuhr.

Der französische Lenkballon „République" platzt infolge des Bruches eines Propellerflügels in der Luft. Die vier Insassen des Ballons, Hauptmann Maréchal, Leutnant Chauvé und die Mechaniker Vincent und Reaux, kommen ums Leben.

Erdmagnetische Strömungen verursachen im Welttelegraphenverkehr erhebliche Störungen.

26. September.

Auf dem Flugfeld in Johannisthal nimmt die Große Berliner Flugwoche ihren Anfang.

Der Viererausschuß der linksliberalen Fraktionsgemeinschaft faßt wichtige vorbereitende Beschlüsse in der Frage der Verschmelzung der drei freisinnigen Parteigruppen.

27. September.

Der französische Aviatiker Latham (Portr. S. 1693) vollbringt zwischen dem Tempelhofer Felde und dem Flugplatz Johannisthal bei Berlin den ersten Ueberlandflug in Deutschland.

Die bei Melilla operierenden spanischen Truppen besetzen die gefürchtete Position am Guruberge und Seluan.

28. September.

Der englische Arbeiterführer Keir Hardie veröffentlicht einen heftigen Protest gegen die gewaltsame Fütterung gefangener Suffragettes mit der Magenpumpe.

Das französische Episkopat fordert alle katholischen Eltern zum Boykott der neutralen öffentlichen Schulen auf.

29. September.

In der Umgegend von Melilla erfolgen mehrfache Vorstöße der Kabylen; auf spanischer Seite fiel ein Major, ein Hauptmann wurde verwundet.

○○○

Wie kann die Presse den Weltfrieden fördern?

Von Anatole Leroy-Beaulieu,

Mitglied des „Institut de France".

Der Londoner Pressekongreß hat durch die nach Inhalt und Form gleich bemerkenswerte Rede des Staatssekretärs für die auswärtigen Angelegenheiten Sir Edward Grey eine weit über die Berufskreise hinausragende Beachtung gefunden. Die Wechselwirkung zwischen Presse und Weltpolitik ist wohl nie vorher so kräftig und überzeugend betont worden wie bei diesem Anlaß, und es bedeutet in der Tat einen Markstein in der Entwicklungsgeschichte der Journalistik, daß der hervorragende Staatsmann unumwunden den tatkräftigen Beistand der Presse erbittet, um im Verein mit der zünftigen Diplomatie an der Erhaltung des Weltfriedens mitzuarbeiten. Der Redner trat geradezu für eine Verbrüderung dieser beiden, zum mindesten gleichwertigen Faktoren ein und erklärte sich damit als entschiedenen Gegner jener nicht mehr zeitgemäßen diplomatischen Schule, die der journalistischen Kritik jede Bedeutung absprach und in den die großen Fragen anschneidenden Leitartiklern nur lästige und unzuständige Dilettanten erblickte. Ein gesundes demokratisches Gefühl leitete den bedeutenden Gast der Kongressisten, als er der Presse in ihrer Eigenschaft als Mitvertreterin

der Volksinteressen das Hoheitsrecht zugestand, in Fragen über Wohl und Wehe der einzelnen Völker die Entscheidung nach bestem Wissen und Gewissen zu beeinflussen.

Die Presse von heute, gleichzeitig Schöpferin und Werkzeug der öffentlichen Meinung, ist zu ausschlaggebender Bedeutung selbst in jenen Ländern gelangt, wo die Machtvollkommenheit des Staatsoberhauptes als Lenkers der auswärtigen Politik für unumschränkt gilt. Vielleicht hielt es Sir Edward Grey bei dieser festlichen Gelegenheit nicht für angemessen, an jene kritischen Tage und Stunden zu erinnern, in denen die Stimmführer der öffentlichen Meinung ihrer freiwillig übernommenen hohen Aufgabe keineswegs gerecht wurden. Ein Rückblick auf die Geschichte der drei letzten Generationen ist in dieser Richtung belehrend genug. An gewissen tiefen Verstimmungen der Völker, die entweder zu blutigen Kriegen oder zu höchst gefährlichen Kriegsdrohungen geführt haben, hatte die leidenschaftliche Sprache der führenden Preßorgane einen leider unbestreitbaren Anteil. Dabei war die Presse nicht immer von dem Vorwurf freizusprechen, daß sie — es muß leider gesagt werden — aus Geschäftsgründen den niedrigen Instinkten der Menge zu schmeicheln suchte. Als reiner Patriotismus drapierte sich entweder das tiefgefühlte Bedürfnis nach der steigenden Auflage oder die sklavische Abhängigkeit von irgendeiner Gruppe, die Sonderinteressen verfolgte.

Es soll auch Regierungen gegeben haben, bei denen diese Art Presse in Wort und Tat kräftige Unterstützung fand. Und wer bürgt uns dafür, daß sich diese Mißstände von gestern und vorgestern nicht morgen und übermorgen wiederholen werden? Abermals kann diese oder jene Regierung versucht sein, die berüchtigte „Ablenkung nach außen“ vorzunehmen und schlummernde Völkerantipathien tückisch aufzurütteln. Man denke nur an Rußland, dessen Presse seit mehr als einem Menschenalter unter den Auspizien der einander folgenden Regierungen systematische Scharfmacherei je nach Bedarf gegen Deutschland, England, Oesterreich, die Türkei, Japan und bisweilen selbst gegen Frankreich trieb, ein klassisches Schulbeispiel dafür, daß eine vom Ministerium des Innern geknebelte Presse sich zur willfährigen Dienerin des Auswärtigen Amtes gebrauchen läßt. In abgeschwächter Form finden wir diese Praxis auch in minder despotisch regierten Ländern. Ich möchte als eifriger Verfechter der Ideen des Friedens und der Annäherung der Völker an dieser Stelle nicht allzu deutlich werden, kann aber auf Grund unverfänglicher deutscher Zeugnisse als unparteiischer Historiker die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß speziell im Bismarckschen Zeitalter die Presse nicht gerade das Muster gewissenhaft abwägender Berichterstattung und Kritik gewesen ist.

Die damalige Methode scheint aber an nachwirkender Kraft wesentlich eingebüßt zu haben; das Zusammenwirken von Diplomatie und Presse sucht eben neue Ausdrucksformen, da das System des Aengstlichmachens bei der Schnelligkeit der heutigen Kontrollmöglichkeiten nicht mehr vorhalten will. Dies alles gilt nicht nur für Deutschland, sondern auch für England. Die an großen Ueberlieferungen reiche britische Presse hat sich häufig genug von den Pitt, Palmerston, Disraeli — um nur von historischen Persönlichkeiten zu reden — zu tendenziösen Darstellungen und aufreizenden Fehden gebrauchen lassen.

Ein gedeihliches Zusammenwirken der Presse und der verantwortlichen Staatenleiter, wie es Sir Edward Grey im Interesse der Erhaltung des Weltfriedens vorschwebt, ist nur unter der Voraussetzung möglich, daß die Regierungen von dem allgemeinen Friedensbedürfnis der Völker wirklich durchdrungen sind. Der Weg zur Verständigung ist leicht, wenn das Ziel nicht absichtlich verdunkelt wird. Die Presse muß über die letzten Absichten der Regierung ihres Staates volle Klarheit haben, um überzeugend auf das Publikum wirken zu können. Nie und nimmermehr sollte sie sich in den Dienst von Staatsmännern stellen, die das Hervorrufen internationaler Schwierigkeiten und deren virtuose Beseitigung als nervenerregenden Sport betreiben.

Glücklicherweise waren während der letzten ereignisreichen Jahre die Führer der großen Kulturstaaten ihrer ungeheuren Verantwortlichkeit sich voll bewußt und — von störenden Episoden abgesehen — darf auch die Presse das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, ein kräftiger Faktor zur Erhaltung des europäischen Friedens gewesen zu sein.

Wäre nun noch eine intimere Fühlung zwischen den tonangebenden Blättern und den verantwortlichen Staatsmännern wünschenswert? Könnte sie ohne Schaden für beide Teile sich vollziehen? Was die Presse betrifft, so habe ich hier gewisse Bedenken. Eine systematisch durchgeführte Teilung der Verantwortlichkeiten wäre kaum zu befürworten, weil das Zeitungswesen seinem ganzen Charakter nach für solch ein Abkommen durchaus ungeeignet erscheint. Schon ihre Vielköpfigkeit hindert die Presse, einem System, wie es die Diplomatie darstellt, sich ohne Preisgabe ihrer Eigenart völlig anzupassen; denn im Regiment der Staatsvertreter entscheidet in letzter Linie doch nur ein Wille. Die Gefahr ist nicht gering einzuschätzen, daß auch nach dem Abklingen der Sturmzeiten der Journalist an der schönen Unabhängigkeit seiner Beobachtung und seines Urteils wesentliche Einbuße erleide.

Ohne diese Unabhängigkeit ist die erzieherische Aufgabe der Presse nicht denkbar. Sie darf unter keinen Umständen darauf verzichten, zu mahnen und zu warnen, wohl auch den richtigen Weg zu weisen, frei von Cliquenwesen, Kamarilla und gewissen uneingestandenen Verpflichtungen, denen sich selbst die Minister konstitutioneller Musterstaaten nicht immer entziehen können.

Sich selbst und ihrer stolzen Entwicklungsgeschichte treu, wird die Presse stets ihren Weg mit Takt und Einsicht zu finden wissen. Ihr vereinzelte Uebergriffe und Ausschreitungen vorzuhalten oder gar vom Besonderen aufs Allgemeine zu schließen, wäre ebenso ungerecht, als die Regierenden in ihrer Gesamtheit für die Irrtümer und Mißgriffe eines und des anderen der Großen dieser Erde verantwortlich zu machen.

Je häufiger die engbegrenzte Kabinettspolitik von der nach großen Gesichtspunkten sich vollziehenden Völkerpolitik abgelöst wird, desto dankbarer muß die Aufgabe der Presse werden. Die Geschichte Frankreichs und seiner erworbenen Freundschaften ist noch in zu lebhafter Erinnerung, als daß es nötig wäre, auf die starken Impulse hinzuweisen, die von den Organen seiner öffentlichen Meinung ausgegangen sind. Regierung und Presse verstanden sich ganz ohne Schwierigkeit. Der Inspiration oder Aehnlichem bedurfte es kaum, da die Vaterlandsliebe für die glücklichsten Eingebungen Sorge trug.

Aber auch außerhalb des Bereiches, in dem allein der Patriotismus das Wort zu führen hat, harren der



Presse noch große Aufgaben. Dieser Wirkungskreis wurde von Sir Edward Grey mit vollem Verständnis für unsere kulturellen Bedürfnisse umschrieben. Ich möchte nur noch hinzufügen, daß, wer auch immer direkt zum Volk spricht, sei's durch die Zeitung, das Buch oder im öffentlichen Vortrag, die Verpflichtung übernimmt, die Völker zum gegenseitigen Verständnis ihrer Besonderheiten anzuregen und sie durch Beseitigung der auf Unkenntnis zurückzuführenden Vorurteile dem Verbrüderungsideal näherzuführen. Mit der Unmittelbarkeit dieser Methode und deren Aussicht auf Erfolg können die der Stunde untertänigen Bemühungen der Diplomatie sich kaum messen.

Um nun der europäischen Presse ihren Vorrang unter den intellektuellen Weltmächten zu sichern, um ihren wohlbegründeten Ruf als verdienstvolle Mitarbeiterin an allen Förderung verdienenden Menschheitsbestrebungen aufrecht zu erhalten, ist es bei den immer verwickelter werdenden Aufgaben der Jetztzeit dringend notwendig, das Rüstzeug der Journalistik entsprechend zu verstärken. Der an erster Stelle wirkende Zeitungsmann bedarf wahrhaftig keiner geringeren geistigen Vorbereitung als der zünftige Diplomat. Mit Befriedigung nehmen wir wahr, daß die großen Redaktionen aller Länder von ihren Mitarbeitern jenen Grad von Bildung und Erfahrung beanspruchen, der zur Erfüllung ihrer schönen, aber schwierigen Aufgabe voll befähigt. Wir in Frankreich besitzen in unserer „Ecole libre des Sciences politiques" ein Musterinstitut, in dem der Völkerkunde wie der Statistik, der neueren Geschichte wie der allgemeinen Wirtschaftslehre, den lebenden Sprachen, auch den wichtigsten Angelegenheiten der Heere und Flotten die größte Aufmerksamkeit zugewandt wird. In diesem eigenartigen Milieu empfingen und empfangen Journalisten und Diplomaten in gemeinsamer Tätigkeit die interessantesten Anregungen, die, wie die Erfahrung lehrt, die besten Früchte zu zeitigen vermochten. Was hier den gewünschten Erfolg brachte, wurde und wird auch in unseren Nachbarstaaten durchgeführt. Wir erziehen nach gemeinsamen Grundlinien eine Gruppe für die Anforderungen der Zukunft glänzend vorbereiteter Arbeiter am Wort, eine Elite zugunsten der Hebung aller Kulturwerte, die führende Presse von morgen. Es bliebe nur zu wünschen, daß die Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften, deren Inkompetenz namentlich in Angelegenheiten der internationalen Politik so beängstigend zutage tritt, nicht minder emsig und gewissenhaft an ihrer Ausbildung zu arbeiten sich entschlössen. Das Wort: „Für das Volk ist das Beste gerade gut genug" muß doch in erster Linie auf die berufenen Vertreter der Volksinteressen seine Anwendung finden.

Zwischen Wald und Rebe.

Eine Herbstplauderei von Mathieu Schwann.

Mit meinen Buben ging ich neulich früh von Obernhof an der Lahn den steilen Hang hinauf zum „Goethepunkt". Ein rechter Septembermorgen, voll Duft über Wiesen und Wald und noch nachatmend die Sonnenkraft des August, die in diesem Sommer den meisten Menschen unbemerkt blieb und dennoch da war. Der steinige Bergweg führte gleich hinter dem Ort in Rebenanlagen hinaus. Weinberge — ja, die gab es auch. Aber sie fesselten nur die Aufmerksamkeit der Buben, die immer guckten, „ob schon was dran war". Was ich bemerkte und bewunderte, das waren große Rebenanlagen. Lauter junge Stöcke mit langen Ranken, die sorgfältig und sauber an Drähten aufgebunden waren. Die Drahtanlage zog sich mannshoch den Hang hinauf. Dann wieder ein Stück mit alten, kinderarmdicken Wurzelstöcken, denen man nur einen Arm gelassen hatte. Er lag flach und dicht über dem Boden, aber fünf, sechs, sieben fingerdicke Schößlinge hatte man aus ihm meterhoch und noch höher aufwärtsgezogen, als gälte es, nicht einen Weinberg, sondern ein Rebenspalier zu ziehen. Ich dachte mir: da hat ein Mann, der einige tausend Mark in die Anlage stecken und warten kann, versucht, nicht Trauben für die Flasche, sondern Trauben für den feinen Tisch zu ziehen. — Und ich wurde sogar Prophet und erklärte den Buben, dieser subtile Fleiß, diese wunderbare Sorgsamkeit werde sich einmal lohnen. Aber sowohl das „Denken" wie das Prophezeien war falsch. —

Die Sonne kam durch. Sie überwand den Morgenduft und die Morgenfrische und ließ ihre Strahlen spielen, als ob wir Weintrauben wären, die unbedingt noch reif und süß werden müßten bis zum Ende des nächsten Monats.

Als — ob — wir — Weintrauben wären! — Wenn man nun eine Weintraube wäre! Es wäre auch schön. So Sonne trinken von dem ersten Treiben der Knospe, bis die Blüte kommt mit ihrem reinen, unvergleichlichen Duft, von der Blüte bis zur Entwicklung der Frucht, bis zu ihrer köstlichen, honigsüßen Reife — die schwellende Beere eine Erquickung für jeden rosigen Kindermund, oder hinübergeleitet in ein neues Werden, aus dem des Menschen Fest- und Freudetrunk entsteht, mit dem er das Leben grüßt und seine Herrlichkeit, mit dem er sein Herz stärkt zu neuem Schaffen, in dessen goldener Flut sein Leid und Weh versinkt, oder mit dessen Tropfen er ein armes, krankes Menschenkind noch einmal herauszureißen versucht aus den dämmernden Schatten, in die das Vergessen und Vergehen es ganz und gar hinabziehen möchte ... man muß Sonnenkraft und Sonnenstrahlen getrunken haben ein Leben lang, um zu solchem Werk und Unterfangen die Kraft zu haben. Welchem Menschen aber blüht ein solches Sonnenglück? — —

Die Sonne wurde aufdringlich, als wir höher stiegen. Mir war's recht, denn um noch vor dem langen Winter ein paar Sonnenstrahlen zu suchen, war ich ja hinausgegangen. Aber solchen Strahlenreichtum hätte ich nicht mehr erwartet. Auch „mein Großer" freute sich, denn er bedarf der Sonne, aber der Kleine meinte: nun dürfe es bald aufhören. Haushälterisch mit seiner eigenen Kraft und Wärme, empfindet er in jeder fremden, allzu innigen Wärmeabgabe schnell die Zudringlichkeit und wehrt sie von sich ab. Um so freudiger wurde er, als wir die kühlumfächelte Höhe des „Goethepunktes" erreichten. Bald 100 Jahre, daß unser großer Geistesheld hier oben war, aber sicher hatte er den herrlichen Erdenfleck schon bei seinen



früheren Streifzügen durch das Lahntal entdeckt. Prächtig, wie da unten der Gelbbach sein Tal gefunden, wie er sich hinwindet zur Lahn bis auf einen Kilometer Entfernung, um dann noch einmal in „alter Freiheit" auszubiegen und in weitem Bogen um den vorgeschobenen Felsriegel herum sein Ziel zu erreichen.

Wir wanderten über die Höhe weiter gen Holzappel zu, das einst einem seiner Bauernjungen den Namen gab, als er Reichsfreiherr und General geworden war, als die lange Kriegsnot den Kaiser zwang, zur Erneuerung und Ergänzung des recht verkümmerten deutschen Adels auf den Bauernstand zurückzugreifen.

Da fiel mir's wieder ein, denn die Sonne brannte auf der Höhe: Wenn man eine Weintraube wäre . . . Ich sagte es laut, und nun kam die trockene Antwort: „Das wird aber schwer, wenn man als Holzappel auf die Welt kommt." —

Einer von den Nichtsnutzen da hatte es gesagt, und als ich stutzte mit einem langgedehnten „Wa-a-a-s?" da lachten die Kerle hellauf, und ernst wurden sie erst wieder, als ich ihnen die soziale Bedeutung eines guten Holzessigs klar zu machen versuchte. Sie begriffen wenigstens, daß das „Gutsein" in seiner Art dem möglich sei, der es erstrebe und wisse, welche Gaben und Kräfte ihm verliehen sind.

Ein prachtvoller Buchenwald nahm uns auf. Ganz Stille. Ganz lichter Schatten. Nur hier und dort ein gedämpfter Sonnenblick am Boden. Da hörte das Reden auf. Die Aussicht war geschlossen ringsum, und mit lieben und innigen Erinnerungen wandelten wir in der schattigen Kühle. Der Weg wand sich hoch oben am Berge dem Gelbbachtale wieder zu. Abgeholzt war der schroffe Hang; die Strahlen der nun zum Mittag aufgestiegenen Sonne hatten vollen Zutritt zu den mit blühendem Heidekraut übermalten Felsen, auf deren glänzenden Flächen die Eidechsen sich sonnten. So weit das Auge reichte, nur Wald und Berge, und tief unten im Tale der Bach. Alle menschliche Wohnung scheinbar stundenweit entfernt, so deckten Wald und Berg ihre Spuren. Nur drüben ganz in der Ferne, aus waldigem Grund aufsteigend, die weißschimmernden Türme des Schlosses Arnstein.

Ganz oberhalb der Weinberganlagen näherten wir uns wieder nach vierstündigem Marsch unserm Ausgangspunkt, und wieder sahen wir in eine ganz andere Anlage hinab. Nach je vier Reihen durchquerte ein harter, ebener Weg die Anlage. Nichts von Draht und Spalierzucht, sondern an einzelnen, hohen Pfählen, so hoch wie Hopfenstangen, rankten die Reben hinauf. Zwischen grünen prachtvolle dunkelrote Ranken, deren Färbung sich noch bis in die Blattstiele fortsetzte, Blätter an den Stielen, wie Teller so groß, bald scharf gezackt und eingeschnitten, so daß man vom feinen Laub schon auf die Güte der Sorte schließen mochte, dann wieder Blätter, fast rund und nur gezahnt, dem großen Blatte des Pfeifenstrauches ähnlich, aber von einer Farbe, als kreiste alter Bordeaux unter der grünen Hülle. Ich stand und sah und riet. Doch des Rätsels Lösung brachte mir ein Zufall.

Unten im Wirtshause photographierte ein Herr Rebenblätter. Aha — da ist die Wissenschaft an der Arbeit — dachte ich mir, und diesmal traf ich's. Amerikanische Reben hatte man dort oben angepflanzt. Reben von allen Sorten, aber alle aus der Neuen Welt. Denn das war gefunden worden, daß die amerikanische Rebe der Reblaus viel stärker widersteht. Nun gilt es, weiter zu finden, welche Rebensorten für unsere Bodenarten und Lagen, für unser Klima und — für unsern Geschmack sich am besten eignen. Unsere alte Edelkultur bedarf der Erneuerung und Auffrischung, denn alljährlich fallen dem Todfeinde der Reben große Strecken mühsam angelegter Kulturen zum Opfer. Nun sollen uns diese amerikanischen Wurzelreben helfen, daß unser Weinadel nicht aussterbe und nicht an einem Lausekram zugrunde gehe. —

Wenn man nun eine Weinrebe wäre . . . da war der Gedanke wieder. Aber er schreckte trotz der Reblausgefahr nicht. Denn die Gefahr, die man kennt, läßt sich bekämpfen. Und daß wir Herr auch dieses Uebels werden, ist sicher. Auf welchem Wege, das wird der heilige Eifer jener still arbeitenden Forscher schon finden, die da von der Geisenheimer Winzerschule aus diese prächtigen Anlagen im Lahntal ins Leben riefen. Und wie hier gearbeitet und gesucht wird, so suchen sie in Frankreich, im Elsaß, in Oesterreich.

Daß der Erdboden sich erschöpft, entzieht man ihm an den gleichen Stellen stets die gleichen Stoffe und Kräfte, weiß der Landmann längst. Daß Inzucht nach einer gewissen Zeit der Heraustreibung aller besonderen Eigenschaften, die sie bewirkt, zur Degeneration führt, wissen alle Züchter ebenso längst. Die Frage ist nun, wie die besonderen wertvollen Qualitäten zu erhalten sind und trotzdem die Degeneration zu vermeiden ist? Ob es möglich ist durch Einsenkung amerikanischer Wurzelreben in deutsches Weinland? Werden die kräftigeren Pflanzen nicht noch viel schneller dem Boden seine Tragkraft vollends entziehen? Wie gibt man dem Boden wieder, was Jahrhunderte des gleichen Wachstums ihm entzogen haben? Die groben Stoffe — für die weiß der Landwirt wohl Rat. Aber für die feineren und feinsten Stoffe auch schon, auf die es offenbar hier nicht weniger ankommt? —

Ehedem griff der Kaiser auf Holzappeler und andere Bauernjungen zurück. Heute versucht es der degenerierte europäische Adel mit amerikanischen Milliardärstöchtern. Ob er sich da nicht verrechnet? Gewiß ist das Geld die Abstraktion einer ehemaligen wirkenden Kraft und Energie, einer körperlichen nicht minder als einer geistigen Energie. Und viel Geld ist ebenso die Abstraktion einer großen Energie. Der Erbe vielen Geldes ist also ganz sicher der Erbe einer Abstraktion; ob aber auch zugleich der Erbe jener großen Energie selbst? Jener Energie, die sich ausgibt und hingibt in rastlosem Schaffen, wie es das Leben verlangt? Wie es die Weinrebe lehrt, die süß wird und reif zur Freude von andern? Und da diese Abstraktion?! Liegt die Gefahr, die Versuchung, die Gewohnheit fast nicht schon sehr nahe, sie, die Abstraktion der Lebensenergie eines andern auszugeben, statt sich selbst? Ist es nicht viel bequemer, statt Anteil zu nehmen, lebendigen Anteil an dem Schicksal, an dem Werden und Wollen eines Menschen, ihm 100 oder 1000 Mark zu geben? Sich selbst aber für sich selbst zu reservieren? —

Eben, da ich dies schreibe, leuchtet ein wunderbarer Sternhimmel über mir. Ich sehe die Sterne. Sie sind ganz für sich, jeder für sich, und sie leuchten doch. Und mein Auge und Herz empfindet ihr Leuchten wie eine Wohltat, aber die Wohltat beschämt mich nicht und weckt keine Nebenempfindungen in mir. Wer so mit reinem Lichte zu geben vermöchte! Aber während ich in den ruhenden Nachthimmel hinaufschaue, kommt



mir ein Wort in den Sinn vom „In-den-Himmel Kommen". Den Reichen soll das bekanntlich besonders schwer werden, hat einmal einer gesagt. Warum denn? fragte ich mich und verstand das Wort weder als Kind noch später. Heute bin ich fast sicher, daß jener Weise weder dieses Wort vom „In-den-Himmel Kommen" so materiell naiv gemeint und gesagt hat, noch so manches seiner andern Worte, wie sie verstanden und ausgedeutet worden sind. Auch das Himmelreich, das ja inwendig in uns sein soll, war für ihn kein Ort, in den man in einem gewissen Werdestadium einfach hineinflog, sondern es war ihm die vollmenschliche Lebensempfindung, zu der niemand auf der Leiter der Abstraktionen emporsteigen kann. Neben dem Reichen aber steht diese größte aller Abstraktionen, das Geld, das „absolute Handelsgut", seine Macht und seine Gefahr. Seine Macht, denn er kann sich dafür alles kaufen, was käuflich ist auf der Welt; seine Gefahr, denn es verleitet gar leicht dazu, alles für käuflich zu halten, sich auch von seinen Pflichten loszukaufen und das absolute Handelsgut da zu verwenden, wo das Leben nicht mit sich handeln läßt. Darf er sich wundern, wenn eine fein empfindende Menschenseele zusammenzuckt, wenn er ihr mit diesem „absoluten Handelsgute" naht? Muß unsere Kultur da nicht noch selbst etwas hinzulernen? Das Feinste, das Beste? Sich, wie die Weinrebe, das Aroma zu erwerben, das, wie alle menschliche Güte, nur in der Sonne der Liebe zu reifen vermag?

Leuchten können wie die Sterne, Freude und Stärkung spenden können wie die Rebe — sie geben sich ihre Strahlen, ihre Reife, ihre Süßigkeit und wissen nichts von der Erfindung eines absoluten Handelsgutes, wie es der Mensch auch da verwenden möchte, wo er Wohltaten erweisen will. Der Mensch, das kluge Tier, erfand sich auch das allein. Gut verwendet, erfüllt es gewiß seinen Zweck, wie so manches seiner wunderbar erfundenen Werkzeuge. Falsch verwendet, empfindet das Leben die Zudringlichkeit und zieht sich zurück. . . .

Ja, wenn man eine Weintraube wäre! Wenn man spenden könnte wie sie! In freudigem Danke würden die wehen und angstvollen Blicke untergehen, die heute so oft das Leben auf seine Spender wirft.

——— * ———

Sonnenflecke, Nordlichter und erdmagnetische Strömungen.

Von Dr. F. S. Archenhold, Direktor der Treptow-Sternwarte.

Aus den verschiedensten Erdteilen laufen Nachrichten ein, daß am Sonnabend, dem 25. September, mittags und abends gewaltige Störungen in den Telegraphennetzen auftraten, so daß stundenlang der telegraphische Verkehr unterbrochen war. Die Morseapparate klapperten wie von unsichtbarer Hand betätigt im gleichen Moment nicht nur in Europa, sondern in Amerika und Australien hin und her, ja Flammen züngelten aus manchen Apparaten empor, so daß die Telegraphenbeamten die Flucht ergriffen. Aehnliche Störungen werden von den erdmagnetischen Observatorien gemeldet, und sicherlich ist mancher Kapitän auf hoher See in Verzweiflung geraten, als er bemerkte, daß auf seine Magnetnadel kein Verlaß mehr war, da sie fortwährend hin und her geworfen wurde. Auch in der Luft selbst begann abends der Spuk; züngelnde Flammen stiegen bis zum Zenit empor und zeigten unter starkem Farbenwechsel das wunderbare Spiel der sogenannten Nordlichtentfaltung. Ein magnetisches Ungewitter raste über weite Strecken unseres Kontinents. Wir fragen erstaunt, was trägt Schuld an all diesen außergewöhnlichen Erscheinungen? Die Antwort lautet, ein Sonnenfleck, dessen Größe und Gestaltsänderungen tags zuvor schon die Besucher der Treptow-Sternwarte in Erstaunen gesetzt hatte. Mehr als acht Erdkugeln wären notwendig, um den Fleck zu bedecken. Wie ist es nun möglich, daß ein einziger Sonnenfleck in einer Entfernung von 150 Millionen Kilometer eine solche Wirkung auf die Erde ausüben kann? Schon vor 15 Jahren wies ich in einem Vortrag auf einer Naturforscherversammlung darauf hin, daß in den Sonnenflecken elektrische Ströme sich bilden, die von gewaltiger Stärke sein müssen, so daß sie noch in den fernsten Himmelsräumen zerstörende Wirlungen ausüben können.

Der Vorgang spielt sich ähnlich ab wie beim Telegraphieren ohne Draht auf der Erde. In diesem Fall liegt die Geberstation auf der Sonne, und die Empfangstation ist die ganze Erde. Jedesmal, wenn ein großer Sonnenfleck auf der Mitte der Sonne steht, mit andern Worten, wenn der Trichterschlund des Fleckes der Erde zugekehrt ist, sind wir diesem elektrischen Bombardement ausgesetzt. Ja, es ist sogar jetzt möglich geworden, durch Spaltungen, die die Spektrallinien unter dem Einfluß eines magnetischen Feldes zeigen, wie es Zeemann zuerst im Laboratorium aufgefunden hat, in den Sonnenflecken die elektrischen Ströme direkt nachzuweisen und zu messen.

Von unserer Sonne, dem stolzen Tagesgestirn, gehen hiernach nicht nur Licht- und Wärmestrahlen aus, sondern auch elektrische Strömungen, die, wenn sie jetzt auch noch unangenehme Störungen auf der Erde hervorrufen, vielleicht einmal in Zukunft zu großen Wohltätern der Menschheit werden. Es wird erstrebt werden müssen, die jetzt erkannte neue Energiequelle für unsere Technik zu nutzen — kann brauchen wir nicht mehr die Kohlen, diese Millionen Jahre alten versteinerten Sonnenstrahlen, mit Lebensgefahr aus dem Innern der Erde ans Tageslicht zu fördern, sondern wir benutzen direkt ohne den kostspieligen Umwandlungsprozeß die uns zufließenden elektrischen Strahlen.

Dadurch, daß sowohl die Geberstation, die Sonne, wie die Empfangstation, die Erde, sich drehen, treten nun eigenartige Verwicklungen in der Erscheinung der Erdströme und des Erdmagnetismus hervor. Die Rotation der Sonne um ihre Achse dauert etwa 25 Tage, jedoch gebraucht ein Sonnenfleck zwei Tage länger, bevor er wieder in die gleiche Stellung zur Erde kommt. Daher finden wir in den Erdströmen zunächst diese 27tägige Periode wieder. Dann findet sich natürlich auch die tägliche Periode, hervorgerufen durch die Drehung der Erde um ihre Achse, in den Erdströmen wieder. Es hat sich herausgestellt, daß der untersuchte Erdstrom sowohl der Stärke wie der Richtung nach



einem ständigen Wechsel unterworfen ist; in den Mittagstunden ist er am größten. Auch haben die Jahreszeiten einen Einfluß auf die Erdströme; die größte Stromstärke stellt sich im Frühjahr ein, die geringste im Hochwinter. Innerhalb eines Tages zeigen sich durchschnittlich 36 Wellenkräuselungen in den Kurven der Erdströme, die noch völlig unerklärt sind.

Aehnliche starke Störungen wie jetzt rief ein Sonnenfleck am 31. Oktober 1903 hervor, als er die Mitte der Sonne passierte, damals wurden sogar elektrische Bahnen zum Stillstand gebracht durch die Erdströme, die den Erdkörper durchzuckten. Auch am 9. September 1898 waren mit einem der größten Sonnenflecke des vorigen Jahrhunderts starke erdmagnetische Störungen und die reiche Entfaltung eines Nordlichtes verbunden. Beide habe ich auf der Treptow-Sternwarte beobachtet und gezeichnet. Die Abbildungen befinden sich in unserm „Astronomischen Museum". Wie in unsern Laboratorien die elektrischen Ströme in den luftverdünnten Röntgenröhren eigenartige Strahlungen hervorrufen, so tun das gleiche die elektrischen Strahlen der Sonnenflecken in den noch dünneren höchsten Schichten unserer Atmosphäre. Es ist mithin kein Wunder, daß große Nordlichter gemeldet werden, wenn sich in unsern Telegraphennetzen Störungen zeigen. Beide Erscheinungen lassen sich auf die gleiche Ursache zurückführen. Daß am Sonnabend der Mars in Erdnähe stand, darf uns nicht zu der irrigen Annahme verleiten, daß die elektrischen Wellen Signale vom Mars gewesen sind. Es ist aber wahrscheinlich, daß auch auf dem Mars diese Sonnensignale sich zu gleicher Zeit bemerkbar gemacht haben wie bei uns, da Sonne, Erde und Mars um diese Zeit fast in einer geraden Linie standen. Wissen wir doch, daß auch in den Kometengasen ein Aufleuchten stattfindet, wenn sie in den elektrischen Strahlenkegel eines Sonnenfleckes geraten. So sehen wir auch hier wieder, welche praktische Bedeutung die astronomischen Beobachtungen gewinnen können, und wie sie den Zusammenhang der Naturerscheinungen aufzuhellen imstande sind.

○○○

Briefe eines modernen Mädchens.

Berlin, den 29. September.

Geliebte Lulu!

Wenn wir beide uns früher nach den Anschlagsäulen und Zeitungen unser Vergnügungsprogramm feststellten, so spielten die Theaterwoche und Konzertwoche, allenfalls noch der Zirkus die Hauptrolle. Jetzt ist das Repertoire enorm erweitert, die „Fliegerwoche" beinah das Aktuellste! — und was früher die Coquelinschen oder Sonnenthalschen Gastspiele waren, das sind nun die Latham und Blériot! Der Aviater sticht im Moment alle Konkurrenz — und wenn irgendwo ein Kunstsalon zur Vorbesichtigung jenes neuen, ganz großen Malers einlüde, der uns so nötig ist, und wir hätten zur selben Stunde einen Tribünenplatz auf dem Flugfelde — wir ließen bestimmt den neuen Kunststern schießen und führen — leise hypnotisiert seit Orville Wright, wie wir nun einmal sind — bestimmt durch die goldene Septembersonne oder das feine Nebelgrau dieser unberechenbaren Herbstlaunen ins Freie zum Flugplatze hinaus.

Das „Wunderbare", das sich leider sonst so schnell, meist schon beim dritten Anblick abzunutzen pflegt, behält angesichts der aviatischen Leistungen dauernd seinen Nimbus. Die grenzenlose, in jedem Augenblick drohende Gefahr, in der die kühnen Lüftesegler sich befinden, der Schauder über jene furchtbaren Katastrophen, die hier und da den Verwegenen treffen, erhöhen den Respekt. Die Ausblicke auf all die sich vielleicht noch ergebenden Möglichkeiten fachen das Interesse immer neu an.

Der Moment, wo jeder Laie ohne Hilfe, ohne Schienen, da wo er steht, beliebig mit seinem Apparat losoperieren kann, rückt nah und näher, und ich sehe schon den Zeitpunkt, wenn auf jedem Korridor normaler Familien neben den Spazierstöcken und den Gummischuhen die zusammenlegbaren Flugmaschinen lehnen, wenn der Mensch, der sich eigensinnig von diesem Fortschritt ausschließt, ebenso botokudenhaft und hinterwäldlerisch erscheint als der Mensch, der heutzutage kein Telephon hat und wie ein trauriger Outsider abseits vom flutenden Leben seine altmodischen Tage hinspinnt. Ich sehe schon im Geist meine verschiedenen Bekannten mit mehr oder weniger Anmut die Luft durcharbeiten, das Leben der Straße hinaufgehoben in den Aether — und bedaure dabei nur eins, daß der Reiz romantischer Begegnungen unten auf dem Asphalt dann mehr und mehr wegfallen wird — dies suggestive Einander-Entgegenwandern, wenn sich die Blicke über die Weite dreier Laternen weg bereits ineinanderhaken wie die Maschen einer von geheimnisvollen Gewalten gelenkten Kette. Jeden Fortschritt haben wir gewöhnlich mit etwas Schönem zu bezahlen. Fast jeder Gewinn ist nach irgendeiner Seite ein Verlust. Allerdings sind ja nicht alle so wenig auf das Praktische und so sehr auf das Schöne kapriziert wie ich!

Schön waren in letzter Zeit die Berliner Straßen, als im Herbstglanz die Wettbewerb-Schaufenster als neue Sensation an das Getriebe der vorbeiflutenden Menschenschar gerückt waren. Aber etwas ging's wie bei Baumkuchen mit Schlagsahne. Beim dritten Stück konnte man nicht mehr recht. Wer programmäßig die Hauptstraßen abwanderte, staunend über so viel Raffinement nach den verschiedensten Richtungen, über diese reizenden Stilleben, diese Interieurs mit Puppen und Draperien, der griff sich schließlich doch schaudernd an die Stirn und dachte: Mein Gott! warum gibt es so viel Sachen in der Welt?!

Die Massenhaftigkeit hat etwas Erdrückendes, Abstumpfendes — der Reiz des einzelnen Gegenstandes wird durch die Anhäufung zu vieler andrer gleichsam totgedrückt. —

Ist nicht zum Beispiel das Paar Atlasschuh, das auf dem Bilde van der Meers einsam im sonnigen Zimmer steht, seltsam lebensvoll wie ein beseeltes Etwas, Menschennähe verratend, beinah die Individualität der Trägerin — ist nicht dies eine Paar wirkungsvoller als ganze Schaufenster kunstvoll arrangierten Schuhwerks? Und hat Rosenfülle, die doch rein an sich das Edelschönste ist, was die Natur produziert, es irgendwie nötig, durch Bänder, Säulen und Beleuchtungseffekte noch künstlich unterstrichen zu werden, sowie man Konfektionssachen montieren muß, damit sie verlockend erscheinen? Banalere Gegenstände rückten dafür in veredeltes Licht, und selbst die „Sparwäsche", vor der die Aesthetenseelen der Wohlsituierten schaudern, hatte ebenso wie das Linoleum einen Abglanz von Poesie abgekriegt. —



Als ich nach Abwanderung der Schaufenster in den Zoo zur Kochkunstausstellung geriet, kam mir, zwischen den Tischen wandelnd, alsbald der gleiche Gedanke wie vorhin: Muß es denn so viel Essen in der Welt geben?!

Die Mannigfaltigkeit der kulinarischen Möglichkeiten war erstaunlich. Rehrücken von beinah ästhetischer Vollendung reckten sich zwischen Saucen von zauberhaftesten Farben. Auch Kulturhistorisches gab es. Die Bremer Schaffermahlzeit wies schlagend die Ueberlegenheit nordwestdeutscher Magennerven nach. Man sah hinter die Kulissen der Küche, alle die Stadien und Apparate, die nötig sind, um so glänzende Resultate zu erzielen. Man sah Vegetarisches und Hygienisches. Wunderbare Gasöfen, denen die fertigen Braten wie preisgekrönte Ausstellungstiere entstiegen. Man sah Luxus und Einfachheit, alles beieinander, das Ganze überschwebt vom Duft welkender Blumen, süßer Kuchen, Mayonnaisen, die beinah „vorüber" waren. Krebsgerichte, die den ersten Flair bereits verloren hatten. Und man empfand, daß aufgetürmte Büfette ohne die Menschen dazu unheimlich naturalistisch wirken, so wie der ganz vulgäre Teil der Geselligkeit, nicht verklärt durch geistreiche Gespräche derer, die an der Tafel sitzen, nicht vergeistigt sozusagen durch die Gleichgültigkeit, mit der die Geladenen die ganze Esserei wie etwas Nebensächliches, Inferiores behandeln. Auch hätten wie vor florentinischen Palästen Bettler vor der Halle am Zoo warten müssen, die abends all das Essen von den Tischen freigebig ausgeteilt bekamen — all diese wundersam modellierten und ausgemalten Schaugerichte, an denen ein Teil der Menge andächtig, als handle es sich mindestens um die Venus von Milo oder den Rosendiamanten, vorüber wallfahrtete.

Du siehst, liebe Lulu, ich habe kein rechtes Organ für Massenausstellungen — und werde da stets ungerecht, so sehr ich im Prinzip auch Goethes Diktum anerkenne: „Die Masse könnt Ihr nur durch Masse zwingen."

In Großstädten muß das so sein.

Nur erhebt sich in meiner Seele zuweilen die Gegenfrage: Muß man in Großstädten sein?

Sollte man nicht einmal etwas ganz Andersartiges einschieben? Etwa ein Jahr in Annotok, wo man nur Wettbewerbausstellungen von schimmernden Eisbergen sieht und in der endlos langen Winternacht alle Berliner Saisonbegebenheiten einmal verschläft? In einer richtigen Eskimohütte, auf Eisbeerfellen liegend, in einem doch gewiß sehr kleidsamen Blaufuchsanzug, nichts zur Lektüre als die altbackene Zeitung aus Godthaab, die bloß dreißigmal im Jahr erscheint, irgendeinen ganz primitiven Grönländer als soidisant-Verehrer?

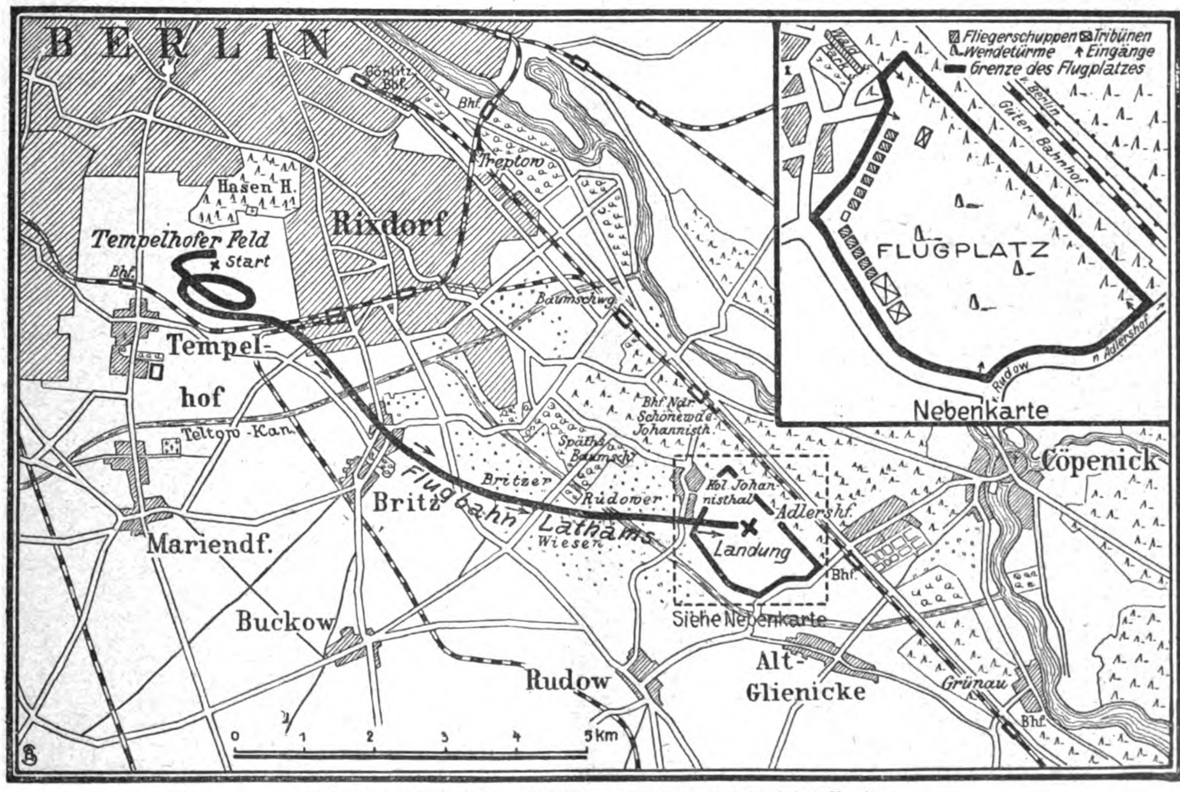
Wobei mich nur schreckt, daß die Rasse so klein sein soll . . . Da mir doch am Mann nun einmal die äußere Stattlichkeit imponiert.

Was meinst Du?

Deine Ada-Alice.

Unsere Bilder

Cooks Aufnahmen am Nordpol (Abb. S. 1691 u. 1692). Dr. Cook, der sich anschickt, den versprochenen einwandfreien Beweis für seine Entdeckung des Nordpols zu führen, hat als erstes Dokument mehrere von ihm aufgenommene Photographien der Polargegend vorgelegt. Eins der Bilder zeigt die Eishütte, die Dr. Cook nach seinen Angaben am Nordpol errichtete, und in der er mit seinen Begleitern am 21. und 22. April 1908 wohnte. Vor der Hütte stehen Cooks getreue Eskimos, über



Situationsplan zu den Weltflügen in Johannisthal bei Berlin

nebst Route des von Latham zurückgelegten Fluges vom Tempelhofer Felde nach Johannisthal



ihr weht die amerikanische Flagge. Die auf dem Bild dargestellte Landschaft unterscheidet sich (wie jeder Einsichtige begreiflich finden wird) in keiner Weise von den bisher bekannten Polarlandschaften. Der Photographie wohnt also nicht sehr viel Beweiskraft inne; ob sie wirklich die Stelle veranschaulicht, nach der so viele Forscher so lange gestrebt haben, wird erst der Ausgang des leidigen Streites um den Nordpol endgültig entscheiden können.

Die Berliner Flugwoche (Abb. S. 1693 u. 1694 und Karte auf S. 1689). Die Berliner, deren Interesse für die Aviatik durch die glänzenden Flüge Orville Wrights rege gemacht worden ist, haben in diesen Tagen Gelegenheit, eine ganze Anzahl der berühmtesten Aviater aller Länder auf einmal bei der Arbeit zu sehen. Auf dem neuerrichteten Flugplatz in dem östlichen Vorort Johannisthal findet eine „Flugwoche" statt, für deren aviatische Konkurrenzen große Geldpreise ausgesetzt sind. Unter den Teilnehmern befinden sich fast alle namhaften „fliegenden Menschen" und Vertreter aller Systeme der Aviatik. Blériot, der ruhmreiche Ueberwinder des Kanals, mißt sich hier von neuem mit seinem alten Konkurrenten Latham; Rougier, einer der Sieger von Brescia, Henri Farman, Leblanc haben sich mit ihren verschieden geformten Riesenvögeln, Riesenschmetterlingen und Riesenlibellen eingestellt. Außerdem einige Träger minder bekannter Namen, Belgier, Franzosen, sogar zwei Chilenen. Die deutsche Aviatik steht bei diesem glänzenden Meeting noch sehr im Hintergrund, aber sie darf sich davon wohl manche fruchtbare Anregung versprechen. — Der erste große Erfolg der Flugwoche wurde übrigens nicht auf dem so reich besetzten Flugfelde errungen, sondern auf dem Wege dahin. Hubert Latham, der seinen Aeroplan auf dem Tempelhofer Felde vorgeführt hatte, flog von dort direkt über Felder und Ortschaften bis nach Johannisthal, wo er nach einem meisterhaften Fluge glücklich anlangte. Es war die erste wirkliche Reise im Aeroplan, die in Deutschland stattgefunden hat, und der Vorort Britz war der erste deutsche Ort, über dessen Straßen ein „fliegender Mensch" dahinsauste. Natürlich erregte die Bravourleistung des französischen Aviaters helle Begeisterung.

Der Unfall der „République" (Abb. S. 1696). Die französische Oeffentlichkeit betrauert einen fürchterlichen Unfall, der im ganzen Land als ein nationales Unglück angesehen wird. Das Militärluftschiff „La République", das während der großen Manöver dem Heer ausgezeichnete Dienste geleistet hat, ist während seiner Rückfahrt in der Nähe von Moulins etwa 100 Meter über dem Boden explodiert. Ein losgebrochener Schraubenflügel hatte den Ballon getroffen. Als die Insassen der das Luftschiff begleitenden Militärautomobile herbeieilten, fanden sie in der von den Fetzen der Ballonhülle bedeckten Gondel die Leichen der vier Militärluftschiffer, die die „République" gelenkt hatten, des Hauptmanns Maréchal, des Leutnants Chauvé und der Mechaniker Vincent und Reaux. Die Toten und die Trümmer des einst so stolzen Luftschiffes wurden von der Unglücksstätte beim Schloß Aroully nach Moulins geschafft.

Die Hudson-Fulton-Feier in Neuyork (Abb. S. 1698). Nordamerika und besonders sein ökonomisches Zentrum, Neuyork, feiert in diesen Tagen durch rauschende Feste ein stolzes Doppeljubiläum. Es sind dreihundert Jahre verstrichen, seitdem Henri Hudson mit seinem Schiff „De halve Maen" den Strom erforschte, der jetzt seinen Namen trägt, und an dem die Weltstadt Neuyork sich entwickelt hat. Zwei Jahrhunderte später befuhr der erste Dampfer diesen Fluß: Robert Fultons bescheidenes kleines Schiff „Clermont". In diesen Septembertagen kehrten der „halve Maen" und der „Clermont" oder doch ihre genauen Nachbildungen wieder in dem Hafen Neuyorks ein. Den glänzenden Festen, deren Mittelpunkt der triumphale Einzug der beiden kleinen und doch so reich mit Segen beladenen Schiffe bildete, wohnten Kriegsschiffe aller Länder bei, darunter auch ein deutsches Kreuzergeschwader, das mit besonderem Enthusiasmus begrüßt wurde.

Professor Ludwig Knaus (Abb. S. 1695), einer der Meister unserer bildenden Kunst, feiert am 5. Oktober seinen 80. Geburtstag. Ludwig Knaus wurde in Wiesbaden als Sohn eines Optikers geboren. Im Jahre 1845 gelang es dem Sechzehnjährigen, die Düsseldorfer Akademie zu beziehen, wo er bei Karl Sohn und Wilhelm Schadow studierte. In den Jahren 1848—1851 entstand eine Reihe von trefflichen Bildern aus dem Bauernleben des Schwarzwaldes, die den Namen des jungen Künstlers bekannt machten und es ihm ermöglichten, seine Lehrzeit in Paris zu vollenden. Dort blieb er acht Jahre; dann kehrte er als berühmter Meister nach Deutschland heim. In den Jahren 1862—1865 lebte er in Berlin, dann in Düsseldorf. Im Jahre 1874 wurde er als Leiter des Meisterateliers der Königlichen Akademie nach Berlin berufen. Die humorvollen köstlichen Genrebilder, die der Meister geschaffen hat, haben den Ruhm der deutschen Malerei im Ausland gehoben und vermehrt. In unseren Museen und Galerien aber haben sie Tausenden reine Freude bereitet.

Hauptmann Ferber (Abb. S. 1698) hat in Boulogne-sur-Mer, wenige Tage vor dem Unfall der „République", den Tod des Ikaros gefunden. Ferber war einer der eifrigsten Aviatiker des französischen Heeres; er hatte sich dem Gleitflug seit seinen ersten Anfängen mit leidenschaftlicher Hingabe gewidmet. Er war einer der Schüler des Deutschen Otto Lilienthal, der in ähnlicher Weise ums Leben kam. Ferber hat persönlich niemals glänzende Erfolge errungen. Er, der als einer der ersten die Bedeutung der Wrights erkannt hat, der zuerst als einfacher Artillerieoffizier, dann als Leiter eines aviatischen Militärinstituts unermüdlich für die Aviatik gewirkt hat, war einer der Vorläufer und Verkünder des Zeitalters des Menschenfluges, an dessen Schwelle wir stehen. Wie viele Vorläufer hat auch er als Märtyrer geendet.

Melanie Kurt (Abb. S. 1697). Die Berliner Königl. Oper hat in dieser neuen Saison ein tüchtiges neues Mitglied erhalten: Fräulein Melanie Kurt, die bisher als erste dramatische Sängerin am Hoftheater in Braunschweig gewirkt hat. Das Berliner Publikum hat die sympathische Kunst der Sängerin bereits bei ihrem Probegastspiel im vorigen Jahr kennen gelernt. Ihr voller, weicher Sopran stellt eine künstlerische Bereicherung der Hofbühne dar, der Fräulein Kurt für fünf Jahre verpflichtet ist.

Hedwig Wangel (Abb. S. 1698), die humorvolle, kernhaft fröhliche Darstellerin des Deutschen Theaters in Berlin, hat ihrem Publikum eine Ueberraschung bereitet: sie hat sich plötzlich von der Bühne und von der sündigen Weltlichkeit überhaupt abgekehrt, um ausschließlich ihren religiösen Ideen zu leben. Die öffentliche Meinung beurteilt den exaltierten Abschiedsbrief der Künstlerin sehr verschieden. Es fehlt nicht an Stimmen, die von religiösem Wahnsinn sprechen, andere wollen den Schritt der Frau Wangel durch Einflüsse ihrer Familie oder durch ein persönliches erschütterndes Erlebnis erklären. Aber alle Welt ist darin einig, daß dieser Abschluß einer glänzenden künstlerischen Laufbahn für die zeitgenössische deutsche Bühne einen Verlust bedeutet.

Personalien (Abb. S. 1698). Am 2. Oktober d. Js. feiert Leutnant a. D. Julius Winter sein 50jähriges Militärjubiläum. Leutnant Winter hat sich im Jahre 1866 ganz besonders ausgezeichnet. Später war er an der Hauptkadettenanstalt in Groß-Lichterfelde tätig. Seit 1893 lebt er im Ruhestande. — Der hochverdiente Botaniker der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule Prof. Dr. Wittmack beging am 26. September seinen 70. Geburtstag. Der Gelehrte stammt aus Hamburg. Vor 26 Jahren wurde er mit der Einrichtung des Berliner Landwirtschaftlichen Museums betraut. Als Kustos dieses Instituts habilitierte er sich an der Universität und wirkte dann als ordentlicher Professor an der Universität und an der Landwirtschaftlichen Hochschule, deren Rektorat er von 1889—1891 bekleidete. An vielen Weltausstellungen nahm er als Juror teil, so in Chikago, Paris und St. Louis.

Die Toten der Woche

Wilhelm Casselmann, ehem. freisinniger Reichstagsabgeordneter, † in Eisenach am 24. September.

Professor Anton Dohrn, Begründer und Leiter der Zoologischen Station in Neapel, † in Neuwittelsbach bei München am 26. September im Alter von 68 Jahren.

Prof. Dr. Richard Engelmann, bekannter Archäologe, † in Graz am 28. September im 66. Lebensjahr.

Bischof Roerdam, Primas der dänischen Landeskirche, † in Kopenhagen am 25. September im Alter von 77 Jahren.

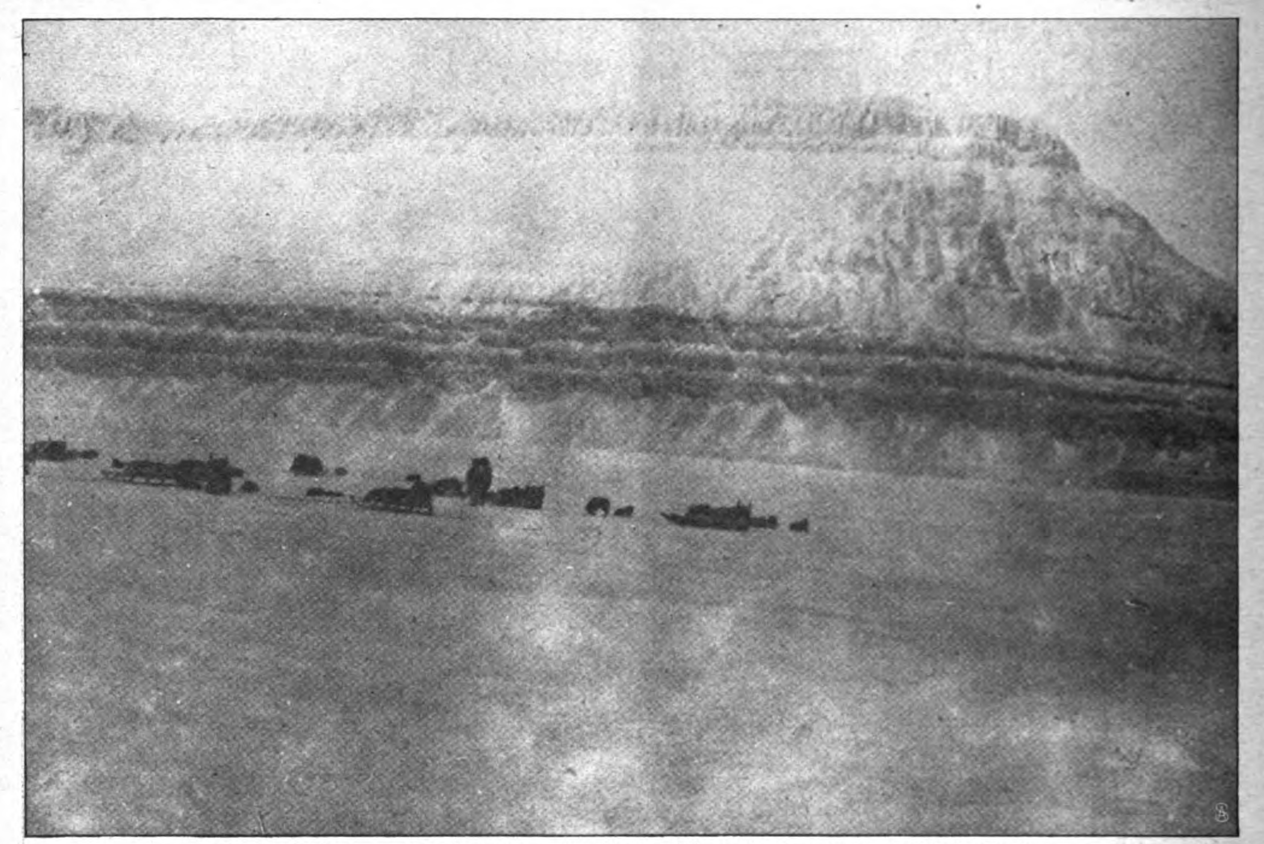
Reichsgräfin Mathild Antoinette Schmettow-Gyertyanffy, bekannte Pianistin und Komponistin, † in Nizza im Alter von 72 Jahren.

Bilder vom Tage

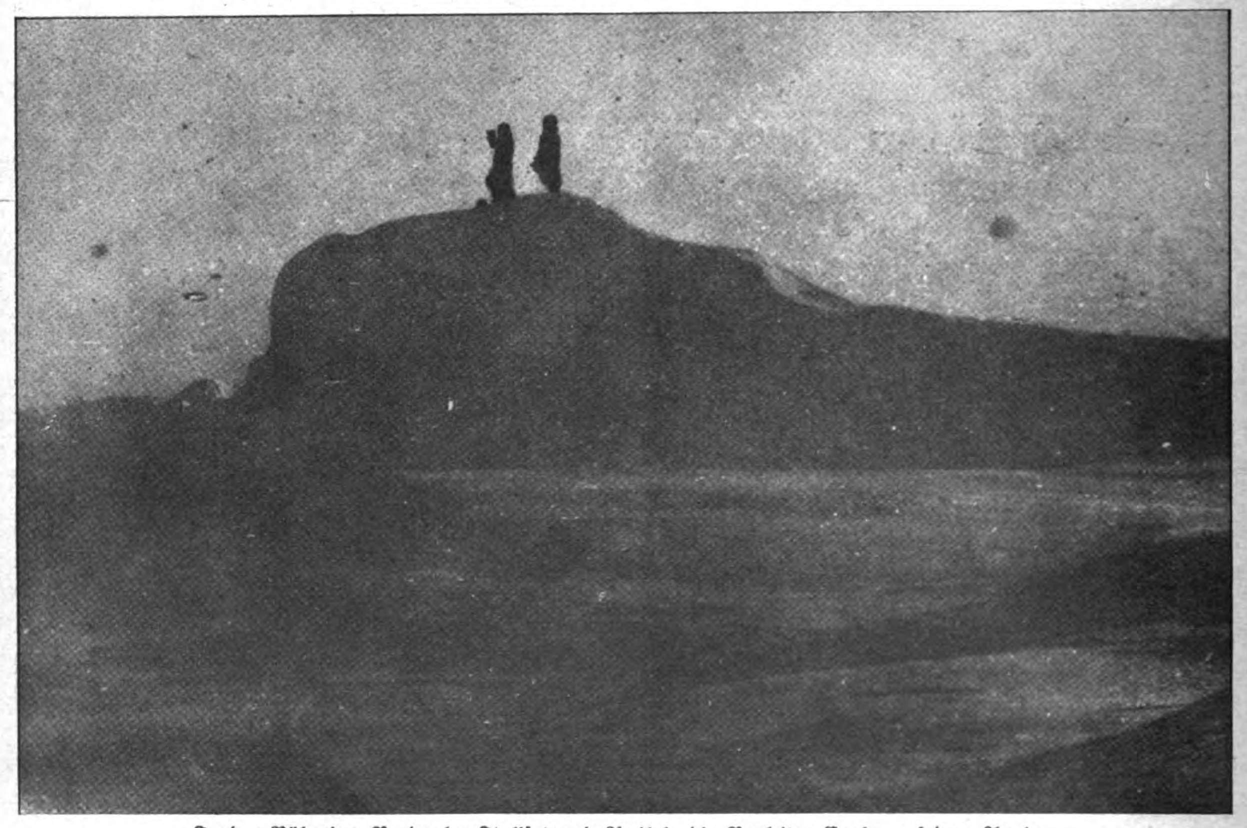
Die Erfüllung eines Jahrhunderte alten Traums: Phot. News Service

Die Expedition Frederick A. Cooks in der Nacht vom 21. zum 22. April 1908 am Nordpol.





Die Expedition vor der Trennung von ihrem Führer: Rast auf dem Grinnell-Lande.



In der Nähe des Nordpols: Itukisut und Awilah, die Begleiter Cooks, auf dem Auslug.

Frederick A. Cook auf dem Wege zum Nordpol. Phot. News Service.

Der erste Ueberlandflug in Deutschland mittels Aeroplan:

Latham auf seiner kühnen Luftfahrt vom Tempelhofer Feld in Berlin nach Johannisthal.

Spezialaufnohme für die „Woche“. — Oben links: Der Aviatiker Latham.

Oberes Bild: Der Aeroplan des Brasilianers Sanchez Besa. Mittleres Bild: Der Voisin-Apparat des Barons de Caters. Unteres Bild: Blériot auf seinem Eindecker.

Von den aviatischen Wettkämpfen der Berliner Flugwoche.

Spezialaufnahmen für die „Woche".

Professor Ludwig Knaus,

Ehren-Senator der Königlichen Akademie der Künste in Berlin, feiert seinen 80. Geburtstag.

Phot. Marta Wolff.



Die Trümmer des zerschmetterten Lenkballons.

Phot. World Graphic Preß.

Zu dem beklagenswerten Unfall des französischen Lenkballons „République" zwischen Trevol und Villeneuve.



Melanie Kurt,

das neue Mitglied des Königlichen Opernhauses in Berlin.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von Aura Hertwig.



Phot. Branger.

Kapitän Ferber †
Der bekannte französische Aviatiker.



Phot. Scherz.

Leutnant a. D. Julius Winter,
gehört 60 Jahre der Armee an.



Phot. Noack.

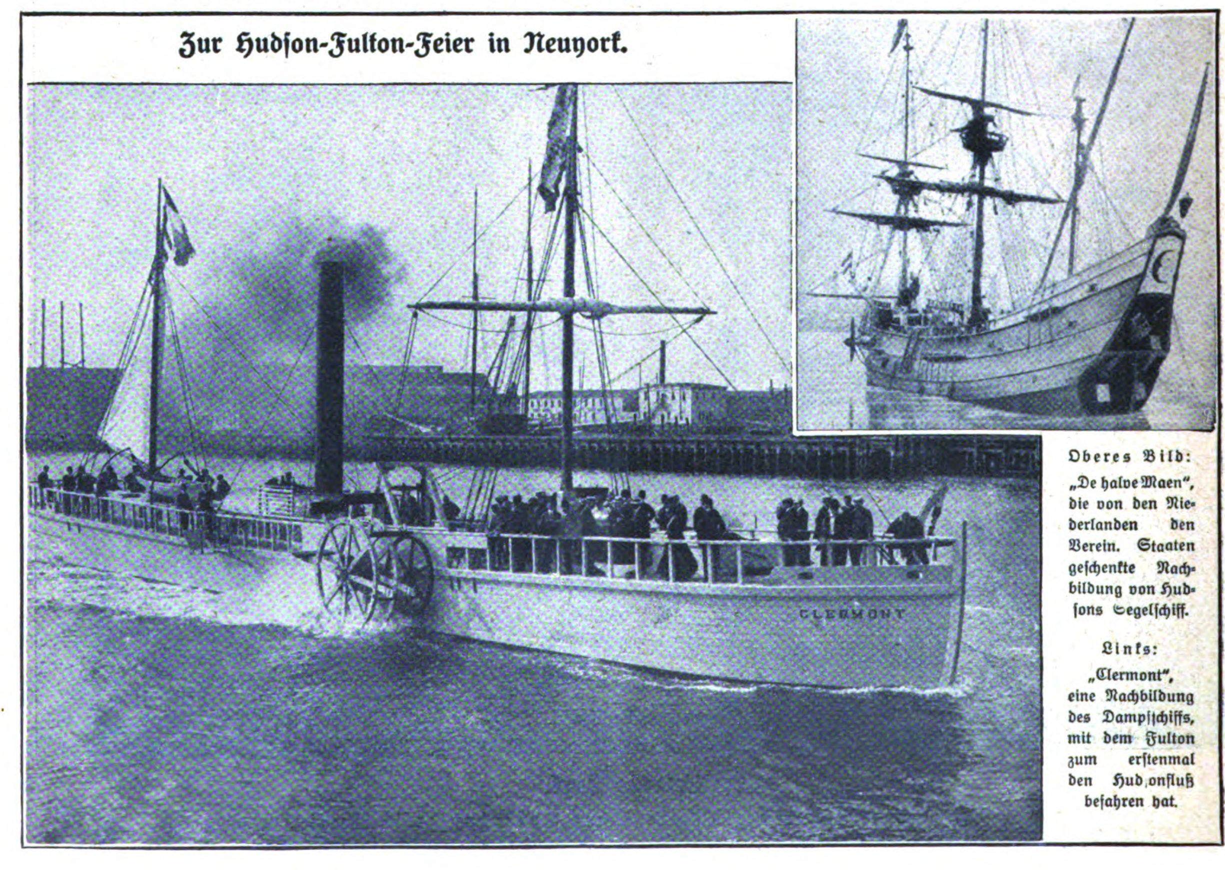
Professor Dr. Wittmack,
beging seinen 70. Geburtstag.



Phot. Aura Hertwig.

Hedwig Wangel,
entsagt ihrer erfolgreichen Bühnenlaufbahn.

Zur Hudson-Fulton-Feier in Neuyork.



Oberes Bild: „De halve Maen", die von den Niederlanden den Verein. Staaten geschenkte Nachbildung von Hudsons Segelschiff.

Links: „Clermont", eine Nachbildung des Dampfschiffs, mit dem Fulton zum erstenmal den Hudsonfluß befahren hat.

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

9. Fortsetzung.

Mochten die verschiedenen Kollegen von der Bank, denen Jonas' häusliche Misere unbekannt war, ihn einen „Streber" nennen — er fand immer neue Arbeit, er verließ das Bureau nicht vor halb neun und brachte voll Stolz am Ende des Monats manchmal bis zu 60 Mark „Abendbrotgelder" heim, die ihm sein Bleiben im Bureau über die achte Abendstunde hinaus eingetragen.

Frau Jonas fand nicht mehr den Mut, ihm Vorwürfe zu machen. Sie sah, wie er sich aufopferte in reinem, wortlosem Heldentum. Sie sah seinen Rücken sich krümmen, seine Haare bleichen und mühte sich, es ihm nicht zu zeigen, wie weit ihr häusliches Leben hinter dem zurückstand, was sie einst erwartet hatte.

Aber ein Groll stieg in ihr auf gegen das Haus, das alle Kräfte eines Menschen ausnutzte, um ihm nur die Wahl zu lassen zwischen Verzicht auf alle Lebensfreude oder die Unsittlichkeit des Glückspiels. Es tat ihr weh, wenn ihr Mann mit Genugtuung von dem Vertrauen sprach, das Ramlow in ihm setzte. Mit dem Positivismus der Frau verlangte sie größere materielle Beweise der Zufriedenheit. Und die Ehe wurde ein ständiges Versteckspiel vor dem Gefühl des andern, eine Heuchelei des Glücks und der Sorglosigkeit.

Seitdem Jonas den verantwortungsvollen Posten am „verhexten Tisch" einnahm, wuchs seine Nervosität. Wie zerschlagen kam er oft nach Hause, mit zitternden Händen. Immer war ihm, als hätte er noch etwas vergessen, als wäre ein Wertkuvert unter sein Pult gefallen, oder als hätte er vergessen, die Adresse darauf zu schreiben. Und dann kam die schrecklichste Zeit.

Ein Braunschweiger 20-Taler-Los war mit andern Wertpapieren von ihm an Meyer & Söhne nach Nürnberg geschickt worden. Es kam bei der Nummernziehung mit dem größten Gewinn heraus. Meyer & Söhne reklamierten das Papier. Jonas wußte genau — das Los war abgegangen. Er sah sie noch vor sich, die zwei dicken Striche, die er unter den Namen der Stadt gemacht hatte, als hätte er die Wichtigkeit gerade dieser Sendung ahnen können.

„Tja . . . das Los ist nicht angekommen", sagte Ramlow.

Er dachte nicht daran, den gewissenhaften Beamten zu beschuldigen, aber seltsam blieb es doch, daß gerade dieses Papier verloren sein sollte. Ein schonungsvolles Ermittlungsverfahren von seiten der Bankdirektion schloß sich daran.

Wortlos, bleich, mit zuckenden Lippen stand er vor dem polternden, kleinen Eiler, der, mit den Händen in den Hosentaschen, aufgeregt hin und her schoß.

„Tja . . . Herr . . . Sie müssen eben aufpassen. Das ist doch eine ganz verfluchte Geschichte. Jetzt, wo das Dings noch dazu mit dem Hauptgewinn herausgekommen ist, können wir nicht mal 'n anderes Stück liefern. Da hört sich denn doch alle Gemütlichkeit auf — wirklich alle Gemütlichkeit!"

Und Jonas blickte mit seinen müden, dunklen Augen stier in die Leere des rauchdurchschwängerten Zimmers, während ihm sein Herz in kurzen, unregelmäßigen Schlägen bis zum Halse hinaufhämmerte, daß er zu ersticken meinte.

Als er am andern Morgen an sein Pult trat, bemerkte er, daß man es heimlich geöffnet und seine Papiere durchsucht hatte. . . .

Sollte er seine Entlassung einreichen? Das würde dem furchtbaren Verdacht, den er über sich schweben fühlte, neue Nahrung geben. . . . Und was wurde dann aus seiner Familie? In seinem Alter einen neuen Beruf ergreifen? Und welche Bank würde ihn ohne Referenzen bei sich aufnehmen. . . . Er lernte es, aufrecht zu gehn unter den Spießruten verwunderter, befangener und verurteilender Blicke, lernte es, weiter zu arbeiten, als wenn nichts geschehen wäre, ohne es merken zu lassen, daß jeder Atemzug in diesem Raum ihn ein Teil seines Lebens kostete. . . .

Nur seine Augen blickten manchmal so eigentümlich verstört auf die sorglosen jungen Leute um ihn herum, als suchten sie dort einen Verräter, als müßte er dort in ihren Reihen, wo Sorglosigkeit sich so mit Leichtsinn paarte, den Verbrecher entdecken, der ihn zugrunde gerichtet hatte. . . .

Und dann kam eines Tages, nach vielen langen Wochen, Herr Eiler, parfümiert und tänzelnd, ins Effektenbureau und sagte lächelnd: „Na also, was sagen Sie, Ramlow, schreiben heute Meyer & Söhne, Nürnberg, das Los habe sich gestern gefunden. Es sei bei ihnen irrtümlich unter andere Papiere geraten."

Nicht einmal zu Jonas hatte er es gesagt, aber doch so laut, daß es jener hören konnte. . . .

Und er hatte auch da weitergearbeitet und den Schimpf ertragen, der darin lag, daß sich alle so freundlich zu ihm herumdrehten. . . .

Ramlow hatte ihm an jenem Abend kräftig die Hand geschüttelt, und am nächsten Tag war anonym ein Korb mit sechs Flaschen guten Bordeaux in seiner Wohnung abgegeben worden.

Ja . . . . .

Aber vier Wochen später hatten sie ihn in die Anstalt gebracht. . . . . .

Nun vermietete sie Zimmer. Knauserte, darbte und sparte mehr, als sie es je getan. Wenn ihr Mann wiederkam, sollte ihm nichts fehlen. Jedes harte Wort, das sie ihm früher mal gesagt hatte, lag ihr wie eine Schuld auf der Seele. Um ihretwillen hatte er sich überarbeitet, um vorwärts zu kommen auf anständigem, geradem Wege,



um ihr das Behagen zu schaffen, das sie neidischen Blickes bei den andern sah. . . . .

Als der kleine Stratzky eines Tages mit grünem Gesicht in ihr kleines Wohnzimmerchen kam, wo sie die Wäsche für die Kinder flickte, und ihr sagte, er hätte dreihundert Mark auf der Börse verloren, da empfand sie zum erstenmal, wovor ihr Mann sie bewahrt hatte; und noch lebhafter kam es ihr zum Bewußtsein, als Stratzky wieder neue Papiere kaufte, immer billigere, unsicherere Werte, zagend und hoffnungsvoll zugleich, und schwermütiger von Tag zu Tag das Sinken auch dieses „Schundes" berichtete. Jetzt schwor er auf „Bredower Zucker". . . . Na, Gott . . . er hatte keine Familie . . . wenn's ihm Freude machte! . . .

Frau Jonas kniff streng die Lippen zusammen und schüttelte das Kopfkissen von Felix' Bett auf.

Er hob den Kopf und blickte schlaftrunken um sich: „Wahrhaftig, Frau Jonas, ich habe geschlafen. Diese niederträchtige Müdigkeit."

Sie nickte.

„Ja . . . erst macht's müde, und dann macht's mürbe", antwortete sie kurz.

Er versuchte wieder zu arbeiten. Und wieder tanzten Zahlen statt Notenköpfe vor seinen Augen, und tausend laute Stimmen aus der Welt draußen drängten sich zwischen die Töne, die er zur Melodie einfangen wollte.

Morgen hatte er Stunde. Er mußte fertig werden, er mußte. Er hatte wirklich das Empfinden des säumigen Schuljungen, der sich vor der Rüge des Lehrers fürchtet, als wäre seine Arbeit nicht an sich selbst wichtig, sondern nur für die Zensur, die er dafür bekam.

Er preßte beide Hände gegen die schmerzenden Schläfen, tauchte die Feder in die Tinte. . . . Langsam malte er die Köpfchen, heiß brannten ihm die Augen, und sinnlos schien ihm, was er da schrieb.

Wo war seine glühende Begeisterung geblieben? Wo der Mut, der ihn alles hatte wagen lassen?

Wenn er das unpersönliche, kühle „Tag" des Professors Kramer hörte, war ihm immer jede Stimmung verdorben. Die Weisheit, die er sich für das Zehnmarkstück, das er verschämt auf die Schreibtischecke legte, eintauschte, erschien ihm hölzern wie eine Grammatiklehre.

Es war sein Ehrgeiz gewesen, sich in diesem Fall ohne Berufung auf den Namen seines Bruders vorwärts zu helfen, und er lernte dabei das niederdrückende Gefühl kennen, das jeden Namenlosen beschleicht, der sich für sein Geld nicht einmal Gewißheit über sich erkaufen kann.

Die Hoffnung, daß Kramer schon nach den ersten Stunden das große Talent in ihm sehen würde, erfüllte sich nicht. Felix fühlte nur zu gut, daß er nicht vorwärts kam, und erwartete keine Förderung mehr von dem methodischen, kalten System, das in bestimmten, schablonenhaften Quantitäten den Lehrstoff verarbeitete, ohne den Schüler zu berücksichtigen.

Er fand kaum den Mut mehr wie früher, frei zu phantasieren, sich auszugeben in einem Tongefolge, das ihm aus innerstem Empfinden quoll. Und er hatte keinen reinen Genuß mehr in den Konzertsälen. Die Theorie seiner jungen Weisheit zersetzte ihm alles.

Mit leiser Beschämung dachte er des hohen Liedes, das er Berlin weihen wollte. Noch konnte er das Abc nicht und träumte von einem Weltenepos.

Das naive Geklimper des kleinen Stratzky kam von der andern Seite des Korridors zu ihm herüber. Kindliche Laute einer genügsamen Seele.

Es gab Stunden, wo er den müden, schmerzenden Kopf in die heißen Hände stützte und sich fragte, was ihn denn eigentlich berechtigt hätte, die Zahl jener zu vermehren, die sich in dieser unerbittlichen Millionenstadt zu den ersten Reihen drängten.

Eines Abends erwartete ihn der Vater vor dem Ausgang der Bank. Er klagte viel, hauptsächlich über Ottiliens Geiz. Ohne Betriebskapital ließe sich heute nicht mehr arbeiten. Wenn er kaum soviel Geld hatte, um ein Glas Bier zu bezahlen, konnte er nicht Geschäfte machen. Und er hatte jetzt eine prächtige Sache in Aussicht.

„Du mußt nicht immer so lächeln, Felixchen, es ist wirklich eine gute Sache. Nicht von Dauer, aber mit sechzig Mark kann ich das Dreifache verdienen, verstehst du — das Dreifache."

„Aber wozu, Papa? Laß das doch . . ."

„Wozu, mein Sohn? Weil ich Pflichtgefühl habe. Glaubst du, ich sehe es nicht, wie Tille sich abquält? Solche Ringe hat sie um die Augen! Kein Mensch sorgt für sie, kein Mensch . . . wo sie doch für alle gesorgt hat . . ."

Es gab Felix einen Stich.

In seiner eigenen Niedergeschlagenheit hatte er sich in der letzten Zeit weniger um Ottilie gekümmert, er hatte nur erleichtert aufgeatmet, als sie ihm geschrieben, daß Alma Kurthes Besuch wieder hinausgeschoben war wegen einer leichten Erkrankung des Vaters.

Wie herzlich hatte er da an Alma geschrieben; er hatte Worte gefunden, die ehrlich klangen, voll Anteilnahme und warmer Zugehörigkeit. Aber ihr überschwenglicher, tränendurchnäßter Brief hatte ihn wieder abgekühlt und die Verstimmung gesteigert, in der er seit Wochen lebte.

Hastig zog er das Portemonnaie heraus und legte sechzig Mark auf die marmorne Tischplatte. Es war ihm, als gäbe er dieses Geld Ottilie selbst, die zu stolz gewesen wäre, je etwas anzunehmen.

„Gut, Felixchen, brav."

So eilig steckte der Alte das Geld ein, daß ihm ein Goldstück zwischen den Fingern auf die Erde glitt und er sich erschreckt danach bückte.

Als er sich wieder aufrichtete, war sein Gesicht blaurot, das Weiße der Augen rotunterlaufen.

„Gib mir Wasser", flüsterte er tonlos.

Felix erschrak, netzte ihm die Schläfe und hielt ihm das Glas an die Lippen.

„Was ist dir, Papa . . . geht's besser . . .?"

„Ja . . . nur ein Schwindelanfall . . . alles hat sich vor mir im Kreise gedreht, alles . . ."

Ein furchtsames Lächeln verzerrte seine Züge.

„Du mußt nicht glauben, daß ich krank bin. Ich bin niemals krank — nie. Ich kann hundert Jahre alt werden. Die Tille, die ist krank . . . hörst du . . . Sie hustet jede Nacht. Darum schlaf ich schlecht. Manchmal geh ich an die Tür und horche . . . ja . . . Und der Paul ist auch nicht stark. Damals hab ich's gesehn — blaß ist er und dünn. Aber ich . . . — weißt du, wieviel ich wiege, Felix? Na, rate! Also siebzig Kilo! Jawoll! Eine Bärennatur habe ich. Denke, was ich durchgemacht habe: den Verlust meines Vermögens, den Tod meiner geliebten, unvergeß-

lichen Frau, die Undankbarkeit Pauls. . . . Viel, viel für einen Menschen! Aber gesund bin ich trotzdem geblieben. Eure Mutter — die war kränklich. Immer fehlte ihr was. Heirate ja nur eine gesunde Frau, Felixchen, eine kranke Frau — das ist der Ruin im Hause. Und dann, Felixchen, sag der Tille nichts von deiner kleinen Gefälligkeit, hörst du! . . . Ich will sie überraschen."

Als fürchtete er, Felix könnte ihn noch ermahnen oder warnen, warf er seinen Pelz mit rascher, wieder völlig elastischer Bewegung um, drückte dem Sohne flüchtig die Hand und ging eiligst zum Lokal hinaus.

Felix war kaum allein, so gereute ihn sein Leichtsinn — nicht des Geldes wegen — aber wer weiß, auf welch neue Ideen der Vater wieder verfallen war. Na — schließlich, wenn er die sechzig Mark verlor oder verspielte, so hatte der alte Mann doch eine Freude mehr beim Empfangen, eine Hoffnung mehr bei der Verwertung des Geldes gehabt.

Auf die Summe der Freuden kam es ja doch an im Leben.

Und dieser Freudenhunger erwachte plötzlich wieder in ihm, fast mit der gleichen Stärke, als zur Zeit seines Eintreffens in Berlin. War er nicht dumm gewesen, daß er sich so tief in seine Verstimmung hineingeredet hatte, daß es ihm schien, als wäre sein Leben ein für allemal verdorben und aussichtslos?

Er fuhr nach der Rankestraße hinaus. Dorthin zog es ihn immer wieder, wenn ihm leicht und froh ums Herz wurde, wenn er sich zugehörig fühlte zur Gemeinschaft erlesener, glücklicher Menschen.

Und alles fügte sich ihm an diesem Abend leicht und glücklich.

Frau Mara empfing ihn mit gutmütigen Vorwürfen: „Da, schau her, was du für ein großer Herr geworden bist, kommst gar nimmermehr zu uns!"

„Na, weißt du, Onkel Felix, meine Protektion ist jetzt auch was wert. Rate, wer mein Nachbar zur Rechten war bei der Prinzessin Arnulf . . . na, Onkel Felix, rate mal . . . hm?"

„Eiler?"

Sie zuckte geringschätzig die Achseln.

„Eiler?! Lächerlich! Den bestelle ich mir zum schwarzen Kaffee in Papas Arbeitzimmer, wenn ich den sehen will. Höher . . ."

Sie stellte sich auf die äußersten Zehenspitzen und machte ein sehr wichtiges Gesicht.

„Etwa dein Papa?"

„Nein — so hoch nicht, Onkel Felix, aber . . . Herr Direktor Paulsin, jawohl, der Herr Bankdirektor Paulsin, bitte sehr."

„Alle Wetter, Pieps . . . da muß ich dir wohl die Hand küssen."

Sie lachte übermütig auf.

„Kannst du, Onkel Felix, kannst du . . ."

Sie drückte ihre kühle, duftende Hand gegen seine Lippen und zauste ihn am Haar.

„Ja, also zur Rechten Paulsin, zur Linken einen alten Kammerherrn mit einem sehr komisch bestickten Frack. Entzückend war's!"

„Hast du schon einen jungen Kammerherrn gesehn, Onkel Felix? Du, das ist so ein Phänomen. Und mir vis-à-vis ein Attaché von der österreichischen Botschaft."

Frau Mara hob himmelnd ihre großen Augen zum Plafond.

„Ein fescher Mensch. Sonntag hat er Besuch bei uns gemacht . . . Baron Ziskyni. Schau dir die Blumen an, Felix, großartig! Eingepflanzt in die Jardiniere — die halten sich den ganzen Winter. Also, ich muß dir sagen, Felix, es geht doch nix über die Aristokraten. Das war in meiner Jugend so und wird immer so bleiben. Geld hat er auch", fügte sie leiser und bedeutungsvoller hinzu.

Pieps stand feingliedrig und schlank, mit eingezogenem Rücken an der Jardiniere und sog mit geschlossenen Augen den Blumenduft ein. Dann wendete sie Felix wieder ihr Gesicht zu, das um einen Hauch rosiger war als sonst, mit einem weichen, verträumten Glanz in den Augen.

„Zum erstenmal freu ich mich auf den Winter, auf die Gesellschaften und die Bälle. Und daß ich hübsch bin, freut mich, und auch daß der Papa die Schulden beim Norman gezahlt hat und wir wieder neue Schulden machen können", fügte sie lachend hinzu.

Wie ein leichter Schatten flog es über seine Stirn.

„Und ich werde ganz vergessen werden in eurem großen Gesellschaftstrubel."

Ganz spontan schlang Pieps ihre Arme um seinen Hals und sah ihm wie ein gescholtenes Kind in die Augen.

„Glaubst du das wirklich, Onkel Felix?"

Sie lehnte ihre Wange an die seine, wie sie es beim Vater zu tun pflegte, und merkte es nicht, daß er plötzlich so steif dastand, als wären seine Glieder in einen Schraubstock gezwängt.

Schmeichelnd fuhr sie fort: „Im Gegenteil, Onkel Felix, es macht mir Freude, wenn du so viel wie möglich da bist, wo wir sind."

Und da er sie ganz leise und vorsichtig von sich fortschob, nahm sie ihn bei beiden Händen und sah ihn ernsthaft musternd von Kopf bis zu Fuß an: „Ich finde dich sehr schön, Onkel Felix."

Nun mußte er selbst lachen, wie erlöst von einem schweren, unerklärlichen Druck. Aber sie fuhr fort, ohne mit der Wimper zu zucken, mit dem gleichen ernsthaften, prüfenden Gesichtsausdruck: „Nur schlecht angezogen bist du, Onkel Felix . . . furchtbar schlecht angezogen."

Auch Frau Mara pflanzte sich vor ihm auf, hob ganz unnötigerweise die helle Schildpattlorgnette zu ihren Augen und wiederholte: „Ja . . . furchtbar schlecht angezogen."

Felix hatte eine entsetzlich peinliche Empfindung unter dem Kreuzfeuer dieser vier prüfenden, mißbilligenden Frauenblicke.

„Ich verstehe nicht . . .", murmelte er endlich, etwas beleidigt und sehr verlegen.

Pieps setzte sich auf die Armlehne eines Fauteuils und neigte den Kopf auf die linke Schulter.

„Davon brauchst du ja auch nichts zu verstehen, Onkel Felix, nur einen anständigen Schneider mußt du haben — Papas Schneider zum Beispiel."

„Ach, Pieps, du bist verrückt."

Sie beharrte eigensinnig.

„Ich bin gar nicht verrückt."

„Aber, Pieps, das ist ja gar nicht zu bezahlen für mich."

„Aber, geh, Felix, bei Pauls Schneider hast du Kredit,



so lang du willst", mischte sich Frau Mara in die Unterhaltung.

„Und bei Papas Stiefel-, Hut- und Krawattenlieferanten ebenfalls", fiel Pieps eifrig ein. „Weißt du was, übermorgen nach Bankschluß hole ich dich im Wagen ab und führe dich überall selbst herum. Die gehorchen mir alle aufs Wort. Bei Papas Lieferanten habe ich so'n Stein im Brett. Papa nimmt mich ja oft mit, und da gibt's nichts Schönes und Teures, was ich Papa nicht aufschwatze. Du, Onkel Felix, die Damen verstehen sich auf Herrenkleidung fast noch besser als auf ihre eigene. Den Paulsin hättest du sehen sollen! Und den Baron Ziskyni. Der Ziskyni war ja anders angezogen — österreichisch, mit den engen, kurzen Ärmeln und furchtbar geschweift, aber so was Entzückendes! Papa ist ja nicht jung genug mehr, um sich so zu kleiden, aber du. . . ."

Die Damen hielten ihm lange Vorträge. Er kam gar nicht zu Worte, wurde immer überstimmt, seine Bedenken wurden sofort zerstreut, und dann hörte er gar nicht mehr recht, was sie sagten, sah nur immer Pieps' strahlende blaue Augen und stellte sich vor, wie wundervoll es sein müßte, übermorgen an ihrer Seite durch die hellerleuchteten Straßen zu fahren, ihr süßes, eigenwilliges Köpfchen so nahe an dem seinen, und all den bezaubernden Liebreiz stundenlang in sich aufzunehmen wie das köstliche Geschenk einer seltenen Stunde.

Er wehrte sich nicht mehr. Er lächelte nur unbewußt, in der völligen Aufgabe eigenen Willens.

Sie saßen zu dreien in dem großen Speisesaal, als es klingelte und gleich darauf Frank Nehls eintrat.

„Ah . . . Felix, lebst du noch?"

Er klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter, hob dann Pieps' blondes Köpfchen zu sich empor und küßte sie auf die Stirn. Frau Mara rückte unruhig auf dem Stuhle.

Er bestellte durch den Diener ein Rumpsteak, Selleriesalat und eine halbe Flasche Beaume. Es war die gleiche Art, die er im Restaurant hatte. Der Gedanke, daß so etwas nicht vorrätig sein könnte, kam ihm gar nicht.

Es war auch alles vorhanden, und Frau Mara atmete erleichtert auf, sie holte selbst aus dem Büfett ein neues Besteck und ein Weinglas heraus, während der Diener eiligst in die Küche ging.

„Kinder, in anderthalb Stunden geht der Münchner Zug ab. Ich habe mich nun doch entschlossen, zur Premiere 'rüberzufahren und mir morgen noch die letzte Probe anzusehn. Drei Briefe haben sie mir von dort geschrieben — na, ich will nicht unerbittlich sein."

Er warf seiner Frau einen mit Bleistift bekritzelten, kleinen Zettel herüber.

„Laß mir das in den Handkoffer packen, zwei, drei Tage bleibe ich mindestens dort. Schade, daß ich die Reise nicht im Auto machen kann. Aber bei den Wegen jetzt . . . Übrigens, Kinder, ich habe ein Auto gesehn — großartig! bequemer Viersitzer, 35 PS, mit und ohne Verdeck zu benutzen. Ich denke mir's famos, diesen Sommer eine Reise damit zu machen. Zufällig traf ich den Vertreter der Firma im Restaurant. Er legte mir da Zeichnungen vor. Ganz vorzügliches System und riesig bequem."

„Was kostet wohl so ein Reiseauto?"

„Verschieden . . . das Dings da wird wohl seine dreißig Mille wert sein, wenn nicht mehr. Mein Wagen hat zwölftausend Mark gekostet. Nicht zu vergleichen natürlich. Übrigens brauche ich nur achttausend anzuzahlen. Das übrige im Laufe des Jahres. Ganz vernünftige Bedingungen."

„Ja — so eine Reise wäre wunderschön", meinte Pieps.

Frank Nehls lachte und trank ihr zu.

„Ich habe immer Angst, im Auto zu fahren", sagte Frau Mara. „Ich tu's um keinen Preis. Ein Wagen ist doch auch viel vornehmer."

Frank Nehls nickte ironisch.

„Versteht sich. Besonders wenn er von den Großeltern ererbt ist. So 'ne richtige vorsintflutliche Karosse, das ist besonders vornehm, und wenn man Schritt fährt, dann ist der richtige Leichenkondukt fertig."

Während er sein Rumpsteak verzehrte, verschwand Frau Mara, um die Anordnungen für das Packen seines Koffers zu treffen.

Frank Nehls sprach fortwährend, lebhaft und angeregt, wie Felix ihn noch nie gesehn hatte. Der ganze Raum war wie erfüllt von Festlichkeit und übersprudelndem Leben.

Der harte Zug geistiger Abspannung, den Felix an ihm noch vor einigen Wochen gesehn, war völlig verschwunden. Der Erfolg hatte ihn verjüngt, ihm die Haut straffer gezogen, die Stirn geglättet und seinen Bewegungen eine erhöhte Präzision gegeben.

Die Premiere morgen in München beschäftigte ihn gar nicht. Es war nur ein Akt der Courtoisie gegen den ihm befreundeten Bühnenleiter, wenn er hinfuhr. Der Ankauf des neuen Automobils nahm alle seine Gedanken gefangen. Von den Reisen, die er im Sommer vorhatte, sprach er nur, um vor sich selbst die Notwendigkeit der neuen Errungenschaft zu verteidigen.

Bei Pieps, für die dreißigtausend Mark ebensoviel und ebensowenig waren wie dreihundert, war jede pekuniäre Erwägung von vornherein ausgeschlossen.

Während er die Duchesse-Birne zerlegte, die Pieps ihm mit ihrer graziösen Geschicklichkeit geschält hatte, fragte er nach der Schwester.

„Tille scheint sehr überanstrengt zu sein. Die Sommerruhe tut ihr not."

Frank Nehls schüttelte den Kopf.

„Ja . . . sie hat keinen leichten Beruf und nimmt alles viel zu schwer. Vielleicht bau ich mir nächstes Jahr irgendwo in den Bergen eine Villa hin. Da kann sie all ihre Ferien bei uns verbringen."

Felix dachte: Und wo bleibt der Vater?

Frank Nehls zündete sich eine Zigarette an und schlug behaglich die Beine übereinander.

„Wenn ich nur wüßte, was man mit unserm Alten anfängt. Solange er nun am Leben ist, ist er doch wirklich nur auf Tille angewiesen . . . Was macht er denn jetzt?"

Felix erzählte, daß er nur ein Bestreben hätte: etwas zu verdienen, um Ottilie zu unterstützen.

Frank Nehls zuckte die Achseln.

„Du bist furchtbar naiv, mein Junge. Der Vater ist jetzt an die siebzig und hat bis jetzt nie was Rechtes verdient. ‚Geschäfte' will er machen, nicht verdienen. Das ist zweierlei. Zum Verdienen ist er viel zu anspruchslos. Ich halte Anspruchslosigkeit heutzutage für keine Tugend. Es sind ja doch immer nur egoistische Motive des einzelnen,



aus denen heraus der Fortschritt der Allgemeinheit resultiert. Anspruchslosigkeit ist ein passives Laster, führt ja zum absoluten Stillstand."

Mit einer ungewöhnlich zärtlichen Gebärde hielt er Pieps seine schlanke, nervöse Hand hin: „Was, Pieps, wir zwei sind nicht anspruchslos, hm?"

Felix fühlte zum erstenmal, was den Bruder auch von Ottilie schied: die stille Genügsamkeit war es, die für ihn das Merkmal des Philistertums war, das er haßte mit jenem unversöhnlichen Haß, den er allen Erinnerungen aus seinen Kindertagen entgegenbrachte.

Pieps aber lächelte schalkhaft: „Siehst du, Onkel Felix, siehst du . . ."

„Was ist los, hm?"

Trotz aller Zeichen berichtete Pieps mit allerlei lustigen Ausschmückungen die Vorlesung, die sie ihm gehalten hatte.

Frank Nehls nickte.

„Recht hat das Kind. Wenn du dich aus spartanischer Tugend auf harte Steine legst, mußt du dich nicht wundern, daß du mit blauen Flecken aufwachst. Du wärst der einzige, der nicht die Vorteile seiner Stellung wahrnimmt. Lächerlich."

Es war Felix peinlich, davon zu sprechen. Aber der Gedanke kam ihm ganz plötzlich, und weil er sich in einer Lage sah, die ihm keinen Ausweg ließ zwischen den materiellen Möglichkeiten und den Wünschen seiner wachgeregten Phantasie.

„Soll ich dir was pumpen?" fragte Frank Nehls mit dem gutmütigen Lächeln eines Millionärs, der sich an der Verlegenheit eines Kindes weidet.

Felix lehnte beinahe heftig ab. Nein, pumpen nicht. Aber wenn Paul . . .

Er stockte und blieb in seinem Satz hängen, bis Pieps sehr ernsthaft sagte: „So sprich doch, Onkel Felix, Papa kann alles."

Der Papa war und blieb für sie immer ein bißchen lieber Gott, für den es keine Begrenzung der Möglichkeiten und Macht gab.

Frank Nehls, der sehr guter Laune war, wie immer, wenn er sein bewegtes Leben durch irgendeine kleine neue Veränderung noch bewegter gestalten konnte, wiederholte lachend, etwas väterlich und brüsk: „Na, schieß doch los . . . mach doch keine Geschichten."

Felix sprach von seinen Bankkollegen. Sie hatten alle mindestens ein paar tausend Mark, für die sie Spekulationspapiere kauften. Natürlich machten sie nur kleine Kassageschäfte. Ihm selbst war die Möglichkeit, sein Einkommen auf die Art zu vergrößern, nicht gegeben. Wenn der Bruder aber, der jetzt gewiß sein Geld anlegen würde, ihm ein paar Papiere zur Verfügung stellen wollte, dann würde ihm die Bank diese Papiere hoch beleihen, und er könnte auch sehen, etwas Geld zu verdienen, indem er solch kleinere Kassageschäfte machte, und — —

„Aha . . . so so . . .", sagte Frank Nehls nur und blickte auf die Uhr.

Frau Mara kam herein.

„Es ist alles gepackt, Paul. Soll man ein Auto holen, oder soll ich nach dem Wagen telephonieren?"

„Ich habe den Chauffeur bestellt. Danke. Du, Felix, ich will dir noch ein paar Zigarren mitgeben, kommst du mit in mein Zimmer?"

Pieps stand mit leisem Lächeln von ihrem Stuhl auf und küßte den Vater auf das gelichtete Haar, während Frau Mara merkwürdig steifnackig an der Tür stehenblieb.

„Wo brennt's?" fragte Frank Nehls.

„Nirgends", gab Frau Mara kurz zurück.

„Na, dann ist's ja gut", antwortete er gleichmütig und ging, von Felix gefolgt, aus dem Zimmer.

„Was ist dir, Mamali?" Pieps legte sich mit dem Oberkörper über den Tisch und sah die Mutter fragend an.

Frau Mara starrte zu den Glühbirnen der Deckenkassetten empor, als fürchtete sie, zu viel Ausdruck in ihren Augen zu zeigen.

„Wie ich dem Papa den weichen ledernen Doppelrahmen mit unsern Bildern beilegen will, den er immer auf Reisen mitnimmt, da sehe ich, daß die Seite, wo mein Bild steckt, ganz dick ist. Ich greif hinein — der Moll ihr Bild steckt darunter. Schau dir's an. Nachher zerreiß ich's."

Mit einem Sprung war Pieps neben ihr, schlang den Arm um ihren Hals und riß ihr das Bild aus der Hand.

„Nein, Mama, zerreißen darfst du es nicht, das erlaube ich nicht. Gib her."

Die dunklen Wimpern senkten sich tief über das untere Lid herab, und ihre Augen bohrten sich mit einem seltsam gemischten Ausdruck von Bewunderung, Haß und Neugier in die interessanten, nicht unedlen Züge des eigenartigen Gesichts.

„Bald wird die Person oben sein und ich unten", fuhr Frau Mara fort, und in seltener Erregung fügte sie hinzu: „Aber diesmal laß ich mir mein Recht nicht nehmen, diesmal nicht! Und wenn du nicht weißt, auf wessen Seite das Recht ist, dann bist du unmoralisch, Pieps, und ich schäm mich, daß ich so eine Tochter geboren habe!"

Das weiße Tränentüchlein trat in Aktion und Pieps' nachsichtiges Lächeln.

„Sag dem Papa, ich hätte Kopfschmerzen bekommen. Er kann's nicht leiden, wenn ich rote Augen habe, und wenn er mir aus Anstand einen Kuß geben muß."

Unsanft ließ sie die Tür hinter sich zufallen, die vom Speisezimmer in ihren blauen Salon führte.

Pieps wartete eine Weile, dann schlüpfte sie über den langen Korridor in des Vaters Schlafzimmer.

Es war ein kleiner, nüchterner Raum, unpersönlich wie ein Hotelzimmer, nur statt des üblichen Nachttisches ein großes Schreib- und Lesepult auf beweglichen eisernen Armen, die das Pult bis zur Mitte des Bettes näherten.

Großgeblümte blaue Vorhänge weckten in Pieps immer eine dunkle Erinnerung an Zeiten, da sie noch in einem bescheidenen Fünfzimmer-Hochparterre wohnten. Es waren die Vorhänge aus ihrem eigenen damaligen Zimmer und ihr eigenes Bett aus braunem Nußholz mit der gerippten Muschel, in die sie Pfefferminzplätzchen zu verstecken pflegte vor dem Schlafengehen, seitdem man ihre Vorratskammer unter dem Kopfkissen entdeckt und ausgehoben hatte.

Und es war die gleiche blaue Steppdecke mit den großen Perlmutterknöpfen, an denen der glatte, weiße Überzug mit der schmalen Stickereikante befestigt war.

Sie fuhr liebkosend über die zwei schmalen, dünnen Roßhaarkissen, auf denen sie selbst einst geschlafen hatte, und die jetzt über dem hohen Daunenpolster lagen. Sie fühlte,



daß der Vater sich wohl nicht hatte entschließen können, die primitive Einrichtung ihrer Kinderstube an fremde Menschen zu verschleudern, und daß diese paar so wenig geschmackvollen, so schablonenhaften Gegenstände ihm mindestens, wenn nicht noch mehr ans Herz gewachsen waren als all die Kostbarkeiten seines Arbeitzimmers, die ihm Marksteine seines Ruhmes bedeuteten.

Pieps hielt die Photographie der Ada Moll noch immer in der Hand, unschlüssig, wo sie sie verstecken sollte.

Da fiel ihr Blick auf den gepackten Handkoffer, der geschlossen auf zwei Stühlen lag. Der Schlüssel an einem gelben Riemen steckte noch daran.

In einem Nu hatte sie ihn geöffnet und den Lederrahmen gefunden. Sie schüttelte den Kopf, als sie bemerkte, wie das heftige Herausziehen der Photographie das feine Juchten eingerissen hatte.

Mit einer leichten, geschickten Bewegung schob sie das Bild unter ihr eigenes und hob dann mit lachendem Drohen den Finger: „Ich fürchte mich nicht. Aber wehe, wenn du dich rührst!"

Sehr zufrieden mit sich und der ganzen Lösung der heiklen Angelegenheit verließ sie nach wenigen Minuten das Zimmer. —

Unterdessen saß Frank Nehls an seinem Schreibtisch und zog die eine Lade weit heraus.

Gold, Silber, ein paar Tausend- und mehrere Hundertmarkscheine lagen da in buntem Durcheinander.

„So viel Geld in einer Schreibtischlade?" rief Felix. „Warum trägst du's denn nicht zur Bank, Paul? Wie kann man denn so unvorsichtig sein?!"

Frank Nehls hatte sein eigenes spöttisches Lächeln.

„Glaubst du, dort hält sich's länger?"

„Aber, Paul, du kannst dir doch jederzeit auf dein Scheckbuch hin auszahlen lassen — zehnmal täglich, wenn du willst."

„Weiß ich, mein Junge, weiß ich. Aber siehst du, erstens habe ich nicht die Geduld, Schecks auszuschreiben — da habe ich Besseres zu tun — und dann liebe ich keine Kontrolle. Wenn das Geld zusammenschmilzt, ohne daß gleich neues dazukommt, und man dennoch abhebt und abhebt . . . nee, weißt du, mein Junge, da haben die Herren dort etwas in den Augen, was mir nicht gefällt. Beim Einzahlen sagen sie: ‚Bitte sehr' und beim letzten Hundertmarkschein: ‚So, bitte.' Solche kleine Nuancen chokieren mich eben!"

Er schob Felix zwei Tausendmarkscheine hin. „Da. Dafür kaufst du mir Preußische Konsols oder so was. Und wenn bei deiner Pumperei darauf in der Bank durch Geschicklichkeit und Dusel für dich etwas herausschaut — um so besser. Nur auf eins möchte ich dich aufmerksam machen: wenn ich die Papiere mal plötzlich brauchen sollte, dann — nichts für ungut!"

Felix war überwältigt.

Die solide Geschäftspraxis des Glogauer Buchhändlers und die pedantische Genauigkeit Ottiliens hatten in ihm noch den scheuen Respekt vor dem Gelde mit all seiner naiven Überschätzung lebendig erhalten.

Die Grandseigneurgeste souveräner Sorglosigkeit war ihm etwas völlig Neues.

Er sah in ihr die Großzügigkeit einer Natur, die nicht mit dem gewöhnlichen Maße zu messen war, und vergaß darüber, daß der Bruder diese offene Hand weder der Schwester noch dem Vater gegenüber gezeigt hatte.

Er wußte eben nicht, daß Frank Nehls auch zu jenen vielen gehörte, von denen man leichter hundert Mark zur Bezahlung einer vergnügten Sektnacht als zehn Mark zur Hilfe in wahrer Not haben konnte.

Felix stellte eine ordnungsgemäße Quittung aus, und ihre Unterschrift beruhigte ihn etwas, sie gab der ihn überwältigenden Güte des Bruders den Schein einer kühlen, geschäftlichen Transaktion.

„Du kannst mir dann auch übrigens einen Gefallen tun. Geh mal morgen nachmittag — es ist ja Sonntag — zur Ada Moll und . . ."

Er stockte einen Augenblick, denn er wußte wirklich nicht, mit welchem Auftrag er Felix hinsenden sollte.

„Ja . . . und frage sie, ob ich nicht doch ein Gastspiel für sie in München im ‚Dreikampf' abmachen soll. Sie will eigentlich nicht, aber bis morgen hat sie sich's vielleicht überlegt. So. Und dann telegraphierst du mir nach München. Abends gehst du vielleicht ins Theater — warte, ich gebe dir eine Karte mit — und übermorgen telegraphierst du mir wieder, was los war."

„Ja, gerne. Du kannst dich auf mich verlassen."

„Na, schön."

Frank Nehls füllte sein Etui mit einigen Importen und reichte auch Felix einige hinüber.

„Du, ja . . . dann vergiß nicht, ihr zu sagen, daß ich das Automobil wahrscheinlich kaufen werde. . . . Also nicht wahr: Gastspiel, Auto, Vorstellung. Zweimal telegraphieren."

Er fühlte seinen Rock ab: Zigarren, Portefeuille, Taschentuch — er hatte alles.

„Na, und was macht die Musik?" fragte er flüchtig, während er eine Zigarre anrauchte.

Felix antwortete nicht. Dann: „Kennst du Professor Kramer, Paul?"

Frank Nehls lachte: „Oberflächlich, ja. Soll ich dir eine Karte an ihn mitgeben?"

Felix schwankte. Dann sagte er scheinbar gleichgültig: „Nein, Paul, ich danke dir. Es war nur eine Frage."

Im gesteigerten Selbstgefühl dieser Stunde wollte er den Versuch noch einmal wagen, durchzudringen aus eigener Kraft.

„Papa . . . dein Koffer ist schon unten im Auto."

„So, na also adieu. . . ." Frank Nehls drückte dem Bruder kurz und bedeutungsvoll die Rechte und nahm Pieps' Gesicht zwischen beide Hände. „Brav sein. . . ."

Sie lachte schelmisch.

„Brav sein, Papa, und auch an mich ein bißchen denken", flüsterte sie ihm ins Ohr.

Auf der Treppe sagte Frank Nehls zu Felix: „Ich glaube, ich habe meiner Frau vergessen, Adieu zu sagen."

„Ja, richtig . . . sie war gar nicht im Zimmer."

„So . . ."

Frank Nehls hörte kaum.

Er hatte wieder den zerstreuten Blick seiner fliegenden Ungeduld.

„Die Moll nicht vergessen", rief er noch aus dem Fenster heraus, als sich das Auto in Bewegung gesetzt hatte. — —

Felix ging zu Fuß nach Hause.



Einsam, in nächtlicher Ruhe dehnten sich die breiten Straßen vor ihm hin, und er durchschritt sie mit dem Gefühl eines Feldherrn, der das feindliche Land heute oder morgen unterjochen mußte.

Die zwei Tausendmarkscheine in seiner Tasche verhundertfachten sich in seiner Phantasie so schnell, daß ihm schien, als hätte er sie schon in der Hand, die goldenen Schlüssel der Stadt, als stiege er sie schon empor, die purpurnen Stufen zum goldenen Bett, auf dem sie stolz die Glieder dehnten, alle jene, die sich wie er mit ausgebreiteten Armen dem Leben entgegenwarfen, um aus dem brausenden, zischenden Strudel hervorzuholen, was seine Tiefe an Reichtum, Liebe und Ehre barg.

(Fortsetzung folgt.)

◇ ◇ ◇

Abend im Hochgebirge.

Blau schattend liegt im Tale schon die Nacht,
Die Ferner nur erglühn in Sonnenpracht,
Und eine schöne, weiße Wolke hat
Den goldnen Thron erwählt zur Ruhestatt.

Durchleuchtet, wie von innren Glückes Glanz,
Hebt sie noch einmal sich vom Gipfelkranz,
Dehnt sich, verblassend, in des Aethers Flut
Und sinkt zurück und streckt sich aus und ruht.

Adelheid Stier.

Der Tod in der Technik.

Plauderei von Hans Dominik.

Gelegentlich des Todes der alten Riesenschildkröte in London ist das Thema vom Lebensalter und der Lebensdauer wieder aktuell geworden. Mit Lust und Fleiß stellt man die Lebenszeiten verschiedener Tiere und Pflanzen zusammen und kommt von der Eintagsfliege, die als geflügeltes Insekt nur wenige Stunden lebt, zu den uralten Drachenbäumen, deren einige bis zu 4000 Jahresringe aufgewiesen haben. Fürwahr eine erschöpfende Mannigfaltigkeit der Lebensdauer, und kein Gesetz läßt sich dafür finden. Große Tiere, wie der Elefant, werden mehrere hundert Jahre alt, aber auch kleines Volk, wie Kröten oder Raben, bringen es auf mehr als hundert Jahre.

Daß lebendige Wesen sterben müssen, ist schließlich eine Binsenweisheit. Weniger bekannt am Ende, daß man den Begriff des Lebens und der Lebensdauer auch auf unbelebte Dinge, auf die Erzeugnisse unserer Technik übertragen hat, und daß man nun auch logischerweise vom Tode dieser Dinge spricht. Denn bestehen sie auch aus unbelebter Materie, so hat sie der menschliche Geist doch für ganz bestimmte Zwecke und Vorrichtungen geformt, und solange sie diese erfüllen, solange sie allen Einflüssen, die ihnen dabei schädlich werden, widerstehen, so lange währt ihr Leben, ihre Lebensdauer.

Beim lebendigen Organismus rechnen wir die Lebenszeit allgemein vom Beginn selbständigen Seins bis zum Tod. Wenn wir freilich hören, daß indische Fakire sich ein halbes Jahr hindurch im hypnotischen Schlaf begraben lassen, so können schon Zweifel entstehen, ob diese sechs Monate noch auf die Lebenszeit des Betreffenden zu verbuchen sind. Wenn endlich gar von Pflanzensamen berichtet wird, die 4000 Jahre in ägyptischen Pyramiden lagen und doch noch keimten (eine Geschichte, die übrigens sehr zweifelhaft ist), so wird man jedenfalls die Ruhezeit des Samens nicht in die Lebensdauer mit einrechnen dürfen.

Etwas Aehnliches gibt es nun auch bei den Schöpfungen der Technik. Wir können beispielsweise von zwei Taschenuhren die eine in Gebrauch nehmen, die andere gut eingeölt in ein hermetisch verschlossenes Glasgefäß tun. Wenn wir dann noch zu allem Ueberfluß die Luft in diesem Glas durch ein chemisch indifferentes Gas, beispielsweise durch Stickstoff, ersetzen, so wird diese Uhr theoretisch wenigstens hunderttausend Jahre hindurch unverändert bleiben. Sie wird, wenn einer sie dann aufzieht, ruhig weiter gehen müssen, und wenn sie auf unsere Zeit einreguliert war und der Tag sich in seiner Länge inzwischen merklich geändert hat, kann das ganz interessante Resultate geben. Aber trotzdem wird niemand behaupten können, daß die Lebensdauer einer Uhr hunderttausend Jahre beträgt. Wir dürfen eben den Fakirschlaf, in den wir ein einzelnes Exemplar versenken wollen, nicht mit in die Lebensdauer einrechnen. Im normalen Betrieb wird ja eine Taschenuhr kaum zwei Menschenalter überdauern. Die Uhren aus lange vergangenen Jahrhunderten, die wir heute noch bewundern können, haben wohl alle den größten Teil ihrer Existenzfrist in irgendwelchen Sammlungen geschlummert. Normalerweise stirbt die Uhr viel früher, und keineswegs die Mehrzahl geht an Alterschwäche zugrunde. Viele sterben einen gewaltsamen Tod, beispielsweise durch Ertränken oder aber auch durch brutale mechanische Gewalt, einen Fall aus der Höhe, einen Hufschlag oder dergleichen.

Für unsere Betrachtungen wollen wir aber nur die wirkliche Lebensdauer, während der das Ding in Betrieb ist, heranziehen, und wir wollen den gewaltsamen Tod, wie ihn Häuser durch vorzeitigen Abbruch, Schiffe durch Strandung oder Maschinen durch Feuer sterben können, außer acht lassen. Gehen wir so vor, so läßt sich für die Erzeugnisse der Technik im Gegensatz zur lebendigen Welt wenigstens einigermaßen ein Gesetz aufstellen. Wir können sagen, daß die Lebensdauer aller dieser Dinge um so kürzer ist, je stärker sie spezifisch beansprucht werden, je mehr Kräfte von verhältnismäßig geringen Massen aufgenommen und ausgehalten werden müssen.

Wenn dies Gesetz zu Recht besteht, dann läßt sich beinah vermuten, daß alle Kriegsmaschinen, aus denen ohne Rücksicht auf die Wirtschaftlichkeit die allerhöchsten Leistungen herausgeholt werden müssen, auch die kürzeste Lebensdauer haben. Die Praxis bestätigt solche



Vermutung und bekräftigt damit das vorher angeführte Gesetz. In der Tat sind die Kriegsmittel gewissermaßen die Eintagsfliegen unter den technischen Erzeugnissen.

Nehmen wir einen jener modernen Torpedos, ein kleines, technisches Wunderwerk mit Maschinen geistreichster Konstruktion, selbsttätig arbeitenden Höhen- und Tiefensteuern und einer ganzen Reihe ähnlicher Schikanen. Solch Ding ist nicht billig. Sein Preis schwankt zwischen 10- bis 20 000 Mark. Seine Lebensdauer rechnet von dem Augenblick an, da er in das Torpedolancierrohr gesetzt wird, und endigt in dem Moment, da sein Sprengkopf den feindlichen Panzer berührt und eine gewaltige Explosion Torpedo und Panzer vernichtet. Diese Zeit dürfte reichlich gerechnet 5 Minuten betragen. Also ein rechtes Eintagsfliegenleben, und wenn man will, kann man den Vergleich noch weiter spinnen, kann die Zeit, da der Torpedo im Arsenal lag, da er zu Friedensübungen benutzt wurde, mit der Larvenzeit der Eintagsfliege vergleichen.

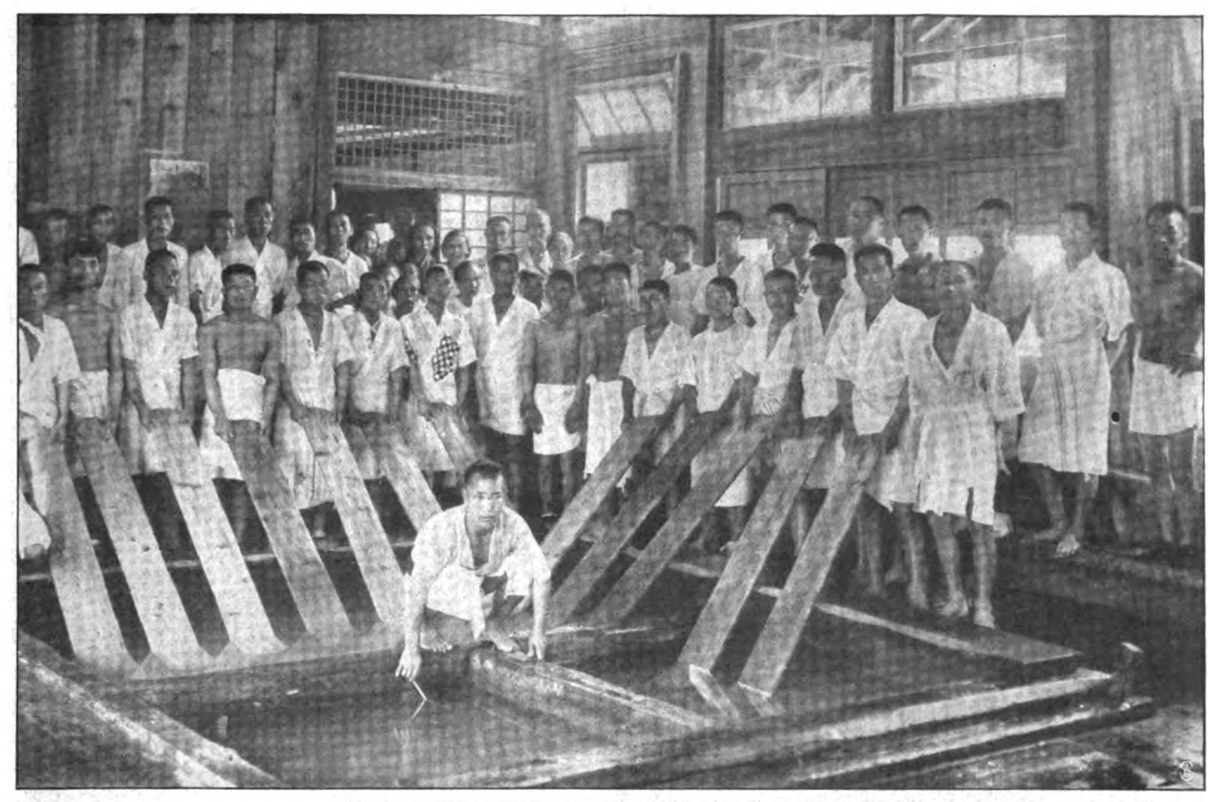
Wenden wir uns den Schlachtschiffen zu. Ein eigenartiges Bild bietet sich uns hier. In zwanzig Jahren ist solch ein Schiff sicher veraltet. Seine Lebensdauer beträgt nur zwanzig Jahre, obwohl es, als Maschine oder Bauwerk betrachtet, sehr viel länger leben könnte. In früheren Zeiten war das anders. Als man die Schiffe noch aus dem beinah unverwüstlichen Eichen- und Tiekholz baute, als Kriegs- und Handelsschiffe überhaupt noch nicht so streng geschieden waren, da rechnete man etwa 200 Jahre Lebensdauer für solche Fahrzeuge. Gewiß starb manches davon den gewaltsamen Tod in Sturm und Flut. Aber das Fahrzeug, das solche Angriffe überdauerte, vererbte sich vom Urgroßvater auf den Urenkel und fuhr nach hundert Jahren noch ebenso frisch wie vorher über das blaue Weltmeer. In unserer Zeit des Eisenschiffbaus dürfte solch ein Lebensalter kaum noch erreicht werden. Auch in der Handelsschiffahrt, wo das einzelne Schiff mehr Zeit und Gelegenheit hat, sich auszuleben, wird sich das Eisen weniger dauerhaft erweisen als das Holz. Freilich ist unser Eisenschiffbau noch viel zu jung, um hierüber ein endgültiges Urteil zu erlauben.

Das gilt vom Eisenschiff, und es gilt auch von den Eisenbrücken. Steinerne Brücken sind uns aus der alten Römerzeit überkommen. Wir haben noch Brücken, über die bereits die Legionen des glorreichen römischen Reiches marschierten, über die die Ströme der Völkerwanderung hinwegfluteten, und über die heute noch der italienische oder spanische Bauer seinen Mais und seine Kastanien zu Markte fährt. So können wir das Lebensalter der steinernen Brücke ruhig auf 2000 Jahre beziffern. Aber beinah sicher können wir auch sagen, daß die eisernen Brücken, die den Stolz unserer Zeit bilden, die Riesenwerke über den Firth of Forth, den East River und andere gewaltige Ströme, ein solches Alter nicht erreichen werden. Zwar liegen heute noch keine Erfahrungen über genügend lange Zeiträume vor, aber man weiß doch bereits, daß sich das Eisen in diesen Bauten ganz anders verhält als der Stein. Einmal ist es dem Angriff des Atmosphärischen ganz anders ausgesetzt als der im Feuer gebrannte Ziegel. Während dieser nur sehr allmählich verwittert, geht die Zerstörung des Eisens, sobald ihm der sichere Schutz eines dichten Anstriches fehlt, in feuchterem Klima jedenfalls sehr schnell vor sich. Sobald also einmal die ständige und sorgfältige Ueberwachung dieser eisernen Bauwerke aufhören würde, sobald einmal solche geschichtlichen und politischen Ereignisse eintreten, wie jene der Völkerwanderung, durch die die Brennpunkte des Lebens ganz wo anders hin verschoben werden, würde unser Eisenwerk schnell dem Rost erliegen. Aber darüber hinaus ist ja die spezifische Beanspruchung des Eisens bei solchen Bauten sehr viel höher als die des Steins, und so können wir hier am toten Material Erscheinungen beobachten, die sonst doch nur lebendigen Wesen zukommen, nämlich Ermüdungserscheinungen und Schwächen. Aus alledem folgt jedenfalls, daß die Eisenbauten nicht so langlebig sein werden wie die Steinbauten.

In besonderem Maße gilt diese Kurzlebigkeit für unsere Maschinen. Betrachten wir beispielsweise die Lokomotive. Auch im preußischen Bahnbetrieb, in dem eine schonende und konservative Behandlung des rollenden Materials beliebt wird, beträgt das Durchschnittsalter der Lokomotive nur etwa zwanzig Jahre. Dann ist sie Alteisen geworden. In den Vereinigten Staaten verfährt man noch anders. Dort strengt man die Lokomotive noch viel mehr an, mit dem Erfolg, daß sie in etwa sieben bis acht Jahren vollkommen verbraucht ist, in dieser Zeit freilich die gleiche Kilometerzahl geleistet hat wie die deutsche Lokomotive im dreifachen Zeitraum.

Im allgemeinen läßt sich wohl eine Tendenz feststellen, die dahin geht, daß die moderne Maschine immer kurzlebiger wird, dafür aber in kurzer Zeit möglichst viel leistet. Die alten, langsam laufenden Dampfmaschinen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren beinahe unverwüstlich, und Maschinen mit siebzig-, ja achtzigjähriger Lebensdauer sind heute noch hier und da im Betrieb zu finden. Dagegen wird man das Alter des modernsten aller Motoren, des schnellaufenden Automobil- und Luftschiffmotors, sehr viel geringer annehmen müssen. Fünf bis sechs Jahre dürften wohl hier die normale Lebensdauer bedeuten, dafür freilich leistet hier ein Kilogramm Material mehr Arbeit als hundert Kilogramm in jenen alten Maschinen.

Wir lernten zum Beginn unserer Betrachtungen die Eintagsfliegen der Technik kennen. So mag zum Schluß die Frage erlaubt sein, welche Leistungen menschlicher Technik wohl die längste Lebensdauer zeigen werden. Zunächst denken wir dabei an die ägyptischen Pyramiden, die im sechsten Jahrtausend ihres Lebens stehen und wohl nur sterben werden, wenn Aegypten unter dem Einfluß moderner Bewässerungs- und Aufforstungsanlagen wieder ein regenreiches Klima bekommt. Man wird nur vermuten dürfen, aber wahrscheinlich werden die Eisenbahntunnels, die unsere Technik durch das Massiv der Alpen gebohrt hat, das größte Alter erreichen. Auch wenn man vielleicht nach Jahrtausenden ganz andere Verkehrsmittel als die Eisenbahn benutzen wird, werden diese Tunnelschächte im Gebirge stehen. Man darf wohl annehmen, daß sie auch ohne dauernde Ueberwachung so lange bestehen werden, bis die Erde erheblich weiter schrumpft, bis ihre Altersrunzeln, die Gebirge, sich wesentlich verstärken und gewaltige Felspressungen die Tunnelröhren vernichten. Darüber aber dürften viele Pyramidenalter vergehen.

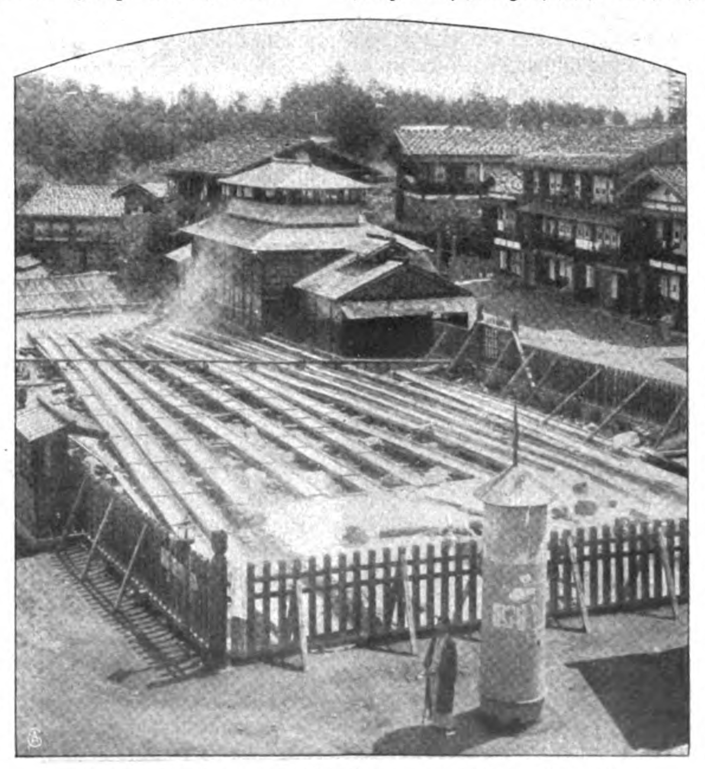


Ein japanisches „Zeitbad": Das Schlagen des Wassers.

Bäder in Japan.

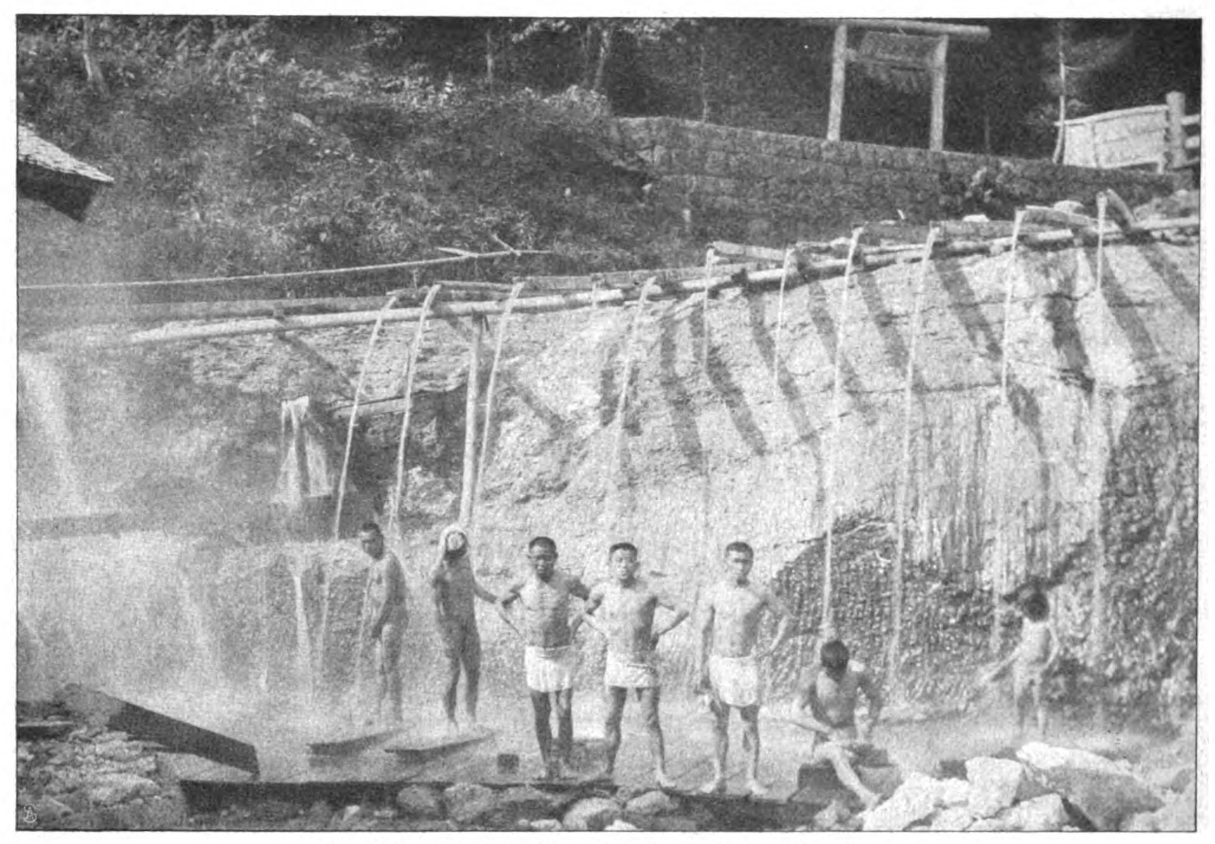
Von Dr. Fritz Wertheimer. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Das Inselreich Japan ist vulkanischen Ursprungs, und es ist daher leicht erklärlich, daß es eine außergewöhnlich große Anzahl von Bädern besitzt, deren heiße Quellen und mineralische Bestandteile zu Heilzwecken ausgenutzt werden. Der Japaner ist ein großer Freund des heißen Badens und hat diese Leidenschaft beibehalten, obgleich europäische Aerzte gegen diese Sitte protestierten. Ja, als die Regierung in ihrer „Europäisierungswut" das zu heiße Baden untersagte, erregte das einen solchen Sturm des Unwillens, daß eine aus japanischen und europäischen Aerzten gemischte Kommission zusammentrat und nach langer Beratung die



Die Fassung des Schwefelwassers in dem Badeort Kusatsu.

Volkssitte als unschädlich erklärte. Freilich macht diese Liebe zum Baden die Japaner noch nicht zum reinlichsten Volk der Welt. Mit dieser Reinlichkeit ist es nicht immer zum Besten bestellt, geschweige denn aber beim Baden. Beim häuslichen Bad der Familie kann man es noch hingehen lassen, daß Vater, Mutter und die ja in Japan recht ansehnliche Kinderschar bis hinab zu den Dienstboten in dem gleichen Holzbottich heißen Wassers hintereinander baden, ob die Zahl der Badenden zwei oder zwanzig beträgt. Aber in einigen Hotelbädern kommt es vor, daß ein Gast nach dem andern, bei größerer Einrichtung oft drei oder vier zusammen die Bütte



Das heiße Schwefelwasser wird als Massagebad benutzt.

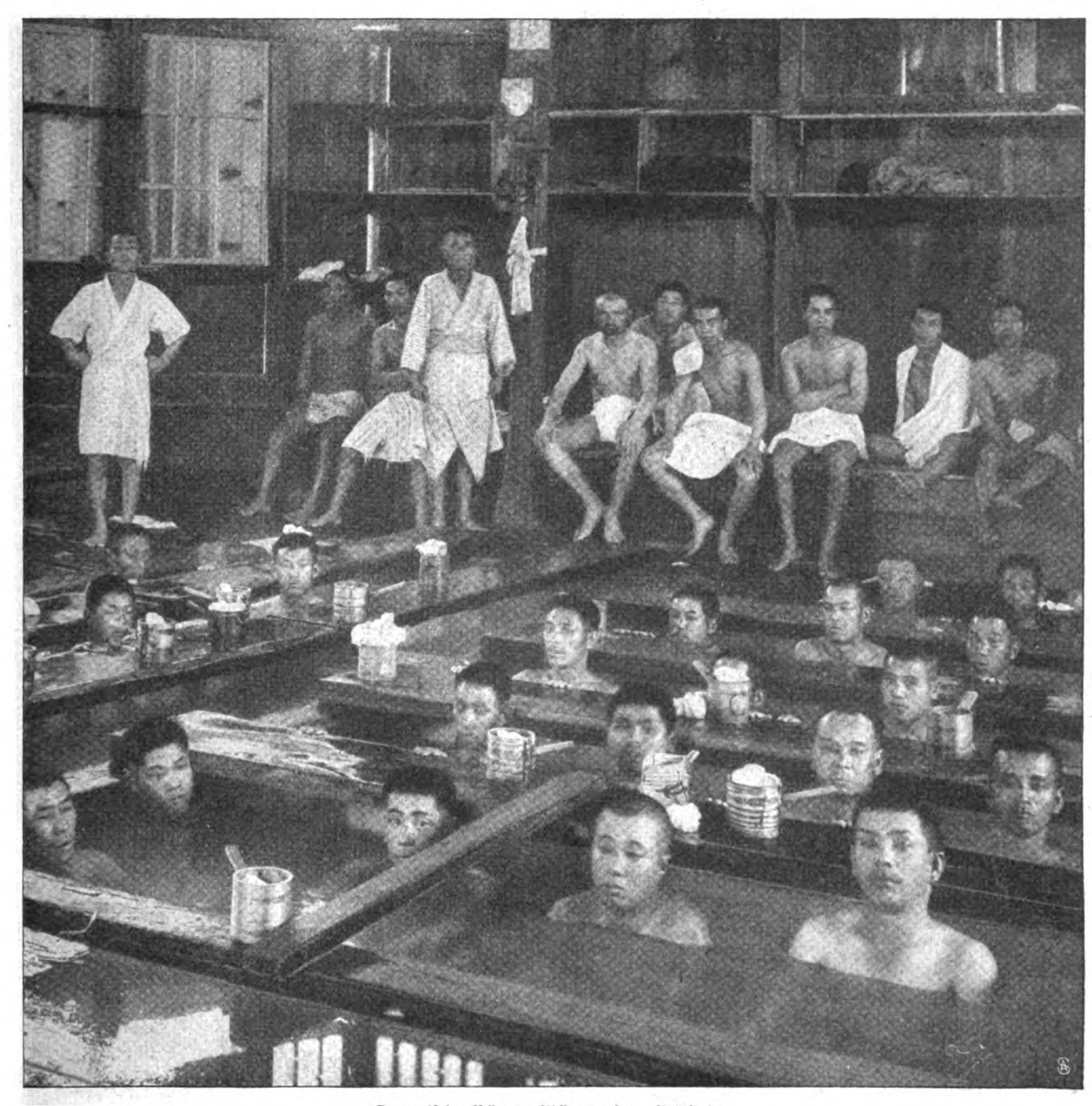
besteigen, ohne daß das Wasser gewechselt wird. Dazu kommt, daß die vielgerühmte Sitte des Waschens und Seifens vor dem Bade auch nur auf dem Papier besteht.

Zu der Lust und der Gewohnheit des Badens beim Japaner kommt nun ein ungewöhnlicher Wander- und Reisebetrieb hinzu, der in der Saison die Eisenbahnen füllt und allen Bädern einen außerordentlich zahlreichen Besuch verschafft. Hoch oben in den heißen Bädern des so dünn besiedelten Hokkaido und in den Bädern im Gebiet von Japans größtem Vulkan, dem Asamayama — überall gibt es eine wahre Fülle von Gästen, ein Heer von Badenden. Im Hokkaido sind es besonders die Schwefelbäder von Teshikapa und Noboribetsu, die ihre Anziehungskraft ausüben, das erste im Gebiet des Iwosan, des „Schwefelbergs", und das zweite in einem mächtigen Kratergebiet, dem schönsten wohl, das Japan aufzuweisen hat. Noboribetsu liegt wunderhübsch im Walde, und kurz oberhalb des Dorfes brodelt das siedende Wasser in Kesseln und kocht zischend und brausend der alte Kratersee, schießt der Dampf in die Höhe und zittert der Boden (Abb. S. 1710). Die heißen Schwefelwasser fließen dann in einem Bach herab und werden den Hotels und dem öffentlichen Bade zugeleitet. Bevor sie jedoch ins öffentliche Bad gelangen, stürzen sie etwa fünf Meter aus den Holzröhren auf ein kleines Holzpodium, so den Badenden gleichzeitig die Massage der heißen Strahlen gewährend, und werden da in aller Oeffentlichkeit von Männlein und Weiblein zahlreich genossen (Abb. obenst.).



Blick auf Kusatsu. Rechts fließen die heißen Wasser in den Röhren.

Im Hauptland Japan gibt es eine ganze Anzahl von heißen und kalten Mineralbädern, ganz kleinen Nestern zu-



Japanische Bäder: Männer im „Zeitbad“.

meist, mit nur wenigen Einwohnern, aber vielen Hunderten von Gästen in der Saison. Auch im Winter sind stets die Hotels offen und — wenn auch schwächer freilich — besetzt. Das interessanteste aller Bäder, das den Vorteil heißer Schwefel- und kalter Mineralquellen zugleich besitzt, ist wohl Kusatsu am Fuß des Asamayama. „Gegen alles, nur gegen die Liebe nicht“ helfen seine Wasser, sagt das japanische Sprichwort. Ein kleines Bergdorf, fast 1300 Meter hoch gelegen und fast ausschließlich beherrscht von 30 mächtigen japanischen Hotels, die ganz im Gegensatz zur sonstigen japanischen Bauweise dreistöckig gebaut sind und mit ihren langen Galerien rings um die Stockwerke und zahlreichen eigentümlichen Holzschnitzereien dem Dorf einen richtigen Badeanstrich geben. Im Sommer sind wohl bis 2000 Gäste auf einmal hier, und selbst im härtesten Winter, wo der Zugang von der nächsten Bahnstation kaum unter zehn bis zwölf Stunden über Schnee, Eis und felsiges Gestein gemacht werden kann, sinkt die Zahl nicht unter 200. Trotzdem hat das Bad nur drei Aerzte, von denen der eine in der in einem Seitental abgesondert liegenden Leprastation praktiziert. Und die beiden andern haben wenig zu tun. Denn die Badenden fragen keinen Arzt, sie nehmen ihre Bäder nach der alten überkommenen Sitte, nur modifiziert nach den Ratschlägen der praktisch Erfahrenen.

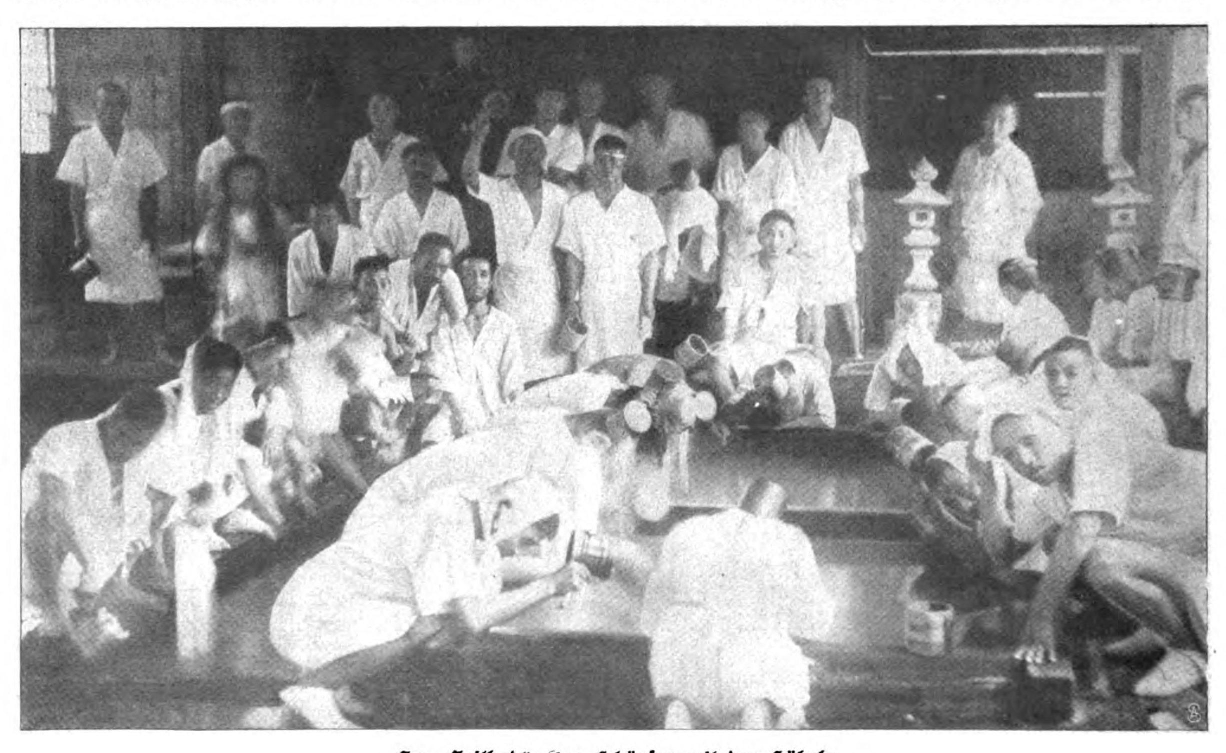
Die Art des Badens in Kusatsu ist wohl in ihrer Seltsamkeit einzig dastehend. Wohl gibt es in den Hotels und Privathäusern eigene Bäder, aber das Gros der Badenden nimmt die Bäder in 8—10 großen Badehäusern, die den Hotels zusammen gehören. Die Hotels bezahlen denn auch an die Gemeinde eine Abgabe für das Wasser und unterhalten selbst Badehäuser

und Bademeister. Kurtaxe oder Bezahlung des Bads gibt es nicht, das wird in die Hotelpension verrechnet, doch existieren auch einige öffentliche, der Gemeinde gehörige Freibäder. Gewöhnlich nimmt der Gast 4—5 Bäder tagüber, und viermal täglich sind die bestimmten Badezeiten, zu denen in jedem Hause meist bei der Ueberzahl an Gästen in drei Abteilungen für die Männer und einer für die Frauen gebadet wird.

Das Badehaus besteht aus drei bis vier mächtigen hölzernen Badekasten, in die das heiße Schwefelwasser fließt, und einer umlaufenden Holzempore mit Regalen und Schränken, wo man sich aus- und ankleidet. Da erscheinen denn eine halbe Stunde vor der Badezeit die Gäste in ihren farbigen Kimonos und entkleiden sich. Dann beginnt das Wasserschlagen (Abb. S. 1707). Das Schwefelwasser fließt nämlich bis zu 160 Grad Fahrenheit heiß ein und muß für die drei verschiedenen Wannen auf 125 °, 123 ° und 121 ° abgekühlt werden. Zu diesem Zweck wird es mit langen Holzbrettern gepeitscht. Vielleicht 40—50 Männer peitschen so das Wasser im gleichmäßigen Takte. Wird einer müde, so legt er sein Brett beiseite, und einer der Umstehenden tritt an seine Stelle. Freiwillig in einer großartigen Disziplin geschieht das in dem luftigen und windigen, von Schwefeldämpfen gefüllten Badehause. Manchmal feuert einer durch einen Zuruf die andern an, dann klatschen die Bretter fester, und das Wasser spritzt höher. Ein gleiches Interesse beseelt sie alle: Möglichst rasch und nicht heißer als nötig! Der Bademeister nimmt die Temperatur; das Wasser ist richtig gekühlt, ein Klingelzeichen ertönt, und die Bretterklänge schweigen. Balken werden über die Wannen geschoben und teilen sie in kleine Vierecke. Auf diesen Balken hokken nun die Badenden, und der zweite Akt beginnt. Aus kleinen Halbliterkübelchen gießen sie sich das heiße Schwefelwasser über den Kopf (Abb. untenst.), um das Blut an die Hitze zu gewöhnen und Kongestionen beim Bad zu vermeiden. 150 bis 200 Kübelchen lautet die Vorschrift, und peinlich zählt ein jeder leise mit. Ein zweites Klingelzeichen, die Kübelchen verschwinden, man richtet sich zum Bad. Des Bademeisters kundige Blicke schweifen über die Menge

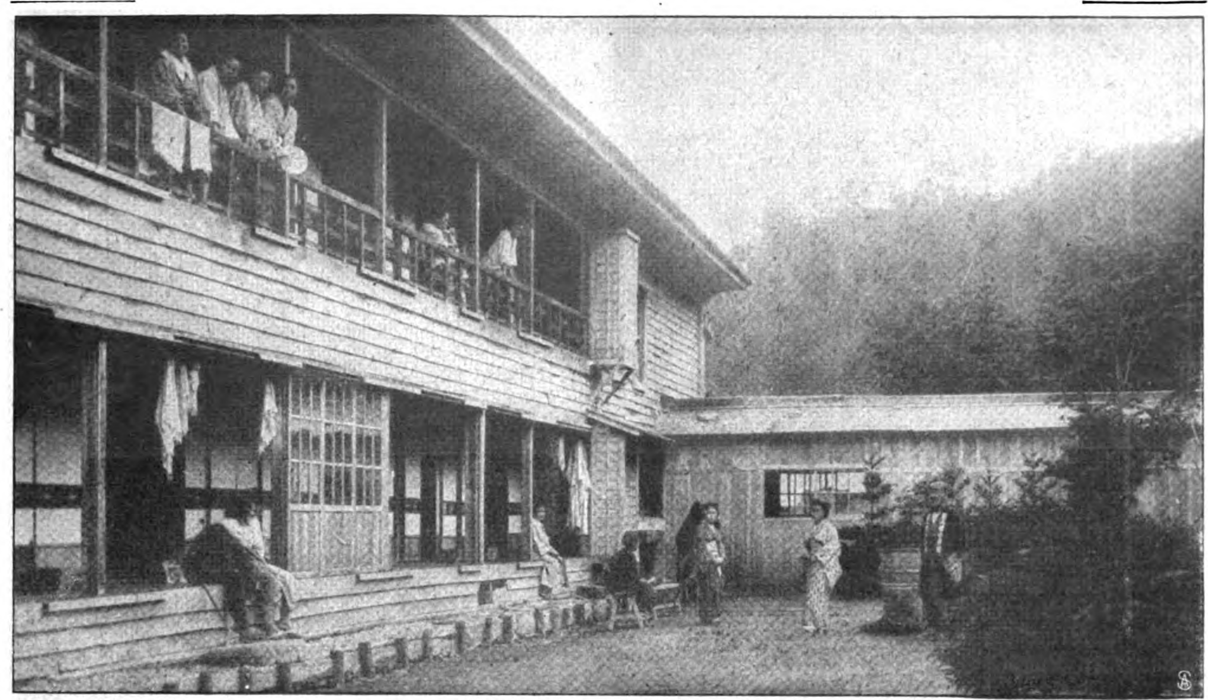


Schwefelquellen in dem Badeort Noboribetsu.



Im „Zeitbad": Das Schöpfen mit den Kübeln.





Ein Hotel für die Badegäste in Noboribetsu.

der 60 bis 70 Badenden. Wenn er sieht, daß alles bereit ist, ertönt seine Stimme: „Langsam, langsam!“ Mit einem langgezogenen einstimmigen „Ja“ antwortet die Schar der Badenden, und langsam gleiten die Körper in die heiße Flut (Abb. S. 1709). „Noch drei Minuten“, ruft der Bademeister singend, und wiederum antwortet ihm das einstimmige „Ja“! Die Gesichter zucken und verzerren sich manchmal, aber die meisten bleiben unbeweglich und ruhig. „Eine Minute noch“, ertönt der Ruf, und das laute Ja wird freudiger, weil es dem Ende zugeht. Bald ist die Zeit abgelaufen: „Die drei Minuten sind um, beeilt euch, schnell“, ein Klatschen und Plätschern, und mit einer erstaunlichen Fixigkeit sind alle die Gestalten aus der Wanne gestiegen.

Das ist der seltsame Vorgang des Jikanyu, des „Zeitbades“, das mit militärischer Promptheit und bewundenswerter Unterordnung des einzelnen unter die Regeln vor sich geht. In fünf bis sechs Wochen nimmt man so seine 100—120 Bäder, um dann noch eine kleine Nachkur in schwächeren und kühleren Bädern zu halten. Das geht seit Jahrzehnten so und wird in dieser unhygienischen Weise wohl noch viele Jahrzehnte andauern. Und wenn auch die Wissenschaft hundertmal sagt, daß es gegen manche schlimme Krankheit keine Bäder gebe — das Volk glaubt an die Heilkraft der Quellen, und der Glaube hilft ihm, denn das alte Sprichwort sagt ja: „gegen alle Krankheiten, nur gegen die der Liebe nicht, hilft Kusatsu!“

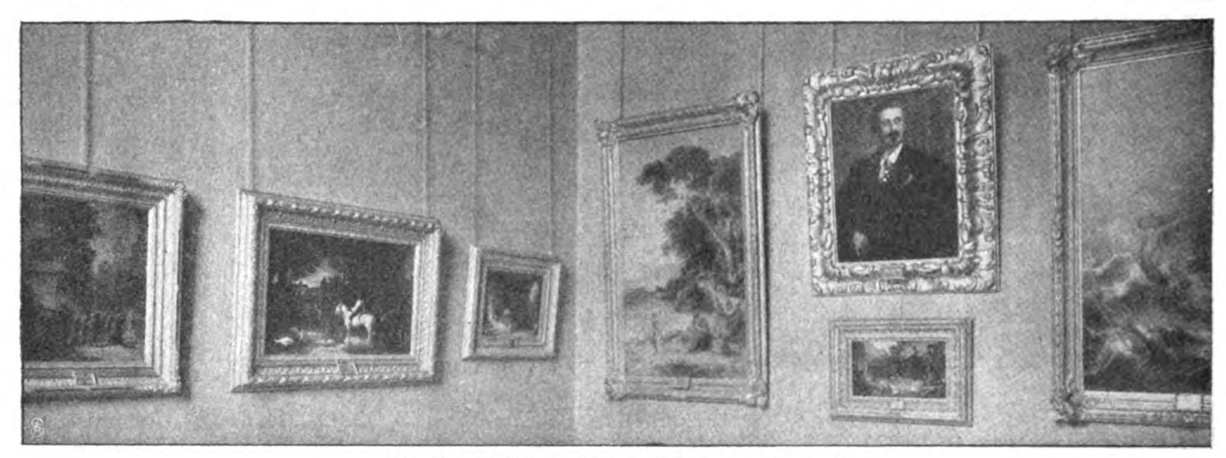
Der Neubau der Schackgalerie in München.

Hierzu 9 Spezialaufnahmen für die „Woche“ von Jaeger & Goergen.

Als die berühmte Gemäldegalerie des Grafen von Schack im Jahre 1894 durch Erbschaft in den Besitz des Deutschen Kaisers überging, verfügte dieser sofort, daß dieser „Kunstschatz“ der Stadt München erhalten werden solle. Auch sollte die Sammlung — um das Andenken des Gründers zu ehren — in den Räumen ihres bisherigen Heims verbleiben, in denen ihr Stifter sie mit so viel Liebe und Sorgfalt gesammelt und aufbewahrt hatte.

Es war dies das bekannte Gebäude an der Brienner Straße mit seiner etwas unruhigen Fassade, das Graf Schack von dem hervorragenden Baumeister Gedon eigens für seine Galerie hatte herstellen lassen, und das der Kaiser von den Erben des Grafen für die Summe von 400 000 Mark erwarb. Der Bau erwies sich indessen für seine Bestimmung nicht besonders geeignet; denn einerseits konnten die herrlichen Kunstwerke der Galerie in den zum Teil engen und ungenügend beleuchteten Sälen, Kabinetten und Korridoren nicht voll zur Geltung gelangen, und anderseits lag die Gefahr nahe, daß sie bei der dem Gebäude anhaftenden Feuchtigkeit mit der Zeit schwer geschädigt, ja vernichtet werden könnten. Trotz gründlicher Reparaturen und mehrfacher Um- und Erweiterungsbauten, die einen Aufwand von mehr als 200 000 Mark erforderten, konnten diese Schäden nicht beseitigt werden, ja sie traten immer stärker hervor. So mußte das Gefühl der Pietät praktischen Erwägungen weichen. Der Kaiser befahl daher einen Neubau für die einzigartige Sammlung. Da zu derselben Zeit auch das Bedürfnis eines Neubaus für die preußische Gesandtschaft in München vorlag, deren Räume schon seit langem nicht mehr ihrer Bestimmung genügten,





Der Saal mit dem Bildnis Schacks von Lenbach.

so lag es außerordentlich nahe, diese beiden Gebäude in einem einzigen Monumentalbau zu vereinigen.

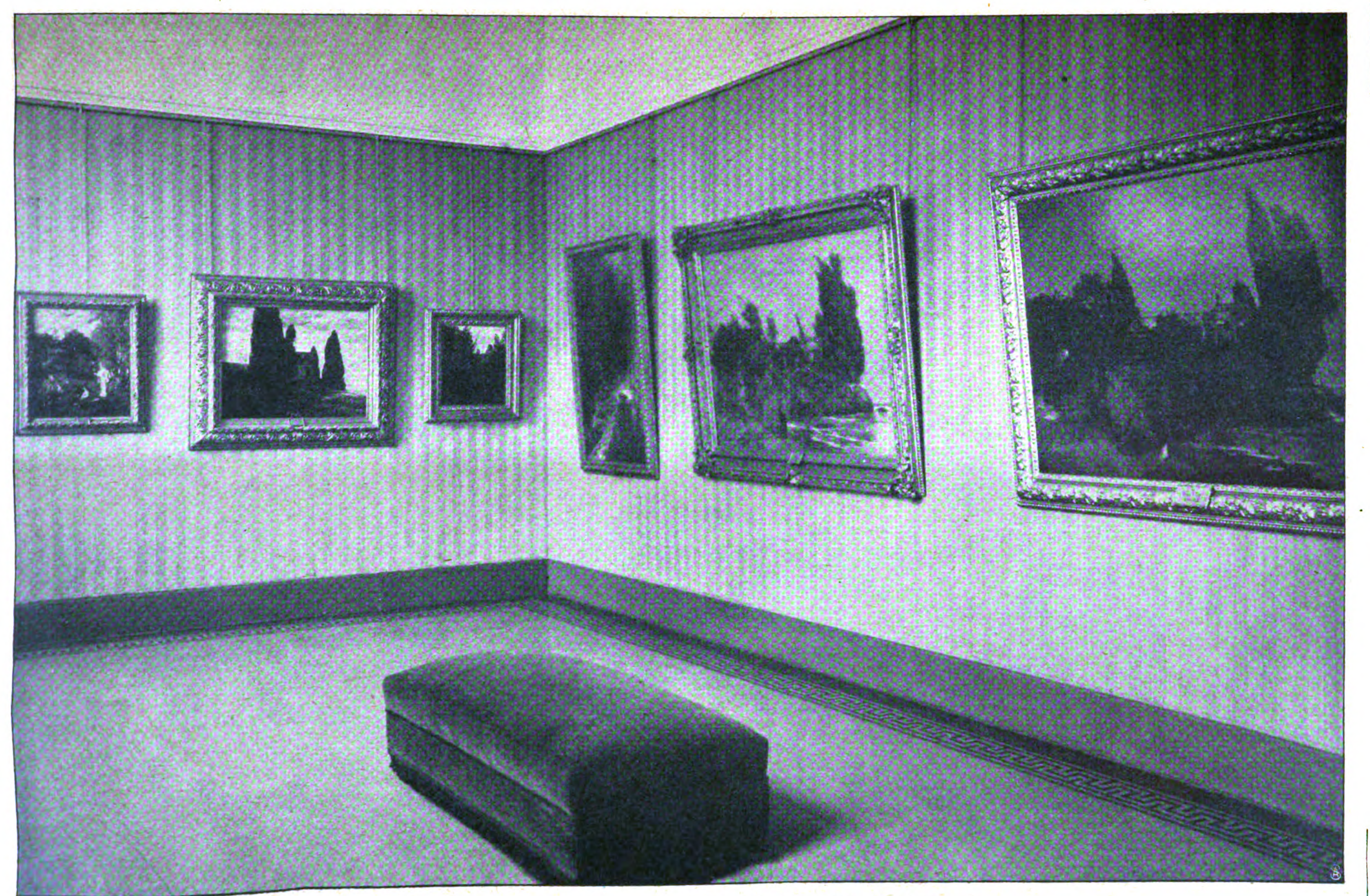
Nach den Plänen des Professors Littmann, des in weitesten Kreisen rühmlichst bekannten Erbauers einer Reihe moderner Theaterbauten — in erster Linie des Münchener Künstlertheaters — wurde der Doppelbau der Schackgalerie und der Gesandtschaft in der vornehmen Prinzregentenstraße, in unmittelbarer Nachbarschaft des bayrischen Nationalmuseums, dessen würdiges Seitenstück er bildet, durchgeführt, vor kurzem vollendet und am 18. September d. J. durch den Kaiser in Person feierlich eröffnet.

Obgleich das Gebäude ein einheitliches Ganzes bildet, ist doch die verschiedene Bestimmung beider Teile des Baus auch im Aeußeren klar zum Ausdruck gebracht; denn während die Gesandtschaft in einfachen Renaissanceformen gehalten ist, präsentiert sich die Schackgalerie mit ihrer reichgegliederten, säulengeschmückten Fassade, die an den Palladiostil erinnert, als ein idealen Zwecken gewidmeter Bau, dessen Bestimmung durch die auf ihr in Stein gemeißelte Widmung des Kaisers klar ausgesprochen ist: „Der Stadt München zur Mehrung ihres Ruhmes und großen Künstlern zum Gedächtnis."

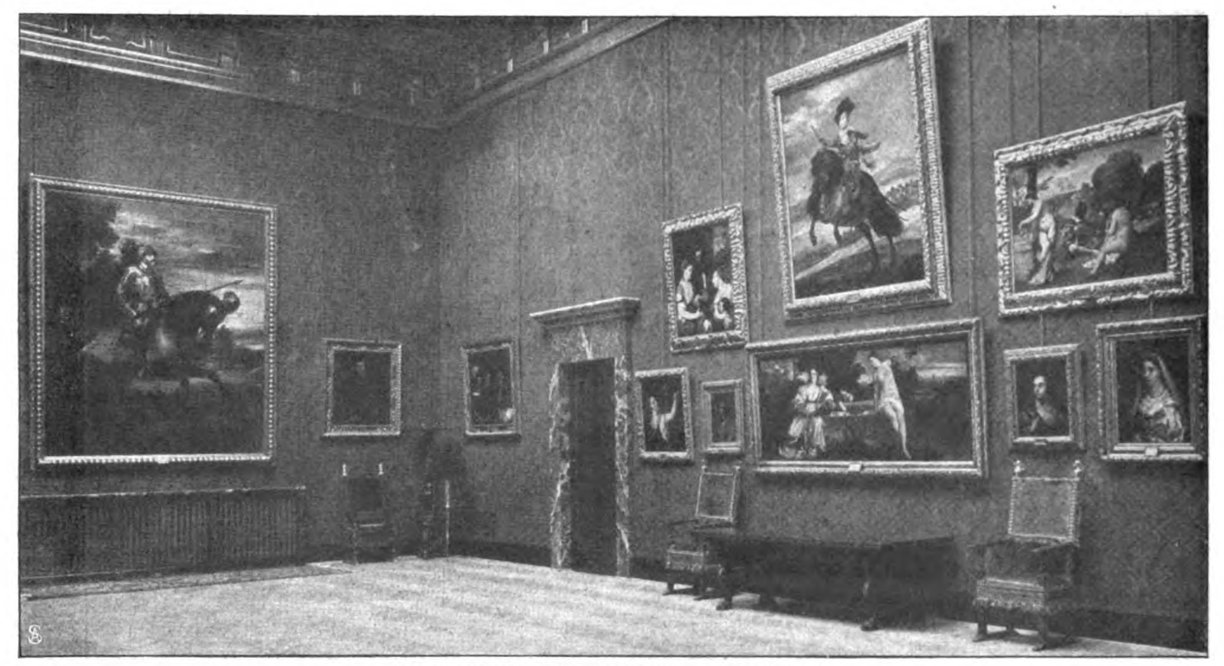
Nur mit seiner Schmalseite liegt das Galeriegebäude an der Prinzregentenstraße, während seine Längsachse der Richtung der Reitmorstraße folgt. Die Grundrißeinteilung ist ebenso einfach und klar wie geeignet für Galeriezwecke. Die Weiträumigkeit des Baus gestattete dem Prinzip der Neuzeit, in architektonisch einfach gestalteten und in neutralen Farben gehaltenen Räumen nur wenig Kunstwerke zu vereinigen, um die Aufmerksamkeit des Beschauers nicht von den Gemälden abzulenken, in weitestem Maß Rechnung zu tragen. Professor Dr. Seidel, der Direktor der Kaiserlichen Kunstsammlungen, der die Neueinrichtung der Schackgalerie durchführte, hat es meisterhaft verstanden, indem er die Werke eines Künstlers möglichst in einem Raum versammelte und sie nach Stimmung und Inhalt vorteil-



Blick in den Schwindsaal der Schackgalerie.



Der Böcklinsaal in der Münchner Schackgalerie.

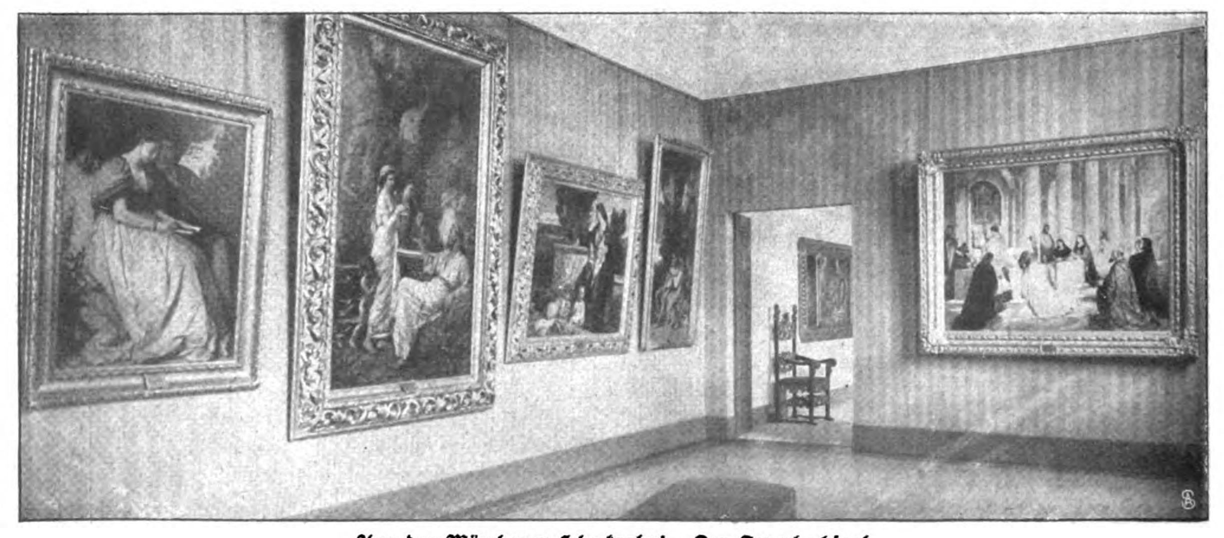


Der Kopiensaal mit berühmten Tizianbildern.

haft gruppierte und den bedeutendsten unter ihnen häufig eine Wand allein für sich einräumte, die Gemälde zu vorteilhaftester Wirkung zu bringen.

Ein in lichtem Weiß gehaltenes, durch rote Marmorsäulen gegliedertes Vestibül, dessen Wände mit der Marmorbüste des Grafen von Seeböck (Abb. S. 1716) und durch eine prachtvolle Bronzegedenktafel der Stadt München geschmückt sind, empfängt den Beschauer. Vom Vestibül aus betritt er eine Doppelreihe von Sälen und Kabinetten, die sich durch die große Tiefe des Gebäudes erstrecken und von Seitenlicht durch hohe Fenster vorzüglich beleuchtet sind. Diese Parterreräume sind zum großen Teil den Werken Schwinds gewidmet, der durch mehr als 30 Bilder vertreten ist (Abb. S. 1712). Gleich in einem der ersten der Säle fällt der Blick des Besuchers auf sein großes, tief empfundenes Gemälde: „Die Heimkehr des Grafen von Gleichen"; an den Seitenwänden sehen wir die köstliche „Hochzeitsreise", den „Rübezahl", den „Pferde tränkenden Eremiten", „Hero und Leander"; ein anderes Kabinett enthält die so vielfach reproduzierte „Morgenstunde", den „Abschied des Liebenden", den „Reiter, nach dem Dorfe zurückblickend" und alle die anderen von ebenso großer Meisterschaft als tiefem Gemüt zeugenden Bilder des Meisters. Im Parterre sind auch die Gemälde des genialen Sonderlings Genelli untergebracht; ferner sehen wir hier Führich, Piloty, Neureuther, Lindenschmit und andere Meister vertreten.

Ueber die monumentale Marmortreppe gelangt der Besucher im ersten Stockwerk direkt in den Lenbachsaal, der die ganze Front des Gebäudes an der Prinzregentenstraße einnimmt, und der durch zwei mächtige Flügeltüren mit den Repräsentationsräumen der Gesandtschaft in Verbindung steht (Abb. S. 1715). Der hohe,

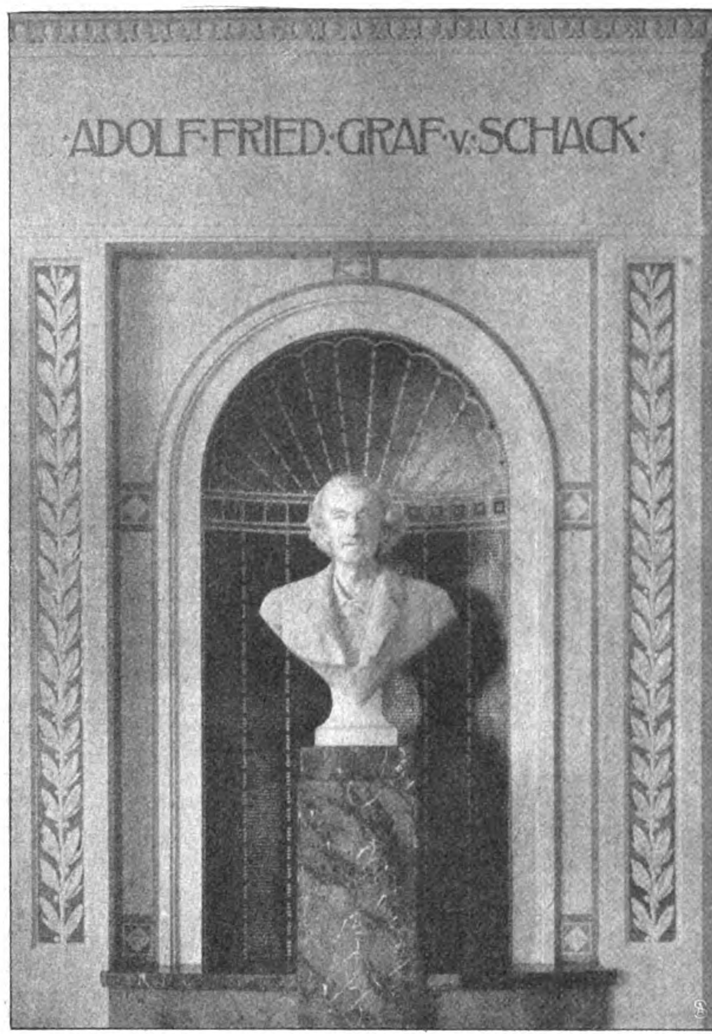


Aus der Münchener Schackgalerie: Der Feuerbachsaal.

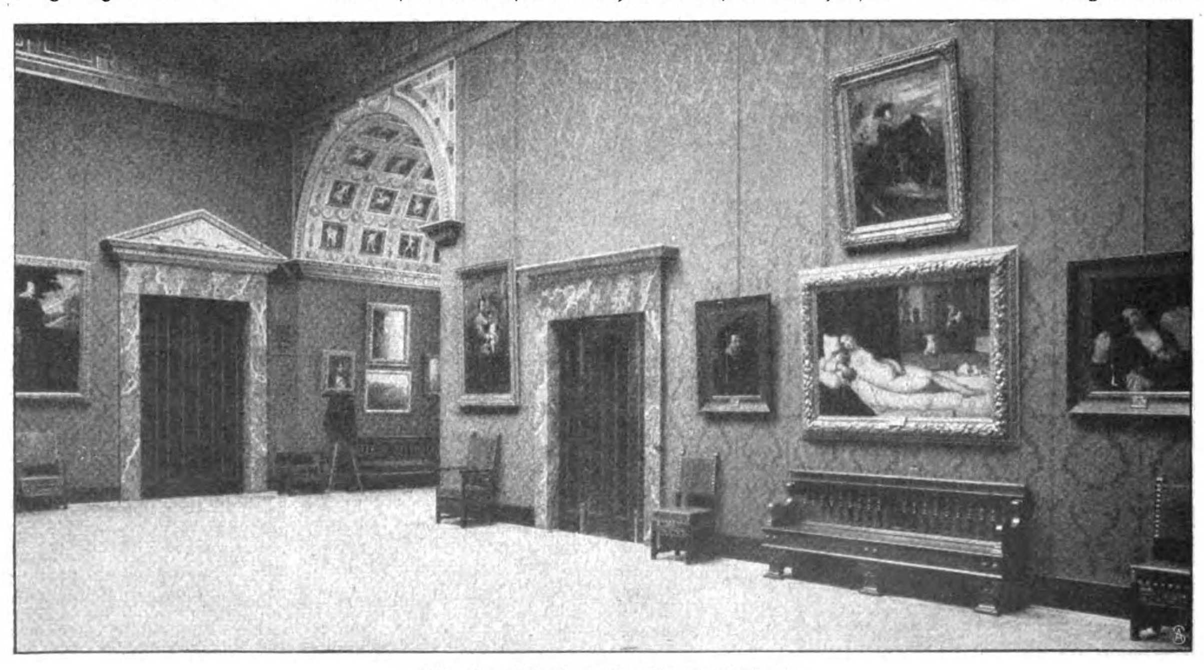
Der Saal mit dem Selbstbildnis und den Jugendwerken Lenbachs.



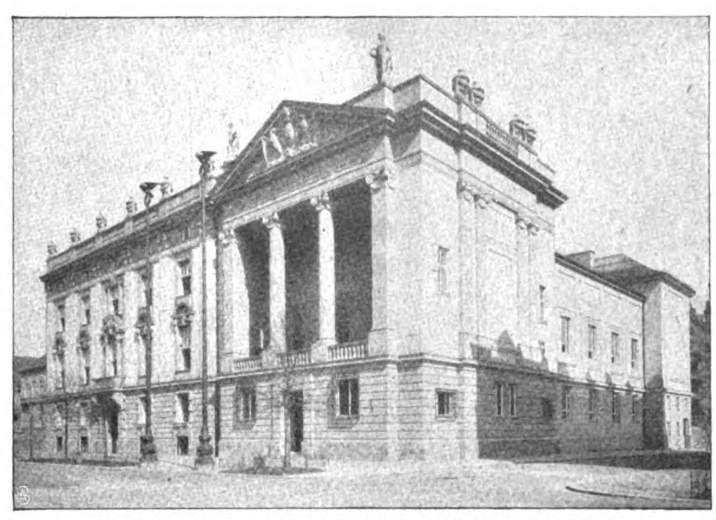
durch Oberlicht trefflich beleuchtete Saal, dessen Wände mit rotem Damast bespannt sind, ist vortrefflich geeignet, die Meisterwerke Lenbachs voll zur Geitung zu bringen. Er ist von den Kopien, die der werdende Meister im Auftrag des Grafen nach den großen Malern der Renaissance ausführte, vollständig erfüllt. Auf der nach der Prinzregentenstraße gelegenen Langseite dominiert die „Irdische und himmlische Liebe" von Tizian, während das Mittelstück der entgegengesetzten Wand die herrliche Venus von Tizian bildet. Die beiden Schmalseiten werden von dem berühmten Tizianischen Reiterporträt KarlsV. und von dem Porträt Philipps IV. von Velasquez eingenommen. In einer großen Nische des Saals, durch helles Seitenlicht beleuchtet, befinden sich die wenigen Originalgemälde der Galerie von Lenbach: „Der ruhende Hirtenknabe", das Selbstporträt des Meisters, das Bildnis des Grafen Schack und das Porträt der Gemahlin Paul Heyses sowie mehrere der seltenen Landschaften Lenbachs: „Die Alhambra" und „Granada" vorstellend. — Aus dem Lenbachsaal treten wir in die beiden Böcklinsäle (Abb. S. 1713). Im ersten hängen an der Mittelwand die beiden Ausführungen der im Auftrag des Grafen gemalten „Villa am Meer" dicht nebeneinander, zum Vergleich herausfordernd; daneben „die Klage des Hirten" und die schauerlich-schöne „Felsengegend mit dem Drachen" nach dem Goetheschen Mignonlied; auf der linken Seitenwand die „ideale Landschaft mit der Quellnymphe"; die entgegengesetzte Wand wird ausschließlich von dem „Spiel der Wellen" eingenommen.



Die Büste des Grafen von Schack im Vestibül des Hauses.



Aus der Schackgalerie: Ein Kopiensaal.



Die neue preußische Gesandtschaft mit der Schackgalerie.

Die Mitte der Hauptwand des zweiten Böcklinsaales bildet der „Panische Schrekken", daneben der „Anachoret" und der „von Furien bedrohte Mörder"; auch im folgenden Kabinett ist ein prächtiger Böcklin, die „altrömische Schenke". Auf der Mittelwand dieses kleinen Saales hängt das zweite herrliche Porträt des Grafen Schack von Lenbach, ihm zur Seite die bekannten heroischen Landschaften von Preller aus der Odyssee: Odysseus' Abschied von Kalypso und die Leukothea. Die eine Seitenwand ist ganz von den humorvollen Bildern Spitzwegs eingenommen, dessen „Hypochonder" vor allem die Aufmerksamkeit des Beschauers fesselt, während die andere Schmalseite von dem einzigen Originalgemälde der Galerie von Marées, der berühmten „Pferdeschwemme", geschmückt wird.

Von hier aus betreten wir den zweiten, dem Lenbachsaal gegenüberliegenden, großen Oberlichtsaal des ersten Stockwerks. Er ist ganz den Kopien großer italienischer und niederländischer Meister gewidmet, die Graf Schack von verschiedenen Meistern, besonders von August Wolf, anfertigen ließ. Das mächtige Gemälde nach Bordone „Ein Fischer überreicht dem Dogen von Venedig den vom heiligen Markus empfangenen Ring" füllt die ganze Schmalseite. Hier sind ferner Gemälde nach Paul Veronese, Tizian, Raffael, Leonardo da Vinci, Rubens und vielen anderen Meistern der Renaissance vertreten.

Aus diesem Kopiensaal gelangen wir zu der letzten Reihe der kleinen Säle und Kabinette. Sie sind fast ausschließlich Feuerbach gewidmet. In dem kleineren der beiden Säle überrascht uns, einsam an der Mittelwand hängend, die wundervolle „Pietà". Sie wirkt hier ergreifend. Auf der linken Wand dieses Saales sehen wir das berühmte „Bildnis einer Römerin", darunter den bekannten Rottmann: „Meeresküste in Griechenland mit heraufziehendem Gewitter" und eine „Flucht nach Aegypten", das einzige Bild der Galerie von Peter Cornelius.

Die Mittelwand des größeren Feuerbachsaals schmückt das figurenreiche Bild „Hafis am Brunnen", daneben „Francesco da Rimini und ihr Geliebter Paolo", ferner die „Mutter mit spielenden Kindern" und die „musizierenden Kinder, von einer Nymphe belauscht"; von der linken Seitenwand leuchtet der „Garten des Ariosto". Das berühmte Bild Feuerbachs „Laura in der Kirche zu Avignon, von Petrarka beobachtet", das die andere Schmalseite allein schmückt, bilden den würdigen Abschluß des Saales und der ganzen Galerie.

Im zweiten Geschoß liegen noch drei Oberlichtsäle mit weiteren Kopien nach italienischen Meistern, unter denen die Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle nach Michelangelo von Schwarzer die vorzüglichsten sind. L. v. R.

Der Nachbar.

Skizze von Heloise von Beaulieu.

„— Stets haben Sie beteuert, Sie würden bis an Ihr Lebensende in Ihrer alten Wohnung bleiben, und nun sind Sie doch noch umgezogen — wie kam das, Freund?"

Der blasse Mann erwiderte mit leichter Befangenheit: „Ich habe wirklich geglaubt, daß ich in der alten Wohnung mein Leben beschließen würde, und es tat mir sehr leid, daß ich umziehen und mich neu gewöhnen mußte — für ein paar Jahre! ... Jedoch veränderte Umstände ... An der Wohnung lag es nicht, es lag an der Nachbarschaft, vielmehr an dem Gegenüber ...!" Er stockte.

Der Freund nickte verständnisvoll. „Kenne ich! Nachbarn können einem das Leben verbittern. Mir gegenüber wohnt einer Familie mit einer Herde Kinder, die die bis dahin friedliche Straße in ein Kriegslager verwandeln. Ich würde ausziehen, wenn ich nicht hoffte, daß jene Familie noch früher ausziehen wird als ich. Hätten Sie denn nicht auch mit etwas Geduld sich den Umzug sparen können?"

„Bei mir war es anders", sagte der blasse Mann. „Ich möchte es Ihnen wohl erzählen, wenn ich Sie nicht ungebührlich in Anspruch nähme ..."

Der Freund machte eine allen Weitläufigkeiten abschneidende Bewegung, und der blasse Mann erzählte mit gedämpfter, von leiser Wehmut verschleierter Stimme: „Mancherlei Nachbarn hatte ich schon kommen und gehen sehen im Laufe der Jahre, ohne mehr als das oberflächliche Interesse an ihnen zu nehmen, das die Erscheinungen des flutenden Lebens uns abzugewinnen pflegen. Bis vor nunmehr drei oder vier Jahren die Wohnung drüben von einem jungen Ehepaar bezogen wurde ... Ich sah sie, als sie die Wohnung besahen, noch als Brautpaar wahrscheinlich; ich sehe noch, wie sie miteinander auf den Balkon hinaustraten. Das Leuchten des Glückes auf den jugendlichen Gesichtern, sehe noch, wie der Mann eine Bewegung machte, als sagte er: ‚Das wird nun unser Reich, der Schauplatz unseres Glückes! —‘ und wie das junge Mädchen froh und vertrauend zu ihm aufblickte.



„Nach einigen Wochen zogen sie ein.

„Unbefangen sich selbst lebende Menschen ahnen wohl nicht, daß ihr Leben von manchen Einsamen mit wehmütig-froher Anteilnahme betrachtet wird. Ich fragte mich manchmal: wüßten die da drüben, daß ein Einsamer, von den herzlichsten Erfahrungen des Lebens Ausgeschlossener ihr unschuldiges Glück mitempfindet, teilnehmenden Blickes hinüberschaut, würden sie dann ihre Vorhänge dichter schließen, oder würden sie in der Großmut des Reichtums dem Armen die Brosamen gönnen, die er von Ferne erhaschte?

„Es war gut, daß sie es nicht wußten noch ahnten und ihr Glück in voller Unbefangenheit vor meinen Augen lebten!

„Als sie einzogen, war es Frühjahr, und es folgte ein Sommer, der wirklich ein Sommer war, nicht ein verkleideter Winter. Mein Pärchen liebte Luft und Sonne. Vorhänge und Fenster waren immer geöffnet, und alle Augenblicke trat jemand von ihnen auf den Balkon hinaus, um mit liebevollem Stolz die Geranien- und Hortensienkultur in Holzkästen zu betrachten. Von der Frau sah ich natürlich mehr als von dem Manne, der durch seinen Beruf — er war Architekt — den größten Teil des Tages vom Hause ferngehalten wurde. Sehr zeitig des Morgens frühstückten sie — meist auf dem Balkon; dem Fortgehenden winkte sie von oben nickend und lächelnd zu und sah ihm nach, so lange, bis er um eine Straßenecke bog. An dieser Straßenecke schwenkte er immer noch einmal seinen Hut. Manchmal war er auch sehr eilig und vergaß das Zurückwinken, aber sie vergaß das Nachsehen nie . . .

„Dann wirtschaftete sie im Hause umher mit dem kleinen rotbackigen Dienstmädchen, oder sie machten zusammen Einkäufe und kehrten schwerbeladen zurück: das Dienstmädchen mit Geflügel und Gemüse, die Frau mit Früchten und Blumen. An manchen Tagen saß die Frau auch und schneiderte, zartfarbige Kleider, wie sie sie immer trug, und kam er nach Hause, begutachtete er das Werk ihrer geschickten Hände.

„Eine Zeitlang zeichnete der Mann viel, spät abends noch, und sie saß mit einem Buche still dabei. Manchmal trat sie auch hinter ihn — vielleicht mit der leisen Mahnung, er möge sich Ruhe gönnen — und er setzte ihr mit lebhaften Gestikulationen etwas auseinander. Und eines Tages kam er förmlich in Sprüngen nach Hause und schwenkte seinen Hut nach oben mit einem frohen ‚Heureka!‘ Und sie verließ den Balkon mit einem Freudenschrei und führte ihn dann herein wie einen Triumphator. Als ich dann in der Zeitung las, daß der Architekt G. den Ersten Preis im Wettbewerb um den Entwurf zu einem Ornamentalbrunnen erhalten habe, erfuhr ich kaum etwas Neues. —

„Aber auch, ohne daß er Preise mitbrachte, wurde er mit Jubel empfangen. Glücklich der Mann, dessen tägliches Nachhausekommen ein täglich erneutes Freudenfest ist! — Was er sah, das war das jubelnde Entgegenfliegen, das mit Augen und Mund gesprochene Glück des Wiederhabens. Was nur ich sah, war das unruhvolle, frohe, doch manchmal etwas lange Warten auf ihn, das lange am Fenster Stehen und die Straße Hinabspähen, das Aufleuchten, wenn er in Sicht kam. Glücklicher Mann!

„Es möchte Ihnen nun wohl scheinen, als ob ich meine ganze Zeit damit zugebracht hätte, meine Gegenüber zu beobachten. Dem war nicht so. Ich beobachtete sie nie mit Absicht und Bewußtsein. Aber wenn ich, am Fenster sitzend und schreibend, von meiner Arbeit auf- und hinaussah, trafen meine Blicke ganz unwillkürlich auf mein Gegenüber, das — ich verhehle es nicht — mich süß-schmerzlich anzog. Und was, nun ich es Ihnen erzähle, wie eine ununterbrochene Linie erscheint, waren in Wirklichkeit doch nur lauter kleine, zufällig gemachte Einzelbeobachtungen, die sich erst in meiner Seele zu einem Bilde zusammenfügten.

„Besonders abends wurde ich ungewollt zum Beobachter. Dann saß mein Pärchen drüben lesend bei der Lampe, und sie suchte die vom Licht betörten Nachtfalter zu retten. Oder auch sie saßen im Dunkeln, Hand in Hand, und ihr Haupt ruhte an seiner Schulter. Denn sie ahnten oder bedachten nicht, daß ihre umschlungene Silhouette gegen das beleuchtete Zimmer hinter ihnen dem Einsamen gegenüber sichtbar war. Es kam auch vor, daß er drinnen am Flügel saß und spielte — er war ein genialer Naturspieler. Manchmal stand die Frau andächtig hinter ihm, manchmal auch blieb sie auf dem Balkon und sah nach den Sternen und lauschte dann wieder mit vorgebogenem Halse ins Zimmer zurück. Und ich, der ungesehene Dritte, empfand mit Rührung nach, was durch die junge Frauenseele gehen mochte: der Jubel und die Demut des Glückes und vielleicht eine stumme Bitte an das Schicksal . . .

„Manchmal habe ich gedacht, ob wohl eine Indiskretion, eine Unzartheit läge in meinem Teilnehmen an einem fremden Glück, denn von einem Zuschauer war ich längst zu einem Miterlebenden geworden. Aber dann sagte ich mir wieder, daß, da das Glück etwas viel zu Rares ist, als daß alle Menschen es erleben könnten, es vielleicht eine dankenswerte Güte des sonst kargen Schicksals ist, die, denen eigenes Glück versagt ist, wenigstens anschauend und mitfühlend das Reflexlicht der Glückssonne genießen zu lassen . . . Da ließ ich die Skrupel fahren.

„Lachen Sie! Aber ich kam mir manchmal beinah verheiratet vor, ich, der ich nur Bücher zu Gefährten habe! Ich begann mich für Kohlen- und Fleischpreise zu interessieren, ich ertappte mich sogar darauf, daß ich tiefsinnig auf ein Ladenfenster starrte, das alle die Dinge enthielt, die ein Mensch in seinem ersten Lebensjahr nötig hat . . .

„Es wurde Herbst, Weihnachten kam. Ein Junggesell macht sich natürlich keinen Baum, aber mein junges Paar hatte einen wunderschönen, und da sie die Vorhänge nicht zuzogen, erfreute ich mich auch an seinem lieben Schein und mehr noch an dem Glanz des Glücks auf den schönen Menschengesichtern.

„Die ersten Frühlingsonnenstrahlen schienen auf ein winziges, goldflaumiges Köpfchen, das drüben am Fenster auftauchte. An warmen Tagen stand der Kinderwagen immer auf dem Balkon, und oft beugten sich die Eltern darüber und staunten das kleine Wunder an.“

— „Aha!“ unterbrach der Freund lächelnd. „Das ‚kleine Wunder‘ wird sich wohl zu einem unerträglichen Schreihals auswachsen, der Ihnen die Wohnung verleidet.“

Der bleiche Mann schüttelte den Kopf. „Hören Sie weiter, wenn Sie mögen!

„Als das Kindchen vielleicht ein Vierteljahr alt war, wurde es sehr krank. Ich merkte das an allerhand Anzeichen. Sein Wagen stand nicht mehr auf dem Balkon, und der Arzt fuhr täglich vor. Der Mann sah sorgenvoll aus, wenn er fortging, und die Frau bleich und übermacht, und das Lächeln, mit dem sie ihm zu-



winkte und nachsah, war gequält und schmerzlich. Denn auch jetzt unterließ sie den gewohnten Abschiedsgruß nicht, nur, daß sie etwas rascher vom Fenster fortging als sonst. — Schließlich unterblieb auch das, und ich nahm es für ein schlimmes Zeichen . . . Bald merkte ich denn auch, daß dort drüben der Tod eingekehrt war.

— „Stellen Sie sich mein Entsetzen vor, als statt eines kleinen Kindersarges ein großer Sarg aus dem Hause getragen wurde und der Mann wie ein gebrochener hinterherwankte. Er begrub Frau und Kind an einem Tage.“ —

„Ah, nun weiß ich, weshalb Sie ausgezogen sind!“ rief der Freund. „Sie konnten es nicht ertragen, immer die Stätte eines zerstörten Glücks vor Augen zu haben!“

„Haben Sie Geduld, noch mehr zu hören?“ fragte der Blasse.

— „Mein Mitgefühl mit dem Mann war vielleicht tiefer als das der vielen Verwandten und Freunde, die ihn zu trösten kamen. Denn keiner kannte ja wie ich, der Fremde, das Glück, das da zerstört worden. Ja — es war sogar mehr als Mitgefühl. Es war mir fast, als seien mir selbst Frau und Kind gestorben, so innig hatte mein Gefühl sich mit dem Leben jener Menschen verwoben. Es war mir so zur lieben Gewohnheit geworden, von meiner Arbeit aufblickend, die schlanke, holde Frau da drüben walten zu sehen; ich meinte immer, sie müsse einmal wieder am Fenster erscheinen in ihrem lichten Kleid, es könnte nicht für immer aus und vorbei sein! . . .

„Der junge Witwer sah so gramgebeugt und schmerzzerrissen aus, daß ich in der ersten Zeit für sein Leben fürchtete. Es schien mir so natürlich, daß jemand nicht weiterleben mag, der sein bestes menschliches Glück verloren hat. Wenn ich bedachte, wie ich, der Zuschauer, schon getroffen war, und nun erst der, der das alles besessen hatte. — —

„Ich wunderte mich, daß er in der Wohnung blieb. Ich meine, es müsse unerträglich sein, in Räumen zu leben, die ein Glück umfangen, das nicht mehr ist, und wo alles einem den Verlust entgegenschreit. Aber die Menschen empfinden verschieden, und vielleicht hielten ihn gerade die Erinnerungen dort fest . . .

„Mit der Zeit wurde er ruhiger und wohler aussehend. — Oft besuchten ihn Verwandte — auch Damen . . . Und im Frühjahr . . .“

„. . . Heiratete er wieder!“ ergänzte der Freund ruhig.

„Sie haben es erraten!“ sagte der Blasse wehmütig lächelnd. „Es ist wohl leicht zu erraten für jemand, dem der Lauf der Welt bekannt ist.“

„Es ist natürlich“, sagte der Freund. „Wollen Sie, daß ein junger Mann sich sein ganzes Leben lang mit der Erinnerung an ein Jahr Eheglück begnügen soll?“

„Nein, nein“, sagte der Blasse hastig. „Meine Vernunft tadelte ihn auch gar nicht. Es war gewiß recht und natürlich, daß er es tat, ehe er sich in das ungebundene Leben des Junggesellen zurückgewöhnt hatte. Wenn der Mann fortgezogen wäre, und ich hätte zufällig gehört, er habe nach kurzem wieder geheiratet, würde ich wahrscheinlich gesagt haben: ich kann's dem armen Teufel nicht verdenken. Wer einmal von der Süße des Lebens zu zweien gekostet hat, erträgt das Alleinsein nicht mehr. Ich tadelte den Mann nicht. Nur — ich konnte es nicht ertragen, täglich vor Augen zu sehen, wie sich Punkt für Punkt ein Schauspiel wiederholte, das ich genau so schon einmal gesehen hatte — nur daß die eine Rolle anders besetzt war!

„Die zweite war auch eine junge, hübsche Frau — vielleicht noch hübscher als die erste, und sie liebte den Mann auch sehr und er sie. Sie waltete fleißig im Hause mit einem neuen kleinen rotbackigen Dienstmädchen — in der Zwischenzeit hatte er eine ältere Haushälterin gehabt — und des Abends saß das Ehepaar auf dem Balkon zärtlich aneinandergelehnt, oder er spielte auf dem Flügel, und sie stand hinter ihm oder sah nach den Sternen . . .

„Nur in einem Punkt glich sie der ersten Frau nicht. Sie sah ihm nicht so lange nach, wenn er fortging, erwartete ihn nicht, lange ehe er kam. Sie war zu sehr tätiger Gegenwartsmensch.

„Weihnachten brannte drüben ein Baum, und im Frühjahr stand ein Kinderwagen auf dem Balkon, und die Eltern beugten sich darüber und sahen in zärtlicher Ergriffenheit auf ein goldflaumiges Köpfchen.“

„Nun, so hatten Sie doch wieder etwas Hübsches zu sehen“, meinte der Freund. „Es war wieder gerade wie vorher!“

„Das ist es eben!“ sagte der blasse Mann bitter, „es war alles wieder gerade wie vorher, nur — ein Mensch war durch einen andern ersetzt! — O, ich kann Ihnen nicht sagen, welch traumhaft seltsames Gefühl mich überkam, wenn ich, gewohnheitsmäßig aufsehend, auf die selben Bilder traf, die ich schon einmal gesehen hatte. Ich fuhr wohl mit der Hand über die Stirn und schüttelte den Kopf wie einer, der tief geträumt hat und Traum und Wirklichkeit noch nicht auseinanderhalten kann.

„Was sind wir Menschen denn eigentlich? fragte ich mich. Wellen im Meer, und jede wird gleich von der folgenden verdrängt und hinterläßt keine Spur. — Alles wiederholt sich, Verhältnisse, Empfindungen, nur die Menschen schwinden und werden ersetzt . . .

„Da faßte mich ein leises Grauen vor diesem Familienglück, das ich beneidet hatte. Ja, es war doch Neid in meinem Interesse gewesen, das wurde mir nachträglich klar. Und mir graute auch vor dem, was die Menschen ‚Liebe‘ nennen, und was eigentlich nur das Hängen an bequemen Verhältnissen, angenehmen Gewohnheiten ist, die an zufällige Erscheinungen gebunden sind und an dem eigentlichen Menschen ganz vorbeigehen. Ich konnte mir recht gut vorstellen, daß der Mann den Tod dieser zweiten Frau heftig beklagen und nach kurzem mit einer dritten strahlend glücklich sein könnte. Was bedeutet ein Mensch für den andern!“

„Was wollen Sie?“ sagte der Freund. „Wenn die Menschen nicht die Fähigkeit hätten, zu verwinden und — in gewissem Grade — auch zu vergessen — wer könnte dann überhaupt noch leben?“

„Sie haben recht“, sagte der blasse Mann. „Wer nicht die Kraft hat zu verlieren, soll auch nicht besitzen. — Es ist vielleicht eine tiefe, barmherzige Einsicht des Schicksals, daß es mir Familienglück versagt hat. Wenn ich bedenke, wie ich um die fremde Frau getrauert habe! —

„Ich weiß, daß Sie mich jetzt für einen Toren halten. Aber Sie wissen nun, weshalb ich in meiner alten Wohnung nicht bleiben konnte und mir eine neue suchen mußte — für wenige Jahre . . .“



Aus dem Paradies der Raucher.

Von A. Oskar Klaußmann. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Die neue Tabaksteuer und die dadurch hervorgerufene Erhöhung der Zigarrenpreise hat besonders die vornehmen und feinen Sorten, die aus den weltberühmten Tabaken der Havanna hergestellt werden, betroffen. Durch diese Preiserhöhung ist der Genuß des edelsten aller Tabake allen den Mitbürgern, die sich auf den breiteren, aber unteren Stufen der Einkommensteuer befinden, in noch weitere Ferne gerückt worden. Wie glücklich sind demgegenüber die Eingeborenen von Kuba, in deren Gebiet der beste Tabak der Welt wächst, und die zirka vier Fünftel der gesamten Produktion selbst



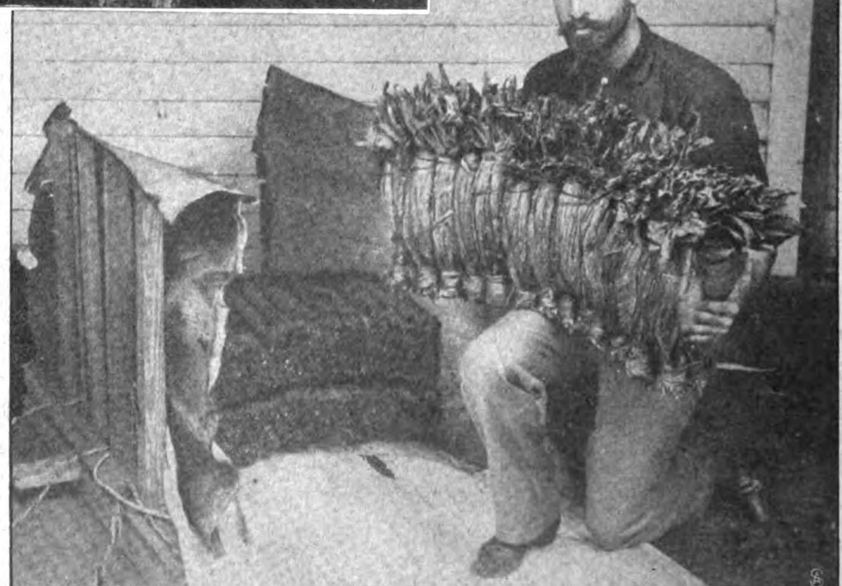
Zusammengebundener Tabak,
der für den Transport bestimmt ist.

in Zigarren konsumieren. — Der Name „Havanna" bezeichnet die Hauptstadt der Insel Kuba und den Hauptstapelplatz des vortrefflichen Tabaks. In der Nähe der Stadt wachsen auch die besten Sorten, die die Insel produziert.

Der Tabak, der von Kuba kommt, zerfällt in zwei Klassen: Havanna und Kuba. Die letztere Sorte zerfällt wieder in die Unterabteilungen Gibara, Yara, Ensenada und Jiguani. Sie gilt für geringer als die drei Havannasorten: Vuelta abajo (sprich: awacho), Havanna-Partido und Havanna-Remedio. Die feinste dieser Havannasorten, der Vuelta, wächst an den Ufern eines Flusses in einem Tale, und zwar im untern Teil des Tales; daher der Name „Vuelta abajo", („Vuelta" das Tal, „abajo" dem französischen „à bas", gleich „unten"). Vergeblich sind die Versuche gewesen, die gleichen Tabaksorten in andern tropischen Gegenden anzupflanzen, die ebenfalls günstige Boden- und Klimaverhältnisse haben. Alle diese Versuche sind fehlgeschlagen, denn der Tabaksamen hat die Eigentümlichkeit, sich sofort zu verändern und eine andere Pflanze zu produzieren, wenn er aus dem heimatlichen Boden entfernt wird.

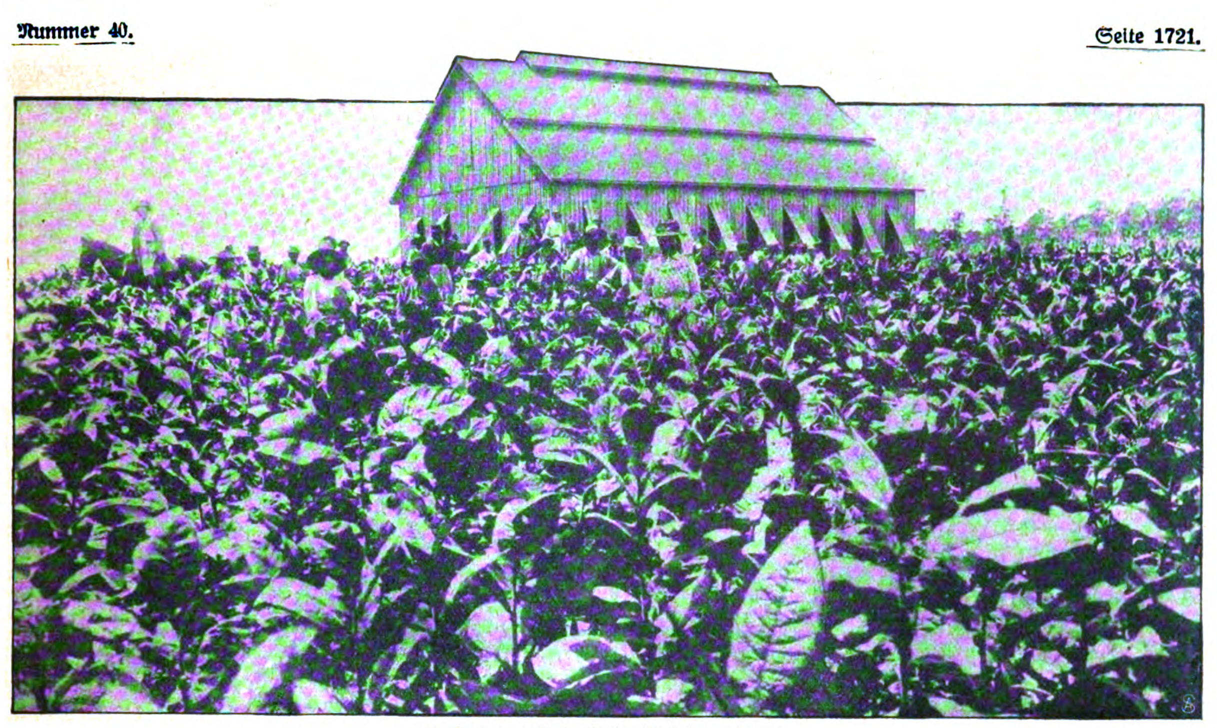
Sehen wir uns jetzt die beigefügten Bilder an, die uns in das anerkannte Paradies der Raucher führen.

Unser Bild „Einernten des Tabaks" (Abb. S. 1721) zeigt uns männliche und weibliche Morenos und Pardos, das heißt Vollblutneger und Mulatten, in der Tabakpflanzung mit dem Einernten der Blätter beschäftigt. Die Ernte beginnt, wenn die Blätter matt, gelbfleckig, klebrig und stark riechend werden und so ihre Reife anzeigen. In Amerika schlägt man die ganze Tabakstaude um und hängt sie zum Trocknen auf; auf Kuba erntet man nur die Blätter und läßt die Tabakstaude stehen. Die geringste Qualität der Blätter ist die, die unmittelbar über der Erde wächst (meist mit dem Namen „Sandblatt" bezeichnet); die nächstbesten Sorten sind die höherstehenden Blätter (häufig als „Erdblätter" bezeichnet) und die besten die



Ein Kubaner beim Bündeln der Tabakblätter.





Auf einem Tabakfeld: Bei der Ernte



Einkäufer bei der Auswahl der Tabakblätter. Phot. Berl. Ill. Ges.



obersten Blätter der Pflanze. — Der Erntewagen, auf dem die Tabakblätter vom Feld fortgeschafft werden (Abb untenst.), ist so eingerichtet, daß die Blätter möglichst vorsichtig auf ihm aufgehängt werden können, damit sie unverletzt nach dem Trockenhaus gelangen (Abb. S. 1723). Im Trockenhaus werden die Blätter auf Ruten oder Schnüre gezogen und frei zum Trocknen aufgehängt, bis sie lufttrocken geworden sind. Dann packt man sie in Bündel, die je nach dem Herkunftsort des Tabaks eine ganz bestimmte Form haben. Die Bündel der Havannablätter, „Malotten" genannt, zeigt Abb. S. 1720. Jede dieser Malotten besteht aus einer Anzahl von Blättern, die an beiden Enden mit Baststreifen zusammengebunden sind. Wird der Tabak nach außerhalb versendet, so packt man ihn auf Kuba in Seronen, das heißt in Ballen, und die Abb. S. 1720 und nebenst. zeigen uns das Verpacken der edlen Tabakblätter und die typischen Figuren der Packer. Die Malotten werden übereinander geschichtet und in riesige Palmblätter verpackt, die wiederum mit Leinwand verhüllt werden. Wird dann die Leinwand sorgfältig zusammengenäht, so ist ein Ballen (Serone) fertig.


Die Malotten werden verpackt.

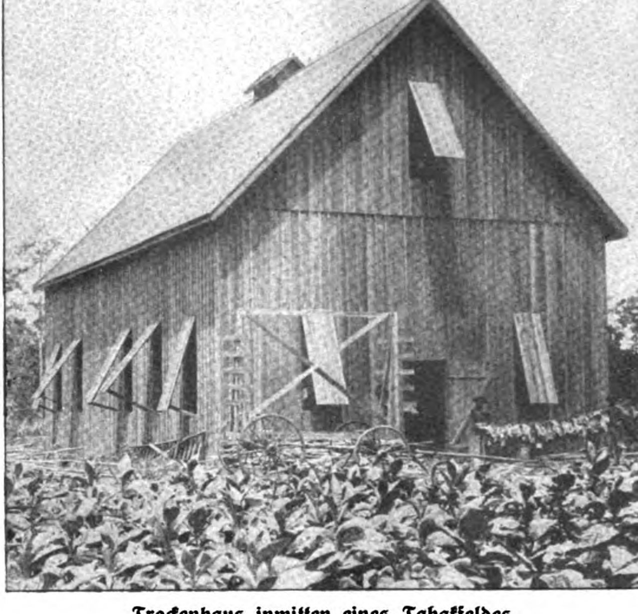
Es geht viel edler Havannatabak nach dem Ausland, um dort erst zu Zigarren verarbeitet zu werden. Es gibt aber Fachleute, die behaupten, der Tabak, der eine Seereise durchgemacht habe, verliere unterwegs von seinem Aroma. Die Blätter werden angeblich trotz der sorgfältigsten Verpackung in den Seronen, wie man sagt, „seekrank", und so besteht nicht nur die Gefahr, daß sie ihr Aroma verlieren, sondern auch leicht fremde Gerüche von andern Waren auf dem Transport annehmen. Andere Fachleute behaupten wieder, daß besonders die deutschen Tabakfabrikanten es verstünden, durch außerordentlich sorgfältige Behandlung der von Havanna herübergekommenen Blätter so gute Importen zu fabrizieren, daß dieses deutsche Fabrikat von dem Havanneser fast gar nicht zu unterscheiden sei.

Immerhin wird der größte Teil des in Havanna geernteten Tabaks an Ort und Stelle zu Zigarren verarbeitet. Wir sehen auf S. 1721 einheimische Einkäufer bei der Auswahl von Tabaksorten. Die großen, besten Blätter führen den Namen Cabanos (sprich Cavanos), den man auch auf Zigarrenkisten oder „Leibbinden" von Zigarren häufig angeführt findet. Im Handel trägt die echte Havannazigarre auch noch nach ihrer Größe verschiedene Bezeichnungen, die man häufig auf Kisten und Zigarrenbändern liest. „Londres" sind kleinere Zigarren, „Regalia" die größte Sorte, „Trabucos" sind kurz, oben spitz und unten breit. Sie werden nach der spanischen Schußwaffe, die eine trichterförmige Mündung hat und „Trabuca" heißt, genannt, und jener Mann, der da verächtlich von einer Zigarre sagte: „Sie hat Trabuco


Ein Erntewagen zum Transport der Tabakblätter nach dem Trockenhaus.

nie gesehen", war stark in der Kritik, aber schwach in der Geographie.

Wir kommen nunmehr zu dem wichtigsten, in gewisser Beziehung traurigsten Punkte, nämlich zu dem Preise der echten und vornehmen Havannazigarre. Die Größe und das Format echter Havannazigarren spielen bei der Preisbestimmung eine große Rolle. Es gibt außerordentlich große echte Havannazigarren bis zu 25 Zentimeter Länge, die man für den zivilen Preis von 30 Mark für das Stück erhält. So viel kosten sie wenigstens in London. Sie sollen dabei nicht besser in der Qualität sein als die Zigarren zu 10 Mark das Stück, und ihr hoher Preis erklärt sich nur daraus, daß man selten tadellose Deckblätter von der Größe findet, wie sie eben die Zigarre zu 30 Mark erfordert.



Trockenhaus inmitten eines Tabakfeldes.

Du armer Sterblicher aber, der du nicht in der Lage bist, 1 Mark 80 Pfennig für eine einzige Zigarre auszugeben, tröste dich. Du gehst nicht ganz leer bei der Verteilung des Havanna- und Kubatabaks aus. Auch bei weniger teueren Sorten werden in die Wickel, das heißt in das Innere der Zigarre, Strähnen oder Stränge von Havanna- oder Kubatabak hineingepackt, um der Zigarre einen ganz besonderen Wohlgeschmack zu geben. Sehr beliebt ist die Beifügung eines Stranges Yaratabak, der selbst einer minder edlen Zigarre großen Wohlgeschmack und vortreffliches Aroma verleiht. Die Fachleute, die es ja wissen müssen, behaupten aber, auch hier handle es sich um eine große Kunst. Die Wickel, denen man ein Strähnchen Yaratabak beifüge, müßten aus ganz bestimmten, sorgfältig ausgeprobten Tabaksorten zusammengesetzt werden, sonst nütze das Strähnchen Yara, das ihnen zugefügt ist, nicht nur nichts, sondern — im Gegenteil — es verderbe sogar den Geschmack.

Bilder aus aller Welt.

Im Hamburger Botanischen Garten tagt eine bemerkenswerte Veranstaltung: die erste Fachausstellung für das Zollwesen. Die ausgestellte Sammlung von Mustern zollpflichtiger Waren und Industrieprodukte ist sehr interessant.

Johannes Trojan ist nun in sein neues Dichterheim in Warnemünde eingezogen. Wie er seinerzeit seinen Berliner Freunden mitteilte, unter Mitnahme einer Pflanzenpresse, mehrerer Kräuterbücher, einer Lupe, eines Korkenziehers und seines Schriftstellereigerätes und natürlich auch des sonnigen Humors, den wir an dem greisen Dichter so sehr lieben.

In der Aula des Städtischen Gymnasiums in Limburg an der Lahn wurde dieser Tage die Hauptversammlung des Verbandes deutscher Gebirgs- und Wandervereine abgehalten. Nach der Hauptversammlung fand eine Reihe von Festlichkeiten statt, deren schönste ein Westerwälder Volksfest auf dem Kornmarkte war.



Phot. Schaul.

Blick in einen der Ausstellungsräume.

Die erste Fachausstellung für das Zollwesen in Hamburg.



Johannes Trojan. Phot. Schulz.

Neuste Aufnahme in seinem Warnemünder Heim.

Auch ein anderer in der letzten Zeit abgehaltener Kongreß brachte ein schönes volkstümliches Fest mit sich. Mit der in Badenweiler tagenden 26. Generalversammlung des deutschen Weinbauvereins war eine Kostprobe von Markgräfler Weinen verbunden. Der köstliche Trunk wurde den Gästen von einer Gruppe liebenswürdiger Mädchen in der so reizvollen Markgräfler Tracht verabreicht.



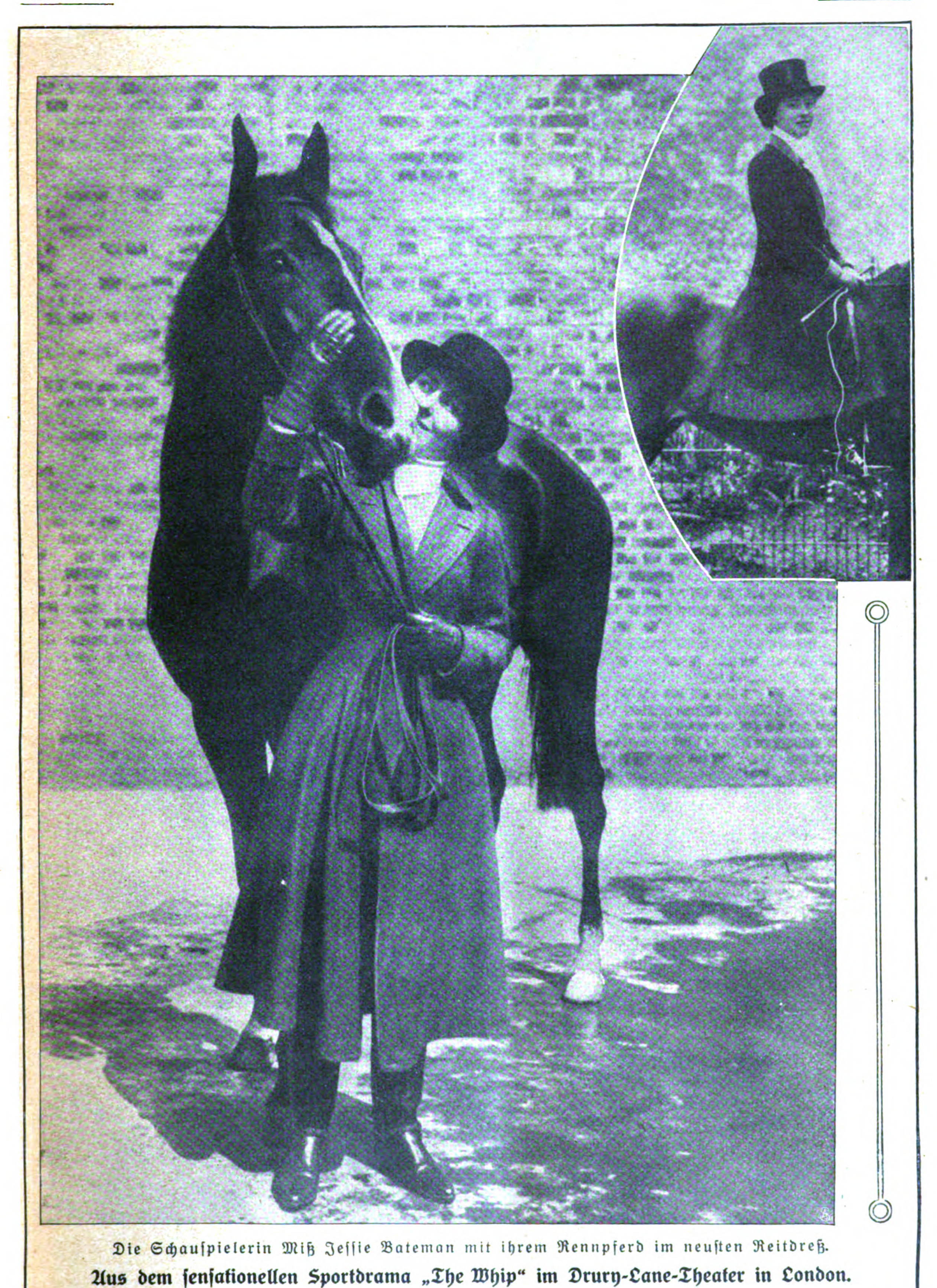
Hauptversammlung deutscher Gebirgs- und Wandervereine in Limburg a. d. Lahn: Schnitterreigen im Festzug.



Deutscher Weinbaukongreß in Badenweiler: Gruppe von Markgräflerinnen. Phot. P. Haarstick.

Kongresse und Volkstum. Oberes Bild: **Westerwald.** Unteres Bild: **Markgräfler Land.**





Die Schauspielerin Miß Jessie Bateman mit ihrem Rennpferd im neusten Reitdreß.

Aus dem sensationellen Sportdrama „The Whip“ im Drury-Lane-Theater in London.



Die Enthüllung des Kriegerdenkmals in Gräfrath (Solingen) anläßlich des 50jähr. Jubiläums des Landwehr- und Kriegervereins.

Das Drury-Lane-Theater in London hat mit einer sensationellen Novität einen großen Erfolg errungen. Es ist ein Sportdrama, dem ein Rennpferd „The Whip" seinen Namen gibt. Die Darstellerin der weiblichen Hauptrolle Miß Jessie Bateman fand besonderen Beifall wegen ihres Spiels und ihres neuartigen Reitkostüms.

Das fünfzigjährige Jubiläum des Landwehr- und Kriegervereins, die Weihe einer vom Kaiser verliehenen Fahne und die Enthüllung des Kriegerdenkmals beging kürzlich die Stadt Gräfrath (Solingen) in überaus gelungener Weise. Einem Festkommers mit zündenden Reden, Musikvorträgen und Darbietung turnerischer Leistungen folgten eine Theatervorstellung und die Verleihung von Erinnerungsmedaillen an Mitglieder, die dem Kriegerverein seit 25 Jahren angehören. Das Denkmal ist in einfachen Formen gehalten. Drei aneinandergestellte aufgerichtete bronzene Kanonenrohre finden mit der Kaiserkrone einen würdigen Abschluß, während dem Unterbau aus Syenit ein Brunnen entsprudelt. Die Fahne aus weißer Seide zeigt Inschrift und Widmung. Behörden und Körperschaften hatten ihre Vertreter zu der stimmungsvollen und erhebenden Feier entsandt, die noch lange in den Herzen aller Beteiligten nachklingen wird.

Dieser Tage feierte der Hoflieferant Fritz Jordan seinen 60. Geburtstag. Herr Jordan ist langjähriger Mitinhaber der großen Berliner Wäschefabrik Heinrich Jordan.

Auf der Raxalp, dem beliebten Ausflugsziel der Wiener Touristen, wurde anläßlich der Generalversammlung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins in Anwesenheit Tausender Touristen ein neues, praktisch und bequem eingerichtetes Schutzhaus mit etwa zwanzig Räumen in festlicher Weise eröffnet.



Phot. „Victoria".

Fritz Jordan,
Mitinhaber der Firma Heinrich Jordan,
feierte seinen sechzigsten Geburtstag.



Das neu eröffnete Erzherzog-Otto-Schutzhaus auf der Raxalpe oberhalb Reichenau. Phot. Schuhmann.

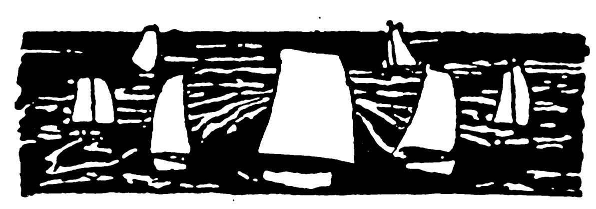
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 41. Berlin, den 9. Oktober 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 41.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

30. September.

Der neue deutsche Dreadnought „Ostfriesland" wird in Wilhelmshaven vom Stapel gelassen.

Die Hudson-Feier in Neuyork schließt mit einem glänzenden Bankett, auf dem Großadmiral v. Köster ein Hoch auf die amerikanische Flotte ausbringt.

Dem deutschen Kronprinzenpaare wird ein dritter Sohn geboren.

1. Oktober.

Die letzte Gruppe der Steuern, die die Reichsfinanzreform bilden, nämlich die Zündwaren-, Beleuchtungsmittel- und Scheckfsteuer, tritt in Kraft.

Spanien errichtet in Nordmarokko ein afrikanisches Generalkapitanat mit dem Sitz in Melilla.

Robert Jonkheer, der Direktor des Observatoriums von Hem in Frankreich, entdeckt einen neuen Marskanal.

Die montenegrinische Regierung gibt bekannt, daß sie eine gegen den Fürsten gerichtete Verschwörung entdeckt hat, die den Erbprinzen Danilo auf den Thron bringen sollte.

Die spanischen Truppen unter General Orozco erleiden bei Suk el Djennis unweit von Melilla eine schwere Niederlage.

2. Oktober.

Die spanische Regierung beschließt, weitere große Verstärkungen nach Melilla zu entsenden.

Bei Reverato in Oberitalien werden bei einem Eisenbahnunglück 20 Personen getötet und eine große Anzahl schwer verletzt.

3. Oktober.

Die Berliner Flugwoche endet mit dem Siege Lathams, der den Schnelligkeits-, und Rougiers (Abb. S. 1736), der den Dauer- und Entfernungspreis sowie den Höhenpreis erhält.

Der spanische Ministerrat beschließt, zur Verstärkung der operierenden Truppen eine weitere Division nach Marokko zu entsenden.

Der Infant Don Carlos begibt sich nach Melilla.

4. Oktober.

In Helmstadt wird ein Denkmal zur Erinnerung an die im Jahre 1866 dort erfolgte Verwundung des Prinzen Ludwig von Bayern enthüllt. Bei der Feier hält der Prinz eine bemerkenswerte Rede über die Folgen der Kämpfe von 1866 und die Lage der Deutschen in Oesterreich.

In Darmstadt wird die Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins eröffnet.

Die französische Regierung kündigt die Entsendung französischer Truppen an die algerisch-marokkanische Grenze an.

5. Oktober.

Bulgarien feiert den ersten Jahrestag seiner Proklamierung zum Königreich.

Aus Marokko kommt die Nachricht, daß die Eingeborenen zum Heiligen Krieg gegen alle Europäer aufgewiegelt werden.

Der Kaiser von Oesterreich erhebt die Gattin des Thronfolgers, Fürstin Sophie von Hohenberg, in den Herzogstand und verleiht ihr das Prädikat Hoheit.

6. Oktober.

Aus Neuyork wird gemeldet, daß der bekannte Forscher Baldwin eine neue Nordpolexpedition vorbereitet.

ooo

Das Luftrecht.

Von Dr. F. Meili,

Professor des internationalen Privatrechts an der Universität Zürich.

Die neusten Ereignisse der Technik liefern den Beweis, daß die Elemente der Natur, die bisher in den Lüften den Menschen entgegentraten, nunmehr definitiv bezwungen sind. Damit treten wir, wie man wohl sagen kann, in eine neue Periode der modernen Kultur ein. Das Wettfliegen mit den Ballons, das Fahren mit den lenkbaren Luftschiffen und mit den Flugmaschinen ist in Wahrheit der Ausgangspunkt einer neuen großen Unternehmungsluft. Es wäre zwar eine Uebertreibung, wenn man sagen wollte, die bloße Möglichkeit, in der Luft zu fliegen, führe die Menschen schönen und herrlichen Tagen entgegen, aber die neue technische Tat ergreift uns doch alle mächtig, sie erregt unsere Phantasie, sie steigert unser Selbstbewußtsein, sie erhöht unsere Freude mit Ausnahme jener ewig mürrischen Menschen, von denen einige ihr Vergnügen höchstens an alten Urkunden und an mit Schweinsleder gebundenen Folianten finden. So wird, wenn wir diese Spezies von Menschen auf der Seite lassen, das Fahren und Fliegen in der Luft sicherlich auf das ganze Leben der Neuzeit einen großen Einfluß ausüben und unsern geistigen Horizont erweitern. Die modern denkenden und fühlenden Menschen werden eine Empfindung haben, die ähnlich der sein dürfte, die die Entdeckung des neuen amerikanischen Weltteils vor Jahrhunderten hervorrief. Das internationale Wettfliegen, das soeben in Zürich stattgefunden hat, war so recht geeignet, die große Geistestat der Technik vor aller Augen zu stellen und gewissermaßen der ganzen Welt den Beginn einer neuen Zeit zu künden.

Auch die Jurisprudenz bringt der neuen Schiffahrt im Luftozean das denkbar größte Interesse entgegen,



und in der Tat wird sie von den Ballons, Luftschiffen und Flugmaschinen sehr lebhaft berührt. Wieso? Die neuen Fahrzeuge, die geschaffen sind, werden zunächst, wenn ich so sagen darf, die gewöhnlichen Register des Rechts, wie Kauf, Miete, Versicherung, eingehend beschäftigen. Ferner wird der neue, geistige Antrieb, den das Luftfliegen hervorruft, die Technik aufs neue anspornen, weiter Erfindungen und Verbesserungen zu machen, und so zu neuen Patenten führen. Dies alles wird sich in der Hauptsache auf Grund der Rechtssatzungen abwickeln, die die Jurisprudenz als festes und dauerndes Kapital besitzt, ist ja doch das große Geheimnis der Rechtswissenschaft das, daß sie Kategorien auf Vorrat besitzt, die die Neuschöpfungen gewissermaßen automatisch dergestalt aufnimmt, daß sie sofort klassifiziert und geordnet werden. Allein neben den Fragen, die die Jurisprudenz des täglichen Lebens mit spielender Leichtigkeit löst, gibt es Dinge im Ballon- und Luftschiffahrtsrechte, die die Juristen zu scharfem Nachdenken veranlassen müssen, weil eigenartige Probleme auftauchen. Und in der Tat: Wir stehen hier vor einem neuen Kapitel der Jurisprudenz, das kurz mit dem Titel des Luftverkehrsrechts oder Luftrechts überschrieben werden kann. Freilich hat die Rechtswissenschaft und Gesetzgebung die Luft auch bis jetzt schon behandelt, allein dies geschah in relativ untergeordneten Richtungen. Heute aber ist die Luft und der Luftraum eine Trasse des Verkehrs geworden, allein er kann sich nur dann in geordneter Weise vollziehen, wenn die Hand des Gesetzgebers versöhnend und ordnend dazwischen greift. Damit soll nicht gesagt werden, daß die Schwerfälligkeit bureaukratischer Satzungen in das Ballonrecht Einzug halten müsse, sondern nur, daß die Benützung des Luftraums und der Luft sich nach bestimmten Grundsätzen abwickeln muß, daß gewisse Rücksichten der Ballons untereinander nötig sind, und daß überhaupt in diesen lichten Höhen Ordnung herrschen muß. Denn in diesen neuen Luftverkehrsstraßen werden sich die verschiedenen Flug- und Segelapparate begegnen: es ist daher zu bestimmen, daß sie sich auf einer bestimmten Seite zu halten haben. Ferner müssen die lenkbaren Luftschiffe in einer gewissen Entfernung fahren, um Zusammenstöße zu vermeiden. Und in der Nacht sind, da Nachtschnellzüge, ohne so lange Diskussionen wie bei den Eisenbahnen hervorzurufen, rasch eingeführt werden, Feuerzeichen nötig. Hier sind also luftrechtliche Reglemente und Vorschriften zu schaffen. Ich verweise zunächst auf meine früheren Erörterungen in der Schrift: „Das Luftschiff im internen Recht und Völkerrecht" (Zürich 1908), worin ich in allgemein verständlicher Weise die juristischen Fragen, zu denen die Luftschiffahrt Anlaß gibt, erörterte. Dann habe ich einzelne Rechtssituationen gleicher oder ähnlicher Art in der Schrift: „Die drahtlose Telegraphie im internen Recht und Völkerrecht" (Zürich 1908) behandelt.

Wenn man teils frohlockend, teils mit bekümmerter Miene eine gründliche Verwandlung des Zollrechts prophezeit hat, so meinte man, daß dank der Luftschiffahrt alle Grenzwachen und Zollgesetze verschwinden werden: „Dann zerfließen Nationen und Weltteile ineinander und die Geheimnisse der Naturschätze im Innern Afrikas, Südindiens wie Asiens und der Erdpole liegen offen vor der Welt aufgedeckt" (poetische Worte des Schweizer Schriftstellers Heinrich Zschokke). Sind die Zölle gemäß dieser Prophezeiung wirklich in Gefahr? Die Freude ihrer Gegner wird sich nicht realisieren: der ewig erfindungsreiche Fiskus wird beim Aufflug und Abflug Kontrollpapiere fordern und damit die Zollinteressen nach wie vor sorgsam hüten. Aber immerhin werden hier neuartige luftrechtlich konsularische Schriften geschaffen werden müssen, die ein direktes Vorbild noch nicht haben.

Ganz besonders ernsthaft wird aber das Privatrecht bei der Schiffahrt im Luftraum in Diskussion gezogen werden; denn hier werden wir es bei dem in Aussicht stehenden Verkehr mit neuen Rechtssituationen zu tun haben. Der Personentransport in der Luft wird den Anlaß geben zu einem eigenartigen Passagevertrag, der vom Publikum gegen Lösung eines Billetts („Fahrkarte") abgeschlossen wird, wenn gemäß der angekündigten und zum Teil finanzierten Gesellschaften Fahrten von Zürich nach Frankfurt—Berlin oder von Berlin nach Zürich—Luzern gemacht werden. Der Warentransport wird sich daran anschließen, soweit es sich wenigstens um leichtere Objekte handelt. Was kommt in dieser Richtung für ein Recht zur Anwendung? Der Richter wird zunächst ein wenig schwanken zwischen dem modernen Eisenbahnrecht und dem Seerecht. Für die Bevorzugung des letzteren hat man die Analogie verwertet, die in der Sprache zwischen dem Meer und dem Luftmeer zum Ausdruck gebracht wird, in den romanischen Sprachen kommt das Widerspiel freilich nicht vor. Möge man nun das Eisenbahnrecht oder das Seerecht zur Grundlage nehmen, so muß die Beurteilung des Personen- und Warentransports nach Gesichtspunkten des Rechts erfolgen. Immerhin ist es nötig, die verschiedenen Vehikel scharf zu unterscheiden. Wer sich einem nicht lenkbaren Ballon oder gar einer Flugmaschine (die wenigstens mir, äußerlich angesehen, einen etwas gebrechlichen und wenig sicheren Eindruck hinterließ!) anvertraut, handelt auf seine eigene Gefahr. Weiter eröffnen die modernsten Vehikel ganz neue Gefahrenquellen durch Schädigung und Zerstörung von Personen- und Sachgütern: von den Höhen der Luft aus werden wir auf eine zwar originelle Weise, aber um so ernsthafter bedroht. Schon die bisherige Praxis hat einzelne besonders eigenartige Fälle vor Augen geführt. Dächer von Häusern und Villen werden beschädigt, Bäume werden geknickt, es treten Störungen von elektrischen Kraftleitungen ein, weil das Schleppseil von Ballons sich mit der Leitung verbindet, wodurch eine ungewohnte Verwicklung hervorgerufen wird. Man denke aber weiter an das Herunterfallen von Bestandteilen der Vehikel („Propeller"), an die neuste Zerstörung der „République" (25. September), an die Schädigungen anläßlich der Feste durch Menschenansammlungen und an die Wirkungen infolge Herunterwerfens von Ballast.

Diese verschiedenen Schadens- und Situationsfälle sind sorgfältig auseinanderzuhalten. Wenn Grundeigentum durch den Betrieb von Ballons geschädigt oder zerstört wird, so kann der Halter oder Eigentümer zweifellos schon nach dem bestehenden Recht für alle Folgen verantwortlich gemacht werden, allein wenn ein paar tausend Menschen bei Ausstellungen, Wettfahrten und bei öffentlich angesagten Festen Schädigungen an Feld und Fluren herbeiführen, so ist es nicht der Ballonführer, der sie verschuldet, sondern das wißbegierige Publikum. Wer haftet hier? Ich meine, daß die Gesellschaft oder der Verein eintreten muß, weil dieser den Anlaß zu jenen Schädigungen bietet. Aber wie steht es mit den Schädigungen an Leib und Leben?



Hier hat die Gesetzgebung eine ernsthafte Verantwortlichkeit neu einzuführen. Die Eigentümer der Vehikel mögen dafür sorgen, daß sie sich versichern — ich meine nicht nur für sich selbst und ihre Leiter, sondern auch hinsichtlich der gesetzlichen Verantwortlichkeit und Haftpflicht gegenüber Dritten. Ich will hier bloß andeuten, daß auch der Begriff der höheren Gewalt im Luftrecht eine erhebliche Wandlung durchmachen wird; denn der Betrieb spielt sich ja gerade in normaler Weise ab in den Gebieten, die Stürmen, Wettern, Winden, wenn ich so sagen darf, von Hause aus ausgesetzt sind, also an Orten, an denen der Grund zur Entfaltung höherer Gewalt besteht. Ferner wird bei der reduzierten Möglichkeit der Personentransporte im Ballonrecht der sogenannte „Kontrahierungszwang" eine eigentümliche Färbung annehmen, wenn man auf der andern Seite bedenkt, daß z. B. bei den Eisenbahnen jeder ein Recht auf Transport hat.

Die moderne Schiffahrt in den Lüften bietet leider auch der Verbrecherwelt einen neuen Wirkungskreis, und gewisse Arten von Verbrechen sind geeignet, uns mit Schaudern zu erfüllen, wenn wir daran denken, welche Tätigkeit aus der Höhe der Luft gegenüber den Personen- und Sachgütern verübt werden kann. Hier muß ein kleines Luftstrafrecht geschaffen werden.

Endlich aber ist es das internationale Recht, das von den neusten Vehikeln stark beeinflußt werden wird. Hier tritt namentlich die Frage auf, ob von der Freiheit der Luft ähnlich wie von der Freiheit des Meeres gesprochen werden könne. Auch wenn man diesen Satz proklamiert, so muß natürlich dem Grundstaat das volle Recht eingeräumt werden, sich in allen seinen weiten Interessen (man denke z. B. an die Frage seiner Sicherheit, der Gesundheit usw.) zu schützen. Aber in welcher Weise die hier kollidierenden Rechte und Interessen der Einzelstaaten gegenüber den Weltinteressen versöhnt werden können, ist durch gegenseitige Verständigung festzustellen. Dies kann nur herbeigeführt werden durch einen Staatsvertrag. Die Völker müssen zusammentreten, sich aussprechen und die nötigen Formeln ausfindig machen — die Diplomaten, Techniker, Militärs haben dabei die erste Rolle zu spielen: in letzter Linie treten dabei auch die Juristen auf den Plan. Welch interessantes, neumodisches und eigenartiges Aktenstück wird der zu redigierende Staatsvertrag sein!

So stehen wir — dank dem großartigen Zauber der Technik — vor neuen und verlockenden Aufgaben, und es ist dringend zu hoffen, daß deren Lösung von einem guten Stern begleitet sein werde. Möge das neue juristische Kapitel des Luftrechts sich würdig angliedern an die übrigen Teile der Jurisprudenz — jener schönen Wissenschaft, von der ein alter und ehrwürdiger Vertreter gesagt hat, sie sei die Kenntnis aller menschlichen und göttlichen Dinge. Indem wir Juristen an den Bestrebungen, die mit dem Luftrecht verknüpft sind, lebhaften Anteil nehmen, bringen wir den Technikern eine ihnen wohlverdiente Huldigung und einen Gruß entgegen, und wir werden gewissermaßen deren stille Mitarbeiter an der neuen Kultur, deren Herolde sie sind!

Das Experiment in der Pädagogik.

Von Prof. Dr. Max Brahn, Leipzig.

Noch vor einem Menschenalter etwa hielt man es für ausgeschlossen, außerhalb des Gebietes der Naturwissenschaften zu experimentieren. Heute sehen wir das Experiment in der Psychologie als etwas ganz Selbstverständliches an, und alle Einwände dagegen sind längst verschwunden. Seitdem Wilhelm Wundt in Leipzig das erste Institut für experimentelle Psychologie begründete, hat die ganze Seelenwissenschaft sich nach dieser experimentellen Seite entwickelt, und an jeder größeren Universität gibt es eine besondere Professur dafür. Dem allgemeinen Drange der Wissenschaften nach praktischer Verwendung ist in den letzten Jahren nun auch die Psychologie gefolgt und hat versucht, ihre Ergebnisse auf verschiedenen Gebieten praktisch wirksam zu machen, ganz besonders auf dem der Pädagogik. So begann man z. B. zuerst genau zu erforschen, wie schnell bei bestimmter geistiger Arbeit Kinder der verschiedenen Lebensalter ermüden, um auf diese Weise festzustellen, ob die Schule überbürdend wirke, und wodurch sie das tue. Das ist eine Frage, die ein allgemeines psychologisches Interesse hat, die zugleich etwas über die Unterschiede der Kinder in ihrer Leistungsfähigkeit aussagt und auf die Schularbeit Einfluß nimmt. So waren schon hier die Grenzen zwischen einer nur theoretischen Forschung und praktischer Anwendung gar nicht scharf zu ziehen. Und so gibt es eine Menge von Gebieten, die der Psychologie und Pädagogik gemeinsam angehören — es haben sich aber mit der Zeit andere entwickelt, die rein pädagogischer Natur sind.

Bis zum Ueberdruß hören wir heute wiederholen, daß unser Jahrhundert das Jahrhundert des Kindes ist. Darin steckt der gesunde Gedanke, daß man die Erziehung des Kindes bisher nicht immer mit dem nötigen Ernst und von dem richtigen Standpunkt aus behandelt hat. Man hat das Kind sicherlich zu oft nach Gesetzen behandelt, die für den Erwachsenen gelten, und zu wenig Rücksicht auf das kindliche Wesen genommen. Der Gehorsam, den man vom Kind verlangte, war oft zu starr und zu weitgehend, aber man kann nicht leugnen, daß man heute unter der Herrschaft moderner Schlagworte vom Recht des Kindes in der Nachgiebigkeit gegen dieses etwas zu weit geht. Die Summe des Gehorsams im Verhältnis der Kinder gegen die Eltern, sagte mir neulich ein amerikanischer Pädagoge, ist bei uns die gleiche wie vor einem Menschenalter, nur richtete sich dieser Gehorsam früher von den Kindern auf die Eltern, jetzt von den Eltern auf die Kinder. Solche Reaktionserscheinungen sind nur möglich, wo man eine ungenügende Kenntnis der wirklichen Tatsachen hat, in diesem Fall, wo man das Kind in seiner Eigenart ebensowenig kennt wie die Wirkungen der äußeren Maßregeln auf das Kind.

Als Grundlage für die sachgemäße Erteilung des Unterrichts, sicherlich auch für eine tiefere Auffassung der Erziehung muß die Kinderpsychologie immer mehr



wissenschaftlich ausgebaut werden. So hat sich als erster Zweig der experimentellen Pädagogik die Erforschung des Kindes auf dieser Grundlage ausgebildet. Es hat nun oft Schwierigkeiten, mit Kindern psychologische Experimente anzustellen, die meistens die Fähigkeit der Versuchsperson voraussetzen, sich selbst zu beobachten. Die Erfahrung zeigt, daß man erst vom Schulalter an vom Kind über das, was es erlebt, Aussagen bekommt, auf die man einigermaßen vertrauen kann. Bei sieben- bis achtjährigen Kindern hat das Experimentieren gar keine Schwierigkeiten. Freilich muß man auch hier noch ganz besonders vorsichtig vermeiden, die Fragen so zu stellen, daß das Kind durch die Art der Frage beeinflußt wird. Sehr oft kann man beobachten, daß es schon falsch ist, eine Frageform zu gebrauchen, auf die das Kind mit „ja" oder „nein" antworten kann, denn dann erhält man meistens, wenn der Ton der Frage mehr zu der Antwort „ja" reizt, ununterbrochen diese Auskunft und bei den gleichen Versuchen am nächsten Tage ununterbrochen die Auskunft „nein". Es gehört also zunächst einige Uebung und einiges Geschick dazu, mit den kleineren Kindern zu experimentieren.

Nehmen wir einmal an, man will erforschen, wie man dem Kind die Zahlen im Anfang des Rechenunterrichts am klarsten und deutlichsten darstellt: so setzt man das Kind vor eine große weiße Tafel, auf der eine bestimmte Anzahl von Punkten in den verschiedensten Anordnungen erscheint — z. B. die sechs, in einer langen Reihe, in zwei Gruppen zu drei, in einer Gruppe zu vier mit daneben stehenden zwei Punkten, in einer senkrechten Reihe oder ganz ungeordnet. Die Zahlen dürfen bei dem Experiment dem Kind nur ganz kurze Zeit, etwa den zehnten Teil einer Sekunde, gezeigt werden, was durch besondere feine Apparate mit genauer Zeitmessung zu erreichen ist, da sonst allmähliches Zählen das Resultat unkontrollierbar macht. Außerdem darf man das Experiment nicht etwa an einem Kind machen, sondern an einer großen Zahl von Kindern verschiedener Lebensalter; am besten vergleicht man die Ergebnisse auch mit denen an Erwachsenen. Dann läßt man nach jedem einzelnen Versuch das Kind aussagen, wie viele Punkte es wahrgenommen hat, und läßt es die Art der Anordnung aufzeichnen. Man erhält auf diese Weise sehr genaue, nach mathematischen Methoden zu verarbeitende Angaben über die Sicherheit, mit der die einzelnen Gruppen aufgefaßt werden, zugleich aber kann man aus den Aussagen der Erwachsenen und der Kinder und aus dem Vergleich schließen, was die Ursachen sowohl der richtigen wie der falschen Auffassung der Zahlen sind. So kommt man allmählich zu einer sicheren Grundlegung des ersten Rechenunterrichts, der auch für das weitere Rechnen von großer Bedeutung ist, und zugleich macht man Erfahrungen darüber, wie sich des Kindes Aufmerksamkeit, die, der kurzen Zeit der Darbietung wegen, sehr gespannt sein muß, von der des Erwachsenen unterscheidet, lernt auch, ob die Form der Gruppierung auf das Kind oder den Erwachsenen mehr Einfluß hat, und worauf in der seelischen Struktur diese Unterschiede beruhen.

An diesem Beispiel können wir zugleich lernen, worin sich die einfache Beobachtung vom Experiment unterscheidet. Der Lehrer, der im Rechenunterricht die verschiedenen Zahlengruppen anwendet, die auch im Experiment verwandt werden, kommt vielleicht am Ende eines Vierteljahres zu der Ueberzeugung, daß die eine Gruppe bessere Resultate ergebe wie die andere — ein anderer Lehrer kommt aber unter scheinbar gleichen Bedingungen zu einer entgegengesetzten Ueberzeugung. Es ist gar nicht zu entscheiden, wer von ihnen recht hat, denn die Bedingungen, unter denen sie gearbeitet haben, können sehr verschieden sein. Man hat nicht festgestellt, wie oft ein jeder von ihnen jede Gruppe geübt hat, man weiß nicht, wie lange der Schüler die einzelnen Gruppen beobachten konnte, noch weniger, welche Störungen in beiden Fällen in der Schule sonst vorhanden waren. Die Beobachtung hat daher stets etwas Ungenaues, Subjektives. Das Experiment dagegen stellt die Bedingungen, unter denen gearbeitet wird, ganz genau fest und ermöglicht es, auf diese Weise jedem, der das gleiche Gebiet bearbeiten will, unter den gleichen Bedingungen vorzugehen. Zugleich ermöglicht es eine beliebig häufige Wiederholung des gleichen Vorganges, da ja die experimentellen Einrichtungen so getroffen sind, daß z. B. hier genau die gleiche Gruppe unter genau gleichen Beleuchtungsverhältnissen genau die gleiche Zeit hindurch dem Auge zur Auffassung geboten wird. Man braucht ferner nicht auf die Gelegenheit zu warten, eine Beobachtung, z. B. über die Aufmerksamkeit der Kinder, zu machen, sondern ist imstande, zu jeder beliebigen Zeit unter den günstigsten Verhältnissen seine Versuche anzustellen. Indem durch das Experiment jeder Forscher in der Lage ist, den andern dadurch zu kontrollieren, daß er dessen Versuche in unveränderter, bestimmt angebbarer Weise nachmacht, kommen bestimmte Resultate zustande, die nicht mehr der willkürlichen Auslegung des einzelnen unterworfen sind, sondern eine sichere und ruhige Entwicklung der Wissenschaft garantieren.

In der kurzen Zeit, in der das Experiment bisher auf pädagogische Fragen angewandt worden ist, hat man zunächst einmal die geistige Natur des Kindes auf diese Weise zu erforschen gesucht. Man stellte fest, wie sich die Vorstellungen des Kindes von denen des Erwachsenen unterscheiden, und fand z. B., daß bei dem Kinde fast ausnahmslos jedes Wort noch einen individuellen Gegenstand bezeichnet, einen konkreten Inhalt hat, während bei den Erwachsenen meist nur ein Begriff allgemeiner Art dem Worte entspricht. Man fand fernerhin die merkwürdige Tatsache, daß nicht etwa die begabtesten Kinder am frühesten mit den Worten nur Begriffe meinen, sondern daß im Gegenteil diese am anschaulichsten denken — ein reicher Erwerb von Anschauungen ist eben die beste Grundlage für inhaltvolle Begriffe. — Ein großer Teil der experimentellen Arbeit galt ferner in den letzten Jahren der Erforschung des Gedächtnisses bei Kindern und Erwachsenen. Unsere Schulen verlangen von dem Kinde viel zu viel Gedächtniskram, der für das Leben nutzlos ist — dieser wurde außerdem noch durch Methoden beigebracht, die dem kindlichen Geist nicht angemessen sind. So hat sich eine Abneigung des modernen Menschen nicht nur gegen den Gedächtnisballast, sondern gegen die Ausbildung des Gedächtnisses überhaupt entwickelt, die unheilvoll gewirkt hat, und die Menschen zwingt, sich späterhin durch die viel angepriesenen Methoden von Gedächtniskünstlern ihre Gedächtnisfähigkeit zu verbessern. Man versucht jetzt, die Bedingungen einer leichten und für das Leben wertvollen Gedächtnisübung festzustellen, und hat auf diesem Gebiet erfreulichen Erfolg gehabt.



Viel behandelt wurde in letzter Zeit auch die Lehre von den individuellen Unterschieden der Schüler. Es zeigte sich, daß es keine Schwierigkeiten hat, ganz genau festzustellen, ob der einzelne mehr mit dem Auge, mit dem Ohr oder durch Bewegungen seine Vorstellungen bildet. Das ist z. B. in dem schwierigen Unterricht in der Orthographie bedeutsam, denn wenn der Lehrer, der selbst mit dem Auge aufnimmt, den Unterricht in der Hauptsache auf diese Art der Aufnahme einrichtet, dann wird das mit dem Ohr aufnehmende Kind oder das auf seine Bewegungen angewiesene Jehr im Nachteil sein. Unsere höheren Schulen z. B. arbeiten so, daß die visuellen und motorischen Typen sehr zu Schaden kommen, auf die die moderne realistische Anstalt größere Rücksicht nimmt. Auch hat man bereits Methoden entwickelt, mittels deren man Hauptzüge der Begabung des Schülers feststellen kann. Diese Untersuchungen werden eine besondere Bedeutung bekommen, wenn erst einmal die Organisation unserer Schule eine vernünftigere sein wird. Wenn man nämlich die Schüler nicht wahllos nach ihrem zufälligen Wohnort alle in eine Schulklasse pferchen, sondern nach dem Grade ihrer Leistungsfähigkeit in zwei bis drei Abteilungen trennen wird, dann wird es sehr wichtig sein, schon in den niederen Stufen festzustellen, welche Begabung ein Schüler hat, auch, ob er besonders ermüdbar ist, nervöse Eigenschaften zeigt oder Eigentümlichkeiten hat, die ihn für den Durchschnittsbetrieb der Klasse ungeeignet machen. Für alle diese Fragen entwickelt man allmählich geeignete Untersuchungsmethoden. Natürlich wird das Experiment niemals den Takt ersetzen können, mit dem der Lehrer den feinsten Zügen der Individualität nachgeht, es wird die Intuition des Lehrers nur durch exakte Feststellungen ergänzen.

Die kinderpsychologischen Fragen haben uns bereits ihren engen Zusammenhang mit denen der Methode des Unterrichts, z. B. im Rechnen und in der Orthographie, gezeigt. Es wird eine Aufgabe des Experiments sein, die Grundlagen der Methodik der einzelnen Fächer exakt zu untersuchen. Beim Orthographieunterricht wird man z. B. feststellen, ob bei einem gleichmäßigen Wortmaterial das Diktieren, das Abschreiben, das Lautieren oder deren Kombination die wenigsten Fehler ergibt. Noch wichtiger wird das Experiment sicherlich für den Unterricht der Schwachsinnigen, der Taubstummen und Blinden werden. Hier liegen die Verhältnisse dadurch einfach, daß man den armen Kindern die Vorstellungen aus Empfindungen erst aufbauen muß, und das Experiment ist besonders geeignet, diesen einfachen Vorgängen zu folgen. So hat man neuerdings einen Apparat konstruiert, der den Taubstummen das Erlernen des Sprechens erleichtert und ermöglichen soll, Betonung, Rhythmus, Stärke des Tones genau aufzufassen. Er ist so konstruiert, daß der Taubstummenlehrer in einen Schalltrichter spricht, von dem die Töne als elektrische Schwingungen weitergeleitet werden. Diese elektrischen schwachen Ströme enden nun in einem Metallstückchen, das der Taubstumme um den Finger gewickelt bekommt, so daß er an dem kleinen Wechsel der Stärke der Ströme und an den zeitlichen Zwischenräumen Rhythmus und Akzent der Sprache verfolgen kann, die er dem Munde nicht absieht. — Auf dem Gebiet der Erkennung und Behandlung des Schwachsinns durch pädagogische Maßnahmen wird das Experiment vielleicht seine größten Triumphe feiern.

Im normalen Betrieb der Schule gibt es eine Reihe von Einrichtungen, die man nicht eigentlich als falsch bezeichnen kann, die aber ohne das Experiment jeder sicheren Begründung entbehren. So liegt bei uns der Schulanfang um das sechste Lebensjahr — fragt man aber, warum nicht das fünfte Jahr oder das siebente dafür gewählt wird, so bleiben bis jetzt Behörden und pädagogische Wissenschaft die Antwort schuldig. Man müßte zunächst untersuchen, ob das Kind in diesem Alter schon die Leistungsfähigkeit für alles das hat, was die Schule in der niedrigsten Klasse fordert. Die Untersuchung der Leistungsfähigkeit ist aber durch Experimente weit gefördert, und es würde sich wohl zeigen, daß z. B. die feinere Muskulatur des Kindes von sechs Jahren sehr angestrengt wird, wenn es die feinen Striche des Schreibens machen muß. Es würde sich ferner zeigen, daß manche Teile des Rechnens, wie es jetzt in dieser Klasse üblich ist, der sinnlichen Anschauungsweise des Kindes nicht gemäß sind, während das Zeichnen in diesem Alter, wenn es als Naturzeichnen in groben Umrissen betrieben wird, dem Kinde Freude macht, ohne es anzustrengen. Daraus ergibt sich schon jetzt die Folgerung als wahrscheinlich, daß die niederste Klasse mehr ein Uebergang vom Kindergarten zur Schule als eine solche im eigentlichen Sinn sein müßte. Solche Untersuchungen müßten sich darauf richten, auch festzustellen, ob das Kind in diesem Alter geeignet ist, einem so sehr auf scharfe Aufmerksamkeit gestellten Unterricht zu folgen. Wenn man ganz einfache Leistungen vom Kinde fordert, z. B. einige Minuten hindurch das ununterbrochene Addieren einstelliger Zahlen oder das Durchstreichen eines bestimmten Buchstaben, z. B. des E, in einem Abschnitt des Lesebuchs, so kann man aus der Zahl des Geleisteten, aus den Fehlern und den Schwankungen der Fehler Schlüsse sowohl auf die Leistungsfähigkeit, auf die Schwankungen der Aufmerksamkeit wie auf die Ermüdung ziehen. Man kann auch durch ähnliche Einrichtungen feststellen, ob das Kind in der Klasse durch die Anregung oder zu Hause in der Stille besser arbeitet. Dabei stellt sich nun heraus, daß einzelne Leistungen besser dem häuslichen Unterricht, andere dem Schulunterricht überlassen werden. Im ganzen ergab sich bei solchen Experimenten die Ueberlegenheit der Schularbeit, wobei man freilich Zahlen von 20 bis 25 Schülern in der Klasse und nicht unsere meist überfüllten Klassen als die Norm ansehen muß.

So lassen sich eine große Anzahl von Fragen der Organisation der Schule experimentell beantworten. Es ist Sitte, die Einheit des Unterrichts als Schulstunde zu bezeichnen, man kann aber feststellen, daß für Kinder bis zu neun Jahren eine halbe Stunde, bis zu zwölf Jahren drei viertel Stunden die Grenze der Leistungsfähigkeit bei scharfem Unterricht bezeichnen. Das zeigt sich, wenn man nach einer halben und nach einer Stunde Unterricht den Schüler fünf oder zehn Minuten einfache Additionen machen läßt, sehr deutlich an der Abnahme der Rechnungen und an der Zunahme der Fehler. Man kann es auch erweisen, indem man auf die Hand des Schülers einen Zirkel mit zwei Spitzen setzt, die ungefähr einen Zentimeter voneinander entfernt sind. Die beiden Spitzen werden vor der Unterrichtstunde als zwei empfunden: je nach dem Alter aber, in längerer oder kürzerer Zeit, sobald Ermüdung eingetreten ist, nur als eine. So hat man auf verschiedene Weise übereinstimmend die Stunde bis zum zwölften

Lebensjahr als eine zu lange Unterrichtseinheit befunden. Ebenso liegen die Ferien aus historischen Bedingungen zu gewissen Zeiten des Jahres, und zwar in verschiedenen Ländern ganz verschieden. Aus zahllosen Messungen und Wägungen der Kinder, ebenso wie aus Untersuchungen über die geistige Leistungsfähigkeit zu verschiedenen Jahreszeiten hat sich ergeben, daß bestimmte Monate Höhepunkte bedeuten, andere den Schüler körperlich und geistig schwach erscheinen lassen. Noch hat man nicht genug experimentiert, um an sehr großen Zahlen diese Zeiten allgemein und einwandfrei festzustellen — es bedürfte hier nur einiger vom Staat unterhaltener und unterstützter Laboratorien, um gedeihliche Wirkungen solcher Untersuchungen hervorzubringen. Ebenso ist es zweifellos, daß die Leistungsfähigkeit der Schüler in verschiedenen Lebensjahren sehr wechselt, und daß besonders die Zeit der Pubertät einen tiefen Einschnitt bedeutet. Darauf müßte besonders in den Töchterschulen Rücksicht genommen werden, wobei sich vielleicht herausstellen würde, daß bis zu dieser Zeit sowohl Leistungsfähigkeit wie Begabungsart der Geschlechter den gemeinsamen Unterricht ermöglichen, während er nachher unmöglich wird. Zahllose derartige Fragen, die heute noch kaum richtig aufgestellt sind, harren der Beantwortung durch das Experiment. Solange sie der bloßen Beobachtung überlassen sind, die jeder von neuem anfängt und subjektiv nach seinen unkontrollierbaren Erfahrungen beurteilt, wird auch die wohlwollendste Behörde Neuerungen wesentlicher Art stets Bedenken entgegensetzen, weil in der Erziehung nur das Beste und Erwiesene ein Recht auf Zulassung hat. Nirgend darf weniger in diesem Sinn experimentiert werden als in den Einrichtungen der Schule — und nur das wissenschaftliche Experiment kann dem tastenden Experimentieren abhelfen. Daher erwarten heute mit Recht sehr viele, daß das Experiment der Pädagogik das geben wird, was ihr bisher mangelt: die Sicherheit. Es soll niemals den Lehrer in die Schulstube begleiten, hier soll er wie der Arzt beim Kranken ein Künstler sein, aber ein wissenschaftlich gebildeter. Und wie des Arztes Kunst auf den Naturwissenschaften und den klinisch-experimentellen Erfahrungen ruht, so soll des Lehrers Kunst zunehmend ihre Basis in der experimentellen Pädagogik finden.

▽ ▽

Koketterie.

Plauderei von Dr. Ernst Franck.

Der Badestrand und die Kurpromenade haben eine andere gesellige Atmosphäre als Salon und Theaterfoyer, aber gewisse Ansprüche, die an den einzelnen gestellt werden, sind dennoch hier wie dort die gleichen, und seine gesellschaftlichen Rechte und Pflichten verändern sich nicht wesentlich, wenn er Rohseidenjacke und Panama mit dem Smoking und Lackschuh vertauscht. Hier wie dort finden die kleinen Talente und Tugenden, die den Verkehr zwischen Menschen anmutig beleben, Plaudergabe, Galanterie, Gastlichkeit, Taktgefühl, einen dankbaren Nährboden, und auf diesem Nährboden erblüht auch jene bunte, lockende Pflanze, die ebensosehr geschätzt wie verlästert wird: das Talent zur Koketterie.

Wie? Die Koketterie wäre ein Talent? Ein Laster ist sie, höre ich entrüstet ausrufen, ein Laster, das zwar, wie andere Laster leider auch, reizend aussieht und dem, der es übt, Vergnügen bereitet, inwendig jedoch voll schwarzer Bosheit und Niedertracht ist. Aber ich glaube, es ist der Koketterie nicht viel anders gegangen als etwa den schönen Begriffen: Hochmut und Eigensinn; sie haben im Laufe der Zeit so viel giftigen Grünspan von Tadel und Mißkennung angesetzt, daß keiner mehr ihren ursprünglichen Schimmer darunter gewahr wird.

Worin die Koketterie besteht, braucht kaum gesagt zu werden. Sie ist uns allen eine sehr vertraute Erscheinung. Sie liegt manchmal im ganzen Auftreten, das zu sagen scheint: Ich gefalle mir und möchte — vielleicht — auch euch, auch dir gefallen. Sie liegt in dem lockenden Blick des Auges, der von unten herauf oder von der Seite her mit versuchendem, verheißendem Lächeln den trifft, dem er gilt. Sie liegt in einer scheinbar zufälligen, aber sehr absichtlichen Bewegung des Körpers, der Hand, die an der Frisur nestelt, des Fußes, der sich unter der Robe hervorwagt und den feinen Knöchel sehen läßt. Sie liegt in manchem hingeworfenen Wort, in einem versteckten Kompliment, einer unbeantworteten Frage; sie kleidet sich in einen bedeutsamen Scherz, in kleine Vertraulichkeiten, in Eifersüchtigwerden und Eifersüchtigmachen, in hundert andere Dinge. Die Koketterie liegt in jedem zärtlichen „Vielleicht", das Hoffnungen erweckt und wieder dämpft und wieder anfacht, das die Erfüllung nie völlig versagt. Es ist unzweifelhaft, daß dies ganze Verhalten nur dem gelingt, der Talent dafür hat, und es scheint, als müsse dies Talent angeboren sein, denn die ursprüngliche und die angelernte Koketterie unterscheiden sich wie natürliche und künstliche Blumen. Jede Frau kann kokett sein, wenn es notwendig ist, wenn die Koketterie ihr als Mittel zum Zwecke dient, wenn sie aus bestimmten Gründen gefallen will. Aber die Koketterie um ihrer selbst willen ist eine Kunst, und sie mit Geschmack üben zu können, dazu gehört Talent. Das Talent der Koketterie erfordert Selbstbeherrschung und Selbstbewußtsein, in den feinsten Formen auch geistige Begabung, Erfindungsgabe und viel Taktgefühl für die Grenze, wo die Anmut aufhört und die Unweiblichkeit anfängt. Talent und Charakter gehen bekanntlich sehr oft nicht geschwisterlich Hand in Hand, wie schon das berühmte Wort „Kein Talent, doch ein Charakter" bezeugt; und so kommen auch die Entrüsteten auf ihre Kosten: sie mögen mir zugeben, daß die Koketterie ein Talent ist, und ich will ihnen einräumen, daß dieses Talent oft wenig Charakter beweist. Frauen verwerfen die Koketterie meist unbedingt — bei anderen Frauen; sie gilt ihnen oft als unlauterer Wettbewerb, als schwindelhaftes Konkurrenzmanöver. Männer pflegen sie viel freundlicher anzusehen und nachsichtiger zu beurteilen. Sie macht ihnen sogar Spaß und bedeutet einen eigenen Reiz für sie, wenn sie selbst Ziel der Koketterie sind. Nur wenn sie sich einmal in koketten Netzen gefangen haben, hoffnungslos, rettungslos, dann kann der eigene Reiz zur eigenen Qual werden. Eine strengere Auffassung der Koketterie greift bei ihnen rasch Platz, wenn es sich um die eigene Erwählte handelt, die kokettiert. Was ihnen früher kecke Anmut, fesche Munterkeit war, gilt ihnen nun als törichte Gefallsucht. Und nur in den Augenblicken, wo die Erkorene wieder mit ihnen selbst kokettiert,



tritt vorübergehend die mildere Beurteilung neuerdings in ihre Rechte.

Man hat das Wort Koketterie immer gern mit Gefallsucht übersetzt, ohne damit den eigentlichen Sinn zu treffen. Der liegt nämlich keineswegs in dem Trieb, unter allen Umständen zu gefallen. Wer mit mir kokettiert, läßt mich gerade im Zweifel, ob ich ihm gefalle, oder er mir gefallen will. Läßt es mich jetzt glauben, um es mir im nächsten Augenblick als höchst unwahrscheinlich hinzustellen. Und wenn ich daran bin, alle Hoffnung endgültig zu begraben, läßt eine erneute Annäherung, Verheißung, Lockung mich das ersehnte Ziel wieder dicht vor mir sehen. Ich gebe zu, daß es nicht besonders edel ist, so zu verfahren, es kann zuweilen sogar recht grausam sein und Haß statt Liebe wecken. Aber wer mit sich kokettieren läßt, hat nichts Besseres verdient, und die Frauen und Mädchen, die kokettieren, folgen nur einem Trieb der Natur, den sie so wenig abstreifen können wie das natürliche Rot ihrer Lippen und den Eigenduft ihres Haares. Sie können nichts dafür, daß sie kokett sind, und wenn wir es genau betrachten, sind wir alle von dem Vorwurfe der Koketterie nicht freizusprechen.

Erstens nämlich kokettieren nicht nur Frauen und Mädchen: es gibt fast ebensoviel kokette Männer. Es sind nicht gerade die männlichsten Männer, die kokett sind, aber sie geben, wenn sie kokettieren, an Feinheit der Arbeit keiner Frau etwas nach. Von dem koketten alten Herrn wollen wir nicht reden: er ist sicherlich die unerfreulichste Erscheinung. Aber auch bei jungen Männern fällt das, was wir der Frau als Naturtrieb und erlaubte Waffe zugestehen, peinlich unangenehm auf. Nur das kann sie entschuldigen, daß wir alle, wie eben gesagt, in höherem oder geringerem Grade das Verhalten der Koketterie üben und wieder üben. Wir kokettieren alle zuweilen mit den Dingen, mit Künsten und Wissenschaften, die uns interessieren, ohne daß wir sie uns aneignen, mit unbekannten Erscheinungen, für die wir Verständnis gewinnen möchten. Wir kokettieren mit der Wohltätigkeit und oft mit der Religion, mit der Moral oder der Unmoral, mit Gedanken, die wir nicht zu Ende denken, Erlebnissen, die wir nicht zu Ende leben wollen. Wir kokettieren mit allen Dingen, um die es uns nicht eigentlich ernst ist, selbst wenn wir sie bewundern oder studieren oder in ihrem Wirken fördern. Wir kokettieren überall da, wo wir Snobs sind. Denn der Snob ist ein Mensch, dem es nie um die Dinge selbst zu tun ist, sondern immer um etwas anderes hinter oder neben ihnen, um kleine Reize der Eitelkeit oder die schöne Pose vor sich selbst. Wo wir Snobs sind — und irgendwo, irgendwann sind wir es alle — kokettieren wir mit den Dingen, und — die Dinge rächen sich dafür.

Das ist eine lustige und nachdenkliche Sache, die in der Sage vom Tantalus eine schwermütige Verkörperung gefunden hat. Die Dinge sind nicht besser als wir und kokettieren mit uns. Ein schöner Schmetterling, der farbenbunte Admiral, läßt sich wenige Schritte vor uns nieder, spreitet seine schillernden Schwingen kokett auf und ab, und wenn wir ihn haschen wollen, ist er davon und wiederholt sein neckisches Spiel. Der Frühling kokettiert Jahr für Jahr mit uns, oft durch lange Frühlenzwochen, bevor er sein wetterwendisches Vielleicht in ein maigrünes Ja wandelt. Und was das schlimmste ist, sogar das Glück kokettiert mit uns, oft Jahre und Jahrzehnte hindurch, sei es in der Gestalt der Liebe oder der Kunst oder des Erfolges — und manchem wird aus seinem tausendfachen Vielleicht im Leben kein Ja. Das Glück ist, nach übereinstimmender Versicherung aller Dichter und Philosophen, ein Weib. Und da es selbst als das am meisten und leidenschaftlichsten umworbene Frauenzimmer der Koketterie, wie es den Anschein hat, nicht entraten kann, so können wir es unsern Frauen und Mädchen nicht schwer anrechnen, wenn sie diesem Beispiele folgen und die Koketterie nicht als ein Laster begreifen, das der gute Mensch meiden oder überwinden soll.

Unsere Bilder

Zur Geburt des dritten Sohnes des Kronprinzenpaares (Abb. S. 1735). Das deutsche Kaiserhaus hat einen neuen männlichen Sprossen erhalten. Im Marmorpalais zu Potsdam ist dem Kronprinzenpaar am 30. September ein dritter Sohn geboren worden, der hoffentlich ebenso prächtig gedeihen wird wie seine beiden Brüder, der am 4. Juli 1906 geborene Prinz Wilhelm und der am 9. November 1907 geborene Prinz Louis Ferdinand. Das freudige Ereignis wurde in Potsdam, in Berlin und in ganz Preußen und Deutschland mit herzlicher Sympathie begrüßt. Die Kronprinzessin hat die schwere Stunde gut überstanden und konnte ihrem Gemahl, der auf die erste Nachricht hin im Automobil nach Potsdam geeilt war, aber unterwegs eine ärgerliche Panne erlitten hatte, die frohe Kunde selbst mitteilen. Er traf dort seine Mutter, die Kaiserin, die während der Niederkunft ihrer Schwiegertochter im Marmorpalais anwesend gewesen war. —

Von der Berliner Flugwoche (Abb. S. 1736). Die große Flugwoche der Deutschen Flugplatz-Gesellschaft ist im ganzen befriedigend verlaufen, wenn auch gewisse Disharmonien auftauchten und die gebotenen Leistungen den zu hoch gespannten Erwartungen der Berliner nicht immer entsprachen, die in den vorhergehenden Wochen die Einzelflüge Orville Wrights und Lathams hatten bewundern können. Mehrere Prinzen der Kaiserlichen Familie, so Prinz August Wilhelm mit seiner Gemahlin, gehörten zu den eifrigsten Zuschauern. Besonders am letzten Flugtage war der Andrang unerhört stark. Doch die Flüge dieses Tages änderten wenig an den schon feststehenden Ergebnissen der Konkurrenzen. Latham, dessen windschneller Flug über die Berliner Vororte viel Aufsehen erregt hatte, erhielt den Geschwindigkeitspreis. Den Vogel schoß der Franzose Henry Rougier ab. Er erntete sowohl den Höhenpreis als den Entfernungs- und Dauerpreis.

Dr. Cooks Ankunft in seiner Heimat (Abb. S. 1739) bedeutete, allen Anfechtungen Pearys zum Trotz, einen glänzenden Triumph des Forschers. Die Bewohner Neuyorks und seiner Schwesterstadt Brooklyn, in der Cook zu Hause ist, empfingen ihren berühmten Mitbürger nicht minder warm, als sie es getan haben würden, wenn die letzten Zweifel völlig geklärt wären. In Brooklyn erwartete eine freudig erregte dichtgedrängte Menge Cooks Ankunft. Der Triumphator wurde mit Rosen umkränzt; vor seinem Hause passierte er einen prächtigen Triumphbogen, den bildliche Darstellungen seiner großen Expedition schmückten. Die vornehme Gesellschaft Brooklyns und zahlreiche Klubs überhäuften den heimgekehrten Forscher und seine Gattin mit Einladungen und Ehrungen aller Art.

Die Spanier am Rif (Abb. S. 1738). Die spanischen Truppen, die ausgezogen waren, um für einen nicht sehr bedeutenden Ueberfall eines kabylischen Stammes Vergeltung zu üben, stehen noch immer in hartem Kampf mit den wilden Gegnern. Als die Truppen endlich Seluan besetzt und die gefürchteten Positionen auf dem Guruguberge erobert hatten, hielt man den Krieg für beendet. Aber wenige Tage darauf wurde General Orozco bei Suk el Djennis geschlagen, und General Vicario fiel auf dem Schlachtfelde. Zudem hat das Gerücht, die Spanier wollten auf ihrem Eroberungskriege bis Petuan vordringen, die Eingeborenen ganz Marokkos so sehr erregt, daß der Ausbruch des „Heiligen Krieges" gegen alle Europäer zu befürchten ist.



Zum Stapellauf des „Neptune" in Portsmouth (Abb. S. 1737). Die englische Marine begnügt sich nicht mehr mit Schiffen des Typs, der seit einigen Jahren als das imposante Nonplusultra moderner Marinetechnik galt; sie besitzt seit einigen Tagen einen schwimmenden Koloß, dessen Wasserverdrängung (20,250 t) die des ersten Dreadnoughts um 2350 t übertrifft. Dieses größte Kriegsschiff der Welt erhielt bei seinem Stapellauf in Portsmouth durch seine Taufpatin, die Herzogin von Albany, den Namen „Neptune".

Das Gordon-Bennett-Rennen der Lüfte (Abb. S. 1740) hat in diesem Jahre satzungsgemäß in Zürich stattgefunden; es war der Clou einer großen Internationalen Ballonwoche, die der Schweizer Aero-Club in der geistigen Hauptstadt der deutschen Schweiz veranstaltet hatte. Nicht weniger als 78 Ballons nahmen an den Konkurrenzen dieser Woche teil; doch an der wichtigsten und schwierigsten beteiligten sich nur 17 Ballons, obwohl sich 20 Ballons angemeldet hatten. Der erste Ballon, der startete, war der deutsche Ballon „Düsseldorf 2", geführt von Hauptmann von Abercron. Der letzte Ballon, der hochging, war die „Helvetia" des Schweizer Obersten Schaeck, des letzten Gewinners des Gordon-Bennett-Pokals.

Der erste österreichische Lenkballon (Abb. S. 1740) hat dieser Tage in Graz erfolgreiche Probeflüge absolviert. Das Luftschiff, das den Namen „Estaric I" führt, ist das Werk zweier steirischer Artisten, der Brüder Renner. Es gehört dem halbstarren System an; es ist 30 m lang und besitzt einen 25 PS starken Motor. Der erste Aufstieg wurde durch einen Defekt gestört; der zweite, dem ganz Graz voll Begeisterung beiwohnte, bewies die vollendete Steuerbarkeit des Ballons.

Tolstois „Auferstehung" als Oper (Abb. S. 1741). In der Berliner Komischen Oper hat am 6. Oktober eine interessante Premiere stattgefunden. Der junge italienische Komponist Franco Alfano hat ein von Cesare Hanau verfaßtes Libretto vertont, das eine Dramatisierung von Leo Tolstois berühmtem Roman „Auferstehung" darstellt. Im Vordergrunde der Bearbeitung steht die Gestalt Tolstois Heldin Katjuscha Lulowa, die Maria Labia mit gewohnter Kunst verkörperte. Otto Marak sang die Partie des Fürsten Dimitri Iwanowitsch Nechludoff, der natürlich auch in der Oper sehr hervortritt, wenn auch ihr Untertitel „Vier Bilder aus dem Leben Katjuschas" lautet.

Vom Berliner Schaufenster-Wettbewerb (Abb. S. 1742). Die Berliner Straße hat ein buntes, heiteres, lichtfrohes Fest gefeiert. Die Berliner Geschäftsbesitzer verstehen sich im allgemeinen sehr gut darauf, das Straßenbild durch prächtige und dabei recht geschmackvolle Auslagen zu beleben; ein von der Zentralstelle für die Interessen des Berliner Fremdenverkehrs und dem Verband Berliner Spezialgeschäfte veranstalteter großer Schaufenster-Wettbewerb gab ihnen dieser Tage Gelegenheit, sich selbst zu übertreffen und wahre Wunder der angewandten Dekorationskunst zu schaffen. Das großstädtische Publikum freute sich der wirklich vortrefflichen Anordnung schöner Dinge, die es zu sehen bekam. Die Geschäftsbesitzer freuten sich ebenfalls. Ihre Einnahmen in jenen Tagen sollen ihnen einen sanften Vorgeschmack der schönen Weihnachtzeit verschafft haben. Schwer hatte es nur das Kollegium der Preisrichter: es fiel den Herren nicht leicht, unter den Hunderten geschmückter Schaufenster eine genügende Anzahl solcher zu finden, die des Preises nicht würdig waren.

Die Börsenwoche.

Die verschiedentlich erwartete Oktoberhausse ist bisher nicht eingetreten. Die hochgehenden Wogen der Begeisterung fangen an, sich allmählich zu glätten, und die Kurse schlagen langsam eine rückläufige Bewegung ein. Angesichts des in der letzten Zeit stürmisch gestiegenen Preisniveaus sind die inzwischen eingetretenen Abschläge zwar ziemlich geringfügig geblieben, aber es kommt weniger hierauf als auf die neuerdings nachlassende Betätigung des Privatpublikums an den Börsengeschäften an. Gerade das Publikum ist es, das mit Rücksicht auf die allmähliche Wiedererstarkung unseres Wirtschaftslebens andauernd die Spekulation entfachte, und das nicht zum wenigsten die Schuld an den Uebertreibungen trägt, die hierbei leider untergelaufen sind. Die konjunkturelle Besserung hat sich nicht von gestern zu heute vollzogen, aber, und darauf kommt es hauptsächlich an, die Anzeichen, daß wir es mit einer solchen zu tun haben, sind erst jetzt deutlich erkennbar geworden. Und diese plötzlich gewordene Erkenntnis ist es, die den zügellosen Vorstoß à la hausse ermöglichte. Schon in der Mitte der letzten Oktoberwoche machte sich das Bedürfnis stärker geltend, die erzielten Gewinne glatt zu stellen, jedoch immer wieder und wieder flackerte infolge des Eingreifens des Publikums die Haussestimmung unter Beiseitesetzung jeglicher Bedenken durch. Erst die ungewöhnlich starke Anspannung der Reichsbank zum Quartalschluß und die neuerdings rege gewordenen Befürchtungen, daß die erweiterten militärischen Operationen der Spanier in Marokko Folgen für den Weltfrieden haben könnten, waren imstande, der Unternehmungslust einen Dämpfer aufzusetzen. Doch ist es fraglich, für wie lange. Uns will es scheinen, als ob das Feuer unter der Asche fortglimmt.

Als das Direktorium der Reichsbank sich am 20. September d. J. zu einer Erhöhung des Diskonts und des Lombardzinsfußes um ein halbes Prozent auf 4 beziehentlich 5 Prozent entschloß, motivierte es sein Vorgehen unter anderm mit der starken spekulativen Betätigung unberufener Kreise an der Börse. Man war erst geneigt, diese Begründung, indem auf die starke Inanspruchnahme der Bank durch das Reich hingewiesen wurde, als nicht völlig stichhaltig anzusehen. Der Gang der Ereignisse hat der Leitung der Reichsbank jedoch völlig recht gegeben. Hatte bereits der Ausweis für die letzte Oktoberwoche eine Verschlechterung des Status der Bank wie niemals in dieser Zeit vorher gebracht, so mußte die bedauerliche Erfahrung gemacht werden, daß die Schwächung des deutschen Zentralnoteninstituts am ersten Tage dieses Monats sich weiter verschärfen konnte. Die ungedeckten Noten erfuhren nämlich an diesem Tag eine neuerliche Erhöhung um nicht weniger als 135 Millionen Mark, und wenn auch am folgenden Tage sich ein Rückgang einstellte, so war dieser doch nicht erheblich genug, um dem ungünstigen Bild eine freundlichere Färbung zu geben. Eine besonders auffallende und für die augenblicklichen Verhältnisse bezeichnende Erscheinung war es hierbei, daß die Entnahmen auf Girokonto, die in der letzten Oktoberwoche rund 140 Millionen Mark ausgemacht hatten, sich fortsetzten. Während bei der Reichsbank somit von einer starken Verschlechterung gesprochen werden muß, schien sich die Lage des offenen Geldmarktes eher freundlicher zu gestalten. Die Geldgeber und besonders die Hypothekenbanken stellten diesem so reichliche Mittel zur Verfügung, daß der Privatzinsfuß zweimal in rascher Folge, nämlich von $3^1/_2$ auf $3^1/_8$ Prozent, nachgeben konnte. Es läßt sich somit, wenn auch mit einiger Einschränkung, behaupten, daß der Reichsbank die Herrschaft über den offenen Geldmarkt zu entgleiten droht. Ihre Aufgabe wird es sein, die Echtheit seiner augenblicklichen Lage zu untersuchen, und es ist, wie die Dinge zurzeit liegen, sehr wahrscheinlich, daß eine neuerliche Erhöhung der offiziellen Bankrate beschlossen wird.

Die Aussichten auf die weitere Entwicklung unseres Wirtschaftslebens sind andauernd freundlich. Täglich werden aus den hauptsächlichsten unserer großen Industriezweige neue Preisbesserungen gemeldet, und Hand in Hand mit diesen geht die Erteilung von Aufträgen von allen Seiten reichlicher ein. Die weitere Belebung wird von Amerika erwartet, das nach dem Urteil dortiger berufener Persönlichkeiten neuerdings einem glänzenden konjunkturellen Aufstieg entgegengehen soll. Interessant sind einige jüngst bekannt gewordene Auslassungen des soeben von einer längeren Europareise zurückgekehrten Aufsichtsratsvorsitzenden des Stahltrusts, des Herrn H. Gary, über die allgemeine Wirtschaftslage. Wie er bemerkte, hat sich ebenso wie in Amerika auch in England und Frankreich die geschäftliche Situation während der letzten sechs Monate ansehnlich gebessert, ebenso in Deutschland, wenn auch hier in geringerem Maße. Zum großen Teil hänge die geschäftliche Entwicklung in Europa von der Prosperität in Amerika ab. H. Gary bestätigt hiermit die allgemeine Auffassung, und was speziell Deutschland betrifft, so ist sein Urteil schon deswegen als zutreffend anzusehen, weil er auf seiner Europareise längere Zeit an Ort und Stelle die deutschen Verhältnisse studiert hat.

C. St.

Die Toten der Woche

Staatsminister **Graf Wilhelm von Hohenthal und Bergen**, ehem. sächsischer Gesandter in Berlin, † in Dresden am 29. September im Alter von 56 Jahren.

Direktor **Heinrich Morwitz**, Leiter eines Berliner Volksopern-Unternehmens, † in Berlin am 4. Oktober im 72. Lebensjahr.

Großsekretär des chinesischen Staatsrats **Tschang Tschi Tung**, † in Peking am 4. Oktober im Alter von 75 Jahren.



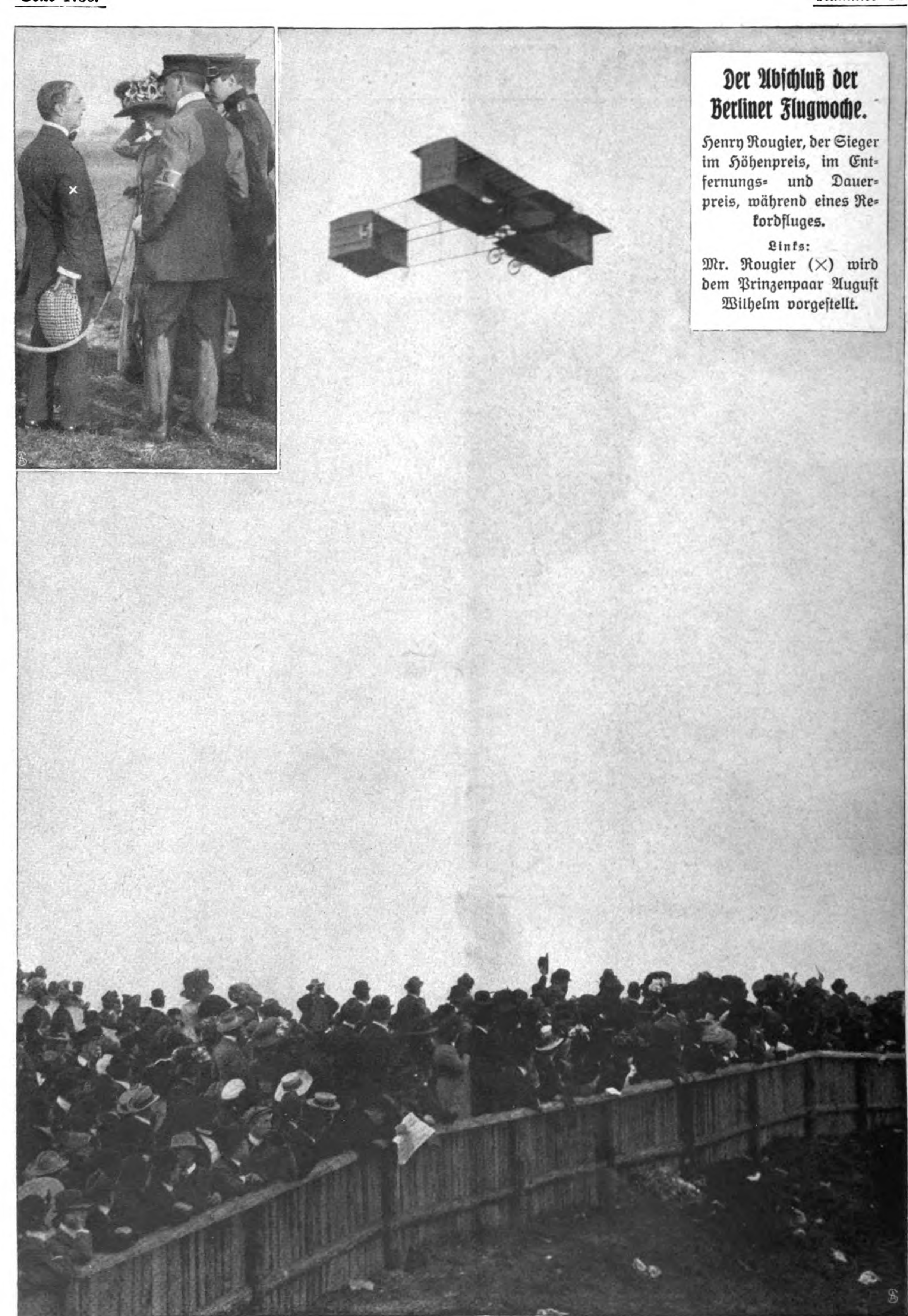
Bilder vom Tage



Hofphot. Selle-Kuntze-Niederastroth.

Kronprinzessin Cecilie,

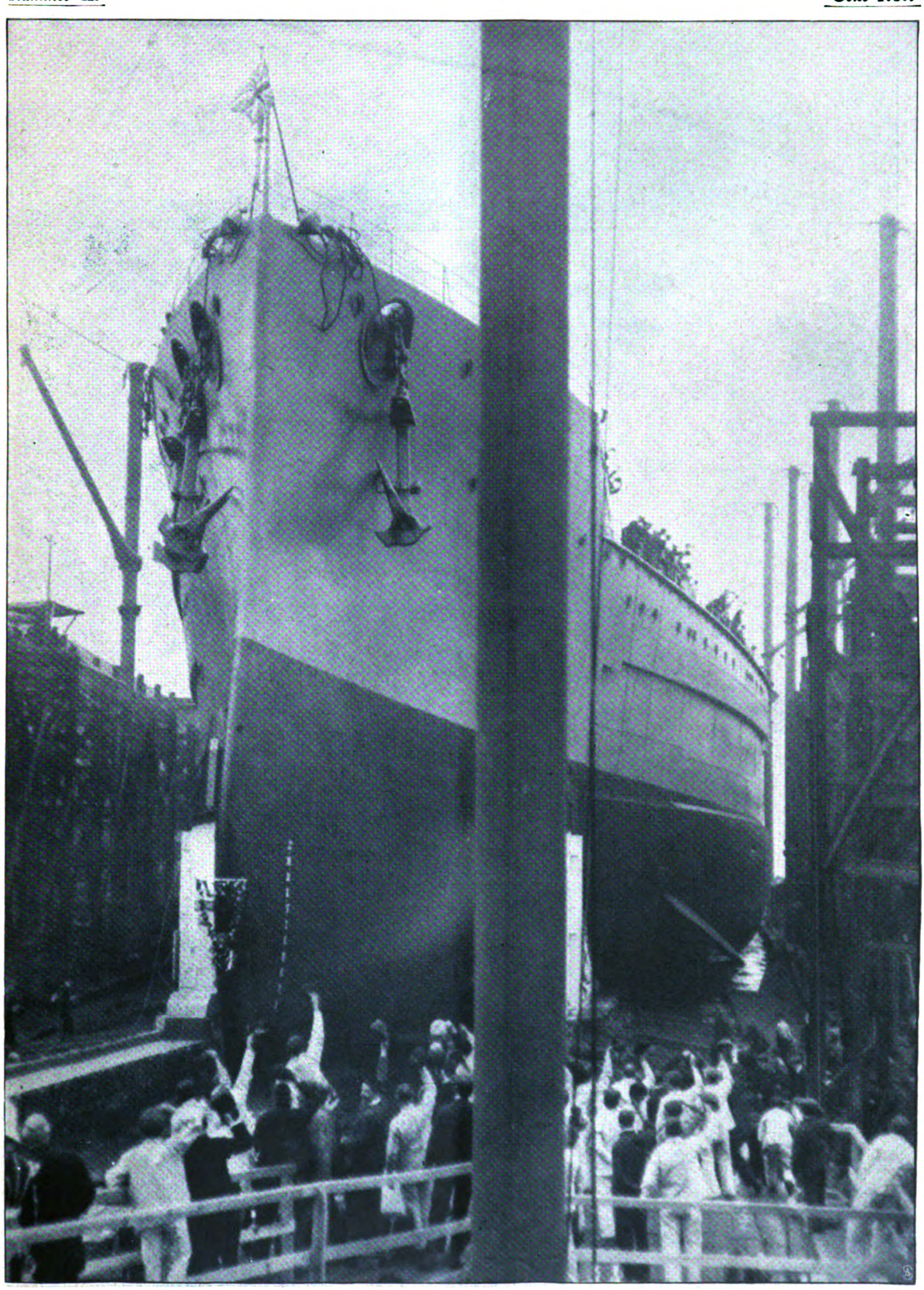
die Mutter des jüngsten Hohenzollern.



Der Abschluß der Berliner Flugwoche.

Henry Rougier, der Sieger im Höhenpreis, im Entfernungs- und Dauerpreis, während eines Rekordfluges.

Links:
Mr. Rougier (×) wird dem Prinzenpaar August Wilhelm vorgestellt.



Stapellauf des größten Kriegschiffs der Welt: Phot. London News Agency.

Der englische Dreadnought „Neptune“ im Hafen von Portsmouth.



Rückkehr spanischer Kavallerie nach siegreichem Kampf gegen die Mauren.



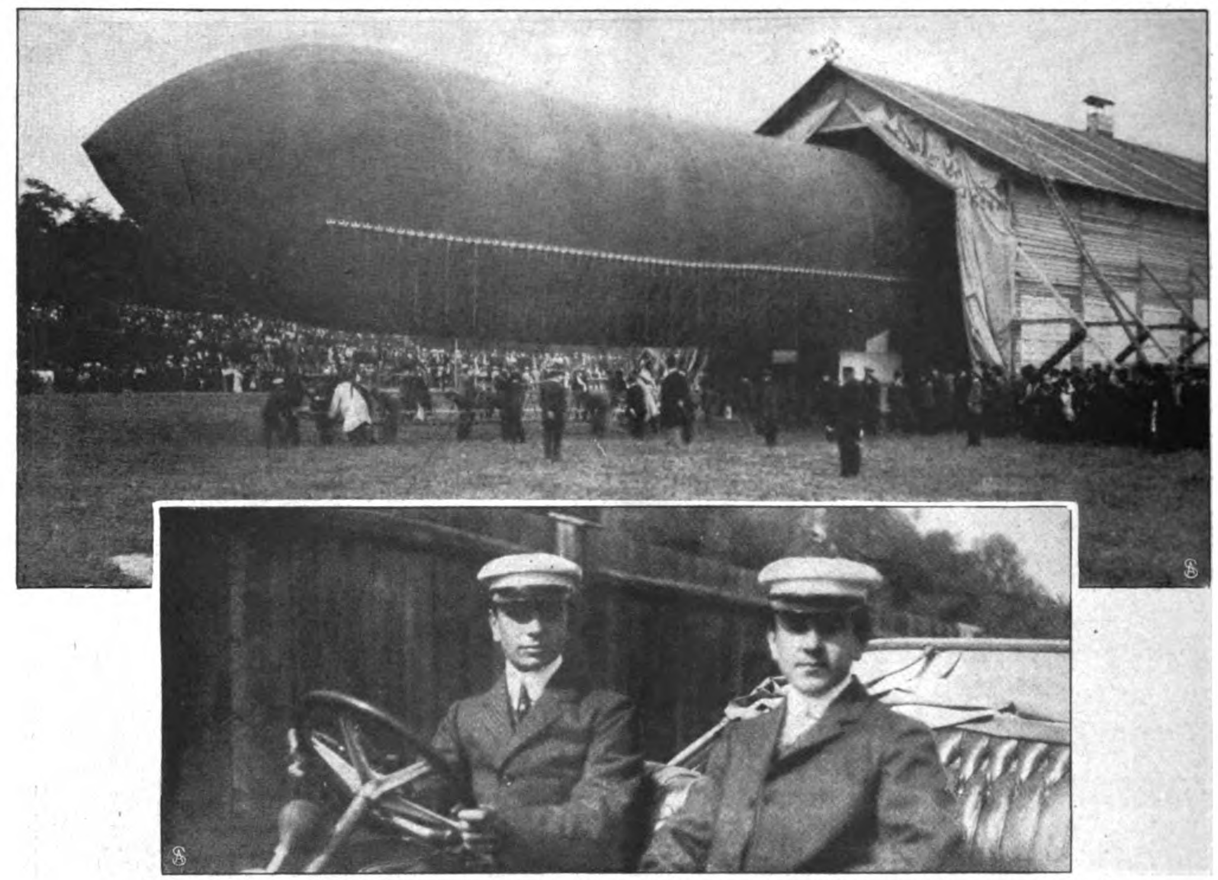
Spanische Infanterie im Feuergefecht. Phot. Ch. Trampus.

Zur Kriegslage an der Nordküste Afrikas: Das Vordringen der Spanier am Rif.



Aus der Polarnacht zurück in die Heimat:

Dr. Frederick A. Cook (×) landet mit seiner Familie in Neuyork.



Die Erbauer des Luftschiffs Anatole und Alexander Renner. Oberes Bild: Das lenkbare Luftschiff „Estaric I". — Phot. C. Seebald.

Die Flugversuche in Graz: Oesterreichs erstes lenkbares Luftschiff.



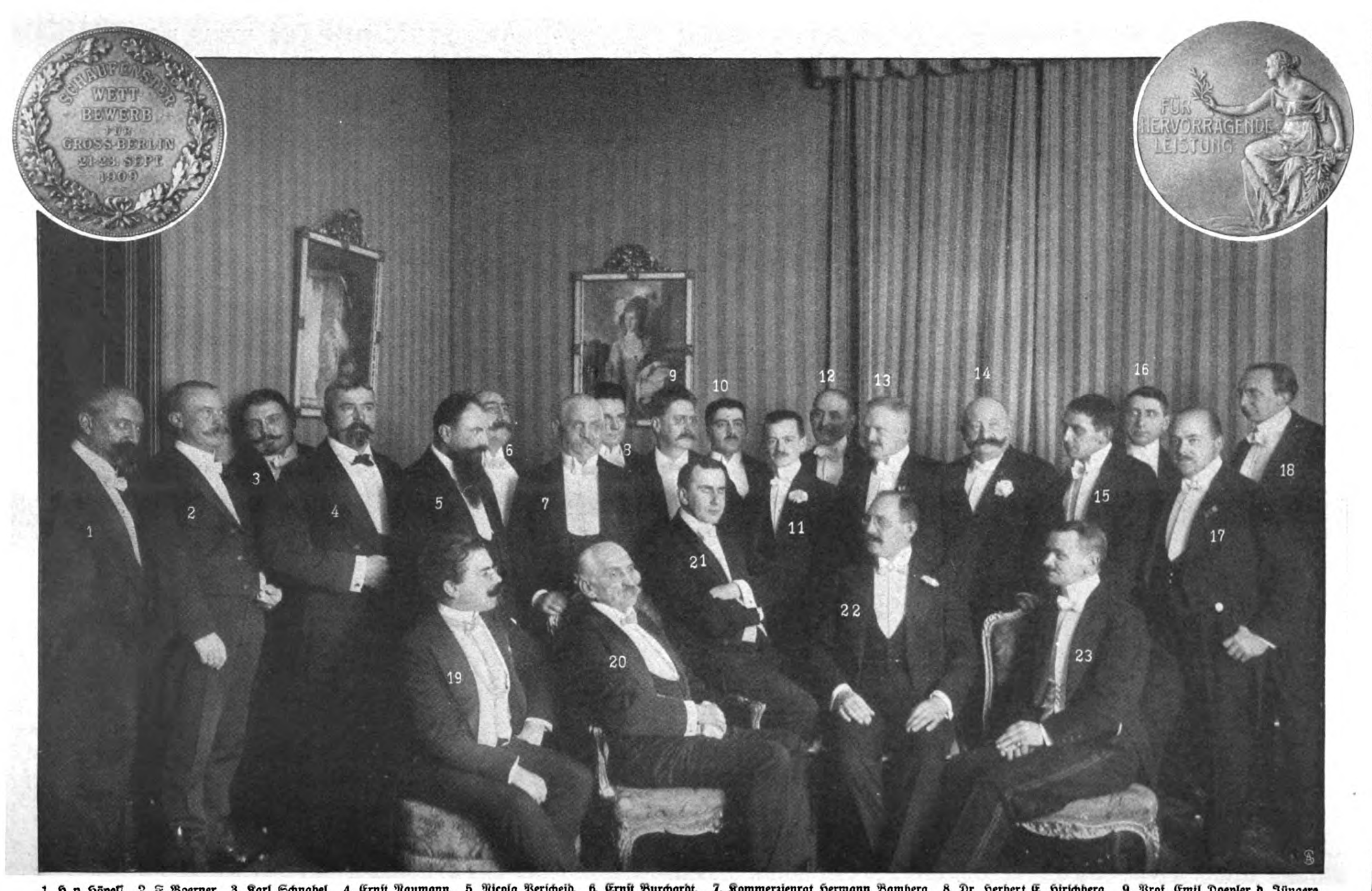
Das Gordon-Bennett-Wettfliegen in Zürich: Blick auf den Korbplatz während der Füllung der Ballons.

Spezialaufnahme für die „Woche" von A. Krenn.



Maria Labia als Katjuscha und Otto Marak als Fürst Dimitri Nechludow im 4. Aufzug. Spezialaufnahme für die „Woche“.

Ein Roman Tolstois als Oper: Die Erstaufführung von Alfanos „Auferstehung“ in der Komischen Oper zu Berlin.



1. H. v. Hövell. 2. F. Boerner. 3. Karl Schnabel. 4. Ernst Naumann. 5. Nicola Perscheid. 6. Ernst Burchardt. 7. Kommerzienrat Hermann Bamberg. 8. Dr. Herbert E. Hirschberg. 9. Prof. Emil Doepler d. Jüngere. 10. Dr. Paul Kraemer. 11. Arthur Jacoby. 12. Baumeister Oskar Kaufmann. 13. Wilhelm Quantmeyer. 14. Gustav S. Hermanns. 15. Generalsekretär Dr. Leon Zeitlin. 16. Generalsekretär Dr. August Koppel. 17. Fritz Hoffmann. 18. Baumeister August Endell. 19. Dr. Rudolf Lothar. 20. Geh. Kommerzienrat Emil Jacob. 21. Ernst Friedmann. 22. Fritz Gugenheim. 23. Dr. Felix Poppenberg.

Vom Schaufenster-Wettbewerb für Groß-Berlin: Die Preisrichter und der Arbeitsausschuß. — Oben: Die Medaille für hervorragende Leistung.

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

10. Fortsetzung.

Es war zwölf Uhr, als Felix die Wohnung Ada Molls betrat. Er hatte seine Karte hereingeschickt und war gleich vorgelassen worden.

Es war ein großer Raum mit einem ungewöhnlich breiten Fenster, durch das der kaltflimmernde, sonnendurchtränkte Wintertag in breitem Strome hereindrang. Die Wände waren mit hellbraunem Rupfen bespannt, die Einrichtung zeigte die einfach vornehme Linienführung echt englischer Möbelindustrie.

An den Wänden einige bizarre Skizzen junger Maler und etliche vorzügliche Reproduktionen von Goya, Chodowiecki, Menzel und Hoffmann.

Über einem kurzen Boudoirflügel hingen künstlerisch ausgeführte Masken von Bach, Beethoven und Wagner.

Hellbraune Seidenvorhänge, halb zurückgeschlagen, fielen in schweren Falten von einer Messingstange herab, die über einer Bibliothek angebracht war, die mit einer breiten Truhenbank abschloß, auf der ebenfalls mehrere Bücher in Seidenbrokateinbänden lagen.

Felix, der die Basarelegang einer Schauspielerinwohnung vermutete, wie er sie aus den Romanen kannte, die er gelesen hatte, war im ersten Augenblick beinahe aus der Fassung gebracht und blieb zögernd auf der Schwelle stehn, von der aus ein großer Teppich in satten, ruhigen Farben über das ganze Zimmer gebreitet war.

„Verzeihen Sie, wenn ich sitzenbleibe, aber wie Sie sehn, werde ich gerade gemalt. Herr Frank — meine Freundin, Fräulein Giebel."

Ada Moll saß in einem hochlehnigen Sessel, die Ellbogen aufgestützt, die Finger leicht verschränkt, auf dem Schoß ein aufgeschlagenes Buch, unter dem sehr schmalen und langen glänzenden Lackschuh eine niedere Fußbank, das Bein leicht übergeschlagen, so daß der violette weiche Tuchstoff ihres glattanliegenden Kleides in weichen, langen Falten von der Hüfte herabfloß.

„Holen Sie sich einen Stuhl zu uns heran, und erzählen Sie, was Sie zu mir führt."

Ada Moll hatte noch immer den lässigen, fast gleichgültigen Tonfall, der im ersten Augenblick abstieß, um später ein Reiz mehr zu sein.

„Wenn Sie rauchen wollen, auf dem Tisch dort stehen Zigaretten. Übrigens, Hans, wenn du auch rauchen willst, dann machen wir eine Pause."

Felix holte die Schachtel, erkannte die Marke seines Bruders und reichte sie der Malerin.

„Ich rauche nicht", sagte Ada Moll, als er auch ihr anbot.

Die Malerin lachte.

„Leider, leider. Ich behaupte, ein Mensch, der nicht raucht, hat keine Gemütlichkeit."

Ada Moll winkte leicht mit der Hand ab. „Lieber Hans, was du Gemütlichkeit nennst, das findest du bei jedem Bierphilister. Mir ist das Wort recht unangenehm."

Felix machte ein dummes Gesicht.

„Wenn es Ihnen unangenehm ist, gnädiges Fräulein, kann ich es auch lassen."

Hansi Giebel amüsierte sich königlich.

„O Gott, was 'n wohlerzogener junger Mann! . . ."

„Meine Freundin ist Hamburgerin", sagte Ada Moll erläuternd, mit einem Lächeln, das ihre Züge wie immer merkwürdig verschönte.

Felix fühlte die befreiende Wirkung des Lächelns. Seine Befangenheit fiel von ihm ab wie eine Last.

„Ja, das höre ich. Aber dann ist Ihnen Wohlerzogenheit gewiß nichts Neues?"

„Neues nicht — aber ein böser Traum. O bitte, bitte, gehn Sie mir mit den wohlerzogenen Leuten vom Leibe. Die haben mich ja aus meinem schönen Hamburg vertrieben. Das finde ich ja gerade so fein an Ada, daß sie nicht wohlerzogen ist. Es ist wirklich unmenschlich viel, daß sie Ihnen Platz angeboten hat und Zigaretten."

Felix wußte nicht, ob er sich seines Auftrages hier ohne weiteres entledigen konnte. Ganz schüchtern begann er: „Gestern abend ist mein Bruder nach München gefahren."

„Sie haben mir wohl etwas zu sagen von ihm?"

„Ja . . . das Gastspiel . . ."

„Ach so, das Gastspiel!" Ada Moll machte eine lässige, abwehrende Geste.

„Das ist doch längst erledigt. Es fällt mir nicht ein!"

Die Malerin schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Du wirst's noch verderben mit ihm! Immer nein sagen, wenn er dich um etwas bittet — was für ein komisches Prinzip du hast. . . ."

„Es ist gar kein Prinzip, und mir liegt auch gar nicht daran, es mit Ihrem Bruder zu verderben. Er ist sehr gut zu mir. Wirklich gut. Und ich bin ihm auch dankbar. Aber wenn er rücksichtslos im Fordern ist, bin ich es im Verweigern. Er will eben durchaus nicht verstehn, daß ich mich nicht mit Hals und Kragen an ihn ausliefere, weil ich ihm meinen Erfolg verdanke."

Hansi Giebel seufzte mit komischer Entrüstung auf: „J Gitt, i Gitt!" warf dann ihre Malschürze ab und stand da in einem knappen englischen Rock und einer hellen Flanellbluse mit hohem Stehkragen und rotem Herrenschlips. Dennoch sah sie unendlich weiblich aus in der weichen Fülle ihrer vierundzwanzig Jahre, und auch die qualmende Zigarette im Mundwinkel konnte daran nichts ändern. Das wellige schwarze Haar trug sie, entgegen der Mode, noch immer japanisch aufgesteckt, wobei einige Löckchen eigensinnig auf die schmale, weiße Stirn herabfielen.

„Ist's aus für heute, Malweibchen?" fragte Ada Moll.

„Aber gründlich. Sonst male ich heute eine Megäre auf die Leinwand."

Lebhaft wendete sie sich gleich darauf zu Felix: „Also Sie sind der Bruder von Frank Nehls, nicht?"



„Ja, gewiß . . .“

„Nun, dann will ich Ihnen mal eben was sagen. Sie können mir's ja deuten, wie Sie wollen. Ihr Bruder is der feinste Mann, dem ich auf meinem Weg begegnet bin, obwohl er gar nich wohlerzogen ist. Wenn ich so einen Mann kennen würde — die Hände würde ich ihm küssen. Aber so is es auf der Welt — nich? Der eine hat alles, der andere nichts. Mir hat noch niemand ein Taschentuch geschenkt, ohne mich dafür an den Händen festzuhalten und zu fragen, ob ich das Symbol verstehe. Wenn ich nicht von meinen Alten jeden Monat einen Wechsel bekäme, dann . . . na, Sie verstehn, nich? Und glauben Sie, meine Eltern verlangen nich auch etwas für ihr Geld? Bald muß ich sie in Hamburch besuchen, bald darf ich im Alsterpavillon nich rauchen, bald soll ich keinen nackten Menschen malen . . . o Gottogott . . . tjä . . . und nu tu ich's doch auch nich . . . nich wahr? Ein bißchen entgegenkommend muß man doch auch sein. Übrigens sind mir angezogene Menschen auch lieber . . . so und so. Und Ihr Bruder ist immer angezogen — wissen Sie? Wenn ich nun bei meiner Freundin bin, dann springe ich leicht eben mal da und dorthin, hol ihm was und mach's ihm gemütlich. Aber er ist wie der Sturmwind, merkt's gar nich und merkt auch nich, daß Ada wie eine Prinzessin dasteht und tut, als wenn sie in all dem Komfort geboren wäre.“

Ada Moll zuckte die Achseln.

„Hans übertreibt immer. Aber was den Komfort anbelangt — so ist vielleicht was Wahres daran. Es gibt Frauen, die sich für ein Glas Sekt zu Dank verpflichtet fühlen. Sie vergessen immer, daß der Mann nur sein eigenes Behagen und seine eigene Freude bezahlt. Mir war das Zimmer bei der guten Jonas ebenso recht wie die Wohnung hier. Aber Ihr Bruder behauptete, ich hätte Armeleutegeruch an mir, würde nie eine wirkliche Dame darstellen können, wenn ich im Leben nicht von dem gleichen Komfort umgeben wäre wie auf der Bühne. Es würde immer hölzern aussehn, wenn ich zwischen den luxuriösen Möbeln mich bewegen, auf dem dicken Teppich gehen oder der Dienerschaft einen Befehl geben müßte. Möglich. Eines Tags zwang er mich, Vielliebchen zu essen — ich kann Mandeln zwar nicht ausstehn — und acht Tage später führte er mich in diese Wohnung.“

Sie sprach sehr ruhig, völlig gleichgültig gegen die Wirkung ihrer Worte.

Und ihm waren solche Erscheinungen so neu, daß ihm zumute war wie einem, der zum erstenmal Schlittschuhe angeschnallt bekommt und mitten auf einer blanken Eisfläche seinem Schicksal überlassen bleibt.

Er sprach davon, daß sein Bruder wahrscheinlich das Auto kaufen würde, dessen Zeichnung sie gesehen hatte.

Sie glitt darüber hinweg, als ob sie das gar nichts anginge.

Wieder stockte das Gespräch.

Er erzählte, daß er abends wahrscheinlich im Theater sein würde. Mit einigem Stolz berichtete sie, daß das Haus täglich ausverkauft sei.

„Es ist tödlich, immer das gleiche zu spielen — und doch gewinnt man die Gestalt lieb, die man verkörpert, als wäre sie ein Teil des eigenen Ichs. Ich werde Mühe haben, mich wieder in eine neue Aufgabe hineinzuarbeiten. Frank Nehls ist ja wieder bei der Arbeit.“

Sie sprach über ihn, als wäre er für Felix ein Fremder. Felix fühlte dabei plötzlich ein starkes Zugehörigkeitsgefühl heraus, das ihn wohltuender berührte als die lässige Kühle von vorhin.

Sie zeigte auf ihren Schreibtisch.

„Stundenlang arbeitet er hier und bespricht mit mir jede Szene.“

Sie dachte eine Weile nach, und wieder trat ein leises, überlegenes Lächeln auf ihre Lippen.

„Sie muß es nicht leicht haben — seine Frau“, meinte sie.

Felix sagte das Albernste, was man in solchen Fällen zu sagen pflegt: „Meine Schwägerin liebt ihren Mann sehr.“

„Das ist nett von ihr“, antwortete Ada Moll trocken.

Eine kleine Pause entstand. Felix erhob sich.

„Du bist ungastfreundlich, Ada“, sagte Hansi Giebel. „Gib uns doch etwas zu frühstücken. Der Sonntag ist eine furchtbare Einrichtung, nich?“

„Ja, Hans hat recht, bleiben Sie, Herr Frank. Wir wollen dann auf weniger persönliche Gebiete übergehn, und vielleicht verstehn wir uns dann besser.“

Es lag eine leichte Lektion in ihren Worten und auch Selbstanklage.

„Sie spielen Klavier?“ fragte Felix ablenkend und schritt zum Flügel, dessen Deckel er aufklappte.

„Ja. Aber schlecht. Ich war früher Klavierlehrerin.“

„Was?“

Hansi Giebel warf sich in die Brust.

„Sie war meine Lehrerin, bitte, in Hamburch — daher kennen wir uns. Was bekamst du für die Stunde? Eine Mark — nich? Und 'n bißchen Frühstück: Irish stew und Käse. Meine Eltern sind nämlich sehr wohltätig!“

Zum erstenmal hörte er Ada Moll lachen.

Es war ein kurzes, rauhes Lachen, das sie älter machte und zugleich Anteilnahme weckte, mehr noch — Mitgefühl.

Mit dem Lachen ging sie immer über alle Erniedrigungen ihrer Jugend hinweg, schluckte alle Bitterkeit herunter, die manchmal aus der Fülle ihrer ersten Erlebnisse wie eine giftige Blume emporstiegen.

„Laß das doch, Hans“, verwies sie beinahe streng. „Ich schäme mich meines Jugendelends nicht,“ fuhr sie, zu Felix gewendet, fort, „aber das Jugendelend einer Schauspielerin ist eine so alltägliche Geschichte, daß — es langweilig ist, darüber zu sprechen. Nur eins kann ich sagen: wenn ein Mensch mit allen Mitteln gekämpft hat, um aus diesem Elend herauszukommen, so war ich es. Und darum kann ich mich jetzt nicht wie ein unerfahrenes, kleines Mädchen hin und her zerren lassen. Die Jahre sind mir kurz bemessen, da ich noch weiterbauen kann an meinem Leben, und was ich in diesen Jahren nicht erringe, das bleibt mir für immer versagt.“

„Nu sei man 'n bißchen gemütlich, Ada. Jetzt gleich vor dem Frühstück willst du doch nicht die Duse mausetot machen oder den König von Portugal heiraten? Übrigens, Herr Frank, Sie können sich was drauf einbilden, daß Ada Moll Sie solcher Bekenntnisse würdigt. O Gott, o Gott, was 'n sympathischer Mensch müssen Sie doch sein.“

Ihre Drolerie brachte alle zum Lachen. Man setzte sich in bester Laune zu Tisch in dem kleinen Speisezimmer, dessen schwere Möbel kaum Platz zum Durchgang ließen.



Das Gespräch wurde allgemein.

Die beiden Frauen verrieten mehr Wissen, als Felix je bei ihnen vermutet hatte. Aber es war nicht trocken, war nur wie der Resonanzboden für den flimmernden Glanz ihres Geplauders. Sie hatten beide die allererste Jugend hinter sich und waren dabei doch begehrenswerter als farblose junge Mädchen. Sie hatten sich ihr eigenes Leben zurechtgezimmert und wahrten eifersüchtig ihre äußere und innere Selbständigkeit, ohne je durch die emanzipierten Allüren der Mannweiber die ästhetische Linie zu verletzen.

Felix fand Verständnis für alles, was er sagte, und wunderte sich selbst, wie rege und leicht er sich in ihrer Mitte fühlte.

Als er sich verabschiedete, schloß sich Hansi Giebel ihm an.

„Sie könnten mich in ein Café begleiten, wenn Sie nichts Besseres vorhaben. Allein gehe ich am Sonntag nicht gern hin."

All das Ungebundene war ihm so neu, daß er verwirrt antwortete: „Ich muß nur erst telegraphieren!"

Ada Moll hatte wieder ihre kühle, gleichgültige Lässigkeit wiedergefunden. Ohne zu lächeln, mit einem kaum wahrnehmbaren Unterton von Ironie, diktierte sie: „Kleiststraße unverändert. Automobil und Gastspiel gleich überflüssig."

„O was 'ne boshafte Person! Kommen Sie, Herr Frank, das machen wir beide viel besser."

Und nachdem eine Depesche abgeschickt worden war: „Frühstückte Kleiststraße mit Hansi, Gastspiel unausführbar. Auto nach Wunsch. Herzliche Grüße allerseits. Felix", verabschiedete sich die Malerin plötzlich sehr kameradschaftlich, und als Felix verblüfft fragte, warum sie nicht ins Café mit ihm gehen wolle, wie er gedacht, antwortete sie lachend: „Ich wollte nur dabei sein, wenn Sie telegraphieren. Dichter sehen leicht alles anders, als es ist." Sie lachte übermütig in ihren Muff hinein.

Er hörte ihr lustiges, helles Lachen noch lange, nachdem sie seinen Blicken entschwunden war, und dieses Lachen, das so gar nichts versprach, so gar nichts verbarg, das so fröhlich und herzhaft die gesunde Lust am Leben wiedergab, dünkte ihn die beste Gabe des heutigen Tages.

Aber als er sich dann fragte, wo er die Stunden bis zum Beginn des Theaters verbringen könnte, da kam es wie Peinlichkeit über ihn.

Zu Ottilie mochte er nicht gehen, weil es ihm widerstrebte, ihr seine neuen Pläne und die Mithilfe des Bruders zu verraten, und in die Rankestraße konnte er nicht gehen, weil er den Besuch bei Ada Moll verschweigen mußte.

Und mißmutig senkte er den Kopf unter dieser stets wachsenden Anhäufung unausgesprochener Lügen.

* * *

Ottilie Frank hatte es in diesem Winter gelernt, ihrer letzten Hoffnung zu entsagen. Felix kam immer seltener.

Zuerst glaubte sie seinen Entschuldigungen und las ihm die Nervosität ab von den früher so frischen, straffen Zügen.

Sorglich brachte sie ihm stärkenden Wein, den sie nur für ihn kaufte, stellte sich selbst an den Gasherd, um ihm eine kräftige Eierspeise zu bereiten, redete ihm zu, sich auf das Sofa niederzulegen, deckte ihn mit einer Decke, die sie hastig von ihrem Bett herunterriß, zu und schob ihm ein Kissen unter den Kopf.

Und meistens schlief er auch ein. Sie saß neben ihm in ihrem großen abgewetzten Plüschsessel und beobachtete sein Gesicht.

Der Schlaf löste nicht den erschöpft gequälten Ausdruck in friedliches Behagen auf, vertiefte eher die Sorgenlinie um den Mund, die Falten der schmerzlich emporgezogenen Brauen.

Wenn er dann aufwachte, blickte er lange regungslos vor sich hin und lächelte gezwungen und wie aufschreckend aus wachen Träumen.

Dann sprang er auf. Plötzlich. Zündete eine Zigarette über dem Zylinder der grünbeschirmten Lampe an, ging auf und ab im Zimmer und sagte schließlich: „Jetzt muß ich gehn."

Als fürchtete er, sie könnte Fragen an ihn stellen, die er nicht beantworten wollte.

Und die Angst, ihn noch seltener bei sich zu sehn, verschloß ihr den Mund.

Sie wagte kaum eine Bemerkung über seine immer auffälliger werdende Eleganz. Heimlich, wenn er schlief, betastete sie das seidene Futter seines Mantels oder beugte sich über seine Stiefel mit den breiten Lackspitzen, über denen oft ein feiner halbseidener Strumpf sichtbar wurde.

Sie schüttelte den Kopf. Rechnete.

„Du bist ja jetzt immer mächtig fein", sagte sie einmal, weil die Sorge sie nicht ruhen ließ.

Er schnitt kurz ab. „Ich bin wie alle. Man darf nicht abstechen."

Es war etwas in seinem Ton, das sie an den älteren Bruder erinnerte. Ein Wehren gegen jede Bevormundung, jede Neugier — vielleicht auch gegen Anteilnahme.

Sie war älter geworden und zaghafter.

Nur nicht das Letzte verlieren, was ihr noch geblieben war im Leben.

Sie lachte ungeschickt und einlenkend. „Ich lebe ja wirklich wie in Buxtehude. Sehe außer unsern Lehrern keinen einzigen Herrn mehr. Und die, weißt du, Felix, die geben ja meist nicht so viel auf ihr Äußeres. Wenn sie zu den Prüfungen ihren schwarzen Bratenrock aus dem Kasten ziehn, so riecht er oft nach Benzin, und der Frack . . . na, der stammt meist noch von der Hochzeit her."

Es huschte dabei wieder ein echtes Lächeln um den Mund, erinnerungsvoll, ein bißchen wehmütig.

„Es mag sein übrigens, daß es sich auch da geändert hat. Es sind gut fünfzehn Jahre her, daß ich auf keinem Lehrerfest mehr war. Aber zu meiner Zeit ging's einfach genug zu. Die Stullen brachten wir Damen in einem Pompadour mit. Dazu tranken wir zwei, drei Glas Bier und freuten uns auf den Höhepunkt: die Kaffeepause. Dazu wurden wir dann von unsern Herren eingeladen."

Das unbefangene Geplauder, das ihn weit wegführte von eigenen Sorgen und quälenden Gedanken, tat Felix wohl.

„Worüber unterhieltet ihr euch denn, Tille?" fragte er, nur um die Rede nicht stocken, um nicht wieder die Stille eintreten zu lassen, vor der er sich scheute, weil sie oft unbequeme Fragen schuf.

Ottilie war glücklich, daß Felix sich wieder teilnehmend zeigte, und beinahe lebhaft fuhr sie fort: „Meistens drehte sich das Gespräch ja doch um die Schule. Kleine Anekdoten



aus der Klasse wurden erzählt. Man sprach von seinen Lieblingsschülern oder von einer Neubesetzung oder Verlobung einer Kollegin. Wenn man sich dann am nächsten Morgen in Werktagstimmung wiedersah, hatte man immer noch ein bißchen Musik in den Ohren und freundliche Worte, und so begrüßte man sich herzlicher, arbeitete leichter, und auch die Kinder schienen einem netter, weil sie merkten, daß in unsern Augen noch was anderes lag als die Strenge der Schulstube."

„Wie hübsch du das sagst, Tille . . ."

Er setzte sich zu ihr, schlang den Arm um ihre hageren Schultern, an denen ein schwarzes gestricktes Tuch schlapp herabfiel, und lehnte seinen Kopf an den ihren.

„Und kam es da nicht vor, Tille, daß man sich freute auf einen nächsten Abend, weil man jemand hatte, mit dem man besonders gern zusammen war?"

„Natürlich kam das vor . . . oft. Oder glaubst du wirklich, Felix, daß wir als zwanzigjährige Mädchen keinen andern Gedanken hatten, als mit dem Stock in der Hand unsere Schulrekruten zu drillen? Freilich kam es vor."

„Und warum hast du nicht geheiratet, Tille? Du hattest doch immer deine wunderschönen dunklen Augen —"

Jetzt lachte sie ganz ehrlich, nur etwas spöttisch, und rückte ab vom Bruder, um nicht lächerlich zu werden durch sentimentale Bekenntnisse.

„Weißt du, Felix, von den Augen spricht man immer, wenn das andere nicht viel wert ist. Brauchst dich nicht zu entschuldigen, mein Junge. Wie ich ausseh — weiß ich. Aber mit zwanzig Jahren ist jedes Mädel hübsch, wenn es gerade gewachsen ist. Und gerade gewachsen war ich. Man machte mir Komplimente wie den anderen auch, und getanzt hab ich auch nicht weniger. Aber zum Heiraten, Felix, da gehört mehr! Paul war damals ziemlich versorgt, aber du warst da und der Vater. Ich konnte meinem Manne doch nicht gleich zwei Kinder in die Ehe mitbringen, nicht wahr? Ja, wenn ich meine Stellung als Lehrerin hätte behalten dürfen, dann wär's ja gegangen zur Not. Aber heiraten darf ja unsereins nicht, wenn er nicht den Laufpaß kriegen will! Heute sage ich, es ist gut so, denn wo blieben wir alte Jungfern, wenn die Frauen uns auch noch das Brot nehmen. Aber damals sah ich's nicht ein, warum der Staat uns zur Ehelosigkeit verurteilt. So hat jedes Ding zwei Seiten."

Sie schloß mit einem Anflug von Humor, der deutlicher als alle Worte bewies, wie lange sie schon verzichtet hatte.

Gerade diese Resignation hatte etwas Aufreizendes, zum Widerspruch Herausforderndes für Felix. Er sprang auf und schob lebhaft den Stuhl von sich: „Die zweite Seite sieht man zum Glück immer erst, wenn man fertig ist mit dem Leben. Ich möchte gar nicht alles von zwei Seiten sehn, das macht schlapp, nimmt einem jeden Mut, jede Freude am Vorwärtskommen. Ich kann mir's nicht mit dem Bleistift in der Hand ausrechnen, ob ich leben darf, und wie ich leben darf."

Ottilie nickte langsam.

„Das wußte ich, Felix. Es liegt dir nicht! Darum hoffte ich dir eine Basis zu schaffen, die dich jeder kleinlichen Rechnerei enthebt."

Immer wieder kam sie darauf zurück. Immer wieder schlich sich Alma Kurthe in ihre Gedanken, in ihre Worte und trennte die Geschwister bloß dadurch, daß sie — lebte.

Ottilie sah den Bruder zum erstenmal bleich vor verhaltenem Zorn.

„Ich begreife nicht, Tille, daß ihr es nicht merkt! Ich kann nicht! Du hast doch eigenen Hoffnungen entsagen müssen, warum kannst du es diesmal nicht tun, wo nur ich beteiligt bin? Du jagst mich in die Ehe, wie du mich als kleinen Jungen ins Bett gejagt hast. ‚Es ist gut für dich — geh schlafen!' Und ich mußte 'rein, ob ich müde war oder nicht, ob ich dann stundenlang wach lag und meine Phantasie im Dunkel des Zimmers zu tollen Vorstellungen getrieben wurde oder nicht. Und jetzt soll ich die Alma Kurthe heiraten, ‚weil es gut für mich ist'! Nein, Tille, nicht deshalb, sondern weil du Ruhe haben willst, wie du damals nach des Tages Mühe vor mir lebhaften Jungen Ruhe haben wolltest. Und darum bereitest du mir mein Ehebett sorglich, wie du mein Kinderbett bereitet hast!"

Die Hände in den Hosentaschen, den Rock weit zurückgeschlagen, so durchmaß er das Zimmer mit harten, großen Schritten.

Und es war Ottilie, als hätte sie ihr ganzes Leben immer solche harte, schwere Schritte gehört, die alles niedergetreten hatten, was an zagen Wünschen, an heißem Hoffen in ihr aufgekeimt war.

So war der ältere Bruder vor ihr herumgegangen, bis seine Schritte ihn weit weggeführt hatten von ihr, so ging der Vater jetzt noch — und nun Felix.

Und ihr fielen die Worte des Vaters ein: „Schließe den Felix mit drei Steinmauern vor mir ab, und die Stimme des Blutes wird sich regen, und er wird den Weg gehen, den e r will!"

Ein zitternder Seufzer hob ihre eingefallene Brust, die Brust eines müden Arbeitstieres.

So leise der Laut war — Felix hörte ihn, fühlte ihn widerhallen in sich, in stets gleichem, tiefem Mitleid, das immer wieder seine alte, große Zärtlichkeit für die Schwester auslöste, und empfand gleichzeitig Aerger über seine Abhängigkeit von diesem Mitleid.

Der alte Frank, mit einer großen Pfeife im Munde, einen grauen, rotgeränderten Schlafrock mit einer roten Schnur um die breite Mitte, kam augenblinzelnd aus dem Dunkel seines Zimmers heraus, wo er sein Mittagschläfchen gehalten hatte.

Er hatte die Rede des Sohnes gehört und mischte sich ein, mit väterlich scherzender Gutmütigkeit, weil er den gemütlichen Abend nicht verkürzt haben wollte durch zugespitzte Verstimmung.

„Felixchen, Felixchen — kleine Jungen gehören eben in ihr Kinder- und die großen ins Ehebett."

Felix war noch zu jung, um die Stimmung, gleich einer neuen Musikwalze, plötzlich umzuschalten.

Er stellte sich mit dem Rücken gegen den Ofen und pendelte mit dem Kopf wie ein eigensinniges Kind von einer Kachel zur andern.

„Und ich erkläre, daß ich mir das Bett aussuche, in das ich steige, und daß ich es mir selbst zurechtzimmere, wie es mir paßt, wie ich es haben will!"

Frank nickte beifällig, und es war schwer, zu ersehen, ob Ernst oder Hohn darin lag.

„Zimmere dir nur was recht Schönes zusammen. Ein goldenes Königsbett etwa, wie sich's der Bayernkönig gebaut hat. Was? Wenn du schon dabei bist — ist's ja



alles eins. Es braucht ja nicht echt Gold zu sein. Ein bißchen Goldlack macht's auch. Paul hat viel davon — kann dir was abgeben. Ich bin bescheidener — mir genügt eins aus Messing . . . sehr modern. Nußbaum ist mir zu ordinär, und dann hab ich's ja auch schon. Man will doch weiter kommen, Felixchen, nicht wahr? Als Junge schlief ich auf'm Strohsack. Später kriegte ich 'ne eiserne Bettstelle — na, und als ich deine unvergeßliche Mutter heiratete, da sollten es partout messingne werden. Bis jetzt hat's noch nicht kommen wollen, aber 's ist ja noch nicht aller Tage Abend. Was, Tille? Bis wir erst die große Wohnung haben — hier hätten sie ja doch nicht Platz, die Messingbetten. Und zu klein dürfen sie nicht sein; möcht mich nicht gerne daneben legen in der Nacht. Du, Felixchen — daneben liegt sich's schlecht. Noch schlechter als auf'm Strohsack . . ."

Er lachte sehr gutmütig vor sich hin und schmauchte behaglich aus seiner Pfeife.

Eine Weile sprach niemand mehr ein Wort; dann brachte Ottilie das einfache Abendbrot herein, dem sie, Felix zu Ehren, immer noch Backwerk und Obst hinzufügte. Man aß, ohne viel zu sprechen, und es war kaum neun, als Felix sich verabschiedete.

Er küßte die Schwester herzlich auf die Wange, fühlte aber, daß er nicht so bald wiederkommen dürfte, wenn sich sein Verhältnis zu ihr nicht trüben sollte.

Auf der Treppe flüsterte ihm der Vater ins Ohr: „Du, deine sechzig Mark haben Junge gekriegt."

Felix, dem die Kühle des Treppenhauses die Freiheit der Straße kündete, hatte seine gute Laune wiedergefunden.

„Na, ist recht, Papa. Wollen sehen, wer früher zu seinem Bett kommt", fügte er, sich nochmal umdrehend, hinzu: „Grüß Tille!"

Und er winkte mit der Hand zum dritten Stock hinauf, als ahnte er, daß hinter dem gelben alten Tüllvorhang Ottiliens Augen sehnsüchtig und kummervoll in die Nacht blickten.

* * *

Nach diesem Abend sah sie ihn wochenlang nicht. Sie schrieb. Er antwortete einige kurze, nichts sagende Zeilen und entschuldigte sich mit der Arbeit.

Er war in ein neues Bureau versetzt worden. In der Bank arbeitete man fieberhaft am Jahresabschluß. Es war die schlimmste Zeit des ganzen Jahres. Ende März würde er wieder „aufatmen können" — bis dahin müßte sie noch Geduld mit ihm haben.

Sie hatte diese Geduld nicht.

Eines Abends gegen sechs Uhr ging sie in die Behrenstraße und pendelte vor dem Bankgebäude auf und ab. Sie mußte ihn sehen, mußte ihn sprechen. Sie zermarterte sich das Gehirn mit krankhaften Gedanken, sah ihn untergehen im Sumpf der Großstadt, dessen Vorstellung eine Reihe ungeheuerlicher Bilder in ihr auslöste.

Mochte er von ihr denken, was er wollte, sie mußte die nagende Sorge los werden, die sich Tag und Nacht an sie klammerte.

Feuchtkalter Nebel lag über der Straße, näßte den Asphalt und legte sich ihr brennend und beklemmend auf die Brust. Von den Dächern klatschten einzelne große Tropfen hinein in die schwarzen Wasserlachen, die im Licht der Gaslaternen spiegelten. Vereinzelt traten Herren aus dem breiten Eingangstor heraus und hoben grüßend zwei Finger zum Hut, wenn sie am Portier vorbeikamen, der jedesmal salutierend die Hand an die Mütze legte. Manchmal gab er einem Herrn Feuer, dem einen mit fauler Langsamkeit, dem andern eifrig, mit eingezogenem Nacken. Er schattierte jeden Gruß, jedes „Guten Abend", das er dem Vorbeikommenden bot.

Immer häufiger salutierte der Portier. In immer rascherer Folge traten elegante junge Herren aus dem Portal. Die stille Straße schien plötzlich belebt, und doch wurde es noch dunkler draußen mit dem Ersterben des Lichts hinter den großen, vergitterten Fensterscheiben.

Ein kleines Auto glitt lautlos vor das Haus. Die elektrische Birne verbreitete im Innern des Wagens ein goldgedämpftes Licht durch den kleinen gelben Seidenschirm, der sie umhüllte.

Der Portier stürzte an den Wagenschlag. Eine Dame in schimmerndem, seidenem Mantel, einen zartblauen Chiffonschleier um den Kopf, beugte sich vor, warf dem Portier einige Worte zu.

In dem gleichen Augenblick trat Felix auf die Straße, seine Zigarette im Mund, den blanken Zylinder tief in die Stirn gedrückt, einen Schirm mit schwerer silberner Krücke über dem Arm.

Als er das Auto sah, beschleunigte er seine Schritte. Und kristallklar, in unnachahmlicher, schmeichelnder Betonung klangen die Worte über die Straße: „Du, Onkel Felix, Mama hat richtig Migräne. Papa sagt, du kannst mich begleiten, es ist ja nur ein Konzert. Die ganze österreichische Botschaft . . ."

Ottilie sah, wie Felix mit einem Fuß auf dem Trittbrett stand, wie sein Gesicht überrascht und freudig sich zu Pieps neigte. Sie hörte noch, wie er sagte: „Ja, Pieps, du mußt dann aber warten, bis ich mich in meinen Frack geworfen habe."

„Ja, ja . . . nur schnell . . ."

Felix stieg ein, der Portier rief dem Chauffeur Felix' Adresse zu.

Ottilie, an die Mauer gelehnt, sah die beiden Profile an sich vorübergleiten, im goldenen Schimmer der elektrischen Lampe, erhaschte noch die lässig graziöse Bewegung, mit der das junge Mädchen das Kopftuch mehr aus dem Gesicht schlug.

Es war Ottilie nicht in den Sinn gekommen, aus dem Dunkel der Straße herauszutreten. In hellem Entzücken hatten ihre Augen an der reizenden Gestalt gehangen, beglückt waren sie der herzlichen Bewegung gefolgt, mit der Pieps ihre kleine, weißbehandschuhte Linke in die von Felix gelegt hatte.

Neidlos fühlte sie die Nähe, in der Felix zum Frank Nehlschen Hause stand, eine Nähe, die ihn bewahren mußte vor allen Gefahren, die ihre naive Phantasie in den „Tiefen Berlins" gesucht hatte.

So heiter war sie gestimmt an diesem Abend wie ein Kind, das an einem heimlichen Abenteuer genascht hat. Und sie hörte kaum hin, als zu Hause das Mädchen ihr meldete: „Herr Frank läßt sagen, Sie möchten nicht mit dem Abendbrot auf ihn warten."

Es kam jetzt öfters vor, daß der Vater die Abende außer dem Hause verbrachte.



„Hast du denn Geld, Papa?" fragte sie einmal.

Er beruhigte sie mit geheimnisvollem Lachen. „Ich hab alles, was ich brauche, Tille, und werde noch mehr haben. Laß die ewige Fragerei, mein Kind. Du hast einen Vater, der an dich denkt, das laß dir genug sein!"

Wenn sie dringlicher wurde, verbat er sich heftig jede Einmischung. Er war doch kein Kind, und entmündigt war er auch nicht! Er wußte, was er tat. Sie sollte ihn zufrieden lassen. Dann, bevor er ausging, küßte er sie wieder zärtlich auf die Stirn, klopfte sie auf die Schultern und drückte sich aus dem Hause, ohne ihr Zeit zu neuen Fragen zu lassen.

Sie wachte an solchen Abenden lange in ihrem Plüschsessel, gepeinigt von Befürchtungen aller Art. Erst wenn ihr die Augen vor Müdigkeit zufielen und sie zähneklappernd aus dem Halbschlaf erwachte, suchte sie ihre Schlafstube auf, riß sich — die Lider noch halb geschlossen — die Kleider vom Leibe und schlief den todähnlichen Schlaf äußerster Erschöpfung, bis Martha mit hartem Knöchelschlag an ihre Tür pochte.

Den Vater sah sie dann erst zur Mittagzeit wieder, und wenn sie ihn fragte, wann er nach Hause gekommen sei, antwortete er fast immer: „Du mußt dich kaum hingelegt haben, Tille . . . gerade wie du die Kerze ausgelöscht hast. Ich sah noch einen Lichtschimmer bei dir."

Um sie nicht zu stören, wie er sagte, zog er immer die Stiefel im Entree aus. Und sie dankte es ihm mit freundlichem Händedruck.

Eines Sonntagmorgens, als sie sich besonders wohl fühlte, beschloß sie, Felix in aller Frühe aufzusuchen.

Es war etwas wie Frühlingswehen in der Luft, die zu den weitgeöffneten Fenstern der Fennstraße hineindrang. Die Sonne legte sich auf die alten Möbel, spielte an der Wand entlang und brach sich im Eckspiegel in einer bunten, lustigen Feuergarbe.

Von der Dankeskirche am Wedding drangen die Kirchenglocken herüber, und im unteren Stockwerk wurde vierhändig mit ungeübten Fingern eine Ouvertüre von Weber gespielt.

Die Weberschen Ouvertüren gehörten nun mal zu den Sonntagmorgen der Fennstraße wie der fast einstündige Spaziergang des alten Frank in blütenweißen Hemdsärmeln von einer Ecke des Wohnzimmers zur andern.

„Du wirst dich erkälten, Papa", sagte Tille, indem sie die Fenster schloß.

Dann trat sie vor den Spiegel und setzte einen Kapotthut aus schwarzem Samt auf, den sie vor einigen Tagen bei der Modistin an der Ecke gekauft hatte.

Frank sah die Tochter prüfend an.

„Ganz madamisch bist du jetzt, Tille."

Er nickte befriedigt.

„Sehr vornehm siehst du aus. Das hast du doch von mir, Tille. Deine teure Mutter war sehr einfach veranlagt. Was willst du, Kind, in ihrer Heimat ist noch nie eine Modedame groß geworden.

Ottilie lachte, gut gelaunt. „Na, Papa, ich weiß nicht, ob ich gerade Talent zur Modedame habe. Bei Pauls werde ich immer tüchtig rangekriegt deshalb!"

Frank ging um die Tochter herum und richtete ihr den Umhang aus schwarzem Manteltuch mit der groben, breiten Soutacheborte.

„Laß nur, mein Kind, laß nur. Wahre Vornehmheit verleugnet sich nie. Was hast du für den Umhang bezahlt, Tille?"

„Fünfzig Mark."

„Teuer, mein Kind! Teuer! Sieh mal, du mußt dich immer erst mit mir besprechen. Ich hätte dir so etwas weit billiger verschaffen können, weit billiger. Aber natürlich — der Vater wird ja niemals gefragt!"

Mit gutmütig mißbilligendem Kopfschütteln zupfte er an Ottiliens Mantel. „Warte einen Augenblick", sagte er plötzlich, während sie die schwarzen Handschuhe überstreifte.

Er verschwand eine kleine Weile in seinem Zimmer, Ottilie hörte, wie er eine Kommodenlade aufschloß und sich mit allerlei Schachteln zu tun machte. Dann schloß er wieder ab und brachte ein glitzerndes Armband an.

„Sieh mal, Tille, das ist vornehm. Ganz schmaler Goldreif und nur drei kleine blaue Steinchen in der Mitte. Was? Komm, mein Kind, gib mal deine Hand her. . . Ei, das paßt ja famos!"

Ottilie sah verständnislos auf den Armreif. „Woher hast du denn das, Papa?"

Frank lachte leise vor sich hin: „Nicht wahr, Tille, piknobel? Ja . . . dein alter Vater hat Geschmack. No, no, mein Kind . . . mach keine großen Augen. Natürlich ist das Armband nicht echt. Aber täuschend, was? Behalt's nur um, Tille, ich freu mich, wie fein du aussiehst."

Er drängte sie sanft zur Tür hinaus und sah ihr nach, bis sie in der Wendung der Treppe ihm entschwand.

Auf der Straße löste Ottilie das Armband von ihrer Hand, besah es von allen Seiten, schüttelte den Kopf und steckte es in die Tasche.

Was das nur wieder für eine Idee vom Vater war! . .

Frau Jonas selbst öffnete die Tür, als Ottilie leise an der Klingel zog.

„Ist mein Bruder, Herr Frank, noch zu Hause?"

„Herr Frank schläft noch", sagte Frau Jonas. „Aber wenn Sie bei mir im Zimmer warten wollen, gnädige Frau . . ."

„Ich heiße Fräulein Frank . . ."

„Bitte sehr . . ."

Frau Jonas ging ihr voran in die Wohnstube und nötigte sie auf das Sofa. „Ich dachte, gnädiges Fräulein wären die Mutter, ich bitte um Verzeihung."

„Beinahe stimmt es ja", sagte Ottilie und blickte auf einen Haufen hocheleganter Herrenwäsche, die in einem aufgeschlagenen Rolltuch auf dem Tisch lag.

„Verzeihen Sie die Unordnung, aber die Waschfrau bringt die Wäsche immer Sonntagmorgen, und da seh ich noch gleich nach, was fehlt. Herr Frank ist sehr eigen geworden."

Eigen geworden! . . . Das sagte manches.

Frau Jonas sah nun Stück für Stück durch.

„Was für einen Luxus die Herren heutzutage treiben! Seidene Unterwäsche, und alles in den Farben zueinander passend. Zu jedem Hemd besondere Hosenträger und Socken, die zur Krawatte stimmen. Was da für 'n Geld drinsteckt! So viel braucht unsereins im ganzen Jahr nicht, was in solcher Wäschegarnitur steckt."

Ottilie saß steif auf dem bunten Plüschsofa und unterbrach die Mitteilsamkeit der Frau durch keine Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

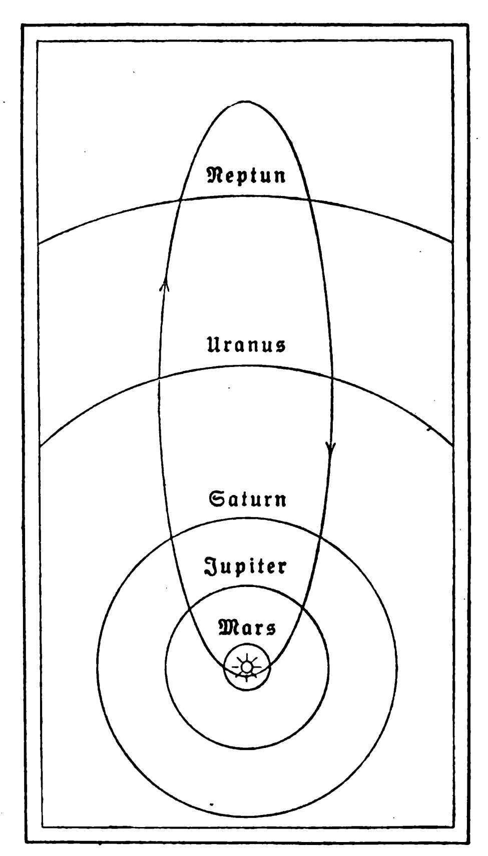


Der Halleysche Komet.

Von Dr. M. Wilhelm Meyer. — Hierzu 7 Abbildungen.

Wie uns Professor M. Wolf, der unermüdliche photographische Durchforscher der allerletzten Himmelstiefen, von seinem Observatorium am Königstuhl über Heidelberg meldet, ist nun wirklich der langersehnte Komet von Halley nach 73jähriger Unsichtbarkeit aus dem Dunkel des Weltraums wieder hervorgetreten, freilich vorläufig nur der photographischen Platte sichtbar als ganz schwache, nebelhafte, rundliche Stelle, noch ganz unansehnlich und an sich uninteressant. Nicht unähnlich jenen Polarfahrern, die jahrelang den Blicken der Menschheit gänzlich entschwinden, bis man endlich zunächst nur durch den Telegraph erfährt, daß sie dort hinten an den letzten Grenzen der Welt wieder aufgetaucht sind, und daß sie also nun bald unter uns erscheinen und uns von den Erlebnissen ihrer weltentrückten Reise erzählen werden, so auch dürfen wir nun hoffen, jenen berühmten Weltwanderer, der selbst bis über die letzten Grenzen der Planetenwelt hinausgezogen war, endlich persönlich sehen zu können.

Seit meiner frühesten Jugend freue ich mich auf diesen Augenblick. Meine ganze Sehnsucht war ja, einmal einen großen Kometen wieder zu sehen. Denn ich konnte die Erinnerung an den Donatischen Kometen von 1858, den ich als fünfjähriger Junge voll geheimer Angst und Bewunderung sah, nicht wieder vergessen. Als ich dann als Student der Astronomie auf der Sternwarte von Göttingen am 27. November 1872 das wunderbare Zusammentreffen des Bielaschen Kometen mit der Erde, das sich uns als herrlicher Sternschnuppenregen darstellte, miterlebte, hielt ich im „Mathematischen Verein“ eine Art von Vortrag über Kometen und Sternschnuppen, in dem ich natürlich auch vom Halleyschen Kometen sprach, der 1910 wiederkommen würde. Mit pochendem Herzen fragte sich der Zwanzigjährige, ob man das wohl noch erleben würde? Nach 37 Jahren! Und nun scheint es mir doch noch vergönnt zu werden!



Bahnlage des Halleyschen Kometen im Sonnensystem. Maßstab: 1 cm = 300 Mill. km.

Inzwischen sind zwar noch einige andere leidlich große Kometen erschienen, so 1874 der von Coggia, den ich auf der Sternwarte von Zürich beobachtete, der von 1881, der freilich in Deutschland deshalb wenig Aufsehen machte, weil er in der Zeit der dort noch herrschenden hellen Juni- und Julinächte die größte Länge seines immerhin recht zarten Schweifes entwickelte. In Genf, wo ich damals Observator war, konnten wir ihn dagegen sehr schön beobachten.

Ferner kamen noch einige größere Kometen, die aber alle in recht ungelegenen Zeiten oder Himmelsstrichen auftraten, so daß keiner von ihnen einen rechten Eindruck gemacht hat.

Alle diese Kometen waren zufällig am Himmel aufgetaucht, waren vorher unbekannt. Das ist die Regel bei diesen Vagabunden der Himmelsräume, aus denen sie unverhofft auftauchen, um dann auf Nimmerwiedersehen in ihrem Dunkel zu verschwinden. Nur bei 18 oder erst seit einigen Monaten bei 19 von ihnen hat man gefunden, daß sie Bahnen beschreiben, in denen sie wenigstens einmal auch wirklich wieder zurückgekehrt sind, und unter diesen 19 „periodischen“ Kometen, die also dauernd unserm Sonnensystem angehören, ist allein nur der Halleysche zuweilen zu einer glänzenden Erscheinung herangewachsen, wenn er der Erde entsprechend nahe kam; alle andern sind eben an sich so klein, daß sie selbst bei ihrer größten Annäherung höchstens an die Grenze der Sichtbarkeit mit dem bloßen Auge kommen und aus diesem Grunde kein allgemeineres Interesse finden konnten.

Der Halleysche Komet aber ist bei vielen seiner Wiederkünfte zur Sonne, die man in den Annalen bis zum Jahre 11, ja vielleicht sogar bis 240 vor unserer Zeitrechnung zurückverfolgen kann, ein großes Aufsehen erregendes Gestirn gewesen, so daß sich an ihn eine ganze Reihe von historischen Erinnerungen knüpfen. Es mag zum Beispiel sein Erscheinen von 1066 hervorgehoben werden, dessen gewaltiger Eindruck durch einen Teil des berühmten Teppichs in Bayeux (Abb. S. 1751) recht drastisch wiedergegeben wird. Eine Gruppe von Menschen zeigt auf den „schrecklichen Comet“, der wohl vierzehn Nächte lang erschien, und bald danach „ward der Keyser (Heinrich IV) todtkrank und lag sehr hart darnieder zu Fritzlar in Hessen, daß auch die Ertzte an seinem Leben verzagten“. Auf der andern Seite des Teppichbildes sieht man den erst in diesem selben Jahre 1066 zum König von England gekrönten Harald, wie er mit offenbarer großer Angst auf den Kometen hinzeigt. Er fiel bekanntlich in der berühmten Schlacht bei Hastings am 14. Oktober jenes Jahres gegen Wilhelm den Eroberer.

Von den Kometen erwartete man ja zu jener Zeit nur immer Böses, sie waren die Zuchtruten Gottes, und folgenden schrecklichen Spruch hat man auf sie gemacht:

„Achterlei Unglück insgemein entsteht,
Wenn in der Lufft erscheint ein Komet:
Viel Fieber, Krankheit, Pestilenz und Todt,
Schwere Zeiten, Mangel und Hungersnoth,
Große Hitze, dürre Zeit und Unfruchtbarkeit,
Krieg, Raub, Mord, Aufruhr, Neid, Haß und Streit,
Frost, Kälte, Sturmwind, Wetter- und Wassersnoth,
Viel höher Leute Untergang und Todt,
Feuersnoth und Erdbeben an manchem End,
Große Veränderung im Regiment.
Wenn wir aber Buße thun von Herzen,
So wendet Gott manch Unglück und Schmerzen."

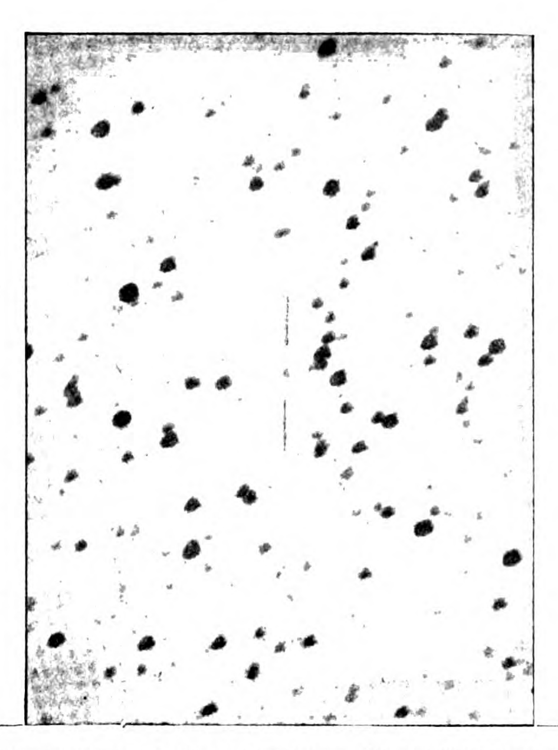
Da haben wir also nun die Auswahl für das nächste Jahr! Freilich dürfen wir nicht leugnen, daß auch viele große Kometen, selbst ohne daß die Menschen besondere Buße taten, wirklich keinerlei Unglück angestiftet haben, so daß man, um ihnen doch wenigstens etwas in die Schuhe zu gießen, ein „großes Sterbend unter den Katzen" gelegentlich auf ihr Konto setzen mußte. Auch von dem letzten Erscheinen unseres Kometen, das 1835 auf 36 stattfand, kann man erfreulicherweise berichten, daß er unseres Wissens kein besonderes Unheil angerichtet hat.

Seinerzeit freilich, als man noch meinte, diese fast vollkommen durchsichtigen Himmelswesen befänden sich in den oberen Regionen unserer Luft und seien böse, entzündliche Dünste, die aus der Erde dahin aufgestiegen waren, konnte man wohl allerhand Böses von ihnen erwarten. Aber gerade der geniale Halley, dessen Name durch unsern Kometen für alle Zeiten verewigt ist, hatte durch seine von ihm zuerst auf Grund der Newtonschen Gesetze der allgemeinen Schwere angestellten Bahnberechnungen von Kometen auf das unzweifelhafteste bewiesen, daß diese Erscheinungen Himmelswesen seien, die sich in Entfernungen von uns in festen Bahnen um die Sonne bewegen, die nach Millionen von Meilen zu beziffern sind. Nur bestanden diese Bahnen, Parabeln, aus zwei Zweigen, die nach beiden Richtungen in die Unendlichkeit des Weltgebäudes führten, während die Planeten in Ellipsen um die Sonne kreisen. Aber auch diese Parabeln waren in ihrer Form genau von der gleichen Kraftwirkung vorgeschrieben, die ewig von der Sonne ausstrahlt und ihr ganzes System nach unveränderlichen Gesetzen regiert. Unter diesen Kometen, deren Bahn Halley berechnete, befand sich auch der im August 1682 erschienene und von ihm sowie andern trefflichen Astronomen in seinem Lauf unter den festen Sternen genau beobachtete schöne Schweifstern. Als Halley dann noch andere, früher beobachtete Kometen berechnete, fanden sich darunter zwei, die von 1607 und 1531, deren Bahnen fast die gleiche Lage zur Sonne hatten. Alle drei Kometen hatten sich fast genau gleichviel, 17 bis 18 Grad, über die Fundamentalebene der Ekliptik während ihres Laufes um die Sonne erhoben, hatten die Ekliptik im gleichen Punkte gekreuzt, waren gleich weit von der Sonne entfernt geblieben und hatten ihren Lauf in der gleichen, gegen die der Planeten umgekehrten Richtung von Ost nach West ausgeführt. Nachdem Halley nun noch erkannte, daß ungefähr die gleiche Zwischenzeit von 75 bis 76 Jahren die drei Erscheinungen voneinander trennte, konnte er nicht mehr daran zweifeln, daß es sich um ein und den gleichen Kometen handelte, der inzwischen dreimal um die Sonne gelaufen war. Halley konnte deshalb für das Jahr 1759 seine Rückkehr vorhersagen, der erste derartige Fall. Später wurden dann die Rechnungen entsprechend der vorgeschrittenen Theorie genauer wiederholt. Das war eine außerordentlich langwierige Aufgabe. Die allgemeine Anziehung bedingt ja, daß alle Körper von allen Körpern angezogen werden. Also nicht nur die Sonne, sondern auch alle Planeten wirken auf die Bewegung des Kometen ein, und diese Wirkungen summieren sich fortwährend. Es müssen also die Orte aller Planeten und des Kometen während des ganzen Laufes des Weltenwanderers berechnet werden, und zwar etwa von zehn zu zehn Tagen, damit man die jeweilige Entfernung des Kometen von den Planeten bestimmen kann, von der ja die Größe der jedesmaligen Anziehung abhängt. Durch diese für jeden Umlauf wechselnden Entfernungen kann die Umlaufzeit und also die Zeit der Wiederkehr ganz erheblich wechseln, es sind Umlaufzeiten zwischen 74 Jahren 5 Monaten und 79 Jahren 2 Monaten beobachtet. Um so größer ist der Triumph, wenn die Rechnung den Augenblick der Wiederkunft möglichst genau trifft. Für die Erscheinung von 1759 hatte der Pariser Akademiker Clairaut in Gemeinschaft mit der gelehrten Uhrmachersgattin Lepaute die ungeheure Arbeit unternommen, die, 5 Monate vor dem wirklichen Erscheinen beendet, der französischen Akademie vorgelegt werden konnte. Danach sollte der Komet am 13. April 1759 seine größte Sonnennähe passieren. Der Bauer Palitzsch in Prohlis bei Dresden, der sich zu einem tüchtigen praktischen Astronomen ausgebildet hatte, fand damals nach systematischem Suchen nach ihm das Gestirn am Weihnachtstag 1758 zuerst wieder auf. Es zeigte sich dann, daß es gerade einen Monat früher, als die Rechnung ergeben hatte, seinen sonnennächsten Punkt, das „Perihel", durchwanderte. Für die nächste Wiederkehr 1835 hatte Pontécoulant das Perihel auf den 15. November berechnet; in Wirklichkeit traf es diesmal nur einen Tag später ein. Für 1910 hatte der gleiche Pontécoulant den 17. Mai als Perihelzeit gefunden. Die Rechnungen sind aber letzthin von den Greenwicher Astronomen Crommelin und Cowell noch genauer wiederholt worden, die nunmehr den 8. April als wahrscheinlichstes Datum dafür erhalten. Immerhin sei die Rechnung wegen notwendiger Vernachlässigungen, die wegen der Kürze der Zeit gemacht werden mußten, damit die Riesenarbeit noch rechtzeitig zur Disposition der suchenden Astronomen gestellt werden konnte, noch um etwa einen Monat unsicher geblieben.

Inzwischen näherte sich der Komet uns beständig weiter. In seiner größten Entfernung war er 35 mal weiter von der Sonne entfernt als wir, das macht rund 5000 Millionen Kilometer. Er war also noch um die Entfernung des Jupiter von der Sonne weiter über der letzten Grenze des Sonnensystems, der Neptunsbahn, hinausgewandert. Vor einem Jahr befand er sich etwa zwischen den Bahnen von Saturn und Jupiter in der 7½fachen Entfernung der Sonne, heute ist diese Entfernung etwa auf die 3½fache der der Sonne herabgegangen, so daß er zwischen Mars und Jupiter steht. In seiner größten Sonnennähe befindet er sich näher als die Venus zur Sonne, etwa 0,6 unserer Sonnenentfernung. Indem er sich nun zwar



uns immer mehr nähert, kommt er zugleich auch der Sonne immer näher, in deren Strahlen er am Tageshimmel verschwinden wird, weit bevor er mit dem bloßen Auge sichtbar wurde. Eine auffällige Erscheinung wird er deshalb voraussichtlich erst werden, sobald er seine größte Sonnennähe passiert hat. Er wird dann zu bequemer Stunde und in für sein Ansehen vorteilhafter Lage am Abendhimmel erscheinen. Wann dies in Wirklichkeit stattfindet, wird man erst nach einigen Wochen sagen können, sobald eine Reihe von Beobachtungen geglückt sind, die uns in den Stand setzen, den etwaigen Fehler der Vorausberechnung genau zu



bestimmen. Immerhin kann man jetzt schon sagen, daß das Ereignis im April oder Mai nächsten Jahres sicher zu erwarten ist.

Wie groß der Komet dabei erscheinen wird, ist indes nur mit einiger Wahrscheinlichkeit zu sagen. Dr. Holetschek, Adjunkt der Wiener Sternwarte, der der beste Kenner der Helligkeitsverhältnisse der Kometen ist, hatte für September 1909 die Helligkeit des Kometen 16. Größe angegeben, und in dieser Helligkeit ist er auch auf der Platte in Heidelberg erschienen. Es scheint danach, daß ihm auf seinem langen Weg nichts zugestoßen ist, das seiner Körpermasse wesentlichen Abbruch getan hätte, eine Möglichkeit, die

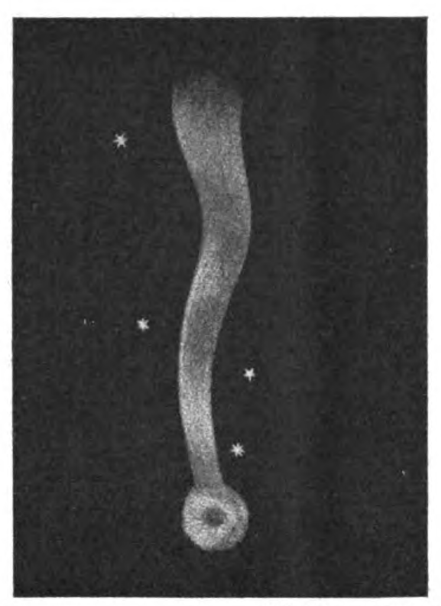
Obenstehende Abb. zeigt einen Teil der Entdeckungsaufnahme in 10facher Vergrößerung. Auf der Vergrößerung ist 1 mm = 7 Bogensekunden. Die Platte ist belichtet von 1 Uhr 37 bis 2^{37} in der Frühe des 12. September 1909. Sie enthält die Sterne der 17. Größe. Der Komet erscheint als ein kleines rundes Nebelfleckchen von etwa 10 Bogensekunden Durchmesser und besaß etwa die Helligkeit eines Sternchens 16. Größe; konnte also mit keinem Fernrohr der Welt mit dem Auge gesehen werden. Auf der Vergrößerung ist der Ort des Kometen durch zwei Striche angedeutet, in deren Mitte er steht. Eine zweite Platte ist eine Stunde später aufgenommen worden. Da sich der Komet inzwischen gegen die Sterne bewegt hatte, so stand er an anderer Stelle, und aus dieser Ortsveränderung wurde er erkannt. Das Bild ist aufgenommen mit dem Waltz-Reflektor der Heidelberger Sternwarte, dessen großer Fangspiegel 72 cm Durchmesser hat. Das Instrument, nach Angaben von Prof. Wolf-Heidelberg in Jena erbaut, ist eine Schenkung der verstorbenen Frau K. Waltz in Karlsruhe und heißt deshalb nach der Stifterin.

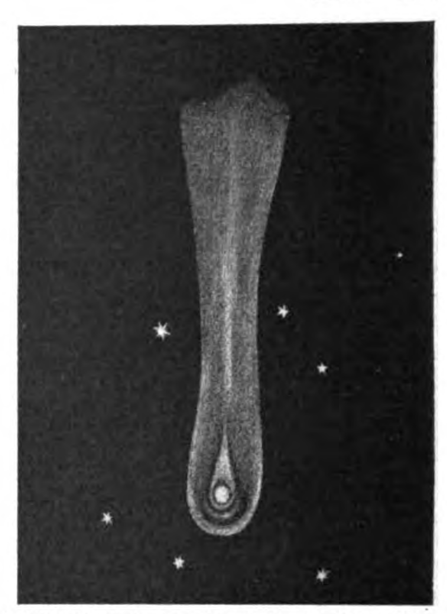
Entdeckung des Halleyschen Kometen.
Aufnahme von Professor M. Wolf, Heidelberg.



Darstellung des Halleyschen Kometen aus dem Jahr 1066 vom Teppich in Bayeux.

immerhin vorlag, wie denn die Kometen sich überhaupt allmählich in Sternschnuppenschwärme auflösen. Kommt er also wirklich in einer Größe zu uns zurück, die in bezug auf seine früheren Erscheinungen als normal zu bezeichnen ist, so haben wir einen Kometen von mittlerer Größe, etwa ähnlich dem von 1881, zu erwarten. Stört der Mond nicht, so wird er am Nachthimmel immerhin sehr eindrucksvoll werden können. Bei älteren Erscheinungen soll er einen Schweif von 80 Grad Länge und einen Kopf von mehreren Grad Durchmesser gehabt haben. Aber hier können wohl Uebertreibungen vorliegen. Im Oktober 1835, wo er sich während jener Wiederkehr am schönsten darstellte, hatte sein Schweif für das bloße Auge eine Länge von etwa 20 Grad, und sein Kopf leuchtete wie ein Stern dritter Größe. Im Fernrohr zeigte er zum erstenmal jene an später erschienenen Kometen so häufig wiedergesehenen Ausströmungen (Abb. nebenst.), die Bessel und später Zöllner zu ihren klassischen Untersuchungen über die abstoßende Kraft der Sonne auf die Materie der Kometenschweife veranlaßten.

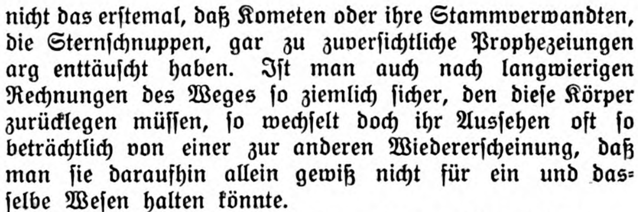




Zeichnungen des Halleyschen Kometen aus den Jahren 1682 u. 1759.

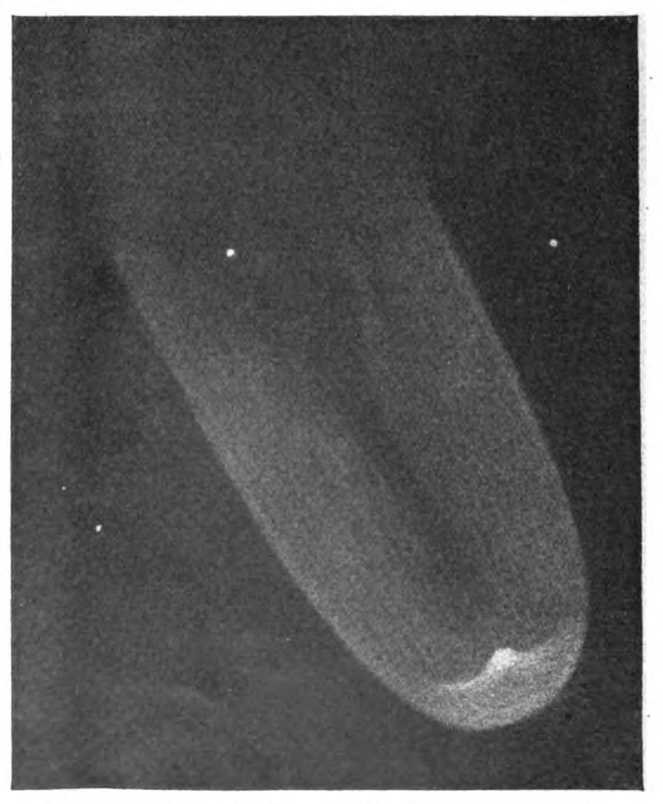
Komet Halley am 26. Januar 1836 (Nach John Herschel).

Die kommende Erscheinung wird sicher wieder neue Geheimnisse dieser immer noch recht rätselhaften schweifgeschmückten Himmelswanderer enthüllen, und wir werden noch wiederholt Gelegenheit haben, davon zu erzählen. Vorderhand haben wir abzuwarten, bis der herannahende Gast sich in seiner ganzen Pracht uns erwartungsvollen Mitbürgern des Sonnenreiches enthüllt. Aber wir wollen uns lieber keine allzu großen Hoffnungen auf ein außergewöhnliches Himmelschauspiel machen. Es wäre



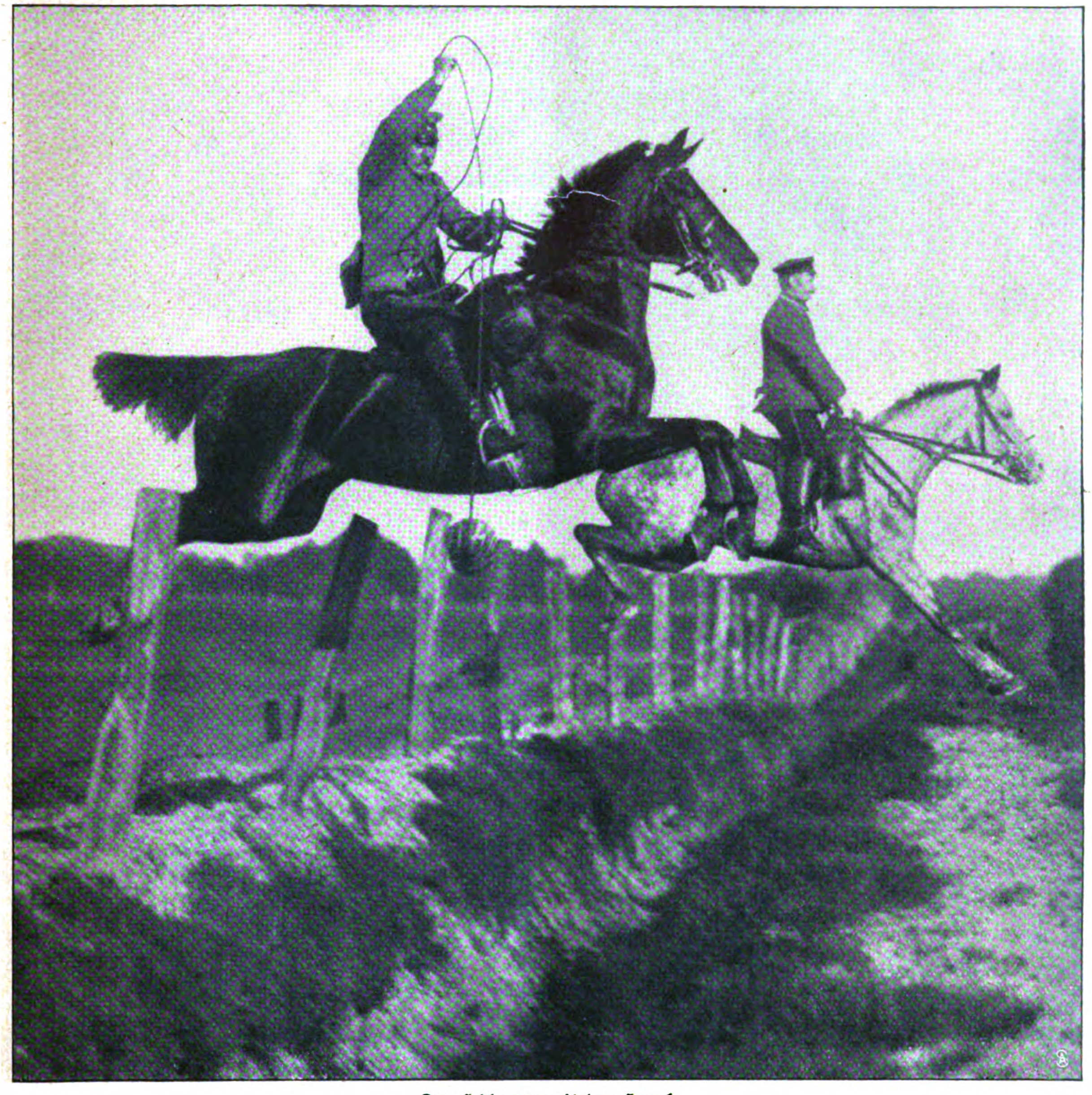
nicht das erstemal, daß Kometen oder ihre Stammverwandten, die Sternschnuppen, gar zu zuversichtliche Prophezeiungen arg enttäuscht haben. Ist man auch nach langwierigen Rechnungen des Weges so ziemlich sicher, den diese Körper zurücklegen müssen, so wechselt doch ihr Aussehen oft so beträchtlich von einer zur anderen Wiedererscheinung, daß man sie daraufhin allein gewiß nicht für ein und dasselbe Wesen halten könnte.

Warten wir also, und lassen wir uns überraschen.



Komet Halley am 28. Januar 1836 (Nach John Herschel).





Der Schlepper mit der Kugel.

Auf der Schleppjagd.

Von Eberhard Freiherrn v. Wechmar. — Hierzu 10 Aufnahmen von B. u. R. Berger.

Manches lernt der Mensch nie! — Diese Binsenwahrheit mit dem üblichen Nachsatz trifft kaum auf etwas anderes besser zu als auf das Reiten, denn der Reiter lernt nie aus. Stünde diese Tatsache nicht längst schon fest, so müßte sie allen selbstbewußten Zweiflern allein schon durch das langjährige Bestehen des „Militärreitinstituts", kurz „Reitschule" genannt, und durch das Vorhandensein ähnlicher „Equitationsanstalten" im Reich und außerhalb bestätigt werden. Offiziere der berittenen Waffen, die sich doch alle bereits als Reiter fühlen, werden zu den alljährlich stattfindenden Kursen auf Reitschule kommandiert, und die Erfahrungen, die jeder, Lehrer wie Schüler, an diesen Orten sammelt, könnten gleichfalls als Beweise gelten, lassen sie sich doch mit kurzen Worten ausdrücken: „Unser Wissen wuchs, unser Können blieb Stückwerk!"

Wer sich trotz alledem für einen „perfekten" Reiter hält, der gehe nach Hannover und reite dort einige Schleppjagden mit. Bald wird er sich und, ist er offenherzig veranlagt, auch anderen gegenüber zugestehen, mancherlei noch nicht gewußt zu haben, vom Können ganz abgesehen, weil es ihm dazu, nebst vielem anderen, hauptsächlich an der nötigen Uebung fehlte. „Donnerwetter!" wird er dann vielleicht auch in ehrlicher Bewunderung sagen, „man sollte es nicht für möglich halten, was so ein Pferd leisten und aushalten kann!"

Bemerkenswert ist nämlich bei den Studien, die man bei dieser Gelegenheit nach allen Richtungen hin, besonders aber an sich selbst, zu machen in der Lage ist, daß man, geht das Rumpeln und Stürzen rechts und links erst einmal richtig los, ganz bescheiden wird und von Herzen froh ist, wenn nur der brave „Friedrich Wilhelm" die klobigen Hindernisse ohne Murren von selbst annimmt, denn auf einen gutgehenden „Stammbullen" kommt es in der ersten Zeit zunächst hauptsächlich an; oben bleiben wird man wohl schon noch, sei es auch gelegentlich mit Hilfe des „Stabsoffizierszügels", den ja auch ein verwegener Buffalo Bill in kritischen Augenblicken anzuwenden sich nicht scheut.

Ritt über alle die Hindernisse fort, die der vorweg reitende Schlepper mit der Kugel flying nahm, und die er, je nach dem Stande des Trainings von Reitern, Pferden und Hunden, gegen Ende der „Saison" immer schwerer zu wählen hat, wobei er in bezug auf die Länge der zurückzulegenden Strecke ebenfalls den Anweisungen des Leiters folgt. Ist der Boden trocken, so kann man von gut trainierten Reitern und Pferden einen Galopp bis zu 15 000 Meter verlangen, denn der wirkliche Wert des Rittes für Roß und Reiter beginnt ja erst bei einer hinter ihnen liegenden Entfernung von 6000 Meter. Erst von da ab lassen sich beide sozusagen los, das Pullen hört auf, und der



Durch den Bach!

Woher kommt nun diese oft genug nicht gerade allzufreudige Einsicht und Selbsterkenntnis?

Es besteht eben, wie leicht zu beweisen ist, ein großer Unterschied zwischen dem Ritt „querbeet", dessen Gelingen dem selbstzufriedenen Reitersmann am Stammtisch leicht billigen Reiterruhm verschafft, und dem Reiten hinter den Hunden. Im ersteren Falle kann man sich, trotzdem man auf Weg und Steg verzichtet, doch, den Fähigkeiten des Pferdes und seiner eigenen Reitfertigkeit entsprechend, die „Gegend" aussuchen und die Hindernisse selbst bestimmen. Kritisierende Zuschauer sind weit und breit nicht zu sehen, wenn der Graben nur nicht lang ist; breit und tief kann er dann schon sein, er wird genommen . . . Beim Ritt hinter den Hunden, speziell auf der Schleppe, ist ein Drumherum ausgeschlossen. Bei dieser Art Geländereiten führt der treibende Sitz, die „weiche Aktivität", muß zu wirken beginnen, will man sein Pferd schonend reiten. Die 20-Kilometer-Reitschulschleppjagd ist jedenfalls aber eine Leistung, die vollste Anerkennung verdient, besonders, wenn die Mehrzahl der Reiter — und das ist die Regel — ohne Niederbruch am Ziel anlangt.

Der Hauptunterschied zwischen dem gemütlichen Klettern des einzelnen Reiters abseits vom Wege und dem Reiten hinter der Meute besteht aber im Tempo, das während des Rittes durchzuhalten ist. In letzterem Falle geben die Hunde das Tempo an, denen man dicht auf zu folgen hat, um sie nicht aus dem Auge zu verlieren; da heißt es reiten, ob man will oder nicht. „Vorwärts, meine Herren!" Sei es auch über den gefährlichen und heimtückischen Stacheldraht.

Die Schleppjagd ist für die Meute eine Vorübung





Im Wagen hinterher.

zur Wildjagd, doch für den Reiter bedeutet der Ritt hinter den Hunden auf der Fährte des Wildes nicht immer und unbedingt eine Steigerung der Leistungen, im Gegenteil, diese Jagden können recht zahm verlaufen, und die Hubertusjagd der Reitschule, alljährlich am 3. November geritten, hat oft schon, will der Hirsch, der an diesem Tag gejagt wird, nicht laufen, ganz geringen Sport gegeben. Aber die vielerlei Zufälligkeiten, die eintreten können, besonders weil niemand vorher weiß, wohin die Reise geht, verleihen dem Sport in Rot ganz eigenartigen Reiz. Während die Wildjagden gewissermaßen den Abschluß der Geselligkeit am Ende des Reiterjahres bedeuten, sind die Schleppjagden mit ihrem zwingenden Muß und der Häufigkeit überraschender und ernster Situationen Lehrstunden der hohen Schule im Geländereiten,

Ein Liebesdienst. Oberes Bild: Am „Stabsoffizierzügel".

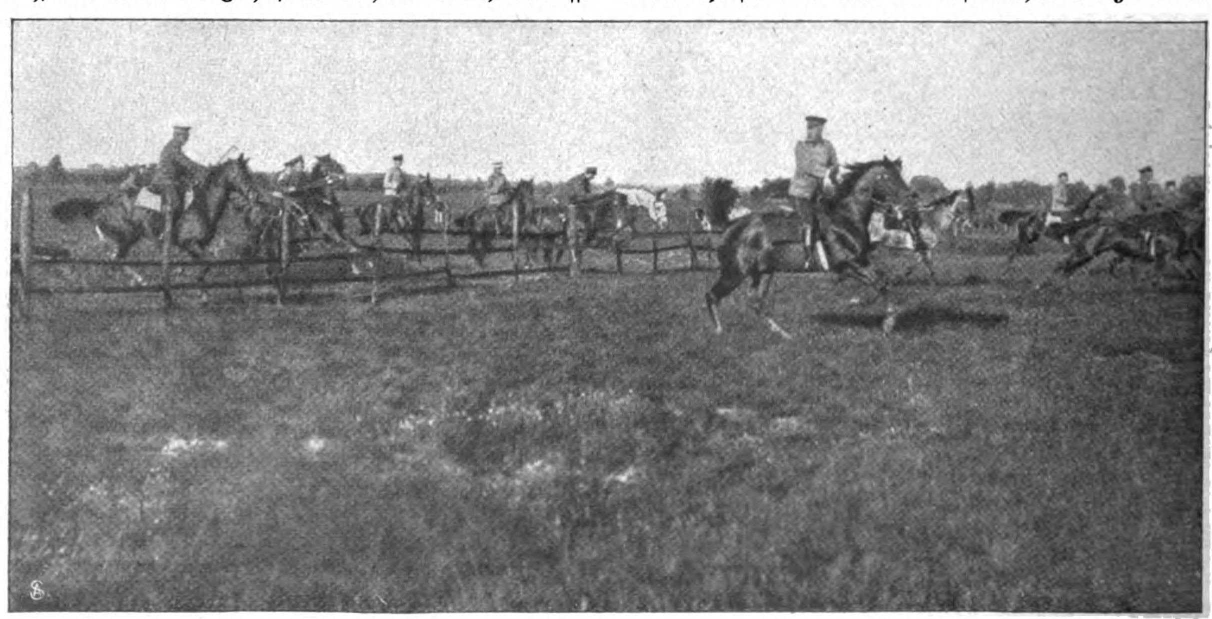
Proben für die Praxis. Weshalb aber, wird der Laie fragen, sind diese Strapazen und Gefahren überhaupt nötig, scheint es doch, unsern Bildern nach zu urteilen, als ob es bei diesem Sport oft ums liebe Leben geht?

Auch hierauf ist die Antwort schnell erteilt: Wie bei der Reitjagd die Hunde, so gibt im Ernstfall der Feind das Tempo an. Das Werfen des Feindes und die rücksichtslose, durch nichts aufzuhaltende, rastlose Verfolgung des Gegners müssen im Frieden schon geübt werden, sollen sie im Kriege bis zur Vernichtung durchgeführt werden können. Zu solcher das eigene Leben verachtender Draufgängerlust sollen die bis zur äußersten Leistungsfähigkeit von Roß und Reiter gesteigerten Schleppjagden die Führer ausbilden helfen. Und wahrlich, bei windender Fahrt, im Nehmen der Hindernisse den Feind nicht aus den Augen lassen, die Fühlung mit ihm nicht verlieren, um mit Klinge und Lanze ihm an den Rippen bleiben zu können: das will gelernt sein. Ausreißen aber und über Stock und Stein davonreiten, gefolgt von den eigenen, höhnenden Kameraden — welch braves Reiterregiment möchte bei solchen Uebungen wohl den markierten Feind mimen? Und wie der Kenner zugeben wird, haben die Bilder, die uns die Schleppjagden zeigen, mit denen des Ernstfalles mancherlei Aehnlichkeit. Wohl scheidet dann vielleicht der Humor noch mehr aus, wenn das Hetzen auf blutiger Fährte beginnt, aber da wie dort: wer stürzt, bleibt sich selbst überlassen. Nichts hält den Schleppjagdreiter auf, kein Flußlauf hemmt den rasenden Ritt. Durch! heißt es, dem Führer nach! Dort, wo der Schlepper mit einer mit Wildgescheide oder Fuchslosung gefüllten Kugel vom Wege abbog und die Meute, den scharfen Haken gleichfalls schlagend, ihm eifrig folgte, muß das „Feld“ hinterher, und müßte auch der weite Sprung aus dem Stand gewagt werden; den Hunden auf den Fersen — dem Feinde im Genick!



„Hingeschmiert“.

Daß es bei diesen Ritten nicht unwesentlich davon abhängt, wie das Pferd sich zu der Sache stellt, wurde schon angedeutet. In den meisten Fällen gehen die Jagdpferde nach einiger Uebung mit lose anstehenden Zügeln, aber auch temperamentvolle Tiere sehen unter dem ruhigen Reiter bald ein, daß es sich in ungezwungener Selbsthaltung am sichersten springt, und willig geben sie sich her, besonders wenn sich der Ritt dem Ende naht. Was es aber heißt, auf der Schleppjagd einen „Verbrecher“ durch Wälder und Auen zu steuern, ist nicht ganz leicht zu beschreiben. Nur die Reiter, denen dies Los in jungen Jahren einst beschieden war, können verständnisinnig nicken und den verdutzten Ausdruck des Reiters verstehen, der seiner bereits jenseit des Grabens befindlichen Mütze milde



„Vorwärts, meine Herren!“



Vom Wege herunter.



„Die Mütze“ ist schon drüber.





Ohne Gaul gibt's nicht.

lächelnd nachblickt . . . „Wär ich doch auch schon drüben!" Es gibt geradezu teuflisch veranlagte Bestien — unter den lieben Pferden, die mit tändelnder Grazie den weitesten Sprung wagen und im andern Fall, nach einem wilden Anlauf, mit kurzem Ruck vor einer Rinne parieren, über die ein dreijähriges Kind ohne Purzelbaum hinüberkommt. Trifft es sich dann noch günstig, so „landet" der vom Unglück verfolgte Reiter vielleicht gerade in dem Augenblick, wenn Damen, die im Wagen hinterher gefahren sind, plötzlich um eine Waldecke biegen oder die rasch herbeigeeilte zahlreiche Korona ein anderes Vollbad mit Interesse beaugenscheinigt. Baut dann der Bock zu allem Schmerz noch schweifwedelnd ab und läßt den Reingefallenen rücksichtslos im Stich, so ist die Freude, recht viele Bekannte auf einem Platz wiederzusehen, meist nur äußerlich. Aber da so etwas dem „perfektesten" Reiter passieren kann und trotz aller Uebung gelegentlich wieder passieren wird, so muß man sich zu trösten wissen. — Man lernt eben nie aus — als Reiter!

Pariser Restaurants.

Von Dr. Johannes Schürmann. — Hierzu die Abb. auf Seite 1759.

Jedes Kind in Paris weiß, daß die Deutschen sich ausschließlich von Sauerkraut, Speck und Knödeln nähren, weshalb man sie auch kurzweg „Choucroute" nennt, wie anderwärts die Franzosen als „Froschesser" und die Engländer als „Beefs" bezeichnet werden. Derartige Beinamen nach einem Nationalgericht sind ja jederzeit beliebt gewesen. Wir gelten dem Franzosen als Verehrer derber und schwerer Kost, während wir ihn als wählerischen Feinschmecker betrachten. Es ist etwas Wahres daran: der Franzose betreibt das Speisen künstlerischer als wir, obgleich er im Grunde nicht anspruchsvoller ist. Die langen Speisekarten unserer Restaurants, auf denen man „doch nichts Rechtes finden kann", sind ihm ein Aergernis. Wenige Gänge genügen selbst dem verwöhnten Pariser, aber sie sollen zusammengestellt sein wie ein feines Konzertprogramm. Und dann legt er großen Wert auf das Drum und Dran. Der Engländer geht mit feierlichem Ernst und in steifem Staat an seine Hauptmahlzeit, der Amerikaner zerstreut und hastig, der Deutsche mit umständlichem Behagen, der Franzose in eleganter Heiterkeit. Essen und Trinken bekommen für ihn ihren vollen Wert erst durch die Umgebung, den Schmuck der Wände und der Tafel, die bezaubernden Toiletten der Nachbarinnen, die anregende Musik der Zigeunerkapelle, vor allem aber durch die lebhafte, fröhliche, alle ernsten Gegenstände graziös vermeidende Unterhaltung. Er weiß den Leckerbissen zu schätzen, aber Geschmack im übertragenen Sinne geht ihm über Wohlgeschmack.

Man hat darüber geklagt, daß das feine Pariser Restaurant zu verschwinden drohe, daß es den Duval-Restaurants und den Bouillons Boulant das Feld räume. Allerdings ist die Maison Dorée, die weltberühmte, aus Mangel an Zuspruch eingegangen, und andere Häuser ähnlichen Ranges sollen vor dem gleichen Schicksal stehn. Aber das beweist noch nichts. Die Strömung der Zeit, der Automobilismus und jeder andere Sport haben dem Pariser die reizende Umgebung seiner Metropole näher gerückt, und während er früher daran gewöhnt war, stets im Palais Royal oder an den Großen Boulevards seine Tafel decken zu lassen, fährt er heute lieber ins Bois de Boulogne, nach Saint-Cloud oder gar nach Saint-Germain, Versailles, Enghien, wo Küche und Keller ebenso gut bestellt und die Be-



Pariser Restaurants:

Beim Diner in einem Restaurant des Bois de Boulogne.

Nach einer Originalzeichnung von Minartz, Paris.

bienung ebenso tadellos ist. Der Appetit ist durch die Fahrt reger geworden, die schöne Landschaft bildet einen Reiz mehr, und überdies fühlt man sich auf dem Lande freier. Wer kennt nicht den Pavillon d'Armenonville vor den Toren der Stadt, das Versailler Hotel des Réservoirs dicht am herrlichen Park, den Pavillon Bleu von Saint-Cloud, unmittelbar am Seineufer? Dahin bestellt sich heute die elegante Welt zum Dejeuner oder Diner, während man sich erst zum Souper, nach dem Theater, in der Gegend der Madeleine trifft.

Im Innern der Stadt wie außerhalb gibt's Spezialitäten für besonderen Geschmack. Das Austernparadies von Prunier lockt natürlich nur in den Monaten mit R. In einem modern prunkvollen Restaurant an den äußeren Boulevards, wo zeitweise ein zivilisierter Schimpanse die Honneurs machte, trifft man viel mehr Ausländer als echte Pariser. In dem originellen Oertchen Robinson klettert man auf Treppen in die Wipfel mächtiger Kastanien hinauf und läßt sich dort in luftiger Höhe und zu entsprechend erhöhten Preisen mit Speis und Trank erquicken. Das Hotel des Réservoirs erlebt bei normalem Verlauf der Geschichte alle sieben Jahre einmal einen Glanztag, wenn nämlich die Nationalversammlung im nahen Schloß tagt und der Republik ein neues Oberhaupt beschert. Dann strömt die alte Aristokratie der Geburt und die neue des Geldes nach Versailles und tafelt auf klassischem Boden. Wer die neuesten Moden und ihre bekannten Schöpferinnen sehen will, dem ist zu einem Besuch im Pavillon d'Armenonville zu raten. Unverzeihlich aber wäre es, wollte man den Firnistag der Salons verstreichen lassen, ohne in einem der großen Restaurants in den Champs Elysées Salm mit grüner Sauce zu essen. Denn es gibt nicht nur viele Tafelfreuden, sondern auch Tafelpflichten mancherlei Art. Glücklicherweise sind die letzteren nicht gar so schwer zu erfüllen — vorausgesetzt natürlich, daß das Portemonnaie einverstanden ist.

Und dieses Portemonnaie wird freilich zuweilen auf eine harte Probe gestellt, wenn man nicht mit den Gepflogenheiten des Ortes bekannt ist. Speiste ich einmal mit einem deutschen Künstler in einem der Restaurants, wo keine Preise auf der Karte stehen. Dieser negative Gebrauch gilt für vornehmer, und er hat unter Umständen auch sein Gutes, z. B. wenn man andere eingeladen hat. Ueberteuert wird man bei der Abrechnung doch in der Regel nicht, die Preise sind nur wenig höher als in einem vornehmen Berliner Lokal. Allerdings werden für besondere Leistungen, namentlich für Horsd'oeuvre und Früchte in ausgesuchten Exemplaren, auch Liebhaberpreise berechnet. Der bedienende Geist hatte nun eine Schüssel rosenroter Krevetten von märchenhafter Vollkommenheit auf das Nebentischchen gestellt. Mein Freund ließ sie sich reichen, verzehrte eins der Tierchen nach dem andern, während ich lächelnd zusah, und fiel dann aus allen Himmeln, als er für das Stück einen Frank entrichten mußte. Die Krevetten waren ihm teurer geworden als das ganze Diner. Auch bei einer schönen Pfirsich oder ein paar Erdbeeren kann man ähnliche Ueberraschungen erleben. Es liegt da aber kein unreelles Verfahren des Hauses vor, sondern eine ganz berechtigte Logik des Wirtes, der etwa so denkt: Ihr, meine verwöhnten Gäste, wollt etwas ganz Besonderes; ich habe es mir auf mein eigenes Risiko beschafft und stelle es euch zur Verfügung: genießt besser als gewöhnliche Sterbliche, aber zahlt auch entsprechend besser! — Es ist eine Luxussteuer.

Wie denn das feine Pariser Restaurant überhaupt ein Tempel des Luxus ist, eine Kulturstätte des verfeinerten Genusses für die Zunge zunächst, aber auch für Auge, Ohr, Nase, kurz für alle Sinne. Der puritanische Moralist, der sich darüber entrüsten mag, ist nicht zur Einkehr gezwungen, er mag weiter die biedere Kartoffel der leichtsinnigen Trüffel aus dem Périgord vorziehen.

Abendstimmung.

Noch einmal fällt ein goldner Sonnenstaub
Ueber die Blüten der Akazienbäume,
Noch einmal spinnt mit segenreicher Hand
Ums Laub die Sonne ihre Wunderträume,

Und stille wird's; am Föhrenhang verklingt
Der letzte Seufzer einer Hirtenflöte,
Und lächelnd steigt der wandermüde Tag
Ins duftgeküßte Meer der Abendröte.

Siegmund Oswald Fangor.

Die Hand aus Chitin.

Aus den Papieren eines unbekannten Reisenden. Von Bodo Wildberg.

Der alte Professor Albin Rauffenberg besaß eine Sammlung auserlesener Merkwürdigkeiten, die ihm von den entlegensten Gegenden der Welt aus zugeflogen waren, ohne daß er sich aus seinem Studierzimmer hervorzuwagen brauchte. Ihn umgaben die größten Seltsamkeiten aus Assam, Tibet, von den Zinnobaren; er aber kannte nur seine Universitätstadt und einen kleinen Kurort an der Ostsee, in dessen Nähe er sich seine Sommervilla erbaut hatte. Die Sammlung pflegte stets mit besonderer Sorgfalt nach der Villa am Meer geschafft zu werden; denn der Professor hatte sich nicht von seinen Schätzen zu trennen vermocht. Als wir zur Kur in Kaltenhagen weilten, verbrachten wir manchen anregenden Abend bei dem interessanten Alten, und wenn er guter Laune war, kamen die unglaublichsten und fürchterlichsten Dinge ans Licht. Seine Laune aber sank und fiel in umgekehrtem Verhältnis zu den Strömungen des Meeres. Bei klarem Wetter war er mürrisch und verschlossen, bei Sturm und Regen gesprächig und aufgeräumt. Eines Abends wälzte sich die Brandung mit ungewöhnlicher Heftigkeit über den flachen Strand, so daß der Salzschaum an die Nordfenster der Villa spritzte, und in den Föhren sauste ein grimmiger Seewind. Wir



fanden Professor Rauffenberg in der mitteilsamsten Verfassung. Er bereitete uns höchstpersönlich einen steifen Grog, und inmitten eines sehr lehrreichen Gesprächs über die Fauna Patagoniens erhob er sich plötzlich, schloß eine eiserne Kassette auf und legte einen Gegenstand, der mit einer mumifizierten Menschenhand die größte Aehnlichkeit hatte, vor uns auf das Tischtuch. „Es ist", sprach er dabei, „der kostbarste meiner Schätze — die Hand aus Chitin."

„Chitin? Ist das eine Insel?" fragte eine Dame, indem sie mit leisem Schauer die schwärzliche, verschrumpelte Hand in Augenschein nahm.

Der Professor lächelte. „Chitin", sagte er im Tone nachsichtiger Unterweisung, „ist ein Butikular-Stoff — der Stoff, aus dem die Insekten gebildet sind. Ich drücke mich nicht ganz wissenschaftlich aus, damit Sie mich besser verstehen. Wir Menschen bestehen aus Fleisch und Blut und Knochen — die Insekten bestehen aus Chitin. Nun, diese Hand da — ich bin nicht der erste, der sie untersucht hat — diese Hand weist zwar die Form des menschlichen Gliedes auf, das wir so zu benennen pflegen — aber sie besteht nicht aus den Stoffen, die in unsern Gliedern tätig sind. Sie besteht aus Chitin."

Wir sahen den alten Herrn verwundert an.

„Diese Hand stammt aus dem Nachlasse des Naturforschers und Weltreisenden Nasturtius Nickerbocker, der vor einigen Jahren in Greifswald starb. Es ist auch ein Manuskript dabei — aber ich habe nie gewagt, diese Aufzeichnungen zu veröffentlichen; ich hätte mich in der gelehrten Welt unmöglich gemacht. Außerdem war es allgemein bekannt, daß Nickerbocker nach seiner letzten patagonischen Reise nicht mehr als geistig normal gelten konnte. Er pflegte während seiner letzten Lebensjahre jeden Tag der warmen Monate auf einer Anhöhe am Meere zu verleben, die stark von Insekten besucht war. Dort unterhielt er sich mit vorüberfliegenden Schmetterlingen und sprach mit den Käfern, die zu seinen Füßen über den Sand krabbelten. Der vormalige Sammler brachte es nicht mehr über sich, ein Insekt zu töten. Wie gesagt, er war nicht normal."

Hier folgt ein Auszug aus der Handschrift des Nasturtius Nickerbocker. Da ich kein Mann der zünftigen Wissenschaft bin, kann ich die Sache ruhig der Oeffentlichkeit unterbreiten:

„Heute zeigte mir mein Gastfreund, der Ranchero Don Antonio Braun, einen sehr sonderbaren Gegenstand — eine Mumienhand, die ein Indianer aus dem halb sagenhaften, von den umwohnenden Stämmen in abergläubischer Furcht gemiedenen Gebirgstale mitgebracht haben will, das die Pappi Lilli bewohnen. Gern erführe ich Näheres über diesen noch völlig unerforschten Volksstamm; aber mein Gastfreund und Landsmann Don Antonio hält ein Eindringen in jenes streng abgeschlossene Gebiet für unmöglich, zum mindesten für überaus gefährlich. Von der vertrockneten Hand geht ein Geruch aus, der mich an Kampfer, Fliegen, Maikäfer und überhaupt an meine Insektensammlungen erinnert.

„Ich habe die Hand untersucht. Zu meinem größten Staunen konnte ich in ihr keine Knochen entdecken. Wahrscheinlich ist sie mit einer unbekannten Flüssigkeit präpariert, die alles Feste aufgelöst und dann wieder zu einer harzartigen Masse verhärtet hat.

„Der Indianer, der die Hand, wie er jetzt eingesteht, zu Amulettzwecken von einer Begräbnisstätte der Pappi Lilli geraubt und dann aus Gewinnsucht an Don Antonio verkauft hat, erklärt sich bereit, mich an die Grenze des Gebietes jener geheimnisvollen Leute zu führen. Weiter wagte er sich nicht, aus Furcht vor der Rache der Beraubten, die von den Patagoniern als die ‚Enkel der Fliegenden', als die ‚Söhne des Goldkäfers' bezeichnet und wie mächtige Zauberer betrachtet werden. Ich bin entschlossen, die Reise anzutreten.

„Wir wanderten drei Tage durch völlig undurchforschte Gegenden. Heute erreichten wir den Rand eines mächtigen Bergkessels. In der Tiefe des Kessels sah man, umgeben von Feldern, in denen dunkle Gestalten tätig waren, eine Stadt, die aus rundlichen Lehmbauten zu bestehen schien. In der Mitte schien sich eine Art Zelt zu erheben, das ein prächtiges Pfauenmuster zur Schau trug. Der Indianer sagte: ‚Hier ist das Tal der Pappi Lilli. Steige nur hinab, weißer Vater, und möge dich Pillao, der Sonnengott, vor ihren Zauberkünsten bewahren.' Er nahm seinen Lohn entgegen und verschwand eiligst im Dickicht.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Drei Jahre sind seit jenem Augenblick verflossen. Die Pappi Lilli haben mich nicht aufgefressen oder, wie mein Begleiter androhte, in eine Wühlmaus verwandelt. Anfangs waren sie über mein Erscheinen verwundert genug. Doch nahmen sie mich mit überraschender Gastlichkeit auf, und heute bin ich fast einer der Ihren geworden. Ich verstehe ihre schwierige Sprache, die einen seltsam summenden, surrenden Klang hat, den keine andere Sprache der Welt besitzt. Ich habe mich an ihre Erscheinung gewöhnt, die in vielen Beziehungen Neues und Unerhörtes bietet.

„Ihr Wuchs ist stattlich und überragt im Durchschnitt die Leibesgröße der patagonischen Stämme. Ihre Schädel sind rund, die Augen groß und von außerordentlicher Sehkraft; die Hautfarbe ist viel dunkler als bei den Patagoniern, und der Körper erscheint bei ausgewachsenen Individuen ziemlich stark behaart. An Gesittung übertreffen sie alle mir bekannten amerikanischen Stämme. In ihrem kleinen Stadtstaat herrscht musterhafte Ordnung. Regiert werden sie durch eine Kazikin, die Paplilmaja, die jedoch unsichtbar bleibt und ihre Befehle durch einen Wahlgatten verkünden läßt. Dieser Auserwählte ist Meg-Sumsu, der ‚Hummelmann', ein mächtiger und höchst intelligenter Häuptling von achtunggebietendem Aeußern. Meg-Sumsu erinnert in der Tat mit seinen riesigen, glänzendschwarzen, dichtbehaarten Gliedern und dem orangeroten Schurzfell an eine ungeheure Hummel. Ich erfreue mich seines besonderen Wohlwollens, mein Zelt steht im Schatten seines Lehmhauses, und er hat mir den Titel eines ‚Adoptivsohnes des großen Goldkäfers' verliehen, wodurch ich vor allen etwaigen Anfeindungen im Staate der Pappi Lilli geschützt bin."

(Hier besitzt die Handschrift eine längere Lücke, was um so mehr zu beklagen ist, als der Erzähler offenbar ausführliche Mitteilungen über die Sitten, die Sprache und die Ueberlieferungen des neuentdeckten Volkes zu machen bestrebt war. Die Fortsetzung des erhaltenen Manuskripts läßt erkennen, daß der Forscher die physischen Eigentümlichkeiten der Pappi Lilli gründlich und liebevoll geschildert hatte.)

„. . . dieses Rudiment eines dritten Extremitätenpaares — anders kann ich es nicht bezeichnen — ist bald mehr, bald weniger stark ausgebildet. Würde



sich ein Pap Lil (so lautet die Singularform des Namens) auf allen Vieren fortbewegen, so hätte man den Eindruck etwa einer gigantischen Ameise, bei der das mittlere Beinpaar nicht bis zum Erdboden reichte. Die Volkstradition berichtet, daß die Vorfahren des Stammes sechs Beine besaßen und fliegen konnten.

„Ich trage noch immer die vertrocknete Hand bei mir und habe mich überzeugen können, daß sie durchaus nichts Anormales an sich hat, noch auf besondere Art hergerichtet ist. Tatsächlich bestehen — so unglaublich es klingt — die Pappi Lilli aus Chitin. Das wirft ja alle Erfahrungen, alle Theorien über den Haufen — aber es ist so. Trotz ihrer gewinnenden menschlichen Erscheinung und ihrer überraschend hohen Kultur sind diese Leute nichts anderes als zu menschengleichen Geschöpfen emporgebildete Kerbtiere. Und warum sollte das auch nicht der Fall sein? Hat doch ein deutscher Gelehrter es offen ausgesprochen, daß die Insekten, vor allem denke man an Ameisen und Bienen, ein erster Versuch der Natur waren, das ‚höhere Wesen' hervorzubringen. Sie unterlagen im Daseinskampf — aber warum sollte nicht in diesem abgeschlossenen Bergwinkel des unbekanntesten und weltentlegensten aller Länder die Fortbildung des Insekts zu einem menschenähnlichen vernunftbegabten Wesen sich in geheimnisreicher Stille vollzogen haben? Warum denn nicht?!

„Wir haben Krieg geführt, und unser ward der Sieg. Die Zigbigigs, die Erbfeinde der Pappi Lilli — ein häßliches und blutdürstiges Geschlecht, das ebenfalls von Insekten seine Herkunft ableitet — sie waren wieder einmal aus ihren Sümpfen hervorgebrochen. Wie es Menschen gibt, die mehr vom Gorilla haben als vom Engel, so zeigen diese Zigbigigs ihre Abstammung von Kerbtieren in abscheulich offenkundiger Weise. Mir war es beschieden, meine Gastfreunde von einer steten Furcht, einer ewig hemmenden Plage freizumachen. Ich entsann mich eines Mittels, das ich gegen die Stiche der Insekten anzuwenden pflegte. Die Pflanzen, aus denen dies Arkanum bereitet wird, waren leicht zu beschaffen. Ich hieß die Krieger der Pappi Lilli sich vom Kopf bis zu den Füßen mit meinem Mittel bestreichen; so blieben die vergifteten Lanzen der Feinde ohne Wirkung, und die Zigbigigs erlitten eine mörderische Niederlage. Nächstens will ich nun daran gehen, die Sümpfe entwässern zu lassen, was die vollständige Ausrottung der Zigbigigs zur Folge haben dürfte.

„Der Sieg sollte mir noch besondere Früchte tragen. Meg-Sumsu hat mir die Hand seiner Tochter Umra versprochen. Ich habe noch nicht von Umra erzählt, diesem Wundergeschöpf, dieser Fee der Anden. Zwei Flügelchen auf den Schultern zeugen von ihrer ‚göttlichen' Abkunft, von ihrer direkten Abstammung vom ‚großen Flieger'. Sonst gleicht sie in jeder Hinsicht einem reizenden Menschenkinde von etwas dunkler Färbung. Umra wird später ‚unsichtbare Königin', und ich als Gatte ihrer Wahl werde dann der rechtliche Nachfolger ihres Vaters, meines Gönners Meg-Sumsu. —

„Alle diese Glücksfälle vermochten jedoch meine wissenschaftliche Neugier nicht zu stillen. Mein Trachten stand danach, das Geheimnis jenes purpurblauen, mit Pfauenaugen durchwirkten Zeltes zu erfahren, das inmitten des Stadtstaates als Heiligtum und verschlossener Tempel ragte. Es hieß, ‚das Zelt des Urahnen'. Meg-Sumsu erklärte, ich dürfe es erst an dem Tage meiner Ernennung zum Häuptling-Nachfolger betreten — bis dahin könne er beim besten Willen nichts über den Inhalt des Gezeltes sagen. Ich beschloß daher, meine Neugier ohne seine Mithilfe zu befriedigen.

„In einer sehr stillen und schwülen Nacht schlich ich mich an den Rand des Pfauenaugenzeltes, vor dem nur die Furcht und der Aberglaube Wache hielten, und kroch unter dem Saum der Zeltdecke in den inneren Raum. Ein ölig dumpfer Dunst, ähnlich dem, der uns beim Oeffnen eines schlecht desinfizierten Sammelkastens zu berühren pflegt, nur tausendmal kräftiger, schlug mir in der ungelüfteten Halle entgegen. Rasch gewöhnte sich mein Blick an die Dämmerdunkelheit, und in ihr erkannte ich allmählich die Formen eines gigantischen Flügeltieres, das ohne Regung mit ausgespannten Schwingen auf der Erde hockte.

„Das Tier war tot. Es war die ausgetrocknete Mumie einer ungeheuren Libelle mit glasigen Netzflügeln, fürchterlichen riesigen Glotzaugen und wahrhaft schauerlichem Freßwerkzeug. Es war mir bekannt, daß es in der Devonperiode Wasserjungfern von Adlergröße gegeben hat, dies Untier jedoch übertraf die tollsten Traumvorstellungen; sein Umfang füllte das mächtige Zelt vollkommen aus. Nachdem ich meine erste Scheu überwunden, setzte ich mich, von knabenhaftem Mutwillen gestachelt, rittlings auf den scharfen, zottigen Rücken des Insektenriesen. Das also war die ‚Urlibelle' — das war der angebliche Ahnherr der Pappi Lilli — das war ‚der große Flieger', dem zu Ehren, in Erinnerung an eine verlorene Gabe und in der Hoffnung ihrer Wiedergewinnung, wildphantastische Feste gefeiert wurden — die jungen Töchter der Stadt umwanden sich mit prachtvollen Seidengeweben und tanzten als Schmetterlinge in magischer Verzückung . . .

„Während ich noch diesem Gedanken nachhing, bewegten sich plötzlich die Vorhänge des heiligen Zeltes. Ich erschrak und wollte von meinem urweltlichen Flügelroß herabspringen. Da sauste es in den Lüften, der Boden erbebte, und ich sah ein, daß einer jener furchtbaren Wirbelstürme, die das Tal der Pappi Lilli zuweilen heimzusuchen pflegen, mit ganz besonderer Heftigkeit über uns hereingebrochen war. Während ein Orkan das Pfauengezelte von seinen Pflöcken losriß und den wolkendurchjagten Sternenhimmel über uns enthüllte, klammerte ich mich in triebhafter Sorge an das braune Brustschild des Rieseninsekts. Im Nu wurden wir emporgehoben — kein Aeroplan könnte anmutiger durch die Lüfte gleiten als dieses flache, durch jahrhundertlange Austrocknung federleicht gewordene Flügelwesen. Zu den höchsten Gipfeln der Anden trug mich sein willenloser Aufflug — dann verlor ich das Bewußtsein.

„Als ich wieder zu mir kam, lag ich mit zerschundenen Gliedern auf einsamster Bergeshöhe. Um mich, in Staub zerfallen, moderten die Ueberreste der Riesenlibelle. Lange wanderte ich in der Wildnis, und nie, nie mehr fand ich den Eingang wieder zum Lande der Pappi Lilli. Nur ein Gegenstand erinnert mich heute noch an die schönste Zeit meines abenteuerlichen Daseins — an meinen Aufenthalt bei jenem klugen und trefflichen Volke. Dieses einzige Andenken ist — die Hand aus Chitin."



Phot. Reutlinger.

1. Abendkleid aus Seidenkrepp. Samthut mit Straußenfedern.

Neue Abendtoiletten.

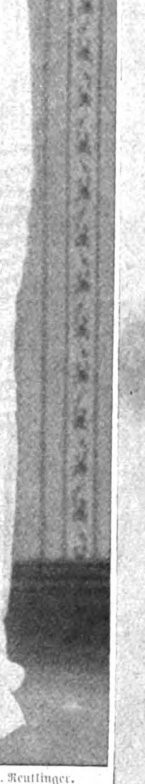
Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Die Gesellschaftsaison bringt diesmal zwei Ueberraschungen: die schleppenlose Abendtoilette und die einfache Haartracht, d. h. Frisuren ohne Ein- und Unterlagen. Beide Veränderungen sind mehr als eine vorübergehende Modelaune. Wie die Kostümfrage von jeher die allgemeine Zeitströmung und zugleich die Auffassung des einzelnen widerspiegelte, so stehen auch die beiden genannten Neuerungen in lebendigem Zusammenhang mit der Kultur der Gegenwart. Die Schleppe ist als modernes Verkehrshindernis in überfüllten Sälen fast unmöglich geworden und muß dem fußfreien Rock im wahrsten Sinne des Wortes das Feld räumen. Das schleppenlose Gesellschaftskleid verdankt übrigens einer Verfügung Napoleons I. seine Salonfähigkeit. Paris feierte damals das Siegesglück des „Sterns

2. Gesellschaftstoilette mit langer Schleppe. Phot. H. Manuel.

wirkten, lila und blau getönten Borten. Ein breites Atlasband befestigt scheinbar die kurze Taille an ein gezogenes Blusenhemdchen mit langen Aermeln. Einen zweiten schleppenlosen Abendanzug sehen wir auf Abb. 6. Ueber einem ebenfalls farbigen, diesmal aber sehr faltigen Dessous prangt ein mit reichster metallfädiger Stickerei bedeckter Ueberwurf. Die Garnitur der Taille entspricht dieser flimmernden Ausstattung, der ein großer dunkler Hut mit Tüll und Reiherfedern etwas Ruhe verleiht. Die Abendtoilette (Abb. 3) aus weißem Chiffon mit plissiertem Rock und in einer in Säumen gehobenen Tunika eignet sich vor-





Phot. Reutlinger.

3. **Weißes Chiffonkleid mit plissiertem Rock.**

von Frankreich" in glänzenden Festen, zu denen Hunderte und Tausende bewundernd und begehrend hindrängten und den Kaiser, der es nicht verschmähte, auch die ganz jenseit seiner Herrschermacht liegenden Etikettevorschriften zu regeln, zu der Verordnung veranlaßten, die Damen möchten künftig in Kleidern, die nicht auf dem Boden schleifen, erscheinen. Etwas von dem Geist der damaligen Zeit schwebt wohl über der Toilette (Abb. 8), die nun für diesen Winter das Allerneuste vorstellt. Das beinah faltenlose Untergewand aus hortensienlila Ottoman überschleiert ein ebenso gradliniges Ueberkleid aus weißem Brüsseler Tüll mit golddurch-



4. **Schwarzes Samtkostüm mit flachem Filzhut.** Phot. Mondanités.



5. Rosa Abendtoilette mit Spitzenstickereien und Seidenbesatz.
Phot. Reutlinger.



6. Schleppenloses Abendkleid mit reichbesticktem Ueberwurf.
Phot. Reutlinger.



zugsweise für junge Mädchen. Der einfache Spitzenbesatz und die bescheidene Schleife am Rock heucheln eine Anspruchslosigkeit, hinter der sich das volle Bewußtsein der Jugendlichkeit verbirgt. Nur geringen Schleppenansatz wagt das Kleid auf Abb. 5. Geraniumrosa Krepon ist mit zarten Spitzenstickereien verziert. Ober- und Unterkleid greifen ineinander und kennzeichnen sich durch seidene Besatzstreifen, die etwas dunkler nuanciert sind als der Grundstoff. Die bekannte enganschließende Form weist Abb. 2 auf. Für einen kleineren Kreis berechnet, trägt die



Phot. Reutlinger.

7. Gesellschaftstoilette aus weichem Tuch mit kurzem Bolerojäckchen.

Toilette nur wenig Ausputz und beschränkt sich auf die Wirkung der Farbe und ihrer gegensätzlichen Lichtwirkung in mattem Seidenkrepp und glänzendem Seidenband. Auf dem tiefsitzenden Samthut türmen sich helle Straußenfedern. Die Toiletten auf Abb. 1 u. 7 beharren noch bei der Schleppe. Uebrigens eine weise Mahnung an alle nicht ganz schlanken



8. Die neuste Mode: Gesellschaftskleid ohne Schleppe.
Phot. Reutlinger.



Figuren, für die das kurze Kleid kaum zu empfehlen ist. Es hieße für die fließenden Linien weicher Stoffe kein Verständnis haben, wollte man sie verschnitzeln und verkürzen. Ein in letzter Zeit beiseite geschobener alter Freund, das Bolerojäckchen, stellt sich hier schüchtern wieder ein (Abb. 7), allerdings etwas starr und gezwungen infolge allzu schwerer Perlenumrandungen und -inkrustationen. Spanischen Charakter trägt auch das Kostüm aus schwarzem Samt und dazu passendem schwarzem flachem Filzhut (Abb. 4), das in Paris so viel Wohlgefallen erregte, daß es wahrscheinlich in den Eispalästen als Sportkostüm wieder auftauchen wird. T. D.

Kulissenrotwelsch.

Bühnenplauderei von Albert Borée.

Viel auffallender als heutzutage, wo der Mime ein guter Bürger, Mitmensch und Steuerzahler ist, trat in vergangenen Zeiten seine Sonderstellung hervor, der Zusammenschluß im Beruf selbst, die innigsten Beziehungen alles dessen, was zu Thaliens Banner schwor.

Der häufige Wechsel des Domizils ließ den Schauspieler die rechte Verbindung zur bürgerlichen Gesellschaft vermissen; wenn er anfing, in einer Stadt warm zu werden und Freunde zu finden, zogen die braven Musengäule den Thespiskarren weiter, und schon lag die verlassene Kunststätte meilenfern hinter ihm, in verblassenden Erinnerungen begraben.

So geschah es, daß sich ein fester Ring zog um die Bühnenangehörigen, der heutzutage mannigfach nach außen hin gelockert ist, in seines Wesens Eigenarten aber doch noch existiert und charakteristische Merkmale umschließt, die dem Fernerstehenden sich nie ganz offenbaren.

Dazu gehören in erster Linie gewisse Redewendungen, kein eigentlicher Jargon, mehr dem Rotwelsch der internationalen Zigeunersprache vergleichbar, das, von Mund zu Mund durch die Länder getragen, ein Erkennungzeichen bildet für alle, die ehedem eines Stammes waren.

Vieles davon, zum mindesten aber sein Ursprung ist der jüngeren Schauspielergeneration unbekannt oder doch nicht mehr geläufig; aber an kleineren Theatern, wo die Mimen noch völlig aufeinander angewiesen sind, bei den wetterfesten Veteranen der Schminke, findet sich diese eigentümliche „Diebssprach" noch, und sie wenden sie gern an, um dem biederen Bürger zu zeigen, daß sie was Apartes sind.

Eigentlich nur der dem Theater nahestehende Kritiker hat manche dieser Schlagworte aufgefaßt, in seine Berichte mit hinübergenommen und sie dadurch zu allgemeiner Bedeutung gebracht; andere sind nur dem Histrionen selbst und manche auch diesem nicht bekannt.

Hier einige Beispiele.

Der Anfänger, der erst zum Theater geht und für „Chlor und keine Rollen" (Chor und kleine Rollen) engagiert ist, erhält von den älteren Kollegen den Rat: „Fleißig Talmud lesen, junger Acher" (ein Wort des Ben Akiba in „Uriel Acosta"). Um das gründlich zu bewerkstelligen, muß er sich „auf einen nassen Lappen setzen" oder des Nachts, Rolle lernend, „im Bett auf und ab gehen". Dann kann er seinen Part „wie Wasser", andernfalls „schwimmt er". „Gott helf dir, wackrer Schwimmer!" zitieren die Kollegen, wenn er auf der Szene jedes Wort „aus dem Kasten zieht" und einen Ringkampf aufführt mit der Souffleuse, der „Flüsterlotte", dem „Kastengeist". Der gute Lerner dagegen braucht nur den Anschlag. Wie dem auch sei, die Komödie wird immer aus. Ein schlechter Schauspieler, der nicht „drei Stunden Schmach und Schande ertragen" kann, aber schließlich: „Quandt hat geschrieben!"

Quandt war ein alter Theaterdirektor, der bei seinem kleinen Personal die Hälfte der Personen durch Briefe kommen ließ. In Tell trat ein Bote auf mit einem Schreiben, und Stauffacher las: „Nun ist auch der alte Attinghausen tot! Seine letzten Worte waren: ‚Seid einig, einig, einig!'" Damit war die Figur des Attinghausen erspart und erledigt. In „Don Carlos" strich besagter Quandt sogar den Posa, und König Philipp verlas statt seiner einen Brief: „Schreibt mir da so ein sonderbarer Schwärmer, ich soll ihm Gedankenfreiheit geben!" Wenn also Quandt schrieb, ging jedes Stück zu Ende, auch unter den erschwerendsten Umständen. „Künstler wie Ehrenzweig (ein seinerzeit sehr populärer Bühnenveteran) geniert das nicht!"

Hat der Anfänger die ersten Theaterschuhe ausgetreten, rückt er vom Allesspieler zum Fach auf. Er „verzapft" dann mit Vorliebe „Bombennummern, Pfundrollen" (die man beim Empfang in der Hand wiegt) oder „faule Rollen, z. B. Schmachtlappen (fade Liebhaber), belämmerte Funzen, Gutmacher" (die versöhnlichen und deshalb oft etwas langweiligen Charaktere) oder gar „Klammerrollen", die als erster, zweiter, dritter Bürger, als Begleiter, Gäste u. dgl., durch eine Klammer liebevoll vereinigt, auf dem Zettel prangen. Solche Aufgaben suchen sich ehrgeizige Schauspieler „abzuschminken", sie wollen nicht die „Reifenhalter" für die Hauptfiguren des Stückes sein. In diesem Fall stehen schon andere bereit, die jede „Rolle fressen", die sie sich „erschleichen" können, das sind die „Leichenhühner oder Rollenfledderer", die ihre Kollegen „krank beten".

Gute Rollen „schluckt" natürlich jeder selbst, die humoristischen entweder der Charakterkomiker oder der jugendliche Clown. Wenn diese Hamlets Regeln nicht befolgen, werden sie zu „schamlosen Outrasten, die ihre Mafükchen machen und ihrem Affen Zucker geben", in Oesterreich zu Pawlatschenkomikern. Pawlatschen (pavlač, böhmisch = Söller, Balkon) sind Außengänge an allen Stockwerken auf der Hofseite der Häuser; die Dienstboten pflegen sich auf ihnen zu versammeln, um dem Leiermann oder dem Volkssänger zuzuhören. Wer also für ein derartiges Publikum spielt, ist ein Pawlatschenkomiker. Aber was geschieht nicht alles, um sich einen Abgang zu machen und dadurch einen „Applaus zu schinden".

Der Charakterspieler aber, der Charaktermacher oder -fatzke, wird in den Fällen von Uebertreibung zum „Brunnenvergifter, der auf Gummischuhen schleicht". Er schmückt sich dazu ein Mäskchen unter Verwendung von viel Grau, „nächste Nummer Kräuterkäse" (die Schminken sind wie die Bleistifte in Nummern eingeteilt), klebt sich auch wohl einen „Fußsack" (langen Bart).



Schauspieler, die viel mit Stimmungspausen arbeiten, sind „Probenbremser", ihnen danken es die Kollegen, wenn die Proben bis Mitternacht dauern oder so früh anfangen, daß man eine Laterne mitbringen oder sich vom Nachtwächter wecken lassen muß.

Der Regisseur, der das betreffende Stück hat, d. h., in Szene setzt, gibt dramatischen Unterricht, falls er sich viel mit Details aufhält, er verteilt die Gebrauchsanweisungen bei dem Verhör.

Der am Abend die Aufsicht führende Spielleiter hat „die Stallwache"; er gibt acht, daß auf der Bühne kein Schindluder getrieben, kein wohltätiger Strich gemacht oder die Serienkomödie runtergerasselt wird, wodurch die Darsteller eine halbe Stunde einspielen.

Was der Histrione kann, beweist er nicht durch Aufschneiden im Konversationzimmer, im „Schlangenbassin", sondern auf der Herberg, d. h. auf der Bühne, nach Nestros Lied in Lumpazivagabundus: „Auf der Herberg zeigt sich's, was man kann."

Auch ein minderwertiger Gast, ein „Mauernweiler" („Seit gestern weilt in unsern Mauern — —"), muß erst dartun, daß er nicht bloß „Zicken macht", sondern tatsächlich was leistet, sonst verdient er, „mit einem nassen Lappen erschlagen zu werden".

Ueber der letzten Szene des Stückes, an die sich beim Weihnachtsmärchen die große „Apotheke" (Apotheose) anschließt, fällt der Vorhang, der Lappen, dann gehen die Mimen in die Garderoben mit dem erlösenden Wort: „Die Komödie wäre wieder mal geschmissen", drastischer: „Die Wurscht ist gefingert", denn jeder einzelne hat seine „Rolle hingelegt" und der Natur einen Spiegel vorgehalten.

In den Garderoben wird das Lederzeug angestrichen (geschminkt) und das Kostüm, die Talentwindel, angelegt. Die Trikots dürfen kein Wasser ziehen, d. h., Falten zeigen, sonst hat der Besitzer Krampfadern. Ein sehr buntes Kostüm ist eine „Affenjacke", der Mime sieht darin aus wie ein „Schellen-Ober".

Zum Bühnenrotwelsch gehört auch die Anrede „Ihr", die ältere Kollegen den jüngeren gegenüber anzuwenden pflegten als Zeichen besonderer Huld. Das „Sie" erschien zu steif, das brüderliche „Du" zu vertraut, so wurde der Mittelweg, das „Ihr", gewählt, das vor Jahren allgemein als Anrede der Schauspieler untereinander bekannt war und bei Gründung der „Schlaraffia" im Jahr 1859 auch in diese kunstfröhliche Vereinigung mit hinübergenommen wurde.

Ein Erkennungzeichen endlich, das ebenfalls zu verschwinden droht, ist der berühmte Schauspielerpfiff. Wo er ertönte, drehte alles, was zum Bau gehörte, elektrisiert die Köpfe und war gewiß, einen Kollegen vor sich zu haben; er war dem Komödianten, was der verständnisvolle Händedruck dem Logenbruder, und besteht aus den ersten vier Takten des Auftrittsliedes vom Figaro im „Barbier von Sevilla":

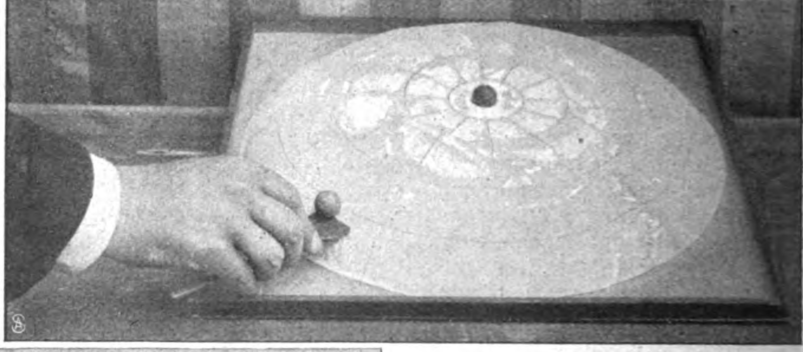
Ich bin das Faktotum der schönen Welt, ja ich.

Die jüngere Generation kennt ihn kaum noch; der Histrione entschwundener Tage fuhr aus dem Schlaf und Bett auf, wenn dieser Pfiff vor seinem Fenster erscholl, ihm stak noch ein Tropfen Zigeunerblut in den Adern, das ihm ein Zunftgepräge verlieh. Heutzutage läßt sich der Schauspieler im Sommer den Schnurrbart stehen, um in der Menge nicht aufzufallen! — Tempora mutantur!

Bilder aus aller Welt.

Kein Ereignis ist so bedeutend, daß es nicht den fröhlichen Vorwand für ein Kinderspiel abgeben könnte. Die Jugend schwärmt augenblicklich von zwei höchst aktuellen Spielzeugen, von denen eins der Eroberung des Nordpols, das andere dem Aeroplanflug über den Kanal seine Entstehung verdankt. Das Nordpolspiel ist eine in eine höhere Sphäre versetzte Variante des alten „Murmel"spiels der Straßenjungen; es gilt, eine Kugel durch die Schrecken des ewigen Eises in das Loch zu rollen, das den Nordpol vorstellen soll. Das Aeroplanspiel ist eine reizende Kombination von kleinen Felsen und Aeroplans en miniature, zwischen denen ein Wettrennen inszeniert wird.

Wie amerikanische Millionäre wohnen, davon bekommt man bei uns viel zu hören, aber wenig zu sehen. Wir bringen heute eine Aufnahme aus einem der **berühmten Paläste der fünften Avenue in Neuyork, dem prunkvollen Heim der bekannten Millionärsfamilie Astor. Das Bild stellt den prachtvollen Musiksalon dieses Hauses vor.**

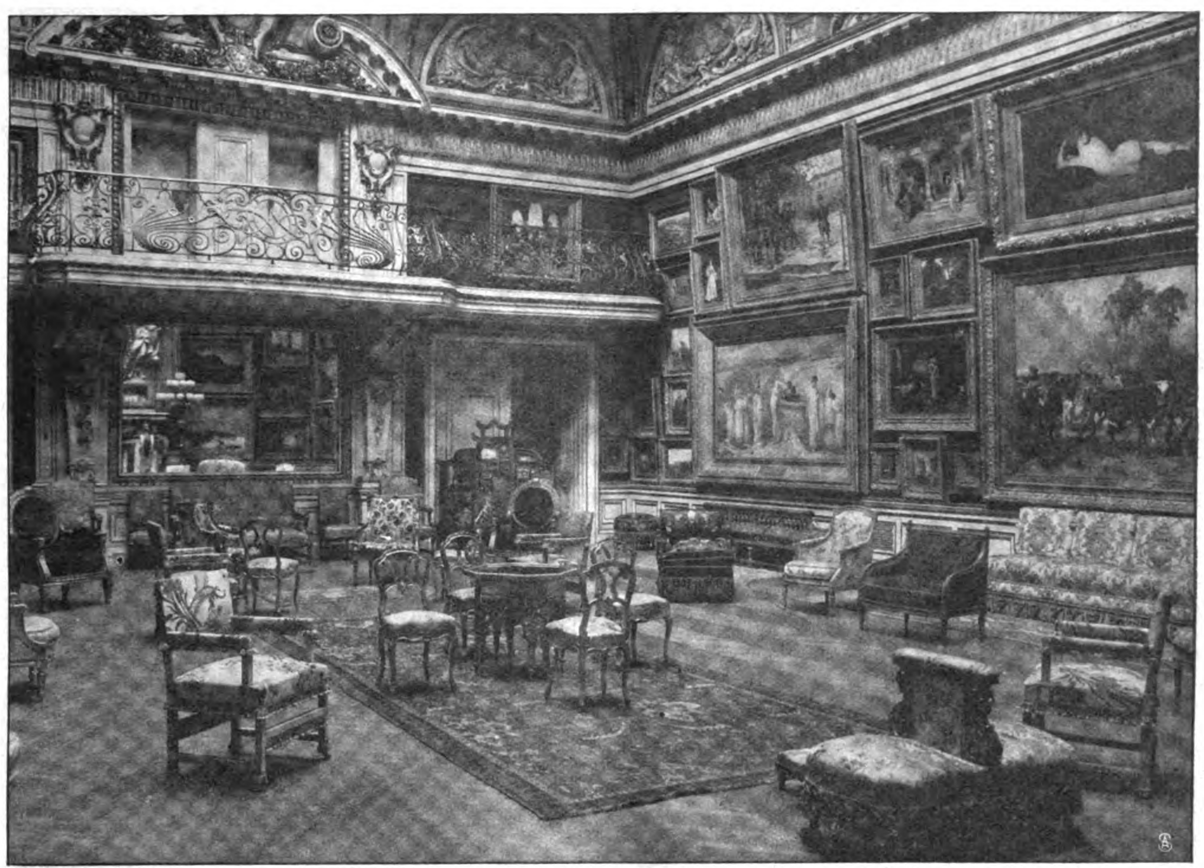




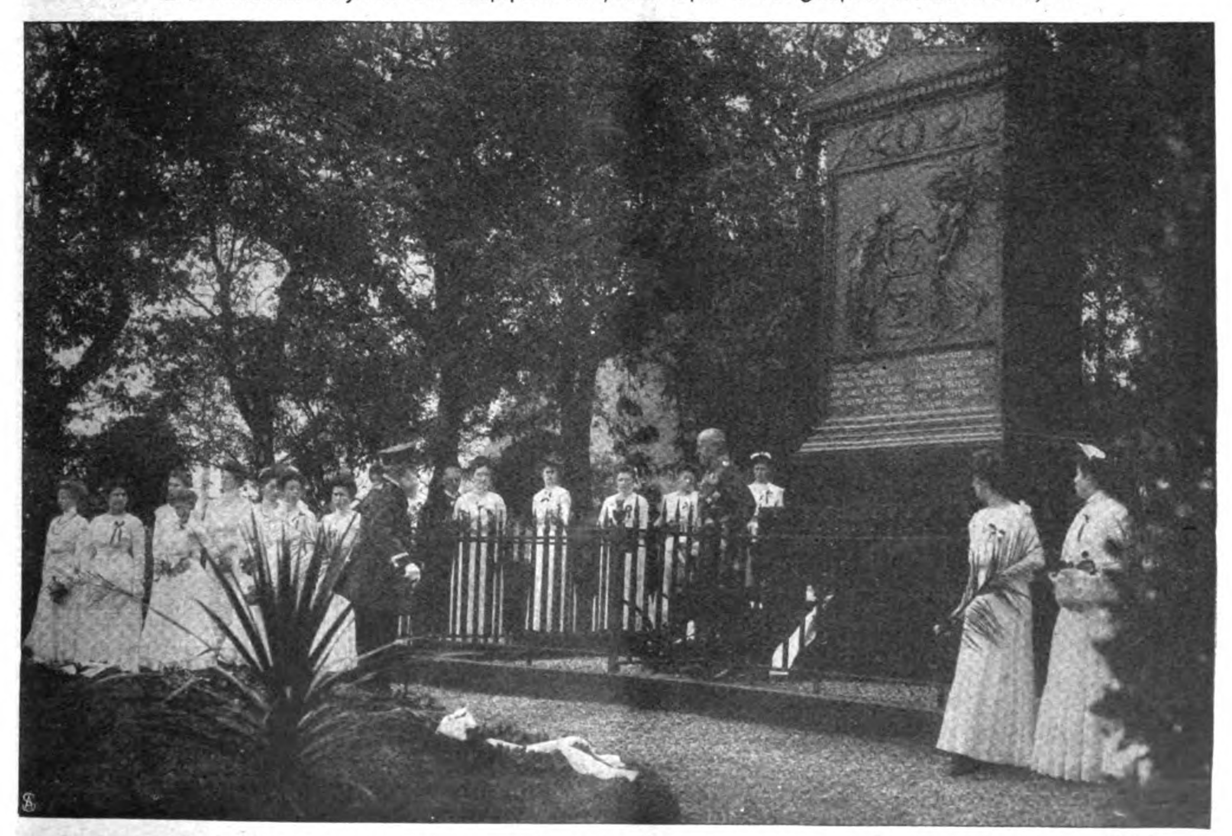
Aktuelles Spielzeug: Kanalüberfliegen. Oberes Bild: **Der Kampf um den Nordpol.**

In Wesel, wo vor einem Jahrhundert die elf Schillschen Offiziere ihren Tod fanden, wurde am Todestage eine erhebende patriotische Feier veranstaltet. Tausende wallten zu dem seit dem Jahr 1834 mit einem schlichten Denkmal geschmückten Grabe der Erschossenen. Dort wurde das Andenken der Helden durch Ansprachen und den Vortrag religiöser und patriotischer Lieder gefeiert. Der Kommandeur der 14. Division Generalleutnant Gronen legte im Auftrag des Kaisers einen Ehrenkranz am Denkmal nieder.

Der Stuttgarter Sportverein hat mit Unterstützung namhafter großer Importfirmen und Zierfischzüchtereien sowie des württem-



Wie Millionäre wohnen: Der Musiksalon im Palais Astor in der Fünften Avenue in Neuyork.

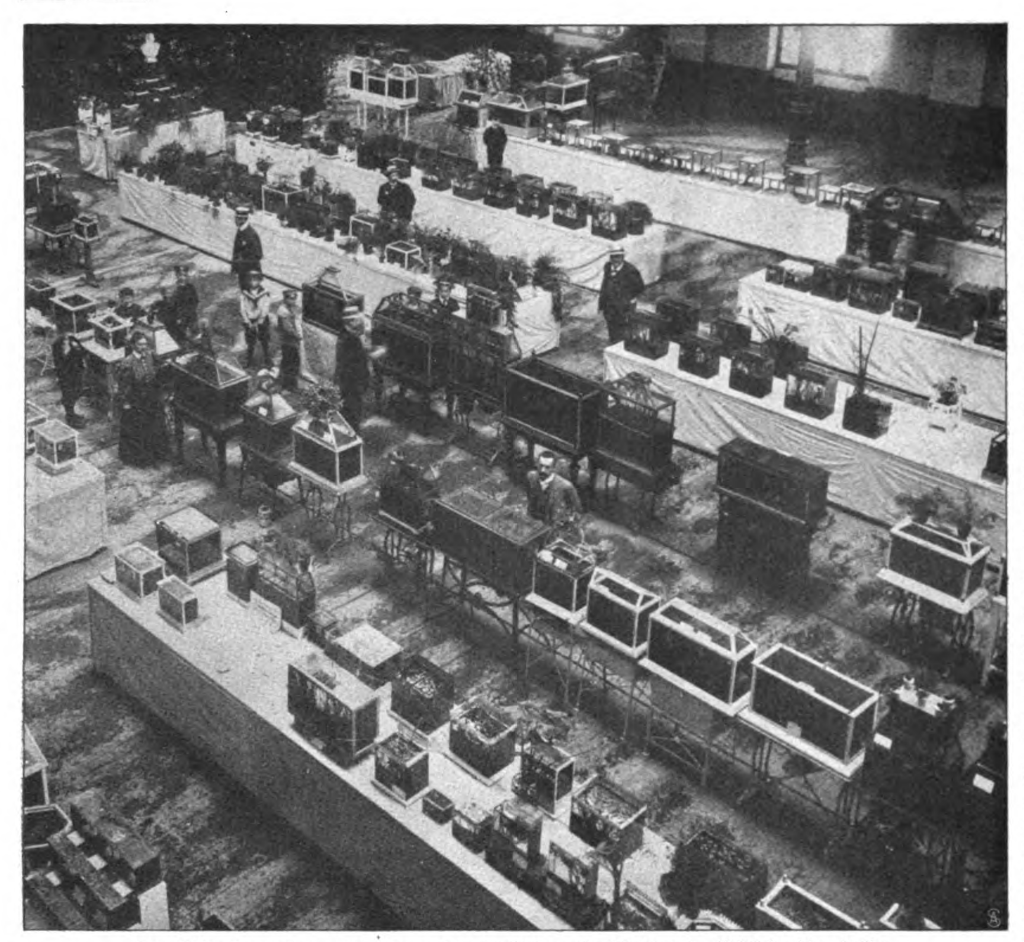


Von der Schillfeier in Wesel: Generalleutnant Gronen legt einen Kranz am Denkmal nieder.



Phot. Sonntag.





Die Erste Aquarien- und Terrarienausstellung in Stuttgart: Blick in die Halle.

bergischen Anglervereins in Stuttgart eine wohlgelungene Aquarien- und Terrarienausstellung veranstaltet, der das Publikum der schwäbischen Hauptstadt ein erfreuliches Interesse entgegenbringt. In etwa 500 Behältern aller Art sind wahre Schätze enthalten, die das Herz jedes Naturfreundes erfreuen müssen, nicht nur die begeisterten Anhänger des schönen Aquariensports.

Die Gastspiele bayrischer Bauerntruppen in norddeutschen Theatern sind so häufig geworden, daß sie kein Seltenheitsinteresse mehr beanspruchen können, sondern durch ihren inneren Wert wirken. Die „Schlierseer" gefallen auch heutzutage noch durch die naive Kunst ihrer Darstellung, durch ihre flotten Lieder und Tänze und durch den derben Humor ihres primitiven Repertoires. Ihr neustes Gastspiel im Neuen Königlichen Opernhaus in Berlin bedeutet auch diesmal wieder eine Serie frischfröhlicher Erfolge.



1. Cilly Filzhofer (Maria Erhardt). 2. Leit'n-Schorschl (Georg Schuller). 3. Philipp Bacherl (Xaver Terofal). 4. Paulus Filzhofer (Georg Vogelsang). 5. Burgl Filzhofer (Anna Rail). 6. Wirt (Willi Dirnberger).

Die Schlierseer in Berlin: Schlußbild des Volksstücks „Der Paragraphenschuster".

Spezialaufnahme für die „Woche".

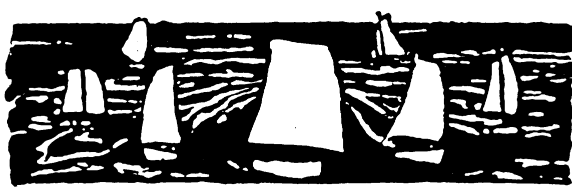
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 42. Berlin, den 16. Oktober 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 42.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

7. Oktober.

General d'Amade, der Führer der französischen Marokko-Expedition, veröffentlicht aufsehenerregende Erklärungen über die französisch-spanische Rivalität in Marokko.

Die französische Regierung läßt erklären, sie werde keine uferlose Marokko-Politik betreiben; die algerisch-marokkanische Grenze sei zurzeit nicht bedroht.

Die Deutschen Neuyorks geben der Hudson-Fulton-Feier durch ein großes Festbankett einen Abschluß, auf dem Großadmiral von Köster die Freundschaft und den friedlichen Wettbewerb zwischen Deutschland, Amerika und England in einer Rede verherrlicht. Der britische Admiral Seymour spricht im gleichen Sinne.

8. Oktober.

Die kanadische Regierung macht ihre Absicht bekannt, dem Parlament in Ottawa in der nächsten Session eine Gesetzesvorlage auf Bewilligung von zwanzig Millionen Dollar zur Erbauung einer kanadischen Flotte vorzulegen.

Im südlichen Teil Oesterreichs werden zwei starke Erdstöße verspürt.

9. Oktober.

General d'Amade wird wegen seiner Ausfälle gegen die spanische Marokko-Politik vom französischen Ministerrat zur Disposition gestellt.

Der englische Handelsminister Churchill erklärt in einer Rede, daß das Kabinett dem Oberhaus in der Budgetfrage unter keinen Umständen Konzessionen machen werde.

Das Kriegsgericht zu Barcelona verurteilt Francesco Ferrer, den Leiter der modernen Schule, der Teilnahme an dem letzten Aufstand in Katalonien beschuldigt wird, zum Tode.

10. Oktober.

Der Großherzog von Sachsen-Weimar verlobt sich in Schloß Altenstein mit der Prinzessin Karola Feodora von Sachsen-Meiningen (Portr. S. 1781).

Ministerpräsident Briand hält in Perigueux eine Programmrede. Er erklärt als die notwendigste nächste Reform das Gesetz betreffend die Altersversicherung der Arbeiter und der Bauern.

Der deutsche Flugtechniker Ingenieur Grade vollführt als erster deutscher Aviatiker auf dem Flugfelde Mars bei Bork einen länger als 10 Minuten währenden Flug.

Während der „Aviatischen Woche" in Juvisy bei Paris kommt es infolge der mangelhaften Verkehrsvorrichtungen zu lärmenden Zwischenfällen.

11. Oktober.

Die Frankfurter Flugwoche endet mit dem Sieg von de Caters und Blériot.

In Paris, im Haag und in Rom finden Demonstrationen gegen die Verurteilung Francesco Ferrers statt.

In San Domingo bricht eine Revolution aus.

12. Oktober.

Die englische Admiralität kündigt die Bildung eines neuen Mobilmachungsdepartements an.

13. Oktober.

In allen größeren Städten Italiens finden Kundgebungen für Ferrer statt, dessen Verurteilung zum Tode vom spanischen Ministerrat bestimmt worden ist.

ooo

Erste Kammern.

Von Dr. Alfred Zimmermann.

Seit Persien und die Türkei zum Parlamentarismus übergangen sind, besitzen mit Ausnahme einiger ostasiatischer Staaten und vereinzelter Kolonialgebiete sämtliche zivilisierten Gemeinwesen Volksvertretungen. In der großen Mehrzahl der Staaten hat man nach dem von England gegebenen Vorbild das Zweikammersystem eingeführt. Mit einer einzigen Kammer haben sich, abgesehen von den deutschen und mittelamerikanischen Kleinstaaten, nur Bulgarien, Griechenland, Montenegro, Norwegen, Persien und Serbien begnügt. Die Kleinheit des Gebiets oder die geringe Zahl der Bevölkerung ließ hier die Einrichtung zweier Kammern überflüssig erscheinen. Man hat dafür die Volksvertretung so einzurichten gesucht, daß die eine Kammer den gleichen Zwecken genügt, die sonst durch das Zusammenwirken zweier angestrebt werden.

Wenn in allen andern Ländern der eigentlichen Volkskammer eine unter verschiedenen Namen erscheinende Erste Kammer an die Seite gesetzt und von deren Zustimmung das Zustandekommen der wichtigsten staatlichen Maßnahmen abhängig gemacht worden ist, so ist dabei in erster Linie das Beispiel Englands maßgebend gewesen. Die im Lauf von sechs Jahrhunderten dort gemachten Erfahrungen haben bewiesen, wie außerordentlich wichtig im Interesse der Gesamtheit das Nebeneinanderbestehen und Zusammenwirken von Vertretungen der verschiedenen Bevölkerungschichten ist. So lästig im Mittelalter das englische Volk das Parlament gefunden hat, als in seiner einzigen Kammer nur der Grundadel und die Geistlichkeit vertreten war, so unvereinbar mit dem Wohl des Staates hat sich die Alleinherrschaft des Unterhauses in den Zeiten der Republik im 17. Jahrhundert erwiesen. England wäre

nach sachkundigem Urteil nie zu der Höhe seiner heutigen Entwicklung gelangt, wenn es nicht Jahrhunderte hindurch in seinem Oberhaus ein wirksames Mittel besessen hätte, um den oft heftig auflodernden Streit der Parteien friedlich auszugleichen, die Volksleidenschaften zu zügeln und in schwierigen Zeiten der Stimme unabhängiger, außerhalb des Tagesgetriebes stehender, durch lange Erfahrung ausgezeichneter Männer Gehör und Gewicht zu sichern. Sitzen doch im Haus der Lords außer diesen auch die oft aus bescheidensten Kreisen hervorgehenden Bischöfe und Oberrichter, und erhalten doch unausgesetzt Männer, die als Beamte, Offiziere oder Geschäftsleute bedeutende Erfolge erzielt haben, die Peerswürde. Nicht minder dürften die Erfahrungen Frankreichs, das ja zuerst unter den kontinentalen Staaten parlamentarische Einrichtungen bei sich eingeführt hat, von Bedeutung gewesen sein. Die entsetzlichen Ausschreitungen des Konvents, die offenkundig die Mißwirtschaft selbst des schlimmsten unbeschränkten Herrschers in Schatten gestellt, haben bewiesen, welchen Gefahren ein Staatswesen ausgesetzt sein kann, wenn nicht neben den Vertretern der rasch entflammten und dem Einfluß geschickter Wühler nur zu leicht unterliegenden Volksmassen jederzeit auch Männern, die dank ihrer Erfahrung, Interessen und Lebensstellung die Tagesfragen ruhiger und unter dem Gesichtspunkt des dauernden Wohles der Gesamtheit zu beurteilen in der Lage sind, gebührender Einfluß gesichert wird.

Der Weg, auf dem die verschiedenen Völker dieses Ziel zu erreichen gestrebt haben, war allerdings ein sehr verschiedener. Nur in den wenigsten Ländern hat man ein dem englischen ähnliches System für die Zusammensetzung der ersten Kammer gewählt. Bekanntlich besteht das Haus der Lords aus den Mitgliedern des hohen Adels Englands, den Bischöfen, den vier höchsten Richtern sowie einer Anzahl schottischer und irischer Lords, die von ihren Standesgenossen gewählt werden. Die Zahl der Mitglieder dieses Oberhauses aber ist unbegrenzt. Die Krone ist jederzeit berechtigt, beliebige Persönlichkeiten mit Zustimmung des Ministeriums zur Peerswürde zu befördern und ihnen damit Sitz und Stimme im Oberhaus zu verleihen. Nur in Preußen, Bayern, Oesterreich, Ungarn, Portugal und Japan bestehen einigermaßen ähnliche Einrichtungen. Ein Teil der Mitglieder der ersten Kammern in Rußland und Spanien geht dagegen aus indirekten Wahlen hervor. In der Mehrzahl der Staaten werden sogar die Mitglieder der ersten Kammern sämtlich gewählt. In Belgien, Brasilien, Chile, Ecuador, Liberia, Paraguay und einigen englischen Kolonien erfolgt die Wahl unmittelbar durchs Volk. In den andern Staaten und auch in einer Reihe der mit Selbstverwaltung ausgestatteten englischen Kolonien hat man ein mehr oder weniger verwickeltes, indirektes Wahlsystem eingeführt. In einzelnen Ländern treten den gewählten Mitgliedern der ersten Kammer eine Anzahl von der Regierung ernannter Mitglieder an die Seite. In Italien besteht die erste Kammer nur aus Persönlichkeiten, die die Krone auswählt. —

Verschieden ist auch die Frist der Mitgliedschaft in den ersten Kammern. In manchen Staatswesen erfolgen die Berufungen oder Wahlen für Lebenszeit, in andern für eine Anzahl von Jahren. Wo das Wahlsystem besteht, finden periodische Neuwahlen der ganzen Kammer oder nur immer eines Teiles statt. Auch die Wahleinrichtungen, aus denen in den verschiedenen Staaten die ersten Kammern hervorgehen, sind verschiedenartig wie die Anforderungen, die an die Kandidaten gestellt werden. Uebereinstimmend ist nur der Zweck der Maßnahmen. Es soll diesen Körperschaften ein anderer Charakter gesichert werden als den die eigentliche Volksvertretung darstellenden Unterhäusern, damit die Wirkungen des Zweikammersystems auch wirklich erreicht werden. Ebenso abweichend wie die erwähnten Einrichtungen sind die Namen, die den ersten Kammern in den verschiedenen Staatswesen beigelegt werden. Am verbreitetsten ist der Name Senat geworden, daneben sind die Namen Herrenhaus, Oberhaus, Reichsrat, Staatsrat, Magnatenhaus u. a. m. vertreten.

Bei dem ausgesprochenen Zweck der ersten Kammern, ein Gegengewicht gegen die eigentlichen Volksvertretungen zu bilden und ihren Einfluß jederzeit auf das der Verfassung entsprechende Maß zu beschränken, ist es nicht zu verwundern, daß Zusammenstöße zwischen den Kammern allenthalben häufig vorkommen. Nur zu oft haben derartige Streitigkeiten in deutschen Staaten, besonders in Preußen, die Oeffentlichkeit beschäftigt. Wem sind die heftigen Angriffe gegen das preußische Herrenhaus von radikaler Seite als Hort der Reaktion, Ahnengruft, Fossilienkammer und dergleichen nicht in Erinnerung? Nicht viel weniger scharf wird gelegentlich mit dem Senat Frankreichs oder der Vereinigten Staaten von gegnerischer Seite ins Gericht gegangen, wenn diese Körperschaften dem Willen der gerade am Ruder befindlichen Partei Widerstand entgegensetzen. In den erst neuerdings zu parlamentarischen Einrichtungen übergegangenen Staaten zeigt sich die gleiche Erscheinung. Sowohl der russische Reichsrat als die türkische Erste Kammer sind bereits in der Duma und im türkischen Parlament der Gegenstand lebhafter Angriffe gewesen.

Gegenwärtig befindet sich wieder einmal das englische Haus der Lords auf der Anklagebank. Weite Kreise Englands verlangen seine Beseitigung oder wenigstens vollständige Umbildung. Schon seit das Oberhaus Gladstone wiederholt zu Fall gebracht und dem Liberalismus in England die schwersten Schläge versetzt hat, ist ihm von seiten der liberalen Parteien der Krieg erklärt worden. Als nach einer langen Pause vor wenig Jahren endlich wieder ein liberales Kabinett ans Ruder kam, wurden daher einschneidende Maßregeln gegen die Befugnisse der Lords allgemein alsbald erwartet. Sie galten für um so selbstverständlicher, als das Oberhaus trotz der beispiellosen liberalen Regierungsmehrheit nicht zögerte, den Kampf mit ihr aufzunehmen. Es lehnte sowohl die Aenderungen des Schulgesetzes wie die neue Schankbill ohne Umschweife ab. Der letztere Schritt war besonders herausfordernd, da es seit Jahrhunderten in England stillschweigend die Regel geworden war, daß in Geldfragen nur die Vertretung der Steuerzahler, d. h. das Unterhaus, die Entscheidung zu geben hat. Ohne diesen Grundsatz, den das Unterhaus 1678 feierlich aufgestellt hat, jemals ausdrücklich anzuerkennen, hatten die Lords es immer vermieden, es auf einen ernstlichen Streit in diesem Punkt ankommen zu lassen. Immer haben sie sich schließlich, wenn auch oft zögernd, in Geldsachen den Beschlüssen des Unterhauses gefügt, und nur einmal, im Jahr 1860, war es vorgekommen, daß sie einer vom Unterhaus beschlossenen Steuer ihre Zustimmung verweigerten. Indessen sowohl die Premierminister

Campbell-Bannerman als Asquith haben es vermieden, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. Das liberale Kabinett hat sich 1907 mit der Annahme einer Resolution im Unterhause begnügt, wonach Maßnahmen zur Beschränkung der Macht des Oberhauses ins Auge gefaßt werden sollten. Geschehen ist inzwischen zur Ausführung dieses Beschlusses nichts, und so zerbricht man sich nunmehr allenthalben den Kopf darüber, ob das Oberhaus es wagen wird, einen neuen und diesmal entscheidenden Streich gegen die heutige Mehrheit im Unterhause zu führen.

Es handelt sich jetzt um das Staatshaushaltsgesetz für das kommende Jahr. Um das Gleichgewicht zwischen den gesteigerten Ausgaben und den Einnahmen herzustellen, hat das Ministerium sich entschlossen, eine Art Wertzuwachssteuer von Grund und Boden und eine Erhöhung der Abgaben von Spirituosen vorzuschlagen. Beide Maßregeln dienen nicht allein finanziellen Zwecken. Die erhöhte Spirituosensteuer soll vielmehr auch eine Waffe im Kampf gegen die Trunksucht sein, und die Steigerung der Grundsteuer soll die Besitzer nötigen, ihre in der Nähe von großen Bevölkerungszentren liegenden Ländereien zu Nutz und Frommen der arbeitenden Klasse rascher der Bebauung zuzuführen. Beide Maßregeln haben nun Entrüstung unter den durchweg sehr einflußreichen Interessenten hervorgerufen. In sehr geschickter Weise haben sie es verstanden, für ihre Sache weitere Kreise der Bevölkerung, die sonst durchaus der Einführung der neuen Steuern geneigt sein würden, zu gewinnen. Sie haben nämlich die Behauptung aufgestellt, daß besonders die neue Grundsteuer der erste Schritt auf dem Wege zu dem von jedem Engländer der besseren Klassen verabscheuten sozialistischen Staate sei, und haben damit eine tiefgehende Bewegung im englischen Volk zu erwecken gewußt. Da aber an erfolgreichen Widerstand gegen die Vorschläge des Ministeriums im Unterhaus seitens der Gegner nicht zu denken ist, bemühen sie sich aus allen Kräften, das Oberhaus zu gewinnen und es zur Ablehnung des neuen Budgets zu veranlassen. Hätten diese Bemühungen Erfolg, so würde das Ministerium gezwungen sein, den Kampf mit den Lords aufzunehmen. Der erste Schritt wäre Auflösung des Unterhauses und Neuwahlen. Trügen dabei die Liberalen den Sieg davon, so entstünde die Frage, in welcher Weise sie mit dem Oberhaus fertig werden wollen. Das scheinbar einfachste wäre die Ernennung einer genügenden Reihe erprobter liberaler Männer zu Peers. Dem steht indessen nicht allein der Umstand entgegen, daß bei der geringen Zahl der liberalen Parteigänger im heutigen Oberhaus der Peersschub eine ganz ungewöhnlich große Ausdehnung gewinnen müßte, sondern auch die seit Jahrhunderten gemachte Erfahrung, daß die Nachkommen der liberalen Peers der Mehrzahl nach sich bald wieder der Torypartei anschließen. Eine Reform des Oberhauses auf der andern Seite leidet unter der Schwierigkeit, daß sie nur mit Zustimmung der Lords selbst erfolgen kann, wenn anders man nicht die Grundlagen des ganzen Staatslebens in bedenklicher Weise erschüttern will. Nun sind allerdings die Lords einer Reform ihres Hauses nicht grundsätzlich abgeneigt. Sie haben sogar selbst im vorigen Jahr durch einen Ausschuß Vorschläge in dieser Hinsicht ausarbeiten lassen. Die Aenderungen, zu denen sie indessen sich bereit finden lassen würden, dürften schwerlich geeignet sein, den Wünschen der heutigen Mehrheit im Unterhaus entgegenzukommen oder dem Wohle der Gesamtheit zu dienen.

England steht somit, könnte man annehmen, am Vorabend einer außerordentlich bedenklichen inneren Krisis. Ob eine solche jedoch wirklich zum Ausbruch kommen wird, ist trotz aller leidenschaftlichen Reden der Gegner noch sehr zweifelhaft. Nicht mit Unrecht hat Arthur Balfour 1899 einmal betont, daß die Lords noch immer dem Drängen der öffentlichen Meinung sich gefügt hätten, wenn der Wille des Volkes nur stark genug in Erscheinung getreten wäre. Für einen friedlichen Ausgang des Streites spricht auch der ganze Charakter des Engländers und die Tatsache, daß im englischen Oberhaus vielleicht noch in höherem Maß als in ersten Kammern anderer Staaten in letzter Linie viel erfahrene Politiker den Ausschlag geben. Nichts entspricht ja weniger den Tatsachen, als wenn, wie es so oft geschieht, das Haus der Lords als eine Körperschaft bezeichnet wird, die aus Leuten ohne Kenntnis des Lebens und seiner Bedürfnisse zusammengesetzt sei. Daß solche Männer ihr Vaterland leichten Herzens in schwere innere Kämpfe stürzen würden, ist kaum anzunehmen. Viel eher ist zu erwarten, daß doch noch ein Ausgleich gefunden wird, wenn das Publikum sich erst überzeugt, daß die Anklagen gegen den neuen Budgetentwurf stark übertrieben sind.

Sport und Auge.

Von Dr. Kurt Steindorff.

Die Bedeutung des Sports für die Erhaltung und Stärkung der Volksgesundheit ist durch Erfahrung und wissenschaftliche Forschung sicher bewiesen. Die planmäßige Uebung der Muskulatur, das Zusammenarbeiten gewisser Muskelgruppen, die gewöhnlich nur gesondert in Tätigkeit treten, der durch die Bewegung gewaltig angeregte Stoffwechsel, die beschleunigte Atmung und Herztätigkeit, alle diese Faktoren wirken zusammen, um den Sport über den Wert eines Zeitvertreibs oder einer Spielerei hinauszuheben. Der Gelehrte, der den größeren Teil des Tages in körperlicher Ruhe hinter seinen Büchern am Schreibtisch sitzt, wird vom Sport ebenso Erfrischung und Kräftigung erfahren wie der Kaufmann, den sein Beruf in einen mehr oder weniger gut gelüfteten Verkaufsraum bannt. Das alte Wort „mens sana in corpore sano“ (nur in einem gesunden Körper kann ein gesunder Geist wohnen) enthält eine beherzigenswerte Wahrheit. Jede Einseitigkeit ist unnatürlich. Wer nur seinen Verstand, also sein Nervensystem trainiert, dabei aber das in seinen Muskeln und Gelenken schlummernde Kapital an Körperkraft unverzinst verkommen läßt, der wird früher oder später zu seinem Schaden erkennen, wie sein physisches Gleichgewicht ins Schwanken geraten ist. Ein vernünftig ausgeübter Sport wird dem Organismus ebenso nützlich sein, wie ein übertriebener ihn



schädigen muß. Wo die Leistungsfähigkeit des Individuums Anforderungen erfüllen soll, denen es nicht gewachsen ist, wo es sich darum handelt, dem Ehrgeiz zuliebe einen bisher nicht erreichten Rekord aufzustellen, koste es, was auch immer, und sei es des Menschen schönster Besitz, die Gesundheit — da kann kein vernünftiger Mensch und vor allem kein Arzt dem Sport das Wort reden, denn da wird Vernunft Unsinn und Wohltat Plage. Unsere Zeit, in der der Kampf ums Leben infolge der erschwerten Lebensbedingungen und gesteigerten Lebensansprüche erbitterter tobt denn zuvor, sucht stärkere, ja oft krankhafte Reize, um zum Genuß zu gelangen. Das äußert sich in der Kunst, in der allgemeinen Lebenshaltung und auch im Sport. Aber mit der Konstatierung dieser Tatsache ist noch nichts für eine Besserung getan. Wenn wir Schäden erkennen, haben wir die Pflicht, für ihre Beseitigung zu sorgen. Wenn der Sport entartet, so daß er Leben und Gesundheit der ihn Uebenden gefährdet, so ist es an der Zeit, ihn in die Grenzen zurückzuweisen, in denen er unendlich viel Gutes wirken kann.

Unter den Organen unseres Körpers, denen ein rationeller Sport zugute kommt, rangiert das Auge nicht an letzter Stelle. Aber auch dieses edelste unserer Sinnesorgane kann durch unvernünftige und leichtsinnige sportliche Betätigung dauernden Schaden erleiden. Der Aufenthalt in frischer Luft ist dem Auge wohltuend. Jene Sportarten, wie bei der des Tennisspielens oder des Radfahrens, bei deren Ausübung die Entwicklung von Staub nicht zu vermeiden ist, verlangen zu ihrer Ausübung ein gesundes, gegen Staub unempfindliches Sehorgan. Augen, die an äußeren Entzündungen leiden, werden leicht durch Rauch und Staub belästigt, so daß sie sich röten, tränen, schmerzen und so lichtscheu werden, daß ihnen selbst gedämpftes Tageslicht unangenehm wird. Es ist leicht einzusehen, daß während der Dauer einer derartigen Entzündung die Ausübung einer sportlichen Tätigkeit nicht nur nicht nützlich, sondern geradezu schädlich ist. Der Radfahrer kann sich ja vor Staub durch ein Schutzglas wahren, aber dem Tennisspieler ist das Tragen eines Glases nicht anzuraten. Denn es passiert nicht gar so selten, daß ein Ball, vom rechten Weg abirrend, gegen den Kopf des Partners fliegt. Ist nun das Gegenprallen eines mit Kraft geworfenen Tennisballs auch dem dicksten Schädel kein Vergnügen, so wird es zu einer direkten Gefahr, wenn der Ball dem nichts ahnenden Spieler ins Auge fliegt. Häufig kommt der Geschlagene außer mit dem Schrecken und dem Schmerz nur mit einem blauen Auge davon, aber mitunter hat der Wurf auch schwerere Verletzungen im Gefolge, die die Sehkraft mehr oder weniger beeinträchtigen. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Gefahr für ein Auge, das mit einem Glas bewaffnet ist, dadurch erheblich gesteigert wird, daß die berstenden Glassplitter größeres Unheil anrichten können als der anprallende Tennisball. Allerdings ist es merkwürdig, daß im Verhältnis zur Zahl der Menschen, die Gläser tragen, die Zahl derer relativ gering ist, deren Augen durch zerbrechende Brillen verletzt werden; besonders auffallend ist diese Tatsache im Hinblick auf die vielen Kinder, die Gläser schon in jungen Jahren tragen müssen, wo Leichtsinn und Unvorsichtigkeit ein goldenes Vorrecht sind. Es ist aber etwas ganz anderes, wenn sich ein Brillenträger bewußt und mit Vorbedacht in eine Situation begibt, in der ihm nur zu leicht ein schwerer, mit Wucht gegenfliegender Fremdkörper Glas und — Sehkraft vernichten kann. Die Gefahr für das Auge wächst aber, wenn ein stärker kurzsichtiges Auge von solch einem vagabundierenden Ball einen Puff bekommt, weil Augen mit erheblicher Kurzsichtigkeit besonders zart und empfindlich sind. Dabei ist zu bedenken, daß der Kurzsichtige, der in größerer Entfernung alles unscharf und verschwommen sieht, beim Spiel das Glas nicht entbehren kann. Was folgt nun daraus? Daß der, dessen Auge mit Reizerscheinungen einhergehende Entzündungen hat, und der ohne Brille hilflose Kurzsichtige am besten auf das Tennisspiel verzichten. Was für das Tennis gilt, ist auch auf die andern Ballspiele zu übertragen, das Kricket, Golf, Hockey, Polo usw., die allerdings bei uns noch nicht so eingebürgert sind wie in dem sportfreundlicheren und wohlhabenderen England. Der Fußball dürfte infolge seines größeren Umfangs leichter gegen Nase und Schädel sausen als gegen das kleine, durch seine knöcherne Umgebung besser geschützte Auge. Etwas wäre ja gewonnen, wenn man bei uns wie in England die Ballspiele statt auf staubigen Landplätzen auf grünem Rasen spielte. Doch ist unser deutscher Rasen hierzu nicht so geeignet.

Die Schutzbrille ist ein Requisit, dessen der Sportsmann nicht entraten kann. Den Radler und Reiter schützt sie gegen den Staub und die kleinen Insekten, die dem in scharfem Tempo die Luft durchschneidenden Fahrer leicht ins Auge fliegen, so daß intensives Tränen und Brennen eine unwillkommene Unterbrechung der Tour erheischen, bis das kleine Ungetüm aus dem ungeeigneten Gefängnis, in das es sich verirrte, befreit ist. Natürlich bedeutet hier die Freiheit den — Tod. — Der Automobilist sollte, selbst wenn er nicht mit D-Zugs-Geschwindigkeit durch die Wälder, durch die Auen rasen will, die ihn charakterisierende Schutzbrille nie zu Hause lassen. Der scharfe Luftzug und der zum Leidwesen aller harmlosen Spaziergänger von dem Töff-Töff aufgewirbelte Staub — das sind zwei Schädlichkeiten, die auch das gesundeste Auge auf die Dauer nicht aushalten kann. Hier hilft nur die nützliche, wenn auch nicht gerade sehr kleidsame Autobrille. Für Damen, die sich nur auf kurze Stadt- oder Spazierfahrten begeben, mag es mit dem Schleier angehen, aber ungeschützt sollte im Auto kein Auge bleiben. Für die Sicherheit des Verkehrs ist es sehr wichtig, daß der Chauffeur gesunde und scharfe Augen hat. Es ist von Augenärzten vielfach nachdrücklich darauf hingewiesen worden, daß jemand, dem die Führung eines Kraftwagens und damit Leben und Gesundheit seiner Mitmenschen anvertraut wird, ebenso wie der Führer eines Schiffs und einer Lokomotive eine ärztliche Bescheinigung darüber beibringen müßte, daß er gute Augen hat. Wie kann ein kurz- oder schwachsichtiger Fahrer Hindernisse erkennen, die auf der Landstraße dem windschnell anrasenden Wagen entgegenkommen? Es ließe sich wohl die Zahl der Unglücksfälle, die die Popularität des Automobils bedrohen, einschränken, wenn die zuständigen Behörden Fahrscheine nur solchen Personen aushändigten, die ohne Gläser mindestens drei Viertel der normalen Sehschärfe haben.

Wenn gesunde und scharfe Augen die erste Vorbedingung für einen ungetrübten Lebensgenuß sind, so sind sie es auch für gedeihliche und freudebringende Beteiligung am Sport. Das weiß auch der Schütze,



der mit seiner Büchse durch Wald und Flur streift. Ohne ein sicheres Auge wird er zu dem, als was ihn die Fliegenden Blätter bis zum Ueberdruß bespöttelt haben. Ein Feind lauert auf die Augen des Jägers, dem er, wofern seine Augen normal sind, unentrinnbar verfallen ist — das Alter. Mit zunehmenden Jahren verliert das normale Auge die Fähigkeit, in der Nähe scharf zu sehen. Der Jäger, der an der Grenze zwischen erstem und zweitem Halbjahrhundert angelangt ist, macht diese unliebsame Erfahrung, indem er Kimme und Korn nicht mehr recht zusammenbringen kann. Er zögere nicht, diesem Fehler bald durch optische Hilfsmittel abzuhelfen, und er wird schnell wieder die alten Erfolge im edlen Weidwerk erzielen.

Die relativ geringsten Anforderungen an das Auge stellt der Wassersport. Daß vor einer Reihe von Jahren einige Berliner Bassinbäder den Ausbruch einer harmlosen, wenn auch unangenehmen Augenentzündung veranlaßten, ist eine so eigenartige und seltene Erscheinung, daß man daraufhin nicht den Schwimmsport in geschlossenen Hallen als bedenklich hinstellen darf. Die Gefahren, die auf den Segler, den Ruderer, den Motorbootfahrer oder den Schwimmer lauern, sind anderer Natur. Die Wasserratte, die den sonnigen Sommertag auf der spiegelnden, das grelle Licht scharf reflektierenden Flut liegt, wird sich von selbst gern gegen die brennende Lichtfülle durch ein dämpfendes Schutzglas waffnen. Eines Aberglaubens sei hier gedacht, der allgemein verbreitet ist. Von dem Satz ausgehend, daß „Wasser das beste" ist, meinen viele, es stärke die Augen, wenn man sie beim Bad unter dem Wasser öffne und das kühle Naß die Augen ausspülen lasse. Dem ist natürlich nicht so, eher kann das nicht filtrierte Wasser unserer Flüsse, Binnenseen oder der Meeresküste schädlich einwirken, abgesehen davon, daß das in das Auge eindringende Wasser höchst lästige Empfindungen hervorruft.

Am unentbehrlichsten ist die Schutzbrille für den Bergsteiger, der oft stundenlang über Schneefelder und Gletscher wandern muß, die das Sonnenlicht in heller Fülle zurückwerfen. Wer die Unvorsichtigkeit beging, ohne Schutzglas solche Wanderung anzutreten, muß alsbald diese Unterlassungsünde schmerzvoll büßen. Die Augen fangen an zu brennen, die Haut der Lider und die Augenbindehaut röten sich und schwellen an, ein ergiebiger Tränenstrom beginnt zu rieseln, und unter heftiger Lichtscheu steigern sich die Schmerzen so, daß das Auge nicht mehr geöffnet werden kann. Mitunter sind auch die Hornhaut, die Regenbogenhaut und die Netzhaut an dieser sehr lästigen und doch so leicht zu vermeidenden Erkrankung beteiligt, die jedem Alpinisten unter dem Namen „Schneeblindheit" bekannt ist. Wie im Hochgebirge kommt die Schneeblindheit auch in den Polarregionen häufig vor. Wenn es dem Unglücklichen ein Trost ist, Leidensgefährten zu haben, so mag er sich merken, daß die schon Galen bekannte Erkrankung auch Seehunde, Hunde und Hasen heimsucht. Ein ganz ähnliches Krankheitsbild entsteht übrigens dann, wenn man in einen sehr hellen elektrischen Lichtbogen, z. B. bei Kurzschluß, hineinblickt. Eine kurz dauernde Dunkelkur führt bald zur Heilung der Affektion. Die mehr und mehr sich ausbreitende Pflege des Wintersports wird auch eine größere Häufigkeit der „Schneeblindheit" im Gefolge haben, wofern nicht jeder Skifahrer, Rodel- oder Bobsleighfahrer sich rechtzeitig mit einem geeigneten Schutzglas versieht.

Eine seltenere Erscheinung, die nach der Betrachtung heller Schneeflächen mit ungeschütztem Auge auftritt, ist das „Rotsehen". Alles erscheint dem davon Befallenen in herrliche purpurrote Tinten getaucht. Interessant ist, was Schaubach darüber sagt. Nach einer längeren Schneewanderung über den Großglockner lud er seinem Führer ein großes Stück herrlichen Rosenquarzes auf, das er gefunden hatte. Aber am andern Morgen war das leuchtend rote Quarzstück so unschuldig weiß wie frisch gefallener Schnee. Uebrigens kennt Goethe auch schon die „Purpurfarbe", die „die von Schnee Geblendeten erblicken". Die Erscheinung geht schnell vorüber und hinterläßt keine schädlichen Folgen.

Eine bisher noch nicht beobachtete Erfahrung machte letzten Winter ein Dresdner Arzt, der ohne Schutzbrille am ersten Tage neun, am darauffolgenden sieben Stunden über sonnenbeschienenen Schnee im Riesengebirge Ski gelaufen war. Bei ihm stellte sich eine typische Rot-Grünblindheit ein, die erst nach sechs Wochen verschwunden war.

Es erhebt sich nun die interessante Frage nach der Ursache dieser sonderbaren Erscheinungen. Eine große Reihe von Forschern hat sich mit der Lösung dieser Frage befaßt, und ihre Untersuchungen haben zu dem Ergebnis geführt, daß die kurzwelligen Strahlen des Sonnenspektrums, die chemisch wirkenden ultravioletten Strahlen, die Schneeblindheit und das Rotsehen, vermutlich auch die Rot-Grünblindheit verursachen. Mit der Erkenntnis dieser Tatsache haben wir auch das Mittel in die Hand bekommen, unser Auge vor jenen Blendungskrankheiten zu bewahren. Wir dürfen die im Sommer und noch dazu im Hochgebirge besonders reichen ultravioletten Strahlen, die von der so empfindlichen Netzhaut durch die sie verschluckende Kristallinse des Auges abgehalten werden, durch Schutzgläser nicht einmal bis zum vorderen Augapfelabschnitt dringen lassen. Es ist in letzter Zeit in augenärztlichen Zeitschriften viel darüber diskutiert worden, welche Schutzbrillen am besten die ultravioletten Strahlen wegfangen. Am ungeeignetsten sind blaue Brillen, die immer weniger getragen werden; die von vielen empfohlenen gelben, graugelben und grünen sind sehr auffallend und teuer, wenn auch wirksam; vorläufig eignen sich noch am besten für den praktischen Gebrauch die randgrauen muschelförmigen Schutzbrillen, die in verschiedenen Farbenabstufungen in den Handel kommen.

Ob der Luftsport dem Auge besondere Gefahren bietet, darüber fehlen noch umfangreiche Erfahrungen. Wenn Blériot den Kanal in 27 Minuten 21 Sekunden überflogen hat, so geht daraus hervor, daß er in sausendem Tempo die Luft durchquert hat. Nur ein gesundes Auge wird ohne Schaden diesen Luftzug vertragen, und vermutlich werden die, die als Sportsmen in die Luft fliegen, gut daran tun, eine Schutzbrille einzustecken.

Hat also der Sport, wenn er unvorsichtig und unvernünftig geübt wird, oft schädliche Folgen für das Auge, so stehen dem doch unleugbare Vorteile gegenüber. Der Bücherwurm, den sein Wissensdurst und Gelehrsamkeitshunger allzuoft kurzsichtig machen, wird sich mit Vorteil einige Wochen aus dem engen, dumpfen Mauerloch seiner Studierstube in die weite Welt hinausflüchten. Sein Auge wird von der anhaltenden, angestrengten Nahearbeit ausruhen, Ermüdungserscheinungen, durch die sich das malträtierte Sehorgan zu rächen begann, werden weichen, und subjektiv und ob-



jektiv wird sich oft genug eine bessere Sehschärfe konstatieren lassen. Der Kurzsichtige weiß häufig selbst, welchen Vorteil der Wandersport seinen Augen bringt. Der mit der in unsern staubigen Großstädten so sehr häufigen chronischen Bindehautentzündung Behaftete empfindet bald den Nutzen, den ihm das Marschieren in der reinen, staubfreien Luft des Hochgebirges oder das Rudern und Segeln bringen. Das Ausruhen in Gottes herrlicher Natur, das Unterbrechen des Lesens und Schreibens, das sind wohl auch die Faktoren, die zu dem allgemein verbreiteten Glauben geführt haben, der Aufenthalt im Grünen, das Hinblicken auf sanfte, grüne Rasenflächen sei dem Auge wohltuend und nützlich. Von einer besonders heilsamen Wirkung der grünen Farbe auf das Auge kann keine Rede sein. Hat dieser Aberglaube, dem ja ein wenig Wahrheit zugrunde liegt, am Ende gar teleologischen Ursprung? Als habe die Natur die Pflanzen nur deshalb grün gefärbt, daß den Augen des Menschen ein Wohlgefalle geschehe?

Der Rest unserer Weisheit ist: in der Arbeit unserm Körper, also auch unsern Augen nicht zu viel zumuten, für die unbedingt nötige Erholung sorgen, diese Erholung, in der der Sport an erster Stelle steht, vernunftgemäß den individuellen Fähigkeiten anpassen und offenbare Gefahren vermeiden.

○○○

Unsere Umgangsprache.

Plauderei von Geo B. Warren.

Wir haben neben der Schriftsprache und der Bühnensprache (welch letztere sich ja fast vollständig mit der Schriftsprache deckt) auch eine Umgangsprache. Diese gilt für die weniger vornehme, weil man annimmt, im gewöhnlichen Leben ließen sich die Leute mehr gehen, als wenn sie Schrift- oder Bühnendeutsch sprechen müssen. Es ist das nicht immer richtig, und in vielen Fällen ist die Umgangsprache, die täglich verwendete Scheidemünze der Sprache, interessanter als die vornehme Schrift- und Bühnensprache, weil sie die Eigenart der Personen und der Volkstämme viel deutlicher zum Ausdruck bringt.

Jeder Mensch hat eine eigene Sprechweise, an der man ihn schon nach dem Gehör unter Hunderten, ja Tausenden heraus erkennt, wenn man mit dieser Sprechweise näher vertraut ist. Sie unterscheidet sich durch Klangfarbe, Tonfall und Zeitmaß mehr oder weniger von der Sprache anderer Leute. Es hat aber in der Umgangsprache auch jeder seinen eigenen Stil des Sprechens, und es ist interessant, die verschiedenen Stilarten der lieben Mitmenschen zu studieren, schon aus dem Grunde, weil man immer etwas Neues dabei entdeckt und seine Sammlung gewisser Eigenheiten der Umgangsprache ständig vermehren kann.

Diese Eigenart des Individuums bei der Benutzung der Umgangsprache ist sehr oft originell und nur in seltenen Fällen unfreiwillig komisch. Diese Eigenart macht die Sprache lebendiger und äußert sich in drei verschiedenen Formen.

Da ist erstens der Auftakt. So nennt man in der Musik bekanntlich den gewöhnlich unvollständigen leichten Takt, der ein Tonstück beginnt, ohne daß der Anfang einen besonders schweren Ton hat. Solche Auftakte zu Beginn der Rede sind die Redensarten: „Hören Sie mal" (englisch: „I say"), „Sagen Sie mal", „Erlauben Sie", „Verstehen Sie", „Wissen Sie", „Apropos", „Ach", „Also", „Ich meine", die sämtlich für die Ansprache üblich sind.

In zweiter Reihe stehen die Auftakte der Antwort: „Ach Gott, ja!" oder „Ach Gott, nein!", „I wo!" „Na ja!", „Na also!", „I bah!", „Wieso?", „Wie belieben?"

Diese Auftakte der Antwort kommen nur in der Umgangsprache vor. Wählen wir ein Beispiel aus der Bühnensprache. Hier würde Frage und Antwort lauten: „Mein Herr, können Sie mir wohl sagen, ob dieser Weg der rechte ist?" Antwort: „Bitte, gehen Sie nur immer geradeaus."

In der Umgangsprache klingt das ganz anders. Da lautet die Frage: „Hören Sie mal, können Sie mir wohl sagen, ob das hier der richtige Weg ist?" Und die Antwort lautet: „Aber ja doch, gehen Sie nur immer geradeaus."

Dieser Auftakte bedient sich die Bühnensprache nur, wenn sie Dialekt schildert, oder wenn sie besonders charakterisieren will. Für gewöhnlich aber sind diese Auftakte in ihr verpönt.

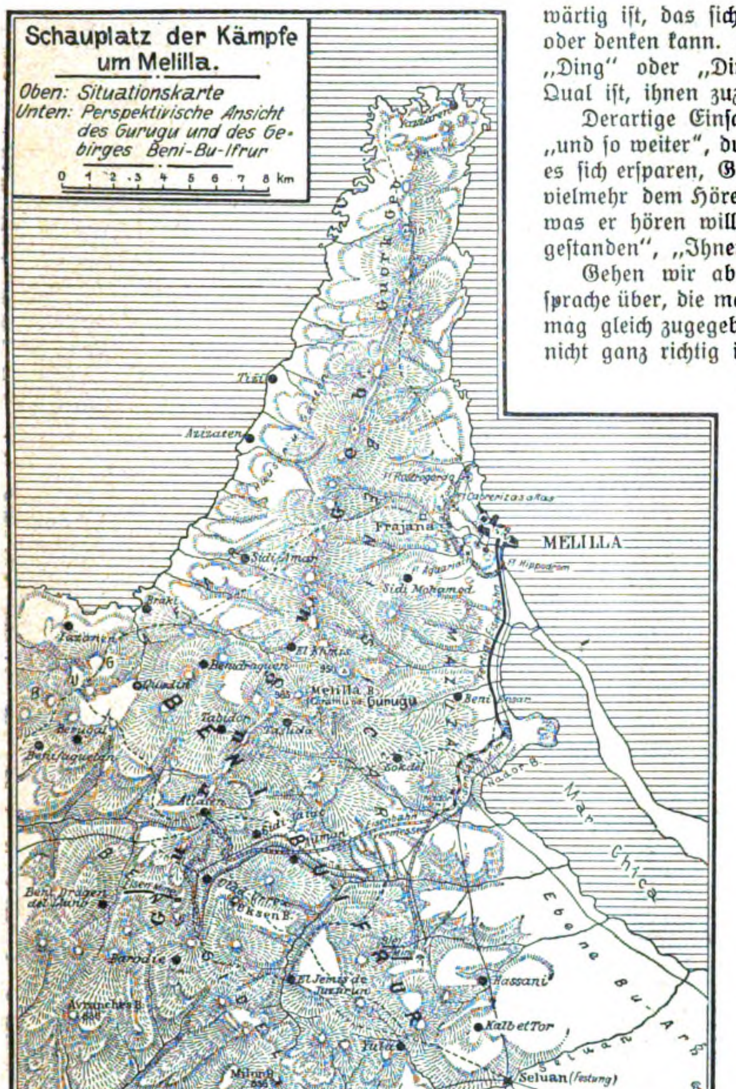
Eine andere Eigenart der Umgangsprache sind die Einschiebsel, die als Zäsuren und Atempausen meist ganz gedankenlos verwendet werden. Ein sehr beliebtes Einschiebsel sind die lateinischen Worte „Eo ipso", die bis zur Unerträglichkeit oft in die Rede eingeschoben werden. Sehr beliebt ist auch das Einschiebsel „Mein Lieber" oder „Lieber Freund", wobei es dem Redenden gar nicht einfällt, den Angeredeten in Wirklichkeit für seinen lieben Freund zu halten. Deshalb ist auch der Inhalt jener alten Anekdote berechtigt, wonach der Angeredete auf die feierliche Ansprache „Lieber Freund, Sie sind ein Esel!" die drastische Frage stellt: „Bin ich ein Esel, weil ich Ihr Freund bin, oder bin ich Ihr Freund, weil ich ein Esel bin?"

Diese Einschiebsel sind charakteristisch für ganze Volkstämme und große Bevölkerungsgruppen. Man denke nur an das Berliner „man". „Gehen Sie man immer geradeaus", sagt der Berliner, wenn man ihn nach dem Weg fragt. Den Schlesier erkennt man sofort an dem Einschiebsel „halt", wenn er zum Beispiel gemütlich sagt: „Er hat's halt nicht böse gemeint." Das Berliner „man" und das schlesische „halt" sind gar nicht zu übersetzen; das heißt, es gibt für sie keine vollständig deckenden Synonyma. Auch die Worte „nur" und „eben", an ihre Stelle gesetzt, sagen das nicht, was „man" und „halt" ausdrücken. Dieses schlesische „halt" ist eine Abschweifung des früher in der österreichischen Umgangsprache vielgebrauchten „holter", das man heute weniger in Oesterreich hört, und das aus den Worten „halt ich dafür" zusammengezogen sein soll.

Von schlesischen Eigenheiten der Umgangsprache sei auch noch die in Volkskreisen vielverwendete Einleitung erwähnt: „Da sagt man so oder so." Mit diesem eigentümlichen Satz leitet man zum Beispiel eine Bemerkung ein, die man vielleicht folgendermaßen konstruiert: „Da sagt man so oder so, aber was Zeppelin fertiggebracht hat, das macht ihm so leicht keiner nach."

Ein sehr eigentümliches Einschiebsel, das weder eine Atempause noch eine Zäsur ist, sondern als eine Art Verlegenheitswort betrachtet werden kann, ist die Bezeichnung „das Ding" oder „das Dings da". Man deutet damit an, daß man ein Wort sagen will, das einem augenblicklich nicht ganz geläufig oder gegen-

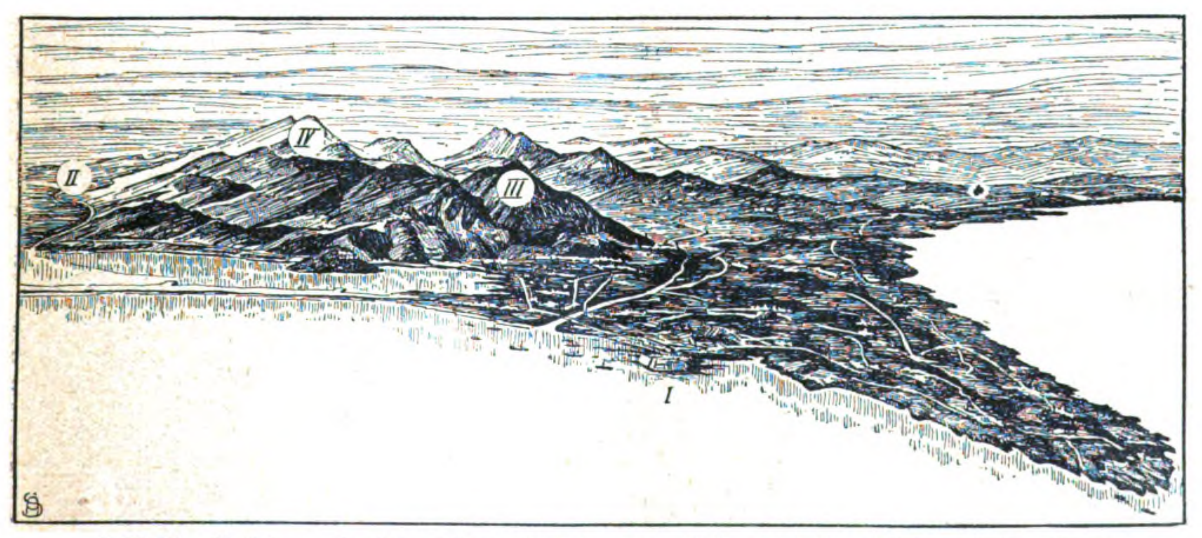




wärtig ist, das sich der Zuhörer aber schon selbst konstruieren oder denken kann. Es gibt allerdings Menschen, die das Wort „Ding" oder „Dings da" so oft gebrauchen, daß es eine Qual ist, ihnen zuzuhören.

Derartige Einschiebsel sind ferner noch das vielbeliebte „und so weiter", durch das sehr hastige, aufgeregte Menschen es sich ersparen, Gedanken fertig zum Ausdruck zu bringen, es vielmehr dem Hörer überlassen, sich das zurechtzukonstruieren, was er hören will oder soll. Dann die Redensarten: „offen gestanden", „Ihnen gesagt", „Meine ich".

Gehen wir aber zu der dritten Eigenart der Umgangsprache über, die man als „Schlußpunkte" bezeichnen kann. Es mag gleich zugegeben werden, daß diese Benennung vielleicht nicht ganz richtig ist, weil es sich eigentlich um eine Antwort handelt. Die Unterhaltung setzt sich aus Rede und Gegenrede zusammen, und es ist ebenso eine Pflicht der Höflichkeit wie ein Zeichen dafür, daß der Zuhörende genau aufgemerkt hat, wenn letzterer nach dem Schluß der Rede des andern irgendeine Bemerkung von sich gibt. Wortkarge Menschen setzen als Schlußpunkte hinter die Rede des andern ein Räuspern oder ein „Hm, hm", höchstens ein „So, so". Diese kurzen Erwiderungen, durch die man gewissermaßen, wie beim Signalisieren in der Marine, das Zeichen „Verstanden" gibt, sind aber nicht besonders höflich. Sind die Personen, die sich unterhalten, lebhaft, dann genügt ihnen selbst dieser einfache Schlußpunkt nicht; dann antworten sie auf die Rede mit einer volltönenden Phrase oder einem sehr lebhaften Ausruf, wie zum Beispiel: „Was Sie sagen!" „Nee, ich sag bloß!" oder „Nein, aber so was!" „Hat man Worte!" „Ist es möglich!" „Da schlag einer lang hin!" In Sachsen antwortet man mit einem vieldeutigen „Ach gar!" In Süddeutschland und Oesterreich antwortet man mit „Warum nit gor!", und der Skeptiker, der das „Nil admirari" auf seine Fahne geschrieben hat, erwidert auf die



I. Melilla. II. Seluan. III. Gurugu-Berg. IV. Milon-Berg, höchster Gipfel des Gebirges Beni-Bu-Ifrur.

sensationelle Meldung, die man ihm macht, mit dem abschließenden Worte: „Und wenn schon!“

Wenn man einen flüchtigen Blick in eine japanische Sprachlehre tut, so entsetzt man sich schon bei den persönlichen Fürwörtern über die Fülle von Höflichkeitsunterschieden, die man in einzelne Worte legen kann. Man kann die Fürwörter in sehr höflicher, höflicher und minder höflicher Form anwenden, aber welche Menge von Unterschieden in jeder dieser drei Kategorien!

Wir machen aber auch mit unseren „Auftakten“ solche Höflichkeitsunterschiede. Wenn wir zum Beispiel nach dem Wege fragen und eine Person vor uns haben, der wir keinen besonderen „Respekt“ erweisen wollen, dann sagen wir: „Sie, hören Sie mal, ist das hier der richtige Weg?“

Wollen wir höflicher sein, so leiten wir ein: „Ach, Sie entschuldigen“, und beabsichtigen wir besonders artig zu sein, so lautet der Auftakt „Ah, Sie verzeihen, ist das wohl hier der richtige Weg?“

Vielleicht führt die Lektüre der vorstehenden Zeilen Leserinnen und Leser dazu, sich einmal selbst wegen ihrer Eigenart in Auftakten, Einschiebseln und Schlußpunkten zu beobachten, und höchstwahrscheinlich führt das zu der Entdeckung, daß man sich über seine persönliche Eigenart bisher gar nicht klar war. Vielleicht beschließt man sogar, die Uebertreibungen und Geschmacklosigkeiten der persönlichen Eigenart aufzugeben. Gleichzeitig aber wird man einsehen, daß die kleine Sammlung, die hier versucht wurde, ganz interessant ist, und fühlt sich veranlaßt, wenn auch nicht zu sammeln, so doch schärfer als bisher zu beobachten.

Unsere Bilder

Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar (Abb. S. 1781) hat sich dieser Tage auf Altenstein, dem am Südabhang des Thüringer Waldes unweit von Bad Liebenstein gelegenen Schlosse des Herzogs von Meiningen, mit der Prinzessin Karola Feodora von Sachsen-Meiningen verlobt. Die Braut ist am 29. Mai 1890 in Hannover geboren; sie ist die älteste Tochter des Prinzen Friedrich und seiner Gemahlin, geb. Prinzessin Adelheid zur Lippe. Ihr Vater, der dritte Sohn des Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen, ist Oberst und Kommandeur der 20. Feldartilleriebrigade in Hannover. Der Großherzog steht im 34. Lebensjahr; er war in erster Ehe mit der Prinzessin Karoline Reuß vermählt, die im Januar 1905 nach zweijähriger kinderloser Ehe starb. Die Thronfolge in dem thüringischen Großherzogtum stand seither auf den beiden Augen des Prinzen Wilhelm, eines entfernten Verwandten des Großherzogs.

Die Besetzung des Guruguberges durch die Spanier (Abb. S. 1779 u. Karten auf S. 1777). Die Operationen bei Melilla hatten wochenlang keine Fortschritte machen können, weil die Riffkabylen die Gipfel des Gurugu, eines tausend Meter hohen schroffen Gebirgstockes, besetzt hatten. Hätten die kabylischen Stämme moderne Waffen besessen, dann hätten sie von dieser fast uneinnehmbaren Position aus die Spanier aus Melilla vertreiben können. Aber auch ihre Holzkanonen und primitiven Gewehre vermochten den Vormarsch der Spanier lange genug aufzuhalten; und an den Schreckenstagen vom 23. und 27. Juli fiel so mancher brave Soldat in den unwirtlichen Schluchten des Berges. Erst zwei Monate später, nach der Besetzung von Nador und Seluan, konnten die Spanier ihre Flagge auf dem Gipfel des Gurugu aufpflanzen. Die Brigade des Generals Real erklomm die Höhe, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Die auf dem Berge gelegenen kabylischen Ansiedlungen standen in Flammen; die den Spaniern verbündeten kabylischen Stämme hatten an ihren feindlichen Volksgenossen barbarische Rache genommen. Die Besetzung des Berges rief in Melilla und in ganz Spanien hellen Jubel hervor. Dennoch ist mit diesem Siege der Feldzug nicht beendet. Der Feind hat sich in dem stark zerklüfteten Gebirge Beni-Bu-Ifrur festgesetzt, dessen höchste Erhebung der Milon-Berg ist. Die Eroberung dieser unwirtlichen Berggegend dürfte keine leichte Arbeit sein.

Das Treitschke-Denkmal in Berlin (Abb. S. 1781). Der große preußische Historiker Heinrich von Treitschke hat nun an der Stätte seines Wirkens ein eindrucksreiches und würdiges Denkmal erhalten. In Anwesenheit der Studentenschaft und der Vertreter der Behörden wurde dieser Tage im Vorgarten der Berliner Universität unter den üblichen Feierlichkeiten das Standbild enthüllt, das Professor Rudolf Siemering kurz vor seinem Tod geschaffen hat. Es stellt Treitschke in Professorentalar auf der Kathedra dar; seine Haltung und sein Gesichtsausdruck weisen auf das Feuer der Rede hin, das dem großen Forscher und Lehrer eigen war. Die zweieinhalb Meter hohe Bronzefigur mit ihrer architektonischen Umrahmung aus lichtem Stein ist in die Büsche und Bäume des Parkes eingebettet.

Die Entscheidung der Gordon-Bennett-Wettfahrt (Abb. S. 1780). Die große internationale Wettfahrt der Freiballons ist auch in diesem Jahr sehr interessant verlaufen. Die 17 startenden Ballons wurden von einem kräftigen Wind von Zürich aus nach Nordosten getragen. Kein einziger ging in der Schweiz nieder, nur einer in den österreichischen Alpenländern und einer in Bayern; die andern 15 gelangten teils in die österreichischen Sudetenländer, Böhmen, Mähren und Schlesien, teils nach Ungarn, teils nach dem deutschen Schlesien. Zu den auf der Karte angegebenen Flugbahnen ist noch nachzutragen, daß der Ballon „Cognac“ (Schweiz, Führer Beauclair) bei Poßnitz bei Ratibor, 750 Kilometer von Zürich, niederging. Nur der amerikanische Ballon „Amerika II“ flog über die russische Grenze und landete in Gutowa bei Ostrolenko, nordwestlich von Warschau. Er hatte die Strecke von 1045 Kilometer in 35 Stunden 7 Minuten zurückgelegt. Der siegreiche Führer des „Amerika II“ war der Amerikaner Mix; außerdem machte auch der Franzose Roussel die Fahrt mit. Es wurde zwar bald nach der Beendigung der Fahrt die Behauptung laut, daß Mix eine Zwischenlandung in Böhmen bewerkstelligt habe und disqualifiziert werden müsse; doch die Sportkommission erkannte diese Beschwerden nicht als gerechtfertigt an.

Peary bei der Hudson-Fulton-Feier in Neuyork (Abb. S. 1782). Bald nachdem Dr. Cook seinen triumphalen Einzug in Neuyork und Brooklyn gehalten hatte, erschien auch sein Rivale Robert Peary in der nordamerikanischen Metropole. Peary hatte sich in Portland Maine mit seiner Frau an Bord seines Expeditionsschiffes „Roosevelt“ begeben, um die zu Ehren der Hudson-Fulton-Gedenktage veranstaltete große Flottenparade mitzumachen. Bei seiner Einfahrt in den Hudson wurde dem Forscher eine imposante Ehrung zuteil: Die tausend Schiffe, die zur Parade bereit auf dem Strom lagen, begrüßten den Entdecker des Nordpols mit dem Schall ihrer Dampfpfeifen und dem Klang ihrer Schiffsglocken. Auf der Kommandobrücke seines Schiffes stehend, machte Robert Peary dann die glänzende Parade mit. Vom Ufer aus blickten über zwei Millionen Menschen auf das majestätische Schauspiel. 54 amerikanische, 4 deutsche, 3 französische, 5 englische, 3 österreichische Kriegsschiffe und je ein Schiff der holländischen, argentinischen, mexikanischen und kubanischen Kriegsmarine sowie etwa 100 Kauffahrteischiffe beteiligten sich an dem Zug und geleiteten die „Clermont“ und den „Halve Maen“ stromaufwärts. Peary hat sich wieder einmal besser in Szene zu setzen verstanden als sein weit bescheidener Gegner Dr. Cook.

Die Toten der Woche

Professor Michele Gordigiani, bekannter Porträtmaler, † in Florenz im Alter von 79 Jahren.

Heinrich Gudehus, Kgl. Sächsischer Kammersänger, † in Dresden am 9. Oktober im Alter von 64 Jahren.

Prof. Dr. Karl Hilty, Lehrer für Staats- und Völkerrecht an der Berner Universität, † in Montreux am 12. Oktober.

Alfr. Chr. Kalischer, bekannter Beethovenforscher, † in Berlin im Alter von 67 Jahren.

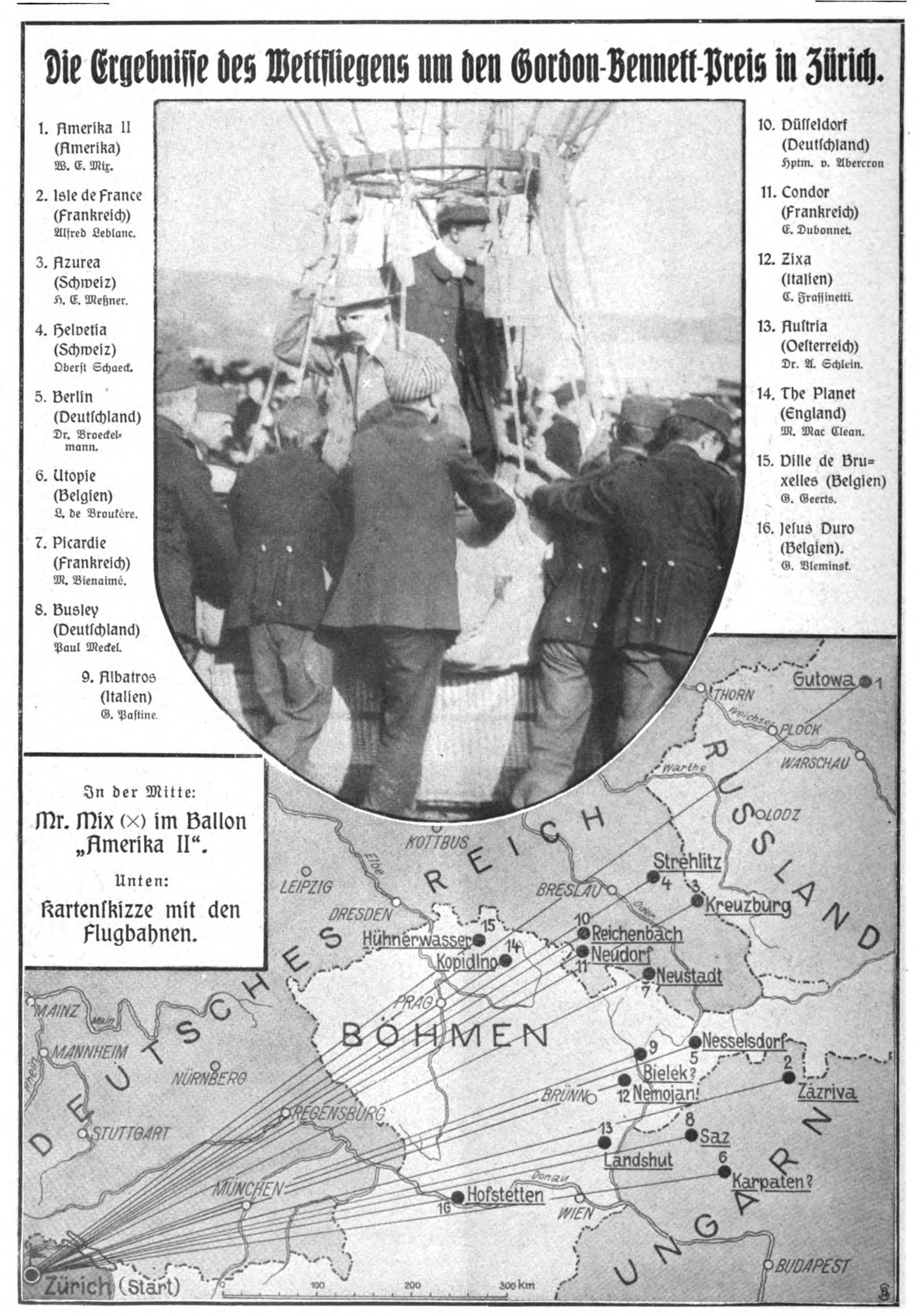
Generalleutnant z. D. Gerhard v. Pelet-Narbonne, bekannter militärischer Schriftsteller, † in Berlin am 11. Oktober.

Bilder vom Tage

Ein Wendepunkt im Kampf der Spanier gegen die Rifkabylen:

Die Besetzung des Guruguberges, des stärksten Bollwerks der Mauren.

Die Ergebnisse des Wettfliegens um den Gordon-Bennett-Preis in Zürich.



1. Amerika II (Amerika) W. E. Mix.
2. Isle de France (Frankreich) Alfred Leblanc.
3. Azurea (Schweiz) H. E. Meßner.
4. Helvetia (Schweiz) Oberst Schaeck.
5. Berlin (Deutschland) Dr. Broeckelmann.
6. Utopie (Belgien) L. de Brouckère.
7. Picardie (Frankreich) M. Bienaimé.
8. Busley (Deutschland) Paul Meckel.
9. Albatros (Italien) G. Pastine.
10. Düsseldorf (Deutschland) Hptm. v. Abercron
11. Condor (Frankreich) E. Dubonnet.
12. Zixa (Italien) C. Frassinetti.
13. Austria (Oesterreich) Dr. A. Schlein.
14. The Planet (England) M. Mac Clean.
15. Ville de Bruxelles (Belgien) G. Geerts.
16. Jesus Duro (Belgien). G. Vleminsk.

In der Mitte:
Mr. Mix (×) im Ballon „Amerika II".
Unten:
Kartenskizze mit den Flugbahnen.





Hofphot. Rumbler. Hofphot. Held.

Karola Feodora Prinzessin von Sachsen-Meiningen. **Wilhelm Ernst Großherzog von Sachsen-Weimar.**

Zur Verlobung auf Schloß Altenstein (Sachsen-Meiningen).



Ehrung eines großen Historikers:

Die Enthüllung des Denkmals für Heinrich von Treitschke im Vorgarten der Berliner Universität.

Spezialaufnahme für die „Woche".

Von der Hudson-Fulton-Feier in Neuyork:

Commander Peary, der erfolgreiche Nordpolfahrer, und seine Gattin an Bord der „Roosevelt“

während der Flottenparade.



Blitzlichtaufnahme eines Löwen, der sich einem toten Zebra nähert.

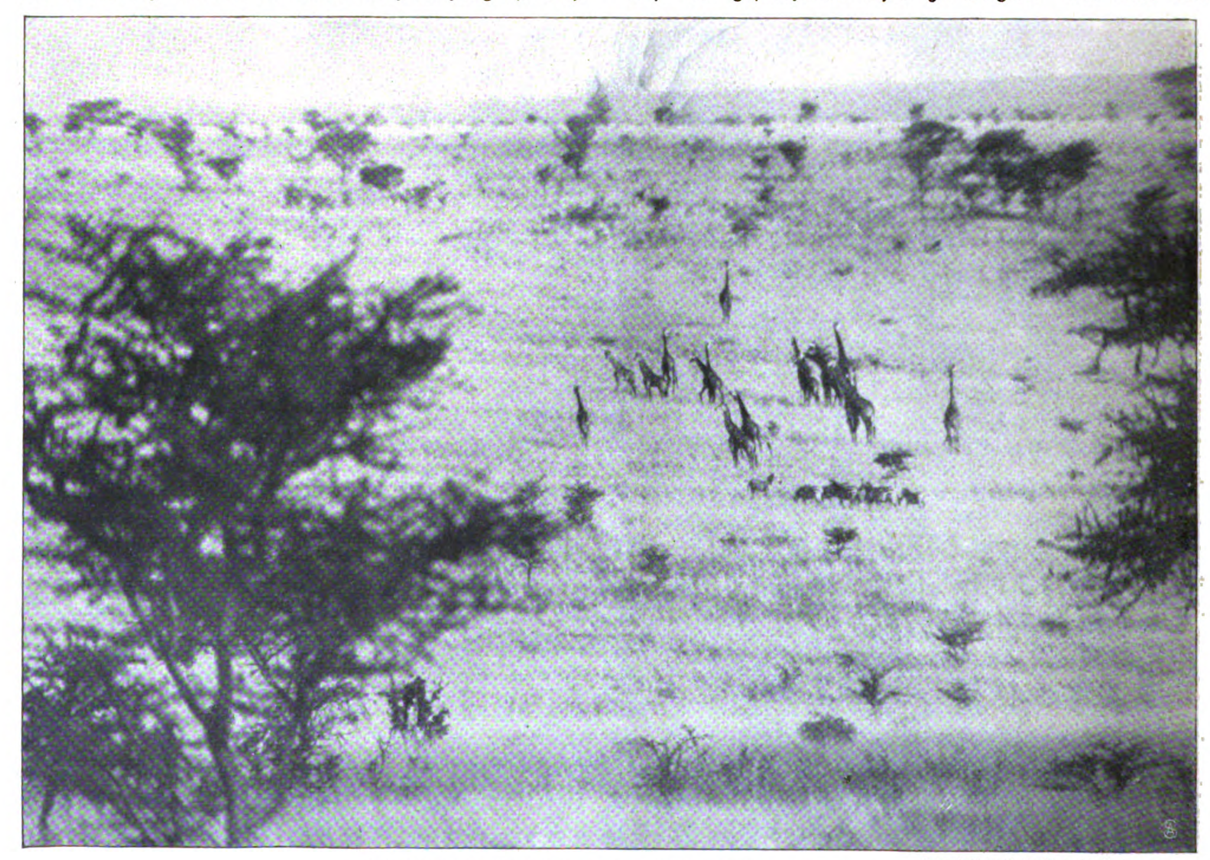
Der Eroberungszug der Kamera: Tierleben im Innern Afrikas.

Der größte Reiz und in vielen Fällen auch der wissenschaftliche Wert photographischer Wiedergaben beruht heute darin, dem menschlichen Auge Vorgänge und Bilder vorzuzaubern, die ihm bisher zu schauen nicht vergönnt waren. Eine sehr dankenswerte Aufgabe hatte sich kürzlich der Amerikaner A. R. Dugmore gestellt mit einem photographischen Eroberungszug in die ostafrikanische Wildnis. Wie glänzend er diese Aufgabe löste, beweisen unsere heutigen Bilder. Sie wurden gewissermaßen „auf dem Anstand erlegt“. Der Photograph

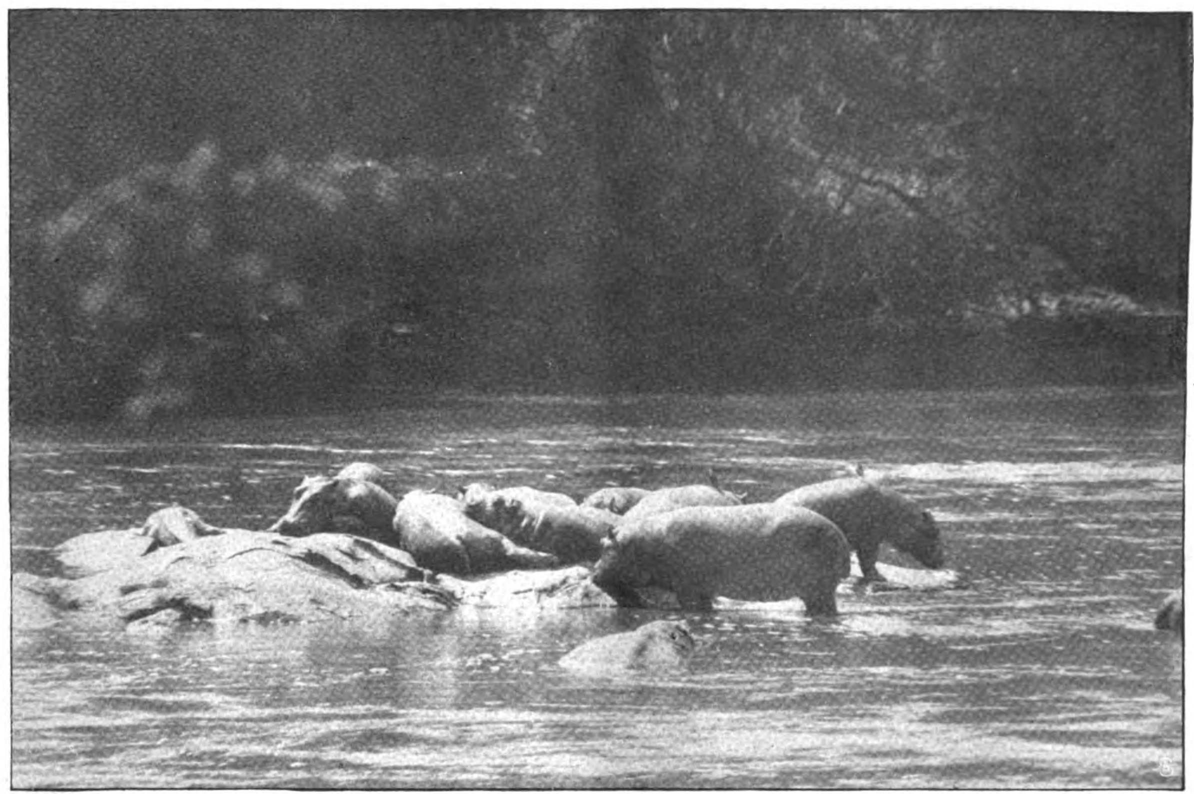


Ein Rhinozeros erblickt den Jäger und sichert.

versteckte sich nachts mit einem bewaffneten Begleiter in der Nähe einer Wasserstelle oder eines ausgelegten Tierkadavers und setzte, sobald er das Herannahen der wilden Tiere bemerkte, Blitzlicht und Kamera in Tätigkeit. Natürlich wurden die Tiere durch die plötzliche Lichterscheinung in höchste Aufregung versetzt. Der Löwe trollte unter lautem Gebrüll ab, um sich nach einiger Zeit wieder neugierig dem Ort dieses unerhörten Mirakels zu nähern, ohne jedoch einen ernsten Angriff auf den gefürchteten Spuk zu wagen. Ein Bild voll



Giraffenherde und Zebras im Flußgebiet des Tana.



Copyright in U. S. A. by A. R. Dugmore.

Flußpferde auf einer Sandbank im Tana (Brit.-Ostafrika).



Copyright in U. S. A. by A. R. Dugmore.

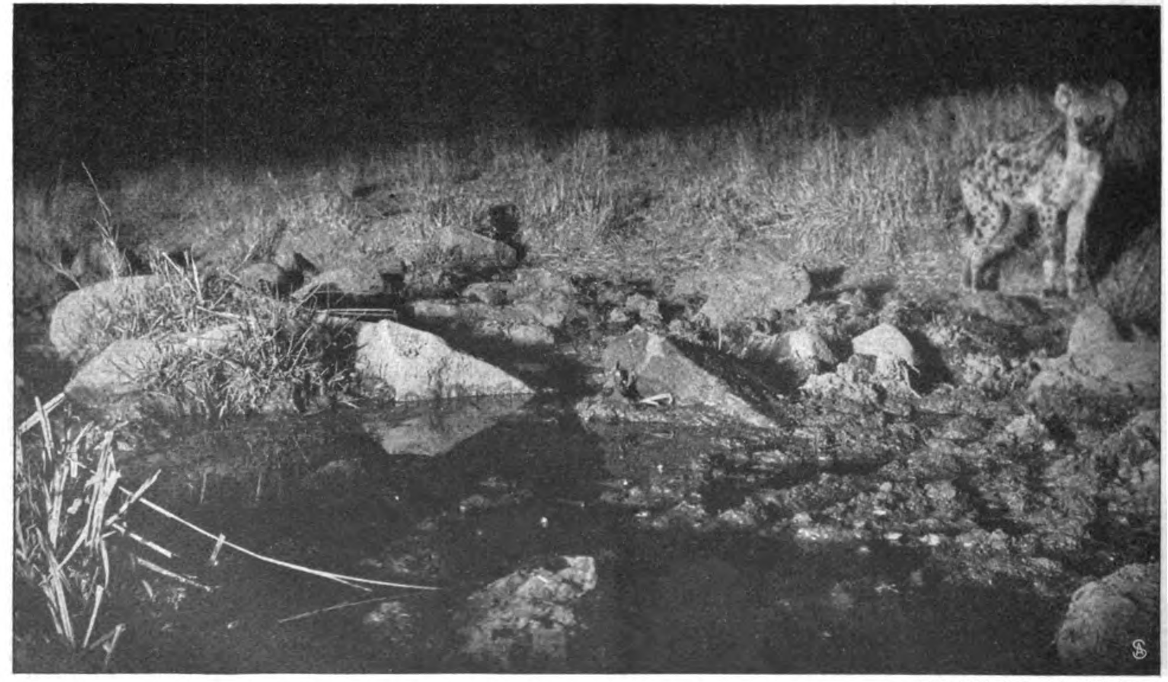
Blitzlichtaufnahme einer Hirschkuhantilopenherde an der Tränke.





Eine Herde afrikanischer Büffel.

nächtlichen Geheimnisses ist die Antilopenfamilie, die sich im Schutz der Dunkelheit behutsam zur Tränke schleicht. — Bei Tageslicht gelang es, der durch das hohe Tropengras ziehenden Büffelherde habhaft zu werden sowie des phlegmatischen Rhinozeros, das ganz gelassen der Kameraattacke standzuhalten scheint. Auch die Flußpferde, die sich auf einer Bank des Tanaflusses sonnen wollen, lassen sich in ihrem Wohlbehagen durch die Tätigkeit des Photographen wenig stören. Mißtrauisch dagegen funkeln die Augen der gefleckten Hyäne (Abb. unten) durch die Nacht. Ein wunderbares Bild bietet der Blick in die weite Ebene auf S. 1784, Giraffen und Zebras durchziehen in paradiesischer Ruhe die sonnendurchglühten Steppen des schwarzen Erdteils.



Die gefleckte Hyäne auf einem nächtlichen Raubzug. — Blitzlichtaufnahme.



Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

11. Fortsetzung.

Gedämpft drangen die Klänge einer Sonatine an Ottiliens Ohr, erweckten Kindheitserinnerungen in ihr, so daß sie plötzlich die alte Lehrerin wieder vor sich sah, die Felix in den Anfangsgründen des Klavierspiels unterrichtet hatte.

Die bekam fünfzig Pfennig für die Stunde und trank den Kaffee mit. Ottilie schnitt dann die Butterstullen immer besonders dick und legte meist noch unter irgendeinem Vorwand etwas kaltes Fleisch vom Mittag darauf.

Sie liebte die kleine vertrocknete Lehrerin, die immer wieder versicherte: „Felixchen ist ein Genie. Bald hat er mich überholt."

Und von ihrem bißchen Geld brachte sie dem Knaben immer etwas zum Naschen mit: ein Stückchen Schokolade oder Fruchtbonbons und in der Weihnachtzeit ein paar Marzipankartoffeln. Eines Tags blieb sie aus. Sie war gestorben, leicht und sanft an einem Herzschlag. Felix hatte damals seine erste „Komposition" geschrieben: einen Trauermarsch, den er dem Andenken „seiner lieben Lehrerin" widmete. Er war da zehn Jahre alt gewesen.

„Es wird wohl musiziert?" fragte Ottilie Frau Jonas.

„Ja, der Herr Stratzky spielt viel. Er ist ein Kollege von Ihrem Herrn Bruder. Der gibt auch meiner Ältesten Unterricht, und im Anfang hat auch Herr Frank viel gespielt."

„So . . . und jetzt?"

Ottiliens Herz fing wieder an, unruhig zu schlagen.

„Ach, wo hat er denn Zeit! Den ganzen Tag in der Bank und abends in Gesellschaft. Und dann die Aufregungen an der Börse! Wo soll da einer zur Musik kommen? Mein armer Mann hatte recht: ‚Frau', sagte der, ‚wenn einer erst an der Börse spielt, dann is er verloren für alles, was ihm sonst lieb war im Leben.'"

Sie merkte es nicht in ihrer Geschäftigkeit, daß Ottilie bleich geworden war bis in die Lippen.

„Was man alles so erlebt, gnädiges Fräulein! Vorige Woche dachte ich, der kleine Herr Stratzky würde — sich was antun. Beinahe fünfhundert Mark hatte er bei seinem ewigen Spekulieren verloren! Wie 'ne Leiche kam er an. ‚All mein Gespartes geht drauf', rief er immerzu und weinte wie ein kleines Kind. Ich brachte ihm 'nen Schluck Wein und Baldriantee und steckte ihn ins Bett. In der Nacht sah ich nach ihm, drei-, viermal. Da saß er immer aufrecht in den Kissen und stöhnte: ‚Frau Jonas, all mein Erspartes geht drauf, all mein Erspartes!' Ordentlich angst konnte einem werden! Na, seit gestern ist er wieder ganz vergnügt. Hat ein neues Papier gekauft und hofft nu, alle Verluste einzubringen. Aber was das so für'n Leben ist."

Sie schauderte zusammen.

„Und mein Bruder spielt auch an der Börse", sagte Ottilie plötzlich unverhältnismäßig laut, mit krampfhafter Deutlichkeit und so ausdruckslos wie nur möglich.

Frau Jonas wurde unruhig. Wenn sie nur den guten Mieter nicht verlor durch ihre dumme Geschwätzigkeit. Was gingen sie schließlich all die fremden Menschen an? Sie hatte an sich zu denken, an ihre Kinder, an ihren Mann.

„Kann sein. Der Herr Frank macht's wie die andern. Aber mächtiges Glück hat er dabei. Sehen Sie doch, wie fein er alles hat. Mein lieber Gott — der eine hat eben Glück, der andere Pech, und Ihr Herr Bruder heißt doch Felix. Ist schon von guter Vorbedeutung."

Sie atmete erleichtert auf, als es zweimal hintereinander klingelte.

„Da. Jetzt ist er aufgewacht. Ich werd ihm gleich sagen, daß Sie da sind."

Aber Ottilie gab ihr kaum Zeit, sie anzumelden. Sie stand vor Felix' Bett, ehe noch die Jalousien völlig in die Höhe gezogen waren.

„Nanu, Tille . . . was ist los?"

Sie scherzte.

„Langschläfer! Ich wollte nur mal nachsehn, was du machst, ich fürchtete schon, dich nicht mehr zu treffen, und nun bist du noch zu Bett!"

Im Zimmer roch es angenehm nach feiner Seife, starker Toiletteneffenz und guten Zigaretten.

Frau Jonas brachte ein Tablett mit dem Frühstückstee.

„Noch eine Tasse, Frau Jonas, nicht wahr, du trinkst mit, Tille?"

Ottilie warf den Umhang ab und strich die Brötchen. Sie sah, wie er mit blitzenden, gesunden Zähnen in die knusperige Rinde biß, wie er behaglich in großen Zügen den Tee dazu schlürfte, und sie wagte es nicht, sein Behagen zu stören durch ungeschickte Fragen.

Nur ihre Hand glitt liebkosend über die Decke, unter der sich die schlanken, sehnigen Glieder abzeichneten.

„Ekelhaftes Geklimper", murmelte er plötzlich und warf einen Blick nach der Tür. „Da vergeht einem jede Lust an der Musik, wenn man das hört!"

„Du spielst wohl wenig, Felix?"

„Gar nicht."

Er sagte das ganz unbefangen. Seine Musik war der Schwester früher immer eher ein Dorn im Auge gewesen, eine besorgniserregende Hemmung seines normalen Lebensweges.

Er verstand es nicht, warum sie ihn aus großen Augen so traurig und vorwurfsvoll ansah.

„Aber die Stunden nimmst du doch noch bei Professor Kramer?"

Er streckte die Hand aus nach einem silbernen Etui, das auf dem Nachttisch lag, und rauchte eine Zigarette an.

„Ja, natürlich . . . das heißt . . . in den letzten Wochen, da war es sehr unregelmäßig."

Ottilie sah ihn nicht mehr an. Das befangene Lächeln



huschte wieder um ihre Lippen, mit dem sie Sorge und Angst immer zu verbergen suchte.

„Wie ist das möglich, Felix. . . . Deiner Musik wegen bist du ja nur nach Berlin gekommen?"

„Selbstverständlich. Nun stellt es sich aber heraus, daß mir gerade dafür wenig Zeit bleibt."

Schon hörte sie die aufkeimende Ungeduld aus seiner Stimme, sah die nervöse Bewegung, mit der er die Asche am Tassenrande abstreifte. Trotzdem wurde sie dringlicher.

„Aber das ist doch die Hauptsache, Felix . . ."

Er richtete seine Augen groß und verwundert auf ihr hageres Gesicht mit dem sorgenden Mutterausdruck. Leiser, kalter Spott lag in seinen Worten.

„Seit wann, Tille, ist das die Hauptsache für dich?"

Ottilie nestelte verwirrt an ihrer glatten silbernen Brosche und suchte eine Entgegnung, die sie nicht fand.

„Warst du es nicht, Tille, die mir immer predigte, ich dürfe nicht daran denken, blind darauf loszustudieren, ich müßte gleichzeitig eine materielle Basis haben, Geld verdienen . . .? Warst du denn nicht glücklich, daß ich die Stellung in der Bank bekam, dachtest du dabei an meine Musik? Ach, laß das doch! Du hast es gut gemeint. Aber du weißt nicht, wie in Wirklichkeit alles aussieht. Man kann nicht zwei Herren dienen — das geht nicht."

Er rückte sich in den Kissen zurecht und stieß den Rauch von sich, heftig und abwehrend.

Ottilie blieb am Bett sitzen, die Hände im Schoß gefaltet. Wie ein Kind, das sich von der schützenden Hand losgerissen, die ihn an einen Abgrund geführt, um ihm Blumen zu zeigen — so kam ihr der Bruder vor. Sollte sie ihn zurückrufen, und würde ihr lauter Ruf ihn nicht mehr erschrecken, ihn noch sicherer in den Abgrund stürzen, als wenn sie sich ihm heimlich näherte, ihn wie von ungefähr an einem Zipfel seines Gewandes faßte und, ohne daß er es merkte, ihn mit kräftiger Hand festhielt, ihn rettete vor dem todbringenden Absturz?

Sehr gleichgültig sagte sie: „Du magst recht haben, Felix — das alles überdenkt man ja nicht gleich im Anfang. Aber deine alte Tille weiß Rat . . ."

Sie lächelte wieder, ohne sich an die Unruhe zu kehren, die ihn sich aufrichten ließ, mißtrauisch und zur Abwehr bereit.

„Gib die dumme Bankstellung auf, Felix. Du kannst es ruhig tun. Ich will für dich . . . ich will alles für dich übernehmen — solange du mit der Musik nichts verdienst. Du darfst dich nicht zerstreuen, darfst dich nicht von deinem Wege abbringen lassen. Nicht wahr, Felix, das ist ganz einfach. Du brauchst auch gar nicht bei mir zu wohnen, kannst ruhig hier im Zimmer der Frau Jonas bleiben. Wenn du was dazu verdienst mit einigen Stunden — um so besser. Aber anstrengen brauchst du dich nicht. Für dein bißchen Leben und den Unterricht bei Professor Kramer langen meine Ersparnisse noch. Und besser können sie nicht angelegt werden, wirklich nicht!"

Sie suchte seine Hand, bittend und angstvoll. Die seine glühte wie im Fieber, und er entzog sie ihr mit hastiger, nervöser Gebärde. „Tille, ich glaube, du bist verrückt! Deine Ersparnisse soll ich annehmen? Aber woher weißt du denn das, daß ich etwas erreiche? Denn aufs Erreichen kommt's an, Tille — nicht auf das, was man in sich fühlt. Ich wollte, du hörtest mal den Paul, du hörtest die Leute, die bei ihm sind . . .! Zum Erreichen gehört noch was anderes als Talent, noch mehr als ‚das bißchen Leben'! Ich bin auch nicht zwanzig Jahre mehr, bin auch nicht unbekannt mehr in Berlin. Soll ich plötzlich wieder untertauchen in mein Nichts, um vielleicht nie, nie mich da herauszufinden? Wer kennt mich dann noch? Wer bin ich dann noch? Laß mich meine Wege gehen, Tille. Was in mir noch lebt an Musik, das geht nicht unter! Wenn ich auch ein paar Jahre warte, ehe ich es pflege. Jetzt kann ich nicht kehrtmachen, jetzt bin ich in einem drehenden Kreise und muß mich mitdrehen, wenn ich nicht herausgeschleudert werden will, um noch tiefer zu fallen, als ich je war!"

Ottilie fand die Festigkeit wieder, wo sie offenen Widerstand sah, und die Bitterkeit wuchs in ihr, daß sie sich so lange hatte täuschen lassen.

„Gut," sagte sie herb, „geh deine Wege."

Sie stand auf und sah sich nach ihrem Umhang um.

Er streckte die Hand nach ihr aus.

„Tille . . ."

Sie sollte nicht im bösen scheiden. Er konnte ihr doch nun mal nicht alles so genau erklären.

„Nein, Felix, das brauchst du ja auch gar nicht. Du bist selbständig. Was brauchst du mich . . . meine paar Groschen — die reichten ja doch nicht einmal für deine Wäsche!"

Mit hartem Druck klappte er das Zigarettenetui zu. „Du wirst kleinlich, Tille."

Es schmerzte sie nicht in diesem Augenblick. Vielleicht war sie auch kleinlich. Sie verstand ihn nicht, und das Leben verstand sie auch nicht, wie er es sah. Sie griff in die Tasche nach ihren Handschuhen. Dabei fiel der glitzernde Armreif auf den Teppich und kollerte über ihn hinweg, bis er mit blechernem Klang auf dem Parkett liegenblieb.

„Verzeih, Tille, ich kann's dir jetzt nicht aufheben. Ein Armband? Zeig her."

Noch etwas rot vom Bücken gab sie ihm den Reif, sah an ihm vorbei und streifte hastig die Handschuhe über.

Kopfschüttelnd betrachtete Felix das Schmuckstück. Als er sich vor ein paar Tagen von Stieber hatte verleiten lassen, ein kleines Tingeltangel zu besuchen, und dann mit ihm in der Nähe des Halleschen Tores in einem Nachtlokal eingekehrt war, hatte ein junger Bursche genau solche Armbänder zum Verkauf angeboten. Sie waren völlig gleich in der Form, nur die Farbe der eingesetzten falschen Steinchen wechselte. Jedes Armband kostete drei Mark, obwohl es kaum eine Mark wert war. Die Dinger gingen rasend ab.

Aus Ulk hatten sie sich mit dem Verkäufer in ein Gespräch eingelassen und ihm zum „guten Geschäft" gratuliert. Grob hatte er geantwortet: „Der Alte macht 'n jutes Jeschäft! . . . Aber wir müssen uns for die paar Prossente de janze Nacht um de Ohren schlagen — det nennen se een jutes Jeschäft!" . . . Sie gaben ihm ein Glas Bier, und danach taute er ganz auf.

„Zweemal dürfen wir uns ja in det selbe Lokal nich blicken lassen. Mit faule Appel schmeißen se uns! Am nächsten Tag werden die Dinger ja schwarz — na, wenn die Weiber dumm sind . . . Jeld muß rollen!"



Und dann war er lachend hinausgegangen, während die „Kavaliere" mit Selbstbewußtsein auf ihre geschmückten Damen blickten.

„Von wo hast du das?" fragte Felix.

„Papa gab mir's heute früh."

Felix unterdrückte kaum ein Lächeln. Jetzt wurde der Vater gar Lebemann und spielte den Schwerenöter in solchen Lokalen!

„Wir sind doch unverbesserlich, wir Franks, was glitzert, das müssen wir haben. Gelt, Tille?"

„Ach du."

Sie gab ihm einen leichten Backenstreich. Er lachte und hielt ihr die andere Wange hin.

Aber ihr war so weh und schwer ums Herz, daß sie ihn am liebsten an beiden Schultern gepackt und gerüttelt hätte, bis er zur Besinnung kam und das abscheuliche Lachen ließ, das sie mehr schied als jedes noch so heftige Wort.

Frostig gab sie ihm die Hand. „Laß dir's gut gehn, Felix."

„Adieu, Tille. Dank für deinen Besuch."

Noch bevor sie draußen war, rauchte er eine neue Zigarette an. Mißgestimmt starrte er den blauen Rauchwölkchen nach.

Er verstand plötzlich den Bruder. Verstand es, daß er sich losgelöst hatte von der Fennstraße. Es war doch immer nur drückend und beängstigend, was von dort kam.

Er warf einen Blick auf seine flache goldene Taschenuhr. Halb zwölf. Mit einem Ruck schlug er die Decke zurück und ließ die Füße auf den dünnen Teppich herab. Um halb eins war Lunch.

Und die Stunde des sonntäglichen Lunchs war das einzige, was beim Bruder mit fast militärischer Pünktlichkeit eingehalten wurde.

*

In der Rankestraße hatte das gesellschaftliche Leben einen Aufschwung genommen, wie selbst Frau Mara es kaum noch für möglich gehalten hätte.

Zwischen ihrem Manne, dessen Ruhm jetzt auf dem Höhepunkt seiner Entfaltung stand, und der Tochter, deren aufblühende Schönheit eine neue und gefährliche Anziehungskraft bildete, behauptete Frau Mara tapfer ihre schwierige Stellung.

Sie ließ sich täglich massieren, um die bedrückende Enge des Korsettpanzers leichter zu ertragen. Küche und Keller waren auf täglichen Besuch eingerichtet. Sie stand dem Hause mit der Routine einer schönen Hotelwirtin vor, ehrte die Gäste durch Anlegen kostbarer Toiletten, achtete darauf, daß die Gläser nicht leer blieben, begleitete das Gewirr flimmernder Gespräche mit der äußeren Anteilnahme eines stereotypen Lächelns und begnügte sich für ihre Person völlig mit dem Handkuß, den die Herren ihr, der Frau des Hauses, beim Kommen und Gehen auf die duftend mollige Hand drückten.

Sie war nicht ohne Stolz auf Pieps' Erfolge in der Gesellschaft, witterte in jedem jungen Manne eine — „Partie" und protegierte alle jene, die sich in begeisterten Schwärmereien und mit leisen Andeutungen an ihr mütterliches Herz wendeten.

Sie ärgerte sich, daß Pieps so völlig ungerührt blieb von der Wolke anbetender Verliebtheit, die sie umgab, ärgerte sich noch mehr über ihren Mann, der allen ihren Anspielungen entweder eisige, kalte oder irritierende Abwehr entgegenbrachte.

„Ach, du bist ja nicht recht klug! Der — und Pieps! —"

Frank Nehls hatte dabei eine so ausdrucksvolle Bewegung mit den Schultern, als hätte sein Chauffeur um Pieps angehalten.

Einmal erklärte er sehr scharf: „Tu mir den Gefallen und kümmere dich nicht um Pieps' Heirat!"

Frau Mara stand in ihrem eleganten Plüschschlafrock in seinem Arbeitzimmer, mit dem Rücken gegen das Fenster, und ihre Augen röteten sich vor Kränkung. „Ich bin doch die Mutter, Paul . . . ich hab das Kind unter Schmerzen geboren!"

Diese Schmerzen wurden von ihr in großen Augenblicken immer und immer wieder aufgetischt. Aber Frank Nehls blieb ganz unempfindlich dafür. Er verlangte ja auch kein Mitleid für seine Arbeitswehen. Schmerzen gehörten nun einmal zum Mutter- wie zum Künstlerberuf.

Ihm war die Geselligkeit in seinem Hause der Ausdruck seiner gesteigerten Lebensfreude. Seine Frau sah darin nur Gelegenheitsmacherei. Er kannte die jungen Leute, die sich mit methodischer Pünktlichkeit zu den Sonntagsrouts drängten. Sie überschätzten alle seine Verhältnisse, und ihre Wünsche entsprangen ihrer Eitelkeit.

Daß man sich in Pieps verliebte, hielt Frank Nehls für selbstverständlich, daß man aber daran denken konnte, er würde sie einem „jener Herren" zur Frau geben — einfach lächerlich!

Und jedesmal, nachdem Frau Mara seufzend und kopfschüttelnd sein Zimmer verlassen hatte, empfand er das Bedürfnis, Pieps um sich zu haben, lebhafter und stärker.

Er ging dann hinüber in ihr Zimmer mit den weißen Lackmöbeln und den resedafarbigen, seidenen Überzügen. In der alkovenartigen Vertiefung stand das schmale Bett, ganz weiß unter den englischen weißen Mullvorhängen, die seitwärts mit resedagrünen, breiten Seidenbändern gerafft waren. Vom zierlichen weißen Toilettetisch mit den silbernen Büchschen und rosa Kristallschalen wehte ihm ein feiner Irisduft entgegen. Auf dem kleinen Schreibtisch, an dem Pieps bisher nur Einladungen, offizielle Gratulations-, Kondolenz- und Dankbriefe auf elegantem Karton geschrieben hatte, stand sein Kniebild in geschnitztem Elfenbeinrahmen. Auf zwei hängenden weißen Lacketageren waren die Klassiker in hellen, goldgepreßten Einbänden aufgestellt, und auf dem sechseckigen Tischchen, das seitwärts neben einem Récamiersofa stand, und das eine hohe Vase mit Veilchen und Mimosen trug, lagen ein paar moderne Romane und eine französische Zeitschrift.

„Kommst du mit reiten, Pieps?"

Sie flog ihm an den Hals mit schmetterlinghafter Leichtigkeit, voll inniger Zärtlichkeit ihre kühlen Wangen an seinen Mund pressend.

Und er wagte es kaum, sie an sich zu drücken, so duftig, unberührt, so blumenhaft zart lag sie an seiner Brust.

„Na, dann zieh dich schnell um."

Sie schlüpfte in ihr kleines Toilettenzimmerchen nebenan; und während auf ihr Klingelzeichen die Jungfer herbeilief, um ihr beim Anziehen behilflich zu sein, ging Frank Nehls mit auf dem Rücken verschränkten Armen auf dem hellgrauen Teppich mit lavendelfarbigem Medaillon auf und ab.



Er nahm eine Zigarette von Pieps' Schreibtisch, rauchte sie aber nicht an. Als wollte er die Luft einatmen, wie sie sich ihm beim Eintreten so schmeichelnd und erfrischend um die Schläfen gelegt hatte. Mit unbewußter Zärtlichkeit glitten seine Augen über all die hübschen Gegenstände, die den Aufenthalt seines Kindes hier rahmten. Dann blieb er vor seinem Bilde stehen. Lange. Nachdenklich.

Es war kaum drei Jahre alt. Aber es mutete ihn fremd an, beinahe unangenehm in dem sieghaften und dabei leeren Ausdruck des Gesichtes. Sorglich hatte der Photograph jede tiefere Falte, jeden schärferen Zug wegretuschiert — ihm nur die leere Maske des „interessanten Kopfes" gelassen, wie sie sich dem Publikum eingeprägt hatte, für das die Individualität der Physiognomie nur in der geometrischen Linie besteht.

Ekelhaft! dachte Frank Nehls. Scheußlich!

So ging es ihm mit jedem älteren Bilde von sich. Er hatte keine Pietät für den Werdegang seiner Entwicklung. Nur das Bestehende hatte Wert für ihn. Und so war er sich immer neu, fühlte sich immer als ein anderer, schaffte weiter ohne Tradition, ohne jeden Respekt vor dem bereits Geschaffenen.

Er lächelte bereits über den „Dreikampf", ärgerte sich, wenn Ada Moll immer wieder auf die Vorzüge des Stückes zurückkam und sich kritisch abwartend zu der neuen Arbeit stellte.

Sie kannte alles von ihm. Jede Zeile, die er jemals geschrieben. Sie fühlte — mit dem „Dreikampf" hatte er sich zu dem Wege durchgearbeitet, auf dem weiterschreitend er noch viel Wertvolles — wenigstens für den Tag, für das Jahr Wertvolles — schaffen konnte.

Sie begriff es nicht, warum er diesen Weg verließ, verstand es nicht, daß es gerade ihre künstlerische Persönlichkeit war, die ihm unbewußt den für ihn falschen Weg wies.

„Fühlst du denn nicht, daß alles, was ich jetzt schreibe, ernster, tiefer, literarischer ist?"

„Es liegt Ihnen nicht", sagte sie unbedacht.

Da hatte er sie bei den Schultern gepackt in seinem ungezügelten Temperament, hatte sie geschüttelt, wie man einen ungezogenen Jungen schüttelt, der verstockt und eigensinnig die selbe dumme Antwort gibt.

„Du bist borniert, wenn du das nicht verstehst, idiotisch bist du! Eine ekelhafte Komödiantin wie die anderen! Billige Effekte willst du haben, verstehst du, um dir deinen billigen Erfolg herauszuschlagen!"

Leichenblaß war er damals gewesen, so zornig, daß er sie hätte schlagen mögen!

Sie hatte sich dann an den Schreibtisch gesetzt und nochmals die mit kritzlicher Schrift bedeckten Blätter gelesen, stumm, ernst.

Und er war stundenlang auf und ab gegangen. Stundenlang. Vom Flügel zur Bibliothek, von der Bibliothek zum Flügel. Manchmal mit der Fußspitze hatte er die Schleppe ihres Tuchrockes gestreift, sie wütend fortgeschleudert und war doch immer wieder ganz nahe an ihr vorbeigegangen, hatte mit einer gewissen Wollust das feine Gewebe mit seinen Stiefeln zertreten.

Und sie hatte den Rock nicht zurückgezogen, wundervoll gleichgültig — gegen sich, gegen die schmerzenden Schultern, das verdorbene Kleid. Nun da er endlich hinter ihr stehengeblieben war, hatte sie sich umgewendet zu ihm, hatte die großen schlanken Hände auf seine Arme gelegt und gesagt: „Vielleicht waren Sie nie so ehrlich wie in dieser neuen Arbeit. Ich wollte, ich dürfte die Blätter für mich behalten. Sie wären mir das Wertvollste, was mir von Ihnen kommt."

Da hatte er sich über ihren Arm gebeugt und ihre Hände geküßt und nicht weiter gefragt. Denn er fürchtete, daß jedes weitere Wort zerstören könnte, was diese Worte ihm gegeben hatten.

Und nun packte sie ihn wieder, die heiße, unbezwingbare Sehnsucht nach Ada Moll. Sie packte ihn mitten in dem kühlen, irisduftenden Zimmer seines Kindes, packte ihn mit einer Gewalt, die ihm den Herzschlag hemmte, ihm jeden Blutstropfen aus dem Gesichte jagte.

„So, Papa, da bin ich. Aber, Papali, was ist dir . . .?"

Erschreckt fuhr Pieps mit der schlanken, frischen Hand nach der Stirn des Vaters. Sie schmiegte sich an ihn, noch zärtlicher, ganz ängstlich: „Du arbeitest zu viel, nicht wahr . . . Papa . . .? Du mußt nicht so viel arbeiten."

Sie drängte ihn auf den kleinen leichten Stuhl und ließ sich auf die Knie vor ihm nieder. Der kokette Reiterstiefel aus schwarzem Lack mit dem blitzenden Sporn lag frei unter dem Saum des dunkelgrauen knappen Reitkleides.

„Wir sind doch jetzt reich, Papali, du brauchst nicht zu arbeiten!"

Sie legte ihre weichen Lippen auf seine Hände und sah das Lächeln nicht, das um seine Mundwinkel zuckte.

Er neigte sich zu ihr hinab, sanft und gütig.

„Glaubst du, Pieps, man schafft nur, um Geld zu verdienen", fragte er leise.

Pieps sah den Vater vor sich, wie er nervös und abgearbeitet am Schreibtisch gesessen, mit bebenden Nerven wehrlos den Zufälligkeiten des Tages preisgegeben war, wie er sich in fieberhafter Erregung alle Möglichkeiten des Erfolges und Mißerfolges ausgemalt hatte, und ihre hellen, strahlenden Augen wurden fast dunkel.

„Ich weiß nicht, Papa, wie es bei andern ist. Aber du — du arbeitest für Geld. Damit wir's gut haben, Mama und ich. Und weil wir so schrecklich viel Geld brauchen . . ."

Frank Nehls nickte.

Ja . . . so etwas Ähnliches mochte er wohl einmal gesagt haben. Aber das war es nicht, was er hören wollte — jetzt nicht.

„Glaubst du nicht, Pieps, daß, wenn wir Geld hätten — ich meine, wenn wir wirklich reich wären — ich dennoch arbeiten würde, weil . . . weil mir die Arbeit an sich Freude machen würde, weil ich das Gefühl hätte, ich müßte etwas Schönes schaffen . . . ?"

Pieps schüttelte heftig den Kopf.

„Für wen, Papa?"

Wie eine lange, spitze Nadel, so senkte sich diese Frage in Frank Nehls' Ohr: Für wen?

Er sah einen großen Schreibtisch in einem hellbraunen Zimmer, eine große, schlanke Frau, die mit weißen, kraftvollen Händen seine beschriebenen Blätter umschloß . . .

Und er sagte streng, zurechtweisend: „Für mich selbst, Pieps."

Sehr groß stand der Vater plötzlich wieder vor ihr, beinahe erhaben hoch über all den kleinen Menschen, die sich um ihn drängten, und die nur immer von Erfolgen und Chancen, Beziehungen und Geld sprachen.



Pieps streichelte mit ihrer Wange des Vaters Hand.

„Das verstehe ich“, sagte sie sehr leise.

Es war wundervoll, etwas für sich zu haben — ganz für sich. Das Feinste und Beste von sich — ganz für sich.

Ein rosiger Hauch lag über ihrem Gesicht, ihre Augen hatten einen leuchtenden und doch verschämten Glanz.

„Nicht wahr, Papa . . . ich denke es mir so — es ist dir ganz gleichgültig, was die andern dazu sagen und denken, ganz egal, ob's wird, oder ob's nicht wird, daß du es in dir hast so schön, und daß du es immer wieder fühlst, daß es in dir ist.“

Frank Nehls horchte auf.

Etwas Ungewohntes waren ihm solche Worte bei Pieps, auch der Ton war ihm fremd, in seiner leichten, bebenden Schwingung.

„Sieh mich mal an, Pieps . . .“

Aber sie sprang auf, lachte schon wieder und umhalste ihn von rückwärts mit ihren schlanken Armen, die am Handgelenk von einer engen weißen Manschette umschlossen waren.

„Nun wollen wir reiten, Papali . . .“

Und obwohl ihm die Lust vergangen war, fügte er sich ihrem lachenden Willen.

Er beobachtete sie, wie sie neben ihm ritt in der äußersten Korrektheit eines stilvoll englischen Trabs, lässig und nervig in der souveränen Beherrschung ihres Pferdes.

Es war wieder ihr kühles, prinzessinnenhaftes Wesen voll Anmut und Grazie, das ihn immer wieder so bezauberte, ihr auch im Hause der Prinzessin Arnulf jene gesonderte Stellung gab, auf die er so viel Wert legte aus dem ehrgeizigen Parvenütum seiner Natur heraus.

Aber diesmal war sein Blick prüfender als sonst, beinahe mißtrauisch. Die Beflissenheit des Direktors vom Tattersall, des Stallmeisters verursachten ihm Unbehagen. Die bewundernden Blicke, die Pieps galten, ärgerten ihn.

Sie ritt öfter als er, war vertraut mit den Namen der Abonnenten und erkundigte sich nach gewissen Pferden.

Der Direktor ritt gerade einen Hengst zu, den Enzlehn sich vor vierzehn Tagen gekauft hatte.

Pieps verfolgte aufmerksam den Gang des temperamentvollen Tieres und hörte mit unbegreiflicher Geduld zu, als der Direktor erzählte, wie gestern ein Baron Ziskyni dem Herrn von Enzlehn sein Pferd abkaufen wollte, aber Enzlehn getan hatte, als könnte er sich von dem Gaul nicht mehr trennen. Es war ja auch ein Prachtkerl, die Fesseln und der Rücken wie gegossen, allerdings mehr Temperament als Ausdauer, aber so ein rechtes Luxuspferd.

„Paß auf Kongo auf“, unterbrach Frank Nehls ungeduldig das Geschwätz.

Pieps lächelte und faßte die Zügel kürzer.

Nehls hatte genug für heute. Der pirouettierende Enzlehnsche Gaul machte ihn nervös.

Enzlehn irritierte ihn überhaupt in letzter Zeit. Kam jedesmal in die Loge, wenn Pieps im Theater war, wich nicht von ihrer Seite und versäumte kaum einen Lunch am Sonntag.

Das letztemal hatte er gefragt: „Wie kommt es denn, gnädiges Fräulein, daß man Sie nie bei der Prinzessin Arnulf sieht?“

Frank Nehls war ihm über den Mund gefahren: „Weil meine Tochter an den Dienstagen dort nicht verkehrt und Sie wohl kaum Freitags in der Hardenbergstraße sein dürften.“

Enzlehn kniff die Augen zusammen.

„Freitags? Nein . . . allerdings.“ Da war er immer im Klub.

Er gab sich den Anschein, als ahnte er nichts von dem wesentlich anderen Charakter der Freitagsempfänge, und sprach mit Nehls in dem leicht ironischen Ton des gemachten Mannes, dessen Position kaum noch zu erschüttern ist.

„Haben Sie wieder bald was auf der Pfanne, Nehls? Ewig wird sich der ‚Dreikampf‘ auch nicht halten. Vorwärts . . . immer vorwärts! Publikum braucht Futter und die Ada Moll auch.“

Und je mehr Enzlehn drängte, desto nervöser wurde Frank Nehls. Er verbot Ada Moll, von seinem neuen Werk, das in seinen Grundzügen fertig dalag, zu sprechen.

Auf sie konnte er sich verlassen.

Enzlehn gab sich den Anschein, als hätte er einen neuen Autor entdeckt. Etwas „Kolossales“. Dann machte es ihm Spaß, zu sehen, wie Frank Nehls immer mehr aus seiner Reserve heraustrat und immer mehr verriet von seiner neuen Arbeit.

Daran erkannte er, wie sicher der Schriftsteller auf ihn zählte.

Frank Nehls war es immer, als verfolge Enzlehn noch ein anderes Ziel mit seinem irritierenden, kalten Spiel. Vor wenigen Monaten hatte er den Direktor vor dem Ruin gerettet, jetzt schien Enzlehn der Stärkere und hielt ihn fest gekettet an sich durch die Darstellerin, die er auf zehn Jahre an sein Institut gebunden hatte.

„Den Gaul hat er wohl aus dem Zirkus geholt“, rief Frank Nehls ärgerlich und ritt an dem tänzelnden Hengst vorbei aus der Bahn.

„Komm, Pieps, es wird Zeit!“

Er ließ ihr kaum Muße, sich abzukühlen und ihren üblichen Gang zur Box zu machen. Kongo und das Nachbarpferd streckten ihr wie zum Abschied den Hals entgegen, und sie gab jedem ein Stück Zucker vom flachen Handteller.

„Wem gehört nu wieder das Biest“, fragte Frank Nehls, indem er mit dem Stock auf die Nebenbox deutete.

„Das ist die Hella vom Baron Ziskyni“, sagte der Stallbursche.

Pieps aber bückte sich rasch, um die Schleppe ihres Kleides zu raffen.

* * *

Mitte März las Frank Nehls sein neues Stück dem Direktor des „Künstlerischen Theaters“ vor. Sie saßen zu dreien in dem hellbraunen Wohnzimmer Ada Molls, nach dem Frühstück beim schwarzen Kaffee.

Frank Nehls las gut und schwungvoll. Seine große Bühnenkenntnis half ihm das Wesentliche eindrucksvoll in den Vordergrund zu stellen. Ada Moll hielt ihre eiskalten Hände im Schoß gefaltet und sah kein einziges Mal auf.

Enzlehn rauchte eine Zigarette nach der andern, nippte bald vom Kaffee, bald vom Kognak, schenkte sich inmitten einer wichtigen Szene auch noch einmal vom Kognak ein, polierte sich während des zweiten Aktes die Nägel und setzte sich während des dritten auf den Klaviersessel, auf dem er sich hin und her drehte.

„Sie sind schon ganz heiser“, sagte er, als Frank Nehls den blauen Deckel über den Manuskriptblättern zudeckte.



Dem Schriftsteller war es gleichgültig, was nun folgen würde.

Er hatte beim Lesen vergessen, warum und vor wem er las. Es war eine der glücklichsten Stunden seines Lebens gewesen. Er hatte das Künstlerischste von sich gegeben, was er in den zwanzig Jahren geschaffen hatte. Dieses Bewußtsein erfüllte ihn und erhob ihn über das Ungewisse der Entscheidung.

„Es ist das Schönste, was Sie geschrieben haben", sagte Ada Moll langsam und sehr deutlich.

Enzlehn sah auf die Uhr.

„Zwei Stunden beinahe — und das fast ohne eine Minute Pause! Donnerwetter! Das verlangt Striche!"

Frank Nehls schob die Blätter von sich, kam zur Wirklichkeit zurück und empfand die Impertinenz.

„Wenn ich es Ihnen gebe, heißt es . . !"

Enzlehn lächelte kaum merklich. Es stieg dem Schriftsteller siedend heiß in die Schläfe. Enzlehn lenkte ein — durch einen Scherz: „Sie werden doch nicht . . . ! Na, wir sprechen noch darüber. Heute abend sehen wir uns doch im Klub?"

Ada Moll stand auf, erregt, mit zuckenden Lippen.

„Das ist alles, was Sie zu sagen haben?"

Enzlehn nahm einen Handspiegel in schwerem Lederrahmen, der unter ihm auf dem Tisch lag, und richtete seinen violetten Schlips mit der großen schwarzen Perle im Knoten. „Über die Zeit ästhetischer Auseinandersetzungen sind wir doch hinaus, Verehrteste. Oder nicht?"

Es klang scharf und herausfordernd, wie er sich zu Frank Nehls wendete.

Da der Schriftsteller nicht antwortete, erhob er sich, wieder gleichmütig kühl und undurchdringlich.

„Also, wie gesagt, heute abend im Klub. Bis dahin laß ich mir noch alles durch den Kopf gehn. Aber auf Striche müssen Sie sich gefaßt machen . . ."

„Ja . . . ja . . . wir werden ja sehen. Vor September kommt's doch nicht heraus", antwortete Frank Nehls matt.

Augenblicklich war ihm alles egal. Nur müde war er, grenzenlos erschöpft.

Ada Moll brachte Enzlehn ins Entree. Sie fragte ihn nichts mehr, war beinahe feindlich gegen diese starre Geschäftlichkeit. Er drückte ihr leicht die Hand. Dann mit einem Kopfnicker gegen das Zimmer, aus dem sie gekommen waren, machte er mit der Hand die Bewegungen eines abwärts rollenden Steines.

„Aufpassen!" fügte er lakonisch hinzu.

Sie ging ihm nach bis zur Flurtreppe, fröstelnd mit ebenso unbeweglichem Gesicht wie er selbst: „Was meinen Sie damit?"

„Ich meine, den Stein, den er hinaufrollen will, der rollt mit ihm hinunter und, was noch schlimmer ist, bleibt dem Publikum im Magen liegen. Nur keine große Literatur, wenn man an die fünfzig ist und bis dahin ohne große Literatur Erfolg gehabt hat. Und wenn's noch so gut wäre — glauben tut's ihm keiner! Also aufpassen — lassen Sie ihn keine Dummheiten mehr machen."

Sie neigte sich über die Rampe, sehr blaß, mit harten Mundwinkeln. „Wir geben das Stück doch?"

„Selbstverständlich. Vorläufig auf den Namen hin. Aber machen wird's nichts! 'dieu!"

Langsam kehrte sie ins Entree zurück und schloß ganz leise die Tür. Sie nahm eine Boa vom Riegel und schlug sie um die Schultern.

Als hätte der Arzt ihr jede Hoffnung auf das Leben eines teuren Kranken genommen — so war ihr zumute.

Es war ein Leben, das er aufgab mit den kalten Worten.

Frank Nehls stand am Schreibtisch und blätterte wieder im Manuskript. Die Mattigkeit war von ihm gewichen. Er stand wieder da — jung, elastisch, siegessicher und selbstbewußt. „Schade um den Enzlehn. Es hat mal eine Zeit gegeben, wo er den Jüngsten und Stürmischsten voranging. Da war ich alt gegen ihn, traute all dem Neuen nicht, das er uns versprach, das eine Revolution bedeutete in unserem Kunstleben. Aber wie dieses feine, kleine Kerlchen sich doch durchsetzte, bis er schließlich alle rumkriegte, bis alle an ihn glaubten. Und dann . . . hm . . . merkwürdig . . . dann ist er stehengeblieben, und ich habe ihn überflügelt, bin jung geworden, während er den Sprung vom Jüngling zum Greise machte. Merkst du, wie er lahmt, wie er keucht, wie er nicht mitkommt, wo ich rüstig ausschreite?"

Er faßte nach ihren beiden Händen und fühlte nicht, wie kalt sie waren. Er lachte befreit auf und sah es nicht, wie ernst und stumm sie blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Gärtnerischer Schmuck der Großstädte.

Von J. Heiler, Kgl. Landesökonomierat und Stadtgärtendirektor in München.

Der Schmuck der Städte durch gärtnerische Anlagen galt in Deutschland bis Mitte des vorigen Jahrhunderts fast ausschließlich als Sorge der zahlreichen Regentenhäuser. Sie waren es, wie namentlich in Bayern, die gerade auf dem Gebiete der Gartenkunst Werke schufen, die nicht allein unvergängliche Denkmäler fürstlicher Munifizenz, sondern der Nachwelt als lebende, wenn auch stumme Zeugen beweisen, was die Gartenkunst den deutschen Fürsten seit Jahrhunderten zu verdanken hat.

Die Errichtung des Deutschen Reiches und die nunmehr 38jährige ununterbrochene Friedenzeit brachte hierin eine vollständige Umwandlung. Die Riesenfortschritte auf allen Gebieten, namentlich in Wissenschaft und Technik, haben ein Aufblühen der Städte hervorgerufen, wie es bis dahin nicht bekannt war.

So erfreulich dieses Wachstum der Städte in jeder andern Hinsicht ist, so bedauerlich wurde es für den Natur- und Gartenfreund. Mußte er doch in jeder sich entwickelnden Großstadt die Wahrnehmung machen, daß die innerhalb der Häuserblöcke gelegenen Gärten und die ausgedehnten, oft mit Bäumen bepflanzten Höfe der Bauspekulation zum Opfer fielen, so daß die Inwohner und insbesondere die Kinder auf die Straße gedrängt wurden, wenn sie die so notwendige Bewegung in freier Luft suchen wollten.



Weit ausschauende Stadtverwaltungen kamen deshalb bald zu der Ueberzeugung, daß gärtnerische Anlagen und Baumpflanzungen für sie keine bloße moderne Luxusaufgabe, sondern in sozialer und hygienischer Hinsicht geradezu eine Notwendigkeit seien; denn jede gärtnerische Anlage, ja schon einfache Alleen nützen der Großstadt gleichsam als Lungen, sie fangen Staub und Ruß auf und geben den nötigen luftreinigenden Sauerstoff ab.

Auf Grund von Wahrnehmungen und Beobachtungen, die ich seit mehr als drei Dezennien durch Reisen in Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England, Belgien und Holland gemacht habe und auf Grund der statistischen Angaben, die die Stadtverwaltungen uns zur Verfügung zu stellen die Güte hatten, möchte ich nun eine kurze Uebersicht darüber geben, was die deutschen Städte Berlin, München, Dresden und Frankfurt sowie die außerdeutschen Städte Wien, Paris und London auf dem Gebiet der gärtnerischen Verschönerung bisher geleistet haben.

	Gärtnerische Anlagen	Eigentum der Stadtverwaltung	Alleebaumpflanzungen in doppelter Reihe	Jährlicher Aufwand der Städte
London	2038,70 ha	2038,70 ha	—	2 361 584 M.
Paris	1862,40 „	1862,40 „	85 863 Bäume auf 269 km	2 345 256 „
Wien	1015,54 „	206,75 „	52 062 „ „ 158 „	907 390 „
München	701,15 „	178,16 „	27 500 „ „ 100 „	204 470 „
Berlin	641,55 „	391,55 „	45 000 „ „ 70 „	960 972 „
Dresden	419,23 „	229,23 „	44 438 „ „ 185 „	315 155 „
Frankfurt	119,74 „	119,74 „	17 150 „ „ 61 „	214 000 „

Da dürfte es vor allem von Interesse sein, welche Flächen in diesen Städten der Allgemeinheit unentgeltlich als gärtnerische Anlagen zur Verfügung stehen. Obenstehende Tabelle gibt ungefähr ein Bild von der Größe der Anlagen in einzelnen Großstädten wie von den Baumpflanzungen und dem jährlichen Aufwand der Gemeinden.

Der gärtnerische Schmuck in den Großstädten besteht hauptsächlich:

1. aus Alleebaumpflanzungen,
2. aus Schmuckplatzanlagen,
3. aus parkartigen Anlagen mit Spielplätzen,
4. aus den Stadtwäldern.

Die Alleebaumpflanzungen erfreuen sich allgemeiner Beachtung. Paris steht mit seinen Straßenbaumpflanzungen vorbildlich da. Nahezu 86 000 Bäume beleben auf 269 Kilometer Länge die Straßen dieser Weltstadt, und zwar in einer Mannigfaltigkeit, wie wir sie in Deutschland nirgends zu sehen bekommen. Neben den in reichem Blütenflor stehenden Catalpen, Götterbäumen, Paulownien, Sophoren usw. finden wir fast alle zu Straßenpflanzung geeignete Bäume. Während aber bei uns in Deutschland in den meisten Städten Linden, Ulmen und Ahorn den Vorzug haben, ist in Paris die Platane vorherrschend, da sie hier ihre volle Holzreife erreicht und sich besser entwickelt und deshalb nicht, wie in den meisten Teilen Deutschlands, durch Frost Schaden leidet. Hingegen gedeihen Ulmen, Kastanien und Linden in Paris nicht so gut wie in Deutschland, da die hohe Temperatur im Sommer einen vorzeitigen Laubabfall verursacht, was stets einen den Baum schwächenden Nachtrieb zur Folge hat. Um die Eintönigkeit der Alleebaumpflanzungen, die den Naturfreund unangenehm berührt, zu mildern, wird in letzter Zeit in verschiedenen Städten, wie in München, Abwechslung dadurch geschaffen, daß größere Bäume mit anderem Kronenbau und anderer Farbe des Blattes und des Stammes untermischt gepflanzt werden.

Als Schmuckplatzanlagen werden kleinere, zumeist im Stadtinnern verteilte Flächen verwendet und reich mit verschiedenen Blumen oder Ziergehölzen ausgestattet und mit wohlgepflegtem grünem Rasen bestellt.

Diese Schmuckplätze, deren Blumenbeete jährlich zwei- bis viermal mit neuem Material bepflanzt und deren smaragdgrüne Rasen öfters durch Stauden oder Kulturpflanzen unterbrochen werden, gelten beim Publikum vielfach als die eigentlichen Werke der Gartenkunst, indes sind sie in Wirklichkeit für den Landschaftsgärtner nur Dekorationsmaterial zur Belebung des Stadtbildes. — In Deutschland und auch in Paris haben diese Anlagen in all jenen Stadtteilen Anwendung gefunden, wo bei Aenderung oder Neuherstellungen von Straßenzügen nur kleine Teile für Pflanzenschmuck gewonnen werden konnten.

So unterhält:

Berlin	146	Schmuckplätze von	99,80	Hektar
Dresden	54	„ „	50,23	„
München	105	„ „	31,16	„
Wien	44	„ „	16,00	„
Frankfurt		„ „	6,27	„
Paris		„ „	3,85	„

Welch riesige Summen an Blumen- und Dekorationspflanzen diese Art der Stadtverschönerung erfordert, zeigen folgende Zahlen.

Der jährliche Bedarf für Frühjahrs-, Sommer- und Herbstflor ist in:

Wien . . .	935 000	Stück
Paris . . .	874 000	„
München . .	260 000	„
Dresden . .	250 000	„
Berlin . . .	240 000	„
Frankfurt . .	210 000	„

Zur Anzucht dieser Blumenpflanzen sowie zur Gewinnung gut kultivierter Bäume und Ziergehölze sind gemeindliche Kulturgärten und Baumschulanlagen in folgenden Größen angelegt:

in Wien	mit 28,52	Hektar
„ Berlin	„ 16,14	„
„ Paris	„ 12,00	„
„ München	„ 9,45	„
„ Dresden	„ 6,99	„
„ Frankfurt	„ 6,00	„

Leider war die Anordnung der Blumenpflanzen, die eine genaue Kenntnis der Farbenharmonie voraussetzt, in den letzten Jahren vielfach nicht einwandfrei. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß namentlich vom künstlerischen Standpunkte hiergegen Stellung genommen wurde, und daß sich jetzt fast in allen großen deutschen Städten und besonders in England das Bestreben geltend macht, der Farbenzusammenstellung besser gerecht zu werden.



Zum Verschönern der Städte durch Blumen ist auch der Balkon- und Fensterschmuck an den Privathäusern zu rechnen. Es ist dies zwar in erster Linie Aufgabe der Stadtbewohner und der hierfür interessierten Gartenbau- und Verkehrsvereine, jedoch können auch die Stadtverwaltungen viel durch Aussetzung von Preisen dazu beitragen, wie es z. B. in Wien und München der Fall ist. In Wien werden 10,000 Kronen zur Prämiierung der besten Leistungen auf diesem Gebiete jährlich ausgesetzt.

Die Alleebaumpflanzungen und die Schmuckplatzanlagen, so angenehm sie von den Stadtbewohnern empfunden und so sehr auch durch sie die Städte verschönert werden — dem Bedürfnis einer Großstadt, die mehrere hunderttausend Einwohner in ihren Burgfrieden einschließt, genügen sie als gärtnerischer Schmuck noch keineswegs.

Die parkartigen Anlagen sind es bis jetzt allein, die bei einer entsprechenden Ausdehnung dem durch seine Berufspflichten ermüdeten Stadtbewohner Erholung und Kraft in frischer, freier Luft gewähren.

Den Wert dieser Bewegung zur Erholung und Stärkung der Gesundheit haben seit Jahrzehnten besonders die englischen Stadtverwaltungen erkannt. In Schottland ist in jeder, auch der kleinsten Industriestadt ein Stadtpark angelegt, der der Arbeiterbevölkerung Gelegenheit bietet, ihre Ruhepausen in den Anlagen und auf den Spielplätzen zu verbringen. Mit einem Gefühl der Dankbarkeit gedenke ich daher stets jenes Aufenthaltes, denn er war mir Anlaß, seit nunmehr nahezu 25 Jahren in München jedes freie Fleckchen Erde, das der Bauspekulation entzogen oder von Verkehrsrücksichten nicht betroffen war, mit Einzelbäumen oder Anlagen zu verschönern. Da Deutschland immer mehr dem Industriestaat zustrebt und damit auch die Einführung der englischen Arbeitzeit in den Städten nur noch eine Frage der Zeit ist, haben Stadtverwaltungen und deren fachliche Ratgeber auch rechtzeitig auf diese wichtige Erholungseinrichtung hingewiesen. Allerdings stehen, wie obige Zahlen beweisen, die verschiedenen deutschen Städte, wenn sie auch für größere Parks wohl bedacht sind, bis zur Stunde den Weltstädten noch bedeutend nach. Hat doch die Stadt London, die im Jahre 1889 40 Plätze und gärtnerische Anlagen mit 1074.88 Hektar ihr Eigentum nennen konnte, diese in den letzten 20 Jahren unter den schwierigsten Verhältnissen und großen finanziellen Opfern auf 111 Anlagen vermehrt, die eine Fläche von 2038.70 Hektar bedecken und zum größten Teil als Spielplätze benutzt werden. Gerade diese ausgedehnten Rasenflächen, nur am Rande mit wohlgepflegten Blumenbeeten bestellt und mit Riesenbaumgruppen unterbrochen, sind es, die als Spielplätze für unsere deutschen Gartenverwaltungen als vorbildlich bezeichnet werden müssen.

Welch großen Wert solche Anlagen und Wiesenflächen für die Gesundheit der Städtebewohner bedeuten, zeigen Untersuchungen französischer Hygieniker, nach denen in den Straßen von Paris die Luft mit vierzehnmal so viel Bakterien und Schimmelpilzen erfüllt ist als in dem nur 16 Hektar großen, im Arbeiterviertel gelegenen Park von Montsouris.

Wenn die Mehrzahl der in großen Städten lebenden Bevölkerung schon glücklich ist, daß sie dem reizlosen Häusermeer entfliehen und in wohlgepflegten Anlagen sich ergehen kann, so gibt sich der Naturfreund damit nicht zufrieden, sondern strebt dem Walde zu, wo er die Luft ganz rein und unverfälscht genießen kann.

Der Wald in der Nähe der Städte ist es, der dieses Verlangen nach Naturgenuß am meisten befriedigen kann, und deshalb haben verschiedene Städte wie Köln, Dresden und Breslau durch Anlage eines Stadtwaldes diesem Bedürfnis Rechnung getragen.

Freilich sollen solche Stadtwaldanlagen stets den Charakter einer natürlichen, ungekünstelten Anlage bewahren.

Die Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst hat deshalb in ihrer diesjährigen Hauptversammlung in Hamburg über die Wichtigkeit des Stadtwaldes eingehende Verhandlungen gepflogen und ihre Mitglieder namentlich darauf hingewiesen, solche Naturbilder unverfälscht zu erhalten. Durch Wort und Bild hat der Vortragende, Gartenarchitekt Hanisch von Breslau, den Nachweis geführt, daß es Aufgabe eines jeden Naturfreundes sein muß, die Naturbilder, besonders in den bisher oft wenig beachteten Auen, als Begleiter der Wasserläufe nächst den Städten, wohl zu hüten und vor Zerstörung durch Kultur zu schützen. Verschiedene deutsche Städte sind denn auch, wie München seit mehreren Dezennien, darauf bedacht, die Schönheiten derartiger Naturanlagen mit allen ihren Reizen zu erhalten und sie der Allgemeinheit durch angepaßte Wege zu erschließen. Finden sich doch in ihnen noch jene glücklichen Verhältnisse in nächster Nähe der Städte, von denen R. H. Francé, der Direktor des Biologischen Instituts in München, in seinen „Bildern aus dem Leben des Waldes" sagt, daß hier allein der Mensch die freie Entfaltung aller Naturkräfte andachtsvoll beobachten kann. Da schafft die Natur in ihren mit Laub- und Nadelholz gemischten Beständen ein farbenprächtiges Gemälde, wie es sich der Städtebewohner, ewig eingezwängt in seine Mauern, niemals vorstellen kann. Reichtum an Unterholz, die Ueppigkeit der Schlinggewächse und Büsche, das vielfarbige Feuer der Blumen und im Herbst die bunten Früchte sind es, die, so vereint, in der Kultur nie gezeigt werden können.

Die Auen allein in jenen Städten, die an dem Wasserlauf eines Flusses liegen, können allerdings, auch wenn sie, wie in München, eine ununterbrochene Promenade von 16 Kilometer bieten, einer Großstadt im Umfang einer Millionenstadt nicht mehr genügen. Hier kann nur durch einen Gürtel von Wald und Wiesen dauernd Vorsorge für alle diesbezüglichen Bedürfnisse geschaffen werden, von denen Francé in seinem obenerwähnten Buch sagt:

„Wüßten die Menschen ihren wahren Wohltäter zu erkennen, sie würden nicht dulden, daß auch nur ein Baum ohne zwingende Ursache ihren Städten geraubt würde. Die Stimme des Volkes, gerade jener Armen, denen der Glanz der großen Städte nichts zu bieten hat, deren ganze Daseinsfreude an den kärglich eingestreuten Tagen der Erholung auf den Schönheiten und Genüssen der Natur beruht, diese Stimme des Volkes, sie müßte mit Macht und unablässig danach rufen, daß keine Großstadt, keine Fabrikstadt mehr ohne ihren Naturgürtel bleibe als unveräußerliches Eigentum der Gemeinschaft, als Jungborn und verehrtes Heiligtum des Volkes, das sich aus ihnen Kraft, Freude und Erneuerung holt."



Der neue Mammutfund in Nordsibirien.

Von Konservator E. Pfizenmayer, Tiflis. — Hierzu 14 Aufnahmen des Verfassers.

In der öden, selbst von den wandernden Nomaden des Hochnordens selten besuchten Omulachtundra, die im Eismeerküstengebiet zwischen Jana und Indigirka unter dem 72. Breitengrad sich dehnt, waren am Uferbehang eines kleinen Küstenflüßchens vor zwei Jahren Kadaverteile eines Mammuts von den ins Flußbett hinabströmenden Frühjahrswassern freigelegt worden und hatten auch bald die in jenem Gebiet zahlreich vorkommenden Polarfüchse durch ihren „einladenden" Duft angezogen. Auf weiße Pelzträger jagende Tungusen hatten nun die Stelle, wo in der Tundra die wenig wählerischen Polarfüchse sich am Fleisch des fossilen Dickhäuters gütlich taten, aufgefunden, und da auch zu ihnen die Kunde gedrungen war, daß im fernen Rußland man sich für diese Riesenkadaver interessiere und hohe Belohnungen für die Meldung solcher Funde bezahle, so berichteten sie von ihrer Entdeckung an die nächste Verwaltungsbehörde in Werchojansk.

Die Petersburger Akademie der Wissenschaften beschloß, zur Untersuchung und Bergung des wichtigen Fundes eine Expedition zu entsenden, und betraute mit dieser Aufgabe den Geologen Wollosowitsch und mich. Nach rasch beendeter Ausrüstung traten wir im sibirischen Expreßzug über Wologda, Wjatka, Tscheljabinsk die weite Reise an und trafen Mitte Februar 1908 in Irkutsk ein.



Konservator Pfizenmayer, der Verfasser unseres Artikels, vor der Abfahrt von Irkutsk.

Am 20. Februar traten wir mit unsern zwei Troiken in dichter Pelzvermummung (Abb. obenstehend) unsere 5000 Werst (1 Werst = 1,1 Kilometer) lange Schlittenreise an. Nach Durchquerung der Burjätensteppe erreichten wir am 4. Reisetag die Lena an ihrem Oberlauf bei Schigalowa. Auf der Lena, die von Ende Oktober bis Anfang Mai meterdickes Eis trägt, fuhren wir nun, fast ununterbrochen dem gut eingefahrenen Schlittenweg auf dem Strom selbst folgend, und legten in raschem Vorwärtskommen durchschnittlich 170 Werst täglich zurück, indem wir mit nur kurzem Aufenthalt auf den Poststationen Tag und Nacht durchfuhren. Nach genau 17tägiger Fahrt trafen wir am 7. März in Jakutsk ein und hatten damit die ersten 3000 Werst unserer langen und anstrengenden Schlittenreise hinter uns. Jakutsk ist der wichtigste Handelsplatz des sibirischen



Hundeschlitten der Expedition auf dem Fluß Jana.

Nordens; die jährlich von Anfang Juni bis August dauernde Messe in Pelzwerk, fossilem Elfenbein und Fellen wird von zahlreichen Händlern aus Rußland und selbst Westeuropa besucht. Sehenswert ist die 1632 erbaute, ganz aus riesigen Stämmen der sibirischen Tanne und Lärche bestehende Kasakenfeste, wohl eins der ältesten Holzbauwerke der Welt (Abb. untenst.). In Jakutsk rüsteten wir uns für die weitere Fahrt mit Renntieren nach dem Norden aus. Vor allem mußte für jeden von uns ein Renntierschlitten beschafft werden, denn mehr als einen Menschen vermögen die zwei Renntiere, die vor jeden Schlitten gespannt werden, nicht zu ziehen.

Am 31. März trafen wir nach 14tägiger Fahrt in der Kasakenniederlassung Kasatschje am Unterlauf der Jana (Abb. S. 1798) ein. Dort nahmen wir die nötigen Arbeiter, Lebensmittel und vor allem Brennholz, das in der baumlosen Moostundra nicht zu beschaffen ist, und machten uns nach einer zweitägigen Erholung nach dem noch 450 Werst von dieser Niederlassung entfernten Mamutfundort auf.

Den bequemeren Teil dieser Fahrt legten wir auf der Jana auf Hundeschlitten zurück (Abb. S. 1795). Die Zughunde sind im Eismeerküstengebiet bei den dort ansässigen Kasaken und den Eingeborenen allgemein im Gebrauch, weil sie weit anspruchsloser in der Ernährung sind als das Renntier und auch viel ausdauernder als

Schädel des fossilen sibirischen Nashorns.

Unteres Bild:

Schädel eines fossilen Bison aus Sibirien mit erhaltenen Hornscheiden.

Alte hölzerne Kasakenfeste in Jakutsk. Links oben: Schädel des 1908 gefundenen Sangajurach-Mammuts.



Renntiertransport der Expedition im Werchojansker Gebirge.

dieses. Erst am Vormittag des dritten Tages nach unserer Abfahrt von Kasatschje kamen wir am Mammutfundort an, der sich am Mittellauf des Tundraflüßchens Sangajurach befindet, das nach etwa 180 Werst langem Lauf sich südwestlich von den Neusibirischen Inseln in den Omulachbusen des Eismeers ergießt. Während unsere Arbeiter und Kasaken an geschützter Stelle unsere Zelte aufschlugen (Abb. untenst.), eilten wir schleunigst der Stelle am Ufer des Flüßchens zu, wo der Mammutkadaver gefunden worden war.



Jakutin auf ihrem Reitrenntier.

Am Fundort war vorläufig vom Mammut gar nichts zu sehen, denn seine von Tungusen vorgefundenen Teile lagen sämtlich im tiefausgewaschenen Flußbett, und dieses war durch die Schneestürme der letzten Zeit vollständig verweht worden. Nachdem wir zur Verhinderung weiteren Verwehens Schutzvorrichtungen auf der Windseite hatten aufrichten lassen, wurden zuerst in angestrengter und beschleunigter Arbeit die angehäuften Schneemassen aus dem Flußbett entfernt.

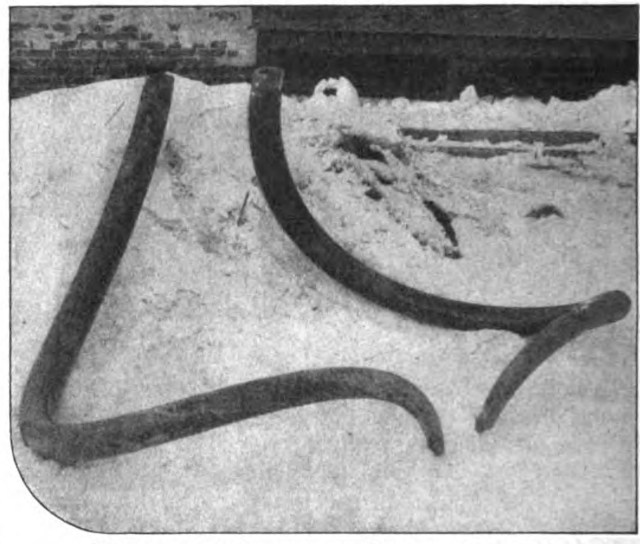
Das erste, was nun vom Mammut sichtbar wurde,



Lager der Expedition beim Mammutfundort am Sangajurachfluß.



war der mächtige, halb von Flußsand und Erde eingeschlämmte Schädel der fossilen Leiche, an dem aber leider beide Stoßzähne fehlten. Nachdem wir den Schädel aus seiner Umgebung von Sand und Erde freigelegt, zeigte sich, daß an ihm ein großer Teil seiner Weichteile erhalten war. Besonders die Umgebung der Augen war gut erhalten, und zwar waren die Lider beider Augen ganz intakt, die Augäpfel selbst aber waren verfault oder eingetrocknet (Abb. S. 1796). In losem Zusammenhang mit dem Kopf befand sich der fast ganz erhaltene Rüssel, den wir nun zunächst freilegten. Für die Wissenschaft ist dieser Körperteil des Fundes am Sangajurachfluß von besonderer Wichtigkeit, da alle früheren Funde von Mammutkadavern keine Rüssel mehr hatten. In seiner Form gleicht der Rüssel vollständig dem der lebenden Elefanten, trägt aber auf seiner Oberseite dichte Behaarung. Natürlich war der Rüssel wie auch sämtliche andere Weichteile, die wir ausgruben, steinhart gefroren. — Von den weiteren Körperteilen des Kadavers, die wir ausgruben, war einer der besterhaltenen der rechte Hinterfuß, der bis herab auf die hornartigen Zehen stellenweise noch ein dichtes, langes Haarkleid trug (Abb. nebenst.). Die dicht stehenden Grannenhaare an diesem Fuß hatten durchschnittlich eine Länge von 15—18 Zentimeter, die am Rumpfe messen bis zu 45 Zentimeter. Die tiefer gelegenen Weichteile der Beine, denen ich in gefrorenem Zustand Haut-, Muskel- und Gewebepartien entnahm und sie in Alkohol, Formalin usw. konservierte, um sie in Petersburg für anatomische sowie histologische Zwecke verwenden zu können, befinden sich in tadellosem Erhaltungzustand. Die Muskeln sind von bläulichem Glanz wie die frischer Kadaver, und das grauweiße Fett brennt so gut wie anderes Tierfett.



Riesiges Stoßzahnpaar von Elephas primigenius.



Rechter Hinterfuß des Sangajurach-Mammuts.



Niederlassung Kasatschje an der unteren Jana. Rechts oben: Sibirisches Holzhaus mit reichem Schnitzwerk.

Nach Beendigung der Ausgrabungsarbeiten und Verpackung der einzelnen Teile des Mammutkadavers wurden diese auf die bereitstehenden Renntierschlitten verladen, und wir traten am Ostersonnabend mit unserm wesentlich vergrößerten Transport die Rückfahrt an, um so rasch wie möglich unser nächstes Reiseziel, das 1250 Werst westlich vom Mammutfundort am Unterlauf der Lena gelegene Bulun, zu erreichen. Eile war für uns schon aus dem Grunde geboten, weil Ende April die Schlittenbahn ein Ende hat, in jenen Breiten die Beförderung größerer Transporte nur während des Winters auf dem Landweg möglich ist, außerdem aber wir Gefahr liefen, daß die Mammutteile, die wir bis Bulun in gefrorenem Zustand bringen und erst dort für den Sommertransport in geeigneter Weise konservieren wollten, uns unterwegs beim Eintreten warmer Witterung leicht verderben könnten.



Jagende Tungusen auf ihren Reitrenntieren.

Am Abend des zweiten Reisetages erreichten wir die am Eismeerufer gelegene Jurte eines wohlhabenden Jakuten und machten hier einen eintägigen Aufenthalt, da am folgenden Tag das russische Osterfest war, an dem wir unsern Leuten keinen Marschtag zumuten durften. Am Abend dieses Tages und am Osterfest kamen, teilweise aus großer Entfernung, verschiedene Nachbarn unseres Gastgebers, hauptsächlich um uns und unsern interessanten Transport anzustaunen. Die meisten dieser Gäste kamen „hoch zu Renntier“ an, darunter auch einige in ihrem Feststaat auf ihren Reittieren ganz niedlich sich ausnehmende Mädchen und Frauen, die einen Weg von hundert und teilweise noch mehr Werst zurückgelegt hatten, um ihre stark ausgeprägte Neugier zu befriedigen (Abb. S. 1797).

Nach weiteren vier Tagereisen erreichten wir das Karaulachgebirge und trafen nach dessen Durchquerung am 24. April in Bulun, einem aus 15—20 teils jakutischen Jurten, teils russischen Holzhäusern bestehenden Fischerdorf am hier über drei Werst breiten Lenastrom, ein. Hier hatten wir sechs Wochen auf das Eintreffen des Dampfers zu warten, der uns mit unserm Transport nach Jakutsk bringen sollte, und benutzten diese uns aufgezwungene Ruhezeit zur endgültigen Konservierung der mitgenommenen Mammutteile und definitiven Verpackung für den Transport nach Petersburg.

In den verschiedenen Niederlassungen, die der Dampfer auf seiner Fahrt nach Jakutsk anlief, hatte ich Gelegenheit, noch verschiedene interessante fossile Objekte zu erwerben, darunter einen Schädel des wollhaarigen Nashorns, Rhinoceros tichorhinus (Abb. S. 1796), sowie des fossilen Bisons, Bison priscus (Abb. S. 1796), beides Zeitgenossen des Mammuts.

Welch ein reiches, vielgestaltiges Tierleben mag während der Diluvialzeit in den jetzt so öden Tundren des sibirischen Hochnordens geherrscht haben, als diese neben zahlreichen Mammutherden in großer Menge auch Rhinozeros, Bison und Moschusochse bevölkerten! Aber nicht nur diese Riesen unter den Säugetieren belebten die Weidegründe dieser Tundren; auch Renntier, Saigaantilope, Maralhirsch und wohl noch viele andere teilweise noch in der Gegenwart vorhandene, teils ausgestorbene Vertreter einer interessanten und artenreichen Säugetierfauna lebten einst hier, und gewiß birgt der ewig gefrorene Boden des Hochnordens noch manche für die Wissenschaft hochinteressante Reste dieser vor Tausenden von Jahren untergegangenen Tierwelt.



Theaterproben.

Von Rudolf Lothar. — Hierzu 7 Aufnahmen.



Kostümprobe in der Garderobe.

Es gibt keinen größeren Gegensatz als die Bühne des Abends und die Bühne am Tage. Ist das Theater im festlichen Glanz der Lichter die Welt der Illusion, so ist das Theater, wenn in schwerer Arbeit diese Illusion aufgebaut werden soll, für den Laien, der die Bretter betritt, ein ödes Feld der Enttäuschung. Kahl und nüchtern, ungastlich und unwirtlich gähnen sich die halberleuchtete Bühne und der dunkle Zuschauerraum an. An den häßlichen weißlichen Mauern lehnen die Dekorationen, von denen man nur die graue Rückseite mit den Holzspreizen sieht. Eine Welt von Gerümpel umgibt einen. Nichts, was hell und hübsch wäre, nichts, was man gern betrachten möchte. Selbst der Fußboden der Bühne, die schwärzlichen Bretter machen einen abstoßenden Eindruck. Und was auf der Bühne dann gestellt wird, um die Dekorationen des Abends anzudeuten, sind älteste und abgebrauchteste Wände mit Löchern und Rissen, sind Möbel, die längst nicht mehr aktiv sind. Nichts stimmt zueinander: eine Zimmerwand grenzt an eine Landschaft, Stuhl, Tisch und Sofa bilden ein disharmonisches, dem Auge unerträgliches Trio. Aber der Schauspieler sieht das alles nicht. Er sieht nicht die Häßlichkeit seiner Umgebung, die jeden andern aus allen Träumen reißen müßte, wenn dieser andere mit Träumen diesen Raum beträte. Der Schauspieler lebt immer im Traum. Von dem Augenblick an, wo die eiserne Bühnentür hinter ihm ins Schloß



Theoretischer Unterricht von der Bühne herab.

Aufstellen von Dekorationen vor der Generalprobe.



Probe am Klavier.

fällt, wird die Phantasie ihm zur Wirklichkeit, und die Wirklichkeit versinkt rings um ihn her. Wenn er auch ein Straßenkleid trägt, so glaubt er doch, daß ein Panzer über seiner Brust glänzt, oder daß eine Toga in schweren Falten von seinen Schultern niederhängt. Er schwingt den Strohhut, als wäre es ein kostbares Barett mit wallender Feder. Er sieht in der Dekoration, die die Szenerie andeutet, den Schauplatz selbst. Aber nun wird ihm eine Wundertat zugemutet. Er soll die Zuschauer, die abends den Saal füllen werden, zwingen, zu fühlen, wie er fühlt, zu sehen, wie er sieht, zu hören, was er hört, zu erleben, was er erlebt. Theatergenuß ist Mitfühlen. Nur wenn der Zuschauer eins wird mit der Gestalt des Dichters, so bekommt dieser Gewalt über seine Seele. Und um diese Wundertat vollbringen zu können, muß nun geprobt werden. Aber niemand ist da, der einem bestimmt sagen könnte, welche Wirkung Dichterwort und Schauspielerkunst am Abend üben werden. So klug, so prophetisch war noch keiner, daß er nach der Probe das Werk richtig beurteilen konnte. Jede Aufführung ist ein neues, psychologisches Rätsel. Worte, die niemand bei der Probe beachtete, zünden am Abend, Effekte, von denen man sich Ungeheuerliches versprach, versagen völlig. Das Publikum ist ein Wesen, das jeden Abend neu geboren wird. Sein Herz besteht aus tausend Herzen, und sein Gefühl entwickelt sich aus dem Kontakt der Ellbogen. Zwei Menschen können ein Werk jeder für sich ganz anders beurteilen, als wenn sie des Abends nebeneinander im Parkett sitzen. Und für dieses unberechenbare Gesamtwesen, das Publikum heißt, probiert man auf der Bühne. Der Regisseur glaubt die richtige Witterung, den richtigen Instinkt, die richtige Ahnung zu haben. Er läßt diesen Satz langsam sprechen, jene Szene schnell nehmen, er hebt ein Wort hervor und umdunkelt eine Stelle, die ihm zu grell erscheint. Er legt Stimmung um die Menschen, die da auf der Bühne agieren. Für ihn ist Tempo und

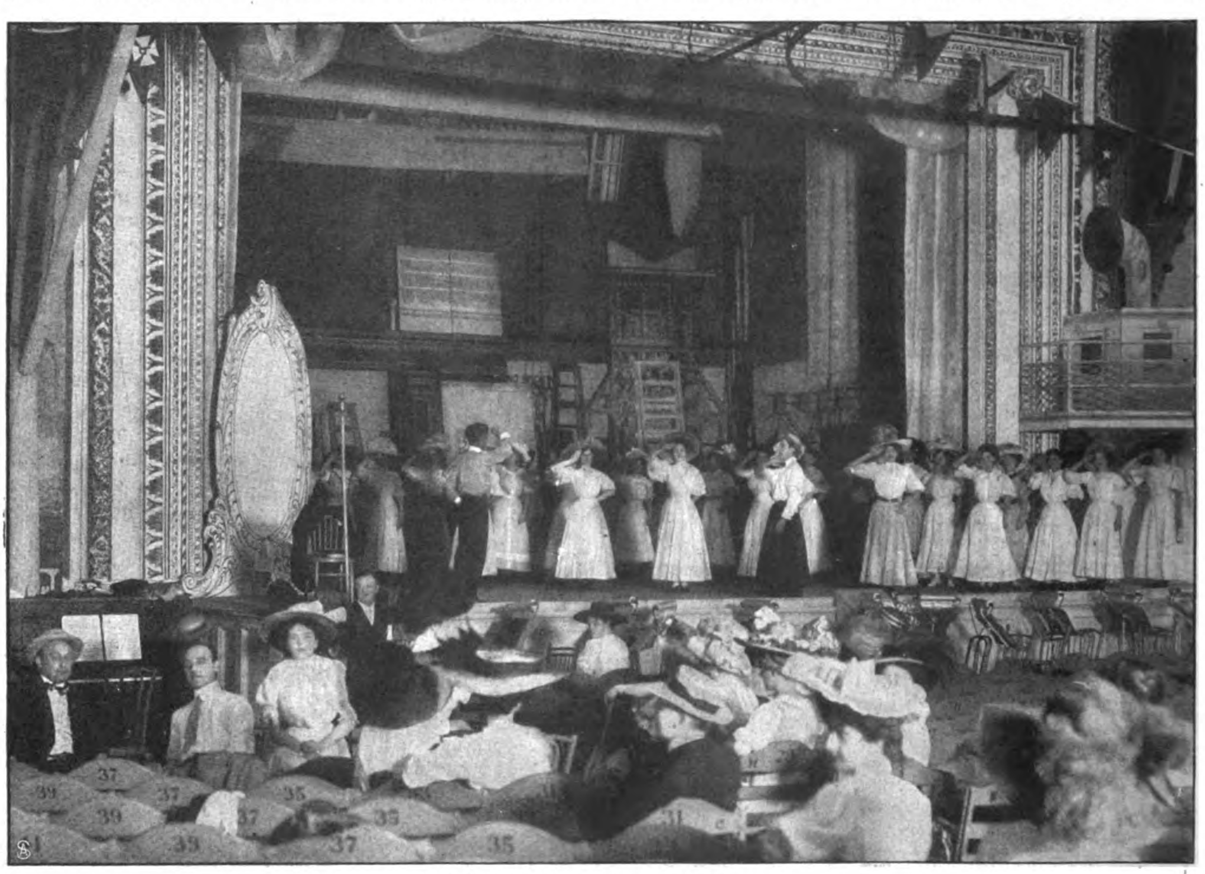
Pause während einer Kostümprobe.



Rhythmus der Rede ein Farbentopf. Bald malt er al fresco, bald pinselt er in zarter Strichmanier. Ein Regisseur liebt die Schwarzweiß-Technik, einer zeichnet alles in Silhouetten, ein anderer ist Impressionist, setzt Klecks an Klecks, Farbe an Farbe. Es gibt auch Pointillisten unter den Regisseuren, Anhänger der modernsten Farbenmischung wie Anhänger der klassischen Linie. Aber all diese Farbenwerke und Farbenkunststücke werden nur in Worten gemalt. Der Laie sieht auf der Probe nur eine schwere, harte Arbeit auf einem häßlichen Fußboden zwischen häßlichen Wänden und altem Gerümpel. Aber Regisseur und Schauspieler sitzen gleichsam mitten drin im Farbentopf und

Hier und da steigen auch die Kollegen herunter ins Parkett und sehen zu. Nun sitzen freilich ein paar Menschen im Zuschauerraum, aber die geben trotzdem kein Publikum. Denn zum Publikum gehört Beleuchtung des Saales, gehört die Stimmung des Abends, gehört der Wille zum Genuß. Der Kollege im Parkett während der Probe hat gleichsam nur ein technisches Interesse. Er prophezeit zwar gern, aber er irrt öfter, als er das Kommende errät.

Und wie mit dem gesprochenen Wort, so geht es auch mit der Musik. Man probiert am Klavier, man probiert mit Orchester, man hört eine Melodie Hunderte und Hunderte von Malen und weiß doch nicht,



Ensembleübungen der Chordamen.

leben in einer sprühenden Flut, die fast über ihren Köpfen zusammenschlägt, und die sie doch meistern müssen.

Der Regisseur baut auf, fügt zusammen, schlägt Brücken. Vor allem aber ist er bestrebt, des Dichters Intentionen klar herauszubringen. Diese Intentionen sind fast immer so von Worten um- und überwuchert, daß erst das Gestrüpp ausgerodet werden muß, um zu den Wirkungen, die der Dichter will, gelangen zu können. Dieses Ausroden nennt man Streichen. Ein guter Strich ist oft mehr wert als die schönste Rede. Der Regisseur muß Wesentliches vom Unwesentlichen unterscheiden können. Er muß wie ein genialer Chirurg schneiden und entfernen, um die edlen und lebensfähigen Organe zu retten. Ist der Regisseur Maler, wenn er Stimmungen abtönt, so muß er Plastiker sein, wenn er streicht. Aus dem rohen Gestein der Worte meißelt er das Gesicht des Stückes heraus.

ob sie am Abend hinreißen wird, ob sie an den Herzen rühren, in den Seelen mitklingen wird. Ich kenne ein großes, großes Theater in einer großen, großen Stadt. Diesem Theater wurde eine Operette eingereicht. Sie gefiel dem Direktor, dem Kapellmeister und dem Regisseur bis auf einen Walzer, der allen drei Herren nicht behagte. Sie bestürmten den Komponisten, den Walzer zu streichen. Er wollte nicht. Aber die Herren ließen nicht locker. Noch am Tage der Generalprobe baten sie händeringend um Entfernung des Musikstückes. Und als der Komponist unerbittlich blieb, sagte der Direktor, der, wie ich ausdrücklich bemerke, ein sehr erfahrener, sehr kluger, als Fachmann außerordentlich geschätzter Bühnenleiter ist: „Ja, lieber Freund, an diesem Walzer wird Ihr Werk scheitern!“ Und was geschah? Der Walzer entschied den Erfolg, dem Walzer zuliebe wurde die Operette viele hunderte Mal an eben

diesem Theater gespielt, und niemals ist eine Melodie so populär geworden wie dieser Walzer!

In diesem Beispiel steckt das ganze tragikomische Mysterium der Probe. Es gibt auf den Proben keine Wissenden, es gibt nur Ahnende. Dichten und Theaterspielen ist Instinktsache. Es gibt Leute, die behaupten, jeder Erfolg sei nur Glück, andere meinen, er sei nur Zufall. Berechnen läßt sich keiner. Darin liegt ja zum großen Teil der märchenhafte Reiz des Theaters, den es auf alle ausübt, die in seine Nähe kommen. Das Theater ist nicht nur die Kunst, der Wirklichkeit zu entkommen, um im Lande der Phantasie ein neues, reicheres Leben zu beginnen, es ist auch stets eine Art Hasardspiel. Ein Hasardspiel allerdings, bei dem es wie im „Wallenstein" heißt: „Und setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein."

Der Dichter und der Schauspieler setzen alles, was sie haben und können, auf eine Karte, damit ein Traum herauskomme. Man setzt Wirklichkeiten, um Illusionen zu gewinnen. Das Theater ist deswegen ein wunderbares Schauspiel, weil hier Träume und Phantasien verlangt und gegeben werden. Diese Träume sind die herrlichen Blüten, die des Abends sich entfalten, leuchten, duften und glänzen, und deren Wurzeln aus dem nüchternen, kalten, häßlichen Boden der Proben ihre Kraft gewinnen.

Unter den Birken.

Skizze von E. Albrecht.

Der Sturm flog durch Doehlanger. Sein schwerer, flatternder Flügel war feucht von den grauen Wogen der Ostsee, über die er geschleift kam, und deren Geruch er weit landein trug.

Die Doehlanger Bauern verrammelten Türen und Fenster, dennoch bewegten sich die bunten Bettvorhänge, der Torf auf dem Herd schwelte nur, furchtsam kroch der Rauch aus der Esse zurück, und die Frauen hatten ihre liebe Not mit dem Feuer.

Nur im „Harten Hof" drunten spürte man nichts von Sturm. Wie das Schwalbennest an die Mauer, so schmiegte sich das stattliche Gehöft an einen hinter dem Wohnhaus senkrecht emporsteigenden Hang, eine steinige Bodenwelle, die von irgendeiner vorzeitlichen Erdbewegung herrühren mochte, sich jäh aufstaute zu einer Wand und in sanften Bogen wieder in der Ebene verlief.

Droben war der Hang mit wilden Kirschen bewachsen. Zu der Zeit, wo sie weiß und frühlingfeiernd standen, die Kronen leicht ineinander verflochten, die untersten Zweige auf dem Grasteppich aufliegend, wie schwere, duftende Brautschleppen, zu der Zeit ging Marie Lene Brugens müßig. Es war, als hüllte sie der Frühling, der so flüchtigen Fußes das dunkle Moor und ihre arme, in Einsamkeit versunkene Heide durcheilte, in eine traumsüße Müdigkeit, wie in einen unirdischen Schleier. Und je unwilliger Oheim Jakob, der Herr des „Harten Hofes", ihr nachsah, desto fester zog sie den Schleier um ihre schmalen Schultern.

Marie Lene Brugens war Jakob Lessmers Schwesterkind; sie war sechs Jahre alt, als der „Harte Hof" der heimatsuchenden kleinen Waise seine Tore öffnete. Der Oheim besaß einen Sohn, Nils mit Namen, damals schon zwölfjährig und bei Verwandten in der Hauptstadt untergebracht, um die hohen Schulen zu besuchen. Er sollte einst mehr und etwas Besseres werden als Heidebauer in Doehlanger. Er war selten heimgekommen, seltener vielleicht, als er es hätte möglich machen können. Die Leute der Heimat nannten ihn einen Streber und wurden ihm fremd.

Jetzt war Nils Lessmer Baumeister, und eines Advokaten Tochter hatte ihm ihre vielumworbene Hand zum Ehebund gereicht.

Uebrigens hatte er Marie Len damals zuerst von seiner Verlobung in Kenntnis gesetzt. Es war an ihrem achtzehnten Geburtstag gewesen. Sie waren beide weit hinaus in die Heide gewandert. Er hatte ihr von seinem Leben und Streben erzählt, und sie verstand ihn so gut, obgleich sie die Welt, in die beides gehörte, kaum vom Hörensagen kannte; aber es gibt Menschen, die einen andern mit dem Herzen verstehen, und das ist wohl das Richtige, denn dieser andre fühlt sich verstanden und geht heimlich beglückt und ermutigt wieder seines Weges weiter.

Dann hatte sie ihm eines ihrer selbsterdachten kleinen Lieder gesungen, die alle so voll dunkelsüßer Schwermut waren, und die sie nie einem sang . . . und im Banne derer sagte er plötzlich: „Marie Len, du sollst es zuerst erfahren, ich habe mich verlobt!"

Darauf sah das Mädchen ihn an mit ihren seltsamen Augen, die einer blauen Nacht im Sternenschimmer glichen — und nach langem, schwerem Schweigen fragte es: „Liebst du sie?"

Da wußte es Nils Lessmer jählings, daß er die Ferne nicht liebte, sondern daß er dem Zauber, geliebt zu sein, und auch noch manchem anderen erlegen war, und stockend erwiderte er „sie liebt mich!"

Und wieder nach langem Schweigen war Marie Len aufgestanden, denn sie hatten auf dem knisternden Purpur der sonnheißen Heide gelegen, und die Birken hatten wie große, gelbe, stille Flammen über ihnen gebrannt: „Komm, wir wollen gehn", hatte sie gesagt, weiter nichts. Und sie waren heimgegangen. Seitdem sahen sie einander nicht. Aber das war vor zwei langen, einsamen Jahren gewesen.

Hinter der Doehlanger Heide hatte Friedmann Glove seinen Hof. Eine Weidewirtschaft war das. Im Morgengrauen trieben die Hütejungen das Vieh durch Bruch und Moorland in die Pregelniederung. Alle Wiesen und Brachen längs des Flusses gehörten Friedmann Glove. Sie waren in Koppeln gefaßt, denn im Sommer blieben die Herden auch nachts über draußen.

Friedmann Glove warb um Marie Len seit einem Jahr. Doch das Mädchen konnte zu keinem Entschluß kommen, obwohl es wußte, mit welch tiefer Liebe der große Mann ihm zu eigen war.

Wenn in Doehlanger die Abendglocken schwiegen, ging Friedmann Glove nach dem „Harten Hof"; das war seine Feier. Und jedesmal trug er das heimliche Hoffen hinauf, vielleicht gibt sie mir heute Bescheid, und jedesmal ging er mit gesenkter Stirn zurück, grübelnd, weshalb sie es wieder nicht getan.



In dem schmalen Blumengarten, der sich wie ein Arm voll blühender Zweige um das Wohnhaus krümmte, saß er mit Lessmers in der Laube und hörte mit halbem Ohr, was Jakob Lessmer von des Tages Müh und Arbeit berichtete, und sah mit beiden Augen auf Marie Len, die versonnen, den Kopf an den Holzpfeiler gelehnt, ihm gegenüber saß. Dann atmete er auf, wenn der Bauer gähnend sagte: „Ich bin rechtschaffen müde und will immer schlafen gehen, du kannst ja hernach das Tor hinter Friedmann Glove schließen, Marie Len!"

Es war da schon Nacht und der Garten versunken in jenes sommereigene Dämmerdunkel, aus dem die Lilien, die den einzigen Gang säumten, wie eine aufgereihte Schnur matter Perlen herausschimmerten. Aber wenn der Mann dann seine Hand auf Marie Lens Hand legte, in einer stummen, bittenden Frage, schüttelte sie wehrend den Kopf. Und Friedmann Glove preßte die Lippen zusammen und schwieg Abend für Abend, und so verging auch dieser zweite Sommer. —

Nun war die Dorfstraße bedeckt mit Blättern, und immer noch wehte es von den greisen Linden. Auf dem fahlen, weichen Laubläufer schritten Nils und Marie Len wortkarg dahin.

„Es ist alles so wie sonst und vielleicht wie vor hundert Jahren auch schon," sagte Nils, um sich schauend, „der Schultheiß hat noch immer keine Vorhänge vor seinen Fenstern, und Rode Bangs abgebranntes Backhaus ist noch immer nicht aufgebaut, und der bucklige Schullehrer lebt und lehrt immer noch, und keiner hier kommt und denkt über sein Stückchen Acker und Moorland hinaus, auch der Vater nicht, nein ... der schon gar nicht!" Er lachte spöttisch, aber Marie Len lachte nicht mit. Er hat nicht das geringste Heimatgefühl, dachte sie, aber sie sagte nichts. Sie bogen von der Dorfstraße ab in die Felder; hier war der Weg nur ein schmales, grünbesäumtes Band, das über das Tiefbraun des Sturzackers lief bis tief in die Heide hinein. Sie ging vor Nils her; der Sturm legte ihr die Kleider eng um den jungen Körper und zerwühlte die Fülle ihres gelben Haares, daß er meinte, es müsse jeden Augenblick fessellos über die Schultern fluten in einer breiten, goldschweren Welle. Seine Stirn faltete sich wie die Stirn eines, der in unfrohe, unsichere Gedanken verfangen ist.

Sie gingen weiter und weiter und merkten kaum, daß keins von ihnen mehr sprach. Nur als mit einem Mal durch die große Stille ein Flug Saatgänse mit brausendem Flügelschlag über den Bruch hinstrich, vielleicht um das Nachtlager im versumpften, alten Pregelbett drunten zu beziehen, wandte Marie Len den Kopf.

„Noch weiter ...?" fragte sie.

Nils sah gradaus in die Heide.

„War es nicht dort unter den Birken, wo ich mit dir saß, als ich zum letztenmal in Doehlanger war?"

„Ich weiß nicht, ob es gerade diese Stelle war..." antwortete sie ausweichend.

„Doch. Du weißt es!" sagte Nils Lessmer herrisch, und Marie Len biß die Zähne zusammen und sah an ihm vorbei ins Leere.

„Ich habe so oft an jene Stunde dort unter den Herbstbirken denken müssen," fuhr er fort, „und daß ich ein Tor war ... Marie Len!"

Sie fühlte ihr Herz schlagen.

„Warum ein Tor, Nils?" fragte sie leise.

Er beugte sich zu ihr und sah auf ihre Lippen von der Farbe blasser Korallen, wie sie solche in einer einfachen Kette um den Hals trug, und die ihr einziges Schmuckstück waren. Sie hat einen Mund, der mich toll machen könnte, dachte er, laut aber sagte er: „Weil du mich liebtest, Marie Len, und weil ich es wußte!"

Sie stand jäh, als lähme eine schreckliche, plötzliche Starrheit ihre Glieder.

Er hatte das gewußt?! Und war dennoch hingegangen, eine andere zu freien ... Nils Lessmer hatte von ihrer Liebe gewußt — und sie verschmäht! Eine heiße Röte der Scham überflammte ihr Gesicht, dennoch fragte sie in einer seltsam schmerzhaften Neugier: „Und warum ... warum nahmst du jene?"

„Das will ich dir ehrlich sagen, Marie Len, ich als unbekannter Anfänger brauchte für meine Karriere und Zukunft Vermögen und Fürsprache. Aber ich sage dir ja, ich gestehe dir, ich war dennoch ein Tor!"

„Laß doch!" wehrte sie mit zuckenden Lippen. Ein Schmerz, der aus tausend verschiedenen, unendlich bitteren Quellen zusammenzuströmen schien, durchbrauste ihre Seele. Nils Lessmer hatte von ihrer Liebe gewußt und sie verschmäht ... und sie vielleicht stolz belächelt ...

Und diesen Mann hatte sie gleich einem König auf den Thron ihrer Träume gesetzt, er war die Fülle ihrer Einsamkeit gewesen, ihre Welt, ihr Geheimnis, ihre Jugend, das Glück all ihrer stillen Tage und versonnenen Nächte.

Was hatte ihre Liebe alles in ihn hineingetragen, was alles aus ihm gemacht! Sie hörte gar nicht, was er da neben ihr redete, faßte den Sinn seiner immer heißer werdenden Worte nicht, sie stand und sah schweratmend zu Boden, als lägen dort die klirrenden Scherben eines Götzen aus buntem Ton. Wertlose, entweihte, traurige Scherben ...

„Marie Len, hörst du mich? Starke, glücksmutige, moderne Menschen müssen einen Weg finden durch die geschlossenen Schranken, kraft des Rechtes ihrer Liebe ...!"

Rede du nur, dachte Marie Len dumpf, diese großen Worte sind ja alle nur hüpfende, kleine Regentropfen in das schwerflutende Meer, das in mir ist, sie ertrinken, sie ersticken darin ohne die geringste Spur.

Und Nils Lessmer schwieg endlich und breitete die Arme aus, um sie an sich zu reißen, da aber reckte sie sich plötzlich auf, wie ein Zweig emporschnellt, den eine starke Hand niederhielt. „Komm mit!" sagte sie mit seltsam fremder Stimme.

Der Tag verdämmerte, aber noch sah man deutlich die Umrisse von Friedmann Gloves strohbedachtem Hof. Und Marie Len ging mit großen, langsamen, doch entschlossenen Schritten darauf zu.

Vor dem offenen Tor stockte Nils Lessmers Fuß. „Mir steht der Sinn nach fremden Leuten nicht!" sagte er unwillig und verwundert. Doch Marie Len führte ihn hindurch nach dem altmodischen, von rauschenden Eichen wie von gewaltigen Wächtern umstandenen Wohnhaus hinüber.

Dort legte sie die Hand mit festem Druck auf die Klinke der altersgeschwärzten Bohlentür, was einen gellen Klingelton auslöste, der einen Augenblick das ganze, große, dunkle Haus füllte wie mit einem Schrei, und ruhig sagte sie: „Du sollst es zuerst erfahren, Nils! ... Friedmann Glove ist mein Verlobter!"

◇ ◇ ◇

Ein vereinsamter Hochpaß in den Anden.

Von Freiherrn v. d. Goltz. — Hierzu 4 Aufnahmen.

Wie eine unüberwindliche Mauer teilt die Kette der Anden, dieses längsten und mächtigsten Gebirges der Welt, ganz Südamerika in zwei scharfgetrennte Teile. Noch hat keine Eisenbahn bisher ihre starre Unzugänglichkeit durchbrochen.

Kein Schienenstrang verbindet noch den Atlantischen mit dem Stillen Ozean. Aber schon seit Jahren sind Ingenieure am Werk, um einen gigantischen Tunnel durch die Felsmassen des Gebirges zu brechen, und am 25. Mai dieses Jahres wurde endlich die Bahn eröffnet, die Buenos Aires, die Hauptstadt Argentiniens, mit Santiago, der chilenischen Hauptstadt, verbindet. Damit wurde ein Werk vollendet, das einen neuen Triumph der Technik darstellt, und das von ungeheurer Bedeutung für den überraschenden wirtschaftlichen Aufschwung der Staaten Südamerikas sein wird. Es ist damit eine das ganze Jahr offene Verbindung hergestellt, während die Paßstraße meist nur fünf Monate im ganzen Jahr benutzbar war. Dieser Paß, der Paß von Uspallata, ist der berühmteste und bedeutendste von allen Andenpässen. Schon den spanischen Konquistadoren war er bekannt. Die Jesuiten sind ihn gewandert, als sie die spanische Kultur von Peru und Chile nach Argentinien trugen. In Europa gibt es kaum noch Pässe von internationaler oder größerer wirtschaftlicher Bedeutung, auf deren Begehung man angewiesen wäre.

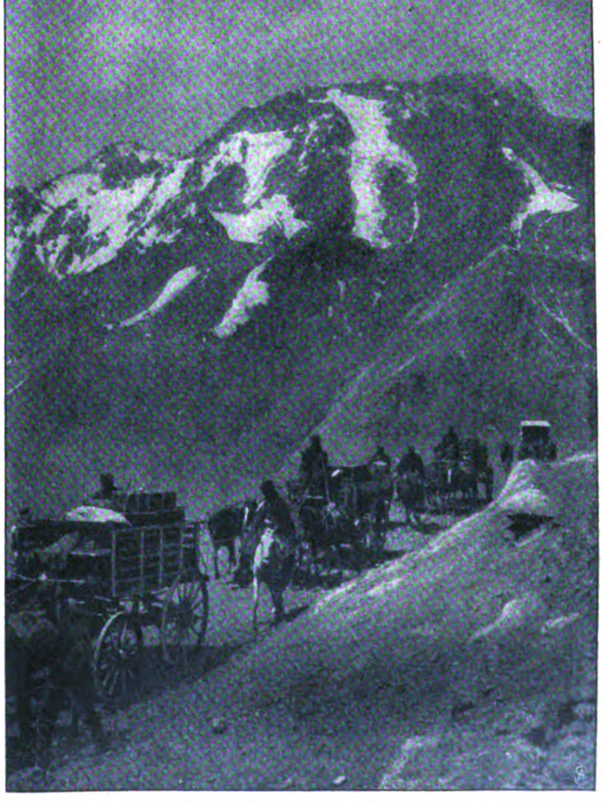


Zu viert sind die Pferde vor die Wagen gespannt.

Ueberall ist eine Eisenbahn ohne große Umwege zur Verfügung. Anders hier in Südamerika. Wenn der Paß von Uspallata durch Schnee und Eis geschlossen ist, dann steht zur Verbindung zwischen Chile und Argentinien nur der Seeweg zur Verfügung. Der Reisende, der von Buenos Aires nach Santiago fahren



Erwartung der Reisenden in der Felswüste.



Halt der Wagen beim Aufstieg.



Der Wagen mit den Postsäcken.

will und nicht über die Paßstraße von Uspallata ziehen kann, der muß ganz Südamerika umschiffen, um durch die Magelhaensstraße oder am Kap Horn vorbei an die Westküste zu gelangen. Er muß statt etwa 1350 Kilometer auf dem Landwege mehr als 5000 Kilometer zur See zurücklegen.

Hier am Paß von Uspallata gab es noch die Romantik der Gebirgsübergänge von ehedem. Ganz besonders deshalb, weil hier der vergnügungslüsterne Tourist eine unbekannte Sache ist. Wer hier reist, der muß reisen. Ein Baedeker existiert noch nicht. Und mit den Schönheiten des Gebirges beschäftigen sich die Reisenden herzlich wenig.

Dafür versteht hier der Reisende meist recht gut, sich mit Schwierigkeiten abzufinden, und reiten können fast alle. Das ist auch sehr nötig, denn es sind im allgemeinen nicht mehr als etwa drei Monate, die den Uebergang im Wagen erlauben. Jeden Winter zerstören Schnee und Wasser den Fahrweg, und es dauert immer Monate, ehe er wiederhergestellt ist. Dabei ist es zwar bequem, im Wagen zu fahren, und ganz sicher ist man gegen die eisigen Winde besser geschützt, aber für schwache Nerven ist das Fahren nichts. Wie wahnsinnig rasen die chilenischen Kutscher die scharfen Serpentinen an den schroffen Hängen hinab. Wenn der Wagen mit seinen vier Pferden in schwindelnder Fahrt direkt auf den bodenlosen Abgrund zuschießt, um erst im letzten Moment in die neue Biegung der Serpentine herumgerissen zu werden, da verlieren auch Männer ihre Fassung. Wenn die Stangenpferde in der scharfen Parade hinten mit den Sprunggelenken beinahe den Boden berühren und der Wagen auf den äußeren Rädern gerade noch so an der Tiefe vorbeitanzt, da sieht man nur in verzerrte Gesichter, da fällt manch kräftiger Fluch, und manch heißes Stoßgebet steigt zum Himmel.

Viel genußreicher als im Wagen ist für den Naturfreund der Uebergang auf Maultiers Rücken. Auf der letzten Station der von beiden Seiten bis nahe an den Tunneleingang heranführenden Eisenbahn erwartet eine große Schar von Maultieren den Zug.

Mit einer verblüffenden Geschwindigkeit beladen die malerischen chilenischen Peone (Knechte) die Mulas mit dem Gepäck. Bis zu 80 Kilogramm auf jeder Seite wird den zähen Tieren aufgepackt. Was an Passagiergepäck zu schwer oder zu groß ist, bleibt unbarmherzig liegen. Schnell setzt sich die Karawane in Marsch. Bald nach Verlassen des Bahnhofes erreicht man den Fuß der Cuesta de Uspallata (Wand von Uspallata). Es ist die eigentliche Scheidewand zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean. Eine Felsmauer von mehr als 1000 Meter Höhe über dem Talgrund.

Die Alpen sind vielleicht schöner in den kühnen Formen ihrer Gipfel, lieblicher im Schmuck ihrer grünen Matten. Die gewaltigen Ketten der Anden sind vor allem mächtig, von einer strengen, starren Oede. So weit das Auge schweift, kein grüner Halm. Die Paßwand steigt schroff wie ins Unendliche vor den Augen



auf. Braune Felsen, graues Geröll. Rechts und links ziehen schneegekrönte Gipfel scharfe Konturen in den tiefblauen Himmel. Auch sie braun in grau. Eine tote, unbewegliche Stille liegt auf dieser unendlichen Gebirgswelt.

Der Saumpfad klimmt steil und schmal die graue Wand hinauf. Tief auf den Hals des Tieres gebückt, halten die Reiter sich im Sattel. Der scharfe Wind schneidet jede Unterhaltung ab. Nur der harte Ruf der Maultiertreiber tönt ab und zu. Der Weg ist nicht zu verfehlen. Bleichende Gerippe und Knochen von Pferden und Maultieren bezeichnen ihn. Oft sieht man tote Tiere in den merkwürdigsten Stellungen, in denen sie im Schnee verendeten, und in denen sie blieben, auch wenn der Schnee unter ihnen wegschmolz. Unbekümmert und sicher klimmen die Mulas empor. Hartnäckig suchen sie sich zur Verzweiflung schwindliger Reiter den äußersten Rand des Saumpfades am tiefen Abgrund entlang heraus. In einem Zuge fast, mit nur ein oder zwei Atempausen, geht es die 1000 Meter Steigung bis zur Paßhöhe hinauf. Eine fabelhafte Leistung für die Tiere. Wir sind auf 4000 Meter Seehöhe. Ein großes Christusstandbild („El Cristo Redentor", Christus der Erlöser) erhebt sich auf der Grenze zwischen Chile und Argentinien und grüßt als Friedenzeichen nach Ost und West.

Der Blick schweift in der klaren, dünnen Luft weit hinaus in die Gebirge mit ihrer toten, drückenden Erhabenheit. Ein gewaltiges Bild in Braun und Grau. Ein Felsriese türmt sich über dem andern auf, ihre Gipfel steigen bis über 6500 Meter empor, ihre Vettern von den Alpen weit überragend. Nach West und Ost fällt die Wand des Passes schroff hinab. Ab und zu zeichnet sich der Weg wie eine dünne, helle Linie ab, und ganz unten verrät ein kleines Rauchwölkchen den Zug und die Station.

Aber ein eisiger Sturm weht hier oben. Manch braves Maultier ist ihm zum Opfer gefallen. Manch Reiter ist samt seinem Tier in den Abgrund geweht worden, wenn bei nahendem Winter die Wege eisbedeckt und glatt sind.

Der Abstieg ist für den ungeübten Reiter schlimmer als der Aufstieg. Man muß sich daran gewöhnen, über den Sattelknopf hinweg nichts als zwei spitze Ohren und die gähnende Leere zu sehen. Und doch ziehen auf diesen gefährlichen Pfaden auch alte Frauen und Kinder. Die Kinder werden von den Peonen vor sich auf den Sattel genommen, die Frauen müssen oft von beiden Seiten gestützt werden.

Unten in der Tiefe taucht dann wieder ein kleines Dampfwölkchen auf, moderne Waggons stehen in der Felswüste bereit (Abb. S. 1807), und bald ist der Reisende wieder mitten in der Kultur.

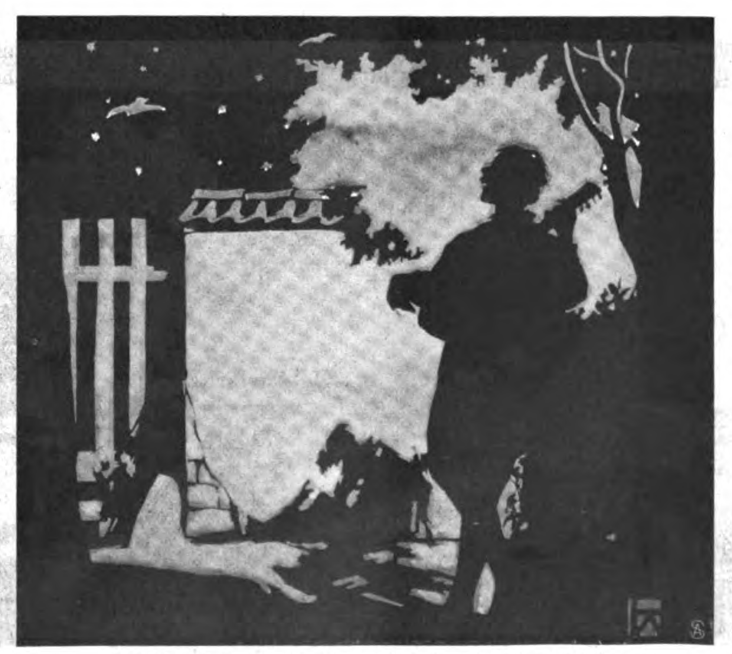
Es liegt eine anziehende und kraftvolle Romantik in diesem Uebergange von Uspallata. Hier mußte der verwöhnte Kulturmensch einmal alle seine Bequemlichkeiten lassen. Hier bekam er eine Ahnung davon, was das Reisen ohne Eisenbahnen in unwirtlicher Gegend heißt.

All das gehört nun der Vergangenheit an. Heute schon trägt der Zug den Reisenden im bequemen Schlafwagen von Hauptstadt zu Hauptstadt. Es ist eine Gebirgsbahn wie viele andere auch. Der alte Paß ist verödet. Ein Stück malerischen, ursprünglichen Lebens ist wieder einmal für immer verschwunden.

Dekorative Silhouetten.

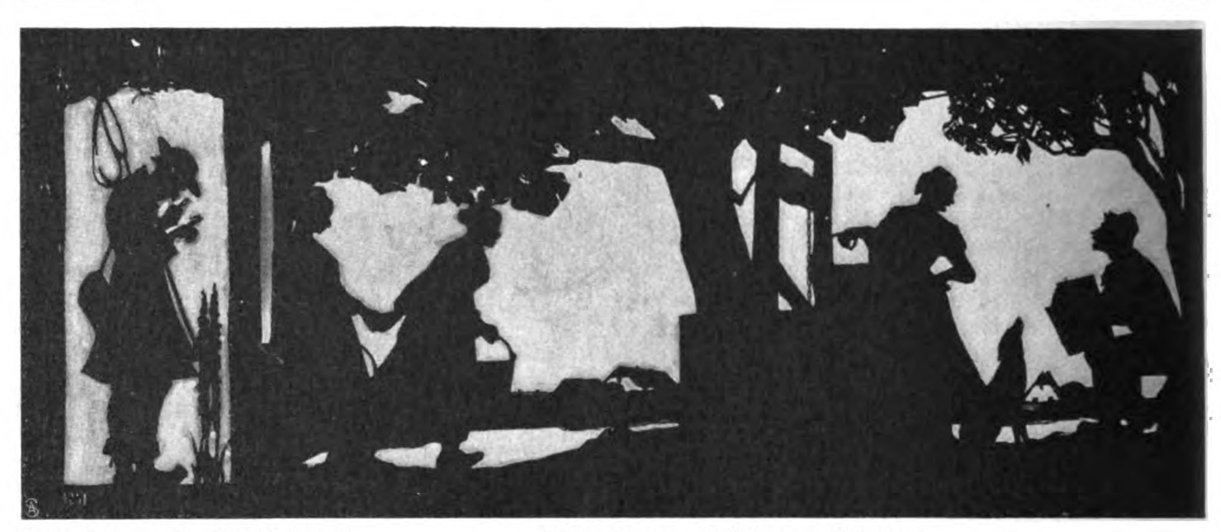
Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 5 Abbildungen.

Die reizvolle Kunst des Silhouettenschneidens hat immer ihre stillen Freunde gehabt. Wenn sie zuletzt auch bloß noch in den Bierhäusern der Großstädte von unternehmungslustigen Adepten für Studenten und Liebespaare und namentlich aber für Fremde schlecht und recht praktisch ausgeübt wurde, so konnte ihr diese Aschenbrödelstellung im Grunde doch wenig anhaben. Wer Gelegenheit hatte, den gefälligen und duftigen Reiz ehrwürdiger Großväterwohnungen auf sich wirken zu lassen, der weiß, welch eigenartig markante Note die schwarze Flächenkunst guter, gerahmter Silhouetten in die freundlichen Wände der Empire- und der Biedermeierzimmer bringen konnte.



Professor Heinrich Wolff: „Ständchen im Mondschein".

Schon im Paris des achtzehnten Jahrhunderts standen die Schattenrisse liebenswerter und bewunderungswürdiger Bekannten im höchsten Ansehen. Als unter dem harten Finanzregime Etienne de Silhouettes, nach den kostspieligen Verwicklungen der Pompadour, dem Staatsschiff wieder der alte goldene Glanz zurückerobert werden sollte, witzelten die Pariser über diese Wendung der Dinge und münzten



Maria Lahrs: „Der Naturforscher“. Maria Lahrs: „Mädchen am Brunnen“.

für alles, was sparsam gedacht und ohne große Kosten zu haben war, die Spottbezeichnung „à la Silhouette“. Ja, Monsieur Silhouette soll zuweilen selbst zum Zeitvertreib aus dem berühmten schwarzen Glanzpapier allerhand Gesichter ausgeschnitten haben. Er hat sich im Jahre 1759 in Brie-sur-Marne ein Schlößchen erbaut, dessen pompöses Innere überall mit Schattenrissen („portraits à la Silhouette“) ausgeschmückt war. So entstand der Name der Silhouette für die Kunst des Schattenschnittes, des Schattenrisses, der Psaligraphie oder wie man sonst die schwarze Ausschneidekunst nennen mag.

In Deutschland haben Karl Fröhlich und auch der bekannte Maler Philipp Otto Runge lebhaften Anteil an dem Aufblühen dieser höchst merkwürdigen Kunst, deren Eigenart vorher schon einen Goethe und einen Lavater aufs höchste begeistert hatte. Vor allem befestigte aber Konewka in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts seinen Ruhm ausschließlich mit der Schere und dem Schwarzpapier.

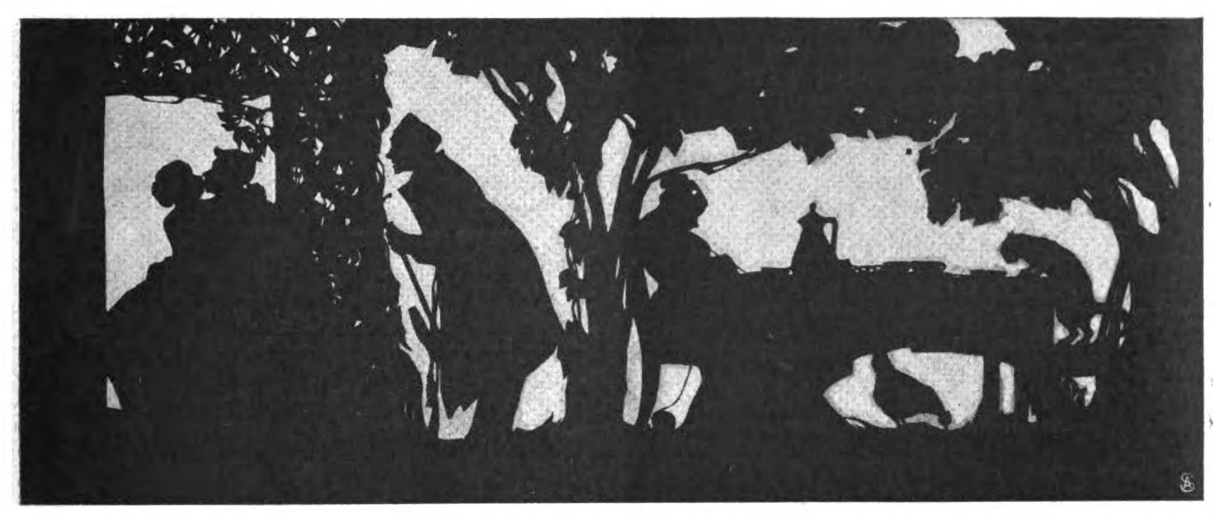
In neuester Zeit hat sich nun der bekannte Radierer und Akademieprofessor Heinrich Wolff in Königsberg in den Mußestunden dieser verschwiegensten aller Künste mit Erfolg zugewendet. Als erste größere Arbeit schnitt er im Jahre 1904 für ein Kinderzimmer in der Villa Heumann in Königsberg einen langen Schattenfries. Und im Jahre 1908 gab er dann 16 Schattenschnitte unter dem Titel „Erzählungen einer kleinen Schere“ heraus, die ihn im größeren Deutschland mit einem Schlag als Silhouettenschneider bekannt machten, und die auch in der Großen Berliner Kunstausstellung 1908, teilweise als Diaphanien gerahmt, ausgestellt waren. Seither beschäftigt ihn, wenn er von der Radierkunst ausruhen will, vor allem die Idee der dekorativen Silhouette.

* * *

In Königsberg war's diesen Sommer. Da feierten die künstlerischen Kreise ein kleines Ereignis. Es wurde im Café Kaiserkrone am Paradeplatz, unweit des Kant-Denkmals, ein Raum mit großen dekorativen Silhouetten



Professor Heinrich Wolff:

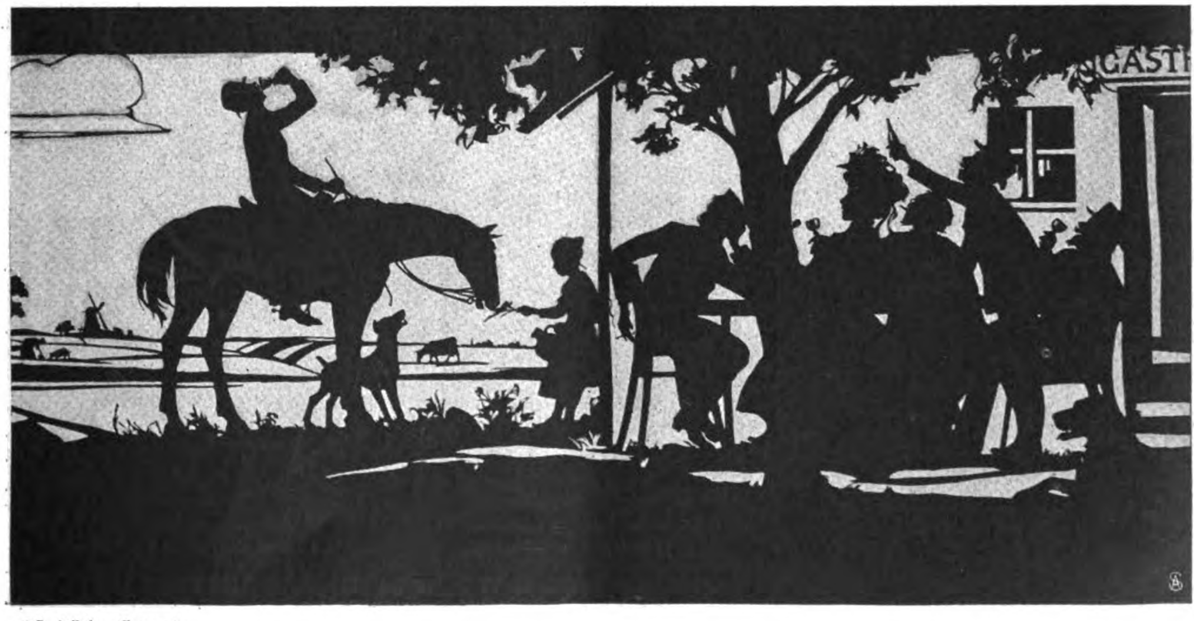


Maria Lahrs: „Kaffeestunde im Garten".

von Heinrich Wolff und Maria Lahrs eröffnet. Ich war von meiner idyllischen ostpreußischen Sommerfrische nach der „Stadt der reinen Vernunft" gekommen und war aufs höchste überrascht, Wolffs intime Scherenschnittkunst an einer so großen Aufgabe so glücklich erprobt zu sehen. Die Schattenfiguren, die sich da in freiester Rhythmik an den Wänden tummelten, vermittelten dem Raum ohne jede Aufdringlichkeit eine ebenso köstliche wie eigenartige Lebendigkeit. Und es stand für mich fest, daß hier etwas geschaffen war, was die Möglichkeiten der dekorativen Malerei um eine wertvolle Besonderheit bereicherte.

Natürlich waren Wolff und seine Kollegin hier an den gegebenen Raum gebunden. Außerdem lag es nahe, das Thematische der Dekoration so zu stimmen, daß sich ein durchschnittliches Kaffeehauspublikum dadurch angeregt fühlte. Wolffs Aufgabe war nun, eine große Wand mit einem über 5½ Meter langen Gemälde zu füllen. Auf dieser Fläche schildert er mit großer formaler Geschicklichkeit ein Stück idyllischer, in der Landschaft spezifisch ostpreußischer Ländlichkeit, reich bevölkert mit Menschen und Tieren. Für die gegenüberliegende Längsseite lieferte Fräulein Lahrs, die übrigens aus sich heraus zur Schere gegriffen und nie Wolffs Schülerin gewesen ist, zwei Schattenschnitte: die bäuerliche Szene „Mädchen am Brunnen" und ein bürgerliches Liebesidyll „Kaffeestunde im Garten", beide voll stillen, ergötzlichen Humors. Während auf Wolff dann noch das prachtvolle dreiteilige „Ständchen im Mondschein" zurückgeht, deuten ein „Naturforscher" und ein Bild „Am Fenster" (ein Alter, der sich gerade die Pfeife anzündet) noch auf Fräulein Lahrs' Urheberschaft. Alle Stücke wirken durch das Gleichgewicht der Schwarzweiß-Massen, die auf einen blaugrauen Wandgrund gesetzt sind, im höchsten Grade künstlerisch.

Was nun die Technik dieser Monumental-Schattenrisse angeht, so erhöht sich naturgemäß die ihnen innewohnende Suggestionskraft in dem Maße, in dem die



„Ländliche Szene".

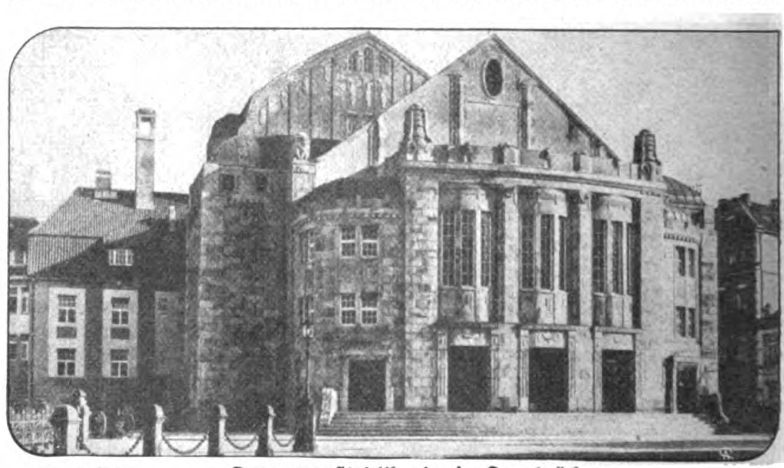
Formen dem Charakter des Schattenschnittes angepaßt sind. Im Gegensatz zu den vielen alten und neuen gezeichneten Silhouetten handelt es sich hier um wirklich geschnittene Silhouetten. „Das Weiß ist das Wirkende, das Licht.“ Das und eine möglichst einfache Stilisierung der Flächen muß bei der Konzeption das Ausschlaggebende sein. Trägt der Künstler die Figur oder den Figurenkomplex in der Idee fertig in sich, so wird die Körperzeichnung auf ein mittelstarkes Rollen-Zeichenpapier leicht fixiert und dann in den Umrissen ausgeschnitten, was bei so großen Dimensionen wie der Wolffschen „Ländlichen Szene“ eine ungeheure geistige Konzentration und Geduld erfordert. Dann wird die Papierschablone an der Wand befestigt und mit Farbe, hier in unserem Falle mit Weiß, übergangen. Eine solch schablonierte Silhouette wirkt naturgemäß viel frischer und handschriftlich echter als eine gemalte, und man hat noch den Vorteil, daß man den Anstrich, wenn er schadhaft geworden ist, jederzeit erneuern kann.

Daß durch diese neue Technik weite Perspektiven eröffnet werden, geht aus der leichten Verwendbarkeit ohne weiteres hervor. Was könnten z. B. allein die Schulen durch solche großen Silhouettenfriese profitieren! Der Staat könnte diese Kunstschablonen, die Märchen und die verschiedenen Berufzweige zum Gegenstand der Darstellung haben könnten, an den verschiedensten Stellen ausnützen; die Kosten wären daher nicht allzu hoch. Und dem Auge des Schülers würde dadurch eine Welt voll blühenden Lebens offenbart.

Bilder aus aller Welt.

Vor kurzem feierte der Geheime Hofrat Paul Mudlack, der verdienstvolle Bureauchef des Geheimen Zivilkabinetts des Kaisers, sein 50jähriges Dienstjubiläum. Mudlack, der im Jahre 1840 zu Berlin geboren ist, begann seine amtliche Tätigkeit am Berliner Amtsgericht. Dem Zivilkabinett gehört er seit fast 43 Jahren an; seit 1891 fungiert er dort als Bureauchef. Er hat die Feldzüge 1864, 1866 und 1870/71 mitgemacht, sich das Eiserne Kreuz 2. Klasse erworben und den Majorsrang erreicht.

Osnabrück hat an Stelle seines unzulänglichen alten ein würdiges neues Stadttheater erhalten. Die Gemeindevertretung und die Bürgerschaft der altehrwürdigen Stadt, die sich neuerdings so kräftig entwickelt, hat die 690 000 Mark betragenden Kosten des Neubaus getragen. Die architektonischen Schöpfer des schönen Werkes sind der Osnabrücker Stadtbaumeister Lehmann, der Dortmunder Stadtbaurat Kullrich und der Osnabrücker Architekt Hartmann. Sie haben einen kraftvollen Bau geschaffen, der sich seiner Umgebung, dem historischen Domplatz, harmonisch anschließt. In seinem intim wirkenden Innern gibt es 799 Sitzplätze. Die Bühne besitzt selbstverständlich alle Errungenschaften der modernen Theatertechnik.



Phot. Eyfriedt. **Das neue Stadttheater in Osnabrück.**

Am 22. Oktober feiert der Geh. Regierungs- und Medizinalrat Dr. Dammann seinen siebzigsten Geburtstag. Der Gelehrte leitet seit fast 30 Jahren die Tierärztliche Hochschule in Hannover, die seiner Tätigkeit ihre hohe Blüte verdankt. Besonders auf dem Gebiet der Hygiene und der Seuchenforschung hat sich Dr. Dammann, wie allgemein anerkannt wird, hervorragende Verdienste erworben.

Vor kurzem ist der Wirkliche Geh. Oberregierungsrat Dr. Freiherr v. d. Goltz nach 55jähriger Dienstzeit aus dem Amte als Präsident des Kaiserlichen Rats, des obersten Verwaltungsgerichtshofs in den Reichslanden, geschieden. Der hochverdiente Beamte ist 77 Jahre alt. Im Jahre 1861 wurde er Landrat in Mettmann, 1872 Kreisdirektor in Saargemünd, 1880 kam er als Ministerialrat nach Straßburg, wo er später das Gefängniswesen leitete. 1903 wurde er zum Präsidenten des Kaiserlichen Rats ernannt. Freiherr v. d. Goltz gehörte in den Jahren 1870/72 auch dem preußischen Abgeordnetenhaus an.



Hofphot. Hoffmann.

Geheimer Hofrat Paul Mudlack, beging sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum.



Phot. Freundt.

Geheimrat Professor Dr. Dammann, feiert seinen 70. Geburtstag.



Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat Dr. Frhr. v. d. Goltz. Zu seinem Ausscheiden aus dem Amt.

Schluß des redaktionellen Teils.



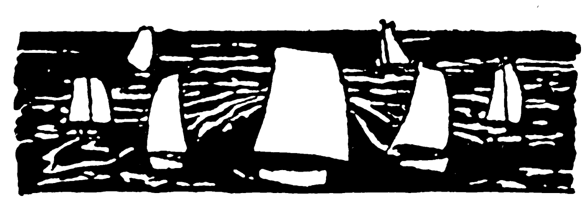


DIE·WOCHE

Nummer 43. **Berlin, den 23. Oktober 1909.** **11. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 43.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

14. Oktober.

Aus der ganzen zivilisierten Welt laufen Berichte über heftige Kundgebungen gegen die Hinrichtung Francisco Ferrers ein.

In Barcelona fand eine Bombenexplosion statt.

Das bayrische Abgeordnetenhaus nimmt einen Antrag auf Kündigung des zwischen Bayern und Rußland bestehenden Auslieferungsvertrages an.

15. Oktober.

Bei Eröffnung der spanischen Cortes kommt es zu heftigen Lärmszenen, da die Abgeordneten der Opposition zu einem beabsichtigten Protest gegen das Vorgehen der Gerichte in Barcelona nicht das Wort erhalten.

In Paris und Italien finden neue Kundgebungen gegen die Hinrichtung Ferrers statt. Es kommt in Paris und Rom zu schweren Ausschreitungen der Menge.

Der König von Griechenland veranlaßt seine noch in Athen weilenden Söhne, die Prinzen Nikolaus, Andreas und Christoph, dem Kriegsministerium und dem Parlament ihren Verzicht auf ihre Kommandostellen in der Armee mitzuteilen.

16. Oktober.

Zwischen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Taft und dem Präsidenten von Mexiko Diaz findet eine Zusammenkunft an der mexikanischen Grenze statt.

17. Oktober.

In Berlin, Paris, London und andern großen Städten finden neue Ferrer-Protestkundgebungen statt.

Gerhart Hauptmann (Portr. S. 1827) eröffnet eine große Vortragsreise durch Deutschland und Oesterreich mit einer Vorlesung in der Berliner Singakademie.

Die Internationale Luftschiffahrtausstellung in Frankfurt am Main wird geschlossen.

18. Oktober.

In der Friedenskirche zu Potsdam wird die Einsegnung der Tochter des Kaiserpaares, der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen (Portr. S. 1821), vollzogen.

Graf Lambert fliegt mit seinem Wright-Aeroplan von Juvisy nach Paris und umsegelt in einer Höhe von 350 Meter den Eiffelturm.

In der spanischen Kammer hält der Oppositionsführer Moret eine große Rede über die Gesamtpolitik der Regierung und über die Affäre Ferrer und fordert energisch den Rücktritt des konservativen Kabinetts Maura.

Das Abschiedsgesuch des dänischen Landesverteidigungsministers Christensen wird vom König von Dänemark angenommen; Ministerpräsident Graf Holstein wird die interimistische Leitung des Landesverteidigungsministeriums übertragen.

19. Oktober.

Kaiser Nikolaus von Rußland tritt von Livadia aus die Reise nach Italien zum Besuch des Königs Viktor Emanuel an.

Die außerordentliche französische Parlamentsession wird eröffnet.

20. Oktober.

Auf Kreta bricht eine bewaffnete Bewegung aus, um die provisorische Regierung zur Einberufung der Nationalversammlung zu zwingen, die über die Neugestaltung der kretischen Autonomie und die Einsetzung einer neuen Regierung beraten soll.

ooo

Die Gnade als Element des Rechts.

Von Geh. Justizrat Prof. Josef Kohler.

Das ursprüngliche Recht ist konkret und jederzeit der Sondererscheinung angepaßt. Der Gedanke, Abstraktionen aufzustellen, aus denen mittelbar im einzelnen Fall die Entscheidung zu entnehmen sei, war den Völkern im Recht einstmals ebenso fremd wie in der Kunst oder Sprache. Erst eine spätere Zeit pflegt aus einer Fülle konkreter Begebnisse Regeln zu konstruieren und diese Regeln den künftigen Betätigungen zugrunde zu legen. Das ursprüngliche Recht kennt daher weder Gesetze noch Rechtswissenschaft. Mit jeder Entscheidung des Falles wird ein neuer Schritt in das Dunkel des Rechtes getan, mit jedem Urteil eine neue Errungenschaft erzielt, ein neues Gebiet des Rechts erobert. Eine grundsätzliche Aenderung tritt ein, wenn man zu gesetzgeberischen Normen gelangt; allein, das ist eine Erscheinung, die sich erst allmählich im Rechte der Völker einstellt. Zuerst sammelt man Rechtsbräuche und Rechtsentscheidungen und macht Rechtsbücher und keine Gesetzbücher. Gesetze erwachsen hauptsächlich in den Zeiten des Häuptlingtums, wenn suggestive Geister an die Spitze der Regierung treten, die nicht mehr im Sinne des Volkes, sondern in ihrem Sinne die Entwicklung leiten und die Bevölkerung zu sich und zu ihren Ideen heranzuziehen wissen: dies aber kann nur durch Vorschriften geschehen, die mehr oder minder abstrakt gefaßt sind und eine große Menge von Fällen umschließen; so entstehen die Gesetze, so entsteht viel später noch die Rechtswissenschaft. Eine Rechtswissenschaft in unserem Sinn haben z. B. die orientalischen Völker kaum entwickelt; wir finden im indischen wie im Islamrecht eine Reihe von Satzungen, eine große Menge von Einzelbestim-

mungen, ohne daß es gelingt, die Abstraktion so weit zu treiben, daß die Fülle der Erscheinungen auf ein System von Normen zurückgeführt werden kann.

Es ist natürlich ein großer Fortschritt der Völker gewesen, als sie zu Gesetzen und zur Rechtswissenschaft gelangten; aber auf der andern Seite ist hiermit eine Entzweiung eingetreten zwischen dem Recht und dem Leben: das Recht ist abstrakt, das Leben konkret. Niemals ist es aber möglich, das Leben vollkommen in abstrakte Sätze zu zwingen; will man diesem Ideal soviel als tunlich nahekommen, so muß man das Recht äußerst elastisch gestalten, so daß bei der Rechtsprechung immer noch eine große Freiheit übrigbleibt und der Richter die Möglichkeit hat, die in jedem Fall eintretenden Besonderheiten zu berücksichtigen und die Rechtsregeln zu biegen und zu kneten, je nach seiner subjektiven Auffassung des Einzelfalles. Auf diese Weise bekommt natürlich das Recht wieder einen gewissen subjektiven Charakter, und wie früher die ganze Rechtsübung, so ist jetzt wenigstens eine gewisse Seite der Rechtsübung in die bildende Kraft des einzelnen gestellt: der Rechtsinstinkt, der früher alles war, ist wenigstens teilweise wieder als Element der Rechtsfindung eingesetzt und spielt auch weiterhin eine große Rolle. Nötig ist es hierbei allerdings, daß dem Richter eine freie Auslegung des Gesetzes zusteht, daß er das Gesetz möglichst nach der Seite der Rechtsvernunft interpretieren und dem einzelnen Fall anpassen darf, und daß man sich ein für allemal von der früher üblichen Art befreit, bei der Auslegung des Gesetzes Vorarbeiten zu berücksichtigen.

Aber trotz allem wird es niemals möglich sein, abstrakte Rechtsnormen zu finden, die in allen einzelnen Fällen das Rechtsproblem vollständig decken; ständig wird etwas Inkommensurables übrigbleiben. Wie in diesen Fällen Abhilfe geschaffen werden soll, ist ein großes Problem des Rechts; handelt es sich hier doch um die gleiche Erscheinung wie in der Kunst und wie in der Sprache: niemals können durch Regeln alle Seiten eines Kunstwerkes gedeckt werden, und große Schöpfungen sind gerade dadurch groß, daß sie sich über die Regel hinwegsetzen und der übermächtigen Gewalt des Geistes folgen. Ebenso wie in der Musik die eindringlichsten Klangwirkungen und die zauberhaftesten Effekte dadurch hervorgerufen werden, daß man die Regeln übertritt und sich vor Quinten und vor Querständen nicht scheut, ebenso wie eine Goethesche Sprache dadurch groß ist, daß sie sich über die Regeln früherer Zeiten erhebt, ebenso müßte auch ein ideales Recht so gestaltet sein, daß es im einzelnen Fall den Regeln trotzt. Wie aber solches geschehen, wie eine solche Korrektur eintreten kann, das ist ein schwieriges Problem.

Am erfolgreichsten ist diese Bestrebung im Strafrecht zum Durchbruch gekommen. Zwar gilt es als ein axiomatischer Grundsatz, daß nicht gestraft werden darf, wenn nicht eine allgemeine Strafdrohung vorausgegangen ist. Nach dieser Seite hin ist aber auch eine Korrektur nicht erforderlich; denn es ist nicht notwendig, daß alles gestraft wird, was strafenswert ist, und wenn manches wegen der Fassung des Gesetzes der Strafe entschlüpft, so mag dies seine Mißstände haben, allein man kann auf andere Weise, namentlich durch das Zivilrecht und durch die Entschädigungspflicht, den Mangel ergänzen. Viel schlimmer aber ist es, wenn die Fassung des Strafgesetzes zu Bestrafungen führt, die der Gerechtigkeit nicht entsprechen: hier ist eine Abhilfe dringend erforderlich; denn eine ungerechte Bestrafung ist ein furchtbarer Schaden, nicht etwa bloß für den einzelnen, sondern für die ganze Rechtswelt und damit für das ganze Volk. Und sollte auch die Strafe vollkommen dem Gesetzesrecht entsprechen, so wird sich das Rechtsbewußtsein des Volkes nur um so mehr aufbäumen und nicht etwa bloß den Richter des einzelnen Falles, sondern das ganze Gesetz und den ganzen Rechtszustand anklagen. Allerdings kann ein solcher Mißstand vielfach vermieden werden, wenn das Gesetz richtig und nach den Grundsätzen der echt juristischen Betrachtungsweise ausgelegt wird. Das Gesetz ist nicht etwa bloß eine Summe von Begriffen, die aus dem Wörterbuch der deutschen Sprache oder aus einem Rechtswörterbuch abstrahiert werden können, sondern es ist eine Idee, die durch eine Reihe von Begriffen dargestellt werden soll, aber natürlich nur unvollkommen zur Darstellung gelangen kann. Aus diesen Unvollkommenheiten sich herauszuhelfen, das ist die Aufgabe des Juristen, und solches kann nur der, der von juristischem Geist erfüllt ist. Hauptzweck der Erziehung des Juristen ist es, den juristischen Geist heranzubilden und ihm zu zeigen, daß in den Gesetzessätzen wie in einer Schale eine juristische Wahrheit enthalten ist und diese aus der Schale herausgelöst werden muß. Daß die deutsche Jurisprudenz diesem Ideal immer entspreche, ist leider nicht zu bejahen. Insbesondere leidet die Strafrechtsübung des Reichsgerichts viel zu sehr an dem Formalismus, d. h. daran, daß man die im Gesetz enthaltenen Begriffe einfach auseinanderlegt und sie von sich aus zu verstehen sucht. In der Tat aber muß man wohl bedenken, daß jeder Rechtssatz der Gerechtigkeit dient, und daß der Richter vor allem bestrebt sein soll, aus dem Rechtssatz einen Inhalt herauszuschöpfen, der unserm Gerechtigkeitsgefühl entspricht.

Ich habe vor kurzem dargestellt, daß wir mit dem Begriff der Erpressung nicht weiter kommen, wenn wir einfach die in unserem Reichsstrafgesetzbuch zur Charakteristik dieser Vergehung aufgezählten Begriffe einzeln für sich zu entwickeln suchen. Die Erpressung enthält eine Drohung, ein Inaussichtstellen eines Uebels, um einen ungerechtfertigten Vermögensvorteil zu erlangen. Die Drohung braucht nicht Drohung mit einer strafbaren Handlung zu sein; es genügt die Drohung mit einer (wahren) Denunziation oder mit einer unangenehmen Veröffentlichung. Auf der andern Seite darf die Drohung nicht als Drohung im allgemein sprachlichen Sinne verstanden werden, so daß ein jedes Inaussichtstellen eines Uebels genügte. Es wäre doch gewiß ein im höchsten Grad unhaltbarer Rechtszustand, es als Erpressung zu behandeln, wenn jemand seinem Hauswirt droht zu kündigen, falls ihm nicht ein oder zwei Zimmer neu tapeziert werden, oder wenn ein Anwalt mit einer Klage droht, für den Fall, daß der Schuldner nicht innerhalb bestimmter Zeit freiwillig zahlt. Sollten auch derartige Folgen dem andern Teil höchst unangenehm sein und als empfindliches Uebel gelten, so liegt doch keine Erpressung vor. Die ganze Frage dreht sich also um den Begriff „Drohen“, und dieser muß so ausgelegt werden, daß die Auslegung den Anforderungen der Gerechtigkeit entspricht. Es kann sich darum nur um ein solches Drohen handeln, das außerhalb des Kreises dessen liegt, was gesellschaftlich gestattet und erlaubt ist. Auf diese Weise kommen wir auf das Gebiet des gesellschaftlichen, loyalen



Handelns, auf das Gebiet der Lauterkeit des Lebens, und dieser Gedanke muß dem Strafrichter die Weisung geben. Hier ist unsäglich viel gefehlt worden, und namentlich läßt die Rechtsprechung des Reichsgerichts viel zu wünschen übrig.

Immerhin aber, auch wenn das Gesetz im besten Sinn ausgelegt wird, bleiben viele Fälle übrig, in denen die Bestrafung der Gerechtigkeit nicht entspricht. Es kann sein, daß die Umstände des Falles so günstig für den Täter liegen, daß uns jede Bestrafung als eine Ungeheuerlichkeit erscheint. Ich erinnere mich aus meiner Richterzeit noch eines Falles, wo wir einen Mann mit der Mindeststrafe von drei Monaten belegen zu müssen glaubten, weil er eingestiegen war, um etwas Stroh zu holen und seinem kranken Kind ein Bettchen zu bereiten. In vielen Fällen wird namentlich der augenblickliche Impuls so plötzlich über den Menschen gekommen sein, daß er wie in einer Verwirrung handelte, ohne daß man ihn deswegen als geistesabwesend oder unzurechnungsfähig bezeichnen könnte. Oftmals stehen aber auch andere Umstände einer Strafe entgegen: vielfach, besonders bei Jugendlichen, wird eine Strafe zum Verderben und zum völligen Zusammenbruch führen und denjenigen vernichten und den Mächten des Unheils ausliefern, den man noch hätte aufrichten und zum Guten leiten können. Sodann sind die Folgen der Strafe vielleicht für den Täter gerecht, für seine Familie aber so hart und schroff, daß hier ein Uebel entsteht, das durch das Bedürfnis der Strafe nicht genügend gedeckt wird. Und schließlich, wenn die Strafjustiz so zu walten hätte, daß sie die besten Köpfe des Volkes hinwegrafft, sollen wir hier den Geboten des Gesetzes folgen und das Land entvölkern oder dem Stumpfsinn preisgeben?

Man hat in solchen Fällen dadurch helfen wollen, daß man einen großen Unterschied zwischen Recht und Gnade aufstellte: die Gnade soll im Gegensatz zum Rechte stehen, und wenn man in solchen Fällen Gnade übe, so sei dies eben eine Aufhebung des Rechts durch etwas, was außerhalb des Rechts stehe.

Dies ist aber einer der verhängnisvollsten Irrtümer, die je ausgesprochen wurden, und der Irrtum hat seine Früchte getragen. Daß manche Rechtspolitiker, wie Filangieri, die Begnadigung bekämpften, weil Mißbräuche möglich sind, weil es im 18. Jahrhundert an italienischen Höfen vorkam, daß Günstlinge und Kurtisanen in der Frage der Begnadigung das große Wort führten, ist begreiflich. Wenn aber ein Philosoph, wie Kant, gegen die Begnadigung deswegen auftrat, weil man unter keinen Umständen eine Ungerechtigkeit begehen dürfe, und weil ein Leben ohne Gerechtigkeit überhaupt nicht lebenswert sei, so war dies ein grober Fehlschluß.

Die Gnade wird immer ein Einbruch in das Gesetz sein, sie wird bewirken, daß das Gesetz im einzelnen Fall nicht zur Anwendung gelangt; aber die Gnade ist nicht ein Einbruch in das Recht, sondern sie ist eine Erfüllung des Rechts. Das Recht bloß als Gesetzesrecht zu betrachten, ist der engherzige Standpunkt, der das Naturrecht im 18. Jahrhundert beherrscht hat. Das Gesetz ist eines unserer wichtigsten Elemente bei der Bildung des Rechts, aber nicht das einzige. Eben in den Fällen, in denen die Bestrafung von Gesetzes wegen den Einzelfall nicht deckt und nicht zu einem gerechten Resultate führt, in diesen Fällen soll die Gnade ihre schirmende Hand ausbreiten. Die Gnade ist ein Hilfsmittel des Rechts und ein Element in der Verwirklichung der höchsten Rechtsaufgaben. Gerade eine richtige Auffassung des Rechts führt dahin, daß wir auch seine Relativität erkennen, daß wir wissen: das Strafrecht soll nur mit einer gewissen Diskretion einschreiten, es darf nicht zum Verderben der Nation gereichen; es muß in allen Fällen zurücktreten, wo höhere Interessen der Kultur zu hegen und zu schonen sind!

Daher war es dem deutschen Recht vollkommen sympathisch, daß auch der Richter begnadigte. Die Strafgesetze wurden in früherer Zeit durchaus nicht in der Weise aufgefaßt, daß in allen und jeden Fällen nach dem Tüpfelchen des Gesetzes gehandelt werden solle, sondern man gab dem Richter die Freiheit, davon abzugehen und die Strafe zu erlassen oder zu mindern oder auch sie aufzuschieben und dem Sünder die Möglichkeit zu verschaffen, daß er sich wieder erhob und sich in der Gesellschaft wiederherstellte. Das englische Recht hat diesen Standpunkt festgehalten, und die von dorther stammenden Institute der bedingten Bestrafung oder des bedingten Straferlasses oder der Aussetzung der Bestrafung, mit der Hoffnung, daß der Täter sich bessere, sind nichts anderes als Ausflüsse dieses Grundgedankens.

Als mit dem Einfluß des fremden Rechtes die Gesetzgebung eine straffere Bedeutung gewann und man dem Richter nicht mehr erlauben wollte, über das Gesetz hinauszugehen, hat man die Gnade dem Fürsten übertragen als dem, der an der Pforte des Gesetzes stehe. So hat die Sache schon Thomas von Aquin entwickelt, und so ist die Begnadigung bei uns als ein Vorrecht des Fürsten behandelt worden. Dieser Standpunkt ist eigentlich nicht mehr ganz korrekt in einem konstitutionellen Staate, wo der Fürst nicht mehr Herr über das Gesetz ist; doch wurde er meistens festgehalten; in manchen Ländern allerdings hat man die Begnadigung entweder überhaupt oder doch in gewissen Fällen der gesetzgeberischen Versammlung unterstellt. Aber trotzdem darf der Gedanke nicht aufgegeben werden, daß die Begnadigung nichts anderes ist als ein Institut der Gerechtigkeit, um gegenüber dem starren Gesetzessatz die Erfordernisse des einzelnen Falles zur Geltung zu bringen, und um der Rechtsordnung dadurch ihre richtige Stellung anzuweisen, daß man ihre Relativität gegenüber den andern Kulturgütern berücksichtigt: das wahre Recht besteht nicht darin, daß die Gerechtigkeit als eine Tyrannin die Nation überrumpelt, sondern darin, daß sie ausgeübt wird im Einklang mit den Kulturbedürfnissen des Volkes. In dieser Beziehung aber ist die Begnadigung eine der höchsten Aufgaben des Gnadenspenders: sie ist nicht etwa ein Akt der Willkür, sondern ein Akt der Gerechtigkeit; sie fällt in die Herrscheraufgabe des Fürsten, wie sie in die Aufgabe des Richters fällt, wo immer dem Richter das Begnadigungsrecht zusteht. Sie ist darum auch unabhängig vom Willen des Bestraften: sie ist auch dem zu gewähren, der nicht um Gnade bittet oder gar die Gnade von sich stößt: die Gerechtigkeit ist niemals dem Willen dessen untertan, der gefrevelt hat; die Gnade ist nicht Milde, nicht Schwäche, nicht Schenkung — sie ist Gerechtigkeit. Shakespeare schildert sie völlig zutreffend als eine Gabe des Himmels, weil sie ein Mittel der höheren Gerechtigkeit sein soll, und weil die höchste Gerechtigkeit, die über alles Erdenklügeln erhaben ist, eben als göttlich bezeichnet



werden muß. Jeder kennt die berühmte Stelle im „Kaufmann von Venedig“:

„Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang.
Sie träufelt, wie des Himmels milder Regen,
Zur Erde unter ihr, zwiefach gesegnet:
Sie segnet den, der gibt, und den, der nimmt;
Am mächtigsten im Mächtgen, zieret sie
Den Fürsten auf dem Thron mehr als die Krone.
Das Zepter zeigt die weltliche Gewalt,
Das Attribut der Würd und Majestät,
Worin die Furcht und Scheu der Kön'ge sitzt;
Doch Gnad ist über dieser Zeptermacht,
Sie thronet in dem Herzen der Monarchen,
Sie ist ein Attribut der Gottheit selbst,
Und irdsche Macht kömmt göttlicher am nächsten,
Wenn Gnade bei dem Recht steht.“ — — —

So weit, was das Strafrecht betrifft. Viel schwieriger ist die Ausgleichung auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes, weil hier zwei bestimmte Interessenten sich gegenüberzustehen pflegen und die Gefahr erwächst, daß, wenn man bezüglich des einen vom Gesetzesrecht abgeht, der andere sich mit mehr oder minder Recht als verletzt bezeichnen könnte. Am besten ist natürlich eine Ausgleichung zu erzielen, wenn die eine Partei der Staat oder ein anderes Gemeinwesen ist: sie werden sich am wenigsten beleidigt fühlen können, wenn zugunsten eines Privaten etwas von ihrem Formalrecht aufgegeben wird. Ueber die Versuche, diese Schwierigkeiten zu lösen, muß aber ein anderes Mal gehandelt werden.

Luftschiffahrt und Wind.

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Richard Aßmann, Lindenberg.

Würde sich unsere Atmosphäre stets und überall in Ruhe befinden, dann müßte das Problem der willkürlichen Ortsveränderung im Luftmeer verhältnismäßig einfache und sichere Lösungen finden, seitdem man gelernt hat, den Luftwiderstand in der Weise auszunutzen, daß man zweckentsprechend gekrümmte und gestellte Flächen mit großer Geschwindigkeit rotieren und gegen die Luft in einer gewollten Richtung drücken läßt. In der Wirklichkeit ist diese günstigste Bedingung nur verhältnismäßig selten erfüllt, vielmehr ist die Luft fast und überall in einer mehr oder weniger starken Bewegung begriffen, die wir als „Wind“ bezeichnen, wenn sie in wesentlich horizontaler Richtung erfolgt, als vertikalen Luftstrom, wenn sie einen größeren Winkel mit der Erdoberfläche bildet. Aber auch beide Bewegungsrichtungen können sich zu resultierenden vereinigen, die dann auf mehr oder weniger geneigten Bahnen verlaufen. Flugkörper ohne eigene Bewegungsvorrichtungen, wie der gewöhnliche Luftballon, der, leichter als die Luft, keinen Stützpunkt besitzt und die Stelle der Luftmasse einnimmt, die er verdrängt, folgen deshalb den Bewegungen der Luft vollkommen, wenn sie nicht durch einen Auftrieb des Gases oder einen Abtrieb des Ballons in den Stand gesetzt werden, Vertikalbewegungen auszuführen, die ihnen im Verein mit der horizontal strömenden Luft resultierende Richtungen erteilen. Flugkörper, die schwerer als die Luft sind, können sich überhaupt nur dann vom Boden erheben, wenn ihre unteren Flächen unter einem solchen Winkel von bewegter Luft getroffen werden, daß das hierbei entstehende Parallelogramm der Kräfte eine Vertikalkomponente von genügender Größe erhält, um die Luft als Stützpunkt wirksam werden zu lassen. Die Bewegung der tragenden Luft kann dabei entweder eine natürliche, als Wind einhergehende oder eine künstliche, durch Bewegung des Flugkörpers selbst erzeugte, relative sein; ferner aber können sich beide Bewegungsvorgänge vereinigen. Als Typus der erstgenannten Flugkörper ist der durch eine Fesselung mit der Erde verbundene Drachen anzusehen, der des Windes unbedingt bedarf, während sich ein durch motorisch betätigte Schraubenflügel bewegter Flugapparat sowohl bei ruhender wie bei strömender Luft vom Erdboden erheben, also „fliegen“ kann.

So wird der Wind zu einem wichtigen Faktor in der Luftschiffahrt, den es sich lohnen dürfte etwas näher zu betrachten.

In erster Linie ist es die Stärke oder, besser gesagt, die Geschwindigkeit des Windes, deren Einfluß auf die Luftschiffahrt von Bedeutung ist. Man mißt seine Geschwindigkeit, indem man die Entfernung angibt, die er in einer Zeiteinheit zurücklegt; die Völker englischer Zunge benutzen hierzu noch immer die englische Meile (1609 m), die meisten übrigen das Kilometer in der Stunde oder, wie in der Wissenschaft üblicher, das Meter in der Sekunde: 1 mile per hour entspricht demnach 1,609 km in der Stunde oder 0,447 m in der Sekunde; 1 Kilometer in der Stunde ist gleich 0,278 m in der Sekunde und 0,621 miles per hour. Da eine Stunde 3600 Sekunden enthält, sind 3,6 Kilometer in der Stunde gleich einem Meter in der Sekunde.

Wenn es auch selbstverständlich ist, daß die tatsächliche Eigenbewegung eines von motorischer Kraft bewegten Luftschiffes oder eines Flugapparates durch die Strömungsgeschwindigkeit der Luft, in der sie sich bewegen, in keiner Weise beeinflußt wird, so wird doch ihr relativer Weg in bezug auf die Erdoberfläche vollständig von dem Maß abhängen, wie die Luft, gegen die die Schrauben sich stützen, selbst relativ zur Erdoberfläche ihren Ort verändert. Ein Luftschiff, dem seine Propeller eine Eigengeschwindigkeit von 5 Sekundenmeter gegenüber der Luftmasse erteilen, in der es sich befindet, wird demnach, falls diese Luftmasse selbst mit 5 Sekundenmeter über die Erdoberfläche hinströmt, seinen Ort über dieser mit doppelter Geschwindigkeit, d. h. 10 m p. s., verändern, wenn die Richtungen der beiden Bewegungen zusammenfallen, bei entgegengesetzten Richtungen aber still stehen; bei Winkelstellung der beiden Richtungen wird eine resultierende Ortsveränderung erzeugt werden, die durch das Kräfteparallelogramm bestimmt ist. Ist die Windgeschwindigkeit kleiner als die des Luftschiffes, so kann es auch gegen den Wind nach jedem beliebigen Punkt gelangen. Ist sie größer, so kann es selbstverständlich gegen den Wind überhaupt nicht fahren, sondern wird, der Differenz beider Geschwindigkeiten entsprechend, zurückgetrieben.

Schon diese kurzen Angaben, die hier genügen müssen, lassen die Wichtigkeit der Windesgeschwindigkeit



für die Führung eines Lenkballons deutlich genug erkennen, und es war deshalb eine der ersten Aufgaben der auf Veranlassung des Deutschen Kaisers in das Leben getretenen Motorluftschiffstudiengesellschaft, eine „deutsche Windstatistik“ in Angriff zu nehmen, die über den Verlauf und die Stärke der Luftströmungen Auskunft geben konnte, die sich über Deutschland fortbewegen. Diese recht umfangreiche Arbeit, die dem Verfasser dieser Zeilen als dem Vorsitzenden des Technischen Ausschusses jener Gesellschaft zugefallen war, ist zurzeit nahezu vollendet und wird binnen kurzem im Druck erscheinen.

Das Beobachtungsmaterial wurde seitens der im Deutschen Reich vorhandenen acht meteorologischen Zentralstellen nach bestem Ermessen ausgewählt, wobei man in erster Linie auf eine tunlichst unbeeinflußte Lage, erfahrene Beobachter und lange Reisen Wert legte. So wurden die Aufzeichnungen von 49 Stationen zugrunde gelegt, die Beobachtungsreihen bis zu achtunddreißigjähriger Dauer, im Durchschnitt von 20,8 Jahren, umfassen.

Gemäß der vorwiegend für die Zwecke der praktischen Luftschiffahrt bestimmten Aufgabe galt es zunächst, zu ermitteln, wie groß die Wahrscheinlichkeit erfolgreicher Fahrten eines Luftschiffes sei, das eine Eigengeschwindigkeit von 10 oder von 15 Sekundenmeter zu entwickeln vermag. Nach einer in der Meteorologie vielfach üblichen Methode wurden deshalb sogenannte „Schwellenwerte“ normiert, die den Windgeschwindigkeiten 0 (Windstille), weniger als 2 m p. s., 2 bis einschließlich 5, 5—10, 10—15 und über 15 m p. s. entsprechen: nach den gebräuchlichen Bezeichnungen wurden dadurch schwache, mäßige, frische, starke und stürmische Winde abgegrenzt. Um ein tunlichst gleichförmiges Material zu gewinnen, wurden ausschließlich Schätzungen der Windstärke zugrunde gelegt, wie sie von der großen Mehrzahl der Stationen mangels registrierender Instrumente üblich sind.

Diese Schätzungen geschehen nach einer international vereinbarten Stärkeskala, der sogenannten Beaufortschen Seeskala, bei der Windstille mit 0, ein mäßiger Wind mit 4, ein starker mit 6, ein stürmischer mit 8 und der volle Orkan mit 12 bezeichnet wird. Um diese Angaben in Windgeschwindigkeiten umzurechnen, würde Windstärke 1 der Stufe „unter 2 m p. s.“, die Windstärken 2 und 3 der Stufe „2 bis einschließlich 5“, 4 und 5 der Stufe „5 bis 10“, 6 und 7 der Stufe „10 bis 15“ und 8 bis 12 der Stufe „mehr als 15“ Sekundenmetergeschwindigkeit zugeteilt. Hiernach wurden aus sämtlichen Aufzeichnungen der Stationen die den einzelnen Schwellenwerten zugehörigen Windstärken ausgezählt, wobei außer dem Jahr auch noch die meteorologischen Jahreszeiten — Dezember bis Februar (Winter usf.) — getrennt wurden, und deren prozentischer Anteil berechnet. Man erhielt auf diese Weise ein Bild der prozentischen Häufigkeit oder bei langen Beobachtungsreihen der Wahrscheinlichkeit des Vorkommens der einzelnen Geschwindigkeitstufen.

Für die praktische Motorluftschiffahrt ergibt sich daraus die Wahrscheinlichkeit, im Lauf eines Jahres oder in einer der vier Jahreszeiten Fahrten ausführen zu können, und zwar für schwächere Fahrzeuge bis zu 5, stärkere bis zu 10 und ganz starke bis zu 15 Sekundenmeter Windgeschwindigkeit, schließlich aber noch die prozentische Häufigkeit jener Tage, an denen wegen einer die Grenze von 15 m p. s. überschreitenden Geschwindigkeit eine erfolgreiche Fahrt gegen den Wind zurzeit noch unmöglich sein würde. Streng genommen wird aber, da sich die Zusammenstellung auf die üblichen drei täglichen Ablesungstermine 7 oder 8 Uhr morgens, 2 Uhr mittags und 8 oder 9 Uhr abends bezieht, nicht die Häufigkeit der ganzen Tage, sondern die der Dritteltage, genauer noch die der täglichen drei Beobachtungstunden hierdurch ermittelt, und man darf nicht außer acht lassen, daß die zwischen den Terminen liegenden Zeiträume außer Betracht bleiben.

Aus den Ergebnissen dieser Statistik seien nur einige Punkte namhaft gemacht.

Die größte Häufigkeit schwacher und mäßiger Winde von weniger als 5 Sekundenmetergeschwindigkeit weisen im Jahresmittel auf: Celle mit 93,6 v. H., Straßburg i. E., wo die Beobachtungen auf der Münsterplattform in 66 m Höhe über dem Erdboden angestellt werden, mit 91,1 v. H., Bad Elster in Sachsen mit 90,6 v. H., München mit 89,0 v. H., Kassel mit 88,9, Leipzig mit 88,8 v. H.; die geringste Häufigkeit Freiberg i. S. mit 40,8, Schwerin mit 50,0, Hela mit 51,0, Darmstadt mit 51,2 v. H.; im Mittel aller Stationen mit Ausschluß der Höhenstationen, die mehr als 600 m Seehöhe haben, 72,2 v. H. Rechnet man noch die frischen Winde bis zu 10 m p. s. hinzu, um für ein mit 10 Sekundenmeter Eigengeschwindigkeit ausgestattetes Luftschiff die Wahrscheinlichkeit von erfolgreichen Fahrten zu ermitteln, so finden wir, daß das im Mittel aller niedriger gelegenen Stationen in 93,2 v. H. der Fälle möglich ist, am häufigsten in Leipzig (99,2), Bad Elster (99,1), Celle (98,8), Straßburg (98,4), München (98,0 v. H.) usw.; am seltensten in Hela (76,6), Posen (84,7), Darmstadt (85,0), Baireuth (88,1 v. H.) usw. Wenn man auch für den praktischen Zweck eine Reduktion dieses Wertes erfolgen lassen muß, da ein Luftschiff von 10 m p. s. Geschwindigkeit gegen einen Wind von gleicher Geschwindigkeit nicht mehr anzufahren vermag, so kann man doch 90 v. H. als einen den tatsächlichen Verhältnissen entsprechenden mittleren Wert ansehen. Dieses Resultat muß ohne Zweifel als ein unerwartet günstiges erscheinen, da sich die Unmöglichkeit einer erfolgreichen Fahrt nur an verhältnismäßig wenigen Stationen auf mehr als 10 v. H. herausstellt. Von diesen 10 v. H. entfallen aber noch 8,4 auf die Windstufe 10—15 m p. s. und nur 1,6 auf die eigentlichen Stürme mit mehr als 15 Sekundenmeter Geschwindigkeit.

Bei der Bewertung dieses Ergebnisses darf man aber einen wichtigen Punkt nicht aus dem Auge lassen: Die meteorologischen Windbeobachtungen beziehen sich nur auf die erdnächste Luftschicht, in der sich vielleicht die Flugapparate bewegen, aber nicht die Luftschiffe, deren durchschnittliche Fahrhöhen immerhin einige hundert Meter über dem Erdboden zu liegen pflegen. Man muß deshalb, um den tatsächlichen Verhältnissen tunlichst nahezukommen, die Beobachtungen in den Vertikalen erweitern. Unter den angeführten 49 deutschen Stationen befinden sich 11, deren Seehöhe 600 m übersteigt, und die deshalb als „Höhenstationen“ besonders betrachtet werden müssen. Ihre mittlere Seehöhe ist 956 m, ihre höchste ist die Schneekoppe mit 1603 m. Die meisten schwachen und mäßigen Winde hat Schloß Zeil in Süddeutschland mit 92,1 v. H. (747 m Seehöhe), die Schmücke im Thüringer Wald mit 82,6 v. H. (907 m Seehöhe) und Höchenschwand mit 81,6 v. H. (1005 m), die wenigsten der Brocken



mit nur 29,1 v. H. (1140 m) und die Schneekoppe mit 36,2 v. H.; im Mittel aller Höhenstationen entfallen 63,3 v. H. aller Winde auf die Stufe 0—5 m p. s. Nehmen wir auch hier die Stufe 5—10 m p. s. hinzu, so kommt die Schneekoppe mit 60,9 v. H. an die letzte Stelle, während der Brocken 61,9 v. H. aufweist; im Mittel der Höhenstationen entfallen 86,5 v. H. auf die Windgeschwindigkeiten zwischen 0 und 10 m p. s, d. h. unter Berücksichtigung der oben begründeten Reduktion hätte ein Luftschiff die Chancen, in einer Höhe von 950 m in etwa 80 v. H. der Fälle manövrieren zu können. Auf 10—15 m p. s. Geschwindigkeit kommen 10, auf Stürme etwa 4 v. H.

Aber auch diese den Höhenstationen entnommenen Werte entsprechen noch nicht denen, die für ein in Höhen von 500 bis 1000 m Höhe fahrendes Luftschiff in Frage kommen; über diese Verhältnisse können nur Beobachtungen in der „freien" Atmosphäre Auskunft geben, wie sie an solchen Stationen angestellt werden, die mittels Drachen oder Ballons die höheren Luftschichten erforschen. Am Königlichen Aeronautischen Observatorium Lindenberg werden seit fast sieben Jahren lückenlos tägliche Aufstiege dieser Art veranstaltet, aus denen man die gesuchten Windgeschwindigkeiten der freien Atmosphäre festzustellen vermag. Aus dem fünfjährigen Zeitraum von 1903 bis 1907, der 12146 Beobachtungen umfaßt, ergibt sich folgendes.

Winde von 0 bis 5 m. p. s.-Geschwindigkeit wehen in der untersten Luftschicht, d. h. in etwa 100 m Seehöhe, in 65,6 v. H. aller Fälle, in 500 m Höhe aber nur noch in 31,1 v. H., bei 1000 m 29,3, bei 1500 m 29,4, bei 2000 m 23,9 v. H.; Winde bis zu 10 m Sekundengeschwindigkeit unten in 97,2 v. H., bei 500 m nur 68,1, bei 1000 m 62,9, bei 1500 m 57,8, bei 2000 m Höhe in 50,4 v. H. Hieraus ersieht man, wie die Windgeschwindigkeit schon in 500 m Höhe eine ganz außerordentliche Zunahme erfährt, die aber bei wachsender Höhe zunächst bis zu 1500 m nur sehr wenig weiter zunimmt und erst von 2000 m Höhe an schnell weiter anwächst. Unter Berücksichtigung der oben motivierten Reduktion folgt hieraus, daß ein Luftschiff von 10 m p. s.-Eigengeschwindigkeit in der Höhe von 500 m nur in etwa 65 v. H., bei 1000 m 60, bei 1500 m 55, bei 2000 m Höhe in 48 v. H. aller Fälle ungestört manövrieren kann. Windgeschwindigkeiten von 10—15 Sekundenmeter, die in der untersten Schicht nur in 2,6 v. H. vorkommen, treten bei 500 m in 18,7, bei 1000 m in 22,5, bei 1500 m in 27,4 und bei 2000 m in 32,0 v. H. aller Fälle auf; und Stürme in den entsprechenden Höhen in 0,2, 13,2, 14,6, 14,8 und 17,6 v. H. In noch größeren Höhen übertreffen die starken und stürmischen Winde (von über 10 m p. s.-Geschwindigkeit) die schwachen und frischen (0—10 m p. s) in zunehmendem Maße, indem sie bei 2500 m Höhe 58,9, bei 3000 m 63,3, bei 3500 m 69,1 und bei 4000 m Höhe und darüber 76,3 v. H. ausmachen.

Diese Resultate haben natürlich in aller Strenge nur für die Provinz Brandenburg und ihre Nachbarschaft Geltung, dürften aber doch, besonders in den größeren Höhen, von der geographischen Lage und den Besonderheiten der Bodenkonfiguration nur in engen Grenzen modifiziert werden.

Der unserer Erörterung zugebilligte Raum gestattet nicht, eine weitere Ausführung der vielfach interessanten Ergebnisse der deutschen Windstatistik, auch in bezug auf die Richtung der Luftstimmungen, wiederzugeben. Nur über eine Untersuchung sei noch kurz berichtet, die von Wichtigkeit für die jetzt allenthalben auf der Tagesordnung stehende Frage der Errichtung von Luftschiffhallen sein dürfte. — In Anbetracht der Tatsache, daß die Bergung eines Luftschiffs in einer Halle bei stürmischem Wind oder gar vollem Sturm außerordentliche Schwierigkeiten und Gefahren mit sich bringt, wird man gut tun, soweit als irgend möglich hierbei solche Orte zu bevorzugen, die nur selten von Stürmen heimgesucht werden, dagegen solche auszuschließen, die sich durch große Sturmhäufigkeit auszeichnen. Hierbei dürfen aber selbstverständlich nicht nur die an den drei Beobachtungsterminen aufgetretenen Stürme gezählt, sondern es müssen alle Stürme in Rechnung gestellt werden, die überhaupt vorgekommen sind. Die meteorologischen Tabellen der deutschen Institute liefern das hierzu erforderliche Material in der Zahl der „Sturmtage", d. h. der Tage, an denen ein oder mehrere Stürme von mehr als 15 m Sekundengeschwindigkeit oder der Windstärke 8 und mehr der Beaufort-Skala beobachtet worden sind. Hieraus wurden beispielsweise folgende mittlere Häufigkeiten von Sturmtagen im Jahr ausgezählt.

Celle 2, Berlin, Kassel und Breslau 4, Torgau und München 5, Frankfurt a. M. 8, Freiberg i. S. 12, Baireuth 16, Aachen und Leipzig 19, Ratibor 20, Bautzen und Schwerin 21, Friedrichshafen 24, Bromberg 25, Kiel 27, Straßburg i E. 28, Münster i. W. 30, Memel 32, Darmstadt 36, Hamburg 38, Posen 46, Bochum 58 und Hela 68. Da sich die Landung von Luftschiffen an der Erdoberfläche vollzieht, geben hier die auf die unterste Luftschicht bezüglichen Werte die in Frage kommenden Verhältnisse wieder, und es dürfte nicht unwichtig sein, bei der Anlage von Luftschiffhäfen die hier auszugsweise angegebene Reihenfolge zu berücksichtigen.

Hagebutten und Brombeeren.

Von A. von Erlen.

Ein tiefes Herbstgefühl geht durch die ganze Natur. Zwar noch brennt die Sonne um die Mittagzeit zuweilen fast heiß, aber morgens und abends brauen schon die kühlen, weißen Nebel wie geheimnisvolle Schleier und werden erst allmählich durch die Sonnenkraft aufgesogen, und der Altweibersommer fliegt durch die klare Luft in lauter feinen weichen Fäden wie weißes Greisenhaar und sagt uns, daß im großen Kreislauf der Natur die Zeit des Welkens und Vergehens nun wieder gekommen ist. Aber auch die Zeit der fröhlichen Erfüllung aller Blütenwünsche, die goldene Zeit der reifenden Früchte.

Die Rose ist zumeist verblüht. Zwar in den Gärten gibt es noch mancherlei hochkultivierte Sorten, die wie reizende und gepflegte Frauengestalten bis an des Winters Grenze hin in Schönheit prangen. Aber das bescheidene Röslein im Hag, die wilde Heiderose, ist längst dahin, und an dem dornigen Strauch mit seinen



langen Ranken und Schößlingen prangt jetzt der Rose Frucht, die Hagebutte. Glänzend scharlachrot mit kleinen dunkeln Kelchblättern an der Spitze, so blinken diese Früchte freundlich einladend zwischen den noch tiefgrünen Blättern hervor. Manchmal ist die Frucht größer, manchmal, besonders an den in Wald und Feld ungepflegt und wild wachsenden Rosensträuchern, ist sie kleiner, ja unscheinbar und wenig beachtet und doch voll zierlicher Reize der äußeren Form, und würde, vermischt mit spätem Heidekraut und herbstlichem Laub, manche gastliche Tafel aufs schönste schmücken. Die großfrüchtigen und besten Hagebutten, jene kräftigen mennigroten Früchte mit dem süßen, etwas saftlosen, dicken Fleisch und dem pelzig rauhen Sameninhalt, die die sorgende Landhausfrau sucht und sammelt für Küche und Speisekammer, jene einfachen und doch so nützlichen Früchte sind hauptsächlich auf einem aus Japan eingeführten großfrüchtigen Rosenstrauch, der rosa rugosa, zu finden und gedeihen in unsern Gärten aufs beste.

Gar mannigfaltig ist der Nutzen unserer Hagebutte. Sorgfältig der Länge nach geteilt und des borstigen Inhalts beraubt, ergeben diese Früchte, in geläuterten und in Essig getauchten Zucker eingelegt, ein sehr angenehmes Kompott, das berufen ist, mit seiner malerisch zinnoberroten Farbe im Winter unsere gastlichen Tische zu zieren. Nach englischer Art zu Mus eingekocht, entsteht jene noch viel zu wenig gewürdigte Marmelade, die, weich und doch kräftig und würzig zugleich, eine so wertvolle Zugabe für unsere Nachmittagstees bedeutet und den oft allzu süßen Erzeugnissen andrer Früchte in mancher Hinsicht überlegen ist. Jede Rose bildet als Samenkapsel eine derartige mehr oder minder große rote Frucht, nur daß man es an den veredelten Sorten in Garten und Park gewöhnlich nicht zu solcher Fruchtbildung kommen läßt, sondern die verblühten Rosen so bald wie möglich abschneidet; denn alle Fruchtentwicklung geht auf Kosten der Zahl und Ueppigkeit der übrigen Blüten und vermindert die Kraft der nur zur Blumenschönheit berufenen edlen Rosenstämme. Gibt es doch der nützlichen Sträucher und Sorten noch genug, die Hagebutten in Hülle und Fülle tragen. —

Und neben diesen heitern farbenfrohen Hagebutten da wuchert draußen in lichten Wäldern und am Saum der Felder und Wege die köstliche Brombeere. Es gibt deren zahlreiche Sorten, aber immer lieben sie Luft und Sonne und gedeihen am besten an steilen, sonnigen Hängen, an Feld- und Wiesenrändern. Wie anziehend sind solche von Brombeeren überwachsenen Hänge in unsern deutschen Gebirgen! Alles wächst über- und durcheinander in üppiger tiefgrüner Blätterfülle, die starken weinroten Ranken mit den zahllosen wehrhaften Dornen und vielen Seitenzweigen und Ausläufern spinnen sich in undurchdringlichem Gewirr über den harten Felsboden hin, immer weiter um sich greifend und neue Rankenspitzen in die mit Humus bedeckten Stellen des felsigen Bodens senkend und manche schwächere Pflanzen dabei erdrückend. Bis über den Frost hinaus, ja unter der warmen Schneedecke oft den ganzen Winter hindurch bleiben einzelne Brombeersorten frisch im Grün; andere färben ihre Blätter im Herbst purpurrot oder bedecken sie mit zahllosen rostroten Flecken; die Blüten im Hochsommer sind fein von Farbe und Gestalt, bläulichrosa oder auch schneeweiß, mit zahlreichen Staubfäden; aber das schönste sind die glänzenden schwarzen Früchte, die meist im Oktober zu reifen beginnen und Menschen und Vögel herbeilocken. Wie köstlich sind sie, wenn man ihnen genügend Zeit zur Reife läßt, sie nicht vorzeitig abpflückt, solange sie noch rot und steinhart sind, sondern geduldig wartet, bis sie vollentwickelt sind und kohlschwarz werden und nun bei der leisesten Berührung der Hand uns entgegenfallen, weich und duftend, eine köstliche Gabe des Herbstes.

Oftmals finden sich noch verspätete Blüten zwischen den schon reifenden Früchten, zarte Kinder des Sommers, die zu spät geboren wurden in eine rauhe Zeit hinein, und die der Schnee des Winters begraben wird, ehe sie Muße fanden, ihre Bestimmung zu erfüllen, wie ihre glücklicheren Schwestern. Das Sonnenlicht spielt zwischen den Ranken und in dem Blattgewirr der Brombeeren, es duftet nach Herbst und Früchten, nach welkem Laub, geschnittenem Gras und verblühten Wiesenblumen; drüben breitet ein Nußbaum mit schon vergilbenden Blättern seine weiten Zweige und läßt dann und wann eine Nuß aus überreifer, platzender Schale mit schwerem Fall müde zu Boden fallen. Die Luft flimmert im Sonnenglanz, eine große Libelle, stahlblau glänzend, mit schwarzen Augen, fliegt leise knarrend und surrend herbei, wie ein Aeroplan im kleinen, und verweilt einen flüchtigen Augenblick über den stachligen Ranken. Wie wundervoll warm scheint uns die Sonne auf den Rücken, wir meinen es zu sehen, wie sie mit ihren heißen Strahlen die Brombeeren schwärzt, wie sie diese Früchte kocht und schmort und durchglüht, bis sie alle Feinheit, alle Würze und Kraft dieser klaren, duftigen Herbsttage in sich aufgenommen haben.

Die Zeit der Reife erstreckt sich über eine lange Frist, von Ende September bis oft tief in den November hinein, unbekümmert um den ersten Frost, den eisigen Reif der Spätherbstnächte, der den letzten Früchten einen bläulichen Reif verleiht wie gefrorenen Weintrauben. Man sieht an den reichtragenden Dolden oft schon einzelne schwarze Beeren noch mitten zwischen lauter hellroten, und man hüte sich, sie zu früh zu pflücken, wie das an vielbegangenen Wegen leider häufig geschieht.

Vielfach und wohlbekannt ist im Haushalt der Nutzen und Gebrauch der Brombeeren. Auch sie ergeben, in feinem, geklärtem Zucker eingekocht, ein köstliches Kompott oder eine schwärzliche süße Marmelade, wenn man es nicht vorgezogen hat, sie, sorgfältig gepflückt und nur mit Rahm versüßt, roh zu essen, und manche kundige Hausfrau der alten Schule, der viele Brombeeren zu Gebote stehen, weiß diese dunklen Beeren in einen klaren, etwas schweren und würzereichen Wein zu verwandeln.

Es gibt auch veredelte Brombeersorten, die in unsern Gärten gut gedeihen, besonders eine aus Nordamerika eingeführte zottige Art, die durch Kreuzung mit andern eine Mischlingsform hervorgebracht hat, die sehr ertragfähig ist und riesige Früchte trägt. Sie brauchen einen warmen, sonnigen Standort, am besten an südlicher Mauerwand oder an Spalieren, und müssen in gutgedüngtem Boden sorglich aufgebunden und jedes Jahr beschnitten und ausgelichtet werden. Dann aber gedeihen sie prächtig, ranken sich willig an Hauswänden und Veranden empor, bringen schöngeformte, saftige Blätter und lassen uns im Spätherbst ihre oft kirschgroßen, pechschwarzen Früchte durchs Fenster hinein fast in den Mund wachsen.



Unsere Bilder

Die Einsegnung der Prinzessin Viktoria Luise (Abb. S. 1821). In der Friedenskirche zu Potsdam hat am 18. Oktober, dem Geburtstage des verewigten Kaisers Friedrich, eine kirchliche Feier stattgefunden, die für unser Kaiserhaus ein frohes Fest bedeutete: die Einsegnung der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen, der einzigen Tochter des Kaiserpaares. Die fürstliche Konfirmandin ist vor kurzem 17 Jahre alt geworden. Oberhofprediger Dr. Dryander vollzog die Einsegnung und hielt eine schlichte, sehr eindrucksvolle Ansprache.

Zum Zarenbesuch in Italien (Abb. S. 1822). Endlich wird der oft angekündigte und oft dementierte Zarenbesuch in Italien doch zur Wahrheit. Racconigi, der idyllische piemontesische Landsitz des italienischen Herrscherhauses, ist als Schauplatz der Entrevue bezeichnet worden. Das italienische Königspaar weilt mit seinen reizenden Kindern fast in jedem Sommer und Herbst in Racconigi.

Grades Flug um den Lanzpreis (Abb. S. 1823). Auch in der deutschen Aviatik beginnt es sich zu regen. Bis vor kurzem gelang es keinem deutschen Gleitflieger, auch nur die äußerst bescheidenen Anforderungen zu erfüllen, die an die Bewerber um den ersten Preis für deutsche Aviater, den Lanzpreis, gestellt wurden. Dieser Tage ist es indes dem Magdeburger Ingenieur Grade auf dem Flugfelde Mars bei Bork in Anwesenheit eines zahlreichen Publikums gelungen, mit seinem Eindecker den Bedingungen des Wettbewerbs nachzukommen und die vorgeschriebene Strecke in den festgelegten Kurven zurückzulegen.

Zur Hinrichtung Francisco Ferrers (Abb. S. 1824). In allen Teilen der zivilisierten Welt haben in den letzten Tagen heftige Volkskundgebungen gegen die Hinrichtung des spanischen Freidenkers Francisco Ferrer stattgefunden. Die allgemeine Entrüstung wandte sich gegen das summarische Verfahren des Militärgerichts, das Ferrer verurteilt hat. Ob der Prozeß wirklich korrekt geführt wurde oder nicht, wird man erst richtig beurteilen können, wenn die Akten veröffentlicht werden. Jedenfalls tagte der Gerichtshof nicht hinter verschlossenen Türen. In den Gerichtssaal des „Mustergefängnisses" von Barcelona hat sogar der Photograph Einlaß gefunden.

Die Eröffnung des neuen Kriegshafens in Dover (Abb. S. 1825) ist eine wichtige Etappe in dem großen Frontwechsel, den die englische Seemacht seit einiger Zeit offen und zielbewußt vornimmt. Die neuen Anlagen haben vier Millionen Pfund gekostet. Der Hafen ist fast zehn Acres groß; er kann bei jedem Flutstand die größten Kriegsschiffe beherbergen. Die Eröffnung dieses wichtigen und auch für Deutschland nicht belanglosen Flottenstützpunktes war mit einer eindrucksvollen und malerischen Feier verbunden. Der Prinz von Wales war erschienen und legte, umgeben von einem glänzenden Gefolge, den Schlußstein am östlichen Pier.

Der Stapellauf des Schulschiffs „Prinzeß Eitel-Friedrich" (Abb. S. 1826). Der Schulschiffverein hat unserer Marine ein neues Schulschiff geschenkt, das zweite, das er in dem ersten Jahrzehnt seines Bestehens für den Nachwuchs der deutschen Schiffahrt zur Verfügung stellen konnte. Vor kurzem wurde der schlanke Schnellsegler auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg vom Stapel gelassen. Zu der Feier hatten sich der Großherzog und der Erbgroßherzog von Oldenburg, Prinz und Prinzessin Eitel-Friedrich von Preußen, die Bürgermeister und Senatoren von Hamburg und Vertreter der Zivil- und Militärbehörden eingefunden.

Von der neuen städtischen Galerie in Frankfurt a. M. (Abb. S. 1826). Jüngst fand in den Oberlichtsälen des Frankfurter Liebighauses die Eröffnungsfeier der neuen Städtischen Galerie statt. In jenen Sälen sind die beiden Hauptstücke der Skulpturensammlung aufgestellt: der Altar von Robbia und eine herrliche Antike, die Athene des Myron. Diese beiden Werke wurden am Tage der Eröffnung der Stadt Frankfurt von den Mitgliedern des Komitees geschenkt. So enthält die neue Galerie, die als Ganzes eine Schöpfung des großzügigsten Gemeinsinns darstellt, unter ihren kostbarsten Werken zwei besondere Wahrzeichen freudiger Opferwilligkeit und gemeinnütziger Kunstbegeisterung.

Die Distanzfahrt Wien-Berlin (Abb. S. 1828 und nebenst. Karte) ist sehr ereignisreich verlaufen. Von den 20 Gespannen, die am 12. Oktober in Kagran bei Wien starteten, kamen nur sechs in Berlin an, die andern erlitten unterwegs allerlei kleinere oder schwerere Unfälle und gaben das Rennen auf. Als Sieger ging aus dieser internationalen Wettfahrt schließlich ein deutscher Herrenfahrer hervor, dessen Traberwagen ein ostpreußisches Pferd zog: Herr A. Brandt mit seiner Stute Gretchen bewältigte die Distanz in 49 Stunden 9 Minuten; er kam um fast 4 Stunden früher in Berlin an als der nächste Konkurrent.

Von der Distanzfahrt Wien-Berlin.
Die Zahlen bei den Städten geben die Anzahl der abfahrenden Gespanne an.

Gerhart Hauptmann als Vorleser (Abb. S. 1827). Der Dichter der „Weber" und des „Michael Kramer" hat eine Vortragstournee durch Deutschland und Oesterreich angetreten. Die ersten Vortragsabende in Berlin brachten einen großen Erfolg.

Cesare Lombroso † (Abb. S. 1826). In Turin ist der große Anthropologe und Psychologe Cesare Lombroso verschieden, der die Wissenschaft durch seine Lehren von der Verwandtschaft zwischen Genie und Irrsinn und von der Psychologie und Physiologie des Verbrechers bereichert hat.

Der Kölner Dompropst Dr. Franz Karl Berlage (Abb. S. 1826), eine der bekanntesten Persönlichkeiten des katholischen Klerus der Rheinlande, feierte dieser Tage sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum. Der hochverdiente Mann, dem der Deutsche Kaiser einst den Ehrentitel eines „treuen deutschen Priesters" zuerkannt hat, ist 1835 zu Salzbergen in Westfalen geboren.

Die Toten der Woche

Freiherr A. von Cramm, bekannter deutscher Herrenreiter, † im Alter von 62 Jahren.

Geh. Hofrat Dr. Felix Hecht, ehem. Direktor der Rheinischen Hypothekenbank in Mannheim, † in Weimar am 19. Oktober im Alter von 70 Jahren.

Jan Hofmeyr, bekannter Afrikanderführer, † in London am 16. Oktober im Alter von 65 Jahren.

Cesare Lombroso, bedeutender Kriminalanthropologe, † in Turin am 19. Oktober im Alter von 73 Jahren (Portr. S. 1826).

Ferdinand Baron von Schickler, bekannter Sportsmann, † in Paris am 13. Oktober im Alter von 75 Jahren.

Abgeordneter Heinrich Schmalbach, † in Crainfeld in Oberhessen am 17. Oktober im Alter von 71 Jahren.

Bilder vom Tage

Hofphot. Sellin.

Viktoria Luise Prinzessin von Preußen.

Zur Konfirmationsfeier im deutschen Kaiserhaus.



Zum Besuch Zar Nikolaus' II. in Italien.

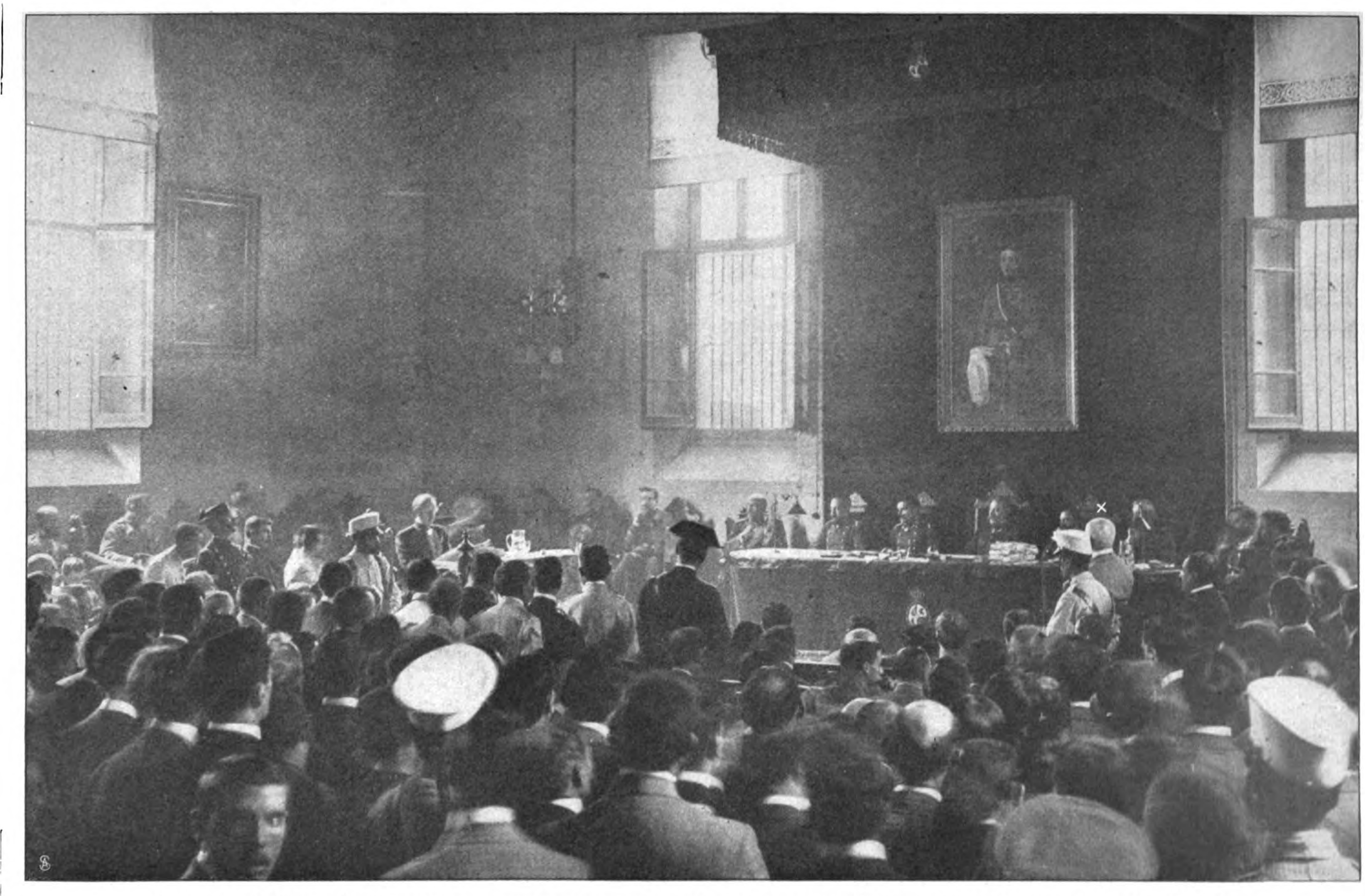
Das italienische Königspaar auf seiner Sommerresidenz Racconigi bei Turin.

Ein Triumph deutscher Flugtechnik:

Ingenieur Hans Grade während seines erfolgreichen Probefluges auf dem Flugfelde „Mars“ bei Berlin.

Spezialaufnahme für die „Woche“.





Kriegsgerichtssitzung in Barcelona: Francisco Ferrer (×), der Leiter der „Modernen Schule“, vor dem Gerichtshof.



Zur feierlichen Eröffnung des neuen englischen Kriegshafens in Dover durch den Prinzen von Wales: Blick auf die großartige Hafenanlage.



Dompropst Dr. Berlage, Köln.



Professor Cesare Lombroso †
der berühmte italienische Psychologe.

Zur Eröffnung des Liebighauses in Frankfurt a. M.:
Athene des Myron,
ein Geschenk für die städtische Skulpturensammlung.

Phot. Atelier Schaul.

1. Der Großherzog v. Oldenburg. 2. Prinz Eitel-Friedrich, die Taufrede verlesend.
Vom Stapellauf des neuen Schulschiffes „Prinzeß Eitel-Friedrich“ in Hamburg.

Gerhart Hauptmann.

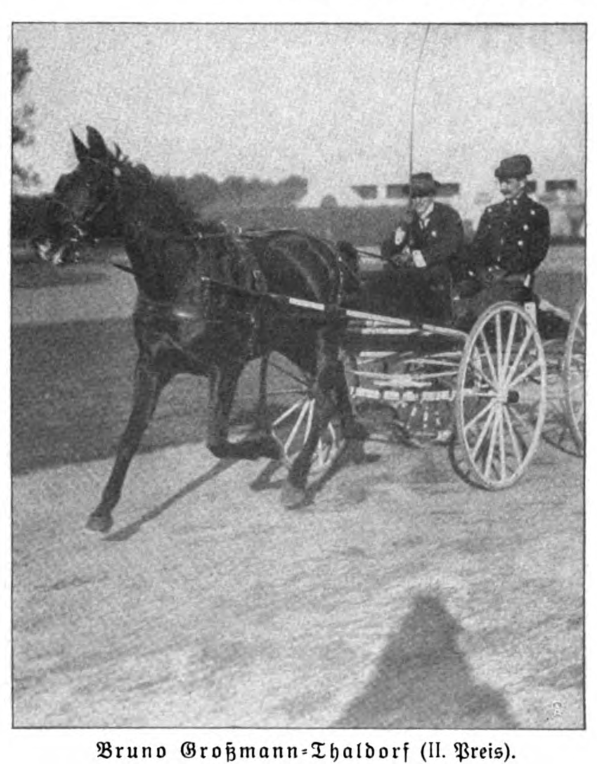
Zu seinen Vorlesungen aus eigenen Werken in der Singakademie in Berlin.

Für die „Woche“ nach dem Leben gezeichnet.

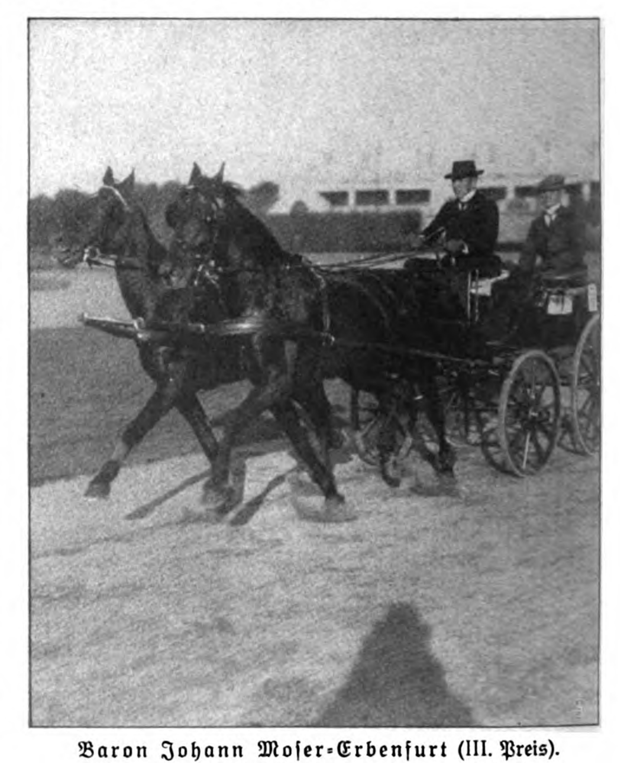




A. Brandt-Altenberga errang mit 49 Stunden 9 Min. den I. Preis.



Bruno Großmann-Thaldorf (II. Preis).



Baron Johann Moser-Erbenfurt (III. Preis).

Von der Distanzfahrt Wien-Berlin: Die Sieger am Ziel auf der Traberbahn Ruhleben bei Berlin.

Spezialaufnahmen für die „Woche".



Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

12. Fortsetzung.

Frank Nehls sah nie andere sich gegenüber.

Er hörte nur sich, er sah nur sich, er fühlte nur sich.

Und Ada Moll neidete ihm diesen gesunden, kraftvollen Egoismus, den sie selbst verloren hatte in dem Augenblick.

„Und weißt du auch, wer mich jung gemacht hat? Du! Jawohl, du!"

Sie lächelte. Ein bißchen wehmütig, wie er es nicht von ihr gewöhnt war, und wie es ihn immer wieder rührte an ihr und entwaffnete, wenn er mehr von ihr fordern wollte als kluge Freundschaft und herzliche Dankbarkeit.

Abends im Bühnenklub spielte er zerstreut eine Partie Ecarté mit Enzlehn. Es machte ihnen wenig Spaß, sich gegenseitig zu messen, einander das Geld abzunehmen. Sie kannten sich zu gut, wußten zu genau die Grenzen, bis zu denen sie sich versteigen durften. Es gab keine Überraschungen und darum keine Aufregungen — das einzige, was sie im Spiel suchten. Auch sonst war es flau im Klub — die weiche Märzluft hatte die meisten müde und unlustig gemacht.

„Wollen wir gehen?" fragte Enzlehn.

Frank Nehls nickte, warf die Karten auf den Tisch und ließ sich im Entree den Mantel geben.

Jetzt wird er von meinem Stück anfangen, dachte er, und es machte ihm Spaß, daß Enzlehn, entgegen seiner Gewohnheit, sich auf der Straße in ihn einhakte und zögernder, als es sonst seine Art war, sagte: „Ich möchte eine Frage an Sie richten."

„Bitte . . ."

Vielleicht handelt sich's um Ada Moll, ging es blitzähnlich durch Frank Nehls' Kopf, und wieder mußte er lächeln, wenn er an die überflüssigen Worte und Fragen dachte, die Enzlehn an ihn richten würde.

Aber es handelte sich weder um das Stück noch um Ada Moll. Es handelte sich um Pieps. Enzlehn hielt in knapper Form um ihre Hand an. Vertraulich, kameradschaftlich, zwischen zwei Zügen einer Klubzigarette, die er nervös in den Fingern drehte.

Frank Nehls blieb stehen. Es war ihm eine willkommene Gelegenheit, sich von Enzlehn körperlich zu befreien. Erstaunen und Ärger kämpften in ihm.

„Machen Sie keine Witze", schnitt er kurz ab.

„Das ist gar kein Witz. Ich liebe Ihre Tochter. Sie ist die einzige, die bis jetzt wirklich Eindruck auf mich gemacht hat. Wie ich finanziell stehe, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, lieber Nehls. Über unsere Verhältnisse unterhalten sich die Spatzen auf dem Dach. Sie wissen wohl auch, daß Prinzessin Arnulf sich inkognito bei mir beteiligt hat. Das hat mir ganz gehörig auf die Strümpfe geholfen. Ich kann den nächsten Jahren mit Ruhe entgegensehen. Außerdem habe ich — wie ich schon sagte — eine neue Entdeckung gemacht. Das ist der kommende Mann! In drei Jahren werden alle Theater nur von ihm leben . . ."

Frank Nehls hörte ihm zu, erst wie einem Fieberkranken, mit einem Gemisch von Staunen und Schreck, dann schoß ihm das Blut zu Kopf, so daß er fast die Besinnung verlor und schrie: „Den Teufel geht das was an, wovon Sie und Ihr Theater leben! Machen Sie doch Ihren Kram alleine! Aber manschen Sie gefälligst nicht meine Tochter da hinein!"

Enzlehn fiel die Zigarette aus den elegant gespreizten Fingern, und er starrte wie hypnotisiert auf das vor Wut entstellte Gesicht des Schriftstellers.

Er hatte absichtlich den Autor brüskiert, liebte es, Siege mit den Waffen falscher Ehrlichkeit zu erkämpfen, und fühlte sich wohl in den feingeästelten Komplikationen eines zugespitzten Wortgefechts. Die nackte Brutalität Frank Nehls' brachte ihn zum erstenmal völlig aus der Fassung.

„Ich glaube, Sie sind blödsinnig, lieber Nehls", sagte er schließlich und zuckte die Achseln.

Sie gingen auf dem Mittelweg der Linden, bogen in die Königgrätzer Straße ein und blieben wieder stehen, unschlüssig, wie sie sich nach diesem Ausbruch noch zueinander stellen sollten.

Enzlehn in der korrekten, eisigen Haltung eines Sekundanten brach das Schweigen, das lächerlich zu werden drohte. „Ich werde mir Mühe geben, Herr Nehls, die Form Ihres Refüs zu vergessen, obwohl ich aus einer Gesellschaftsphäre stamme, wo solche Worte anders zum Austrag gebracht werden."

Frank Nehls lachte kurz auf: „Wollen Sie sich mit mir schießen — bitte. Ich habe zwar nie eine Waffe gehalten, aber wenn Ihnen die Schießerei Spaß macht . . ."

Allerlei dunkle Gerüchte über Enzlehn schwirrten durch Frank Nehls' Hirn. Es war noch nicht lange her, da hatte er selbst die Nase über ihn gerümpft — vor zehn, zwölf Jahren erst. Wie er anfing. In einem theaterunterrichteten Blatt war die Geschichte von der schwarzen Perle erzählt worden, die Enzlehn in der Krawatte trug. Er hatte zu jenen gehört, die durch Frauen ihren Weg gemacht. Auf einfache und wenig saubere Art. Ein Selbstmord war mit seinem Namen verknüpft. Alles das war von Berlin vergessen worden — aber für ihn lebte es wieder auf, da er kam und die Hand ausstreckte nach seinem Kinde, und es war wieder lebendig geworden seit dem Augenblick, wo er zuerst bemerkt hatte, daß Enzlehn sich um Pieps bemühte.

War es denn möglich, daß ein jeder sich erdreisten durfte, sein Kind mit den Augen eines Mannes zu sehen, der es begehrte — daß jeder sich ausmalen durfte, wie er die lichte, feine Gestalt in seine Arme nahm, wie er das süße Gesicht mit seinen Lippen berührte?

Frank Nehls kannte das Leben — das Leben seiner Welt, er kannte die Vergangenheit jedes einzelnen. Er wußte, was dahinter steckte — hinter den glattrasierten Ge-



fichtern mit dem englischen Schnurrbart, die so undurchdringlich waren, er kannte den brutalen Griff dieser feinen, eleganten Hände, die alles niederrissen, was sich ihnen in den Weg stellte, er hatte es gehört, das schamlos harte Auftreten der vornehmen Lackstiefel, die so schwebend über die Teppiche großer Häuser gleiten konnten . . . Er fürchtete diese Menschen nicht und ließ ihnen ihre Größe — aber seinem Kinde sollten sie nicht nahekommen. Nicht seinem Kinde.

Enzlehn wurde beißend, überlegen wie immer in seiner kalten Ironie. „Wir wollen uns doch nicht gegenseitig Reklame machen, lieber Nehls. Meine höfliche Anfrage war immerhin einer höflichen Ablehnung wert! Zwischen einem Schriftsteller, der den Höhepunkt seines Ruhmes — vielleicht schon überschritten hat, und einem Bühnenleiter, dessen Ansehen jedenfalls noch im Wachsen ist, liegt äußerlich keine solche Distanz, daß eine Anfrage meiner Art beleidigen könnte. Sie sind eben ein Verliebter, mein Verehrtester, nehmen Sie's mir nicht übel. Sie sind verliebt in Ihre Stücke, in Ihre Geliebte, in Ihre neue Richtung — vielleicht auch in sich. Mit Verliebten kann man nicht reden! Ich bat einen Vater um sein Kind, nicht einen Liebhaber um den Gegenstand seiner Anbetung. Empfehle mich!"

Enzlehn ging. Geradeaus. Den Stock über den Arm seines glockenförmigen Mantels, langsam, sicher.

Frank Nehls sah im Geiste das abscheuliche, ironische Lächeln in Enzlehns Mundwinkeln. Er war stehen gelassen worden von ihm wie ein dummer Junge, und der andere fühlte sich im Recht und — war vielleicht im Recht. Aber den ganzen Tag hatte der Ärger an ihm gefressen. Das infame Schweigen dieses Menschen während der Vorlesung! Er hatte nur getan, als merkte er es nicht — gefühlt hatte er es ganz genau. Und dann — Ada Moll mit ihrem wehmütigen, entwaffnenden Lächeln, das alles in ihm zurückdrängte, was nach Glück und Erfüllung in ihm schrie . . . . .

Wer hatte dem Enzlehn Möglichkeiten eingeredet, zu denen er doch nie und nimmer die Hand bieten würde? Pieps selbst . . . ? Nein. Daran glaubte er doch nicht, wenn sie sich auch die Pirouetten des Zirkuspferdes ansah.

Aber hatte Enzlehn nicht die Prinzessin Arnulf genannt? . . . Das war wie eine Erleuchtung. Die Prinzessin protegierte Enzlehn, beteiligte sich an seinem Theater — er hätte sie beschimpfen, sie rütteln mögen, wie er einmal Ada Moll gerüttelt, als sie ihm nicht hatte folgen wollen auf den neuen Weg.

Frank Nehls hatte ein Ventil gefunden für seine Wut. Die Prinzessin war's — natürlich! Ein häßliches, böses Lächeln verzerrte sein Gesicht. Vielleicht warf sie dem Günstling einer Stunde zum Lohne hin, was er Bestes und Köstlichstes in seinem Leben besaß.

Eine Intrigantin war sie, die ihre Liebhaber bezahlen mußte . . . pfui . . . und Enzlehn war einer von jenen, die sich bezahlen ließen . . . Das wußte er, das wußten viele von ihm. Und man würde mit Fingern auf ihn weisen, auf ihn, der sein Haus, sein Kind rein erhalten hatte von allem Unreinen in dieser Stadt, die alles mit Schmutz bewarf, was über den stumpfen Glanz bürgerlicher Farblosigkeit hinausleuchtete.

Frank Nehls hatte es in der Aufregung nicht gemerkt, daß er hastig, als jage jemand hinter ihm her, umgekehrt war. Erst auf der Weidendammer Brücke kam er zur Besinnung.

Und wie er dastand auf der zugigen Brücke, über die die Autobusse und trägen „Lumpensammler" in schwerfälliger Wucht vorbeirollten, atmete er durstig die nasse Luft ein, die vom schwarzen Wasserband emporstieg, das sich im lauen Märzwind unter der Brücke durchringelte.

Mechanisch ging er weiter bis zur Karlstraße und von da noch weiter die immer noch belebte Friedrichstraße hinauf bis zum Oranienburger Tor, dessen Name ihn von den Elektrischen immer wie eine peinliche Jugenderinnerung grüßte.

Vor dem Eckcafé machte er halt.

Er hatte da manchen Abend gesessen und bei einer Tasse Kaffee auf billigem Papier seine ersten Coupletverse geschrieben, die gleichen Couplets, bei deren Klängen er später Frau Maras Frühstück geteilt hatte.

Da links, hinter der trennenden Glaswand, hatte er gesessen, und doch voll zäher Energie, mit zusammengebissenen Zähnen immer und immer wieder an einer Pointe feilend, ohne auf das Knurren seines Magens zu achten, ärgerlich nur, wenn die dicke Tinte sich ihm fasernd und hemmend an die Feder hing.

Von diesem selben Tisch wollte er der Arnulf schreiben, wollte sie zur Rechenschaft ziehen für die Ohrfeige, die sie dem Freund, den Stoß, den sie dem Vater in ihm versetzt hatte.

Es machte ihm ein eigenes boshaftes Vergnügen, der Durchlaucht auf einem jener grauweißen, billigen Papiere zu schreiben, die nach billigen Zigarren, nach dem morschen Holz irgendeiner alten Lade rochen. Er gab sich kaum Mühe, die kleckfenden Fasern von der schlechten Feder zu entfernen, die seine kleine ausgeschriebene Schrift fast unleserlich wiedergab.

Er las den Brief mit seinen heftigen Vorwürfen nicht noch einmal durch; er hatte in ihm alles abgewälzt, was die unerwartete und impertinente Werbung Enzlehns an Groll und Erbitterung in ihm ausgelöst, und fürchtete, beim Durchlesen der Zeilen den Ausdruck vielleicht zu stark zu finden.

Er wollte nicht mildern. Sie sollte fühlen, wie sie an seinem Kinde gehandelt, seine Stellung Enzlehn gegenüber ausgenutzt hatte, um sich gewissenlos über ihn hinwegzusetzen, ihm sein Kind von der Seite zu reißen, um es einem Enzlehn zu geben. Er schrieb an sie offiziell: „Eure Durchlaucht" und unterschrieb, wie er es nie getan — nicht einmal in seinem ersten Briefe: „Euer Durchlaucht ganz ergebener Frank Nehls."

Auf dem Briefkuvert links stand die Adresse des Cafés — protzig und ordinär. Er durchstrich sie mit kaum merklichen zwei Querstrichen, die mehr betonten als verbargen. Und auf das Kuvert schrieb er, so deutlich er konnte: „An Ihre Durchlaucht Frau Prinzessin Arnulf. Charlottenburg, Hardenbergstraße." Und nun rückwärts den Absender, ebenso deutlich und rücksichtslos: „Frank Nehls." Mit einem Faustschlag heftete er die im Wasserglas angefeuchtete Marke an.

So — das war getan.

Ohne seinen Mantel zu nehmen, nur im Zylinder ging er über den Straßendamm, warf den Brief in den Kasten. Und noch einmal sagte er: „So — —."



Dann kehrte er zurück an seinen Platz. Den Zylinder tief in die Stirn gedrückt, schlug er mit dem Löffel ans Glas und bestellte sich noch einen Kognak.

Ein kleines Orchester spielte einen abgeklapperten französischen Walzer, mit traurig sentimentalem Ausdruck. Nehls nahm eine Zeitung vor und wartete ungeduldig auf den Kognak, den der jetzt sehr in Anspruch genommene Kellner offenbar vergessen hatte.

Ein alter Herr mit kurzem, weißem Bart und dickwattiertem Mantel mit abgeschabtem Pelzkragen kam herein und steuerte auf den Nebentisch hinter der Glaswand zu.

Krächzend entledigte er sich seines Mantels, setzte sich mit dem Rücken gegen Frank Nehls, steckte sich eine dicke Zigarre zwischen die Lippen und schlug mit dem breiten abgewetzten Ring auf die Marmorplatte. Nach einer Weile kam der Kellner, stellte, ohne zu fragen, eine Tasse Kaffee vor den alten Herrn hin und ging eilig wieder fort.

Ein junger Bursche mit einem mittels Riemen um den Hals befestigten Kasten kam auf den Alten zu.

„Na . . . wie steht's?"

„Na, wissen Se, heute is aber ooch reene jar nischt los."

Der Alte beugte sich über den Kasten, dessen Deckel er aufhob, und der voll ausgelegt war mit weißen, offenen Schachteln, in denen es von Ringen, Armbändern und Broschen glitzerte.

„Zehne haste ja verkauft", sagte der Alte zählend.

„Jawoll ooch — det sagen S i e! Eenen eenzigen Ring haben se mir abjenommen, und funzig Pfennig haben se hinjelegt. Det 's überreichlich bezahlt, haben se jesagt, und als ick denn so von Schutzmann sprach, da haben se jelacht und jesagt: ‚Na, jeh man, uf den warten wir jrade, der wird dir deine Bude schon abnehmen!'"

„Schafskopf! Nimm mal vor allem 'n paar Schachteln beiseite! Wie sieht denn das aus, wenn du in der Nacht um eins noch all deinen Kram beisammen hast. Gib her, warte."

Der Alte steckte sich behende einige kleine Schachteln in die Rocktasche.

„So . . . Nu zieh wieder los. Versuch's mal hier. Immer hübsch, wo die Weiber beisammen sitzen — und immer ran, wenn eine Äuglein macht — immer fest ran. Und gleich auf den Herrn passen. Physiognomien studieren — na, das verstehste nich — also: nich damlich sein, mein Junge, hörst du . . . na los . . . los!"

Frank Nehls sah, wie der Junge träge und unsicher jenseit der trennenden Glaswand von einem Tisch zum andern schlenderte.

Meinen Kognak bekomme ich wohl nicht mehr, dachte er und rief: „Zahlen!" Das Gespräch des Alten mit dem jungen Burschen hatte er nicht gehört, sich auch nicht weiter dafür interessiert. In ihm brodelte es noch vor Zorn und Empörung. Und seltsam, diese Empörung bestand weiter, auch wenn er sich statt Englehn einen andern Bewerber vorstellte. Irgendeinen. So war ihm auch flüchtig zumute gewesen, als seine Frau ihn auf Paulsin aufmerksam gemacht hatte.

Es war jemand, der ihm das Kind wegnehmen wollte. Wie kam dieser irgend jemand dazu? Wie durfte es einer so ohne weiteres wagen?

Es war Eifersucht, die aus ihm sprach. Die Eifersucht des verliebten Vaters. Es war lächerlich, demütigend und furchtbar zugleich.

Wie hatte man ihn so überfallen dürfen, heimtückisch ihm sein Liebstes wegstehlen, das er sich kaum großgezogen hatte, in dessen aufblühendem Liebreiz, in dessen Anmut er sich noch sonnen wollte . . .

Sein Kind . . . sein Kind . . . Ja, wußte es denn niemand, wie einem Vater zumute war, der sein Kind weggeben sollte? Hatte denn der Vater nicht ebensoviel von sich hineingelegt in das Kind wie die Mutter? Und in diesem Fall mehr — Er hörte die Worte seiner Frau: „— das Kind, das ich mit Schmerzen geboren . . ."

Und hatte er es nicht mit Schmerzen groß werden sehen, zuckte sein Herz nicht, wenn er fürchtete, daß es ihm entgleiten könnte, waren die Qualen geringer, wenn sie das Leben des Kindes begleiteten?

Wenn die Tochter zum erstenmal das Haar aufgesteckt trug, spähte die Mutter aus nach dem Manne, der ihr das Kind um Gottes willen doch recht bald abnehmen möge, während der Vater die Zöpfe am liebsten wieder herunterriß, um „sein kleines Mädchen" zu behalten, das kleine Mädchen, für das er alles an Liebe und Zärtlichkeit aufgespeichert, was unverbraucht in ihm geruht hatte . . .

Nochmals rief er: „Zahlen!"

Ein Schutzmann trat breit und langsam durch die Glastür.

Er pflanzte sich vor dem alten Mann auf, inquisitorisch und barsch: „Sind das Ihre Jungen, die mit den Schachteln hausieren gehn?"

Der alte Mann sprang auf. „Meine . . . wieso . . . nein . . ."

„Na, Sie werden den Bengel doch nicht bestohlen haben. Ich habe Ihnen durchs Fenster gesehn, wie Sie sone Dinger in die Tasche jestochen haben."

„Ja — ja — hab ich . . . das sind meine Sachen, jawohl, Herr Wachtmeister."

Frank Nehls wurde aufmerksam. Die Stimme des Alten kam ihm bekannt vor, beinahe vertraut. Aber er wußte nicht, nein — er wußte nicht . . .

Langsam zog er den Mantel an, wendete sich um und sah die breite Rückenlinie des alten, dienernden Mannes, dessen glattgekämmtes Haar in silberigen Sardellen um den großen Kopf lag.

„Ihren Gewerbeschein", sagte der Schutzmann kurz und holte ein Notizbuch heraus.

Der Alte lachte, ein bißchen meckernd, wie Frauen lachen, in tödlicher Verlegenheit.

„Aber, Herr Wachtmeister — das eine Mal — es ist nur ein Versuch — ich wußte nicht, daß ich dafür einen Gewerbeschein brauche . . ."

„Det werden Se ja sehn, wat Se brauchen. Ihren Namen und de Wohnung."

Seine Stimme wurde immer barscher. Den Bleistift hielt er fest zwischen drei Fingern der rechten Hand und netzte ihn mit der Zunge.

„Aber, Herr Wachtmeister, Sie sehen, ich bin ein alter Mann aus anständigem Hause . . . Sie werden doch nicht . . ."

Frank Nehls erkannte die Stimme.

Unbeschreibliches ging in ihm vor. Das Erste war das



Gefühl einer namenlosen feigen Angst, die ihn den Rockkragen hochklappen, sich umwenden ließ zur entgegengesetzten Ecke des Raumes. Dann Wut, die Wut eines Menschen, der durch eigene täppische, grobe Ungeschicklichkeit ins Verderben stürzt. Und zuletzt Mitleid, Mitleid mit der alten, bettelnden, verschämten und verlogenen Stimme, Mitleid mit dem breiten Rücken, der so tief, so erniedrigend dienerte, Mitleid mit der zitterigen Bewegung der Arme, die so flackernd und Stütze suchend im leeren Raum hingen.

„Na, wird's nu ... Namen und Wohnung, sonst müssen Se jleich mit auf de Wache."

„Ach nein, Herr Wachtmeister ... bitte nicht auf die Wache ... ich habe 'ne Tochter, Herr Wachtmeister ... die ist krank ... jawoll, Herr ... Herr Wachtmeister ... ein fleißiges, braves Mädchen ... wenn die erfährt ... nein ..."

Tränen kamen in die Stimme, der ganze breite Körper schwankte und fiel schwerfällig auf den Stuhl.

„Na, beruhigen Se sich man erst. ... Nehmen Se'n Schluck Wasser. Es jeht ja nich ans Leben ... aber Ordnung muß sein. Wo käme man denn hin, wenn keene Ordnung wäre ..."

Der alte Frank nickte und trank ... Schluck für Schluck.

Der Schutzmann stand in der Tür und versperrte Frank Nehls den Ausgang.

Jenseit der Glaswand hatten sich ein paar Neugierige angesammelt.

Es wurde unerträglich.

Frank Nehls trat vor. Sicher, elegant, mit der temperamentvollen Autorität, die immer verblüffte.

„Ich kenn den Herrn. Er heißt Albert Frank, wohnt Fennstraße 32."

Frank zuckte zusammen. Sein eben noch bleiches Gesicht rötete sich, die kleinen lebhaften Augen schossen in tödlichem Schreck auf dem Boden hin und her. Er wendete sich nicht um.

Der Schutzmann machte seine Notiz.

„Wer sind Sie denn?" fragte er mißtrauisch, den hier ungewöhnlich eleganten Mantel musternd.

„Das kann Ihnen doch völlig gleichgültig sein. Im übrigen — hier ist meine Karte."

Er zeigte sie dem Schutzmann nur vor.

„Na ja ... denn is ja jut. Aber was der alte Herr is — tut mir ja leid, aber Ordnung muß sein."

Er grüßte höflich und verschwand hinter der Glaswand, von der die Neugierigen wie aufgescheuchte Fliegen abstoben.

Der Kellner brachte jetzt den Kognak.

Frank Nehls warf ein Geldstück auf die Platte und machte dem Kellner ein Zeichen, zu behalten.

Dann nahm er das Gläschen, hielt es dem Vater hin. „Trink ..."

Die Hand des Alten zitterte so stark, daß ihm ein Teil des Inhalts auf den Rock herabfloß.

„Mein Gott .. mein Gott ...", stöhnte er.

Drüben spielte wieder das Orchester. Niemand achtete mehr auf die beiden.

„Zieh dich an."

Frank Nehls hielt dem Vater den Mantel. Aus der Rocktasche fiel eine der kleinen weißen Schachteln. Der Alte bückte sich.

„Laß das."

Frank Nehls drückte den Fuß auf die Schachtel, daß sie leise knasternd einbrach und der Ring sich flach drückte.

„Das kostet Geld", murmelte der Alte.

Er wußte offenbar nicht mehr, was er sagte, mit wem er sprach, und wo er sich befand.

Frank Nehls stülpte ihm den Hut auf, hielt ihn beim Ellbogen fest.

„Komm jetzt ..."

Die Nachtluft brachte den Alten etwas zu sich. „Wie kommst du in das Café, Paul?"

„Das ist gleichgültig. Aber wie kommst du zu deiner Industrie?"

Frank Nehls mußte ihn noch stützen. Er fühlte es an den schwankenden Schritten.

Aber die Stimme des Vaters wurde sicherer. „Weißt du, Paul, das mit dem Gewerbeschein ist Vergeßlichkeit .. Ja ... ich könnte mir eine Ohrfeige geben ... Leichtsinn ... ich hab mir die Zeit nicht genommen. Aber ich bekomme den Gewerbeschein, Paul, sicher ..."

„Das ist kein Gewerbe", schnitt Frank Nehls hart ab.

„Es gibt schlechtere", meinte der alte Frank.

Sein naiver Zynismus war wieder erwacht. Nur der Schreck lag ihm noch in den Knochen und machte seine Schritte unsicher.

„Und warum soll das kein Gewerbe sein, Paul? Vielleicht hat mancher reiche Mann auch so angefangen — oder der Vater oder der Großvater, meine ich. Kann man's wissen?"

„Du hast auf mich Rücksicht zu nehmen, verstanden?" stieß Frank Nehls zwischen den Zähnen hervor. Er war außer sich, seiner Sinne kaum mächtig.

„Auf dich, Paulchen — warum denn? Wer weiß denn, daß ich dein Vater bin? Nicht mal der Schutzmann weiß es! Nur auf Tille muß ich Rücksicht nehmen, nur auf Tille ..." Sehr eigensinnig wiederholte er es, in leisem Triumph, daß der Sohn ihm nicht widersprach.

Er befreite sich langsam und vorsichtig von dem harten Griffe des Sohnes. „Ich kann auch allein gehn", sagte er trotzig.

„Ich werde dafür sorgen, daß so etwas nicht wieder vorkommt", sagte Frank Nehls.

„Nein, nein. Morgen hole ich mir den Gewerbeschein, sei ganz ruhig."

„Das wirst du nicht tun!"

Drohend blitzten die Augen des Sohnes den Alten an. Er duckte sich unter dem Blick und lachte heimlich in sich hinein.

„Ich muß für mich sorgen, Paul ... Tille ist krank, Tille kann nicht mehr. Letzte Woche hat sie drei Tage zu Bett gelegen, diese Woche einen Tag ... Sie darf nicht mehr so viel arbeiten." Es war, als würge Frank Nehls etwas am Halse.

„Ich werde Pension für dich zahlen. Hundert Mark monatlich, das genügt doch?"

Frank schlug die Hände zusammen: „Hundert Mark .. für mich? ... Monatlich? ... Du bist nicht recht klug. Ich bin gesund, Paulchen, ich bin kräftig, ich kann noch zwanzig Jahre leben ... Das macht ... weißt du, was das macht? Das macht ..." — er rechnete schnell mit fiebrigen Lippen und glänzenden Augen — „das macht zusammen vierund-

zwanzigtausend Mark in zwanzig Jahren! Ein Kapital! Ein großes Kapital, Paulchen! Nein, ich weiß was Besseres: gib mir fünftausend Mark. Gleich. Ein für allemal fünftausend Mark. Die werde ich nutzbringend anlegen. Ich habe Gelegenheit. Ich habe dir ja immer gesagt, Paul: Kapital muß ein Mensch haben! Kapital! Rente — das ist gar nichts! Und wovon Rente? Heute hast du Erfolg — morgen hast du keinen Erfolg. Nee, nee. Die Rente ist unsicher. Drei Jahre zahlst du — dann hört's auf. Ich kann sehen, wo ich bleibe. Und Tille ist dann noch älter. Nein, nein, glaub mir, ich bin ein erfahrener, alter Mann: Kapital! Dreitausend Mark — nicht fünf. Aber auf einmal, Paulchen ... in blauen Scheinen ... gediegen ..."

Der Schreck, der hastig heruntergestürzte Kognak, die plötzlich scharf wehende Luft — es war alles dem alten Mann zu Kopf gestiegen.

Zutraulich legte er seine kurze, breite Hand auf den Arm des Sohnes. „Von heute ab bist du wieder mein Sohn, Paulchen, hörst du? Mein guter Sohn."

Er zog das Taschentuch aus der Manteltasche und wischte sich die Tränen aus den Augen. „Weißt du, Paulchen, wie einem Vater zumute ist, der glaubt, daß er sein Kind verloren hat? Da krabbelt einem so'n Ding erst um die Beine herum, man hält's auf dem Arm, man führt's an der Hand, und plötzlich gibt's einem einen Stoß und läuft auf und davon und sieht sich nicht einmal um nach einem. So ist es deinem Vater gegangen, Paulchen — jawohl ..."

Er torkelte.

Endlich, endlich kam ein Auto vorüber. Frank Nehls hielt es an und setzte den Vater hinein. „Kannst du allein nach Hause fahren?"

„Aber ja ... Hausschlüssel hab ich. Auto ... na ja, nobel muß der Mensch zugrunde gehn! Also guten Abend, mein Sohn ... Morgen telephoniere ich. Aber der Tille darfst du nichts sagen ... Fennstraße 32, bitte ... er soll langsam fahren. Sonst ist's ja gleich alle, das Vergnügen."

Er rückte sich sehr behaglich in der Ecke des Wagens zurecht, nahm gönnerhaft eine Handvoll Geldstücke in Empfang, die Frank Nehls ihm noch durch das Fenster reichte, und grüßte mit der Hand.

Es war halb drei, als Frank Nehls sich wie gerädert auf sein Bett warf.

Am nächsten Morgen um halb zehn stand der livrierte Diener der Prinzessin Arnulf in seinem Arbeitzimmer.

„Von Durchlaucht ..."

Frank Nehls riß in nervöser Hast das Kuvert auf.

„Sie sind ein Narr", stand in der großen, eleganten Handschrift der Prinzessin auf der ersten Seite. „Heute um zwölf wird Baron von Ziskyni sich die Ehre geben, um die Hand Ihrer Tochter anzuhalten."

Das Blatt fiel auf den Tisch.

Frank Nehls war wie betäubt.

„Was darf ich Durchlaucht melden?" fragte der Diener diskret.

„Tja ... also ... melden Sie, daß ... daß ich um halb zwölf Uhr zu Hause bin."

Der Diener entfernte sich lautlos.

Frank Nehls preßte die Finger an die pochenden Schläfen. Der Kopf war ihm zu benommen, als daß er hätte nachdenken können. Nur Gefühle stritten sich in seinem Innern. Es lag viel Schmerz in ihnen, aber auch Stolz — und er wußte nicht in diesem Augenblick, welches das stärkere war.

Da — zwei kühle Hände an seiner Stirn, eine weiche, liebe, kindliche Stimme: „Ist das wahr, Papa ... ist das wirklich wahr ...? Mein Papa ... mein lieber ... lieber Papa ...!" Und an seiner Wange schwere, nasse Wimpern und an seinem Ohr immer nur das leise, jubelnde: „Ist das wahr, Papa ... ist das wirklich wahr?"

* * *

Ottilie wurde nicht recht klug aus dem Bericht des Vaters.

Er hatte sich eine kleine nette Geschichte zusammengezimmert wie für einen Weihnachtskalender. Paul war dazu gekommen, wie er gerade unter der Last seiner Arbeit zusammengebrochen war.

„Verstehst du, Tille — zusammengebrochen, buchstäblich! All der Ärger seit Wochen, Aussichten, die flöten gegangen waren. Ohne Kapital **kann** man ja auch nichts machen! Da drängeln sich oft Leute ran — na! Kurz, in so einer verzweifelten Stimmung war ich. — Steht da plötzlich Paul vor mir! Unser Paul, was sagst du?! Kannst dir denken, daß ich ihm nicht an den Hals gesprungen bin. Wäre ja noch schöner! Na — nun hat er mich aber nicht losgelassen, Tille — buchstäblich! Hat mir Kognak gegeben, mir den Mantel gehalten ... jawohl, hat er ... Ich bin kein Unmensch, Tille. Wo ich Herz sehe, bin ich um den Finger zu wickeln, du weißt ja. Na, da sind wir denn ein bißchen spazierengegangen in der Nacht — haben viel von dir gesprochen ... ja. Und dann hat Paul gesagt, es schickt sich nicht für mich, zu arbeiten. Ich wäre ein alter Mann, müßte mich pflegen. Er würde mir Geld geben. Ein paar tausend Mark ... ja ... Bis zu zwanzigtausend hat er sich verstiegen ... jawohl! Na, unter uns, Tille, das ist ja Unsinn, habe ich auch nie ernst genommen! Aber du kennst doch den Paul, wie er so mit den großen Summen um sich wirft. Na — — 'n bißchen wird ja immer hängenbleiben. Tja, und dann hat er mich in ein Auto gesetzt. Ob er mich nicht begleiten soll? Nee, mein Junge — so klapperig is man denn doch noch nich! Das Auto hat er im voraus bezahlt. Fünfzig Pfennig wird der Kerl über die Fahrt mindestens bekommen haben — mindestens! Na ... alle Tage sieht man sich ja nicht. Heute soll ich ihn antelephonieren, den Paul ... Nu will ich dir aber was sagen, Tille — es pressiert nicht. Nur sich nicht 'ranschmeißen! Immer hübsch vornehm und anständig! Schließlich muß er's fühlen, daß man als Vater nicht gleich angelaufen kommt, wenn er pfeift."

Ottilie rieb sich die Stirn. Das war alles so unfaßbar. „Wo habt ihr euch denn getroffen", fragte sie, noch immer mißtrauisch, ängstlich.

„In einem großen Café — ich weiß nicht mehr, wie es heißt. Gott, der Paul geht eben auch ins Café wie andere Sterbliche."

In diesem Augenblick klingelte es.

Er fuhr zusammen, seine Augen flackerten unsicher, er lauschte mit angespanntem Atem nach dem Entree hin. Wenn jetzt ein Schutzmann käme ...

Es war nichts. Die Martha brachte den Prospekt eines neuen Kolonialwarenhändlers.



„Erwartest du jemand“, fragte Ottilie, der die Erregung des Vaters nicht entgangen war.

„Ich? . . . Wieso? . . . Nein . . . Gott, unmöglich ist's ja nicht, daß ein Geschäftsfreund mich besucht. Es läßt sich ja nicht immer alles auf der Straße oder im Café abwickeln. Na, Mahlzeit, Tille, ich leg mich 'n bißchen aufs Ohr.“

Er mochte jetzt nicht gerne mit Ottilie zusammen sein. Die Weiber fragten immer so viel. Das war ungemütlich.

Ottilie beschloß, nach der Rankestraße zu gehen. Gegen sechs würde sie den Bruder wohl treffen. Die Begegnung ließ ihr keine Ruhe, es steckte noch was anderes dahinter.

Sie sah ja nie klar beim Vater. Da hieß es vorsichtig sein. In letzter Zeit hatte sie ihn oft auf Lügen ertappt.

In der Rankestraße war ein Durcheinander, wie es Ottilie noch gar nicht kannte. Der Diener öffnete in seiner Morgenjacke aus gestreiftem Drillich. Das Hausmädchen war dabei, mit Hilfe eines Gärtnerburschen große Töpfe mit leuchtenden Blumen, die in einen Korb gepreßt waren, in die Zimmer zu tragen. Alle Türen zur Diele waren weit geöffnet und ließen die erleuchteten Räume sehen.

Frau Mara, mit onduliertem Haar, aber noch ohne Lockenbau, stand im Speisesaal, in einem kurzen Rock, über den sie eine rotseidene Matinee geworfen hatte, und dirigierte zwei Tafeldecker, die unschlüssig waren, wie sie die zwei schweren Silberkörbe mit Orchideen und Veilchen aufstellen sollten.

„An die Enden der Tafel . . . macht's doch nit solche Geschichten. Für die Mitte bestell ich noch was telephonisch beim Gärtner . . .“

„Maiglöckchen vielleicht“, soufflierte die Jungfer, die mit einer breiten Brennschere hinter ihrer Herrin stand.

„Mir is recht . . . Maiglöckerln . . . Elise, Sie können gleich telephonieren . . Jessas . . Ottilie . . grüß Gott . .“

Frau Mara gab noch ein paar kurze Anweisungen, dann zog sie sich mit Ottilie in ihr Toilettenzimmer zurück, ließ zwei Tassen Tee hereinbringen und „ein bissel was zum Naschen“.

„Also denk dir, Ottilie . . . was soll ich dir sagen . . . die Pieps hat sich heut früh verlobt!“

Ein freudiger Schreck durchfuhr das alte, versorgte Mädchen. Pieps verlobt! Gott sei gedankt! Ihre harten, kranken Züge wurden weich, und ihre dunklen, schönen Augen leuchteten auf. (Fortsetzung folgt.)

Lloyd's.

Von Henriette Jastrow, London.

„Lloyd's — was ist das, oder wer ist das?“ werden manche Leser fragen. Denn man kann weltberühmt und doch nur von verhältnismäßig wenigen gekannt sein. Zwar den „Norddeutschen Lloyd“, den „Germanischen Lloyd“, den „Oesterreichisch-Ungarischen Lloyd“ kennt wohl ein jeder, zum wenigsten dem Namen nach, aber warum eigentlich all diese Schiffahrts- oder Schiffsversicherungsgesellschaften sich also genannt haben, darüber hat man nicht weiter nachgedacht. Nun, sie alle und noch manche andere — denn es gibt auch einen „Amerikanischen und einen Französischen Lloyd“ — haben sich „Lloyd's“ zum Vorbild genommen, Lloyd's in der City von London, die alte Gesellschaft für das Seewesen, die selbst heute, nachdem sie Nachahmer gefunden hat, doch noch einzig in ihrer Art dasteht in der Welt. Einzig nicht nur in ihrer weltbeherrschenden Ausdehnung, in ihrer unbestrittenen Autorität in der Beurteilung und Klassifikation der Handelsmarine der Erde, in ihrem weitverzweigten Nachrichtendienst, in ihren Signalstationen, Rettungseinrichtungen usw., sondern einzig auch auf dem Gebiet der Marine- und anderen Versicherungen.

Der Name der Gesellschaft stammt von dem, der vor mehr als 200 Jahren den Grund dazu legte: Edward Lloyd, Besitzer eines Kaffeehauses in Tower-Street, nahe dem Hafen von London. Von Raleigh, dem Seefahrer, war damals das neue Getränk nach England importiert worden und erfreute sich besonders unter den seefahrenden Leuten großer Beliebtheit. Obwohl man sich nach heutigen Begriffen jenes „Café“ nur als ein abscheulich verräuchertes und luftloses Lokal vorstellen kann, wurde es doch alsbald der Sammelpunkt für die Kapitäne, die mit ihren Schiffen im Londoner Hafen vor Anker lagen, für die Reeder, die Besitzer der Schiffe, und für die Kaufleute der City von London, für die die Schiffsladungen zumeist bestimmt waren; und aus dem kleinen räucherigen Lokal ging mit der Zeit Großes hinaus in die Welt.

In Lloyd's Kaffeehaus wurden die ersten englischen Versicherungen abgeschlossen, und zwar in der Art, daß jeder der Anwesenden ein beliebig großes Risiko einging, mit dem er proportial am Gewinn und Verlust teilnahm. Jeder unterschrieb die Police mit seinem Namen und seinem Betrag und wurde damit einer der „Underwriters“ (Unterschreiber). Auf diesem Prinzip der „Underwriters“ ist „Lloyd's“ noch heute aufgebaut. Wohl spricht man kurzhin von einer Lloyd's Police, aber in Wirklichkeit gibt es das nicht, denn die inkorporierte Handelsgesellschaft „Lloyd's“ führt als solche keinerlei Versicherungsgeschäfte aus. Es sind die Underwriters, damals wie heute, die individuell das Risiko eingehen und dafür haftbar sind, und fast das einzige, was Lloyd's dabei zu tun hat, ist, daß die Gesellschaft einen Ort der Zusammenkunft für die Underwriters und für Schiffsmakler zur Verfügung stellt. Heute ist es nicht mehr das räucherige Kaffeehaus an der Themse, sondern — schon seit 1773 — sind es die großen Säle im Nordwestflügel des Börsengebäudes, wo all diese Transaktionen vor sich gehen. Aehnlich wie an der Börse, hat hier jeder Makler und jeder Underwriter seinen Stand oder vielmehr seinen Sitz und sein Pult, und wie an der Börse, so haben auch hier nur die Zutritt, die sich der Mitgliedschaft der Gesellschaft erfreuen. Die wird nur Bewerbern von unantastbarer Ehrenhaftigkeit verliehen. Die Mitglieder zahlen einen jährlichen Beitrag von 21 Pfund Sterling (420 Mark) und müssen bei ihrem Eintritt ein Depot von 5000 Pfund Sterling (100 000 Mark) hinterlegen, als Sicherheit für einzugehendes Risiko als Underwriter. Denn wenn auch die Geschäfte der Underwriters indi-



viduelle Transaktionen sind, so werden sie doch von ihnen als Mitglieder von Lloyd's ausgeführt, sie gehen als „Lloyd's Policen" in die Welt, und es darf ihrer Sicherheit kein Zweifel anhaften.

Waren früher diese Versicherungen ausschließlich auf die Schiffahrt beschränkt, so stellen auch heute noch die maritimen Objekte, die Schiffe, die Ladungen und die Frachten, den Hauptbestandteil der versicherten Gegenstände dar. Aber allein gehört ihnen das Feld nicht mehr, sie teilen es mit allem möglichen, was versicherungswürdig befunden werden mag. Während Versicherungsgesellschaften gewöhnlicher Art sich zumeist auf Versicherungen gewisser Gattungen beschränken, kommt den Underwriters von Lloyd's ein buntes Allerlei entgegen, das sich auf alle nur erdenklichen Vorkommnisse und Lebensverhältnisse ausdehnt. Vom Erdbeben bis zu den Masern, von welterschütternden Ereignissen bis zu Kinderkrankheiten, findet sich kaum etwas, wogegen der eine oder der andere sich nicht finanziell versichern möchte. Da sind die großen Künstler der Welt, die Kubeliks und Paderewskis und Pattis, die ihre Kehle, ihre Hände, ja jeden ihrer Finger einzeln versichern, und von denen Versicherungsgebühren bis 16000 Mark jährlich für eine Police an die Underwriters abgeführt werden; da ist der Sohn eines reichen Mannes, der sich für den Fall der Enterbung sicherstellen möchte; da sind die Heringsfischer, die ihre Netze versichern; da ist der tea taster, der Teeprüfer von Beruf, der fürchtet, daß seine Zunge eines Tages die Fähigkeit verlieren könnte, die feinen Unterschiede in den Teequalitäten wahrzunehmen, und gleicherweise der Parfümerieexpert, der um die wertvolle Fähigkeit seiner Nase besorgt ist; da ist der Familienvater, der für die etwaige Geburt von Zwillingen Vorsorge treffen möchte; der Furchtsame, den räuberische Ueberfälle beunruhigen; der Somnambule, der eines Tages in seinen Wandlungen zu Schaden kommen könnte, und daneben die Gesellschaftsdame, die, wenn ihr Gartenfest verregnet, wenigstens die Kosten dafür zurückerstattet haben möchte. Treten besondere Ereignisse in der Welt ein, wie beispielsweise vor acht Jahren die Thronbesteigung König Eduards, so werden sie sofort Spekulationsobjekte unter den Underwriters. Neben denen, die ein wirkliches finanzielles Interesse an der Krönung haben, den Erbauern von Tribünen usw., tauchen auch Elemente auf, die da „wetten und wagen, das Glück zu erjagen". Wird die Krönung programmäßig stattfinden? Fieberhaft wird jeder Vorgang verfolgt. Und als die Krönung, wie bekannt, in der Tat verschoben werden mußte, und noch dazu durch Krankheit des Königs, da gab es der Spekulation neue Nahrung. Oft auch treten an Lloyd's Underwriters Objekte heran, die für andere Gesellschaften wohl geeignet sind, die sich aber als zu übermächtig groß für sie allein erweisen. So handelte es sich beispielsweise im Frühjahr 1906 um eine Versicherung von 10 Millionen Pfund Sterling (200 Millionen Mark), die die britische Admiralität für das Flottenmanöver beantragte. Ein solches Risiko mochten nicht einmal alle Marine-Versicherungsgesellschaften zusammen eingehen, aber in Vereinigung mit den Underwriters von Lloyd's kam sie zustande. Das dürfte die größte Versicherung sein, die jemals abgeschlossen worden ist.

Von jenen Policen, die vor Jahrhunderten in dem Kaffeehaus an der Themse ausgestellt wurden, existieren heute noch einige. Die älteste stammt vom Jahre 1680 und versicherte die Ladung des Schiffes „das goldene Vlies". Eine andere Police, vom Jahre 1794, lautet über 3500 Pfund Sterling für ein Schiff, das von Liverpool an die Küste von Afrika ging, dort die Ladung einnahm und nach Kuba segelte; Menschen waren die Ladung, Sklaven, die mit „45 Pfund Sterling das Stück" bewertet wurden. Aber von der gleichen Stätte, die diesem schmählichen Handel Vorschub leistete, ging schließlich der Todesstoß dazu aus. Eine Ladung Sklaven war in der Art versichert worden, daß die Underwriters den Schaden trugen, falls die Sklaven im Meer umkamen; die Reeder aber, falls eine tödliche Krankheit unter den Sklaven ausbrach. Das letztere trat ein; der Kapitän aber, in dem Bestreben, seinen Reeder vor dem Verlust zu bewahren, warf die unglücklichen Geschöpfe über Bord, so daß sie im Meer umkamen, wofür die Underwriters verantwortlich waren. Jedoch die Tat wurde ruchbar. Die Underwriters verweigerten die Zahlung, die Sache kam vor das höchste Gericht des Landes, sie erregte die Entrüstung der Bevölkerung und führte zu der Agitation, die in der Abschaffung des Sklavenhandels und schließlich in der Emanzipation des Negers ihren Ausgang fand.

Aber die Versicherungen allein waren schon zu Edward Lloyd's Zeiten nicht das einzige, wozu sich die Underwriters vereinigten. Mit dem großen finanziellen Interesse, das die versicherten Schiffe für sie darstellten, machte sich das Bedürfnis geltend, zuverlässige Nachrichten über die Fahrzeuge zu erhalten und zu veröffentlichen. So wurde im Jahr 1696 die Publikation „Lloyd's News" gegründet, nächst der „London Gazette" die älteste Zeitung Europas. In der Folge wurde sie nicht nur für Lloyd's Underwriters von Interesse, sondern zeitweise für die ganze britische Nation, ja für die ganze Welt, denn während der napoleonischen Kriege waren Lloyd's Nachrichten nicht selten die ersten, die Kunde gaben von entscheidenden Ereignissen; früher als selbst in den Ministerien wußte man bei Lloyd's oft um das Schicksal der Staaten. Dieser Nachrichtendienst hat sich im Lauf der Zeiten zu immer größerer Vollkommenheit entwickelt. Heute gebietet Lloyd's über Signalstationen in der ganzen Welt, von denen aus alljährlich über Hunderttausende von Schiffen berichtet wird. Zu dem ursprünglichen Organ „Lloyd's News" gesellten sich nach und nach andere, so z. B. ein wöchentlicher Index über Seeunfälle, eine Publikation, die den augenblicklichen Aufenthalt aller auf See befindlichen Schiffe von 100 Registertons an bekannt gibt, statistische Veröffentlichungen usw.

Unerreicht steht „Lloyd's" als Autorität für die ganze Welt auf dem Gebiet der Klassifizierung von Schiffen und allem, was damit zusammenhängt, da. Unter der Bezeichnung „Lloyd's Register" wurde hierfür im Jahr 1834, getrennt vom Versicherungswesen, eine eigene Gesellschaft gegründet, deren Betrieb mit dem Bau und der Instandhaltung von Schiffen in der ganzen Welt vertraut ist. Nach Lloyd's Bauvorschriften und unter Aufsicht von Lloyd's Sachverständigen werden Schiffe in allen Teilen der Erde gebaut, damit sie das sogenannte „Lloyd's Patent" erwerben, das sie in die Reihe der erstklassigen Schiffe stellt. Das ist nicht nur an sich wertvoll, sondern bei Abschluß von Versicherungen ist es von ausschlaggebender Wichtigkeit. Auch über die, denen die Fahrzeuge anvertraut werden, über die Kapitäne aller Schiffe der Welt, wird bei Lloyd's ein sorgfältiges Register geführt, und es wird überhaupt schwerlich etwas geben, was mit der

Schiffahrt in Zusammenhang steht, worüber bei Lloyd's nicht Aufschluß zu erhalten wäre.

Von Lloyd's ging auch die erste Anregung zur Errichtung von Rettungstationen aus; im Jahr 1802 ermöglichte eine Subskription unter den Underwriters den Bau des ersten Rettungsbootes, und später wurde ein Belohnungsfond gegründet für jene, die ihr Leben wagten in der Errettung ihrer Nebenmenschen. Vor einiger Zeit wurde eine solche „Lloyd's Medaille" zum erstenmal auch einer Frau verliehen, der Stewardeß Kate Gilmour, die aus dem Schiff „Sardinia", das im November 1908 an der Küste von Malta in Brand geriet, zahlreiche Leben dem Feuertod entriß.

Werden dergleichen Taten bei Lloyd's mit Befriedigung und Stolz vernommen, so vernimmt man auch nicht ungern die Botschaft von der Errettung von Gütern. Gelingt es, einem untergegangenen Schiff seine Schätze zu entreißen, mitunter Jahre nach der Strandung, dann wird die historische Glocke bei Lloyd's geläutet, die aus dem Schiff „Lutine" stammt, das im Zuidersee unterging, als es im Jahr 1799 englische Truppen nach Holland brachte. Einen schönen Klang hat die alte „Lutineglocke", und den Underwriters klingt sie besonders lieblich zu Ohren. Ohne Verluste geht natürlich das Geschäft der Underwriters nicht ab. und welche Dimensionen die Verluste annehmen können, zeigte sich, als an einem einzigen Tag im Januar 1909 Schiffbrüche im Wert von 20 Millionen Mark bei Lloyd's registriert wurden. Manchen dieser Schätze mag früher oder später die „Lutineglocke" die Auferstehung läuten, aber das meiste, was der Meeresgott als Opfer fordert, bleibt für immer auf dem Grunde der See.

Wie Fischaugen sehen . . .

Von Hans Dominik. — Hierzu 4 Aufnahmen.

Auf der diesjährigen photographischen Ausstellung zu Dresden erregten besonders die auch mit einem Preis ausgezeichneten Fischperspektivansichten Aufsehen, die der Professor der John Hopkins-Universität in Baltimore R. W. Wood dort ausgestellt hatte. Unsere Abbildungen geben diese eigenartigen Darstellungen wieder. Zu ihrem Verständnis wird es nötig sein, ein wenig auf die physikalischen und optischen Verhältnisse einzugehen, die das Sehen unter Wasser bedingen.

Wenn wir selbst einmal beim Schwimmen und Tauchen unter Wasser den Versuch machen zu sehen, so zeigt sich alsbald, daß unser Auge dafür wenig geeignet ist. Bekannt sind ja jene Taucherkunststückchen, bei denen weiße Teller oder Tassen vom Grund emporgeholt werden. Aber man weiß auch, daß dazu eine ganze Menge Glück und Geschick gehört. Der Taucher merkt sich sehr genau den Ort, an dem die Teller oder Tassen auf den Grund gefallen sind, und geht auf wenige Meter genau an dieser Stelle auf den Grund. Undeutlich nur und aus nächster Nähe erkennt er hier die weißen Porzellangegenstände, die durch die Luft hin, etwa auf einer grünen Wiese liegend, gut und gern auf hundert Meter sichtbar wären. Soweit die Gegenstände einigermaßen zusammenliegen, kann sie der Schwimmer fassen und an die Oberfläche bringen. Wenn aber ein Teller sich beim Niedersinken einen Gleitflug schräg seitwärts durch das Wasser geleistet hat und einige acht bis zehn Meter von der erwarteten Stelle entfernt auf dem Grunde liegt, so ist es nur noch Zufall, wenn er etwa gefunden wird. Im allgemeinen hüllt eine grüne, undurchsichtige Wand den Taucher unter Wasser ein. Läßt er aber den Blick nach oben schweifen, so sieht er dort nur einen verhältnismäßig kleinen Lichtkreis. Darüber hinaus herrscht auch dort das undurchdringliche Grün.

Die Schwierigkeit, unter Wasser zu sehen, gewann technische Bedeutung, als die Unterseeboote aufkamen. Gleichviel ob der Schwimmer seine offenen Augen unmittelbar in das feuchte Element bringt, oder ob der Führer eines Unterseebootes sich etwa in der Art, wie es Jules Verne in einem seiner Romane so schön schildert, hinter die Ausguckscheibe stellt: in beiden Fällen wird der undurchdringliche grüne Mantel die Ausschau verhindern. Das Unterseeboot ist blind, lautet ein technisches Axiom, und nur durch einen besonderen optischen Apparat kann man ihm die Sehkraft verleihen. Mittels eines Rohres, das vom Boot bis über die Wasseroberfläche reicht, leitet man ein Bild der Meeresoberfläche in einen dunklen Raum des Schiffes und projiziert es hier nach dem Prinzip der Laterna magica auf einen weißen Tisch.

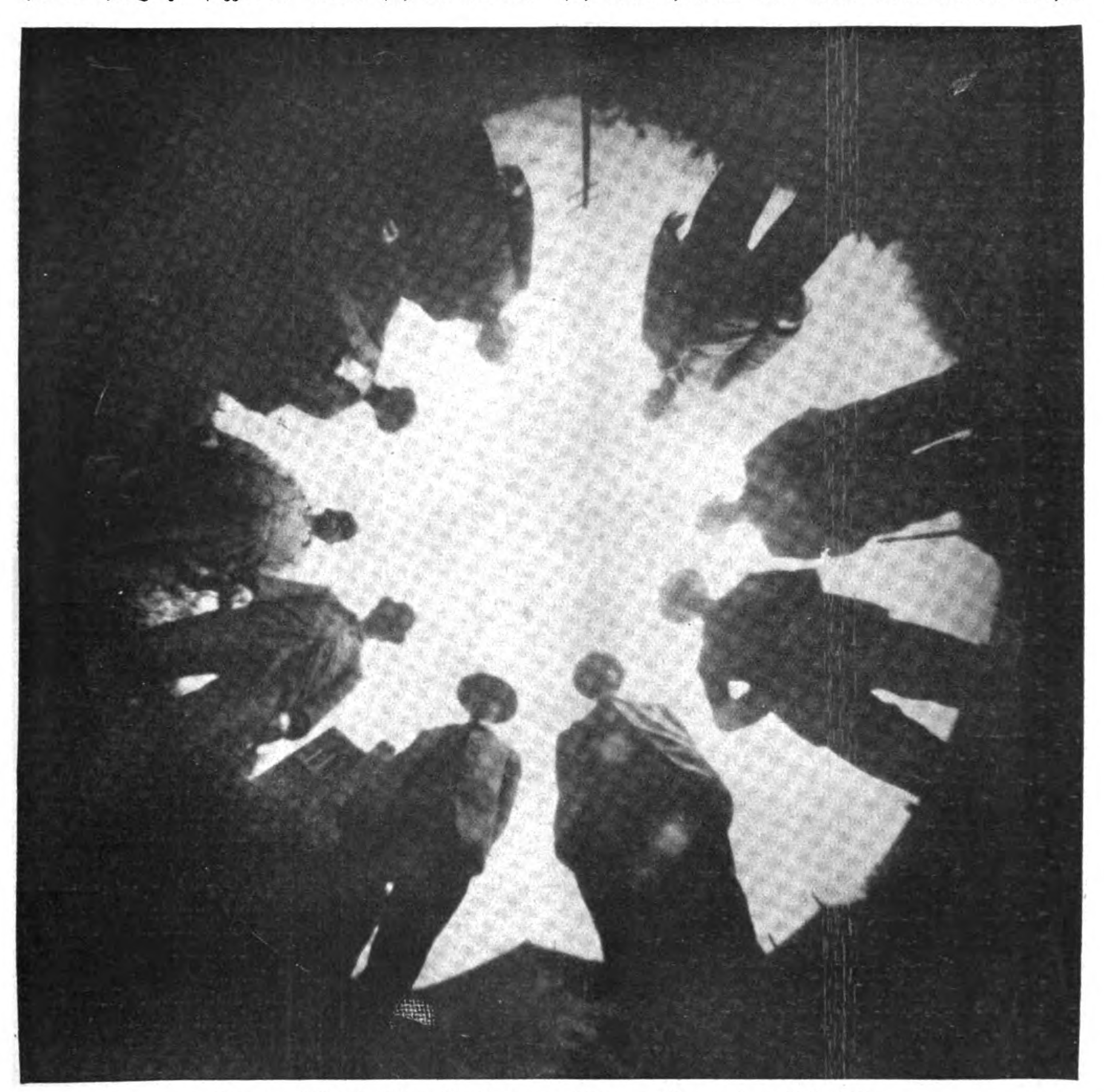
Aber der Fisch, der unter dem Wasser lebt, dort seine Nahrung sucht und sich in gleicher Weise vor seinen Feinden unter Wasser sichern muß wie vor Angriffen, die aus der Luft kommen, von Raubvögeln oder Menschen, der muß wohl über andere optische Mittel verfügen. Er muß unter Wasser besser sehen und vor allen Dingen einen weiteren Gesichtswinkel umfassen, und er muß aus dem Wasser heraus auch erblicken können, was auf der Wasseroberfläche vorgeht. Hier nun setzen die Versuche von Professor Wood ein, mit Hilfe der photographischen Platte an Stelle der Netzhaut ein künstliches Fischauge zu konstruieren und festzulegen, wie sich diesem die Dinge oberhalb des Wasserspiegels darstellen.

Der Apparat, dessen sich Wood dazu bediente, war recht einfach. Er nahm einen hölzernen Zuber, einen Schmalzeimer, wie er selbst sagt, und brachte in dessen Innern, ungefähr in halber Höhe, einen Metallrahmen an, auf den er eine genau und lichtdicht schließende Metallplatte legen konnte. Diese Platte besaß in der Mitte eine kleine Oeffnung, die durch einen Verschlußmechanismus von außen her nach Belieben geöffnet und geschlossen werden konnte. Bei den ersten Versuchen war in die Oeffnung noch eine kleine Linse eingesetzt. Später arbeitete Wood mit der einfachen kleinen Oeffnung.

In der Dunkelkammer wurde nun auf den Boden des Eimers eine lichtempfindliche Platte gelegt. Dann wurde Wasser aufgefüllt. Dann setzte man die Metallplatte mit der Oeffnung ein und füllte Wasser bis zum Rande des Zubers nach. Dann brachte man das Ganze ins Freie und konnte nun, nachdem der Wasserspiegel in dem Zuber sich vollkommen beruhigt hatte, an eine Aufnahme gehen. Es herrschten jetzt zwischen der Luft außerhalb des Zubers, dem Wasser im Zuber bis zur Metall-



platte und dem untersten Raum mit der lichtempfindlichen Platte die gleichen optischen Verhältnisse wie zwischen der Luft über einem Teich, dem Wasser in diesem Teich und dem Fischauge. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle den Gang der Strahlen und ihre Brechung zu skizzieren. Wenn sich der mit den graphische Platte, die der Netzhaut des Fischauges entspricht, einen Winkel von 180 Grad voll umfaßt. Von allen Seiten her nimmt sie die Umgebung von einem Horizont her, der in Höhe der Zuberoberkante liegt, bis zum Zenit auf. Für die Praxis bedeutet das, daß sich kaum jemand dem Rand eines kleinen Teiches



Aus der Fischperspektive: Ein Kreis von Männern, die um einen Teich stehen.

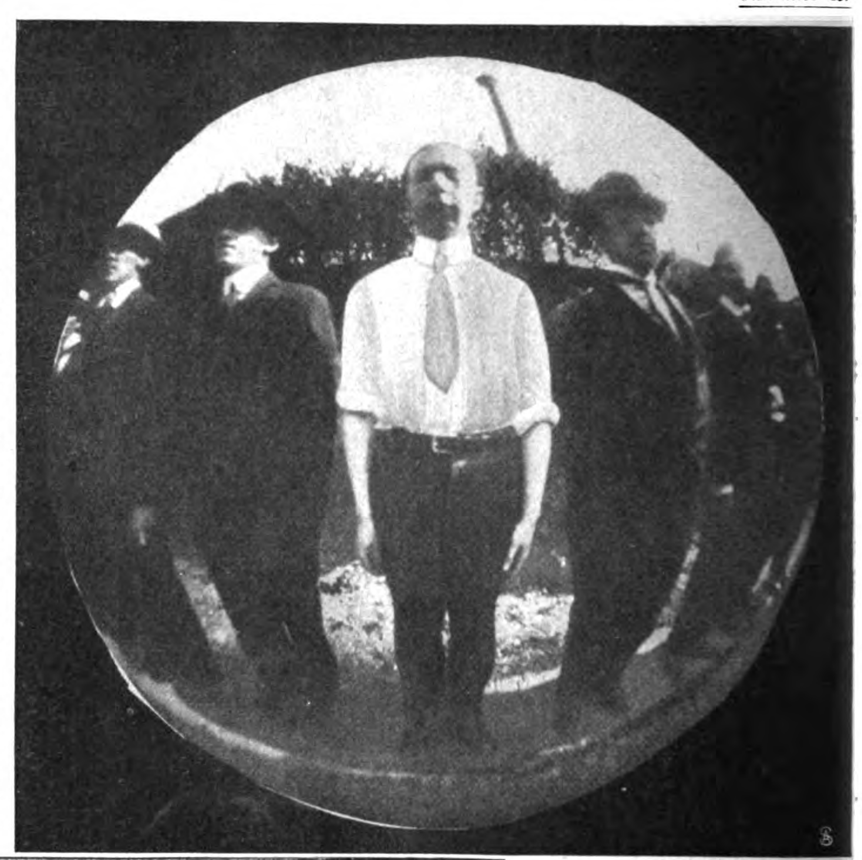
Brechungsgesetzen vertraute Leser aber die Mühe macht, eine solche Skizze an Hand des geschilderten Apparates zu entwerfen, wird er die Uebereinstimmung leicht finden.

Betrachten wir nun die Aufnahmen, die mit diesem Apparat erzielt wurden. Obenst. Bild zeigt mehrere im Kreis um einen Teich stehende Leute. Zum Verständnis sei bemerkt, daß die hier sichtbaren Personen im Kreis um den erwähnten Zuber herumstanden, derart, daß die Zuberoberkante etwa in halber Kniehöhe der Personen lag. Man sieht also, daß die photo-

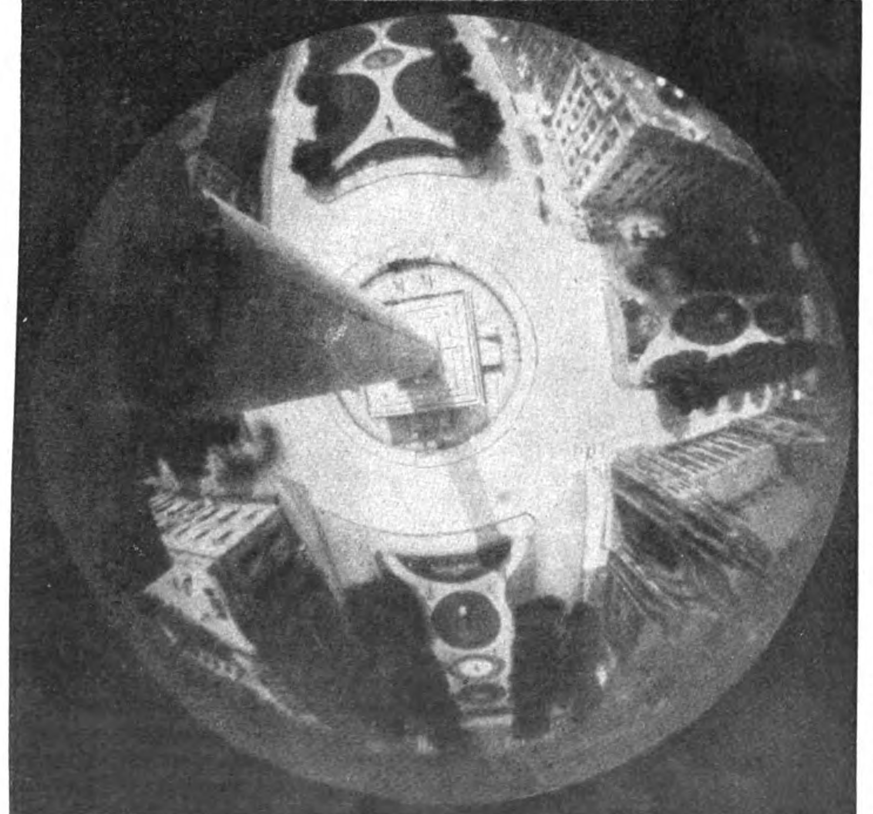
nähern kann, ohne daß die darin befindlichen Fische ihn erblicken, und zwar erblicken, lange bevor er in eine gradlinige Sehlinie zu ihnen hintritt.

Während auf dieser ersten Abbildung perspektivische Verzerrungen kaum zu bemerken sind, treten solche desto deutlicher auf der Abbildung S. 1839 hervor. Sie zeigt die Ansicht einer Eisenbahnbrücke, von unten gesehen, und läßt deutlich die Verzerrung der geraden Linien zu bogenförmig gekrümmten Kurven erkennen. Um seine äußerst sinnreiche Erfindung nun auch für verschiedene andere Zwecke

anwenden zu können, konstruierte sich Wood nach dem gleichen Prinzip einen Apparat, der im Liegen, ja auch nach unten gewandt benutzt werden konnte. Im Prinzip war es dazu ja nur notwendig, die obere Oeffnung des Zubers durch eine Glasplatte zu verschließen und die einzelnen Teile der Apparatur zu fixieren, so daß man das Ganze umkippen konnte, ohne daß das Wasser auslief und die einzelnen Teile sich verschoben. Mit diesem Apparat sind die beiden folgenden Aufnahmen gemacht. Nebenst. Abbildung zeigt neun Männer, die in gerader Reihe vor dem Apparat aufgestellt sind. Das Bild gibt dagegen den Eindruck, als ob sie in einem Kreis ständen. In solcher Weise müssen sich dem Fisch im Aquarium die Besucher produzieren, die vor der Glaswand des Wasserbehälters stehen. Die untenst. Abbildung endlich wurde mit völlig umgekehrtem Apparat von der Höhe des Washingtonmonuments aus aufgenommen. Der Begriff der Fisch-



Eine gerade Reihe von Männern, wie sie der Fisch im Aquarium sieht.



Aufnahme des Vernonplatzes in Baltimore von der Höhe des Washington-Denkmals mit umgekehrtem Apparat.

perspektive verläßt uns hier bei der Erklärung. Man könnte allenfalls sagen, so würde ein Fisch die Dinge sehen, wenn man auf seinen Teich eine Glasplatte legte und den ganzen Teich mitsamt dem Fisch dann hundertfünfzig Fuß hoch höbe und umkehrte. Optisch bemerkenswert bleibt auch hier wieder der gewaltige Gesichtswinkel von 180 Grad, der die ganze Umgebung umfaßt.

Der Amerikaner selbst fragt bei Neuheiten nur allzu gern: What is it good for. Zu was kann man die Sache brauchen. Auch darüber gibt Professor Wood einige Anregungen. Er sagt: Es erscheint durchaus möglich, daß in gewissen Fällen von der beschriebenen Strahlenbrechung, die einen Nutzwinkel von 180 Grad möglich macht, Gebrauch gemacht werden kann. Da die Vorrichtung den ganzen Himmel photographiert, kann zum Beispiel auf diese Weise ein Sonnenscheinregistrierapparat hergestellt werden, der keiner besonderen

Wie eine Brücke von den Fischen gesehen wird.

Einstellung von Tag zu Tag bedarf. Einstweilen hat Wood einen Apparat 4×5×2 Zoll Größe hergestellt, den man bequem in der Tasche tragen kann, und der die Möglichkeit solcher weitwinkligen Aufnahmen bietet. Man wird abwarten müssen, welchen Eingang die neue Apparatur in Praxis und Wissenschaft findet. Wenn aber die hier veröffentlichten Illustrationen auch gelegentlich ein wenig an die Bilder des Vexierspiegels erinnern, so erscheinen sie doch deshalb interessant, weil sie zeigen, wie die eine Hälfte der Welt die andere sieht.

Rollschuhbahnen im Freien.

Von A. Pitcairn-Knowles. — Hierzu 7 Aufnahmen des Verfassers.

Der Rollschuhsport, eine der ältesten sportlichen Vergnügungen, der sanft entschlafen zu sein schien, ist zu neuem Leben erwacht. Der Sport unserer Väter und Großväter hat im Fluge von neuem die Gunst der rastlos nach Abwechslung suchenden Menschheit erobert. Amerikanischem Erfindungsgeist und der ihm entspringenden Vervollkommnung der Rollschuhe und der Bahnanlagen verdanken wir die Wiederauferstehung des beinahe in Vergessenheit geratenen „Rinking"; englische Sportbegeisterung machte diesen Zeitvertreib unter Europäern wieder populär, und heute blüht und gedeiht diese modernisierte Attraktion in der zivilisierten Welt, wie es der Rollschuhsport früherer Generationen nie zu tun vermochte. Aber die bescheidenen „Rinks" von damals sind durch luxuriöse Riesenhallen ersetzt, und die Pioniere von heutzutage verstehen es in meister-





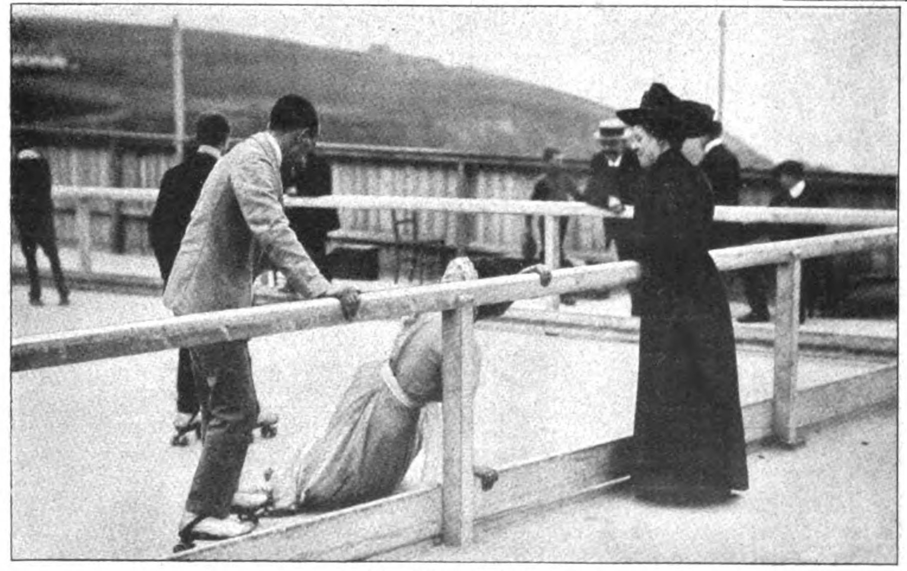
Die Ecke der Anfänger.

So ist es denn auch bereits dazu gekommen, daß in England, wo die Liebe zum „Rinking" zu einer wahren Manie geworden ist, die Beliebtheit dieses wiedererwachten Sports zu einer Vernachlässigung anderer Vergnügungen geführt hat. In einer Gegend hat die Ueberfüllung der Ringpaläste eine so bedrohliche Krisis

hafter Weise, alles, was Beine hat, in ihre Vergnügungspaläste zu locken. Nicht nur jene, die auf flinkem Stahlschuh dahingleiten, um sich Bewegung zu verschaffen oder sich auszutollen, sieht man in Scharen den Freuden des „Rinking" entgegeneilen, sondern auch auf Tausende und Zehntausende anders Gesinnter übt die Rollschuhbahn des 20. Jahrhunderts eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Sportliche Vorführungen aller Art erfreuen die Schaulustigen, fröhliche Weisen hervorragender Musikkapellen sorgen für die richtige Stimmung, schicke Toiletten graziöser Läuferinnen und kritisierender Zuschauerinnen beleben das Bild. Man trifft seine Bekannten, plaudert und schlürft seinen **Tee, und die liebe Jugend findet die schönste Gelegenheit zum harmlosen Flirt. Das ideale Rendezvous ist gefunden; die moderne Rollschuhbahn bietet der Menschheit das, wonach sie so lange gesucht.**



Eine Probe der Geschicklichkeit.



Ein kleiner Unfall.

in den Billardsälen herbeigeführt, daß die Besitzer der verödeten grünen Tische eine Versammlung der Betroffenen berufen mußten, um Mittel und Wege zu finden, all die Abtrünnigen wieder für das verstoßene Billardspiel zurückzugewinnen. Bei dieser Gelegenheit stellte man fest, daß das Billardspiel dem Rollschuhsport gegenüber im Nachteil wäre, weil man nur das stärkere Geschlecht dafür interessiert hätte, und ohne sich lange zu besinnen, beschlossen mehrere der Geschädigten, für Damen reservierte Billardsäle einzu-



Gesamtansicht einer englischen Rollschuhbahn im Freien.

richten, so daß die Spiellustigen beiderlei Geschlechts in Zukunft unter dem gleichen Dach ihren Vergnügungen huldigen könnten.

Daß unter solchen Umständen die Gründer von Rollschuhbahnen keine schlechten Geschäfte gemacht haben, ist nicht zu verwundern. Eine große englisch-amerikanische Gesellschaft zahlte im vergangenen Jahr aus dem Reingewinn von fünfzehn Bahnen auf ein Gesamtkapital von 2 400 000 Mark nicht weniger als 700 000 Mark an Dividenden, also eine hübsche Summe.

Daß die erstaunliche Begeisterung für einen wiederaufgeblühten Sport nicht nur auf England beschränkt ist, braucht wohl nicht betont zu werden; fast in allen großen Städten des Kontinents, wo Interesse für Sport herrscht, hat das „Rinking" Wurzel geschlagen und sich fest eingebürgert. Aber in letzter Zeit ist das Gebiet des Rollschuhsports in einer sehr vernünftigen und nachahmenswerten Weise erweitert worden. Man hat den neuen Sport aus dem geschlossenen überdachten Innenraum ins offene Feld unter das blaue Himmelsdach verpflanzt und die Rollschuhbahn ins Freie verlegt. Auf eine dieser „Open air Rings" versetzen uns die beigefügten Bilder. Lustiger Sport und ernstes Training, die Vollkommenheit des Meisters und die ängstlichen Erstlingsversuche werden uns vor Augen geführt. Hockey auf dem Zement, Kunstlaufen, Rennen, Gymkhanas, Paarlaufen, Walzerkonkurrenzen, Kostümfeste, das alles findet auf einer solchen Freiluftbahn seine Anhänger und Bewunderer.

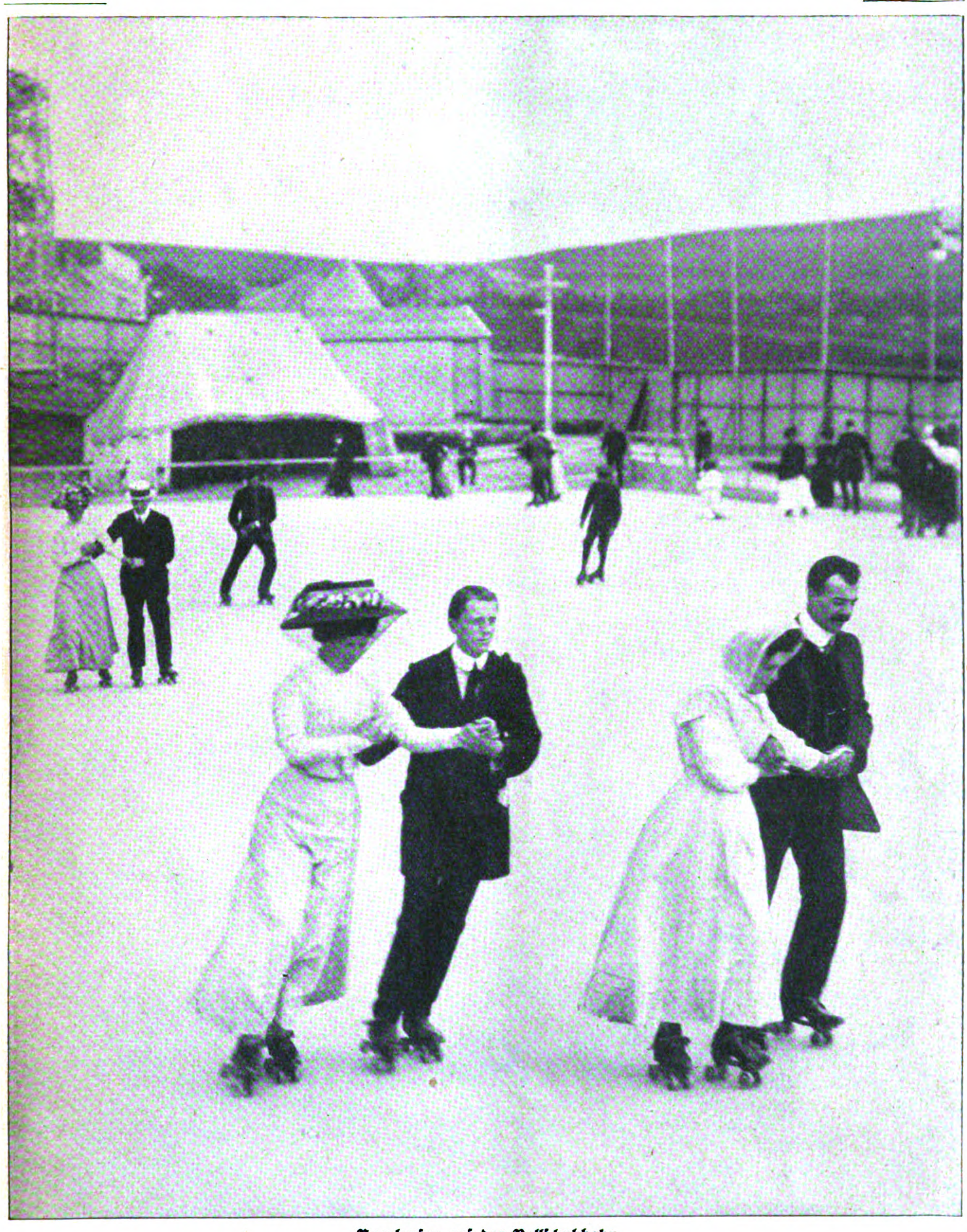
Daß diese Freiluftbahnen eine große Zukunft haben, ist nicht zu bezweifeln. Erstens sind die Anlagekosten verhältnismäßig gering, zweitens werden sie stets einen gewissen Teil des Publikums, der nur im Freien der Befriedigung seiner sportlichen Neigungen nachgeht, an sich fesseln können, drittens werden sie dadurch, daß sie der geringeren Kosten und verringerten baulichen Schwierigkeiten wegen natürlich ein viel größeres Flächenmaß aufweisen können als die gedeckten Bahnen, zur Veranstaltung großer sportlicher und sonstiger Feste, die viel Raum beanspruchen, bessere Gelegenheit bieten. Durch eine teilweise Ueberdachung und Erbauung geschlossener und eventuell heizbarer Zuschauerplätze ließen sich die durch schlechtes Wetter verursachten störenden Einflüsse zum großen Teil beseitigen. Man wird jedoch selbstverständlich zugeben müssen, daß im strengen Winter und an kalten oder regnerischen Abenden die Freiluftbahn nicht gerade der gemütlichste Aufenthaltsort ist; dagegen ist die ungedeckte Bahn im Sommer und an schönen Frühlings- und Herbsttagen der gedeckten stets vorzuziehen und besonders in Badeorten eines größeren Zuspruchs sicher. Gerade das Ferienvolk, das der dumpfen, schwülen Luft großstädtischer Vergnügungszentren zu entfliehen sucht, wird in den Seebädern und Kurorten an dem Rollschuhsport im Freien Ge-



Ein Vorstoß der Stürmer.



Das Spiel ums Goal herum.



Paarlaufen auf der Rollschuhbahn.

fallen finden und die willkommene Neuerung auf dem Gebiet des „Rinking" mit Freuden begrüßen. Nicht lange wird es dauern, bevor das emsige Leben und Treiben, das wir auf unseren Abbildungen wiedergegeben sehen, zu einer alltäglichen Szene geworden ist. Der gesamte Rollschuhsport hat jedenfalls durch die Einführung der Freiluftbahnen eine gewaltige Förderung erfahren, und wenn dieser einen dauernden Erfolg erzielt, wird er in nicht geringem Maße dem Umstand zuzuschreiben sein, daß man diesen gesunden und anmutigen Sport aus gedeckten Räumen verlegt und den Freiluftfreunden zugänglich gemacht hat.

Vollblut.

Skizze von M. Roda Roda.

Eine herzlich schlechte Idee meiner Mutter. Nun sitze ich da als Groom der Komtesse Mariella — in einem Zimmerchen neben dem Stall. Ich weiß nicht, ob ich mir nicht übertrieben schmeichle, wenn ich das enge Loch ein Zimmer nenne. Durch die Rabitzwand höre ich nebenan Goldfliege stampfen und den Ajax schnauben. Die vier anderen Schinder sind nicht mehr wert als ihre Häute.

Ich bin anspruchsvoll. Wenn ich an unsere Pferde daheim denke, an Miß Butterfly und an Sweetneß, die so schlank durch die Pfosten ging — in Karlshorst und in der Freudenau. . . .

Hei, wie war da mein armer Papa stolz! Und ich! Ich stand, mit seinem Mantel überm Arm, wartend da und war nicht die Spur, aber auch nicht die Spur erregt. Der Sieg war uns ja todsicher, uns und Seiner Durchlaucht, unserem Herzog.

Auch der durchlauchtige Patron war seelenruhig, obwohl ein tüchtiger Batzen Geld auf Sweetneß lag. Papa steuerte ja Sweetneß.

Als Papa von der Wage stieg, reichte der Herzog ihm die Hand und lächelte mir zu. Dann schritt er auf die Tribüne.

Er wirbelte das Stöcklein durch die Luft, daß der Goldknopf Funken sprühte, setzte sich neben Gräfin Mini und machte ihr den Hof.

Herrgott, war' das ein Jubel, als Sweetneß so brav kam! Mir steigt das Wasser in die Augen, wenn ich daran denke . . . und wie vier Tage nachher Kathi, die ruppige Mähre, meinen Vater erschlug.

Ich begreife es heute noch nicht: Warum ritt er überhaupt die Kathi? Was wollte er aus ihr herausbringen? Sie roulierte — er stürzte aus dem Sattel — und das Biest traf ihn gerade vor die Stirn.

Nun sitze ich da. Eine verdammt schlechte Idee meiner Mutter.

Aber was sollt ich machen? Die Leichtgewichtjockeis haben nun einmal die törichte Vorliebe für große, starke Frauen und kriegen dann Bären zu Söhnen, die wie ich mit achtzehn Jahren fünfundsechzig Kilo wiegen.

Solange Papa lebte, hatte ich meine Stellung im Stall, Ansehen und Würdigung. Ueber Nacht ward ich ein unnützer Fresser.

Ah, hätte Mutter doch ihren Willen durchgesetzt und mich studieren lassen! Ich konnte irgend was werden. Sie hatte es immer scharf aufs Lernen. Es lag ihr schon im Blut, der ehemaligen Gouvernante der Prinzessin Melanie.

Jetzt sitze ich da, habe keinen Freund und keine Freude und bewache die zwei Krampen, Goldfliege und Ajax. Der Teufel hol's!

Mein Vorgänger im Amt ist ein Trottel gewesen. Goldfliege geht wie auf Stelzen, ich muß sie gleich beschlagen lassen. Die Sättel sind seit Jahren nicht aufgekitzt. Die Gurten verschwitzt. Am Riemzeug sitzt keine Schnalle richtig. Die Backenstücke viel zu kurz — der armen Goldfliege muß es das Maul zerrissen haben. Dafür hängt der Martingal bis zu den Knien.

Ich kann alles mit Muße in Ordnung bringen. Der Stallbursche sagt, Komtesse Mariella reitet nur alle drei Wochen einmal aus.

* * *

Stallburschen schwatzen immer dummes Zeug. Seit ich hier bin, drei Wochen, ist die Komtesse fast täglich ausgeritten.

Es gefällt mir hier auch ganz gut. Die Komtesse ist lieb und nobel und schön. Und — man muß ihr's lassen — sie ist passionierte Reiterin, wenn sie vom Reiten auch nicht allzuviel versteht. Für eine Komtesse kann sie immerhin genug.

Als das erstemal der Befehl kam, die Pferde um zehn Uhr früh vorzuführen, da machte ich mich zeitig am Morgen noch einmal über Bügel und Gebisse her. Die Zügel hatte ich schon tags zuvor in Milch geweicht, um sie geschmeidig zu machen.

Goldfliege tänzelte wie eine Frau im neuen Kleid. Ich blieb drei Schritte hinter der Komtesse auf meinem Ajax, der im Trab so hart stößt, als gelte es, Pfeffer zu stampfen.

Wir durchquerten im Schritt die Fichtenschonung, da sah die Komtesse zurück und winkte mir. Ich kam ihr zur Seite. Eine Nasenlänge markierte noch Dienstbarkeit.

Komtesse klopfte ihrem Tier den Hals und sagte: „Goldfliege geht heute besser als je. Sie lümmelt aber im Zügel."

Ich riet der Komtesse, etwas zu parieren und den Gaul gut vorzutreiben mit Peitsche und Sporen.

„Bob," sprach sie, „ich weiß, daß ich nicht firm im Sattel bin. Wenn Sie an mir was auszusetzen haben, tun Sie's. Ich lerne gern."

„Gnädigste Komtesse müßten vielleicht gerader sitzen und die Ellbogen anlegen. Und ein Pferd wie Goldfliege, das gern stolpert, muß mehr zusammengenommen werden." Die Komtesse folgte sofort meinem Rat.

Ich blickte ihr ins Gesicht. Es blieb freundlich und rosig. Bei großen Herren — mein Gott, ich kenne sie, ich habe ihnen mein Leben lang gedient — bei großen Herren weiß man nie: wollen sie wirklich belehrt und getadelt sein oder durchaus gelobt, auch noch in ihren Fehlern?

Komtesse — scheint mir — will lernen. Voilà, da gibt's für mich zu tun. Ich freue mich. Ein ewiges stummes Hinterhertraben wäre mir verzweifelt fad gewesen. Wenn ich auch ein dicker, grobknochiger Stümper bin — so viel habe ich meinem Papa schon abgeguckt, daß ich eine Komtesse zur besten Reiterin im Lande machen kann.

Papa pflegte die Menschen in drei Klassen zu teilen: Adel — reiche Leute — und Intelligenz. Der Rest kommt nicht in Betracht, der geht auf den Fünfzigpfennigplatz. Am gefährlichsten ist die Intelligenz. Sie will überall eindringen, ohne was mitzubringen.

Mein Komteßchen kultiviert eine seltsame Art Freundschaft mit einem von der Intelligenz. Er ist Ingenieur und baut die Flügelbahn von Niederlahn nach Birnau. Heißt Eisenhut — oder so ähnlich. Wir reiten über Birnau und kürzen den Weg quer durch die Buchen, wo uns die Pferde so hübsch über die Baumwurzeln stolpern — immer einmal Ajax und zweimal die Gold-



fliege. Die Bahntrasse entlang geht's kilometerweit an Dämmen und Materialgräben. Wir weichen den Schwellen aus, die häuserhoch aufgeschichtet sind, und riskieren Hals und Beine über Rinnsale und Feldbahnschienen. Komteßchen guckt das alles mit einem Interesse an, als sollte ihr der erste Train den Märchenprinzen bringen. Vielleicht kommt's auch so. Sie ist verteufelt hübsch, meine Herrin.

Von weitem schon erspäht uns der Herr Ingenieur und stapft uns entgegen. Komtesse Mariella fragt und spricht und weist mit der Reitpeitsche dahin und dorthin. Der Ingenieur schiebt den Hut ein wenig aus der Stirn, um besser sehen zu können, und erklärt und berichtet — Gott weiß, was.

Ich beruhige Ajax, der zu Goldfliege möchte und nicht dahin darf. Ein Groom bleibt nicht in Hörweite, wenn die Herrschaft redet.

Komtesse ist jüngst sogar abgesessen. Der Ingenieur half ihr aus dem Sattel. Sie ging mit ihm und besah das neue Wächterhäuschen.

Er half ihr auch wieder aufs Pferd, als wir abritten — so geschickt wie ein wirklicher Herr.

Aber, aber, Herr Eisenhut, in einem Punkt haben Sie doch gefehlt: Sie öffneten die Zigarettentasche und boten mir ihren Inhalt an. Als ob ein Groom dürsten dürfte im Bereich der Augen seiner Herrin — dürsten nach Wasser, Wein oder Zigaretten. Oder hungern — sei's nach Brot oder . . .

Ich habe von meiner Mutter, der Gouvernante, ein verdammtes Erbe mitbekommen: die Bildung, Einbildung, den Hang zum Spintisieren. Die Bildung verhindert mich, Stallbuben und Kutscher zu Freunden zu haben. Die Einbildung läßt mich Märchen im Alltag sehen, und das Spintisieren macht mir das Herz schwer.

Als der gräflich Heimbachsche Viererzug auf unserer Schloßrampe hielt, da sagte der Stallbub: „Segen S', dös is der Bräutigam von der Komteß."

„An Katzendreck", raunte der andere Bub und pfiff durch die Zähne. „Den mag sie net."

Ich wandte ihnen den Rücken. Die vier Rappen besah ich mir, als sie nachher im Hof standen. Feudal gemachte Tiere, Russen mit flachen Schultern und steilen Kruppen. Das Schmißpferd könnte ein bißchen strammer sein.

Mich zog's nach dem Schloß. Ich ging hinter den Hecken hin und glaubte, ich müßte was sehen.

Gegen sieben, nach dem Diner, promenierte Mariella mit dem Grafen im Rondeau. Er ist groß und schlank, hat ein feines, elegantes Gesicht und läßt die Arme hängen. Er gefällt mir. — Mariella? Wenn sie mit Eisenhut an der Bahnstrecke spaziert, spielt der Morgensonnenschein auf ihrem Antlitz, ihr Mund lächelt, ihre Augen leuchten.

Ich muß dann, weiß der Himmel, ich muß an ein Nähmädel denken — die lächeln ganz so süß und ganz so albern. — Na, ein Nähmädel darf's tun. Aber eine Komtesse Rauen? Wie kann sie nur?

Ich hasse diesen Ingenieur.

* * *

Mein Vater war neugierig.

Als Komtesse heute morgen mit Eisenhut so lange sprach, da tat ich, als sehnten sich die Pferde, ein Maul voll Gras zu naschen, und ließ sie schrittweise näherkommen an die zwei.

Komtesse sagte: „Hier gibt's also eine ganz scharfe Kurve, Herr Ingenieur? Wie interessant!" — Sie haben's um einen halben Klang zu laut gesagt, Komtesse. Ich merkte: es war nur für mich so ins Gespräch geworfen.

Mariella redet jetzt immer mit mir. Allerlei. Das tut mir wohl. Ich bin den Umgang mit Aristokraten gewohnt und würde ihn schwer entbehren. Komteßchen redet aber mit mir wie mit einem Menschen, dessen Wohlwollen man sich sichern will, weil man ihn vielleicht einmal brauchen wird.

Graf Heimbach ist wiederum dagewesen. Ich wollte, es gelänge ihm. . . . Heimbach ist sehr reich, meine Herrschaft aber. . . . Man braucht nur Umschau in Stall und Remise zu halten. Verwelkte Pracht.

* * *

Der Sonnenstrahl irisiert auf Komtesse Mariellas Haar. Die Feder wippt auf dem Hut. Mariellas lässige Hand hält die Gerte. Ich reite hinter ihr her. Deutlich heben sich die Steppnähte auf dem braunroten Handschuh der Herrin ab. Eine schmale Aristokratenhand.

Wir reiten zu Fritz Eisenhut. Ein Zorn über so viel, so viel Mädchendummheit erfüllt mich. Ich bin nur zwei Jahre älter als sie und sehe so viel schärfer ins Leben. Mit achtzehn Jahren darf man nicht mehr kindisch sein, meine gnädigste Komtesse!

Tief und röchelnd höre ich Papa seufzen, und mein Herz zieht sich zusammen in bösem, furchtsamem Krampf. Haben Sie denn keinen Stolz, Komtesse, kein Standesgefühl? — „Wenn's wenigstens ein Vollblut wär . . ."

* * *

Als ich ein kleiner Junge war, auf dicken, wackligen Beinen, da hat mir meine Mutter ein Lied gesungen, ein Verslein: „Nun komm ich noch dreimal, dann nimmermehr."

Graf Heimbach war wiederum da. Als er wegfahren wollte, da spießten sich die Spitzenpferde — diesmal waren's Babolnaer Füchse. Die Hinterräder des Wagens streiften knirschend die Rampensäulen. Ich sprang herzu und packte an.

Die alte Exzellenz stand mit Komtesse auf der Treppe.

Als Graf Heimbach losfuhr, rief Exzellenz ihm nach: „Auf Wiedersehen! Komm recht bald zu uns herüber! Hörst du? Recht bald!"

Es war eine ungeschickte, verlegene Freundlichkeit des alten Herrn. Genau wie damals die Herzogin mit Fürst Albert sprach, als er um Prinzeßchen warb.

Komtesse Mariella schwieg. Sie stand neben der Exzellenz — steif, als wäre sie eine von Eisenhuts Visierstangen. Ich verstehe Eisenhut. In unser Komteßchen muß man sich verlieben. Ein so schönes, engelhaft süßes Wesen gibt's nicht noch einmal. Alle Kavaliere würden verrückt, wenn sie als Gräfin Heimbach in großer Toilette zum Rennen käme — in einem Kleid zum Beispiel, wie die Gräfin Nuschi Strehle es immer trug: lauter Spitzen und ein Geraschel bei jedem Schritt, als fiele der Regen auf Weizengarben. Wo's geknöpft war, hätten alle sieben Weisen Griechenlands nicht herausgebracht. Hinten und vorn egal glatt.

So möchte ich Komtesse Mariella sehen und beiseite stehen und ihren rehfarbenen, rosa gefütterten Mantel halten. Einen solchen Mantel hatte die Erzherzogin Antonie Christine.

Für Fritz Eisenhut aus dem Kreis fallen? Für den schäbigen Ingenieur, den Erdgraber sich das Genick abstoßen? Ein geflügeltes Rad gegen eine neunzinkige Krone tauschen? Pfui Teufel!

* * *



An der Waldecke habe ich eine Stunde stehen müssen — mit den Pferden an der Hand, Goldfliege und Ajax.

Komtesse war abgesessen und wollte Brombeeren pflücken. Die Pferde wehrten sich die Fliegen ab und rissen mich herum und rupften Gras.

Ich ließ sie rupfen. Wenn so was Gutes ihnen vor der Nase wächst? Hingen an den Büschen Kaviar- und Lachsbrötchen, wie's in den Büfetten auf den Rennplätzen gegeben hat — ich griffe ebenso eifrig zu. Und meine armen Tiere müssen Heu essen und ich die Kost am Tisch der zweiten Dienerschaft.

Komtesse Mariella kam endlich wieder und brachte einen Zweig mit sieben grünblauen Beeren.

„Ist das nicht hübsch, Bob?" fragte sie mit einem scheuen Lächeln.

Wir ritten ein Weilchen schweigend im Schritt. Ich würgte stumm an meiner Wut. Da winkte sie mich heran.

„Sagen Sie, Bob, warum sind Sie traurig? Gefällt es Ihnen nicht bei uns?" — Das war wieder die Beflissenheit, sich jeden, auch den Unbedeutendsten, zum Freund zu machen.

Ich war schwer gereizt. Herrgottsakrament! Ein so wunder-, wunderschönes Komteßchen sollt es doch nicht nötig haben, dem Groom zu schmeicheln, damit er gut Freund mit ihr bleibe.

„Halten zu Gnaden, Komtesse, es gefällt mir hier sehr gut. Wenn ich manchmal traurig bin, so ist's um . . . um meinen Vater."

Da fragte die Komtesse um Papa. Und ich höre wieder seinen Todesseufzer, und plötzlich bemerke ich eine Analogie zwischen den Umständen, wie er starb, und wie die Komtesse ihr Leben einrichten will.

Ich bezwang mich und weinte nicht. Aber ich sprach erregt: „Papa hat mich so erzogen, gnädigste Komtesse, daß ich mich nur in der Nähe großer Herren wohl fühle. Ich bin lieber ihr Diener als der Herr unter bürgerlichen Leuten."

Komteßchen wandte den Blick ab, und ihr Gesichtchen ward weiß und spitzig. In mir aber tobte es — Grimm, Mitleid und Grausamkeit auf einmal.

„Alle Menschen sind gleich", sagte die Komtesse — so leise, daß ihres Pferdes Hufschlag die Worte fast zermalmte

„Nein, Komtesse. Halten zu Gnaden: Nein. Nicht einmal Tier und Tier ist gleich. Meinen Vater hat ein Pferd umgebracht. Täglich ritt er das edelste Vollblut — eines Morgens hatte er bizarre Launen. Ein Pferd stand da im Stall, die Kathi. Sie war so ordinär wie ihr Name. Der Herzog hatte sie gekauft, weil er Eigenschaften in ihr vermutete, wie sie Lippspringe hatte, die Siegerin im Distanzritt Wien-Berlin. Komtesse werden sich daran nicht erinnern. Eigenschaften, die kein Pedrigee belegt. — Kathi war keine Lippspringe. Sie war häßlich, hochbeinig und bösartig. Dieses ordinäre Tier warf meinen Vater ab und trat ihn mit dem Huf tot. Als man ihn vom Rasen aufnahm — die Schläfen bluteten, der Schädel war gebrochen — o, gnädigste Komtesse . . . Er lebte noch eine halbe Stunde. Kathi war irgendwohin weggerast. Man fing sie ein und führte sie in den Stall. An unsern Fenstern vorbei. Sie sah mit runden, bösen Augen in die Stube, wo ihr Opfer lag.

„Da seufzte mein Vater auf und flüsterte: ‚Wenn's . . . wenigstens ein Vollblut gewesen wär . . .'

„Eine bittere Klage, gnädigste Komtesse. Und wenn's leichter ist, den Tod von . . . von einem Vollblut zu erleiden, wie sollt es nicht leichter sein, das Leben zu ertragen . . . von . . . mit . . . neben . . . Mensch und Tier sind darin gleich, halten zu Gnaden. Was edel gezüchtet ist, läuft anders, denkt anders, trägt höher den Kopf. Ich hab mein Leben unter den Herren verbracht, und ich . . . ich sag wie mein Papa: lieber zugrunde gehen als niedersteigen. — Durchlaucht hat die Kathi im Zorn erschossen."

„Galopp!" rief die Komtesse.

* * *

Fünf Tage sind wir nicht mehr ausgeritten. Gestern ging Fritz Eisenhut hier vorüber. Vergebens. Komtesse Mariella sah ihn nicht. Graf Heimbach war bei uns und blieb bis spät in die Nacht.

Herrgott — warum heul ich denn?

Schöne Frauen und ihre Maler.

Hierzu die Abbildung auf Seite 1847

Wenn in Venedig auf den großen internationalen Kunstausstellungen in den Giardini pubblici ein elegantes Damenporträt erscheint, in dem der Italiener eine seiner ungezählten aristokratischen Beautés erkennt, so bildet das in der großen Gesellschaft die ganze Saison über das Tagesgespräch. Die erste Frage, die man beim Eintritt in die Ausstellung hört, ist: „Wo hängt die Fürstin Y?" — „In welchem Saal finde ich das Porträt der Gräfin Z?" Und man beeilt sich, die Räume zu betreten, wo diese Sensationen auf ihr Publikum warten. Der Italiener huldigt eben der Schönheit, wo er ihr begegnet, mit rückhaltloser Hingabe und Zustimmung. — Kommt man dann in die Sala del Piemonte, den Saal der Piemontesen, so wird man durch den Anblick einer gestikulierenden, medisierenden und bewundernden Menge gefangen genommen. Sie steht vor dem Bildnis der Comtessa Mito Minotto, das Giacomo Grosso, der rühmlich bekannte Turiner Akademieprofessor, gemalt hat. Ist das nicht derselbe Grosso, an dessen Bild „Die letzte Zusammenkunft" sich im Jahr 1895 an derselben Stelle ein so ungeheurer Skandal knüpfte? Gewisse Kreise sahen damals durch den darin dargestellten „Don Juan in der Kirche" die Moral ernstlich gefährdet. Die Folge davon war, daß ein beherzter Amerikaner das umstrittene Bild für 100 000 Lire ankaufte. In dem von uns hier reproduzierten Porträt der Gräfin Minotto ist der



Professor Giacomo Grosso.

Comtessa Minotto. Nach dem Gemälde von Professor Giacomo Grosso.



Turiner Maler wieder ganz in seinem eigentlichen Fahrwasser: er preist mit beredtem Pinsel das würdigste Objekt, die Frauenschönheit. Und zwar hat es ihn diesmal besonders gereizt, ein großes Repräsentationstück, ein Bildnis in großer Balltoilette, zu schaffen. Die mannigfachen breitfließenden Seidenstoffe geben Grosso hier Gelegenheit, sein hervorragendes technisches Können von der besten Seite zu zeigen. Sie verleihen dem Menschlichen in dem Bild eine reiche Folie, ohne aufdringlich zu sein. Am Ende ist der träumerische Kopf mit den hochfrisierten schwarzen Haaren doch die Hauptsache. Dort ist das Leben konzentriert.

Entenjagden in Spanien.

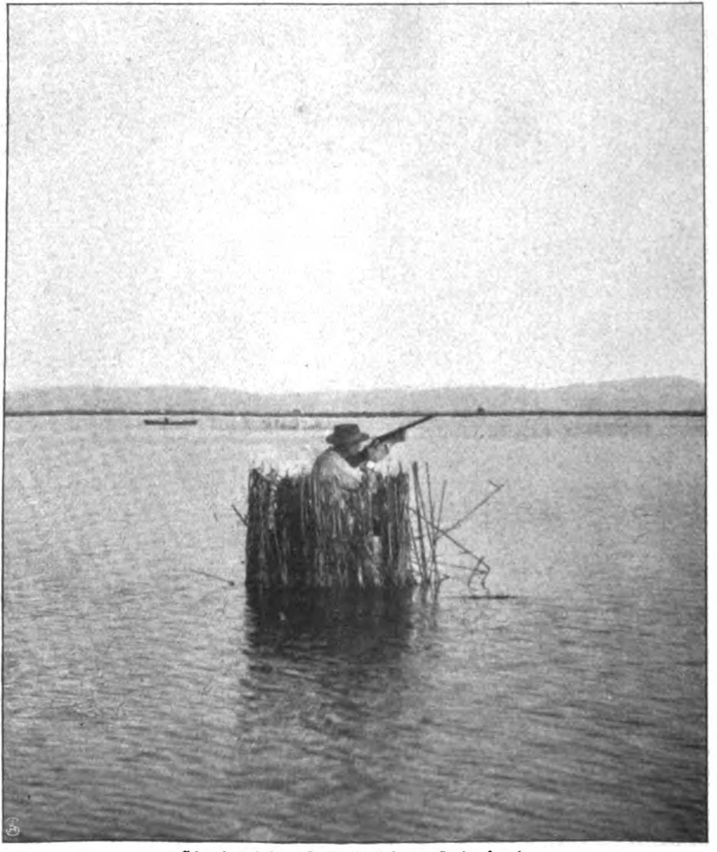
Von Louis de Zaporta. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen von Campua.

„Wer am Wasser wohnt, verhungert nicht", so etwa lautet ein spanisches Sprichwort, das sich allerdings nur dann bewahrheitet, wenn man die Chancen wohl zu nützen weiß, die uns das Element zum Leben bietet.

„Gebt mir ein Boot und eine Flinte mit der nötigen Munition, so sollen die Zechinen bald wieder in meinem Beutel sein, die ich im Laufe des Sommers bei Stiergefechten in Madrid verwettete!" Dies etwa war der Weisheit letzter Schluß meines Freundes Pedro, dessen geradezu fabelhaftes Pech im Spiel so bekannt ist wie sein Glück bei schönen Frauen und seine phänomenale Treffsicherheit im Schießen. Was war da anderes zu tun, als den guten Jungen für einige Zeit aus diesem Milieu zu entführen. Fern von Madrid sollte er mir schon wieder genesen, und da die Entenjagden in der Umgegend von Valencia gerade begonnen haben, möge er mein Gast sein; in El Palmar, dem auf der ganzen Halbinsel bekannten Dorado der spanischen Jäger, geht es gerade jetzt, in dieser Jahreszeit, lustig zu.

Südlich von Valencia del Cid befindet sich ein großer See, der mit dem Mittelmeer durch einen schmalen Kanal verbunden ist. Dort fallen um die Herbstzeit ungezählte Scharen von Wildenten und anderem Wassergeflügel ein, und wer ein sicherer Schütze auf das flinke Flugwild ist, der kann in einer Saison ganz ansehnliche Strecken erzielen; zwar sind die Preise für Enten hierzulande nicht gerade hoch, jedoch wer gute Abnehmer hat, zu denen die zahlreichen Klöster zu rechnen sind, der hat wohl Pulver und Sportgenuß umsonst, auch noch ein kleines Taschengeld dazu und dann noch allerlei . . . Auf nach Valencia! Wir fahren durch den „Garten Spaniens", vorbei an den eigenartigen Bewässerungsanlagen, die das fleißige Landvolk seit Jahrhunderten ständig weiter vervollkommnet, um den Reisbau immer noch erfolgreicher zu gestalten. Maisfelder dehnen sich auf den höher gelegenen Flächen aus, und Wein, Orangen, Zitronen und Oliven reifen in den zahlreichen Huertas, die vielfach drei- bis vierfache Ernten bringen. Ueberall sammeln wir neue Eindrücke, wir sehen die Bevölkerung emsig bei der Arbeit, und doch lebt sie in gedrückter Lage, und die Auswanderung, speziell nach Südamerika, lichtet ihre Reihen. Eine verständige Aufklärung täte hier sehr not, aber die Schule versagt leider gänzlich, sind doch über fünfzig vom Hundert der Bewohner in diesen gesegneten Himmelstrichen Analphabeten, und wonniger Einfalt kann man hier allerorten begegnen, speziell am See Albufera, wohin uns, fast bis zum Ziel der Reise, das wenig flüchtige Dampfroß bringt.

Bald sind wir in El Palmar. Weit dehnt sich die Lagune vor unseren staunenden Augen aus, die das Unabsehbare kaum zu fassen vermögen; sind sie doch nicht an diese unendlichen Flächen gewöhnt, über denen hoch in den Lüften ein Seeadler seine weiten Kreise zieht. Zwei Flüsse begrenzen unser Jagdgebiet, der Turia, auch Guadalaviar genannt, und der Jucar, so daß es bei der Zahl der alljährlich hier zusammenkommenden Sportsfreunde fast klein zu nennen ist, und trotzdem kennt man den Jagdneid noch nicht, weil jeder Jäger hier zu seinem Rechte kommt.



Standort im Faß bei der Entenjagd.

Palmar, ein Fischerdorf wie viele der Gegend, zeichnet sich vor seinen Nachbarorten Saler und El Parello durch nichts aus, vielleicht sind die beiden genannten Nester sogar noch lebhafter,

Standort für mehrere Schützen.



Entenjagden in Spanien: Ein Ausflug im Boot.

trotzdem soll El Palmar, wie im Vorjahr, auch diesmal unser Wohnort sein. Hier wie dort und überall in der Gegend haben die biederen armen Leute, in deren Adern maurisches Blut fast noch unvermischt rollt, als einzigen Schmuck ihrer Hütten zum Empfang der Gäste nur Flaggen in allen Farben an langen Stöcken aufgezogen, die bei dem fast ständig wehenden Seewind lustig gegen die Stangen knattern. Und doch habe ich für meine Jagdfreunde noch eine Ueberraschung in petto, die besonders Don Pedro, den Lebensfrohen, für vieles, das er hier entbehren muß, reichlich entschädigen soll; birgt doch unsere Hütte, die uns für Wochen aufnimmt, ein Juwel, und die jugendliche Tochter des Hauses, von madonnenhafter Schönheit umstrahlt, fesselt denn auch auf den ersten Blick den Helden vieler Abenteuer und zwingt ihn in ihren Bann!

Zunächst gilt es nun, sich häuslich einzurichten; Komfort kennt man hier noch nicht, doch bescheidet sich der brave Jäger gern, und es hat seinen eigenen Reiz, fernab von jeder Kultur nur auf sich allein und sein Können angewiesen zu sein. Wie wertvoll ist in solchen Situationen ein Freund, der nicht murrt, und der sich zu helfen weiß, der aber auch so zu kochen versteht wie Don Pedro — der elegante Kavalier! Denn, offen gestanden, Graziella ahnt von den Finessen der Kochkunst nichts, und da sie keine Haushaltung zu führen hat, weil etwas, das man so nennen könnte, unter dem sturmzerzausten Schilfdach ihrer Hütte nicht nötig ist, so hat sie in dieser Kunst seit meiner letzten Anwesenheit nichts zugelernt. O Graziella, holde Taube, selbst deine Lumpen erkenne ich wieder, nur daß sie noch weniger deine Reize verhüllen als früher.

Nun, wir haben eine kupferne Pfanne mitgebracht, auch einen großen Kessel, Butter ist billig zu haben, und Wasser — zum Spülen — ringsum. Was wollen wir mehr? Die Enten schießen wir uns schon, und der Aal gedeiht im Albuferasee zu ganz beträchtlicher Größe; wollen wir dann einmal Abwechslung haben, so soll uns das nationale Reisgericht, die Puella, schmackhaft zubereitet, auch noch munden. Wer kennt da Nahrungsorgen — ist die Weinkiste nur gut verschlossen!

Und die Jägerfreuden beginnen. Allmorgendlich, noch ehe das Frührot am Firmament den Beginn des neuen Tages anzeigt, besteigen wir, vermummt und bis an die Zähne, das heißt mit je zwei Flinten, bewaffnet, den flachen Kahn; ein bis an den Rand gefüllter Patronenbeutel ruht auf unsern Knien, und Graziellas Vater, der Ruder, Segel und Stange mit Meisterschaft zu führen versteht, stakt uns durch die schmalen Kanäle zum See. Hier treffen wir noch vor dem Morgengrauen ein und beziehen möglichst geräuschlos den jeweils wechselnden Stand, der sich nach der Windrichtung das eine Mal rings von Wasser umgeben in einer mit Schilf verkleideten Tonne, die auf Pfählen ruht, befindet oder auf einer schmalen Landzunge gewählt wird, so wie es die Wetterlage gerade erfordert. Lautlos legt unser wackerer Schiffer rings um uns die aus Kork gefertigten Lockenten aus; eine abgerichtete, zahm gewordene Wildente wird gleichfalls in nächster Nähe verankert, und, leise wie er gekommen, gleitet unser Gastgeber über die dunkle Flut zurück in den Schutz des Kanals, wo er Posto faßt, bis er die erlegten Enten nach beendeter Jagd mit vieler Umsicht aufsammeln muß.



Die Jäger mit ihrer Beute.



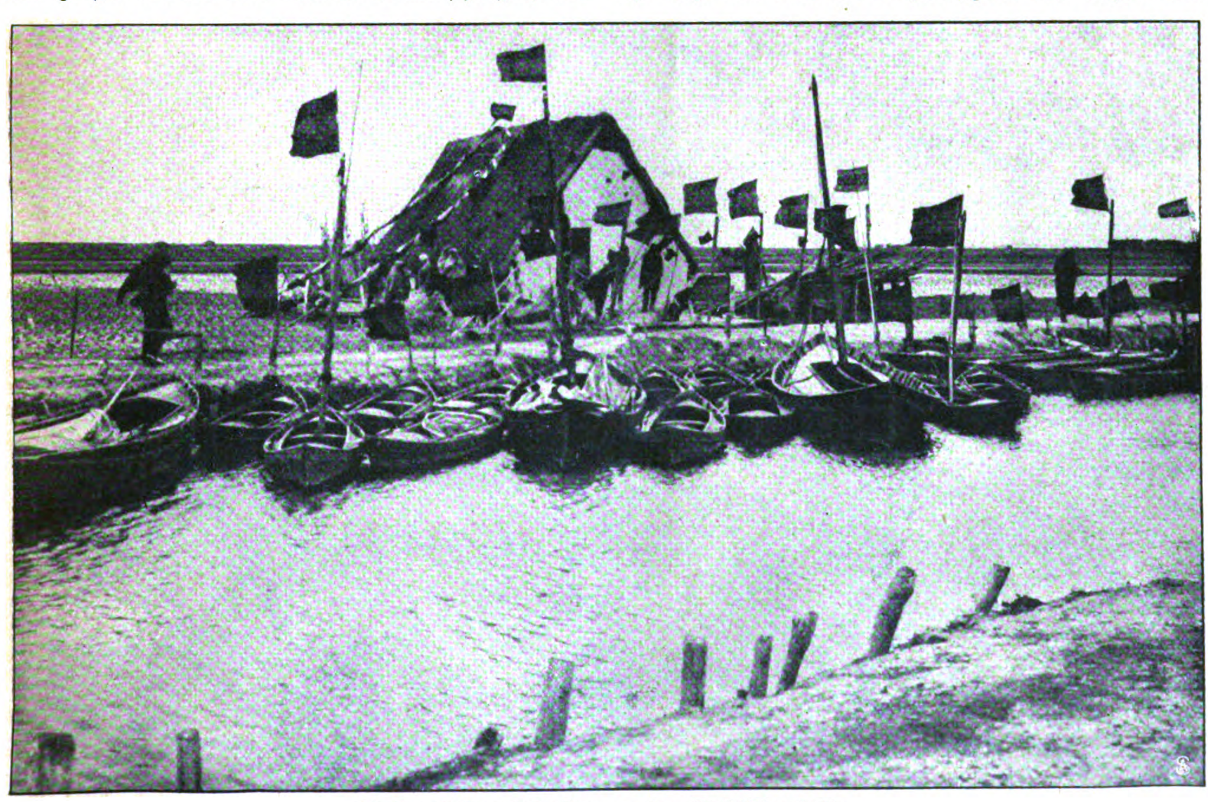
Flachboot zum Einsammeln der erlegten Enten.

Heller wird's ringsum, schon kann man das weiße Korn zwischen den beiden Flintenläufen deutlich erkennen, doch der Frühnebel, der noch auf der dunklen Wasserfläche ruht, ist zu dicht, um weiter als auf wenige Schritte die Gegenstände scharf unterscheiden zu



Eine improvisierte Vespermahlzeit.

können. Da plötzlich erscheinen, auf unsere Enten zuschwimmend, zahlreiche dunkle Punkte, die immer größer und größer werden und uns im Nebel schließlich den Umfang einer Gans vortäuschen — die Enten! Wir können warten, nein, wir müssen es hier sogar, denn ehe nicht das verabredete Hornsignal den Beginn der



Treffpunkt der Entenjäger an der Einschiffungstelle.

Jagd für alle Schützen gibt, wäre es gegen alle hier geltenden Jägersitten verstoßend, eigenmächtig die Schlacht zu beginnen. Näher heran können wir uns die scheuen Tiere aber trotz alledem schon zaubern, und so tritt die lebende Lockente in Aktion, die auf einen kurzen Ruck an ihrer Fessel ihren eigenartigen Lockton abgibt. „Grö, grö", antwortet es von dort her, wo die „riesigen" Vögel auf dem Wasser schaukeln. Nicht einmal Enten, nur Bläßhühner sind es, und der Nebel nasführte uns wieder einmal, oder die erregte Phantasie spielte uns den Streich — gut, daß wir den Schuß so fest im Laufe sitzen lassen können!

Während wir über diesen Spuk noch nachgrübeln, wird es langsam Tag.

Da hallt auch schon der Hornruf über das Wasser, und mit einem in der Ferne dumpf dröhnenden Schuß kommt Leben in das grau in grau schillernde Bild. Flügelschwirrend stiebt der erste Schoof Enten über uns dahin, donnernd senden wir ihm unsere bleiernen Grüße nach, die Luft über uns ist dunkel von den hin und her streichenden Schwärmen all der Tausende geängstigter Wasservögel, die jetzt deutlicher wahrzunehmen sind, da durch die Kanonade der Nebel zerreißt, den nun ein schärfer einsetzender Morgenwind, in Fetzen zerpflückt, vor sich her trägt.

Wir machen eine Feuerpause, denn schon beginnen die Läufe der beiden mitgeführten Flinten heiß zu werden. Regungslos hocken wir in unserer Tonne, die Bucht, in der wir Platz fanden, wird zum stillen Winkel.

Rings lauert Tod und Verderben, hier scheint es sich von dem rastlosen Flug ausruhen zu lassen, so denken die harmlosen Geschöpfe, und klatschend fällt der erste Schoof bei unsern Korkenten ein, bald folgt ihm der zweite, nun sausen und surren dicht über uns fort die müden Vögel in dichten Scharen hernieder.

Die vier kurz hintereinander abgegebenen Schüsse genügen uns; ein Zeichen ruft den wartenden Fährmann herbei, der uns Vorwürfe macht, daß wir den so günstigen Augenblick nicht energisch genug wahrgenommen haben, doch wir sind es zufrieden. Hahn in Ruh!

Bald läßt auf allen Ständen der Eifer nach, und auch Don Pedro wartet bereits auf unser Kommen. Auch heute hat er uns geschlagen, noch hält er seinen Rekord — mehr Enten als leere Patronenhülsen, und heimwärts trägt uns das leichte Boot.

Wilder Wein.

Blut des Herbstes, roter Wein,
Brennest wieder am Geländer,
Schleuderst über Flur und Rain
Zaubrisch deine Purpurbänder!

Blut des Herbstes, wilder Wein,
Flammst ums Haus mit Liebeswerben,
Mahnst zu letztem Seligsein
Vor dem nahen, großen Sterben ...

Julia Virginia.

* * *

Bilder aus aller Welt.

In dem freundlichen Städtchen Dobrilugk an der Berlin-Dresdner Bahn wurde dieser Tage die alte Ortskirche, die gründlich renoviert worden war, von neuem eingeweiht. An der Feier nahm der Prinz Friedrich Leopold von Preußen teil.

Kürzlich feierte das freiadlige evangelische Stift „Wallenstein" in Fulda sein 150jähriges Jubiläum. Der Kaiser, ein treuer Gönner des verdienstreichen Hauses, schenkte dem Stift aus diesem Anlaß einen reich in Gold und Edelsteinen ge-



Prinz Friedrich Leopold von Preußen (×) nach dem Festgottesdienst.
Von der feierlichen Einweihung der renovierten Kirche in Dobrilugk.



Phot. Diel.
Von links nach rechts: Stehend: Landrat v. Schwertzell, Gräfin Vitzthum, Stiftsdirektor Frhr. v. Riedesel, Aebtissin Freiin v. Hammerstein-Ecquord, Oberpräsident Hengstenberg, Gräfin Münster, Oberin v. Krosigk. Sitzend: Hofstaatsdame Frl. v. Gersdorff, Gräfin v. d. Schulenburg. Dechantin Freiin v. Wechmar, Freiin Riedesel zu Eisenbach.

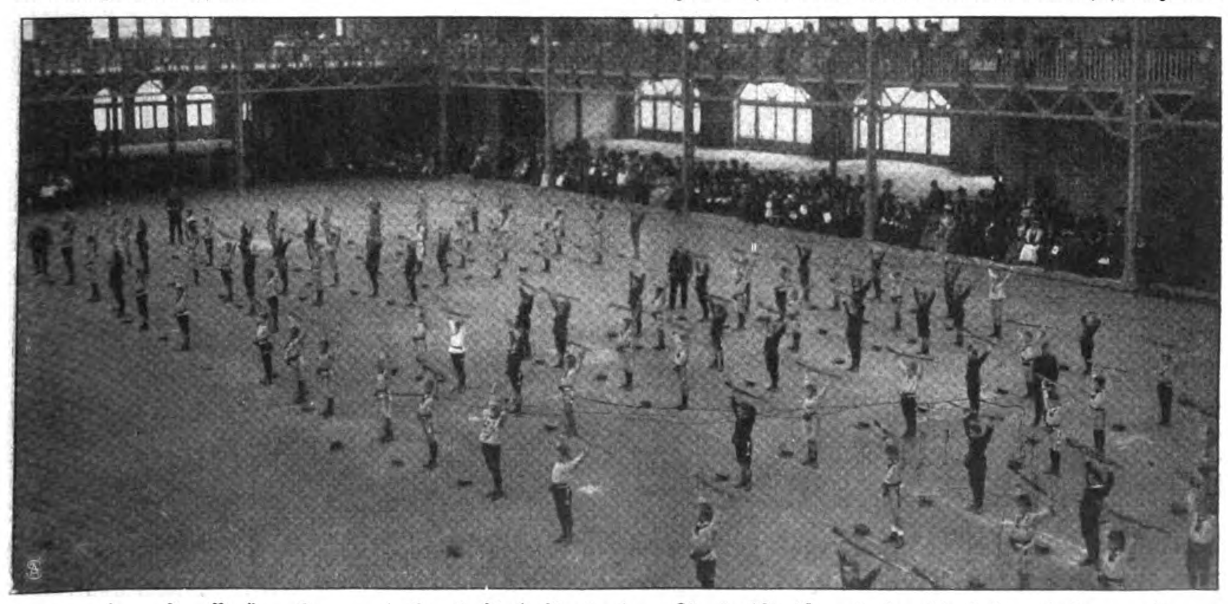
Von der Feier des 150jährigen Bestehens des freiadeligen Stiftes „Wallenstein“ zu Fulda.

arbeiteten Aebtissinnenstab, den der Oberpräsident von Hessen-Nassau Hengstenberg im feierlichen Jubiläumskonvent als Vertreter des Kaisers den Stiftsdamen überreichte.

Die Riesenhallen am Zoologischen Garten in Berlin sahen dieser Tage ein reizendes Schauspiel: die strammen und präzisen militärischen Uebungen von 120 frischen Knaben, den Zöglingen der „Ersten Berliner Turn- und Exerzierschule für Knaben besserer Stände“, deren hier abgehaltene Herbstprüfung von neuem bewies, wie erfolgreich diese Anstalt ihren lobenswerten Zielen nachstrebt.

Die Berliner Liedertafel beging vom 9. bis zum 11. Oktober durch eine Reihe froher Feste ihr 25jähriges Jubiläum. Der Verein wurde seit seiner Gründung von seinem jetzigen Ehrenchormeister, dem Berliner städtischen Lehrer Adolf Zander, geleitet. Jetzt steht Chormeister Franz Wagner an der Spitze des mächtigen Sängerbundes. Sowohl Zander als Wagner waren während der Feier der Gegenstand vieler herzlicher Ehrungen, die sie sich durch ihre erfolgreiche Tätigkeit für die deutsche Sangeskunst redlich verdient haben.

Frl. Ruth von Wedel, eine talentierte und hoffnungsvolle



Von der ersten Berliner Turn- und Exerzierschule für Knaben: Die Herbstprüfung in den Ausstellungshallen am Zoo.



Geh. Archivrat Prof. F. Wolff,
trat in den Ruhestand.



Geheimer Reg.-Rat Haas,
Präsident der II. Kammer u. Vorsitz. der Landwirtschaftskammer im Großherzogtum Hessen. Zur Feier seines 70. Geburtstages.



Ruth v. Wedel,
debütierte als „Goldene Eva" im Metzer Sommertheater.



Adolf Zander,
Ehrenchormeist.r der „Liedertafel".



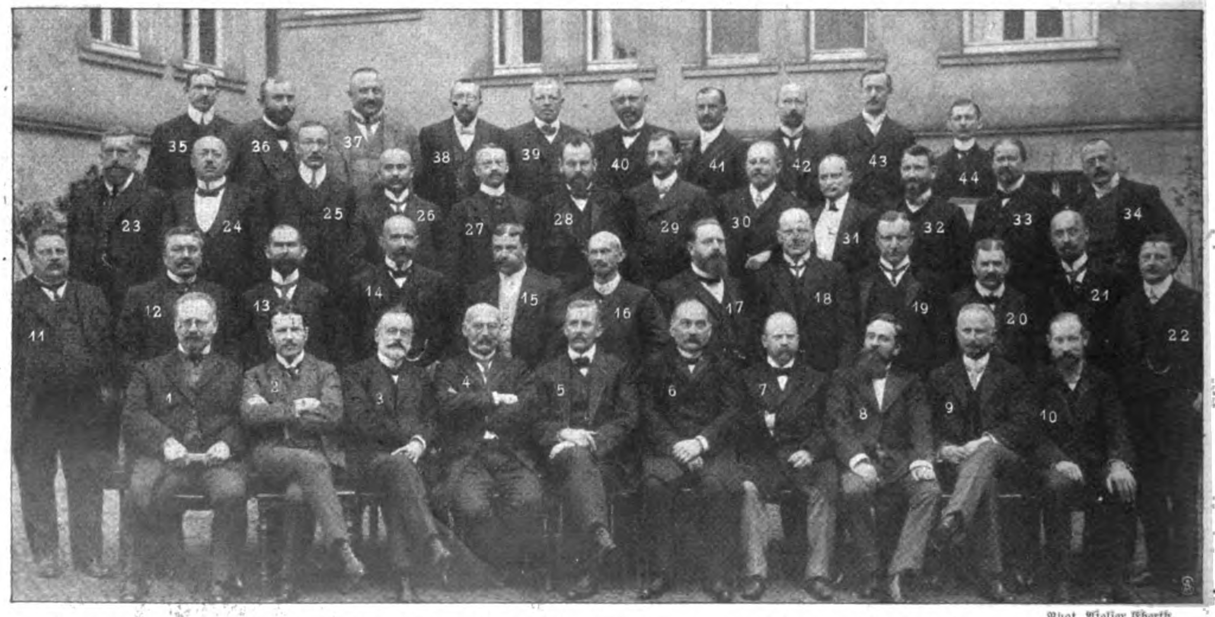
Franz Wagner,
Chormeister der „Liedertafel". Zum 25jährigen Jubiläum der „Berliner Liedertafel".

junge Schauspielerin, die für die kommende Saison dem Meininger Hoftheater verpflichtet ist, hat vor einigen Wochen im Sommertheater in Metz ein höchst erfolgreiches Debüt absolviert. Sie gab die Titelrolle in Schönthans „Goldener Eva" und Goethes Gretchen mit gleich großem Erfolg.

In Kassel tagte vor kurzem die Jahresversammlung der Vereinigung süddeutscher Lungenheilanstaltsärzte. Der Kongreß war von namhaften Spezialärzten sehr gut besucht, und seine interessanten Verhandlungen waren für das deutsche Heilstättenwesen von besonderer Bedeutung und großem Nutzen.

Der um die Geschichtsforschung in den Reichslanden hochverdiente Kaiserliche Konservator der geschichtlichen Denkmäler in Elsaß-Lothringen Geh. Archivrat Prof. F. Wolff ist aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand getreten. Er ist der Schöpfer des Straßburger Denkmalarchivs, eines für alle ähnlichen Anstalten vorbildlichen Instituts.

Am 26. Oktober begeht der Präsident der zweiten hessischen Kammer Geheimrat Haas, der Generalsekretär des Reichsverbands der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften und Vorsitzende mehrerer anderer landwirtschaftlicher Verbände, seinen 70. Geburtstag. Die deutsche Landwirtschaft feiert an diesem Tage in Haas einen ihrer tüchtigsten Vorkämpfer.



Phot. Atelier Eberth.

1. Dr. F. Wehmer. 2. Prof. Römer. 3. Sanitätsrat Peters. 4. Prof. Meißen. 5. Prof. Bauer. 6. Sanitätsrat Dr. Nahm. 7. Prof. Saugmann. 8. Dr. Pichinger. 9. Dr. Philippi. 10. Dr. Schröder. 11. Dr. Schmidt. 12. Dr. Lips. 13. Dr. Litzner. 14. Dr. Schüler. 15. Chefarzt Koch. 16. Dr. Scheel. 17 Direktor Dr. Curchmann. 18. Dr. Albert 19. Dr. Rumpf. 20. Dr. Röpke. 21. Dr. Kärmer. 22. Dr. Stöhr 23. Dr. Schrader. 24. Dr. Busch. 25. Chefarzt Ulrici. 26. Dr. Koppert. 27. Dr. Gumprecht. 28. Prof. Dr Kraft. 29. Dr. Pfichter. 30. Dr. Lipp. 31. Dr. Liebe. 32. Dr. Scheerer. 33 Dr. Meder. 34. Dr. Wittich. 35. Dr. Benöhr. 36. Dr. Schulze. 37. Dr. Schütz. 38. Dr. Willers. 39. Dr. Nienhaus. 40. Sanitätsrat Lucius Spengler. 41. Dr. Pigger. 42. Dr. Sell. 43. Dr. Farßner. 44. Dr. Taus.

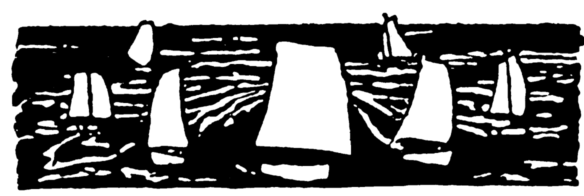
Von der Jahresversammlung der Vereinigung süddeutscher Lungenheilanstaltsärzte in Kassel.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 44. Berlin, den 30. Oktober 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 44.



Die sieben Tage der Woche.

21. Oktober.

Das serbische Kabinett Novakowitsch reicht seine Demission ein.

Das spanische Kabinett Maura weicht den heftigen Angriffen der parlamentarischen Opposition und demissioniert. Der Liberale Moret (Portr. S. 1863) wird mit der Bildung des neuen Ministeriums betraut.

Bei den Landtagswahlen in Sachsen erobern die Sozialdemokraten im ersten Wahlgang eine große Anzahl Mandate und bringen in fast allen andern Bezirken ihre Kandidaten in die Stichwahl. Auch die Landtagswahlen in Baden enden mit sozialdemokratischen Erfolgen.

Im Mansfelder Bergrevier kommt es zu heftigen Ausschreitungen streikender Bergleute gegen Arbeitswillige.

22. Oktober.

In das Mansfelder Ausstandsgebiet wird aus Magdeburg und Halle Militär entsandt.

Im dänischen Folkething wird ein Mißtrauensvotum gegen das Kabinett Holstein angenommen, worauf der Ministerpräsident die Demission des Ministeriums zur Kenntnis bringt.

Im englischen Unterhause bringt Schatzkanzler Lloyd George das revidierte Steuerprogramm der Regierung ein.

23. Oktober.

Kaiser Nikolaus von Rußland trifft nach einer langen Fahrt durch Deutschland und Frankreich zum Besuch des italienischen Königspaares in Racconigi ein, wo die eingehendsten und strengsten Maßregeln zu seinem Schutze getroffen sind.

Das Haager Schiedsgericht entscheidet den schwedisch-norwegischen Grenzstreit dahin, daß der von Norwegen beanspruchte Fischgrund Grisbadarne Schweden und der Grund Skjoette Norwegen zugesprochen wird.

24. Oktober.

Der spanische Ministerrat beschließt, den weiteren Vormarsch der in Marokko operierenden Armee einzustellen.

Der montenegrinische Hafen Antivari wird feierlichst als Freihafen eröffnet. Dabei kommt es zu Demonstrationen gegen Oesterreich.

Bei dem Galadiner in Racconigi tauschen der Zar und König Viktor Emanuel bedeutungsvolle Trinksprüche aus, in denen die politische Annäherung zwischen Rußland und Italien betont wird.

25. Oktober.

In Serbien wird ein aus beiden radikalen Parteien zusammengesetztes Ministerium unter dem Vorsitz von Pasitsch gebildet.

In Tsingtau wird die deutsche Hochschule für Chinesen eröffnet.

König Ferdinand von Bulgarien trifft in Krusevatsch mit dem serbischen Thronfolger zusammen.

Zar Nikolaus verläßt Italien.

26. Oktober.

Der japanische Staatsmann Fürst Ito (Portr. S. 1864) wird in Charbin von einem Koreaner ermordet.

In London schließen die Reeder Englands, Deutschlands und der anderen europäischen Länder einen Bund zum Schutz gegen ungerechtfertigte Streiks.

27. Oktober.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß der Generalissimus Schefket Pascha die Truppenkommandanten aufgefordert hat, aus dem Komitee für Einheit und Fortschritt auszutreten.

ooo

Dämmerzustände.

Von Medizinalrat Dr. Leppmann.

Wenn die Nachricht durch die Zeitungen geht, daß wieder einmal eine schwere Bluttat ungesühnt bleiben muß, weil der Täter die Tat in einem Zustand von krankhafter Störung seiner Geistestätigkeit begangen hat, durch den seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war, so hat man den Eindruck, daß ein Gefühl des Schauers und Entsetzens durch das Volk geht. Dieses Gefühl übertäubt nicht nur das Mitgefühl für das Opfer des Verbrechens, nein, auch jede Spur von Mitleid für den Unglücklichen, der gleichsam nur das mechanische Werkzeug der Tat war, einer Tat, die in der Regel ohne jeden greifbaren Zweck und unabhängig von jedem, selbst in verbrecherischem Sinn vernünftigen Erwägen begangen wurde. Es ist das Unbehagliche des Drohens eines Unheils, vor dem man sich nicht schützen kann, das die Seelen der Menschen eine Zeitlang beherrscht, bis andere Tagesereignisse den Druck verscheuchen.

Besonders unheimlich wird aber dieses Gefühl der unsicheren Furcht, wenn eine Gerichtsverhandlung Kunde davon bringt, daß es Menschen gibt, die für gewöhnlich nicht geistig umnachtet zu sein brauchen, die aber zeitweilig dem Bewußtsein ihres eigenen Ichs so entrückt sind, daß sie schwere Schädigungen an Leben, Gesundheit und Eigentum hervorbringen können, ohne daß sie zur Zeit der Tat wissen, was sie tun, und die dann wieder nach kurzer Zeit so klar werden, daß man sie als Geisteskranke im engeren Wortsinn nicht bezeichnen kann.



Man nennt die Zustände, um die es sich dann handelt, in Wissenschaft und Praxis „Dämmerzustände". Wenn auch dieses Wort dem allgemeinen Sprachgebrauch mit der Zeit geläufig geworden ist, so gibt es gewiß viele, die gern darüber belehrt sein möchten, was sie sich darunter vorzustellen haben, und es ist meiner Ueberzeugung nach Pflicht der Wissenschaft, die Ergebnisse ihrer Forschungen auch auf einem derartigen Gebiet möglichst dem allgemeinen Verständnis näher zu bringen, selbst auf die Gefahr hin, daß hier und da ein Hypochonder, der von derartigen seltsamen Zuständen liest, in selbstquälerischer Einbildungskraft zu seinen übrigen Krankheitsvorstellungen noch die gesellt, er drohe in einen Dämmerzustand zu verfallen.

Bei der Erläuterung dieser Zustände möchte ich vor allem eine Erfahrungstatsache anführen, die bei der Schätzung der Gefahr, die aus den Dämmerzuständen der Allgemeinheit droht, doch recht wesentlich in Betracht kommt, eine Erfahrungstatsache, die sowohl der eigenen langjährigen gerichtsärztlichen Praxis als auch dem Studium der einschlägigen Literatur entspringt, und die dahin lautet: Echte Dämmerzustände sind im Vergleich zu den sonstigen vielartigen Störungen der Geistestätigkeit, an denen unsere nervöse Zeit krankt, selten. Sie kommen auch nicht so häufig, wie man in der Regel annimmt, als Strafausschließungsgrund in Betracht, und manche Einstellung eines Strafverfahrens auf Grund anderer seelischer Abweichungen wird in der Tagespresse, der die näheren Umstände eines nicht zur Hauptverhandlung gediehenen Strafprozesses schwerer zugänglich sind, auf das Konto eines Dämmerzustandes gesetzt.

Zweitens wird betont werden müssen, daß derartige Zustände gewöhnlich nicht als erste Anzeichen eines seelisch gestörten Gleichgewichts sich zeigen, und daß manches Unglück vielleicht hätte verhütet werden können, wenn der Mechanismus der Entstehung krankhafter Seelenstörungen in weiteren Kreisen mehr Verständnis fände wie bisher.

Die Krankheit, bei der Dämmerzustände vorkommen können, und deren Nachweis für einen Teil maßgeblicher Irrenärzte zur Diagnose des Dämmerzustandes unerläßlich ist, ist die Epilepsie, jenes Nervenleiden, das einhergeht mit Anfällen völliger Bewußtlosigkeit, die begleitet sind von Hin- bzw. Umfallen und von spannenden und zuckenden Krämpfen der Glieder, und für deren Krankheitsbild das Einkrampfen der Daumen und das Auftreten von Schaum vor dem Mund als besonderes Kennzeichen im Volk angesehen wird. Die Wissenschaft weiß, daß zur Feststellung dieser Krankheit nicht immer das klassische Bild der fallenden Krämpfe, wie die Leute sagen, notwendig ist, daß in manchen Fällen neben der Bewußtseinstrübung andere Erscheinungen auftreten können, die in sich nur die Andeutung eines Krampfanfalls tragen. Dazu gehört das plötzliche Starrwerden des Gesichtsausdrucks mit Erblassen und einzelnen Zuckungen im Gesicht oder mit einzelnen nur angedeuteten Krampfbewegungen der Gliedmaßen, Zustände, bei denen die Befallenen nicht zusammenstürzen, sondern nur taumeln, also alle die Erscheinungen von kurzer vorübergehender Dauer, die man heutzutage im wissenschaftlichen Sprachgebrauch mit dem von französischen Forschern eingeführten Worte „Absence" bezeichnet.

Bei derartig kranken Personen, die, wenn sie für gewöhnlich auch nicht geisteskrank im engeren Sinne sind, meist neben den Krämpfen bzw. krampfähnlichen Zuständen dauernde geistige Veränderungen, wie Charaktereigenarten, Verstandeseinengung oder Stimmungsabweichungen, zeigen, können Zustände von Bewußtseinsumnebelung auftreten, die in der Regel ebenfalls nur von kurzer Dauer sind, mit denen sich aber nicht körperliche Krampferscheinungen, sondern seelische Veränderungen verbinden, seelische Veränderungen, die man am besten sich so vorstellen kann wie ein wachgewordenes und doch der Wirklichkeit entrücktes Traumleben. Diese anfallsweisen Seelenstörungen haben oft deutliche Beziehungen zum Krampfanfall. Sie gehen entweder dem Anfall voraus, oder sie folgen auf ihn unmittelbar, oder sie treten gleichsam an Stelle wegbleibender Krampfanfälle auf.

Ein guter Teil der Kranken macht in dem Dämmerzustand einen völlig geistig gestörten Eindruck. Ihr Wesen trägt den Stempel hochgradiger Angst, sie sprechen verwirrt, oder sie starren verzückt auf einen Punkt, oder sie haben das Gepräge eines begeisterten, der Welt entrückten Menschen. Sie stehen, wie man aus dem Inhalt ihrer Reden und ihrem Gebaren entnimmt, unter dem Einfluß von Sinnestäuschungen, die sich merkwürdigerweise, gleichviel ob die Kranken in geistesklarem Zustande weltlich oder religiös gesinnt waren, meist in der religiösen Sphäre bewegen. Sie sehen den Himmel offen, sie sprechen mit Gott, oder sie werden von Teufelsfratzen verfolgt und geängstigt. Immer sind derartige Kranke, selbst wenn sie mehr äußerlich ruhig und stumpf brütend sind, geneigt, sich durch plötzliche Gewalthandlungen gegen ihre unmittelbare Umgebung von der inneren drangvollen Unruhe, die bei derartigen Anfällen immer besteht, zu entlasten. Ist der Anfall, der gewöhnlich mit Schwäche und Schlaf endigt, vorüber, so bleibt den Befallenen entweder eine völlige Lücke in ihrer Erinnerung, oder das Ganze erscheint ihnen wie ein wirrer Traum mit unbestimmtem Gedanken an die Geschehnisse.

Seltener schon als diese deutlich erkennbaren geistigen Störungen sind die kurz vorübergehenden Zustände von Bewußtseinsumwölkung, wo die Erkrankten nicht erheblich auffallen, wo sie gewisse, ihnen gewohnte Verrichtungen noch richtig vollführen, wo sie nur im genaueren Verkehr, z. B. in einer längeren Unterhaltung, Abweichungen zeigen, wie z. B. eine einzelne zusammenhanglose Aeußerung oder Verträumtheit, unbegründete Grobheit oder Respektlosigkeit, in anderen Fällen eine auffällige Hast und Ausgelassenheit, und wo erst ein späteres Zurückkommen der Umgebung auf irgendeine einzelne Sonderbarkeit des Verhaltens zeigt, daß die Kranken, trotzdem sie scheinbar bewußte Handlungen ausführten, doch der Wirklichkeit ganz entrückt waren. So wird z. B. in einem psychiatrischen Gutachten von einem epileptischen Schutzmann berichtet, der im Dämmerzustand noch Dienst tat und zunächst nur dadurch auffiel, daß er überflüssigerweise und respektlos an seinen Vorgesetzten herantrat und ihm sagte, er verlange von ihm, daß er ihm sage, wie spät es sei.

Während derartige durch ihre schwere Erkennbarkeit besondere Gefahren bietende Dämmeranfälle in der Regel schnell vorübergehen, gibt es endlich einzelne seltene Zustände, wo das Handeln mit entrücktem Bewußtsein lange Zeit, wochen-, ja monatelang dauern kann. Derartige Kranke haben dann fast ausnahmslos den Drang nach Ortsveränderung, sie wandern entweder fort oder reisen. Sie können dabei für den

oberflächlichen Beobachter sich wie ein gesunder Mensch benehmen, haben aber bei näherer Prüfung auch in diesen länger hingezogenen Fällen gewisse Eigentümlichkeiten, sie taumeln wie Trunkene, sie sind auffällig einsilbig und stumpf, oder sie sind albern heiter, wortreich und ideenflüchtig, oder sie machen einen unsteten und ängstlichen Eindruck. Wie selten diese wochen- und monatelangen Dämmerzustände nur scheinbare äußere Besonnenheit sind, zeigt sich am besten bei Durchlesung der psychiatrischen Hand- und Lehrbücher, wo meist die gleichen Beispiele angeführt werden, wie das von dem französischen Kaufmann, der im Dämmerzustand in seiner Heimat ein Schiff besteigt und erst nach Monaten auf der Reede von Bombay aufwacht.

Ich selbst kenne aus meiner Erfahrung einen einzigen Fall von sicher festgestelltem wochenlangem Herumdämmern bei scheinbarer äußerer Besonnenheit. Es war dies ein Barbier in einer schlesischen Stadt, bei dem es wiederholt vorkam, daß er mitten in seiner Tätigkeit, so z. B. wenn er jemand halb rasiert hatte, plötzlich den Gegenstand, mit dem er hantierte, nämlich das Rasiermesser, unter den Arm klemmte und, ohne ein Wort zu sagen, den Laden verließ. Er ging dann die Straßen entlang, sprach mit Bekannten, denen er begegnete, denen er höchstens durch eine gewisse Zerstreutheit und ungewohnte Aufgeräumtheit auffiel, wanderte schließlich im bloßen Kopf zum Tor hinaus und blieb wochenlang fort. Er besuchte Wirtshäuser, er unterhielt sich mit Wanderern und Ackerleuten, er gab sein Geld bis auf den letzten Pfennig aus, versetzte, was er Wertvolles hatte, bettelte schließlich, bis er eines Tages irgendwo im Lande zu sich kam. Er hatte dann das Bewußtsein einer wochenlangen Lücke in seinem Leben, aus der einzelne Erinnerungsinseln auftauchten, so daß er z. B. wußte, er müsse in der Nähe des Zobtenberges gewesen sein.

Daß in derartigen Dämmerzuständen strafbare, aber dem Willen entrückte Handlungen ausgeführt werden können, ist nach dem Gesagten ohne weiteres klar. Es ist aber auch klar, daß dabei meist kurzdauernde Geschehnisse, Momenthandlungen in Betracht kommen müssen. Behauptet z. B. jemand bei einem planmäßig vorbereiteten und mit Folgerichtigkeit über einen längeren Zeitraum durchgeführten Eigentumvergehen, dessen Erfolge auch sachgemäß verwertet werden, wie z. B. bei Urkundenfälchung, bei privaten und amtlichen Unterschlagungen, bei Betrügereien, er habe im Dämmerzustand gehandelt, so erscheint dies von vornherein als faule Ausrede. Bekannt ist der Fall eines Mittelbeamten aus einem hiesigen Ministerium, der auf Grund gefälschter Quittungen sich aus einem Geheimfond Geld auszahlen ließ, das er zur Bezahlung seiner Schulden verwandte, und der, als er gefaßt wurde, zwar nicht den Versuch machte, sich geisteskrank zu stellen, wohl aber in geschickter Weise von wochenlangen Erinnerungslücken erzählte, also von Zuständen, in denen er wohl Dinge getan haben könnte, die mit seinem sonstigen Charakter unvereinbar seien, und der auch auf weiter zurückliegende Zustände verwies, die epileptoid sein konnten. Seine geschickte Schilderung eines über Wochen sich hinziehenden Dämmerzustandes brachte uns Sachverständige auf die Idee, ob nicht der Angeschuldigte sich in seiner Weise für eine ihm drohende Entdeckung vorbereitet hätte, und eine von uns angeregte Haussuchung förderte tatsächlich psychiatrische Bücher zutage. In der Hauptverhandlung gestand auch der Angeklagte, daß er diese benützt habe, um, wenn das Kartenhaus seiner Täuschungen zusammenbräche, mit der Möglichkeit des Handelns im Dämmerzustand einen Entschuldigungsgrund zu haben.

Von den Strafhandlungen nun, deren Ausführung im Dämmerzustand denkbar sind, weil sie sich in einen kurzen Zeitraum zusammendrängen, sind die häufigsten die Gesundheitsbeschädigungen bzw. Vernichtungen des Lebens von Personen der Umgebung. Der Dämmernde hat das Gefühl der Feindseligkeit, des Verfolgtwerdens, er schlägt, um sich zu retten, entweder blind um sich, oder er begeht, was ja mit einem Dämmerzustand vereinbar ist, mehr komplizierte Handlungen, er holt sich eine Schußwaffe, er lädt sie, er zielt, schießt und trifft. Da ferner mit dem Dämmerzustand nicht selten auch eine gesteigerte sinnliche Erregung einhergeht, sind Sittlichkeitsverbrechen nächst den Gewalttaten die häufigsten, im Dämmerzustand begangenen Strafhandlungen. Es handelt sich dabei teils um schamlose Entblößungen, teils um Gewaltakte, teils um naturwidrige Strebungen, die sich bisweilen auch mit Bedrohung des Lebens verbinden, wie z. B. bei dem Fall eines Epileptikers, der vor Jahren hier in Berlin passierte. Dieser war in einem unbestimmten Angst- und Dämmerzustand aus seiner ländlichen Heimat mit einem Rasiermesser hierhergefahren und schnitt einer Frauensperson, mit der er zusammen war, und von der er plötzlich meinte, sie sei in ein Tier verwandelt, den Hals ab.

Aber auch andere Straftaten, wie z. B. das Wegnehmen von Gegenständen aus offenen Auslagen, das Betteln, das Landstreichen, das Brandstiften, die Sachbeschädigung, die militärische Desertion, können im Dämmerzustand ausgeführt werden.

Die gerichtsärztliche Beurteilung derartiger Handlungen bietet bisweilen ungewöhnliche Schwierigkeiten, und es ist sicher keine Künstelei, wenn der Gerichtsarzt, ehe er im einzelnen Fall sein Urteil abgibt, verlangt, daß das ganze Leben des Täters, seine Abstammung, seine Kindheit und sein Benehmen vor und nach der Tat genau klargelegt werden. Er wird auch damit rechnen müssen, daß, wie dies bei wirklich Kranken nicht selten der Fall ist, diese unter dem Druck einer schweren Anschuldigung ihre Krankheit übertreiben, z. B. ihren Erinnerungsmangel umfangreicher und tiefgehender darstellen, als er wirklich ist. Bisweilen hilft ihm bei seinem Entscheid, daß die Tat, die begangen ist, in völligem Gegensatz zu der Gesamtpersönlichkeit des Täters steht. Manchmal aber wird das Urteil dadurch erschwert, daß es sich um Taten handelt, die den Strebungen des Angeschuldigten in klarem Zustande nicht fremd sind, wo sich aber der Wunsch nur deshalb zur Tat umsetzt, weil im Dämmerzustand die Hemmungen, die der Mensch im klaren Zustand seinen strafbaren Trieben gegenüber hatte, wegfallen. Dies kommt z. B. bei Personen mit Verkehrung ihres Geschlechtstriebes vor, die noch imstande sind, ihre verkehrten Triebe für gewöhnlich zu bezähmen, bei denen aber ein einziger Dämmerzustand genügt, um dem Trieb den Zügel schießen zu lassen.

Diese Schwierigkeiten einerseits und die Schwere und Grausigkeit der Taten anderseits bewirken es, daß gerade bei Taten, die im Dämmerzustand begangen sein sollen, der Richtende den wohlerwogenen Ausführungen des Sachverständigen oft nicht beitritt, und daß sie ihm, selbst wenn sie als feststehendes Gut wissenschaftlicher Erkenntnis vorgetragen werden, oft nicht



beweiskräftig erscheinen. Gerade in dieser Beziehung ist nach den Erfahrungen vieler Sachverständiger und so auch nach den meinen der Laienrichter viel bedenklicher als der gelehrte Richter, so z. B. haben noch vor kurzem die Geschworenen einer preußischen Provinzialstadt einen Kindesmörder zum zweitenmal zum Tode verurteilt, von dem die namhaftesten psychiatrischen Sachverständigen mit Sicherheit die Meinung vertraten, er habe die Kindstötungen im Dämmerzustand vollbracht.

Es schwebt dabei den Richtenden sicher der Gedanke vor, daß der Schutz der menschlichen Gesellschaft dem Leben und der Freiheit des einzelnen Individuums vorangehen müsse, und der Gedanke, wenn er auch in sich eine gewisse Ungerechtigkeit gegenüber dem unverschuldeten Unglück des einzelnen bedeutet, ist berechtigt, solange unsere Gesetze nicht Garantien geben, daß dergleichen Kranke auf andere Weise als durch Verwahrung in Strafe oder gar durch Hinrichtung unschädlich gemacht werden.

Wird jetzt ein Angeklagter wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen, so hat die richterliche Gewalt über ihn ein Ende. Die weiteren Maßnahmen können nur polizeiliche sein. Er wird als gemeingefährlicher Kranker einer Irrenanstalt übergeben und bleibt dort, solange sein gemeingefährlicher Zustand dauert. Darüber, ob ein derartig Kranker bis zur Unschädlichkeit gebessert ist, entscheidet der leitende Arzt der Anstalt. Seinem subjektiven Ermessen unterliegt es in erster Reihe, ob ein Kranker, der sich schon einmal in seinem Leben als schwerer Schädiger seiner Mitmenschen erwiesen hat, wieder auf freien Fuß kommt. Selbstverständlich gibt es echte Besserungen auch bei den Trägern von Dämmerzuständen. Es kann z. B. durch jahrelange Enthaltsamkeit in der Anstalt ein Alkoholismus, der die Epilepsie komplizierte und zur Auslösung von Dämmerzuständen Anlaß gab, behoben werden. Es sind aber bei aller Sorgfalt und Vorsicht, wenn die Entlassung der Meinung eines Einzelnen unterliegt, Fehlgriffe am ehesten möglich. Es gibt allerdings schon heute weitere Schutzmaßregeln. Die beabsichtigte Entlassung eines Kranken, der ehedem gemeingefährliche kriminelle Handlungen begangen hat, muß zuvor der Verwaltungsbehörde bzw. der Polizei gemeldet werden. Sie kann ihrerseits die Sachlage prüfen und eventuell Verwahrung gegen die Entlassung einlegen. Es ist nur bei unseren heutigen Rechtsverhältnissen nicht recht ersichtlich, wer (ich spreche hier von den Verhältnissen unseres engeren Vaterlandes) den endgültigen Entscheid darüber hat.

Deshalb stehe ich mit manchem meiner Fachgenossen auf dem Standpunkt, daß eine gesetzliche Regelung dieser Frage nach der Richtung erwünscht ist, daß über die Entlassung angeblich gebesserter Kranker, die durch eine Straftat, für die sie nicht verantwortlich gemacht werden konnten, ihre Gemeingefährlichkeit bewiesen haben, eine Gerichtsbehörde nach Anhörung ärztlicher Sachverständiger entscheiden möge.

Schiffe, die nicht ankommen.

Von Navigationsschuldirektor Dr. Schulze (Lübeck).

Vor kurzem tagte in Berlin eine Kommission zur Prüfung eines neuen Seegesetzentwurfs. Ein in Fachkreisen als Theoretiker der Seeversicherung hoch angesehener Teilnehmer, der gewiß eine ebenso bedeutende Praxis hinter sich hat, tat den bemerkenswerten Ausspruch, die allerehrlichsten Leute, die ihre Mitmenschen nicht um eine Stecknadel betrügen, würden sich nicht bedenken, eine Versicherung gehörig hineinzulegen. Diese scherzhafte Wendung hat doch einen ernsthaften Hintergrund. Justizrat Perels sagt in einer 1876 erschienenen Broschüre „Vermeidliche Seeunfälle“: Gegen vorsätzliche, in böswilliger Absicht herbeigeführte Unfälle gibt es keine Garantie und keine Remedur als das Strafgesetz. — In seiner jetzt gültigen Fassung vom 1. Januar 1900 lautet § 265: Wer in betrügerischer Absicht eine gegen Feuersgefahr versicherte Sache in Brand setzt oder ein Schiff ..., welches versichert ist, sinken oder stranden macht, wird mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren und zugleich mit Geldstrafe von 150—6000 Mark bestraft. § 305 fährt fort: Wer vorsätzlich und rechtswidrig ein Schiff . . . ganz oder teilweise zerstört, wird mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft. Der Versuch dazu ist sogar schon strafbar. Schließlich bedroht auch noch § 306 mit Zuchthaus den, der vorsätzlich ein Schiff in Brand setzt. Wenn der Tod eines Menschen dadurch verursacht wird, darf nicht unter zehn Jahren, es kann aber auf Lebenszeit erkannt werden.

Trotz dieser hohen Strafen, die in anderen Ländern ähnlich lauten werden, haben gewinnsüchtige Scheusale immer wieder gewagt, sich durch Anschläge auf Eigentum und Leben ihrer Mitmenschen zu bereichern. Manchem Schurken mag es ja auch hin und wieder gelungen sein, aber meistens wird der verbrecherische Plan wohl vereitelt werden. Denn der Anstifter muß Mitwisser einweihen, und schließlich trägt er auch seine eigene Haut zu Markte. Denn er muß selbst am Platze sein, damit alles klappt; dann kann er nicht, wie beim Bummelzug, rasch die Station vorher aussteigen, ehe die Geschichte losgeht.

Gewaltiges Aufsehen erregten im Jahre 1875 die Angriffe des Engländers Plimsoll auf seine Regierung, als der Präsident des Handelsamtes im Auftrage des Premierministers eine neue Schiffahrtsakte vorbereitete, die die veralteten Bestimmungen aus dem Jahre 1854 ersetzen sollte. Konservative Kreise suchten die unbequeme Neuerung durch allerlei Einwände hintanzuhalten, während radikale Neuerer alles zu ändern wünschten. Die Regierung sah sich durch die endlosen Verhandlungen behindert und zog den Entwurf zurück, um Zeit für die Verabschiedung des ihr im Augenblick wichtigeren Pachtgesetzes zu gewinnen. Dies wollte Plimsoll vereiteln und griff die Gegner in maßloser Weise an. Durch unparlamentarische Aeußerungen und persönliche Ausfälle, die nur durch krankhafte Erregtheit entschuldigt wurden, zog er bald die allgemeine Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf sich. Er wollte den Minister zwingen, die Erledigung der Schiffahrtsvorlage durchzudrücken. Das System der „Schiffsknacker“ sollte vor allen Dingen gebrandmarkt, diese „ehrenwerte“ Gilde für die Zukunft unmöglich gemacht werden. In der Hoffnung auf verbrecherischen Gewinn senden diese





Die unbekannten Gräber.

Von Max Stempel.

Im Friedhof stand ich. Sanft flockte der Schnee
Auf verschüttete Lust und verschüttetes Weh;
Weiß wölbten sich, eng aneinandergereiht,
Hügel um Hügel im Winterkleid.
Und neben mir, grau und verwittert, stand
Der Totengräber, den Spaten zur Hand,
Und wies mir schweigend des Freundes Grab,
Den er schaufelte jüngst in die Erde hinab.
Und ich schritt mit ihm weiter, von Gruft zu Gruft,
In der flimmernden, kühlen Novemberluft.

Und wie wir so schritten, da hasteten zwei,
Ein Mann, eine Frau, an den Gräbern vorbei:
Keinen Kranz überm Arm, kein Gebet auf dem Mund,
Das Auge von zehrender Sehnsucht wund;
Vor keinem Kreuze blieben sie stehn
Und feierten fromm ein Wiedersehn.
Und leise fragt ich: „Wen suchen die hier?“ —
Und der Totengräber gab Antwort mir:
„Ihre Sinne sind wirr, Leid drückt sie schwer,
Doch führt kein Grab und kein Toter sie her.
Verschollen ist längst in der Ferne ihr Sohn;
Wie, wann er gestorben: das meldet kein Ton.
Nun irren sie oft an den Gräbern hier um,
Ihre Sinne sind wirr, ihre Lippen sind stumm;
Feucht blinkt ihre Wimper, von Tränen naß;
Sie suchen und suchen — ich weiß nicht, was.“

So sprach er und ging. Und mir bebte das Herz,
Denn plötzlich verstand ich der Suchenden Schmerz:
Der endlos vielen, die scheu, wie die zwei,
Hasten an Hügeln im Friedhof vorbei.
Was suchen sie alle so sehnsuchtsheiß?
Die fernen Gräber, die keiner weiß;
Die unsichtbaren, die keiner kennt;
Drauf Allerseelen kein Lichtchen brennt;
Kein Kreuz sich hebt, vom Efeu umblüht,
Keine Rose wie flammende Liebe glüht!

Und ich stand zwischen Gräbern und dachte der zwei
Und gedachte des Sohns, des verschollnen, dabei.
Riß ihn die Brandung zu ewiger Ruh?
Deckte das Eis der Polarnacht ihn zu?
Dörrt sein Gebein unter sengendem Sand,
Weil er den Weg aus der Wüste nicht fand? —
Dumpf rollt die Woge, die Wolke zerweht,
Ueber das Sandkorn der Wirbelwind geht . . .

Dämmrung verhüllte wie Flor mein Gesicht,
Nebelgestalten umdrängten mich dicht.
Und gespensterhaft grüßten, starr, ohne Laut:
Eine Mutter, die sucht — eine suchende Braut —
Ein Vater, mit Blicken, suchend und leer —
Ein Bruder — ein Freund — und viel Hunderte mehr.
Was suchten sie alle so sehnsuchtsheiß?
Die fernen Gräber, die keiner weiß;
Die unsichtbaren, die keiner kennt;
Drauf Allerseelen kein Lichtchen brennt;
Kein Kreuz sich hebt, vom Efeu umblüht,
Keine Rose wie flammende Liebe glüht . . .



„Gentlemen", wie der Redner im Parlament unter ungeheurem Aufsehen darlegte, alljährlich eine ganze Flotte seeuntüchtiger Schiffe aus und opfern viele unschuldige Seeleute dem Moloch des Gewinstes. Die im Parlament bisher nie gehörte Sprache erregte ganz ungeheures Aufsehen, erzwang aber das sogenannte Notgesetz, das freilich den Stempel der Eile und Unvollkommenheit an sich trug. Der beste seiner elf Paragraphen, sagte man sogleich satirisch, sei der letzte. Er lautet nämlich kurz und bündig: Die Gültigkeit dieses Gesetzes — dessen erste Lesung am 28. Juli 1875 stattfand — erlischt am 1. Oktober 1876. Bis dahin, so meinten die Betroffenen, könne man die möglichen Kosten und Lasten am Ende tragen, nachdem die Königin es einmal sanktioniert hätte. Es war, wie der Name sagt, nur ein Notbehelf, entstanden unter dem Drucke der aufgestachelten öffentlichen Meinung eines durchweg seekundigen Landes, um mit den „Schiffsknackern" aufzuräumen. Das Handelsamt sollte Schiffsbesichtiger ernennen, die gründliche „Ueberholungen" der seeuntüchtigen Fahrzeuge, ohne Aufforderung dazu, vorzunehmen hätten. Alle Schiffe, die vermöge ihrer Bauart, des Alters, wegen ungenügender Ausrüstung, schlecht gestauter und ungeeigneter Ladung in dem Verdacht standen, eine ernste Gefahr für das Leben der Besatzung zu bilden, konnten „gestoppt" werden. Jedermann, der solches Fahrzeug in See schicken wollte, war strafbar. Eine Tieflademarke mußte angebracht werden, gefährliche Ladungen waren nach bestimmten Sicherheitsvorschriften zu stauen und zu behandeln.

Schon damals fragte man in Deutschland: Ist die Lage wirklich so ernst, wie es nach diesen aufregenden Verhandlungen doch scheinen muß? Ist es bei uns besser? Das Publikum wurde immer von neuem auf diese Dinge hingewiesen, als in Plymouth das Schiff „Sunbeam" gestoppt werden mußte. Die Untersuchung hatte die vollkommene Seeuntüchtigkeit dargetan. Klüverbaum, Planken unter dem Kranbalken, Stage und andere Teile waren total verrottet. Nicht besser war die „Feronia", da man Knie der Balken, Masten, Segel und Rahen in schier unglaublichem Zustand vorfand. Diese Fälle erhärteten Plimsolls Aussagen, namentlich da sie kurz hintereinander passierten, gerade als die Bill beraten wurde. — Der Liste könnte sicher noch manches Schiff anderer Nationalität angereiht werden, doch mögen die Namen genügen.

Vielfach kommen die Matrosen an Bord, ohne eine Ahnung zu haben, auf welchem „Kasten" sie eine Heuer angenommen haben. Das deutsche Gesetz erlaubt in solchem Fall eine Beschwerde an das Seemannsamt oder im Ausland beim Konsul; dann ist von dort eine Untersuchung anzuberaumen. Damit den Denunzianten nicht Tor und Tür geöffnet werden, muß der die Kosten zahlen, der eine unbegründete Beschwerde geführt hat. Leckt solcher Kahn schon im Hafen, wird das Pumpen auf See sicher nicht eingestellt, es müßte denn schon ein Fisch seine Nase in das Leck stecken, was wenig wahrscheinlich ist. Wenn man keine nassen Füße bekommen will, ist es zu empfehlen, sich schleunigst von Bord zu empfehlen; der Weg ist eben gezeigt.

Anders liegt die Sache freilich schon, wenn verborgene, nur ganz oberflächlich reparierte Schäden vorhanden sind. Diese hat man sorgsam verhehlt und dann schwere Ladung, wie Eisen, Zement usw., in den Raum gestaut. Beim ersten schlechten Wetter, wenn der alte Bau in allen Fugen kracht und ächzt, beginnt er dann ernstlich „Wasser zu machen", so daß man von den Pumpen nicht mehr fortkommt. Dies ging mir so im Winter 1879/80 auf einem kleinen Schoner in der Nordsee, auf dem ich Steuermann war und mit den Leuten zwei Wochen lang um die Wette gepumpt habe. Ein schwacher Trost war es uns allerdings, daß wir nicht ganz wegsinken konnten, da wir Balken geladen hatten. Ich wüßte aber doch angenehmere Aufenthaltsorte als die zahlreichen Löcher und Stufen der schlüpfrigen Decksladung, auf der wir im hin und her waschenden eisigen Salzwasser herumzukrabbeln hatten mit unseren steif gewordenen kalten und nassen Füßen!

Der Ablader kann Güter an Bord senden, die unrichtig deklariert werden. Man verstaut sie ahnungslos im Raum, nach einiger Zeit entzünden sie sich von selbst, das Schiff brennt auf und geht mit Mann und Maus verloren. — Man würde solche Möglichkeit nicht ausdenken und nicht annehmen können, daß derartige Scheußlichkeit passiert. Ich erinnere aber an den Massenmörder Thomas; diese Bestie schickte schnöden Gewinnes halber viele unschuldige Leute in den Tod. Am Sonnabend, dem 11. Dezember 1875, sollte die „Mosel" des Norddeutschen Lloyd von Bremerhaven nach Neuyork in See gehen. 21 Kajüts- und 79 Zwischendeckpassagiere waren an Bord, der Dampfer seeklar. Er legte nur noch einmal im Außenhafen an, um einige zu spät angelieferte Kolli überzunehmen. Nach langer Zeit trüben Wetters war ein schöner Frosttag angebrochen, leichter Schnee bedeckte die Uferstrecken, wo viele Menschen zusammengeströmt waren, den Scheidenden einen letzten Gruß zuzurufen. Ein großer Gegenstand schwebt in der Kette der Dampfwinde, da entgleitet er den Arbeitern und stürzt mit Wucht aufs Straßenpflaster. Ein betäubender Knall. Haushoch schlägt eine schwarze Wolke, zugleich ein Feuerstrahl empor, mit ihm zerissene Menschenleiber. 88 Tote und 55 Verwundete hat dieses entsetzliche Bubenstück gekostet.

Zuerst wurde vermutet, eine große Quantität Sprengmaterial sei unter falscher Angabe an Bord geschmuggelt und dann explodiert. Man bedurfte zu jener Zeit gerade reichlich Zufuhr für die Hafenbauten in Neuyork. Doch gleich darauf hieß es, ein Attentat sei auf das Schiff verübt. Man habe Bomben zwischen die Kohlen geworfen, das sei in letzter Zeit öfter geschehen. Schließlich kam man der traurigen Wahrheit näher: Jemand habe Waren im Schiff hoch versichert und deshalb das Schiff in die Luft sprengen wollen. Der „City of Boston" sei es wahrscheinlich auch so gegangen. — Bald lichtete sich das Dunkel, der Selbstmord des Attentäters William King Thomas, alias Thompson, richtig Alexander Keith, brachte das verabscheuungswürdige Verbrechen an den Tag. Schon mit dem „Rhein" hatte er eine Kiste verladen, die eine Höllenmaschine enthielt. Daß dieser Dampfer verschont blieb, verdankt man einem Zufall. Das Federhaus der Uhr, die die Explosion bewirken sollte, war ausgesprungen, das Werk stehengeblieben. So war die Zündung nicht erfolgt, Schiff und Leben von Mannschaft und Passagieren gerettet.

Beim Nachforschen in Gerichtsarchiven wird man auf mehr derartige Verbrechen oder doch Versuche dazu stoßen. Ich erinnere an den Prozeß Behrendt wegen



vorsätzlicher Versenkung der Bark „Alma“ am 18. April 1864 unweit der Scillyinseln. Der Verlust der „Louise“, die vor zwei Jahren von Hamburg ausging, ist noch frisch im Gedächtnis, der Fall ist nicht aufgeklärt worden. Ebensowenig die jüngst durch die Presse laufende Nachricht von der „Hermine“, Kapitän Regenstein. Dieser hat meiner Meinung nach nur ungeschickt und nicht energisch genug an ihn gestellte Zumutungen zurückgewiesen und ist so unliebsam bekannt geworden.

Es fragt sich nun, ist solch dunkler Plan leicht auszuführen? Das muß verneint werden. Ein gewöhnlicher Arbeiter kann das nicht ausführen, es muß ein Mensch sein, der große Intelligenz besitzt, mit Handel und Wandel genau vertraut ist und Physik wie Chemie kennt. Ein solcher aber wird seine Kenntnisse besser und mehr gewinnbringend verwerten. — Der Attentäter der „Mosel“ hatte jahrelange Vorbereitungen nötig. Er suchte einen geschickten Uhrmacher zur Anfertigung der Zündungsmaschine. Das Werk sollte ziemlich geräuschlos gehen und mit außergewöhnlich kräftiger Feder versehen sein. Schon bei der Bestellung ist leicht Verdacht erregt, namentlich nachdem bereits ein derartiges Verbrechen entdeckt ist. Von verschiedenen Lieferanten muß der nötige Sprengstoff beschafft werden. Zu große Mengen im selben Geschäft zu kaufen, verrät den Erwerber. Dann müssen die einzelnen Päckchen zusammen in einen Behälter gebracht werden. Wer soll das tun? Entweder weiht der Verbrecher Helfershelfer ein, dann ist sein Geheimnis von vornherein sehr schlecht gewahrt. Der etwaige Gewinn muß geteilt, Schweigegeld bezahlt werden, so daß für den Anstifter schließlich nichts Nennenswertes übrigbleibt. Nun denke man sich einen Großkaufmann, der in seinem Speicher Kisten hämmert, selbst an die Verpackung der Sprengmaschine geht, solch Uhrwerk an einem Doppelboden des größeren Behälters anschrauben muß und dann Faß oder Koffer eigenhändig dicht zimmert! Wird das nicht jedem vom Geschäftspersonal auffallen? Dann soll noch der Fahrplan klappen, das Uhrwerk muß auf die Minute genau auslösen, es darf weder zu früh noch zu spät losgehen! Die Masse zündet nicht, wenn sie feucht wird oder nicht richtig geschichtet ist, usw.

Ein Gelingen des schwarzen Planes ist demnach von so viel Zufälligkeiten abhängig, daß sich der Dampfschiffreisende gewiß ohne Besorgnis an Bord begeben kann. — Weil mal ein Stein, der auf einen in voller Fahrt befindlichen D-Zug geschleudert wird, einen Passagier verletzt hat, bleibt man doch aus Furcht, verwundet zu werden, nicht daheim!

Wie ist es heute mit den seeuntüchtigen Schiffen? Solche nehmen die Versicherer einfach nicht an. Sie müssen zahlen, wenn Schiff oder Ladung nicht an den Bestimmungsort gelangen, haben also das größte Interesse, nur unverdächtige Fahrzeuge und Ladungen zu zeichnen. Nun kann der Assekuradeur nicht erst jedes Schiff selbst untersuchen, er verläßt sich deshalb auf eine helfende Instanz. Die Klassifikationsgesellschaften prüfen alle — dafür zahlenden — Schiffe und reihen sie nach Größe, Alter, Material, Bauart und Konservierung in gewisse Klassen ein. Kein Schiff ist zu diesen Registrierungen gezwungen, aber ein nicht mehr „mit Klasse“ versehenes Fahrzeug findet schwerlich irgendwelche Gegenliebe beim Assekuradeur. — Diese Untersuchungstellen sind zwar reine Privatunternehmungen, Aktiengesellschaften; sie erfreuen sich aber so allgemeinen Ansehens, daß sich vor ungefähr zehn Jahren das deutsche Seepublikum einmütig gegen eine Regierungsvorlage sträubte, die die Staatsaufsicht einführen wollte. Wir haben außerdem die Seeberufsgenossenschaft, die Unfallverhütungsvorschriften erläßt und ihre Vertrauensmänner an Bord sendet, um die Betriebssicherheit zu überwachen.

Die Versicherer haben auch noch Mittel und Wege, sich verdächtiger Kunden zu erwehren. Man hat mir eine schwarze Liste gezeigt, die eine ganze Anzahl Schiffe aufzählt, die man meidet. Sie gehörten vielfach einer Nation an, deren Namen im Spielerjargon zur Bezeichnung von Glücksrittern dient. Man gönnt solche Geschäftsfreunde lieber der Konkurrenz und macht nicht nur in der Liste, sondern auch hinter ihnen selbst drei Kreuze, wenn man sie glücklich los ist. — Es gab auch Kapitäne, die mehrmals hintereinander das auffallende — richtiger aufstoßende — Glück hatten, harte Steine zu finden. Diese Versenkungsräte oder Schiffsknacker sind wohl lange ausgestorben, denn sie müßten es heute doch sehr schlau anfangen, einen „Kasten wegzusetzen“. Wir haben seit dem 27. Juli 1877 das Gesetz zur Untersuchung von Seeunfällen. Die eingesetzten Seeämter prüfen jeden zu ihrer Kenntnis kommenden Fall — man kennt doch unsere deutsche Gründlichkeit — und entziehen, wenn sich ein erhebliches Verschulden herausstellt, Kapitän und Offizieren die Gewerbebefugnis.

Wenn sich nun aber trotzdem ein Verbrecher findet, der einem gewissenlosen Reeder eine alte Arche um, rectius an die Ecke bringen will, muß er sich doch gut entlohnen lassen, da das Patent dabei flöten gehen kann. Es ist also für den Reeder kein Geschäft. Die Gesetzgebung hat auch, um verbrecherische Begehrlichkeit von vornherein einzudämmen, so viele Beschränkungen betreffend Höhe und Umfang der Versicherungen geschaffen, daß kein großer Gewinn herauskommen kann, wenn jemand das „Glück hat“, sein Schiff zu verlieren. Es müßte schon mit Mann und Maus verschwinden, damit die volle Versicherungsumme fällig wird. Sich aber mutwillig einen Schiffbruch herauf zu beschwören, ist immerhin eine mißliche Sache. Ich bin einmal in meinem Leben auf den Kajos an Kubas Südküste unfreiwillig gestrandet und habe nicht nur die Nase dabei voll gekriegt, sondern auch den Hals, bin sonst aber mit dem Leben davongekommen, wie ich zur Beruhigung ängstlicher Gemüter hiermit öffentlich bezeugen möchte!

Trotz alledem sind doch immer wieder einzelne Fälle ans Licht gekommen, daß jemand ein altes und schlechtes Schiff billig kauft, modern auffrisiert, gut mit Kohlteer und Farbe und auch den Besichtiger tüchtig anschmiert. Dann wird der Kahn gut versichert und auf der ersten Reise weggesetzt. Ich war Beisitzer einer Oberseeamtsverhandlung in Berlin, wo sich der Kapitän und Selbsteigner einer alten Brigg höchst verdächtig gemacht hatte. Das Schiff war für 9000 Mark gekauft, für 29 000 versichert und unter sehr verdächtigen Umständen bei Kuba gestrandet. Leider war der Herr, der auch noch unverschämt wurde, als es ihm an den Kragen ging, nicht zu überführen. Jedenfalls aber kann es dem deutschen Publikum zur Beruhigung dienen — und das ist der Zweck dieser Zeilen: — sehr selten wird ein vorsätzliches Versenken von Schiffen vorkommen.



Unsere Bilder

Der alte und der neue Staatssekretär des Reichsjustizamtes (Abb. S. 1864 und 1867). In der Leitung der deutschen Justizverwaltung ist ein Wechsel eingetreten. Dr. Rudolf Nieberding, der bisherige Staatssekretär des Reichsjustizamtes, zieht sich von diesem Amt, das er sechzehn Jahre lang versehen hat, zurück und tritt in den Ruhestand. Er hat sich durch sein großes gesetzgeberisches Werk, die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs und seiner Nebengesetze, unvergängliche Verdienste geschaffen. — Sein Nachfolger, dem die nicht minder große Aufgabe der Strafgesetzreform zufällt, ist nicht wie Nieberding aus dem Verwaltungsdienst, sondern aus der richterlichen Praxis hervorgegangen. Dr. Hermann Lisco, ein angehender Sechziger, gehört dem Justizdienst seit dem Jahre 1872 an. Er machte die richterliche Laufbahn durch, 1890 und dann wieder 1893 wurde er in das Justizministerium berufen. Als Ministerialdirektor und Wirklicher Geheimer Oberjustizrat schied er im Sommer 1904 aus dieser Behörde und trat als Präsident an die Spitze des Kammergerichts. Dr. Lisco zählt zu unseren angesehendsten juristischen Schriftstellern und kenntnisreichsten Richtern.

Zu der Monarchenentrevue von Racconigi (Abb. S. 1865). In dem piemontesischen Städtchen Racconigi hat dieser Tage eine bedeutsame Zusammenkunft zwischen dem Zaren und dem König von Italien stattgefunden. Kaiser Nikolaus kam auf einem etwas ungewöhnlichen Umweg nach Italien. Dort wurde er nicht nur vom König und den Offiziellen, sondern auch von der Presse in der herzlichsten Weise bewillkommnet. Die Begeisterung der Bevölkerung von Turin und Racconigi wurde allerdings durch die drakonischen Sicherheitsmaßregeln der Polizei gedämpft. Jedenfalls verlief das Beisammensein der Monarchen vom Moment der Begegnung auf dem Bahnhof bis zur Abfahrt äußerst harmonisch. Unser nach einer Aufnahme von Luca Comerio gefertigtes Bild zeigt die beiden Monarchen beim Verlassen des Bahnhofs. Der Schwerpunkt der Entrevue lag natürlich in den Trinksprüchen, in denen die politische Annäherung zwischen Italien und Rußland stark betont wurde.

Sigismund Moret (Abb. S. 1863). Das spanische Kabinett Maura ist nach einer von vielen Stürmen getrübten Regierung den Angriffen der parlamentarischen Opposition und der über Ferrers Hinrichtung erbitterten öffentlichen Meinung des Auslands erlegen. Der Leiter des Ministeriums, das Mauras schwere Erbschaft übernahm, ist kein homo novus. Sigismund Moret gehört zu den spanischen Staatsmännern, die einander seit langer Zeit fast regelmäßig am Steuer des Staatsschiffes ablösen. Er ist einer der einflußreichsten und populärsten Führer der Liberalen und einer der besten Parlamentsredner Spaniens. Er hat schon einmal in einer schweren Zeit die Regierung geführt; damals gelang es ihm nicht, den unheilvollen spanisch-amerikanischen Krieg zu verhindern. Hoffentlich glückt es ihm jetzt, die Mißstände zu beseitigen, die schon damals die Niederlage Spaniens verursachten.

Verlobung im Hause Reuß (Abb. S. 1864). In dem fürstlichen Hause Reuß j. L. hat es vor kurzem ein doppelt freudiges Familienfest gegeben. Auf Schloß Blankenburg hat sich Prinz Heinrich XXXIV. Reuß j. L. mit seiner Base, der Prinzessin Sophie Renata Reuß j. L. verlobt. Die Braut ist 25 Jahre alt; ihre Eltern sind der verstorbene Prinz Heinrich VII. und seine Gemahlin Marie, geborene Prinzessin von Weimar. Prinz Heinrich XXXIV. steht im 22. Lebensjahre; er gehört seit dem Januar des vorigen Jahres dem Dragonerregiment König Friedrich III. Nr. 8 als Leutnant an. Er ist der älteste Sprößling aus der Ehe Heinrichs XXVIII. mit Magdalene Gräfin zu Solms-Laubach.

Tolstoi auf Reisen (Abb. S. 1868). Graf Leo Tolstoi, der russische Dichter-Philosoph, hat trotz seines hohen Alters und seiner ziemlich erschütterten Gesundheit kürzlich eine Reise nach Moskau unternommen. Dort wurde er von der Bevölkerung mit begeisterten Ovationen begrüßt. Besonders seine Abfahrt war von lauten Huldigungskundgebungen einer nach vielen Tausenden zählenden Menge begleitet. Leider haben die freudigen Gemütsbewegungen und die Anstrengungen dieser Reise den greisen Dichter derart angegriffen, daß er kurz nach seiner Heimkehr abermals nicht unbedenklich erkrankt ist.

Der Lenkballon der Rheinisch-Westfälischen Motorluftschiffgesellschaft (Abb. S. 1866), das neuste deutsche Luftschiff, hat jüngst auf seinem Bauplatz in Leichlingen seinen ersten Aufstieg unternommen, dessen Erfolg ein tückischer kleiner Unfall störte, der aber doch einwandfrei zeigte, daß der Erbauer des Luftschiffes, der bekannte Aeronaut Oskar Erbslöh, ein tüchtiges Werk geschaffen hat. Der Lenkballon ist nach dem halbstarren System konstruiert, er faßt 3000 Kubikmeter, und seine Maschinen erzeugen 125 Pferdekräfte.

Die erste „fliegende" Frau (Abb. S. 1869) ist auf der Weltbühne erschienen. Auf dem Flugfelde von Châlons hat die Baronin de Laroche mit einem Voisinapparat einen prächtigen aviatischen Erfolg erzielt; sie legte in der Luft eine Strecke von vier Meilen leicht und sicher zurück. Die Frauen der ganzen Welt werden diesen neusten — Aufschwung ihres Geschlechts gewiß mit Freude begrüßen. Die moderne Frau, der so viele große Eroberungen gelungen sind, beteiligt sich von nun ab auch an der Eroberung der Luft.

Die zweite Hundeausstellung des Bundes kynologischer Klubs (Abb. S. 1870) wurde dieser Tage in den „Terrassen am Halensee" bei Berlin eröffnet. In diesen heiligen Hallen ertönt jetzt das Gebell von fast 1000 Hunden aller Rassen vom Bernhardiner bis zum Zwergcollie, vom Pinscher bis zum Bulldogg. Die meisten Exemplare sind Produkte der in dem kynologischen Bund organisierten deutschen Hundezucht. Aber es gibt auch exotische Gäste, so einige Polarhunde, drollige Hündchen aus dem chinesischen Kaiserpalast und einen edlen Barsoi aus der Zucht des Zaren.

Todesfälle (Abb. S. 1864). Einer der Schöpfer des modernen Japan und seiner Größe, Fürst Ito, ist in Charbin von einem fanatischen koreanischen Patrioten erschossen worden. Dieser große Staatsmann und Diplomat hat an der großen inneren Umwälzung seines Landes mitgearbeitet wie kaum ein anderer. Er hat das Münzwesen Japans reorganisiert, die erste japanische Eisenbahn erbaut, die Verfassung des Reichs geschaffen. Seit dem Jahr 1878, in dem er in das Ministerium eintrat, hat er oft und lange die Regierung seines Vaterlandes geleitet. Seine letzte große Leistung war die Japanisierung Koreas. Er hat den Erfolg dieser Mission mit dem Leben bezahlt. — In dem Geheimen Oberregierungsrat Albert Mießner, der, 72 Jahre alt, gestorben ist, hat der Kaiser einen der treusten und vertrautesten seiner Diener verloren. Mießner hatte das verantwortungsvolle Vertrauensamt des Korrespondenzsekretärs und Schatullenverwalters des Kaisers 21 Jahre lang inne. — Auf seiner Besitzung Herischdorf bei Warmbrunn ist der frühere langjährige Komm. General des XIV. Armeekorps in Karlsruhe, General der Infanterie v. Schlichting, verschieden, wenige Tage nach seinem achtzigsten Geburtstag, an dem seine großen Verdienste als Soldat und Militärschriftsteller allgemein gewürdigt worden waren. — Im Berliner Virchowkrankenhaus starb Ferdinand v. Strantz, der verdienstvolle Theatermann, der in den Jahren 1878 bis 1887 Direktor der Königlichen Oper in Berlin war, und dem die deutsche Gesangswelt die Heranbildung vieler ihrer bedeutendsten Vertreter verdankt. Er hat auch in der Gesellschaft des alten Berlin eine große Rolle gespielt.

Die Toten der Woche

Fürst Ito, bedeutender japanischer Staatsmann, † durch ein Attentat in Charbin am 26. Oktober im Alter von 70 Jahren (Porträt S. 1864).

Kommerzienrat **Albert König**, Landtagsabgeordneter, † am 22. Oktober im Alter von 65 Jahren.

Geh. Oberregierungsrat **Albert Mießner**, Korrespondenzsekretär und Schatullenverwalter des Kaisers, † in Wilmersdorf am 21. Oktober im 73. Lebensjahr (Portr. S. 1864).

General der Inf. **von Schlichting**, † in Herischdorf bei Warmbrunn am 23. Oktober im Alter von 80 Jahren (Portr. S. 1864).

Reichstags- und Landtagsabgeordneter **Reinhard Schmidt** † in Elberfeld am 21. Oktober im Alter von 71 Jahren.

Ferdinand von Strantz, ehem. Direktor des Königlichen Opernhauses, † in Berlin am 25. Oktober im 90. Lebensjahr. (Portr. S. 1864.)



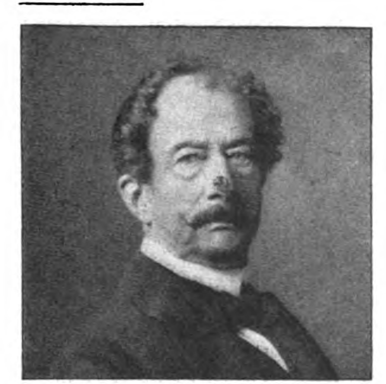
Bilder vom Tage

Don Segismundo Moret, der neue spanische Ministerpräsident.

Zum Kabinettswechsel in Madrid.

Hofphot. Freudenthal.





Ferdinand von Strantz †
Der frühere Direktor der Berl. Hofoper.



Hofphot. E. Bieber.

Geh. Oberregierungsrat Mießner †
Der langjährige Schatullverwalter des Kai ers.



General d. Inf. v. Schlichting †
Der frühere Kommandeur d 14. Armeekorps



Hofphot. Held.

Prinz Heinrich XXXIV. Reuß und seine Braut Prinzessin Sophie Renata Reuß.
Zur Verlobung im Hause Reuß.



Hofphot. E. Bieber.

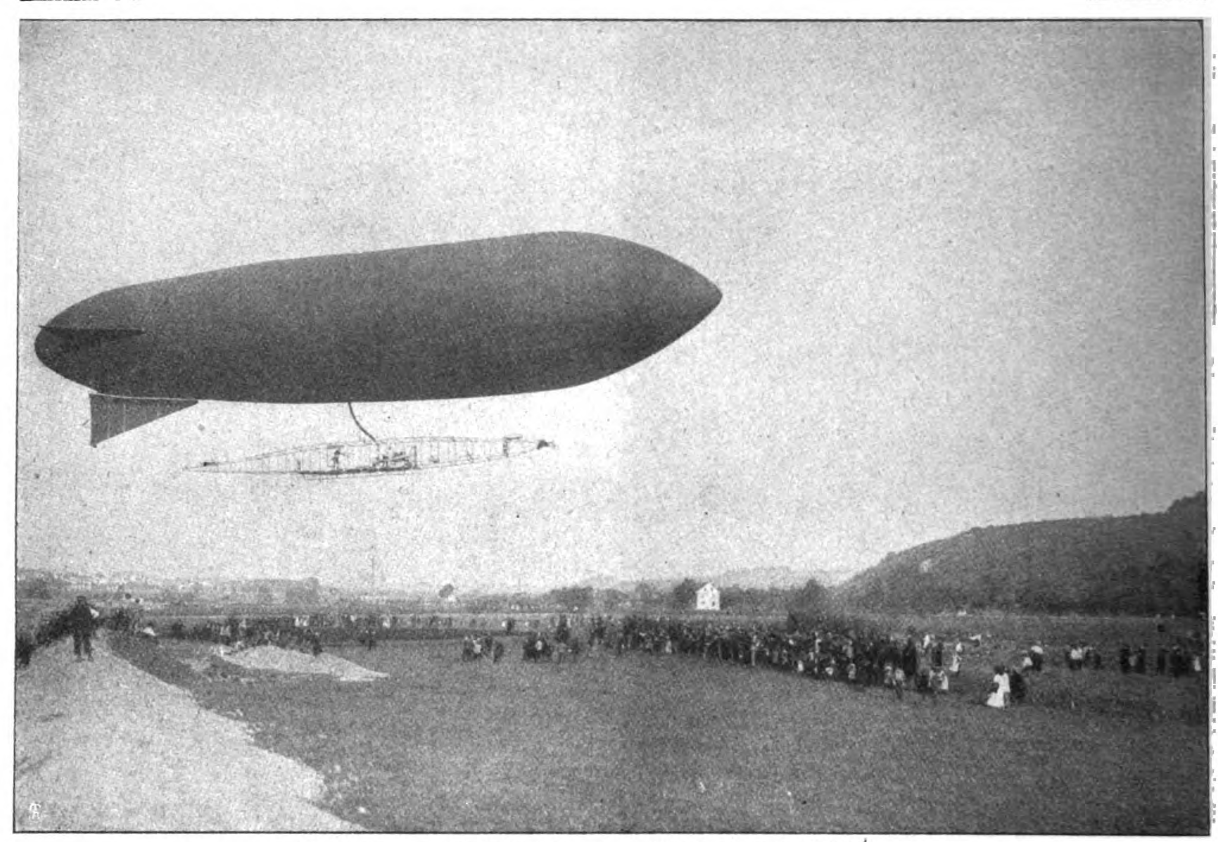
Staatssekretär Dr. A. Nieberding.
Zu seinem Rücktritt.



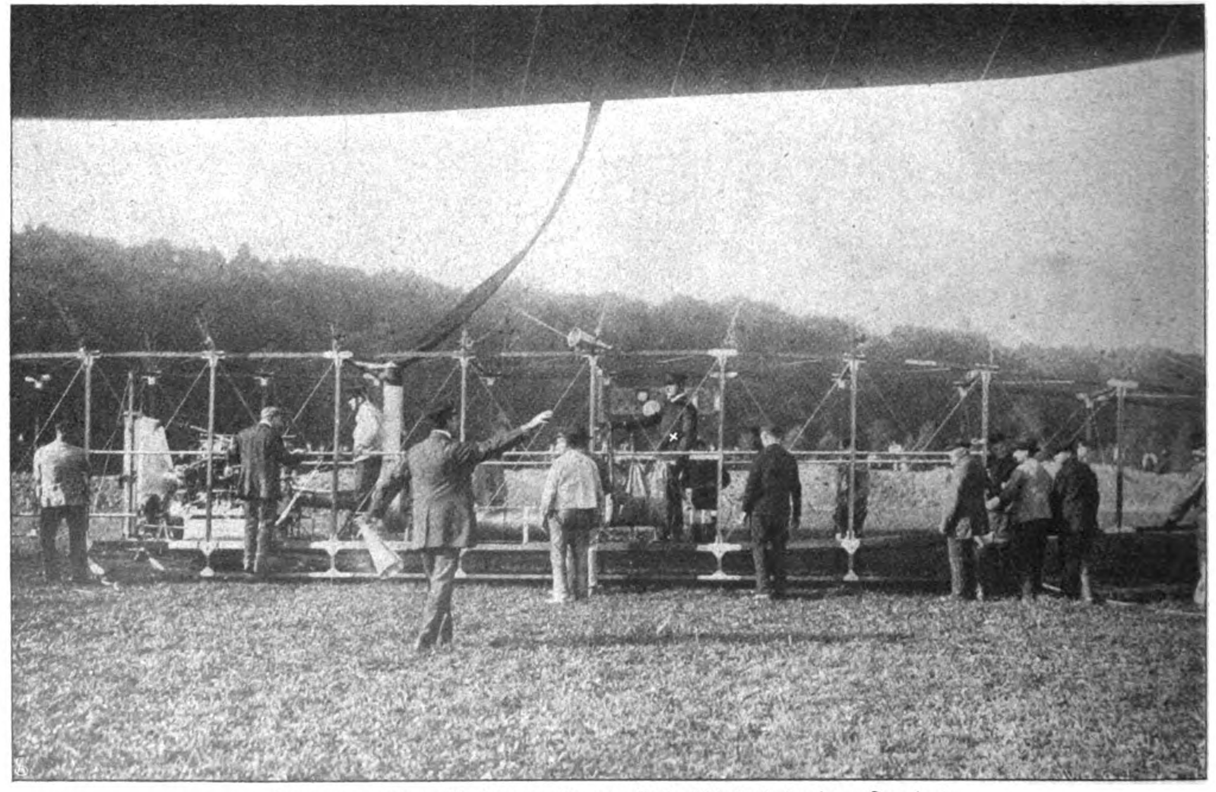
Fürst Ito,
früherer Leiter der japanischen Verwaltung in Korea, wurde von einem Koreaner ermordet.

Zar Nikolaus II. und König Viktor Emanuel auf der Fahrt von der Station nach Schloß Racconigi.

Vom Zarenbesuch in Italien.



Das neue Luftschiff über dem Gelände bei Leichlingen.



Kurz vor dem Aufstieg: Oscar Erbslöh (×) in der Gondel.

Der erste Aufstieg des Luftschiffs der Rhein.-Westfälischen Motor-Luftschiff-Gesellschaft Elberfeld.

Phot. Wipperling.

Wirkl. Geheimer Rat Dr. Hermann Lisco, der neue Staatssekretär des Reichsjustizamts.

Spezialaufnahme für die „Woche“.



Der Einsiedler von Jasnaja Poljana auf dem Weg nach Moskau.

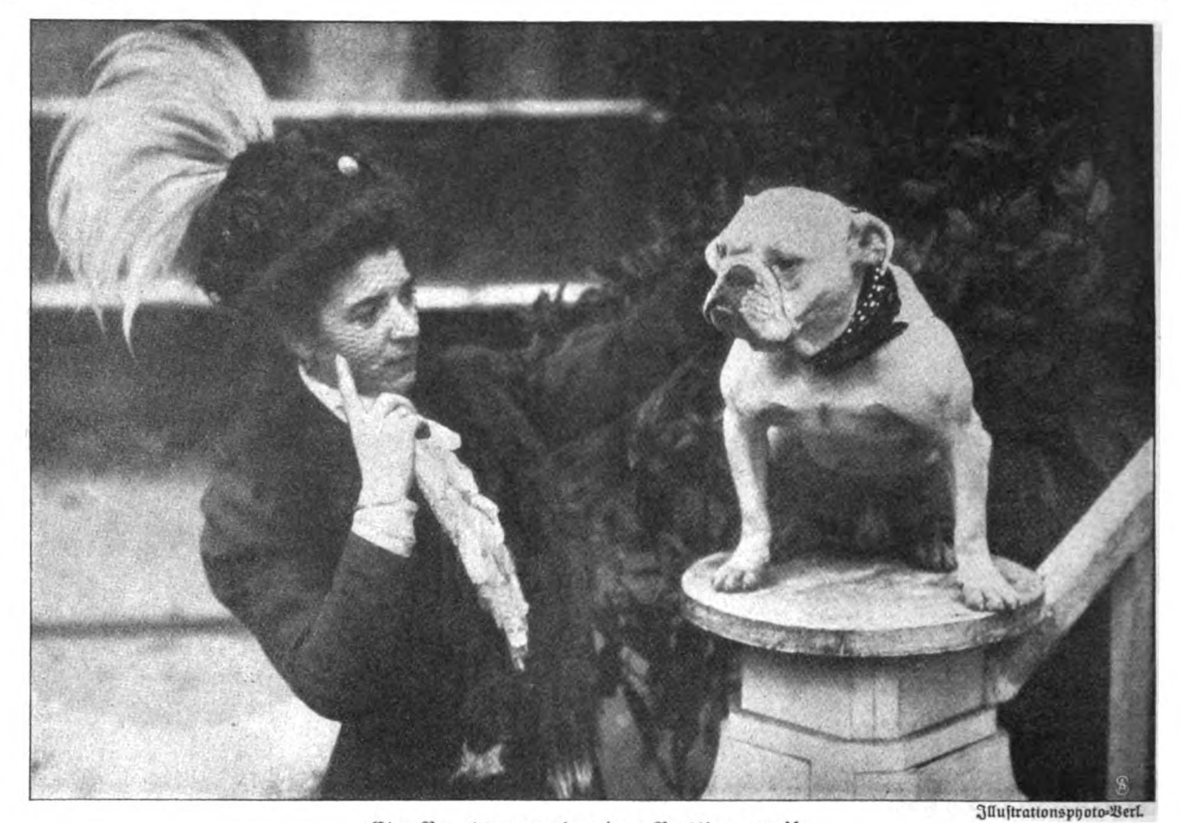
Graf u. Gräfin Tolstoi auf der Station Krekschino in Erwartung des Zuges.

Nebenstehend: Enthusiastischer Empfang auf dem Bahnhof in Moskau

Die Frau in der Aviatik:

Phot. „Rapid“.

Baronin Laroche lenkte als erste Frau einen Aeroplan auf dem Flugfeld bei Châlons.



Illustrationsphoto-Berl.

Ein Prachtexemplar der Bulldoggrasse.



Ausstellungsgäste aus nördlichen Regionen: Sibirische Schäferhunde.

Die zweite Ausstellung von Hunden aller Rassen in Berlin-Halensee.

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

13. Fortsetzung.

Das Mädchen stellte das silberne Tablett mit den Teetassen, dem Kakeskörbchen und einer Schale Pralinés auf einen kleinen Tisch.

„Die Locken stecke ich mir schon allein," sagte Frau Mara, „gehen Sie nur, Elise. Legen's dem Fräulein die Sachen parat, daß sie sich gleich umziehen kann, wenn sie kommt."

Mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit wendete sie sich dann an Ottilie. „Die haben nämlich das neue Auto eingeweiht, das der Paul sich zugelegt hat. Ein Sechssitzer — ein Haus, sage ich dir. Nach Wannsee sind sie hinaus. Und gefrühstückt haben sie bei der Durchlaucht. Aber du weißt ja noch gar nichts ... Also trink ... Du mußt schon entschuldigen — ich muß mich fertig frisieren. Ja ... was ich sagen wollte: Mit einem Baron Ziskyni ist sie verlobt. Von der österreichischen Botschaft ein Attaché. Ein fescher Kerl! So ein rechter, ein lieber Wiener Bub! Na — du kennst sie ja nicht, die Wiener Aristokraten. Das is was ganz B'sondres! Das findet man hier nirgends. Ich hab's ja immer g'sagt — die Pieps schlägt mir nach. Natürlich muß es an Wiener sein! Auf alle möglichen Leut hatt ich g'raten, aber gerad auf den nit. Nie hat sie von ihm g'sprochen. Ins Haus ist er auch nicht oft kommen — drei-, viermal höchstens. Und viel g'red't hat er auch nit. Nur so riesig lieb war er, und fesch getanzt hat er, und wann er einem ‚Küß d' Hand, gnä' Frau' sagte — das war — weißt Ottilie, wie wann euer Kaiser einem 'n Orden mitten drauf auf die Brust pickt. Na — ich werd dir was sagen, Ottilie, bei der Durchlaucht haben sie sich wohl öfter g'sehn. Aber das ... das war immer eine Heimlichkeit ..! Mein Gott ...! Wie wenn i nit wüßt, wie das alles z'sammen hangt ..."

Frau Mara nahm den Handspiegel und besah sich die wohlgelungene Coiffüre von allen Seiten.

Ottilie nippte kaum von ihrem Tee, wagte es gar nicht, weiter zu fragen, und hing an den Lippen der Schwägerin wie ein Kind, dem man Wundermärchen erzählt.

Frau Maras Gedanken aber waren schon wieder wo anders, kamen unwillkürlich zu ihr selbst zurück. „Was glaubst, Ottilie, ich, die Mutter, hab nix gewußt. Alles hat die Durchlaucht g'macht. Wie der Brief heut früh von ihr gekommen ist, da hat er mich rufen lassen, und die Pieps ist mir um den Hals g'fallen und hat g'schrien: ‚Mamali, der Kari hat um mich angehalten!' — Ganz blöd bin i. Daß sie ihn Kari g'nannt hat, hat mir schon g'fallen, aber wer der Kari war ... das hätt ich mein Lebtag nit g'wußt. Na — um zwölf Uhr ist er angekommen. Da war er erst bei Paul eine Viertelstunde. Die Pieps hat mir beinah Krämpf gekriegt. Wie das Mädel sich hat verstellen können — immer so kalt und unnahbar, und jetzt ... i weiß nit, wie wenn's ein kleines Choristenmädel wär', 'n verliebtes. Ja ... na also, da ist er hereingekommen. Eine Weste hat er g'habt mit solchen Tupferln und Stricherln — ein Gedicht, sag ich dir! Und der Rock — weißt, Ottilie, hier verstehn sie ja so was nit zu tragen — dazu muß man aus Wien sein ... das ist gar nicht zu beschreiben, wie schön der Mensch ausg'schaut hat! Wie elegant! Dann hat er mir die Hand geküßt, und der Paul hat mir was g'sagt — i weiß nimmer mehr was — und dann ist die Pieps gekommen, und dann hat sie zu lachen ang'fangen und er auch, und dann sind sie durch alle Zimmer g'laufen wie närrisch, wie so zwei kleine Kinder — na, und irgendwo wird er sie schon erwischt haben und sich sein Busserl g'holt haben. Denn dann hat man auf einmal nix mehr g'hört, und wie's dann zurückkommen sind Arm in Arm — furchtbar feierlich und vornehm, da waren sie beide rot und ganz bleed und hab'n kein Wort mehr geredt. Daß i dazu gekommen wär so zu an paar Worten, wie's die Mutter zu ihrem Schwiegersohn sonst sagt — davon war gar keine Idee. Die Durchlaucht hatte sagen lassen, sie sollten mit dem Vater zum Frühstück kommen. Da gab's denn nix wie Hetz. Ich hab mich noch nit umg'schaut gehabt, da ware sie alle auf der Treppe, und von der Elis' weiß ich, daß der Chauffeur sie alle mit dem neuen Auto nach Wannsee g'fahren hat. Mich hat der Paul nur angeklingelt, um mir zu sagen, daß i ein paar nähere Bekannte telephonisch für heute zum Diner lade, und die Tant' vom Kari — eine Gräfin Strachewsky — die zum Besuch in Berlin ist, die käme auch heute abend — ich sollte mich danach richten ... ach ja ... und die Pieps hat mir noch zug'rufen, der Felix soll nit vergessen werden."

„Das liebe Kind ...", murmelte Ottilie.

Frau Mara trank in drei Zügen ihren kalten Tee aus.

„Geh, ich bitt dich, Ottilie, schreib die Namen auf die Kärtchen. So elegant schreibst du nicht wie Pieps, aber meine Pfote — i glaub, dem Paul möcht der Bissen im Halse stecken bleiben! Da ist die Liste. Der Paul hat sie mir durch den durchlauchtigen Diener g'schickt. Also nicht wahr, Ottilie, oben der Name vom Herrn, unten der Name von der Dame. Ich hab immer ein gleiches Kringel gemacht bei denen, die z'sammen gehören. Wart, ich bring dir's Tintenzeug her, und das Tablett, das pfeffern wir 'naus! So ... Aber dein Jackerl mußt ausziehn. Den Hut b'hältst auf? Na ja ... schon recht."

Ottilie machte sich an die Arbeit.

Ihre Feder glitt leise knisternd über die koketten Fetzen aus Büttenpapier mit dem goldverschlungenen F. N. in der Ecke.

Frau Mara schellte nach der Jungfer und ließ sich schweigend ein pompöses, geschlossenes Samtkleid anlegen mit echten Spitzen.

„Keinen Schmuck, gnädige Frau?"

„Nein."

Und wieder zutraulich und gutmütig zu Ottilie gewendet, sagte sie: „Ich kenne die Wiener Aristokratie." (Woher sie

sie nur kennt, dachte Ottilie, die keine Brücke fand, die von der kleinen Choristin zur Wiener Aristokratie hätte führen können.) „Auf Schmuck pfeifen sie. Aber Spitzen — damit machen sie Pflanz! Besonders, wann sie recht gelb und zerschlissen ausschn. Ich laß meine immer in Kaffeesud waschen, und die Elis' muß mir kleine Löcher hineinreißen."

„So", sagte Ottilie. „Jetzt ist mir eine Dame übriggeblieben... wer führt denn die?"

„Der Felix kann sie kriegen. Die Giebel ist es — net?"

„Ja . . . Fräulein Hansi Giebel."

„Ja, ja . . . weiß schon. Das heißt, g'sehn hab ich sie noch nit. Der Paul hat sie wo kennen g'lernt. G'wiß ein hübsches Mädel, wann er sie protegiert. Sie soll die Pieps malen. Der Paul hat irgendwo ein Bild von ihr g'sehn. Da hat er sie gleich über'n roten Klee g'lobt. Das ist immer so bei ihm. Entweder man is 'n Genie oder 'ne Gans . . . Jessas, i glaub gar, die sind schon da!"

Ottilie fühlte eine zitternde Unruhe in sich, und auch im Zimmer wurde alles unruhig: die Jungfer, die mit bebenden Fingern irgend was irgendwo aufsteckte, Frau Mara, die nach dem Parfüm, nach den Ringen, nach dem Taschentuch schrie; die Kretonnevorhänge bewegten sich von dem schnellen Hin und Her der zwei Frauen, Stecknadeln fielen zur Erde, Nagelfeile, Schere, Schuhlöffel wirbelten noch einmal durcheinander, ja das Licht in der Glühbirne flackte ein paarmal auf, als hätte der elektrische Strom plötzlich zu hüpfen begonnen. Laute, helle Stimmen, Lachen, eilige Schritte, eine Welle übermütigen Lebens brach sich an der Tür des verschlossenen Toilettenzimmers.

„Mamali, bist du fertig . . . Kari, laß mich los . . . Schick mir die Elise, Mama, hörst du . . . Kari, red keinen Unsinn . . . Du, Mama, der Kari ist schlimm . . ."

Der junge Bräutigam lachte.

„Pieps ist eine große Schwindlerin. Glauben Sie's nicht, Frau Mama!"

„Du sollt ‚du' sagen, Kari!"

„Darf ich, Frau Mama?"

Frau Mara schwelgte.

„Na freilich . . . und 'n Bussel kriegt der Kari auch. Aber erst nachher, beim Champagner!"

„Soll ich dir ein Glas hereinbringen, Frau Mama?"

Er rüttelte leicht an der Tür.

„Schaut's, daß ihr wegkommt, i bin ja noch bei der Toilett!"

„Na, das is ja gerad schön. Wenn die Mama in Wien sich angezogen hat — hab ich immer zuschaun dürfen. An mir ist ein Damenschneider verloren gegangen. Ehrenwort. Ich hab schon immer g'sagt, Gesandter oder Damenschneider. Die schaun am meisten hinter die Kulissen . . . Au weh, Pieps . . . wer wird denn gleich mit dem ganzen Pratzerl loshaun . .?"

„Jessas, sind die lieb, jessas, sind die lieb!" wiederholte Frau Mara immer wieder, hielt Ottilie bei der Hand und verbiß sich das Lachen.

Von weitem hörte man Frank Nehls sprechen, lebhaft, gut gelaunt.

„Kari", rief er.

Es klang wie ein Kuß, ein leises, gurgelndes Lachen.

„Du, jetzt muß ich mich aber wirklich anziehn" — und dann ein lautes, männliches: „Bin schon da, Papa . . ."

Elise war zu Pieps hinübergelaufen.

Frau Mara fuhr sich nochmals mit der Puderquaste über das Gesicht. Sie sah sehr glücklich aus, richtete sich stolz auf, wie getragen von einer neuen Würde.

„Was das für ein lieber Bub ist, Ottilie . . . ! Du hörst ja. So ein bescheidener Bub. Nix Arrogantes, als wenn er sein Lebtag mit uns verwandt gewesen wär! Und ich bin sicher, der laßt sich trotzdem nit imponieren vom Paul. Was die Berühmtheit vom Paul is, die is ihm ganz egal. 's Mädel hat er gern und — fertig. Und weil ich die Mutter von seinem Mädel bin, drum bin i g'rad so viel wie der Vater — aber akkurat so viel!"

Ottilie hätte gern noch den Bruder gesprochen.

„Wenn ich schon da bin, ich möchte ihm doch die Hand drücken."

Frau Mara zog die Stirn in krause Falten. „Ich kann dich jetzt nicht hinüberführen, weil die Gäste jeden Augenblick kommen können . . . Na wart, Ottilie, ich will fragen."

Sie schloß die Tür auf und rauschte durch ihren kleinen Salon in den Speisesaal. Die Tür blieb angelehnt.

Ottilie zog sich langsam die Jacke wieder an. Dann stand sie wartend da. Regungslos. Es war etwas Tragisches in dieser hageren Gestalt, die so starr dastand inmitten des glitzerigen Luxus des bunten, duftgeschwängerten Raumes.

Elise kam ein-, zweimal hereingelaufen, sich Nadeln zu holen vom Toilettentisch, dann kam der Diener — in großer Livree, hastig, die weißen Handschuhe halb auf den Fingern. Er holte die Kärtchen vom Tisch und glitt wieder hinaus auf den absatzlosen, weichen Lackstiefeln.

Ottilie wartete. Sie war nicht empfindlich, aber sie fühlte es, daß Mara sie so plötzlich hatte stehen lassen, weil sie nicht wußte, in welchem der zehn Zimmer sie die Schwägerin augenblicklich unterbringen konnte. Im Vorübergehen würde sie ihrem Manne schon sagen: „Du, die Ottilie ist in meinem Toilettenzimmer, möchte dir guten Abend sagen", und dann würde Paul kommen, ungeduldig, aber doch in guter Stimmung, und würde der alten Schwester die Hand drücken und in diesen Händedruck etwas hineinlegen von aufwallendem Zusammengehörigkeitsgefühl.

Darauf wartete Ottilie.

Sie wartete lange, denn Frank Nehls hatte sich auch erst umziehen müssen.

Dann hörte sie plötzlich sein lautes, wie immer herrisches: „Na, Tille . . . wo steckst du denn? . . . Ah, da bist du! Auch eine Idee! Warum hast du dich nicht lieber gleich im Badezimmer versteckt? Komm mal da raus . . . So . . ."

Und sie stand ihm nun unter dem strahlenden Kronleuchter des blauen Salons gegenüber.

„Ich freue mich so, Paul . . . Du bist gewiß sehr glücklich?!"

„Danke, danke, Tille." Er klopfte sie auf die Schulter. „Na, das mit dem Glück bei solchen Gelegenheiten ist so ein zweischneidiges Schwert. Der Junge ist ja ganz nett. Erste Familie, brillante Vermögensverhältnisse, hübscher Kerl . . . Keine Leuchte, weißt du . . ."

Er lachte ein bißchen spöttisch und zugleich befriedigt.

„Pferde, Sport, Frauen, Moden, dabei ein ganz netter Kerl. Hier gibt's so was gar nicht. Hier wird das alles



gleich frech und steifnackig, und die Dummheit merkt man gleich auf hundert Schritt. In Wien da spricht ein Philosoph wie'n Droschkenkutscher. Das heißt bei denen dort: ‚sich natürlich geben'. Na ja . . . vielleicht entdecke ich nächstens, daß auch Mara eine Philosophin ist. Kenn sich einer in den Frauen aus . . ."

Der letzte Satz galt aber nicht seiner Frau.

Er war sich noch immer nicht klar: was hatte Pieps „an ihrem Kari gefressen"? Gab sich nur zufrieden, weil er sie so unbeschreiblich glücklich sah, und weil die Partie auch an äußerem Glanz nicht so leicht übertroffen werden konnte.

Dem Enzlehn vor allem gönnte er die Nase. Ein Fest war ihm der Gedanke.

Dabei fiel ihm der gestrige Abend ein.

„Du, ja . . . Tille . . . ich hätt dir noch manches zu sagen. Aber jetzt ist nicht der Augenblick. Paß auf den Alten auf, nicht wahr? Mehr kann ich jetzt nicht sagen. Paß auf! Du, ja . . . und dann noch was . . ."

Er griff in die Innentasche seines Fracks, holte ein Portefeuille heraus. „Ich hab ihm monatlich hundert Mark ausgeworfen. Pension natürlich. Ihr sollt Wein trinken, mal 'n bißchen Kaviar essen. Dir wird das gut tun. Kaviar ist nahrhaft. Natürlich gibst du ihm kein Geld in die Hand. Keinen Pfennig . . . hörst du . . . Da ist gleich für drei Monate, nicht wahr . . . das ist einfacher. Und nachher erinnerst du mich wieder — nicht wahr? Also abgemacht, jeden Monat hundert Mark. Und er soll doch nicht den ausgefressenen Pelzkragen mehr tragen. Blamabel sieht das aus! So, meine gute Tille . . ."

Sie hielt wie versteinert drei Hundertmarkscheine in der Hand und fand kein Wort des Dankes. Es war so schrecklich: der berühmte Bruder im Frack, mit den echten Perlen im Hemd, sie in der alten, verwetzten Jacke, wie eine Almosenempfängerin, und über beiden das harte, taghelle Abendlicht, mitleidlos, hohnvoll.

„Verzeih, Tille, ich muß noch an ein paar Redaktionen telephonieren. Alles Gute!"

Er drückte ihr die Hand und ging mit kurzen, eiligen Schritten aus dem Zimmer, ohne sich umzusehen, absorbiert von einem neuen Gedanken, den er unverzüglich, aber ganz unverzüglich in die Tat umsetzen mußte.

Ottilie stand wieder allein. Wieder um sie herum das Lichtgeriesel, der fast erdrückende Luxus einer fernen Lebenssphäre. Die kleingefalteten Scheine drückten sich hart gegen ihren Handteller, schnitten sie ins Fleisch. Sie hatte bisher nur selbstverdientes Geld in der Hand gehabt und es immer mit achtungsvoller Freude in Empfang genommen. Es war ihr immer das Symbol ihrer Selbständigkeit, der Ausdruck ihres eigenen Wertes gewesen. Und das Zweimarkstück, das ihr eine gelegentliche Privatschülerin in die Hand drückte, erfüllte sie mit der gleichen Genugtuung wie ihr Lehrerinsold am Ende des Monats.

Unbeschreiblich peinlich waren ihr die dreihundert Mark des Bruders. Eine Pension für den Vater? Wie kam er dazu? So plötzlich? . . . Hatte der Vater geklagt, sich über karge Mahlzeiten beschwert?

Es würgte sie etwas am Halse. Sie fühlte brennende Tränen aufsteigen, ein zuckendes Beben der Lippen, des Kinnes.

Mein Gott — gab sie es denn wirklich so karg? War das beschränkte Behagen ihres kleinen Hausstandes wirklich so armselig, daß sie fremde Hilfe annehmen mußte? . . .

„Tante Ottilie du? . . Ich hab dich erst gar nicht erkannt! . . . Weißt du schon, Tante Ottilie?"

So herzlich hatte Pieps' Stimme nie geklungen, wenn sie mit der Tante sprach. Ihr ganzes Wesen strahlte heute Liebe und Glück aus. Sie hob den häßlichen, fast undurchsichtigen Schleier und küßte die Tante mitten auf die schmalen, hart zusammengepreßten Lippen.

„Sei nicht bös, Tante Ottilie, daß wir dich nicht eingeladen haben, aber es kam so plötzlich, so ganz unerwartet . . . so himmlisch unerwartet. Du glaubt ja nicht, wie glücklich ich bin, Tante Ottilie — du glaubst es nicht! . . . Du, Kari . . . Kari . . ."

Sie rief es mit ihrer hellen Stimme, daß man es durch das Speisezimmer im Musiksalon hörte, wo Kari gerade einen Lannerschen Walzer intonierte.

Er kam beinahe angelaufen, harmonisch in den Bewegungen, trotz der schnellen Bewegung, voll Anmut in der engen, sehr vornehmen Eleganz seiner schlanken Glieder.

„Du, Kari — das ist Tante Ottilie — die gescheiter ist als wir alle zusammengenommen — das hab ich dir doch schon gesagt, gelt?"

„Ja, natürlich . . . freilich . . . die Tante Ottilie, die g'scheite Tante Ottilie . . ."

Er hatte keine Ahnung. Aber in Berlin waren ja alle furchtbar gescheit, und die Schwester seines Schwiegervaters war natürlich ein Ausbund von Gescheitheit . . . Daran zweifelte er gar nicht. Ritterlich und ehrerbietig führte er Ottiliens Hand in dem spröden, baumwollenen Handschuh an die Lippen.

Ottilie wurde sehr verlegen. Das Weinen verging ihr, alles Wehmütige — nur die Befangenheit blieb.

„Ich freue mich . . . ich gratuliere herzlich . . . ich . . ."

Kari neigte seinen hübschen Kopf mit dem lichtbraunen Haar, das nach der Art der österreichischen Offiziere kleidsam in schrägem Scheitel gekämmt war und auf der rechten Schläfe in einer Locke auslief.

„Jetzt muß ich aber gehn . . . ich war nicht eingerichtet auf die Verlobung . . . wenn die Gäste kommen und mich Vogelscheuche sehen . . ."

„Dann halten sie Sie gewiß für eine reiche Erbtante. Die reichen Erbtanten gehen bei uns wie die Nonnen angezogen. Das gilt bei uns für sehr elegant. Nur ein bisserl Schleppe müßten Sie sich anschaffen, Tante Ottilie. Schwarz Merinos mit Schleppe und weißen Manschetten, die Erzherzogin Josepha, deine Namenschwester, Pieps, geht nie anders."

Er bot ihr den Arm und führte sie mit respektvoller Sorglichkeit ins Entree. „Die Mama dürfen wir jetzt nicht stören, die legt die Sitzordnung aus. Das ist furchtbar wichtig, die Sitzordnung. Stellen Sie sich vor, Tante Ottilie, ich müßt den ganzen Abend neben meiner Tante Strachewsky sitzen — weiße Haar könnt man kriegen bei dem Gedanken!"

Pieps lachte, Kari lachte.

Es war das Lachen zweier Kinder. Sie hätten gelacht, wenn sie „guten Abend" gesagt hätten oder „es ist warm im Zimmer" oder auch nur, wenn sie den Zeigefinger in der Luft bewegt hätten.

Sie lachten ohne jeden triftigen Grund, nur weil sie glücklich waren. Glücklich wie Kinder, die sich plötzlich ab-



küssen, weil irgend etwas sie einander in die Arme treibt. Und sie lachten, weil dieses Lachen der primitivste Ausdruck für ihr kindisch primitives Glück war...

Auf der Treppe begegnete Ottilie einigen Gästen. Sie drückte sich an die Wand und ließ die schweren Samtmäntel und knisternden Seidenroben an sich vorüber.

Im hellerleuchteten, spiegelverkleideten Torflur kam ihr Felix entgegen. „Du, ist das wahr, Tille?"

„Was denn?"

„Pieps ist verlobt?"

Seine Stimme klang heiser. Er war grün im Gesicht.

„Was ist dir, Felix... um Gottes willen, bist du krank? Wie siehst du denn aus?"

Er drückte ihre Hand, die gleiche Hand, die noch die dreihundert Mark umschlossen hielt.

„Ich muß hinauf, Tille ... Ja ... hast du ihn gesehn? Tille? Puppenkopf... was? Was ist denn an ihm dran? Titel — Geld. Alles sehr schön. Sonst ein Heupferd. Der letzte Kommis in Glogau ist intelligenter, und so was kriegt eine Frau wie Pieps! Der Mara ist wohl der Attaché in die Nase gefahren! Guten Abend, Tille..."

Die häßliche Franksche Wut lag in seinem Gesicht, in seinen Worten und sprudelte ihm von den Lippen in kurzen, abgehackten Sätzen.

Er war außer sich. Er litt.

Er hatte Pieps angebetet — scheu — wunschlos — ihr Bild hatte ihn seit Wochen Tag und Nacht nicht mehr verlassen. Er lebte nur in ihr, im Gedanken ihres letzten Wortes, in Erwartung ihres nächsten. Er hatte seine Musik zum Teufel gejagt, in der Bank nur seine Stundenzahl abgesessen und im übrigen nur Interesse für die Papiere gehabt, die er kaufen und verkaufen konnte.

Was er verdient hatte — er wußte es nicht. Er verbrauchte alles. Und noch mehr. In ihrer Welt wollte er leben — immer da sein, wenn sie ihn rief. Dafür war ihm kein Opfer zu groß.

Wenn sie sich nach ihm umsah, ihre Fingerspitzen auf seinen Arm legte, „Onkel Felix" sagte, schmeichelnd und kindlich, wie es ihre Art war — dann war er glücklich. Mehr brauchte es nie zu sein.

Und da war plötzlich dieser Ziskyni gekommen — dieses aristokratische Gigerl mit der Art eines verwöhnten kleinen Jungen, hatte mit seinen engen Manschetten, seinen schleppenden, gutturalen Lauten, seinen dummdreisten Augen und dem kindlichen Lachen — alles zerstört, alles vernichtet. Und er durfte sich nicht einmal merken lassen, was in ihm zerstört worden war ....

Tille... die mochte es erraten. Was lag dran! Es war ja doch vorbei...

„Mein armer, guter, dummer Junge..."

Ottilie lehnte einen Augenblick wie betäubt am Spiegel.

Als sie aufblickte, war Felix schon oben, gab Pieps einen onkelhaften Kuß auf die Stirn, schüttelte dem Bräutigam die Hand, küßte seiner Schwägerin die Fingerspitzen ... alles, wie es üblich war bei solchen Gelegenheiten und in guter Gesellschaft.

Nur als der Bruder ihn ansah — da blieb ihm das Wort im Halse stecken, und die Hand hob sich nur schwer zur Begrüßung.

Sie sahen sich beide an — stumm — forschend — als senkte einer dem andern die Sonde tief ins Innere.

„Na ja...", sagte Frank Nehls.

Sie hatten sich verstanden. Zum erstenmal standen sie einander gegenüber völlig gleich in einem gemeinsamen, schmerzlichen Staunen, zum erstenmal als Brüder in stummem, tiefem, gegenseitigem Verstehen.

Näher hatte sie noch keine Stunde zusammengebracht.

Am andern Morgen las Englehn beim Morgentee, den er nach englischer Art mit geröstetem Weißbrot und kaltem Fleisch einzunehmen pflegte, folgende Notiz in der Zeitung:

„Wie wir soeben erfahren, hat sich Fräulein Josepha Nehls, die Tochter von Frank Nehls, eine der gefeiertsten jüngsten Erscheinungen der Gesellschaft, mit Baron Oskar von Ziskyni, Attaché an der hiesigen österreichischen Botschaft, verlobt. Die Ziskynis gehören zum alten Adel Österreichs. Die Vermählung soll im Herbst stattfinden."

Englehn knipste ein Aschenstäubchen von der Zeitung und goß sich zwei Löffel Arrak in den Tee.

Das Zeug war doch zu labbrig.

Aha... so war's gemeint!

Er lächelte sein spitzes, ironisches Lächeln.

Die Dienstage der Arnulf waren wirklich nur eine Attrappe. Geld war das Höchste, was man sich da holen konnte....

Aber das war schließlich auch etwas wert.

Er brauchte diesen Trost. Denn es dauerte immerhin zwei Tage, ehe er es über sich brachte, seine Karte mit dem p. f. in der rechten Ecke in die Rankestraße zu senden.

* * *

Am Sonntag nach der Verlobung sollte ein besonders glänzender Empfang in der Rankestraße stattfinden.

„Gehen Sie hin?" fragte Direktor Paulsin den kleinen Eiler, der in seiner Eigenschaft als Direktor der neuen Fürstenweg-Gesellschaft eben eine längere Konferenz mit ihm gehabt hatte.

Eiler kaute an seiner Zigarre. „Muß doch..."

Sein blankes, joviales Gesicht hatte ein paar mißmutige Falten. Alles, was ihn an die Rankestraße erinnerte, war ihm augenblicklich fatal. Er hatte an seine neue große Stellung Hoffnungen geknüpft, die nun doch eklig in die Brüche gegangen waren.

„Ich glaube gar, Eiler...."

Paulsin schnitzelte mit seiner scharfen, schlanken Schere zerstreut das verschlungene O. J. aus dem Karton der Verlobungsanzeige, die ihm mit anderen Briefschaften eben heraufgebracht worden war. Er lächelte dabei ein bißchen von oben herab.

Dann ganz sachlich: „Ist nicht Nehls' Bruder bei uns irgendwo im Bureau?"

„'türlich", fauchte der kleine Eiler.

„Wie macht er sich?"

Eiler zuckte die Achseln. „Ganz gut — weiß nicht. Seit ein paar Tagen ist er bei Ramlow."

Paulsin blickte unter den halbgesenkten Augenlidern scharf zu Eiler hinüber. Noch einmal glitt das kaum merkliche Lächeln über seine schmalen Lippen. Er kannte Eiler. Wenn der einen Pik auf jemand hatte — dann steckte er ihn zu Ramlow.

Die neue Stelle war mit einer kleinen pekuniären Aufbesserung verbunden, barg aber mancherlei Unbequemlichkeit. Es war ein Bureau, in dem mit am längsten gearbeitet wurde, und Ramlow war nicht gerade ein be-



quemer Chef — in seiner fast kleinlichen Pedanterie. Paulsin kannte den Spitznamen, den man diesem Bureau gegeben hatte: „Sibirien."

Eiler pflanzte sich vor Paulsins Schreibtisch auf, beide Hände unter dem flottgeschnittenen Schwalbenrock: „Und was sagen **Sie** zu der Verlobung?"

„Ich? Wieso?" Es klang kühl und abwartend.

„Na, Sie wußten doch . . . Die Sache hat sich ja durch die Arnulf gemacht."

„So . . . so! Sie meinen?" Paulsin fegte die Kartonschnitzel mit dem kleinen Finger zu einem Häufchen zusammen, fing sie mit der gehöhlten linken Hand auf und warf sie in den Papierkorb.

„Na ja . . . ich denke doch . . ." Der kleine Eiler trat ungeduldig von einem Fuß auf den andern.

Es war, als weidete sich Paulsin an der Zappeligkeit des kleinen Mannes. Er antwortete noch langsamer und gleichmütiger: „Bei der Arnulf ist noch nicht durch die Arnulf!"

„Na, es ist doch klar, daß die Arnulf die kleine Nehls so glänzend wie möglich unterbringt. So eine Art Dankbarkeit für den Vater . . . Er soll sich damals in ihrer Ehescheidungsache so patent benommen haben . . . ich weiß nicht mehr wie."

„Ich weiß wie", sagte Paulsin ruhig. „Er hat einen Abgesandten des Prinzen, der mit Anerbietungen kam, um ihm die Briefe der Prinzessin abzukaufen, ein paar Ohrfeigen gegeben und ihn von der Höhe eines Hochparterres in der Nollendorfstraße mit einem Tritt hinunterexpediert. Am nächsten Tage hat er alle Briefe der Prinzessin in einer eisernen Kassette zu ihr hingetragen. Sie hat sie dann in ihrem Safe aufbewahrt und ihm nach der Scheidung wieder zugestellt. Einen besseren Beweis ihres Vertrauens konnte sie ihm nicht gut geben. Aber was die Partie betrifft . . . lieber Eiler, so glänzend sind doch zwanzigtausend Gulden Jahresrevenue nicht . . . !"

„Nee — wenn man Nehls heißt, allerdings! Aber da sind noch Erbtanten und Erbonkels."

„Zukunftsmusik, lieber Eiler. Das beste ist vorläufig die Familie. Die Gräfin Strachewsky hat glänzende Beziehungen zum österreichischen Hofe . . ."

Eiler kannte Paulsins weitausgehende Pläne. Beziehungen mit Österreich zu gewinnen, war einer seiner langgehegten Wünsche. Da war viel zu sanieren! Eiler wußte, daß Paulsin jahrelang in äußerem Gleichmut Terrain vorzubereiten pflegte, dachte auch jetzt wieder an die Baireuther Geschichte und lachte leise vor sich hin. „Wir treffen uns also Sonntag bei Nehls", sagte er.

„Vermutlich . . ." Paulsin nickte kühl.

Eiler versuchte das verabschiedende Kopfnicken zu übersehen. Paulsin erhob sich. Beweglich sprang Eiler auf ein anderes Gebiet über.

„Der neue Nehls soll flau sein. Ich glaube, die Arnulf hätte sich nicht bei Enzlehn engagieren sollen."

Paulsin fuhr mit dem Samtkissen langsam über den spiegelnden Zylinder. „Kleiner Intrigant . . . ."

„Wieso . . . warum . . .?" Eiler wurde purpurrot und rannte wie ein Wiesel im Zimmer umher.

Aufmerksam setzte Paulsin den Zylinder auf und drückte ihn mit langgestreckten flachen Fingern tiefer in die Schläfen. Dann füllte er sein Etui langsam mit Zigaretten.

„Es gibt Menschen, die sich vor einen hinstellen und sagen: ‚Aufgepaßt! Ich intrigiere! . . .' Solche Menschen sind sehr lustig."

Aber Paulsin lachte nicht dabei, sagte es nur ein bißchen geringschätzig und nahm die rostbraunen Handschuhe von der hohen, dunkelgrauen Marmorkonsole.

Innerlich amüsierte er sich doch über die Hilflosigkeit des kleinen Eiler, dessen Liebesenttäuschungen ihn beinahe gallig machten.

Paulsins Erscheinen beim Verlobungsempfang machte gewissermaßen Sensation. Sein Name war wie verwoben mit dem Begriff von Millionen. Es hieß von ihm: was er berührt — wird zu Gold, und dieser Ruf gab ihm einen aufregenden, verwirrenden Nimbus, der seine Persönlichkeit hoch über den Durchschnitt anderer Finanzgrößen schnellte.

Die äußere, sehr vornehme Art seines Auftretens adelte das Glück, das sich ihm beinahe aufdringlich an die Sohlen heftete, und das er mit kluger Beharrlichkeit ausnützte zu den äußersten Grenzen erlaubter Möglichkeit.

Niemand wußte etwas von seiner frühesten Vergangenheit — seiner ersten Jugend. Weiter zurück als in ein kleines Bankgeschäft in der Mauerstraße, dem er als ganz junger Chef von vier Herren vorstand, vermochte niemand seinen Weg zu verfolgen.

Man kannte weder Freunde noch Familienangehörige von ihm. Er schien wie herausgeboren aus der Zeit des aufsteigenden Kapitalismus. Seine elegante, sehr englische Silhouette interessierte auf der Börse lange, bevor sein Name Geltung hatte. Seine Haltung hatte sich nicht verändert seit dem erstenmal, da er knapp und mit leiser Stimme zehntausend Mark Bochumer kaufte, bis zu dem Tage, da er ebenso knapp und leise eine Million Laurahütte zum Kauf aufgab und damit dann einen jener Börsencoups ausführte, die ihren Nachhall auf allen großen Kapitalmärkten des Kontinents finden.

Einem Neugierigen, der mehr über ihn erfahren wollte, als was er selbst von ihm sah, antwortete er, indem er ein Goldstück aus der Westentasche zog und es auf den Boden warf, daß es rollend im Gewühl der trampelnden, scharrenden, schleifenden, tänzelnden Beine verschwand: „Mein curriculum vitae wollen Sie wissen — bitte?"

Der andere lachte überlegen und pikiert.

Nach einer Stunde brachte er Paulsin ein Goldstück an die Garderobe. „Sie hatten es vorhin verloren!"

„Ich weiß nichts davon," sagte Paulsin kaltblütig, „ich habe es nicht gezeichnet. Vielleicht war's ein anderes."

„Das ist doch egal. Zwanzig Mark sind zwanzig Mark!"

„So meine ich's eben — Gold hat keine Ahnen!" Und damit warf Paulsin das Goldstück einem der Garderobiers zu.

Ihm fehlte der Sinn für stilvolle Drapierung der Vergangenheit. Sie war auch nicht angetan dazu.

Das kleine Konfektionsgeschäft in Liegnitz, dem der Vater in geschwätziger Selbstgefälligkeit vorstand, und das den Bedarf des Liegnitzer kleinen Mittelstandes deckte, ließ sich nicht recht als Ausgangspunkt seiner Karriere verwerten.

Er hatte seit jener Zeit einen ausgesprochenen Widerwillen gegen die Massenware, die in schablonenhafter Modernität und billig salopper Ausführung haufenweise auf-



geschichtet auf der breiten Lade des Geschäftes lag oder in den verschiebbaren Holztüren der Wandschränke auf schmalen Kugeln zusammengepfercht war.

Als er sich von seinem ersten Gehalt, das ihm der Vater sparsam ausgeworfen, beim Schneider einen Anzug nach Maß bestellt hatte, gab es die erste große häusliche Szene. Der Sohn sollte die Reklamepuppe des väterlichen Geschäfts sein. Auf seinen Schultern bekamen die Herren Postassistenten, Gerichtsschreiber, Delikateßwarenhändler und andere „den scheenen neuen Anzug" zu sehen.

Anziehen — ausziehen, drei Schritte nach links, drei Schritte nach rechts, umdrehen, wieder umdrehen... 'runter — ein anderer Rock, ein anderer Mantel. Er schloß die Augen, um sich nicht zu sehen in dem halbblinden Stehspiegel, der die hochaufgeschossene schlanke Gestalt zeigte in dem braunen, grünen, blauen Tuch, das brettartig nach dem Alter geschnitten war, nicht aber die Form des Körpers wiedergab.

„Schneidig!" wiederholte der Vater jedesmal mit leise schnalzendem Laut, drehte hin, drehte her, zupfte oben, zupfte unten, und er mußte lächeln, unbeweglich stehen oder sich drehen, langsam, mit der mechanischen Gleichmäßigkeit einer Fensterpuppe.

Und eines Tages starb der Vater. Ganz plötzlich, beim „Auszeichnen" einer Partie Mäntel. Die Mutter führte das Geschäft weiter. Aber da der „junge Herr" nicht mehr anprobierte, hieß es, das Geschäft wäre zurückgegangen in den „Fassonks". Als sie nach kaum einem Jahre an der Seite ihres Mannes beerdigt wurde, fand „großer Ausverkauf" statt. Die Liegnitzer rissen sich um die Ware. Schleuderpreise. Nach sechs Wochen verschwand das Schild Paulsin von der Fassade des kleinen Hauses Ecke Frauenstraße. Und mit dem Schild verschwand der junge Erbe aus der Stadt, der die „neuen Fassonks" gar so schön zur Geltung gebracht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Isolierung von Erschütterungen und Geräuschen.

Von Rudolf Boye, Ingenieur.

„Ja, schön ist's bei euch in Berlin — aber der Lärm!" Wohl jede Berliner Familie, die einmal Besuch aus der Provinz gehabt hat, hat diesen Ausruf hören müssen. Und die Antwort? Ein Achselzucken: „Das ist nun mal nicht anders. Daran muß man sich gewöhnen." Und der Großstädter, der so vieles erträgt, wovon der Kleinstädter verschont bleibt, erträgt auch den Lärm — und wird nervös durch die ständige Ueberreizung seiner Gehörnerven. Denn nicht nur der Straßenlärm dringt auf ihn ein. Auch im Bureau oder zu Hause in seinen vier Pfählen wird er durch Geräusche von Maschinen oder Apparaten, die vielleicht im Nebenhaus arbeiten, in seiner Ruhe gestört. Aber die gleiche Technik, die ihn durch ihre Maschinen manchmal an den Rand der Verzweiflung bringt, gibt auch Mittel an die Hand, um die Uebertragung der Erschütterungen und Geräusche zu verhindern.

Denn das muß von vornherein betont werden: Ihre Beseitigung ist nicht möglich, da sie durch die Konstruktion und die Arbeitsweise der Maschinen selbst bedingt sind. Die Aufgabe, die dem Ingenieur gestellt war, bestand also darin, die Stöße und Geräusche, die bei dem Betrieb auftreten, zu lokalisieren, so daß die Anwohner durch sie nicht mehr gestört werden konnten.

Es hat langjähriger und zahlreicher Versuche und vieler Geistesarbeit bedurft, um die Lösung des Problems auf den Grad der Vollkommenheit zu fördern, auf dem sie heute steht.

Dabei stellte sich zunächst heraus, daß die Luft nur einen minimalen Teil des Schalles überträgt. Der größte Teil wird durch feste Körper, wie Wände, Decken usw., fortgepflanzt und verstärkt, da sie wie Resonanzböden wirken. Es galt also, zwischen den Schallerreger (die Maschine) und den Schallträger (Fußboden, Wand) ein Medium einzuschalten, das die Schwingungen in sich absorbiert. Dazu eignen sich vor allen Dingen elastische Stoffe, wie Filz, Kork, Gummi, Gewebebauplatten usw.

Ihnen haften jedoch einige Nachteile an. Filz z. B. verhärtet sehr rasch, da sich seine Poren voll Staub setzen und sich sein Gewebe unter dem Druck der Maschinen verdichtet, womit natürlich die Wirkung illusorisch wird. Gummi ist nicht unempfindlich genug gegen Oele, Säuren usw., wie wohl jedem Radler oder Autler zu seinem Leidwesen bekannt sein dürfte. Wirklich guter Kork ist unerschwinglich teuer, so daß bei seiner Verwendung, z. B. im Kleingewerbebetrieb, die Anlagekosten derart hoch werden, daß der Handwerker lieber keine Maschinenisolierung einbaut. Die Gewebebauplatten sind nach den Erfahrungen des Verfassers das einzige Material, das obige Mängel nicht aufweist.

Die Art und Weise der Isolierung hängt natürlich ganz von den jeweilig herrschenden Verhältnissen ab. Wenn irgendwo in der Technik, so gilt hier als oberstes Gesetz: Strengste Individualisierung! Immerhin lassen sich gewisse typische Ausführungsformen erkennen, von denen hier einige besprochen werden sollen.

Da sind zunächst die Maschinen, die vermöge ihrer Schwere ohne irgendeine Befestigung auf dem Boden stehen, dabei aber während des Geräusches ziemlich kräftige Stöße hervorbringen. Als Beispiel seien die Buchdruckschnellpressen angeführt, deren Isolierung schon deswegen von größter Bedeutung ist, weil sich Druckereien heute fast immer in der Nähe bewohnter Räume befinden. Bei derartigen Maschinen genügt es in der Regel, zwischen Fundamentrahmen und Fußboden eine entsprechend starke Schicht Isoliermaterial einzuschalten. Von Vorteil ist es dabei, die Auflageflächen der Maschinen künstlich zu vergrößern, indem man unter diesen breite Flacheisen anbringt und darunter erst die isolierende Schicht legt.

Schwieriger liegt die Sache schon, wenn kleinere Maschinen ohne Fundament mit dem Boden durch Steinschrauben u. dgl. verschraubt sind. Hier ist die einfache Verlegung von elastischem Material, wie sie oben beschrieben wurde, nicht ausreichend. Denn so eine kleine Steinschraube, die so harmlos aussieht, überträgt vermöge des innigen Kontakts, in dem sie mit dem Fußboden steht, doch sehr viel von den Erschütterungen. Hier muß man sich mit Spezialkon-



struktionen helfen, deren Prinzip darin besteht, einerseits wohl eine feste Verbindung von Maschine und Boden zu gewährleisten, anderseits jedoch die etwa auftretenden Vibrationen in sich aufzunehmen. Diese „elastischen Fundamentkörper" werden in die Decke eingelassen, worauf die weitere Isolierung der Maschine in der oben angedeuteten Weise vorgenommen wird. Kleine Pumpen, Kompressoren u. dgl. werden auf diese Weise isoliert.

In neuerer Zeit wird es immer mehr üblich, größere Gebäude, wie Hotels, Anstalten usw., durch eigene Zentralen mit Elektrizität zu versorgen. Die dabei zur Verwendung kommenden Antriebsmaschinen für die Dynamos sind meist größer und erhalten besondere Fundamente. Hier wird eine gute Isolierung zur direkten Notwendigkeit, da sich ohne diese die Erschütterungen auf das Mauerwerk des Gebäudes übertragen und durch ihre dauernde Einwirkung unter Umständen eine Lebensgefahr für das Haus bilden. In solchen Fällen hilft man sich, indem man rings um das Fundament einen Luftspalt offen läßt, so daß die direkte Berührung mit dem angrenzenden Gemäuer vermieden wird. Um auch eine Uebertragung der Stöße durch den gemeinsamen Baugrund, auf dem Haus und Maschinenfundament stehen, zu verhindern, wird in letzteres eine starke Schicht Isoliermaterial eingelegt, das dann die Vibrationen aufnimmt. Vom Standpunkt der Isolierungstechnik aus ist bei derartigen Anlagen den stehenden Motoren das Wort zu reden, denn es liegt auf der Hand, daß bei ihnen die Hauptstöße in vertikaler Richtung erfolgen und also leichter abzufangen sind als bei liegenden Maschinen, deren Erschütterungsresultante vorwiegend horizontal verläuft.

Bis in die letzte Zeit war die Isolierung von Maschinen, die sehr kurze, heftige Schläge hervorbringen, wie Pressen, Stanzen usw., fast aussichtslos. Es nutzte nichts, wenn man unter sie Isoliermaterial legte — der Schlag ging einfach durch dieses hindurch, da es während der äußerst geringen Dauer der Einwirkung überhaupt keine Zeit hatte, um nachzugeben und so den Stoß aufzufangen. Eine Erfindung des Diplomingenieurs F. Gerb, der sich um die Ausbildung der Isolierungstechnik bereits zahlreiche Verdienste erworben hat, hat hier Wandel geschaffen. Bei dem von ihm ausgebildeten „elastischen Stoßdämpfer" stehen die Maschinen mit dem Boden überhaupt nicht mehr in direkter Berührung, sondern werden elastisch aufgehängt. Das System hat sich auch bewährt zur Aufnahme ganz kleiner, sehr rasch aufeinanderfolgender Schwingungen, die sich bereits als Töne deutlich machen. Beispielsweise wurde eine Holzhobelmaschine nach diesem System mit verblüffendem Erfolg isoliert. Die von ihr hervorgebrachten Erschütterungen und Geräusche machten sich im Nachbarhaus derart stark bemerkbar, daß das Wasser in einem Goldfischglas lustige Wellen warf, und daß der Lärm einen dauernden Aufenthalt in dem Raum einfach unmöglich machte. Nach Einbau der Isolierung hatte sich nicht nur das Wasser vollkommen beruhigt, sondern auch das Geräusch war nur noch wie ein ganz fernes Summen zu vernehmen.

Auch für die Isolierung der in den Wohnungen entstehenden Geräusche gibt es Mittel. So hat sich z. B. ein elastischer Fußuntersatz nach Versuchen einer großen Nähmaschinenfabrik als geeignet erwiesen, um das durch diese Maschinen erzeugte Surren und Rattern zu dämpfen. Zur Herabminderung der von dem modernen Marterinstrument, dem Klavier, hervorgebrachten „Geräusche" dienen sog. Sordinen, wie sie z. B. von einer Dame der Wiener Gesellschaft, der Pianistin Fräulein Helene v. Baußnern, konstruiert worden sind. Gegen die Belästigung des friedlichen Bürgers durch übende Sänger und solche, die es sein wollen, gibt es dagegen nur ein Radikalmittel: Erbauung besonderer Häuser mit isolierten Zimmern, sog. Studios, in denen sich die Künstler einen Raum mieten. Dieses System ist bereits in Amerika in Anwendung und hat sich bewährt.

Ganz allgemein aber sollte von einem modernen Gebäude gefordert werden, daß zum mindesten die Deckenträger isoliert werden gegen die Wände. Bei der Hellhörigkeit der neueren Decken- und Wandkonstruktionen ist dieses Mittel ein bequemer und billiger Ausweg, um eine Uebertragung der Geräusche aus einer Wohnung in die andere herabzumindern. Besonders in den modernen Industriegebäuden, wo oft über einem Bureau eine Werkstatt ist, sollte eine derartige Isolierung vorgesehen werden. Es würden dann manche Klagen und Prozesse vermieden werden.

Auch gegen den Straßenlärm beginnt man allmählich Krieg zu führen. Vor allen Dingen tut eine Reform der Anordnung der Straßenbahngleise bitter not. Nach der jetzt allgemein üblichen Verlegungsweise reicht die Asphaltdecke der Straße bis dicht an die Schienen heran. Infolgedessen wird sie durch die Stöße, denen die Schienen durch die Straßenbahnwagen ausgesetzt sind, mit in Schwingungen versetzt, wirkt also als verstärkender Resonanzboden — ganz abgesehen davon, daß sie durch die Stöße auch zerstört wird, und daß die dann notwendig werdenden Reparaturen die Gehör- und Geruchnerven der Anwohner in schmählicher Weise beleidigen. Eine Reform in dem angedeuteten Sinne strebt eine Erfindung des Münchner Baumeisters Schneller an. Sie besteht im wesentlichen darin, daß die Schienen auf eine elastische Unterlage gelegt und von dem Asphalt durch Zwischenlegen eines herausnehmbaren isolierten Streifens von Kunststeinen getrennt werden.

Gegen den übrigen, durch die Huppen von Automobilen und Glocken von Fahrrädern hervorgebrachten Straßenlärm gibt's ein einfaches Mittel: Unbedingte Aufmerksamkeit der Passanten beim Kreuzen von Straßen, damit die Fahrer nicht von ihren Lärminstrumenten Gebrauch machen müssen.

Auch bei Eisenbahnübergängen über Straßen ist eine Isolierung möglich durch Einschaltung einer elastischen Zwischenlage zwischen Schiene und Schwelle. Die Elektrische Hoch- und Untergrundbahn in Berlin hat z. B. ihre Hochbahnstrecken derartig isoliert.

Wie man sieht, gibt es Mittel genug, um den Lärm der Großstadt einigermaßen zu dämpfen. Wenn sie noch nicht im vollen Umfang verwendet werden, so liegt die Schuld zum großen Teil an der Passivität des Publikums, das sich noch nicht bewußt geworden ist, welch große gesundheitliche Gefahren der ständige Lärm mit sich bringt. Es kann daher nur dringend geraten werden, energisch Front zu machen gegen unnötige Erschütterungen und Geräusche und rücksichtslos Gewerbe- und Gesundheitspolizei (Kreisphysikus) anzurufen, wenn der Störenfried nicht gutwillig für Abstellung der Uebelstände, die sehr wohl möglich ist, sorgt.

Professor Karl Lamprecht.

Von Prof. Dr. Rudolf Kötzschke. — Hierzu 4 Abbildungen.

Unter den deutschen Historikern der Gegenwart ist Karl Lamprecht, Professor der Geschichte an der Universität Leipzig, eine der markantesten Erscheinungen: nicht nur als Schöpfer namhafter Werke der historischen Literatur, sondern als Führer einer bestimmten Richtung in der Geschichtswissenschaft, die sich neben andern schon von früher anerkannten Arbeitsmethoden Geltung erkämpfen will, als bedeutendster Vertreter jener kulturgeschichtlichen Forschungsweise, die sich die Ergründung der historischen Entwicklung des menschlichen Seelenlebens in seinen vielseitigen Aeußerungen zum Ziel gesetzt hat und von diesem Grunde aus alles geschichtliche Werden in umfassender Betrachtung zu begreifen strebt.

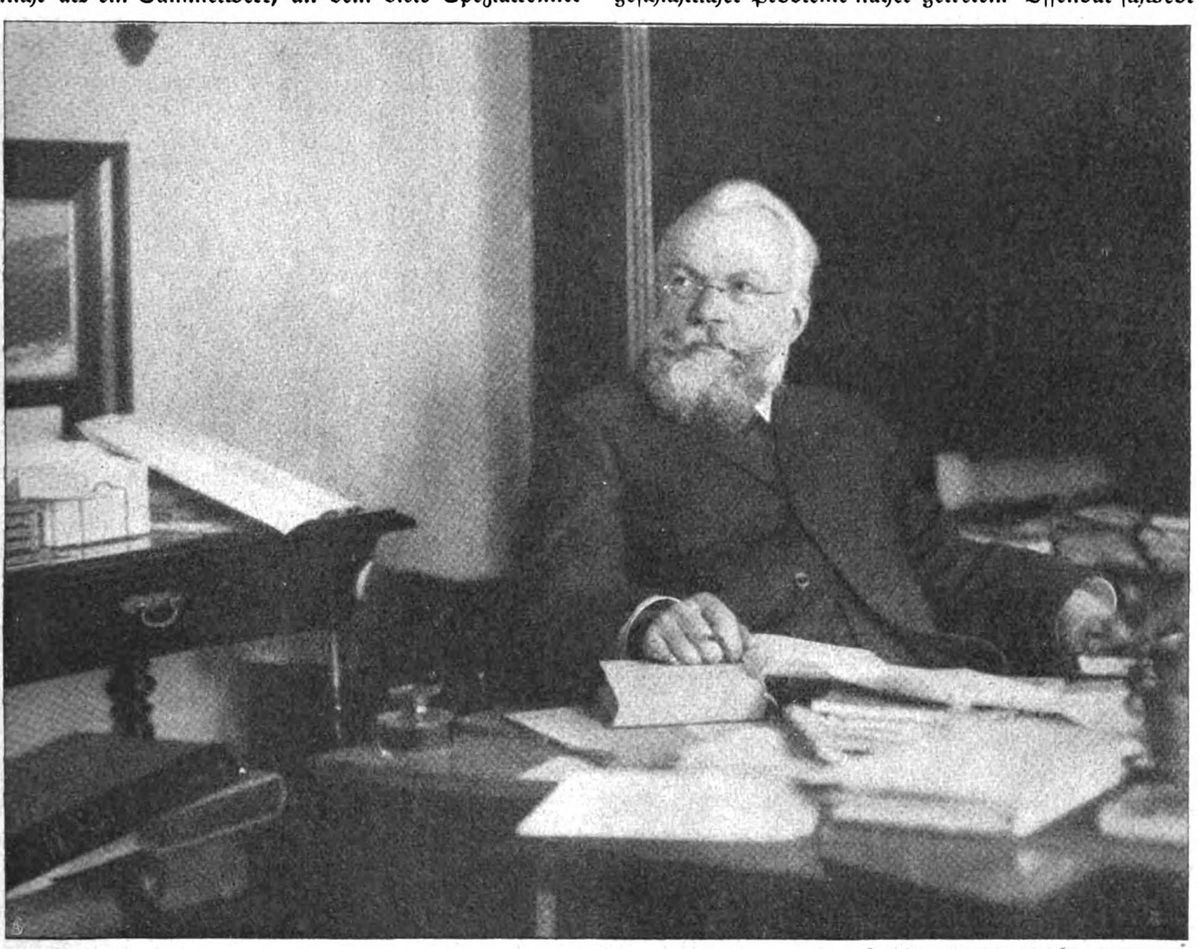
Aus dem an großen Erinnerungen deutscher Geistesgeschichte reichen obersächsisch-thüringischen Kulturgebiet ist Lamprecht hervorgegangen. In Jessen, einem altertümlichen, einst kursächsischen Städtchen in der Niederung an der schwarzen Elster, nicht weit vom Höhenzuge des Fläming, schon im Bereich ostdeutscher Kolonisation, ist er am 25. Februar 1856 als Pfarrersohn geboren. Seine geistige Heimat war also das deutsche evangelische Pfarrhaus mit den vielerlei Anregungen eines kleinen und voll überschaubaren, aber mannigfaltigen Lebenskreises, mit seiner dem tiefsten Innern des Menschen zugewandten Tätigkeit und dem Unabhängigkeitsinn, den eine sehr selbständige Berufsstellung des Hausherrn zu verleihen vermag. Den Gymnasialunterricht empfing er an zwei Stätten, deren Namen in der sächsischen Kulturgeschichte vollen Klang haben: in Wittenberg, wo er in einem Haus aus den Zeiten der Reformation, das einst dem Verleger von Luthers Schriften H. Lufft zugehört hatte, Aufenthalt nahm, und danach auf altklösterlichem Boden in der Landes- und Fürstenschule zu Pforta in der lieblichen Landschaft an der Saale mit ihren stolzen Burgen und dem kunstgeschichtlich bedeutsamen Naumburger Dom. Seine Universitätstudien betrieb er mit einer damals bei einem jungen Historiker seltenen Vielseitigkeit. Zunächst wandte er sich nach Göttingen, wo G. Waitz, ein Meister historisch-kritischen Quellenstudiums, berühmt durch die Bearbeitung der deutschen Verfassungsgeschichte, lehrte. In Leipzig hörte er K. v. Noorden, den Vertreter politischer Geschichte und Begründer des ersten historischen Seminars in Deutschland; aber er trat auch W. Roscher, der die historische Schule der Nationalökonomie begründet hatte, nahe und ebenso A. Springer, der Künstlertum und Kunstwerke aus ihren historischen Zusammenhängen feinsinnig zu würdigen verstand. In München wußte er seine kunstgeschichtlichen Kenntnisse durch Quellenstudien zu vertiefen, bei deren Problemstellung kulturgeschichtliche Gesichtspunkte maßgebend waren. Seine Doktordissertation schrieb er über französisches Wirtschaftsleben im Mittelalter, in jenen Jahren für einen Historiker ein ungewöhnliches Thema (1878); ihr ist später die Ehre einer Ausgabe in französischer Sprache zuteil geworden. Nach Abschluß der Studienzeit trat Lamprecht zunächst in das praktische Lehramt ein; er ward Probekandidat am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium zu Köln unter einem ausgezeichneten, charaktervollen Schulmann, Direktor O. Jäger, und gehört demnach zu den immer seltener werdenden Universitätslehrern, die einmal innere Fühlung mit den Aufgaben des höheren Unterrichts gewonnen haben. So kam er auf längere Jahre nach dem an kulturgeschichtlichen Denkmalen aller Art so überreichen deutschen Westen, an den Rhein, in das „Land seiner glücklichsten Vergangenheit", wie er später bekannt hat. Das Verdienst, ihm dort die wissenschaftliche Laufbahn erschlossen zu haben, gebührt Gustav v. Mevissen, einem der großzügigen Führer des rheinischen Unternehmertums und gemäßigten Liberalismus, der für geistige und namentlich geschichtswissenschaftliche Bestrebungen offensten Sinn hegte. So konnte sich Lamprecht in Bonn 1880 als Privatdozent habilitieren; 1885 wurde er außerordentlicher Professor, 1890 als ordentlicher Professor nach Marburg, 1891 nach Leipzig berufen. Damit kehrte er in das obersächsische Kulturgebiet, dem er entstammte, zurück; und wenn auch die „wohligen Tage einer wissenschaftlichen Jugend" nun hinter ihm lagen und mancher Sturm ihm das Einwurzeln an der Stätte seiner Manneswirksamkeit erschwerte, so darf doch jetzt, nachdem ihm der Ausbau seiner jüngsten Schöpfung kulturgeschichtlichen Hochschulunterrichts, des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte, geglückt ist, angenommen werden, daß er auf die Dauer an der Universität Leipzig verbleiben wird.

Schon sehr früh hat sich Lamprecht die Aufgabe einer vergleichenden Untersuchung der verschiedenen Kulturzweige in der Entwicklung einer menschlichen Gemeinschaft, des deutschen Volkes, gestellt. Bei der systematischen Lektüre der Quellen zur deutschen Geschichte, insbesondere zur Kirchengeschichte, im Zeitalter der Ottonen, bildete sich ihm die Erfahrung einer von der unserer Gegenwart wesentlich verschiedenen seelischen Haltung jener Zeit. Das Studium der Kunst, der Dichtung, der Sitte, ja selbst der materiellen Kultur führte immer wieder auf einander entsprechende Merkmale der allgemeinen psychischen Disposition der gleichen Zeit; und bei dem Versuch, den Abstand jener Frühzeit von der Gegenwart zu messen, die säkularen Wandlungen des seelischen Verhaltens zu überschauen, schritt Lamprecht in allmählich vordringender empirischer Forschung dazu, eine Reihe einander folgender Kulturzeitalter zu unterscheiden, die jeweils das Wesen des „geistigen Diapason", den gemeinsamen und gleichartigen psychischen Kern, aus dem alle Lebensäußerungen einer Zeit hervorgehen, bestimmen und eine von Epoche zu Epoche zunehmende Intensität des Geisteslebens, immer feinere Nuancen, immer eindringlichere Energie der Anschauung und geistigen Auffassung aufweisen. Bei seinen Vorstudien, um in das tiefere Verständnis der psychischen Entwicklung einzudringen, ging er aus von der Beschäftigung mit der Phantasietätigkeit älterer Zeiten, insbesondere der bildenden Kunst; so entstand die „Initialornamentik vom 8.–13. Jahrhundert" (1882). Vor allem aber studierte er auf breitester Grundlage aus moselländischen Quellen die Entwicklung der materiellen Kultur und bildete dabei in einer bis dahin in Deutschland unbekannten Weise die Methode historisch-statistischer Untersuchung für agrarische Zustände durch. So erschien sein „Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter" (1886 ff.), in der Tat freilich nur eine Dar-



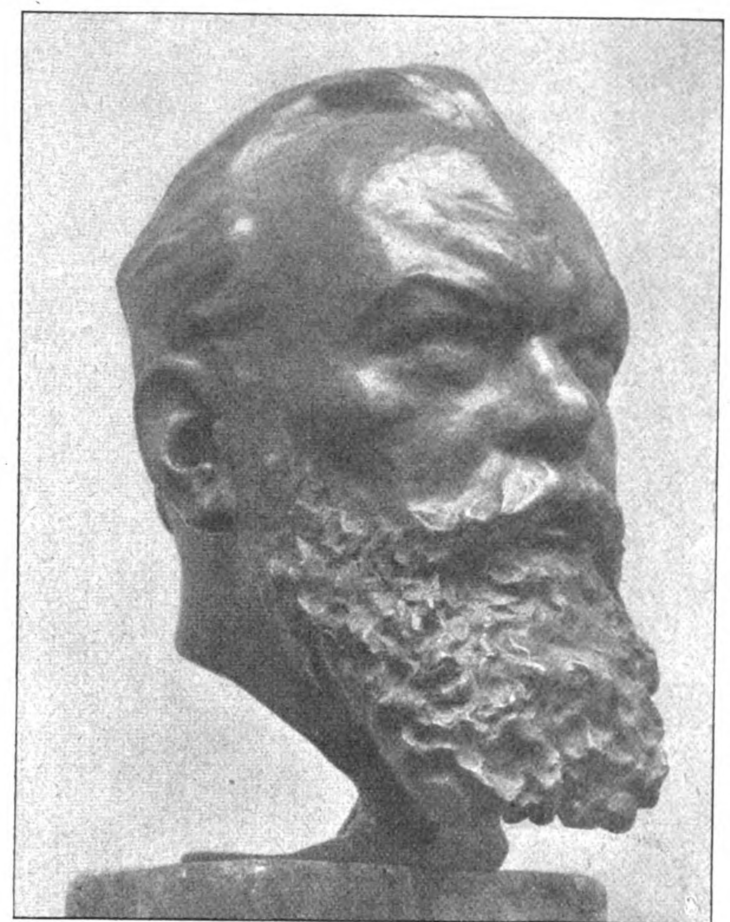
stellung für eine eigenartige deutsche Landschaft, ein aus der Fülle des Stoffs geschöpftes Werk, das auch in den Kreisen solcher Historiker Anerkennung fand, die Lamprechts späteren Veröffentlichungen nicht mehr mit Beifall gefolgt sind. Neben mancherlei kleineren Arbeiten, die vornehmlich der rheinischen Geschichte galten, ging nun Lamprecht, sobald er sich dem Ideal einer eigenen geschichtlichen Weltanschauung nahe genug glaubte, daran, eine allumfassende Darstellung einer nationalen Geschichte, der deutschen, zu unternehmen, nicht als ein Sammelwerk, an dem viele Spezialkenner mitarbeiten, sondern als ein Werk aus der Hand eines einzigen Forschers, aus einheitlicher Grundauffassung gestaltet. Nach mehr als zwanzigjähriger Arbeit liegt K. Lamprechts „Deutsche Geschichte" (erschienen seit 1892) heute nahezu abgeschlossen vor; das Hauptwerk in 12 Bänden, dazu ein der jüngsten Vergangenheit gewidmetes dreibändiges Ergänzungswerk. An Angriffen darauf fehlte es nicht, teils in Bemängelung des Details, teils in grundsätzlichem Widerspruch gegen die Gesamtanschauung. Kampfesfreudig und siegesgewiß, interessiert an erkenntnistheoretischen Fragen, trat Lamprecht in die methodologische Auseinandersetzung mit seinen Gegnern ein: es brach der „geschichtswissenschaftliche Streit" aus (1896). „Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft", „Was ist Kulturgeschichte?", „Individualität, Idee und sozialpsychische Kraft in der Geschichte" sind einige seiner allgemeinsachlicher gehaltenen Schriften aus jener Entwicklungsphase, die ihm selbst Klärung und Weiterbildung seiner grundlegenden Gedanken gebracht hat. Am reifsten, ohne unmittelbar polemischen Zweck, liegt seine Auffassung in der aus einer Reihe von Vorträgen auf seiner amerikanischen Reise entstandenen Broschüre „Moderne Geschichtswissenschaft" (1904, 2. Aufl. 1909) vor. Seitdem sich nun Lamprecht dem Abschluß seiner Deutschen Geschichte genähert hat, ist er immer mehr der Lösung universalgeschichtlicher Probleme näher getreten. Offenbar schwebt ihm eine Darstellung des weltgeschichtlichen Verlaufs als Abschluß und Krönung seines Lebenswerkes vor. Zunächst aber handelt es sich um Durchbildung der Methoden universalgeschichtlicher Untersuchung und Vorstudien spezialistischer Art, wobei er die bei der deutschen Geschichte gefundenen Prinzipien zur Anwendung bringt. Insbesondere wendet er sich dabei zurzeit den Völkern des ostasiatischen Kulturkreises zu. Auch hier wiederum nimmt er seinen Ausgang von einer Betrachtung der primitiven Phantasietätigkeit und glaubt schon einen entsprechenden Verlauf der Entwicklung wie bei den Germanen, allerdings mit charakteristischen, in der Rassenveranlagung begründeten Unterschieden, festgestellt zu haben.

So bestimmt Lamprecht der Erkenntnis des Allgemeinen im geschichtlichen Werden zustrebt, will er doch


Spezialaufnahme für die „Woche" von A. Hertwig.

Professor Karl Lamprecht in seinem Arbeitzimmer.





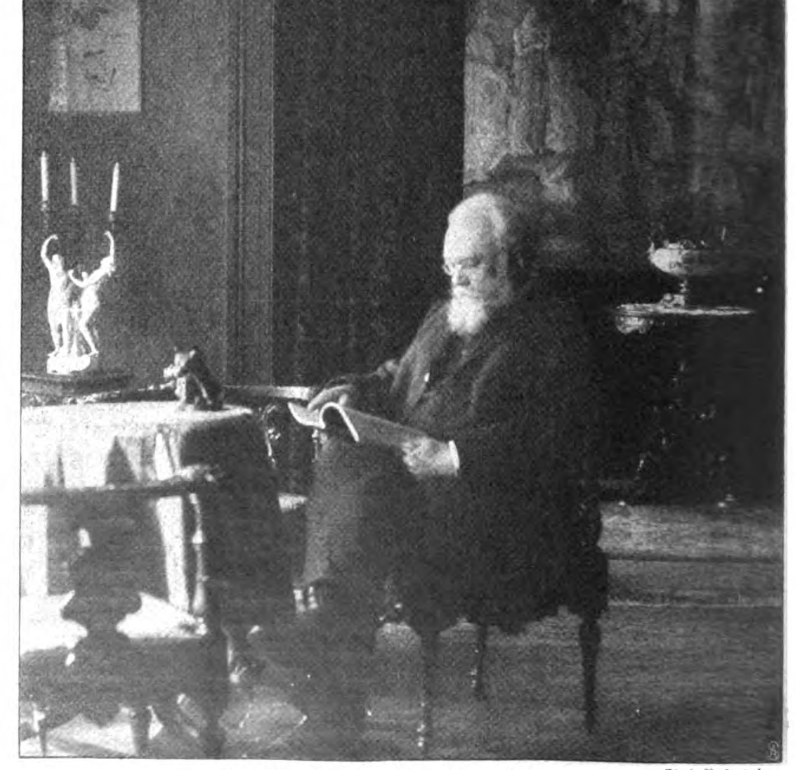
Photograpoie-Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.

Karl Lamprecht. Büste von Max Klinger.

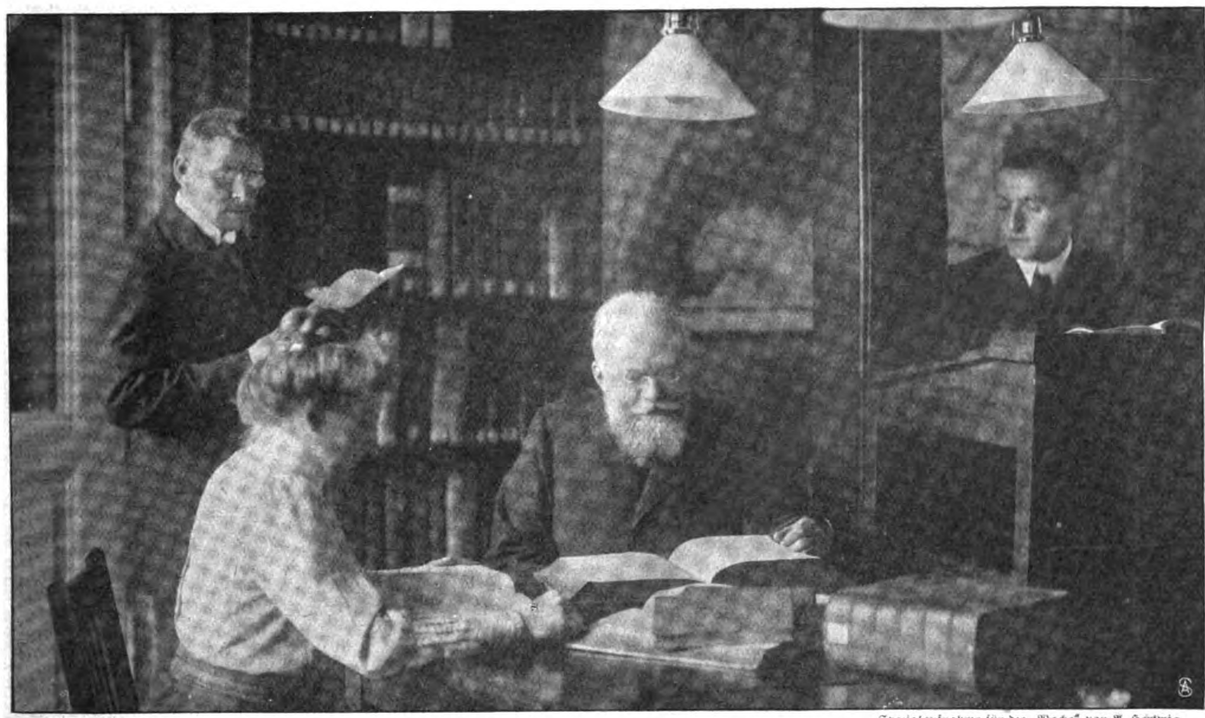
nachzuweisen; dabei ist aber nicht der Begriff einer mechanischen, sondern einer psychischen Kausalität zugrunde zu legen. Der Kern seiner Anschauung ist die Aufstellung einer Reihe einander sich ablösender Kulturzeitalter. Er nannte sie die Kulturzeitalter des Symbolismus, des Typismus, des Konventionalismus, des Individualismus und des Subjektivismus — Benennungen, die nicht von völlig einheitlichem Gesichtspunkt gegeben und bei dem vielfach abweichenden sonstigen Sprachgebrauch auch nicht eindeutig sind, aber bisher auch von anderer Seite nicht durch bessere Bezeichnungen ersetzt zu werden vermochten und jedenfalls brauchbare Symbole für den richtig erkannten Unterschied einer Abfolge von Kulturzeitaltern sein können.

Bei so weitgesteckten wissenschaftlichen Zielen hat Lamprecht nicht nur eine bewundernswerte Fähigkeit entfaltet, große Stoffmassen rasch zu bewältigen, sondern auch den Wert organisatorischer Schöpfungen erkannt; ja er ist mit besonderer Freude Organisator wissenschaftlicher Großbetriebe. Wie er wesentlich mitgewirkt hat bei der Gründung der Gesellschaft für Geschichtskunde, so später bei der Königlich Sächsischen Kommission für Geschichte. Vor allem aber ist er der Schöpfer des Königlich Sächsischen Instituts für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig (Universitätsstraße 11, im „Goldenen Bären"), das im Jahre 1909 ins Leben getreten ist. Mit regstem Eifer

nicht Geschichtsphilosoph sein. Weit eher könnte man ihn einen Bahnbrecher der exakten historischen Psychologie, der psychogenetischen Forschung, nennen. Er will durchaus mit den Mitteln induktiver, empirischer Untersuchung den geschichtlichen Stoff beherrschen. Gegenüber einer Betrachtungsweise, die vornehmlich in den Individuen die bewegenden Kräfte des historischen Verlaufes erblickt, tritt er, ohne den großen Persönlichkeiten einen wesentlichen Anteil am historischen Geschehen absprechen zu wollen, für die überwiegende Bedeutung der sozialpsychischen Faktoren in der Geschichte ein. Die Annahme transzendenter Einwirkungen schließt er aus der geschichtswissenschaftlichen Betrachtung aus. Er steht auf dem Boden einer historischen Entwicklungslehre. Wenn schon es empirisch feststeht, daß Freiheit und Notwendigkeit in engster Verschlingung das menschliche Tun beherrschen, so hat die Geschichtsforschung als Wissenschaft die Aufgabe, den geschichtlichen Prozeß nach Möglichkeit als eine Folge regelmäßiger Kausalzusammenhänge



Professor Lamprecht bei der Lektüre. Phot. A. Hertwig.



Spezialaufnahme für die „Woche" von A. Hertwig.

Der Gelehrte im Kreise seiner Familie.

und erstaunlichem Erfolg hat er die großartigen wissenschaftlichen Sammlungen seines Instituts zusammenzubringen und den Institutsräumen künstlerisch geschmackvolle Ausstattung und Behaglichkeit mit liebevoller Fürsorge selbst für das kleinste zu geben gewußt. Hier gilt es nun eine neue zweckmäßige Organisation des kulturgeschichtswissenschaftlichen Unterrichts auszugestalten.

Lamprecht gehört nicht zu den Gelehrten, die still ihren Forscherweg gehen. Er ist lebhaften Temperaments; sein inneres Feuer ist nicht verhalten, es lodert heraus. Immer neuen Zielen stürmt er zu, sobald eine gewünschte Position erreicht ist. Nicht nur sich selbst will er entfalten, sondern kräftig nach außen wirken und reformieren. Von der hohen Bedeutung seines Lebenswerks ist er stark überzeugt und heischt Anerkennung dafür; persönlicher Lobeserhebung hingegen ist er abhold. Zuversichtlicher Optimismus füllt ihn, und gern ruft er zu optimistischer, energisches Handeln fördernder Lebensanschauung auf. Im Gespräch ist er sprudelnd und immer reich an Einfällen; bei der gesellschaftlichen Unterhaltung bevorzugt er auffallend das Sachliche vor dem Persönlichen. Als akademischer Lehrer ist Lamprecht viel gefeiert; er weiß die Hörer mit fortzureißen. Beim Lehrvortrag scheut er das Pathos und wirkt durch logische Eindringlichkeit, große Perspektiven und geistvolle Kombinationen; gern flicht er drastisch witzige Wendungen ein. Um seine Studierenden kümmert er sich mit herzlichem persönlichem Interesse und findet in der Pflege dieser Beziehungen seine besondere Freude. Wohl zeigt er Züge einer willenskräftigen Herrschernatur; wer aber das Glück hat, ihm näherzustehen, kennt seine wahrhafte innere Herzensgüte.

Frauenchiemsee.

Von Willy Rath, München. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen von H. Traut.

Ein Sang vom Chiemsee, Karl Stielers „Eiland", ließ mich zuerst den süßen Zauber des vielbesungenen Sees und der alten Kulturstätten fühlen, die er schimmernd umschließt. Wie manches Mal sangen wir damals, in der rheinischen Heimat, die gefühlsreiche Liederfolge von grauer Vorzeit, vom jungen Mönch auf Herrenchiemsee, den die Liebe zum Leben und zu der jungen Nonne Irmingard erfaßte, also daß er seine Sehnsuchtsträume zu Liedern verdichten mußte, bis ihm der strenge Abt mit Zürnen das Dichten verpönte.

Unvergeßlich blieb uns seit damals das meiste von Stieler-Karls schlichten Versen samt Alexander von Fielitzens glücklich angeschmiegten Melodien und namentlich das Lied „Frauenwörth":

> Das war ein Tag voll Maienwind,
> Da ist auf blauen Wogen
> Zu Nonnenwörth ein Grafenkind
> Gar lenzhold eingezogen.
> Die war geheißen Irmingard.
> Ich sah es, wie der Bangen
> Kränzlein und Schleier eigen ward.
> Die Nonnen alle sangen . . .
> Ihr aber fielen die Tränen drauf,
> Die barg ich lang im Sinne;
> Nun gingen sie mir im Herzen auf
> Als Knospen süßer Minne.

Und als wir dann selbdritt, Münchner Studenten



m ersten Semester, an einem sonnigen Sommertag das weite, lachende Gewässer des Chiemgaus, von etlichen kühn „das bayrische Meer“ genannt, zum erstenmal in Wirklichkeit erblickten, da gab es seltsamerweise keine Enttäuschung, sondern eine freudige Rührung ob des lieblichen Märchens vor unseren Augen. Die Stimmung erstreckte sich selbst auf die beiden kühleren Gefährten, von denen der eine nachmals aus Furcht vor Verarmung inmitten gesicherten Reichtums geistig zugrunde ging, während der andere als pflichteifriger Justizbeamter und Familienvater den Sinn für rührende Schönheit verloren hat. Wenn unsereiner sich solchen Sinn wahrte, so ist ja kein Verdienst dabei; unsere Art von Berufspflicht zwingt uns dazu. Auf diese Weise trage ich denn noch heute den wundervollen Bildeindruck von damals in mir; und wenn sich nachher bei wiederholten Besuchen des Chiemsees und Frauenwörths die Festlichkeit des ersten Anblicks verlieren mußte, so stellte sie sich doch nachher jedesmal wieder her:

Morgenlich Sommerland und blaugrüne Wellenweite in großer Stille und unendlichem Sonnenglanz ruhend, rechts und näher die große, waldbedeckte Herreninsel, in einiger Ferne zur Linken ein lieblich gerundetes kleines Eiland, unter dem zarten Flimmerschleier uraltes Klostergemäuer mit verwittertem Dach und Zwiebelturm, aus grünem Busch- und Baumwerk herausgewachsen und so sauber ins Ganze modelliert, als könnte es gar nicht anders sein; und geborgen in den Schutz des alten Heiligtums, kaum halb hervorlugend aus dem Grün, weiße Fischerhäuschen; und unfern scheinend im Hintergrund die ragende, weißleuchtende, lockende Kette der bayrisch-österreichischen Alpen, so hoch — so hoch und strahlend, wie man wirkliche Berge vielleicht nur im ersten Semester sieht...

Motiv vom Frauenchiemsee vor dem Hause des verstorbenen Gelehrten und Schriftstellers Haushofer.

Je vertrauter man mit diesem kleinen Eiland wird, um so tiefer verstrickt einen sein Zauber. Zwar das malerisch alte Klosterdach ward vor ein paar Jahren erneuert. Der Einbaum, das uralte Fahrzeug des

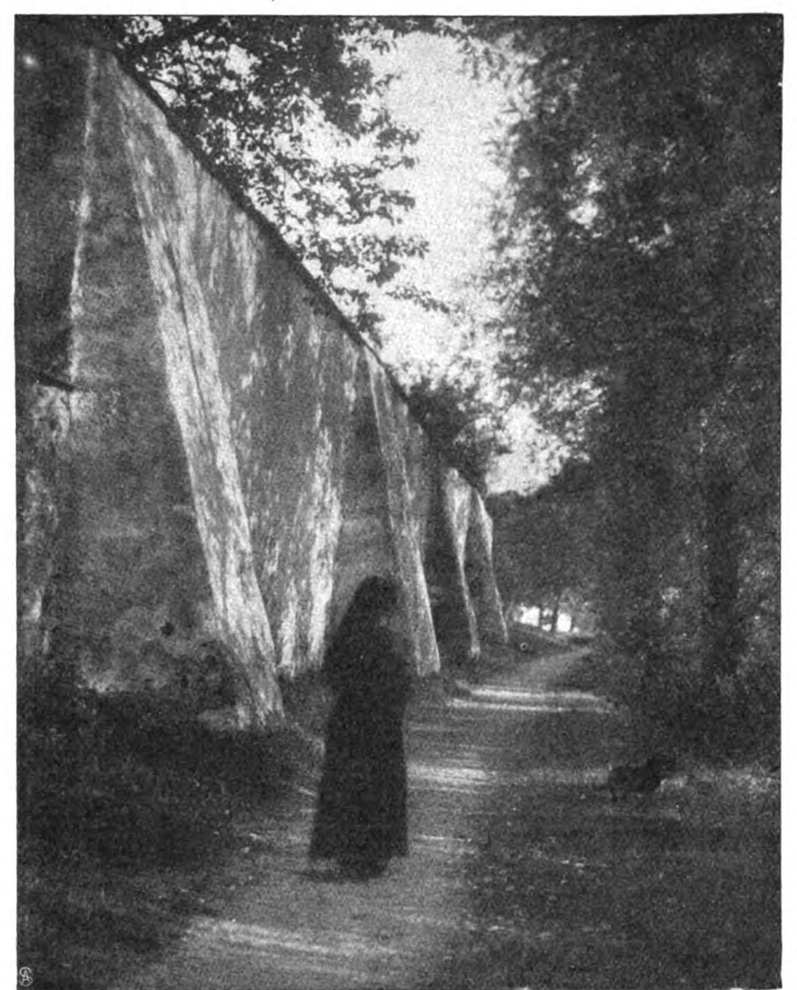




Heimkehr mit dem Heuboot.



Am Chiemsee: Fischer beim Flicken der Netze.



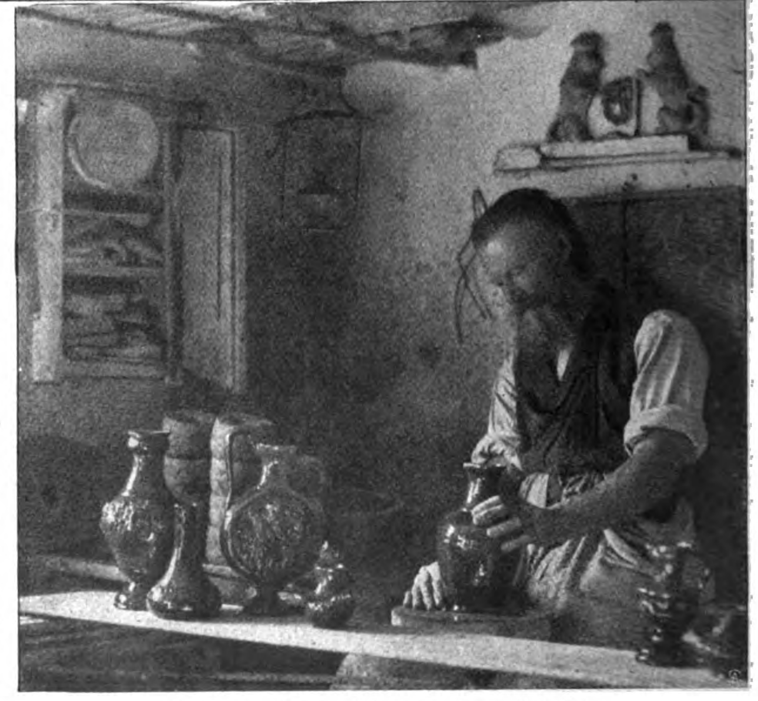
An der Klostermauer.

rundherum. Die reinlichen, blumengeschmückten Fischerhäuschen mit Altan und Gärtchen sind meist lange im voraus vergeben, und die wenigen Landhäuser am Strandumkreis gehören Münchner Künstlern und anderen Privatleuten, die Ruhe suchen. Auch Haushofer, der edle Gelehrte und Dichter, hatte hier ein Heim. Das gute Königlich Bayrische Gasthaus, das zugleich das Postamt in sich und prachtvolle alte Linden zu Nachbarn hat, kann nur einer beschränkten Zahl von Gästen Nachtherberge bieten. So senkt sich des Abends ein unendlich wohltuender Friede auf das wasserumgebene Fleckchen Erde. Kein Pferd ist im Bereich, kein einziges Auto! Und wenn der letzte Dampfer das Ufer verläßt, so fühlt man mit Behagen, daß einen nun nichts mehr mit der lauten, bösen, fernen Welt verbindet — bis zum andern Tag.

Die Nähe und beherrschende Gestalt des Frauenklosters mehrt noch das Friedensbewußtsein. Mehr als elfhundert Jahre sind seit der Stiftung beider Chiemseeklöster durch Herzog Thassilo verflossen. Aus dem einst mächtigen Benediktinerkloster auf der Herreninsel ward ein königliches Schloß: das Alte im Gegensatz zum Neuen, dem unvollendeten Prunkschloß des unglücklichen Ludwig II., das mit seiner kostspielig nachgeahmten Franzosenpracht und der Tragik seiner Ent-

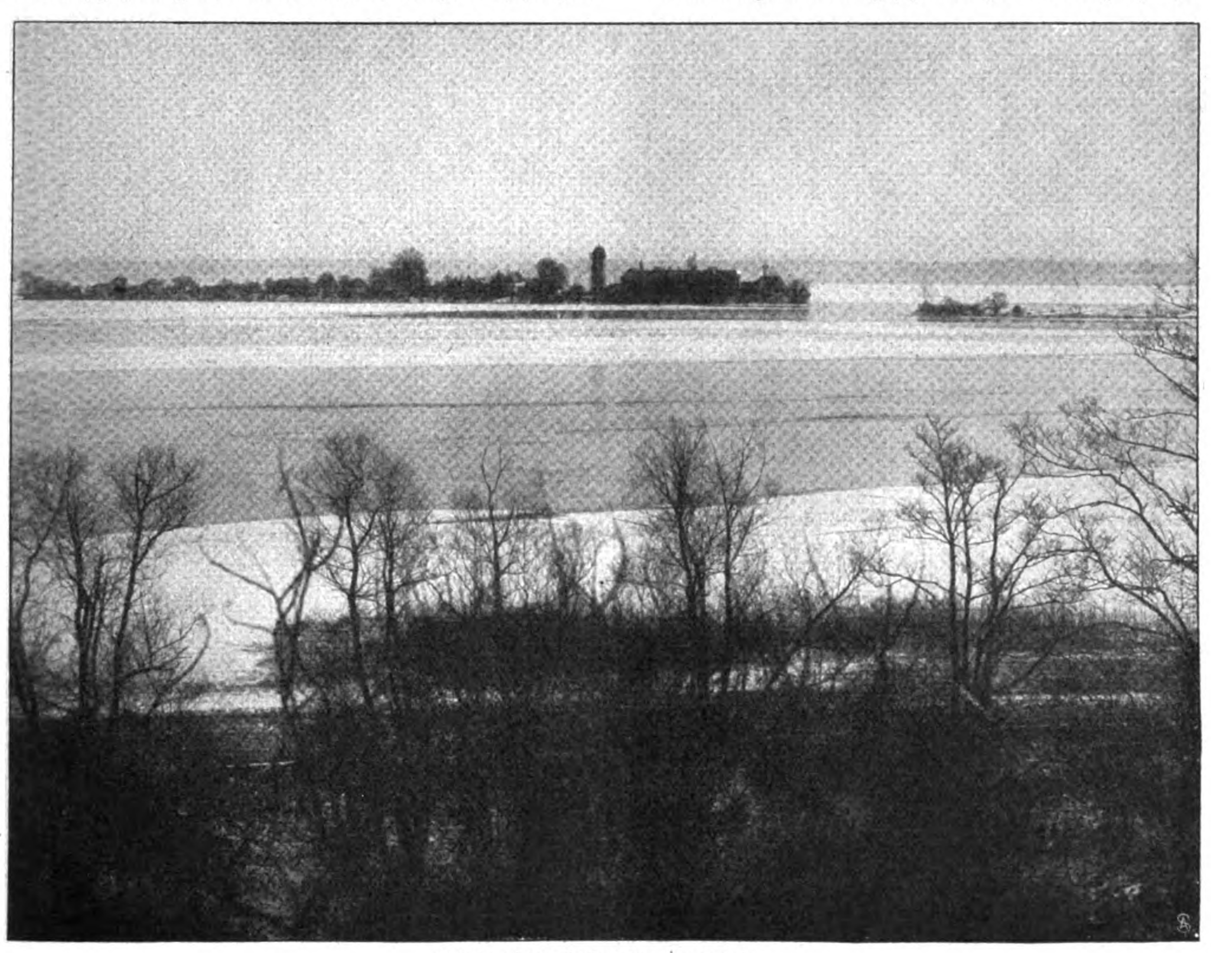
Sees, ist längst von seinen Fluten verschwunden; weil der Wald keine so starken Stämme mehr trägt, daß sie zum Schiff gehöhlt werden könnten, meinen die Fischer. Im Münchner Nationalmuseum ruht der letzte Chiemsee-Einbaum aus. Und die frommen Frauen haben für die Proviantfahrten ihrer Knechte ein gar unpoetisches Motorboot. Und im Sommer bringen täglich mehrfache Dampferfahrten viel Fremdenvolk.

Aber noch ist es ein poetisches Stück Welt, malerisch auch im Winter und lustigfriedevoll, solange der Sommer währt, selbst wenn die Sonne schmollt und Regenschleier die Berghäupter samt allem fernen Uferland verhängen, daß man wirklich ein bayrisches Meer zu sehen glaubt und die rücksichtslosen Stürme des Alpenvorlandes recht ansehnliche Wellen türmen und das Gezweige des Inselufers auf seine Festigkeit prüfen. Die wenigsten Fremden können auf Frauenchiemsee lange bleiben; dazu ist es, Gott sei Dank, viel zu klein. In zwanzig Minuten läuft man



Der Herr Bürgermeister von Frauenchiemsee.

stehungsgeschichte noch immer Jahr für Jahr Zehntausende von Besuchern aus aller Herren Ländern anzieht. Auch die Niederlassung der Benediktinerinnen auf Frauenwörth war längere Zeit aufgehoben, wurde aber durch Ludwig I. wiederhergestellt und erfreut sich heute offenbar des schönsten Wohlseins. Kürzlich wurden Versuche gemacht, die klösterlichen Mauern vorzurücken, um mehr Raum für Spaziergänge der Nonnen zu gewinnen. Damit wäre aber das unersetzlich reizvolle Landschaftsbild der vom See ansteigenden Wiese mit dem Gasthaus und seinen Baumriesen zerstört worden. Vorläufig gelang es, das bedrohte Stück Heimatschönheit zu schützen; vorzüglich weil dieser Nachbarbesitz der Krone gehört.



Blick auf die Insel Frauenchiemsee.

Der Fremde sieht die Klosterfrauen fast nie außerhalb der bergenden hohen Mauer. Auf dem entzückenden Pfade zwischen dieser und dem See wandeln mit Vorliebe träumerische Weltkinder, und Maler beiderlei Geschlechts pflanzen hier ihre Staffelei beinahe noch häufiger auf als bei andern Winkeln des Strandes oder beim feierlichen Lindenhain oder auf dem kleinen Friedhof bei der Klosterkirche, deren massiges Portal zu Bayerns ehrwürdigsten Baudenkmälern zählt.

Es wird arg viel gemalt und gedichtet auf diesem malerisch-lyrischen Boden mit dem anregenden Ausblick auf Wasser, Bergwelt und unerschöpfliche Spiele des belebenden Lichts. Da beide Künste geräuschlos sind, stört solcher Eifer die Ruhe nicht wesentlich — wenn es auch kaum als ein Vorzug zu erkennen ist, daß die festen Tische, die unter der Klostermauer hier und da am Gestade stehen, mit unerforschlichen Zeichnungen geziert werden und mit Versübungen gleich der folgenden, die alldort in zierlichster Frauenschrift mit einem reizenden Schlußschnörkel festgehalten ward:

> Gar prächtig sitzt sich's hier am See
> unter dem kühlen Schatten der Allee,
> schon leuchten die Berge von nah und fern,
> sie laden uns ein, sie wünschen uns gern.

Dem eingeborenen Fischervölkchen bleibt zu solchen Allotria keine Zeit. So herb verschlossen wie die nordischen Meerfischer ist es freilich nicht. Süddeutsche Gemächlichkeit spürt man auch hier, der Maßkrug sorgt für ein gewisses Maß von Harmlosigkeit. Doch haben auch die Chiemseefischer, Weib wie Mann, von frühester Jugend auf sehr ernsthaft mit Wind und Wetter zu kämpfen. Fast alles, was zum Leben nötig ist, muß mit Ruder oder Segel geholt werden. Die Gemüseanlagen liegen auf der kleinen unbewohnten „Krautinsel“, zwischen Frauen- und Herrenwörth, die vormals der Gemüsegarten beider Klöster war. Rasch heranziehende schwere Stürme — der Einheimische erkennt sie an einem giftgrünen Schimmer, der ihnen voran über die Wasserfläche läuft — machen diesen größten bayrischen See oft gefährlich. Fordert ein Schiffbruch





Die Insel Frauenchiemsee.

einmal Fischerleben, dann kann wohl auch den Frauenchiemseer das Dichten ankommen. An der Kirchenmauer liest man dann wohl volkstümliche Gedenkverse wie diese (vom Juli 1879):

In des Chiemsees größten Tiefen
Ihr, unsre Lieben, nun begraben liegt;
Reichlich unsre Tränen fließen,
Doch nie mehr kehrt Ihr zurück!
Nur nach kurzem Jammer, Herzensleid
Vereint uns Liebe wieder eine Ewigkeit.

Daß dem Oberbayern auch im Chiemgau der Kunstsinn nicht versagt ist, zeigt sich am besten in Pflege und Schmuck der kleinen Besitzungen. Und der Bürgermeister selbst gibt auf Frauenchiemsee ein schätzbares Beispiel, indem er, ein geschickter Kunsttöpfer, nach alten Modellen schöne Vasen und Krüge formt.

Oberkunstmeisterin Natur läßt im übrigen den Kunstgewohnten auf dem glücklichen Eiland ungeheuer viel Kunst leicht und froh verschmerzen. Schönheit der Ebene und der Alpenwelt, Schönheiten des Wassers, Himmels und der Erde sind in diesem Gemälde vereint.

Und kommen wir einmal nach Jahren wieder in die Gegend, so fühlen wir wohl unlieb, daß wir älter und älter werden, während dies Uralte ewig jung bleibt. Doch schöpfen wir aus solcher Jugendnatur auch wieder Trost und Freude genug, um sie immer neu und am Ende immer inniger zu lieben.

Frühling im Herbst.

Von Sophie v. Khuenberg.

Vom Herbstwind schon entblättert, dehnst du, Baum,
Dich sehnend doch dem Sonnenlicht entgegen,
Trinkst tief in dich den warmen, goldnen Segen
Und träumst, erinnernd, einen Frühlingstraum!

Da schwillt in deinen Zweigen neuer Saft,
Tiefbraune Knospen glänzend sich erschließen,
Und was du träumtest, wirst du nun genießen —
Ein zweites Blühen düftereicher Pracht!

Beglückter Baum! Indessen rings umher
Verzichtende zum Sterben sich bereiten,
Wirst du beseligt deine Zweige breiten,
Von eines Wunders Gnaden voll und schwer!

Weiße Rosen.

Skizze von Hans von Kahlenberg.

„Doch gibt es diese Dinge“, sagte die Gräfin.

„Ich weiß, daß man an vergeistigte Gefühle, an Ehrfurcht, Freundschaft, Treue und Entsagung, daß man an Toggenburgs so recht nicht mehr glaubt. Ich glaube daran. Wenn ich die Geschichte meines Lebens zu erzählen habe — was sie in gerader Linie gehalten hat, die Ursache, warum ich sie, ohne zu erröten und ohne zu lügen, erzählen darf . . . Sie würden lachen, mein Freund, wenn ich jünger, wenn ich keine Witwe und Großmutter wäre! Es handelt sich um eine Geschichte von dreißig Jahren“, sie nahm eine Kristallvase, die, mit langstieligen weißen Rosen gefüllt, neben ihr stand . . . „Der Tugendwächter und unerbittliche Zensor einer damals sechsundzwanzigjährigen sehr schönen, sehr lebhaften und sehr umworbenen Frau . . . es scheint etwas Schwächliches, sehr Flüchtiges und Zartes! — Mein Gewissen, meine Ehre und mein Stolz waren diese weißen Rosen! Jeden Tag durch dreißig Jahre hindurch — — dreißig Jahre in Tagen ergeben eine sehr hohe Summe! — sind die Rosen gekommen. Zuerst kamen sie von Berlin, dann von Petersburg, aus der mongolischen Steppe im Auftrag des Pariser Blumenhändlers fanden sie mich pünktlich. In den letzten Jahren sendet eine hiesige Firma sie ab . . . Sie kommen ohne Karte, ich habe nie nach dem Auftraggeber gefragt . . . Jeden Morgen sind sie da, frisch, duftend und — weiß!“

Ihre schlanke, schon ein wenig magere und wachsfarbene Hand liebkoste die zarten, schneeigen Blätter; der Kelch erschloß sich nie vollkommen; sie blieben selbst am Abend in beginnender Welkheit noch ein Geheimnis, nur dufteten sie süßer dann und sehnsüchtiger. Man hatte die besondere Art nach einer unglücklichen, frühverstorbenen Prinzessin getauft, die jung vom Schicksal getroffen und märchenhaft lieblich gewesen war.

Der Baron hörte ihr zu. Er war fast ein Greis, die Sonne oder die Polarkälte vieler Länder und Breiten, die er durchwandert, hatten schneller als heimatliche Gleichmäßigkeit gearbeitet, als die Ruhe eines eigenen Hauses. Er war immer unvermählt geblieben, ein müder Mann jetzt und ein Weiser. Die Gräfin liebte diesen alten Freund vor allen ihren andern Freunden. Ein sehr alter Freund war er jetzt! Fast dreißig Jahre lang kannten sie sich. Damals war er von einer Weltreise gekommen und hatte der jungen Botschafterin Grüße gebracht.



„Mein Tugendwächter scheint Ihnen nicht sehr streng, kein kategorischer Imperativ!" sagte sie lächelnd. Die Schönheit des Lächelns war ihr geblieben, in den Augen und in der feinen Herbheit des Mundes wohnten sie. Für ihn, für den Zuhörenden und Sehenden, gab es keine Frau, die ein so köstliches Lächeln wie diese hatte, es bedeutete die schöne Keckheit, das Sichenthüllen einer sehr starken, freien und mutigen Seele. Sie besaß, wenn sie lächelte, die Unschuld eines Mädchens und war von allen Frauen, die er kannte, die geistig Regsamste und Lebendigste, eine Frau mit reinem und warmem Blut, die lieben und opfern und gläubig sich erheben mußte.

„Meine Rosen bedeuten für mich ein Gebot, das unumstößlicher und unerbittlicher als jedes Sittengesetz ist, als jede Religionsvorschrift und jede körperliche oder moralische Feigheit. Sie sind die Gabe, der durch dreißig Jahre jeden Tag wiederholte symbolische Verzicht, die Huldigung und die Gebundenheit in zartester, kaum noch wägbarer Form — eines Wüstlings, eines Spötters und Glaubenslosen. Nichts hat ihn je gebunden, er hat dem Heiligsten und Festgegründeten Verachtung bewiesen. Niemand hat mir von diesem Mann je Gutes berichtet. Er gilt der Welt und der Gesellschaft als verschollen. Ich wüßte nicht, ob er lebte, wenn diese seine Boten nicht kämen, Tag für Tag, schweigsam, duftig und schneeig."

Sie war bewegt, die Röte, die der Freund dort gern sah, kehrte in die schmalen Wangen zurück, die Augen, die zu groß, zu lichtvoll fast für das arme, kleine und zarte Gesicht geworden waren, glänzten wieder in dem etwas verzückten und schimmernd sehnsüchtigen Feuer ihrer Jugend. Melusine und Undine nannten sie die Menschen, weil man nicht an ein bloß Körperliches, den Bestand nur aus Fleisch und Blut glaubte. Die Sehnsucht war immer in ihr gewesen, die Sehnsucht reizte an ihr und gefährdete sie.

„Ich spreche vielleicht in Rätseln. Warum soll ich rätselhaft und vorsichtig sein mit Ihnen, vor meinem besten und treuesten Freund. Mein Leben jeden Tages, das meiner Kinder, der mir nahen Menschen, liegt vor Ihnen. Sie wissen, daß ich verheiratet war, sehr jung, kaum siebzehnjährig, an einen viel älteren Mann. Seine Eigenschaften, seine Verdienste gehören der Geschichte seines Landes ebenso wie seiner Familie an. Er hatte mir einen großen Namen gegeben, ich habe ihn makellos und der Verleumdung unantastbar getragen — für ihn, für seine Kinder. Geliebt habe ich Gebhard Boyen nie!"

„Ich wußte es", sagte er. Die Zustimmung schien sie kaum zu verwundern, noch weniger zu kränken. Das Bewußtsein, ihre Pflicht erfüllt zu haben, war so rein und stark in ihr, daß es sie über den Punkt klarblickend und aufrichtig machte. Konnte beleidigen, was niemals Leid zugefügt hatte? Vor dem Gesetz dieser Frau nicht und sicher nicht vor dem des Mannes, der wußte, wieviel Glück sie geben konnte, und daß sie Glück gegeben hatte.

Die Gräfin fuhr fort. „Trotzdem, wenn heute eine junge Tochter die gleiche Ehe eingehen wollte wie ich als Siebzehnjährige, würde ich ihr sagen: Mein Kind, du lügst, deine Unerfahrenheit und Unschuld belügen dich über dich selbst. Warte, bis die Stimme deines Bluts auch spricht. Dann vergleiche das Bild deiner Träume, Ziel deines Ehrgeizes oder das Planen deiner Vernunft mit dem lebendigen Menschen in Fleisch und Blut, den die Natur dir bezeichnete. Und wähle erst dann, Liebe, und wähle klug und gegen dich selbst barmherzig! Denn ich, deine Mutter" — ihre Stimme wurde warm mit dem alten, vollen Nachklang von Harfe, dem er oft gelauscht, wenn sie stolz wurde oder weich und ganz ehrlich, „ich, deine Mutter, glaube nicht, daß diese eine, deutlichste Stimme lügt. Sie spricht zu klar und gebieterisch, sie absolviert und verdammt."

Er trank das Bild dieser Frau, die mit fast sechzig Jahren so entschieden und feurig sprach, ein. „Wie Sie schön sind!" dachte er ganz laut. „So mußten Sie werden, Helene Kent, das Mädchen, die Jungfrau!"

Sie errötete ein wenig tiefer und wurde fast ein Mädchen in diesem Augenblick, wurde die junge und reizende Frau wieder, der er jene Grüße überbrachte. „Ich bin einmal in der Versuchung gewesen, ganz anders zu werden. Eine einzige Stunde hätte die Richtung meines Lebens geändert. — Sie haben Reginald Torby gekannt?"

„Ich habe ihn gekannt."

„Gewiß, er war Ihr Reisegefährte in Abessinien. Auf jener Reise. ... Wissen Sie, warum Reginald Torby, der schöne, der elegante und lebenslustige Reginald, damals in die weite Welt ging?"

Sie hatte wohl eine andere, entschiedenere Antwort erwartet. Der Baron sagte langsam: „Manche Gründe treiben den ursprünglich Seßhaften so auf die lange Fahrt. Ich habe darüber Betrachtungen angestellt Reginald Torby sah in Europa keine Zukunft. Er war eitel, verschuldet und oberflächlich, zu ernster Arbeit unfähig."

„Sie urteilen hart. Ich weiß, daß sein späteres Leben Ihrem Urteil recht gegeben hat. Dieser Mann, der gewiß im Urteil der Rechtlichen, der neunundneunzig Gerechten —" sie sagte das mit einer kleinen Bitterkeit, die seinem Verdikt galt ... „nicht viel gilt, hat einmal eine gute und selbstlose Tat getan. Er ging, als ich ihn bat zu gehen. Er ging, obgleich er liebte und geliebt wurde. Ich liebte Reginald Torby. In seine Leidenschaft damals mochten sich Begehren und Eitelkeit mischen ... er war jung, schön, von den Frauen verwöhnt und toll gemacht!" Sie sprach mit der vollen, herben Verachtung der Keuschen und Nichtwissenden. — „Er reiste ab. Den Abend fand ich zum erstenmal die weißen Rosen. Und immer seitdem, jeden einzelnen Tag, bald kamen sie des Morgens, bald noch spät. — In dreißig Jahren! Er vergaß den Gruß nie, der Gruß ist immer der gleiche, spricht die gleiche Sprache. Der Mann, der diese Probe aushält, ist mehr als ein gewerbsmäßiger Frauenjäger und öder Egoist. Er hat geliebt, rein, tief und treu. Und hat sich gesehnt! Und ich habe seine Sehnsucht und ihre Sprache begriffen. Ich wollte und mußte ihrer wert bleiben. Nun wollte ich! Und nun mußte ich ja!"

Ihre Stimme in der Aufregung sang ein wenig, ihre Hände umschlossen die Blumenkelche, sie bückte ihr Gesicht in die weiche, frische und geheimnisvolle Kühle. „Jeden Tag die weißen Rosen! Ich war jung, ich liebte ... Mein Blut in mir war aufgerührt und forderte sein Recht ... Zuerst, die ersten Nächte haben sie mit mir geschlafen, auf meinem Herzen wurde dies Herz unter ihnen demütiger, stiller und gleichmäßiger. Ich habe viel geweint. Sie waren da, sie kamen jeden Tag. Sie sprachen mir von Sehnsucht, von



Verzicht und Treue. Ich war so glücklich — so stolz! — Dreißig Jahre!"

„Sie haben ihn nie wiedergesehen?" Der Frager mußte seine Stimme, um zu sprechen, klären. Die Frau, deren Gesicht die weißen, schimmernden und gebrechlichen Blütenblätter liebkosten, bemerkte seine Erregung gar nicht.

„Wozu? — Ich hatte seine Rosen. Man hat mir Schlechtes von ihm erzählt. Er hat nachher geheiratet. Um Geld. Seine Frau ist unglücklich geworden. Er soll spielen — gesunken sein. Mich — mich hat er geliebt!"

„Gräfin —" Diesmal sah sie auf. Seine Betroffenheit war zu unverkennbar. „Helene — ich habe Ihnen ein Geständnis zu machen."

Seine Hand zitterte sehr stark, sie sah, daß seine Stirn feucht wurde. Und dies Gesicht war das eines schwer Leidenden, eines vorzeitig müden und alten Mannes. Nur der Ausdruck ernster Güte blieb immer der gleiche. Warum fürchtete sie diese traurige, ernsthafte und wohltuende Güte mit einem Mal?

„Rudolf, Sie erschrecken mich!"

„Meine Gesundheit ist nicht so gut, wie sie sein sollte, in letzter Zeit. Ich fürchte, es möchte mir nicht vergönnt sein, noch häufig hier zu sein. Bei Ihnen, Helene, meiner Wohltäterin, meiner Freundin. . . . Bei der Frau, die ich geliebt habe, die mich die Frau und die Liebe wieder ehren und lieben lehrte! — — Ah, Sie schöne, schöne und wunderholde Frau!" Er sah sie mit Augen an, die vom Schauen und Begreifen vieler Dinge klug und tief geworden waren, sein Mund, den der Schmerz mit grausamen und tiefgegrabenen Linien umzogen hatte, lächelte.

Dies gute und kranke Lächeln schnitt ihr ins Herz. Ihre Aufregung hatte sich plötzlich und gänzlich gelegt. „Was haben Sie mir zu gestehen, Rudolf? . . ."

Auf dem Sie lag ein ganz klein wenig Mutwille schon, das sichre Wissen um eine durch Nichts zu erschütternde Freundschaft und Verehrung. Sie schob die Rosen nicht weg.

In diesem Moment kam der Diener mit dem ihr so wohlbekannten schmalen, geflochtenen Körbchen der vornehmen Blumenhandlung. Sie öffnete das Körbchen nicht. Es lag zwischen ihnen.

„Reginald Torby war mein Reisegefährte —" in der sehr großen Stille klang jedes seiner Worte wie ein fallender Stein — „er war gesprächig und indiskret. Eines Tages vertraute er mir, daß er eine Verpflichtung übernommen hatte, die ihn drückte, und die ihm lächerlich vorkam. Vor allem das Letztere! Er fürchtete die Lächerlichkeit."

Die Frau hatte nicht unterbrochen, ihre Lippen preßten sich ein wenig. „Die Lächerlichkeit ist gefährlich. Fahren Sie fort!"

„Eine junge Frau, die er nicht einmal besessen hatte, eine vornehme Frau, eine Dame natürlich, empfing von ihm seit Dreivierteljahren jeden Tag einen Strauß weißer Rosen. Eine Katerlaune. Ein gefühlvoller Einfall! So was kann man doch nicht bis in die Ewigkeit fortsetzen! Aber wie als Kavalier und kein Dummkopf sich aus der Affäre ziehn? Seit Dreivierteljahren, comprenez, mon cher! — — Diese Unterhaltung fand an der Brüstung eines Steamerdecks statt. Der Mann und der Geck verdroß mich. Ich wollte ihm eine Lektion erteilen. Dann —"

„Dann —"

„Dann bewegte mich diese Frau, die er nicht besessen hatte. Sie müssen wissen, ich hatte unter der Untreue und Gewissenlosigkeit einer Frau gelitten — schwer gelitten. Es gab also Frauen, die man, die Reginald Torby nicht besaß, die weiße Rosen empfingen, die weinten, beteten, sich sehnten! . . . Ich bot ihm brutal an: Treten Sie mir Ihre nicht besessene Geliebte und die Verpflichtung der täglichen Rosensendung ab. Ich werde sie sehen und Grüße überbringen bei der Rückkunft. Die Rosen schicke ich ihr täglich, immer — so lange ich lebe! — Reginald Torby lachte: ‚Sie sind ein seltener Vogel! Der Handel gilt. Die Frau, die ich nie gehabt habe, und sie hat ihre Rosen . . . täglich . . . zehn Jahre lang.'"

„Zehn oder auch zwanzig —"

„Oder dreißig" vollendete Gräfin Helene Boyen. „Ich verstehe. Ich verstehe all das. — O, vollkommen! Sie brauchen mir nichts zu erklären."

Sie hob die Hand ein wenig, als ob sie in eine Entfernung lauschte. Die Rosen blieben noch immer in ihrer Hülle, die andern aus dem Glas dufteten, schimmerten, leis und unmerklich, wie der Abend es mit sich brachte, welkend. „Es ist eine drollige kleine Geschichte", sagte sie mit einer kleinen Geste nach der Stirn, wo die Haare einst geflimmert hatten, die nun weiß waren. Er entsann sich dieser goldigen, leichten, flimmernden Haare so wohl! Sie glichen einem Heiligenschein, einer Strahlenkrone und paßten gut für ihre Stirn, die weiß, klar und noch immer ganz ohne Falten wie die einer Heiligen war.

„Alles begreife ich. — Warum haben Sie mir diese Geschichte nicht damals — vor neunundzwanzig Jahren — erzählt?"

Nun schwieg der Mann.

„Eine Frau, deren Blut einmal geweckt wurde, bleibt wach. Ich hatte Hunger. Für diesen Hunger bot man mir weiße Rosen, ich habe nichts als diese weißen Rosen gehabt. Und ich war jung, hatte rotes Blut —"

Sie sah ihn herausfordernd, fast drohend an. Er hielt den Blick aus. „Ich habe alles das gewußt. Ich bin weder ein Dummkopf noch ein Heiliger."

Mit schwerem Atem sagte sie. „Und ich habe nichts gehabt. Nichts! Weiße Rosen!"

Sie riß die Blumen aus dem Glas, warf sie fort, ihre fiebernden Hände griffen noch nach den neuen, den unausgepackten. „Sie haben mich belogen."

„Ja", sagte er hart.

Nun dachte sie sehr lange und angestrengt. Das Blut, das so plötzlich gekommen war, wich zurück, sie überdachte ihr ganzes strenges und ehrbares Leben, das der Erziehung der Kinder gewidmet gewesen war, dem Wohltun, der Freundschaft. Und über jene wenigen kurzen Jahre, wo sie Farbe, Glut, Aufruhr und Ewigkeit gefordert hatte, dachte sie.

„Sie lieben mich!" rief sie.

„Wissen Sie das erst seit heute?"

„Nein. Ich weiß es lange. Aber daß Sie — Sie —"

„Weil ich Sie liebte", sagte er.

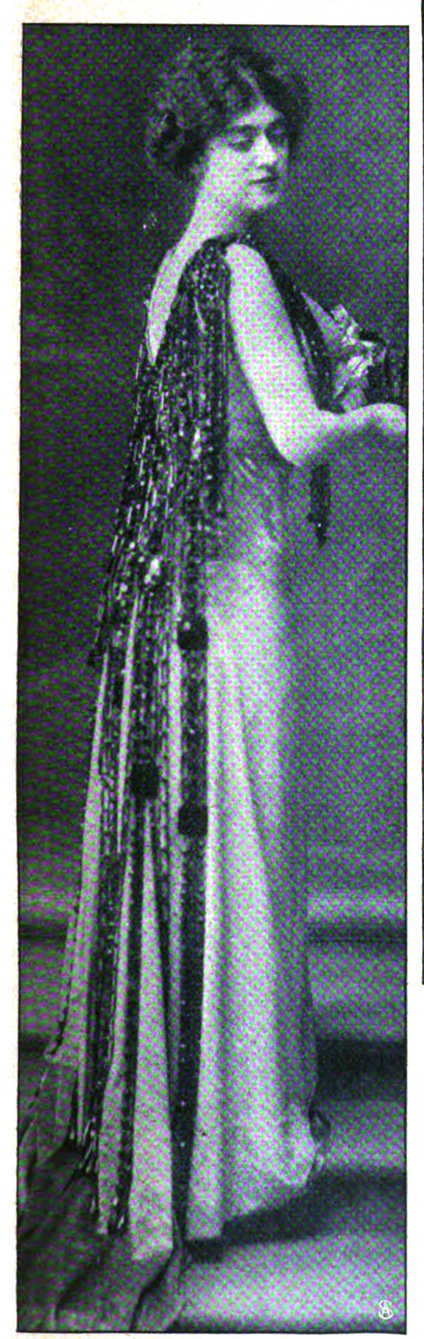
Mit der reizenden Gebärde eines spielsüchtigen Kindes öffnete sie das Rosenkörbchen und nahm die Blumen. „Ich bin eine sehr glückliche Frau. Man hat mich sehr geliebt."



Neue Moden für Herbst und Winter.

Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

Die Kontraste, die bisher die Bekleidung auf der Straße, in den Parkwegen, im Boudoir, im Salon und im Theater kennzeichneten, die Gegensätze zwischen Vormittags-, Nachmittags- und Abendtoiletten haben eine starke Neigung, sich zu verwischen. „Pelz, Schmelz und Spitzen", Schweres und Glänzendes, Kostbares und Leichtes wird neben- und übereinander an Anzügen verwendet. Ebenso unterscheidungslos treten Fassons, wie z. B. Mantelhüllen, über den verschiedensten, auch nicht immer charakteristischen Unterkleidern als Tea-Gowns, robes d'intérieur, und wie die Hausgewänder alle heißen, auf, um an heterogener Phantasie mit den kurzröckigen Volantkleidern zu wetteifern, die einen wichtigen Bestandteil der heutigen Gesellschaftstoilette ausmachen. Zu den mantelbedeckten Hauskleidern gehört das Teekleid der Mme. Réjane (Abb. 12); der mantelartige Ueberwurf ist vorn weit über dem prinzeßförmigen schleppenden Unterkleid geöffnet; beides, Ober- und Unterkleid,



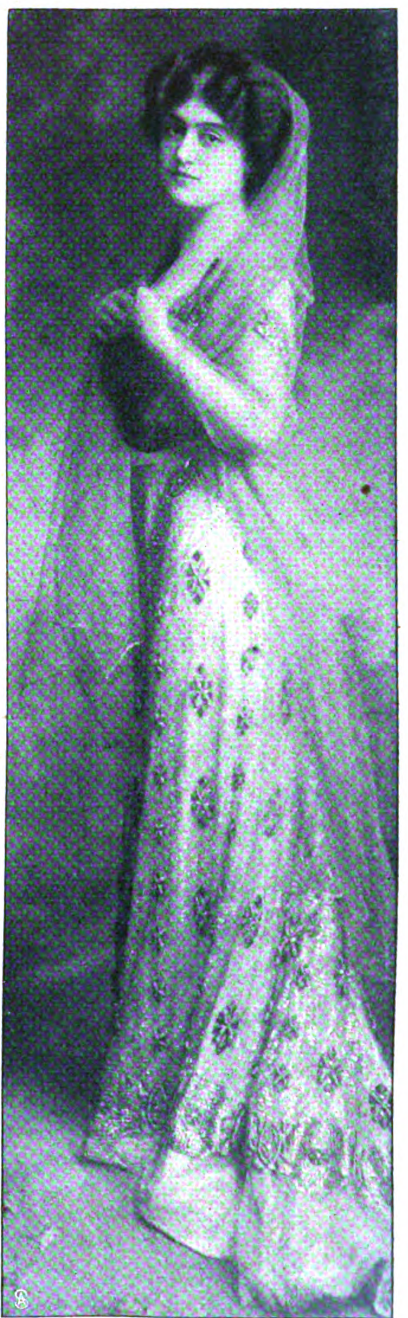
Phot. Boissonnas & Taponier.

1. Fußfreies Dinerkleid aus rosa Atlas
mit Schmelzfransen.



Phot. Boissonnas & Taponier.

2. Pelzschmuck aus Hermelin.
Schwarzes Tüllkleid über grauem Atlas.



Phot. Boissonnas & Taponier.

3. Große Soireetoilette
aus Seidenmusselin über Atlas.



Phot. E. Schneider

4. Samthut mit roter Bandschleife u. breitem Aufschlag.



Phot. E. Schneider

5. Tiefroter Plüschhut. Schulterkragen aus Goldflittern.



Phot. Reutlinger.

6. Fuchspelzkragen u. Muff. Graues Voilekleid.

besteht aus nilgrünem Seidenvoile, von dem sich schmale Silberborten wirkungsvoll abheben. Viele Pariserinnen dinieren häufig, besonders in kleinem Kreis, in solchen robes d'intérieur. Zu den Diners auf dem Lande, in den „châteaux", dagegen macht man gerade in den letzten Jahren sehr große Toilette. Der ibisrosa Atlas des Kleides auf Abb. 1 ist sonst ohne Garnierung, wenn man den breiten saumbedeckenden ibisrosa Kreppstreifen ausnimmt; es ist in einem Stück und so gearbeitet, daß das gänzlich ärmellose, übermäßig tief ausgeschnittene Mieder sich aus dem für den Gesellschaftzweck auffallend kurzen Rock nach oben mit einer zwanglosen Draperie aufbaut. Handelt es sich um ein Diner in der Oeffentlichkeit, im Restaurant, so bleiben nach wie vor der elegante Mantel und Hut die Hauptbestandteile des Anzugs. Die Toilette auf Abb. 8 zeigt über einem weißen Libertykleid einen weiten goldbraunen Plüsch-Samtmantel, dessen kurze Aermel-, eigentlich Schulterstücke, weite Glockenärmel, aus drei breiten weißen Tüllspitzenvolants zusammengesetzt, her-



Phot. Reutlinger.

7. Rosa Tüllkleid mit Brokatmantel.



vorfallen lassen. Der Hut aus goldbraunem Seidenmusselin ist in Lagen leicht gefaltet und drapiert und erhebt sich durch die vollen kostbaren Reiherfedern zu großer Eleganz. Noch elegantere Dinerkleider sind das vornehme Seidenmusselinkleid auf Abb. 3 und das silbergestickte rosa Tüllkleid (Abb. 7), dessen zweiteilig fassonierter, durch eine breite Tüllborte etwas eingehaltener Rock über rosa Taft fällt. Mantel aus schwerem rosa Pompadourbrokat mit kragenartiger Schultergarnierung aus korallenrotem Samt. Schwarzer Plüschhut mit schwarzen Straußenfedern. Die Abb. 2, 9 u. 10 weisen auf die große Beliebtheit hin, deren sich Hermelin, Zobel und Chinchilla erfreuen, sie zeigen auch, daß die Muffen noch immer sehr groß, flach und weich sind. Das Dinerkleid aus schwarzem gesticktem Flittertüll über perlgrauem Atlas (Abb. 2) vertritt mehr als das Tuchkleid das Genre Riviera. Anschließend an die beiden soeben erwähnten Pelzparuren ist als noch neuer die Mantille nebst Muff aus Fuchspelz zu nennen, die Abb. 6 zu einem originellen hellgrauen Voilekleid zeigt. Die Toilette stellt einen Straßenanzug dar, dem man gerade jetzt häufig auf den Boulevards und mehr noch im Bois begegnet. Die rollenartig geformten Pelzstreifen bilden nebeneinander aneinandergesetzt und vorn auf den bis zum Rocksaum reichenden Enden, die mit großen schwarzen Atlasschleifen verziert sind, eine anmutig wirkende, elegante Mantille, die den sackartig eingezogenen zweiten kürzeren

Phot. Reutlinger.

8. **Kleid aus weißer Libertyseide. Goldbrauner Samtmantel. Hut mit Reiherfeder.**







Phot. Reutlinger.

9. Pelzschmuck aus Hermelin und Zobel. Dinerkleid aus Tuch.

10. Langer Chinchillamantel mit Spitzenbesatz.





Phot. Intern. Illustr. Ag.

11. Neuste Toiletten. Hüte aus Pelz, Federn, Samt und Atlas.

Rock des Voilekleides sowie die reiche Stickerei des breit gegürtelten, mäßig ausgeschnittenen Mieders ungehindert sehen läßt. Im Gegensatz zu dem leichten Kleide steht der keck aufgeschlagene dunkelgraue Filzhut mit Straußenfedern; er wirkt schon recht winterlich und paßt zu dem großen behaglichen Muff. Winterlich, dabei etwas phantastisch sind die Straßenkleider auf Abb. 11, deren Topf- und Glockenhüte ein rücksichtslos zusammengestelltes Gemisch von Plüsch, Pelz, Band und Federn zeigen. Von den Toiletten besteht die eine aus Samt, die andere aus Atlas, aber beide verkörpern mit ihren engschnürenden Draperien, mit gefalteten Schultergarnierungen, mit Rüschen und Bauschen die neusten Formen. Ebenso neu sind die Hüte auf Abb. 4 u. 5, sowohl der schwarze Samthut mit hochroter Bandschleife und breitem Aufschlag wie der tiefrote Plüschhut (Abb. 5) mit den wirksamen, in allen Tönen des Rot schattierten Federn.



Phot. Reutlinger.

12. Hauskleid aus grünem Seidenvoile mit mantelartiger Tunika.

Schwimmende Gärten.

Von Helene Freifrau von Schroetter.

Hierzu 6 Aufnahmen von A. Schaul.

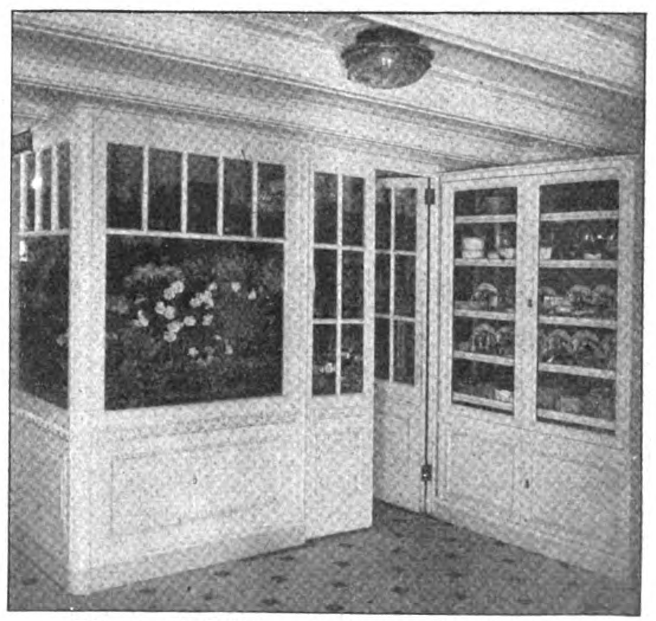
Stolze Palmen spreizen prunkend ihre feingefiederten Wedel, tiefblaue Kundschaftertrauben mit Purpurflimmer glühen zwischen rotbraunem Laub. In den Wipfeln der riesigen Fächerpalme schluchzt die Nachtigall ihr Sehnsuchtslied, und murmelnd plätschert geschäftig die Quelle durchs taufrische Grün ...

Blaue und rosa Hortensienkronen erzählen von ihrer Herrschaft zur Empirezeit, und schwerduftende Rosenbüschel sprechen von ihrem Ruhm, der über allen Zeiten steht.

Flog da nicht ein bunter Schmetterling?

Und wo liegt dies Stückchen Paradies, dieser Rivieraausschnitt?

Viele, viele Meter hoch über unruhigen, grauen, immer ungeduldigen, immer arbeitenden Wassern. Weit, hundert Meilen weit von jeder grünenden Küste, mitten in der einsamen Unendlichkeit des Weltmeers. Aber er liegt gar nicht, er schwimmt, dieser Märchengarten auf dem Dach des Riesenhotels,



Blumen und Früchte an Bord eines Ozeandampfers.

das den großen Teich durchquert. Wenn der „Blanke Hans“ murrend gegen die Planken des gewaltigen Schiffsleibs springt und die Meerfrauen tückisch ihre Nebelschleier spannen, dann ist der schwimmende Garten die erquickende Oase für den Passagier. Und nicht bloß im Raumsinn, nein, auch für die Seele. Labt uns nicht schon an Land der Blick in grüne Tiefen, erfreut uns nicht Vogelgezwitscher und Quellengeriesel? Wieviel größer aber ist die psychische



Der Palmengarten.



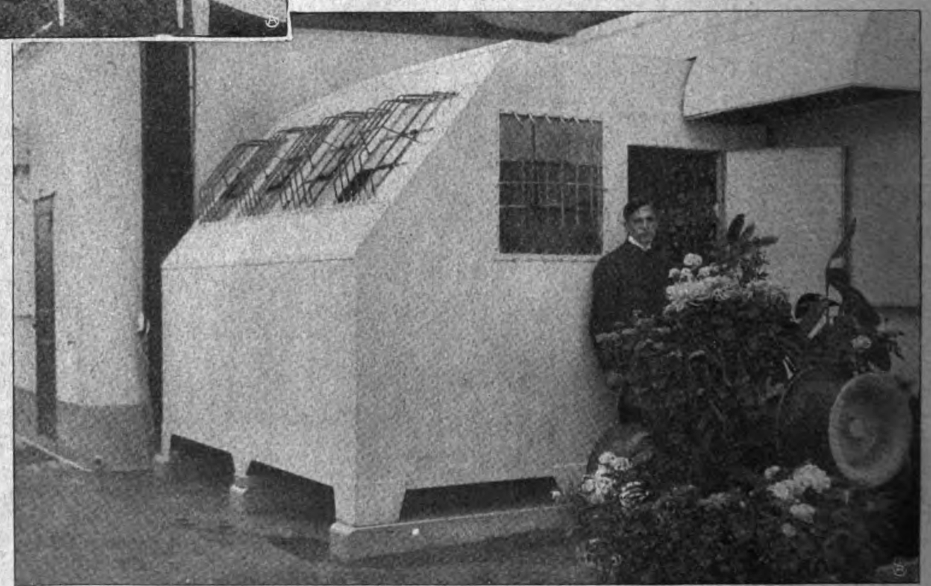
Eine kühle Ecke:
Der Springbrunnen.

Wirkung inmitten von Meereswüsten, wo wir nichts hören wie das Geschrei der Möwen. Da überwältigt das Vermißte.

Als wir vor wenigen Jahren der siegreichen „Deutschland“, die von der Rekordfahrt mit der „Oceanic“ heimkam, auf die Reede von Kuxhaven entgegenfuhren, erzählte uns Kapitän Kämpf — „Karl der Große“ genannt von den ihn vergötternden Passagieren — daß das französische Schiff einen wirklichen Garten an Bord habe. Das erschien uns unmöglich, unglaublich. Heute sind die Doppelschraubendampfer der „Ballinie“, wie die Hamburger die Amerika-Linie nennen, fast alle mit Gärten versehen.

Wie soll man diese Gärten nennen? Wintergarten ist für diese Gärten nicht der richtige Ausdruck. Sie sind Sommer und Winter im Gebrauch, denn das Meer kennt keine Jahreszeit. Palmengarten ginge schon eher. Aber ist nicht „Schiffsgarten“ ein bezeichnendes Wort? Sagt es nicht in seiner kontrastreichen Zusammenstellung von bisher getrennten Begriffen, daß findigem Menschengeist nichts unmöglich ist?

Während die „Kaiserin“, wie der Doppelschraubendampfer Kaiserin Augusta Viktoria bei der Linie kurz heißt, bereits bei ihrem Bau einen Palmengarten erhielt, ist der Garten, von dem wir Aufnahmen bringen, erst kürzlich auf der „Amerika“ eingebaut worden. Ruhige, grünliche Töne an Wand und Boden, zierlicher spaliernachahmender Wandbeschlag, unterbrochen von Medaillonbildern, grün-weißer Bezug auf den Polstersitzen bilden den Hintergrund für die Pflanzen- und Blumenpracht.



Schwimmende Gärten: Das Treibhaus an Bord.

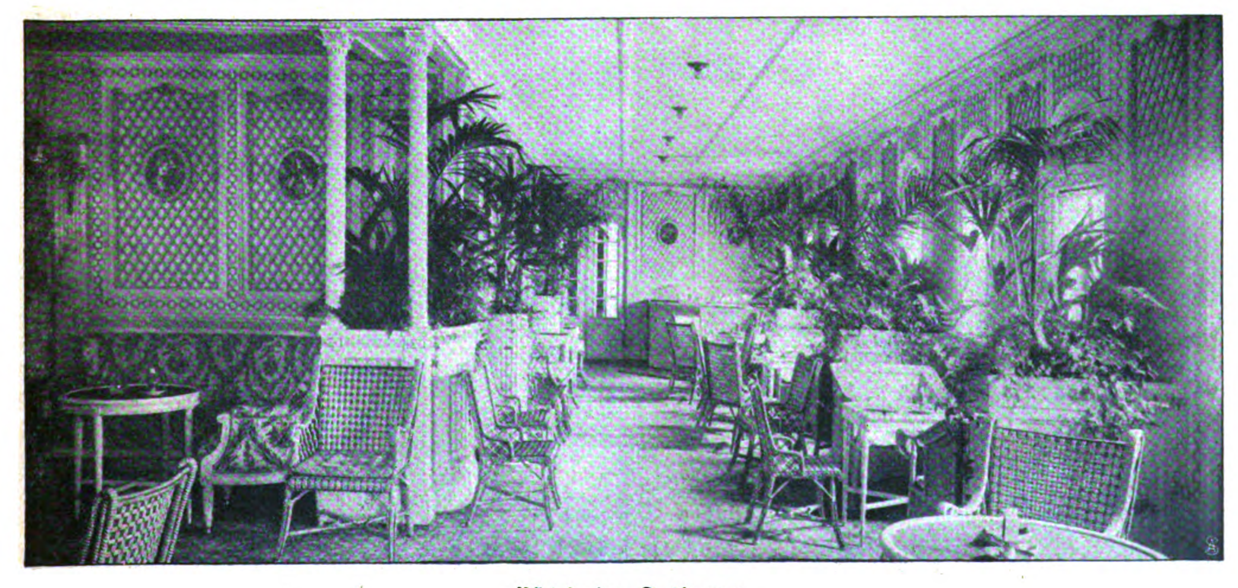




Blumengeschmückte Bar im Restaurant an Bord.

Außer diesem Luxusgarten besitzt die „Amerika" aber auch noch einen Nutzgarten, der die Mittel zur Erneuerung der Blütenfülle in den Räumen und auf den Tafeln bietet. An geschützter Stelle steht an Bord ein Treibhaus (Abb. S. 1894), durch Dampfröhren temperiert, das größer ist, als es aussieht, und eine Fülle von Topfgewächsen enthält. Und nicht nur Blumenstöcke, sondern vor allem Zwergobstbäume mit reifen Früchten, Meisterstückchen der Obstbaumzucht, die in denkbar beschränkter Erde an Miniaturstämmen wundergroße Birnen, Trauben und Aepfel zeigen. Diese Liliputbäume werden im Restaurant auf die Eßtische gestellt, und die Dollarprinzessin pflückt höchst eigenhändig dem Prinzgemahl den wirklichen „Tafelapfel".

Wer an Bord der schwimmenden Stadt Lust hat, seinen Gefühlen durch die Blume Ausdruck zu geben,



Blick in das Teezimmer.

braucht nur am Zimmertelephon zu kurbeln. „Hier Zentrale.“ „Bitte Blumenladen.“ „Hier Schiffsgärtner Petersen.“ — „Senden Sie sofort an Mrs. Brown, Broadwaydeck 291, eine Chrysanthemumpflanze mit einer Empfehlung von William Smith, Kronprinzendeck 180“ ...

Die Sensation an Bord aber sind die „Tees“ im Schiffsgarten. Richtige echte „Tees“ wie in London, Berlin, Hamburg usw., und kleine und große Kuchen gibt's, genau wie an Land. Und geflirtet wird, da die Seeluft bekanntlich anregt, mehr als an Land!

Bilder aus aller Welt.

In Neuyork hat vor kurzem eine interessante Künstlerheirat stattgefunden: Miß Clara Clemens, die Tochter des trefflichen amerikanischen Humoristen Mark Twain, hat sich mit dem russischen Pianisten Ossig Gabrilowitsch vermählt. Clara Clemens ist mehr als bloß die Tochter ihres Vaters: sie ist eine ausgezeichnete Altsängerin und hat als solche in London und anderswo schöne Erfolge errungen Einen Teil ihrer Musikstudien hat sie in Berlin absolviert.

Phot. Underwood u. Underwood.

Miß C. Clemens, die Tochter Mark Twains, vermählte sich mit dem Pianisten Gabrilowitsch.

Im Hof des Gebäudes der Murhard-Bibliothek in Kassel wurde jüngst ein wunderschöner neuer Zierbrunnen enthüllt, der seine Absicht, eine Zierde zu sein, auch wirklich erfüllt. Der Kassler Künstler Professor C. Bernewitz ist der Schöpfer des humorvollen Werkes. Den Brunnen krönt die stilisierte Figur eines „Bücherwurms“. Die Stadt Kassel verdankt die Errichtung dieses Brunnes der Initiative und dem opferfreudigen Gemeinsinn zahlreicher Bürger.



Phot. Tellgmann.

Die Enthüllung des Bücherwurmbrunnens in Kassel.

Die kernige, grundtüchtige Kunst des meerumschlungenen Landes Schleswig-Holstein weilt zurzeit zu Besuch in der Reichshauptstadt. Im Kunstsalon Reiner und Lewinsky tagt eine unter dem Protektorat der Prinzessinnen Friedrich Leopold von Preußen und Feodora zu Schleswig-Holstein stehende Ausstellung, deren Zweck es ist, zu zeigen, welche köstlichen Erzeugnisse das schleswig-holsteinische Kunstgewerbe, vor allem aber die altberühmte Schreinerei und Schnitzkunst, die Töpferkunst, die Weberkunst und die Edelschmiedekunst in den letzten vier Jahr-



Interieur von der Ausstellung Schleswig-Holsteinischer Kunst (15.—19. Jahrhundert) in Berlin.
Spezialaufnahme für die „Woche“.



Phot. Pietzner.

Von links nach rechts: Kapellmeister Arth. Max Schweiger, Oberregisseur Gustav Geißler, Oberregisseur Emil Reißner, Regisseur Heinrich Blechner, Frau Direktor Maria Pospischil, Regisseur Viktor von Zalco, Oberregisseur Karl Emmerich, Ballettmeisterin Emma Dathe.

Regiesitzung im Stadttheater in Aussig.

Ein weiblicher Theaterdirektor: Frau Maria Pospischil mit ihrem Künstler-Stabe.



1. Frau v. d. Marwitz-Lebus. 2 Generaloberin Plaschke-München. 3. Oberin Widel-Kiel. 4. Gräfin Charlotte Itzenplitz, Vorsitzende des Zentralvorstandes. 5. Präsident Chuchul, Vorj. d. Verb d. Dtsch. Krankenpflegeanstalten v. Rot. Kreuz. 6. Frau Oberbürgermeister Lauter, Deleg. d. Großherzogin von Baden. 7. Frau Komm.-Rat von Dippe-Quedlinburg. 8. Prof. Dr. Pannwitz-Berlin. 9. Oberst Everth 10. Prof Dr. Kimmle, Generalsekretär des Zentralvorstandes 11. Oberbürgermeister Bansi-Quedlinburg. 12. Landgerichtsrat Deegen.

Gruppe der Teilnehmer am

Verbandstag der Deutschen Krankenpflegeanstalten vom Roten Kreuz in Quedlinburg.





Phot. „Cäcilie".

1. Landgerichtsrat Hoffmann-Breslau. 2. Kommand. General Exz. v. Woyrsch-Breslau. 3. Fürst Pleß-Fürstenstein. 4. Fürstin Pleß. 5. Mr. Cornwallis West. 6 Frau Zerena Exz. 7. Exz. Zerena-Liegnitz. 8. Stadtverordn. Kaiser-Breslau. 9. Vizekonsul Wackerow-Breslau. 10 Frhr. v. Richthofen-Barzdorf. 11. Komm.-Rat Schneiderhan-Breslau. 12 Vereinsvorf. Heusler-Breslau. 13. Generalkonsul Trojan-Breslau. 14. Hptm. d. L. Lange-Brieg.

Die Festteilnehmer bei der Grundsteinlegung zum

Denkmal der bei Hohenfriedeberg gefallenen Oesterreicher und Sachsen.

hunderten hervorgebracht haben. Die schöne Veranstaltung faßt in äußerst lehrreicher Weise ein mächtiges und wertvolles Stück deutscher Kunst- und Kulturgeschichte zusammen. Der größte Teil der ausgestellten prachtvollen Kunstschätze stammt aus dem Privatbesitz feinsinniger Sammler.

Frau Maria Pospischil, die berühmte Tragödin, leitet bekanntlich in dieser Saison zum erstenmal selbständig das große Stadttheater der nordböhmischen Industriestadt Aussig. Die Bewohner der freundlichen Stadt an der Elbe haben in Frau Pospischil für ihre Bühne nicht nur einen leuchtenden Stern gewonnen, sondern auch einen höchst energischen Direktor und außerordentlich umsichtigen Regisseur.

Der Verband der Deutschen Krankenpflegeanstalten vom Roten Kreuz hat Mitte Oktober in dem altehrwürdigen Quedlinburg seine Jahresversammlung abgehalten, zu der sehr viele Vertreter und Vertreterinnen aus allen Teilen Deutschlands erschienen waren.

Das Schlachtfeld bei Hohenfriedeberg wird jetzt ein Denkmal erhalten. Es soll dem Andenken der braven österreichischen und kursächsischen Soldaten gewidmet sein, die hier den Heldentod gestorben sind. Das Denkmal wird vom Verein ehemaliger Kameraden der Kgl. Sächsischen Armee in Breslau nach einem Entwurf des Konsuls Wackerow in dem herrlichen historischen Eichenhain an der Chaussee Striegau-Günthersdorf errichtet werden.

Die Brandenburgische Landwirtschaftskammer veranstaltet seit langen Jahren alljährlich in der Westhalle des Landesausstellungsparkes am Lehrter Bahnhof in Berlin große Obstmärkte, die es den Konsumenten ermöglichen sollen, gutes Tafel- und Wirtschaftsobst direkt vom Produzenten zu beziehen. Der erste der drei Obstmärkte dieses Jahres wurde kürzlich abgehalten. Es war eine Freude, zu sehen, welche prächtige Gaben der Herbst der mit viel Unrecht so genannten „Streusandbüchse des Reiches" schenkt. Das märkische Obst kann jede Konkurrenz üppiger Landschaften aushalten und manche sogar schlagen.





Blick in die Ausstellungshalle. Oberes Bild: Auf märkischem Boden gezogene Tafeltrauben.

Vom Obstmarkt der Brandenburgischen Landwirtschaftskammer im Landesausstellungspark in Berlin.

Spezialaufnahmen für die „Woche".

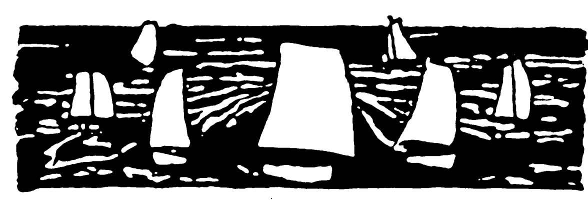
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 45. | Berlin, den 6. November 1909. | 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 45.



Die sieben Tage der Woche.

28. Oktober.

Der französische Klerus erläßt einen Aufruf zur Gründung einer neuen katholischen Partei.

Fürst Ferdinand von Bulgarien eröffnet die Session der Sobranje mit einer Thronrede, in der er besonders auf die freundschaftlichen Beziehungen Bulgariens zur Türkei hinweist.

Eine Wasserhose richtet im Hafen und in den niedrig gelegenen Stadtteilen Genuas großen Schaden an.

Bei einer Ersatzwahl im englischen Wahlkreise Bermondsey versuchen zwei Suffragettes die in der Urne liegenden Stimmzettel zu zerstören.

29. Oktober.

Die Besatzung mehrerer griechischer Torpedojäger unter der Führung des Leutnants Typaldos meutert und bemächtigt sich des Arsenals von Salamis. Nach einem Geschützkampf gelingt es den Regierungstruppen, die Meuterer zu unterwerfen. Typaldos flieht.

Der Berliner Magistrat beschließt, das Aufmarschgelände auf dem Tempelhofer Felde vom Militärfiskus käuflich zu erwerben.

30. Oktober.

Aus Neuguinea kommt die Nachricht, daß der Deutsche Dammköhler (Portr. S. 1914) auf einer Expedition ins Innere der Insel Neupommern von den Eingeborenen ermordet wurde.

Infolge des Beschlusses des österreichischen Ministerrats, die Gesetze über die deutsche Landessprache der deutschen Kronländer dem Kaiser zu unterbreiten, legen die tschechischen Minister ihr Amt nieder.

Auf dem Flugfelde Johannisthal gewinnt der deutsche Aviatiker Grade (Portr. S. 1914) den Lanzpreis.

31. Oktober.

Bei einer Fahrt des italienischen Militärballons wird der Leutnant Rovetti getötet.

Fürst und Fürstin von Bülow treffen in Rom zum Winteraufenthalt ein.

1. November.

Im Vorgarten der Berliner Universität findet die feierliche Enthüllung des Mommsendenkmals (Abb. S. 1914) statt.

2. November.

Das englische Unterhaus tritt in die dritte Lesung des Finanzgesetzes ein.

König Alfons von Spanien gibt in einer Unterredung seinem Bedauern über die voreilige Kritik der Vorgänge in Barcelona durch das Ausland Ausdruck.

Der neue Polizeipräsident von Berlin, von Jagow (Portr. S. 1907), tritt sein Amt an.

In Köln erringt der Leutnant Coler mit einem von ihm konstruierten Eindecker für die deutsche Aviatik einen neuen Erfolg.

Bei den städtischen Wahlen in Neuyork wird Richter Gaynor, der Kandidat von Tammany Hall, zum Bürgermeister gewählt. Für die Aemter des städtischen Finanzministers und des Stadtratspräsidenten werden die Kandidaten der Gegner von Tammany Hall gewählt. Der Ausfall der Wahlen ist für Tammany ungünstig.

3. November.

Vor den Pariser Geschworenen beginnt der Prozeß gegen die Witwe Steinheil wegen Ermordung ihres Gatten und ihrer Mutter.

ooo

Fürst Ito.

Von Sven Hedin.

Es war am 15. Dezember im vorigen Jahr. Nach einem Vortrag, den ich vor Japanern und Europäern in Söul gehalten, saß ich im Geplauder mit einigen japanischen Freunden in dem sonst leeren Saal. Da draußen die enge Gasse, still und finster; die Sterne flackerten vor schneidender Kälte. Plötzlich ertönten laute Schläge von Pferdehufen gegen den hartgefrorenen Boden. Ein paar Fackeln in den Händen reitender Herolde warfen ihre rotgelbe huschende Glut über Läden und Fassaden und über die gleich hinterher auftauchende Kavallerietruppe, nur ein schwacher Reflex aber von den Fackeln streifte einen kleinen, schwarzen, verdeckten Wagen, der von zwei Pferden gezogen wurde, und hinter dem noch einige Reiter hertrabten. Ein paar Sekunden nur, und die kleine Kortege war verschwunden, die Hufschläge verloren sich in der Ferne. Es war Fürst Ito, der von einer Dienstreise in seine Hauptstadt zurückkehrte. Unser Gespräch war unterbrochen, meine japanischen Freunde hatten sich ernst erhoben. Man fühlte, daß ein Cäsar vorbeigeeilt war.

Am folgenden Tage stattete ich dem Diktator Koreas meinen Besuch ab. Das Residenzgebäude, ein ganz einfaches, rotes Haus mit grauen Bogenfenstern, liegt auf einer Anhöhe und beherrscht das Mosaik der koreanischen und japanischen Häuser. — Lakaien in Livree nehmen mir den Mantel ab, und ich trete in einen europäisch möblierten Salon ein, wo der ganze Stab wartet, die Militär-, Marine- und Zivilsekretäre — unter den ersteren erblicke ich die Generale Murato und Akaschi, jeweilig Militärattachés in Stockholm, die deswegen die Abzeichen des schwedischen Schwertordens angelegt haben. Niemand spricht, es wird nur ge-



flüstert, und man ist in erwartungsvoller, feierlicher Stimmung; da öffnet sich die Tür, und der kleine, achtundsechzigjährige, graubärtige, gelbfarbene Lenker der koreanischen Geschicke tritt ein, worauf alles sich erhebt und wie vor einem König sich verbeugt.

Er begrüßt mich mit einem Willkommen. Wir lassen uns in Lehnsessel vor dem Feuer nieder. Alles schweigt, nur das Geknister des lodernden Holzes unterbricht die Stille. Fürst Ito holt eine Riesenzigarre hervor, mir bietet er auch eine an. — Fürst Ito erscheint nie ohne Zigarre. Fürst Ito steckt sich seinen Torpedo an und brütet, immer noch schweigend ins Feuer starrend, vor sich hin. Nach einer Weile äußert er eine Frage betreffs Tibet. Er spricht vorzügliches Englisch, aber äußerst langsam. Ich antworte ihm ausgiebig; er nimmt Interesse daran und fragt weiter. Er erwärmt sich, vom Gespräch mehr als vom Feuer, und erzählt Episoden aus seinem eigenen schicksalsreichen Leben. Er redet von seiner speziellen Mission nach Stockholm im Jahre 1873, von der Schönheit jener Stadt und der Gastfreundschaft des Königs Oskar; er holt seine Erinnerungen an Paris hervor, wo er dem persischen Schah Nasr-eddin begegnete; bei der Veranlassung erzähle ich einige scherzhafte Anekdoten vom alten Schah, die große Heiterkeit erregen — sogar der Stab wagt es, zu lachen. Fürst Ito taut mehr und mehr auf, er spricht weniger langsam, nie jedoch lebhaft, auch wenn er mal lacht, schwindet nicht jene Atmosphäre des Ernstes und Schweigens ringsum.

Er redet von seinen politischen Sendungen nach Peking, welche Geduldproben und Ueberwindungen es kostete, ehe mit Lihungtschang zum Ziele zu kommen war, und ehe die Mandarinen sich zum Unterzeichnen der Traktate bewegen ließen, und schließlich ist er bei der Frage von der Zukunft Koreas, von dem Kurse, den er verfolgt, und seinen Wünschen. In bündigen, klaren und inhaltschweren Sätzen gestattet er mir ein Einblicken in seine Politik.

Zwei Stunden waren zu Ende, Fürst Ito steckt sich die dritte Zigarre an und sagt: „Uebrigens müssen Sie selbst sehen und urteilen. Ich habe einige dieser Herren beauftragt, Ihnen alle Aufklärungen zu geben, deren Sie bedürfen. Ich bitte Sie, während der Tage, wo Sie hier verweilen, Aufzeichnungen zu machen und dann etwas über Korea zu veröffentlichen, aber nicht nur für die Schweden, sondern auch für andere Europäer. Fragen Sie sie dann, ob meine Politik nicht die richtige war, und ob irgendwelche Großmacht an unserer Stelle anders würde gehandelt haben."

In den nachfolgenden Tagen traf ich Fürst Ito bei verschiedenen Gelegenheiten. Er überhäufte mich mit seiner Güte und Gastfreundschaft — er depeschierte nach An-tung, Mukden und Port Arthur, und ich durchreiste mit fürstlichem Komfort jene heute von den Strahlen der aufgehenden Sonne beschienenen Gegenden des fernen Orients. Es lag auf der Hand, daß ich „der Kuriosität halber" — wie Fürst Ito sich ausdrückte — den Kaiser Koreas sehen mußte. Seine Majestät darf ohne die Ermächtigung seitens Itos keinen Europäer empfangen; er selbst oder einer seiner Getreuen muß überdies zugegen sein. Mich begleiteten der Vicomte Soné, der jetzige Generalresident, und der Generalfeldmarschall Hasegawa, der Eroberer Port Arthurs während des chinesischen Krieges. Dieses ist indes ein besonderes Erlebnis, das ich bei anderer Gelegenheit mal erzählen werde.

Da die Japaner so ausnehmend um mich besorgt waren, so wollten die Koreaner wohl auch nicht hintanstehen: eine Deputation ersuchte mich höflichst um einen Vortrag im großen Saal der Young Men's Christian Association und um Teilnahme an einem koreanischen Bankett. Es wurde aber ausdrücklich vermerkt, daß keine Japaner dabei sein dürften. Wegen dieser ein wenig herausfordernden Bedingung befragte ich den Fürsten Ito, der der Sache kein Hindernis entgegenstellen wollte. Seine Umgebung war jedoch abfälliger Meinung und riet mir von einer derartigen Demonstration gegen die Japaner ab. Ich stellte infolgedessen die Bedingung, daß wenigstens zwei Japaner eingeladen werden sollten, was denn auch nach vielen Umschweifen geschah.

Während der Jugendzeit Itos gehörte er mitsamt seiner ganzen Familie unter die Oberlehnsherrschaft des Daimyo Mori im westlichen Hondo. Mori war einer der 300 Daimyos Japans, und zwar während der Feudalzeit ein sehr mächtiger Mann. Im Jahre 1863 entschlossen sich Ito und vier andere klarsichtige Japaner zur Reise nach Europa, um die Kultur und das Staatswesen des Abendlandes zu studieren. Damals war allerdings jegliche Auswanderung bei Todesstrafe verboten. Als Matrosen auf einem den Hafen Nagasaki verlassenden englischen Schiff gelang es ihnen, aus dem Lande zu entweichen. In England wurden sie von den abendländischen Ideen durchdrungen und von hochfliegenden Plänen, die Zukunft Japans betreffend, erfüllt. Plötzlich erreichte sie ein schwaches Echo jener in ihrer fernen Heimat entstandenen Unruhen, in denen der Daimyo Mori eine hervorragende Rolle spielte. Mit der ersten erreichbaren Schiffsgelegenheit wandten sie sich nun wieder ostwärts. Ich erinnere mich noch sogar von meiner ersten Begegnung mit Ito seiner Schilderungen, wie er und sein bester Freund, der Marquis Inouye, in den lauen Nächten bei der Umsegelung des Kaps der Guten Hoffnung auf dem Schiffsdeck zu sitzen pflegten in stetem Gespräch über die Zukunft Japans und die Gefahren, die vom Westen her das Vaterland bedrohen würden. Retten wollten sie ihr Japan, einen Bruch mit dem Hergebrachten herbeiführen und es mit unbezwinglicher Ausdauer dahin bringen, daß die gesamte Nation mit modernen Waffen in den Händen zur Abwehr des herannahenden westlichen Gewitters bereitstehe. Aber auch darin waren sie schon einig, daß, wenn das Werk in Japan zertrümmert werden würde, ein neuer Versuch in Korea gemacht werden sollte. Japan zerfiel zwar nicht in Trümmern, aber doch sollte Ito eben in Korea einst zu imperatorischer Hoheit gelangen, und durch die Kugel eines koreanischen Mörders sollte er sterben.

Vor 42 Jahren, im ersten Jahre der Meiji-Periode, begann die Reformarbeit; für die neuen Ideen traten ein: Saigo, Kido, Okubo, Okuma und andere und nach ihnen Ito, Inouye und Yamagata. Saigo zog sich zurück, Kido starb, Okubo wurde getötet; so wurden Ito und Okuma die Führer der Umgestaltung. Anfangs der achtziger Jahre trat auch Okuma zurück, und Itos Einfluß schwoll dadurch zusehends. Okuma stand stets mehr auf demokratischem Boden und war stürmischer als Ito, der Erste der Bureaukratie und Getreuer und Freund des Mikados. In den letzten Jahren waren Okuma und Yamagata sogar in der Koreafrage die entschiedensten Gegner Itos, wenn auch aus verschiedenen Beweggründen; Yamagata forderte, wie die Mehr-



zahl der Armee, scharfe und durchgreifende Maßregeln gegen die Unterjochten, die Politik Itos war allzu friedlich und bedächtig.

Nach seiner dritten europäischen Reise, im 17. Jahre Meiji, wurde Ito der erste konstitutionelle Ministerpräsident Japans, und als vor 20 Jahren das Parlament eröffnet wurde, war er der erste Präsident des Oberhauses. Seitdem hatte er mehrmals den Auftrag, ein Kabinett zu bilden. Während des chinesischen Krieges, 1894, war er Premierminister und während des russischen Krieges Erster Vorsitzender des Geheimen Staatsrats, unter dessen 20 Mitgliedern die besten und tüchtigsten Staatsmänner Japans zu finden waren. Nach Beendigung des Krieges wurde er zum Generalresidenten in Söul ernannt und mit der Macht und Hoheit eines Vizekönigs bekleidet. Ueberall, wohin er gestellt worden, war er der erste Inhaber des Postens und bahnte durch zähen Mut und eiserne Energie seinen Nachfolgern die Wege. Ueberall hat er in ungebrochenem Boden die ersten Furchen gezogen und eine Saat gesät, deren Ernte einer ganzen Welt zu einer neuen Offenbarung werden sollte. Im letzten Frühjahr verließ er Söul, und sein Nachfolger ward der Vicomte Soné, während er selbst wieder zur Vertrauenstellung des Vorsitzenden des Geheimen Staatsrats zurückkehrte, einem Posten, den inzwischen Fürst Yamagata bekleidet hatte.

Mit Korea kam Ito zum erstenmal im Jahre 1875 in Berührung, indem er einen Handelsvertrag mit diesem Reich schloß, wodurch dessen Selbständigkeit und Unabhängigkeit von China anerkannt wurde. Chinesische Intrigen und die in China herrschende, den Japanern feindliche Gesinnung führten im Jahre 1885 zu einem neuen Vertragabschluß in Tientsin, wo Ito mit Lihungtschang verhandelte, und wo Japan in Korea die gleichen Rechte wie China zugesprochen wurden. Im Jahre 1894 ward China durch den Frieden von Schimonoseki gezwungen, ganz von jener Halbinsel abzulassen. Im Jahre 1905 schloß Ito den Vertrag von Söul ab, infolgedessen Korea sich völlig unter den Schutz Japans stellen mußte; Ito übernahm selbst die Verwaltung des Generalresidentpostens. Da aber kurze Zeit nachher der Kaiser eigenmächtig Delegierte nach Haag sandte, um mit Hilfe der Mächte Korea aus der Oberhoheit der Japaner zu befreien, wurden die Schrauben schärfer angezogen: im Jahre 1907 folgte der neue Vertrag, dessen wichtigste Bestimmung jedem koreanischen Staatsbeamten einen japanischen Beamten als nächsten Untergebenen unterordnete. Hierdurch entstand jene eigentümliche Verwaltungsform, wodurch ein japanischer Vizeminister tatsächlich die ausübende Macht in Händen hält, während sein Vorgesetzter, der koreanische Minister, nichts ist als eine Marionette mit Goldtressen und stolzem Titel. Fürst Ito hatte gewiß von Beginn an dieser einzig dastehenden Institution nur den Charakter eines Durchgangstadiums zugedacht, wodurch der Schritt vom Alten zum Neuen weniger merkbar werden sollte. Vor ein paar Jahren entthronte er den Kaiser und ernannte an seiner Statt dessen Sohn, einen kränklichen, willen- und kinderlosen Schattenkaiser. Sein zwölfjähriger Bruder, der Kronprinz von Korea betitelt wird, erhält seine Erziehung in Tokio und wird einst, von japanischen Ideen durchdrungen, seinen Einzug in Söul halten.

Fürst Ito schaffte ferner das stehende Heer Koreas ab. Wer die Armee in der Hand hält, befiehlt dem Lande. Jetzt sind japanische Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Ingenieurtruppen, im ganzen $1^1/_2$ Divisionen, etwa 25 000 Mann, über die koreanische Provinz zerstreut. Ihr Unterhalt kostet dort das Dreifache von dem in Japan, und sie werden oft durch frische Truppen ersetzt, damit sie ja nicht die Trainierung während der Dienstzeit einbüßen. Sie fühlen sich in Korea nicht zufrieden und sehnen sich nach der Heimat, murren aber nie, denn jeder japanische Soldat kennt seine Pflicht dem Vaterland gegenüber. Die zu Hause Gebliebenen ermuntern sie denn auch tunlichst: es ist eine stolze Ehre, diesem Nippon, wo die Vorfahren in ihren Gräbern ruhen, seine Kraft widmen zu dürfen. Schon wenn die Rekruten aus der Heimat aufbrechen, huldigt man ihnen als Helden, Lieder erschallen ihnen zu Ehren, und die Straßen werden des Abends mit unzähligen papiernen Laternen geschmückt und am Tage mit Fähnlein und Standarten. Wird da ein Triumphator erwartet, oder soll ein Hochzeitsgefolge die Straßen durchziehen, fragst du, und man antwortet: „Unser Dorf hat der Armee ein paar Rekruten beigesteuert!" Es ist nicht so in jedem Land.

Zu Folianten anwachsen würde die Aufzählung aller Reformen und Verbesserungen, die Ito in Korea während der $3^1/_2$ Jahre eingeführt, in denen er das Land mit größerer Macht und unumschränkterer Herrschaft verwaltete, als je ein Monarch es konnte, einschließlich auch des Mikados von Japan. Er wußte, daß der ökonomische Aufschwung schließlich immer auf die Landwirtschaft zurückgreifen muß. Deshalb berief er Ackerbauexperten ins Land, die über die ganze Provinz verteilt wurden; treffliche Aussaat und gute Ratschläge wurden überall zur Verfügung gestellt, und die japanische Regierung verausgabte 200 000 Jen für ein Landwirtschaftsinstitut. Der Anbau von Baumwolle und Zuckerrüben wurde ebenfalls angeregt, ferner die Seidenkultur. Zur Hebung der Waldpflege wurden in Söul, Pingjang und Tai-ku Forstinstitute gegründet mit angegliederten Musterbaumschulen. Ein geologisches Bureau beaufsichtigt die Bergwerke und die geologischen Untersuchungen im Land.

Bereits im ersten Regierungsjahr Itos wurden 52 durchaus moderne Primärschulen gegründet. — Unter den technischen Schulen ist die in Söul die größte; es wird dort unterrichtet in praktischen Handarbeiten, Weberei, Färberei, Steingutindustrie usw. Eine medizinische Hochschule und ein Hospital sind ferner Denkmale des Schaffens Itos. Japanische Gerichtshöfe wurden errichtet, und schon jetzt geben die Koreaner den japanischen Richtern den Vorzug. Dreitausend japanische Gendarmen werden von Japan aus besoldet, und viertausend koreanische werden von japanischen Instrukteuren unterrichtet, um in erster Linie die Räuberhorden in der Provinz auszurotten.

Das Münzwesen wurde modernisiert und die Finanzen geordnet. Die Staatseinnahmen betragen 13 Millionen Jen; im Jahre 1908 erhielt Korea von Japan eine zinsfreie Anleihe von 20 Millionen Jen. Vorläufig kostet Korea den japanischen Staat jährlich 12 Millionen Jen, Fürst Ito hoffte jedoch auf eine baldige Verminderung dieses Betrages, so daß das Land sich schließlich ohne jegliche Subvention behelfen würde. Formosa konnte nach zehn Jahren seine Verwaltung selbst besorgen und liefert jetzt 400 000 Jen Ueberschuß. In den letzten Jahren hat eine massenhafte Uebersiedlung von Japanern nach Korea statt-



gefunden. Söul zählte im Jahre 1904 dreitausend japanische Einwohner — vier Jahre später waren es 30000; sie erstehen meist ein Grundstück für billigen Preis und kehren nach dem Erwerb eines kleinen Vermögens zurück. Sie glauben volles Anrecht auf Korea zu besitzen, da die Japaner die Halbinsel bereits vor 1500 Jahren eroberten und sie während eines Zeitraums von 100 Jahren als Schutzgebiet verwalteten. Im Jahre 1592 wurde Korea von japanischen Heeren unter der Führung des Helden Hidinschi überschwemmt; mehr als einmal war Korea die Achillesferse Japans — es veranlaßte beispielsweise die beiden letzten gewaltigen Kriege. Fürst Ito beschloß, fremden Intrigen in Korea ein für allemal das Ziel zu stecken; an der Nordwestgrenze werden den Fluß Tumen entlang Festungen gebaut, und die Verteidigung des Landes ruht in den Händen Japans. Binnen kurzem dürfte Korea schlechterdings eine japanische Provinz sein. —

Während seines erfolgreichen und glänzenden Lebens konnte Ito sich natürlich nicht jenen vielen äußeren Auszeichnungen entziehen, über die sein Land verfügte, die uns aber seinem hehren Wirken gegenüber recht belanglos erscheinen. Im Jahr 1885, nach seiner Rückkehr aus Europa, wurde er in den Grafenstand erhoben, nach dem chinesischen Krieg zum Marquis und nach dem russischen Krieg zum Fürsten ernannt. In Korea hatte er den Titel „Kaiserliche Hoheit“, in Japan aber nur „Exzellenz“. Die offizielle Rangordnung Japans weist 16 Klassen auf. Ito, Yamagata und Oyama, die überdies die einzigen Japaner außerhalb des Kaiserlichen Hauses sind, denen die Kette des Chrysanthemumordens verliehen worden ist, sind Inhaber der ersten Klasse des zweiten Ranges. In die zweithöchste Klasse kann man nur durch hohe Geburt und in die allerhöchste erst nach dem Tod gelangen.

Während des Aufenthalts Itos in Korea wohnte seine Gemahlin in Tokio. Von seinen beiden Töchtern ist eine mit einem Sohn des Marquis Inouye verheiratet, der dadurch nach dem eigentümlichen Gebrauch in Japan von Ito adoptiert wurde und dessen berühmten Namen erbte; der junge Ito ist demnach der Adoptivsohn und Schwiegersohn des großen Staatsmannes.

Seine Einsamkeit in Söul ertrug Ito mit philosophischer Ruhe, die ihm obliegende Arbeit füllte seine ganze Zeit aus. Das neue Japan war großenteils sein Werk; jetzt schuf er ein neues Reich in Korea. Er arbeitete unermüdlich, und überall ging er in die Tiefe bis ins geringste Detail. Rücksicht nahm er nie, weder auf seine politischen Gegner, auf die starke Opposition daheim, noch auf die Ratschläge seiner Freunde; er steuerte immer geradeswegs aufs Ziel los, und zwar nach seinem eigenen Kopf; Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten, warf er mit unerschütterlicher Entschlossenheit beiseite. Die Meinungen und der Rat anderer kümmerten ihn nicht; er wußte selbst, was er wollte, und drang mit unwiderstehlicher Gewalt durch wie der Kuro-Siwo durch den Stillen Ozean.

Bei all seinem Ernst und seiner Verachtung der Zudringlichkeit anderer Leute fand er sich dennoch immer wohl im gemütlichen Freundeskreis und hielt sich regelmäßig im Gespräch mit seiner Umgebung bis zwei Uhr nachts auf, den Hals durch starke Zigarren verderbend und recht beträchtliche Mengen „Saké“ schlürfend. Er lebte sehr einfach und anspruchslos, Pracht und Prunk waren ihm verhaßt. Obgleich er so viele reichlich besoldete Aemter bekleidete, sammelte er keine Reichtümer, seine koreanische Zivilliste belief sich auf vier Millionen Mark, dennoch starb er arm.

Gesellschaften machten ihm bisweilen ein Vergnügen; am letzten Abend meines Aufenthalts in Söul war ich zum Mittagessen bei dem amerikanischen Generalkonsul und Frau Sammons eingeladen zusammen mit dem Fürsten Ito, Vicomte Soné und noch einigen japanischen Herren und Damen. Es war der dritte Jahrestag seiner Ernennung, und er hatte ersichtliche Freude am Fest. Er antwortete mit einer kurzen und netten Rede auf die Ansprache des Gastgebers und ergötzte sich lebhaft an dem Toast auf die japanischen Damen, den ich allerdings con amore ausbrachte, in Chrysanthemum- und Kirschenblüten drapiert. Als er mir zum Abschied die Hand drückte, äußerte er: „Hoffentlich treffen wir uns wieder.“

Fürst Ito war sehr kleinen Wuchses, hatte aber eine hohe, stark gewölbte Stirn und energisch geschnittene Gesichtszüge, das Gesicht war unabänderlich ruhig, mit durchdringendem, klugem Blick. Wer ihn einmal gesehen, vergaß ihn nie. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er an jenem Abend mit wenigen Begleitern bei dem schwachen Licht papierner Laternen durch den Garten schritt und im Dunkel verschwand — wie gefährdet sein Leben ist, durchzuckte es mich. Die Koreaner haßten ihn, denn ihm verdankten sie's, daß ihre Unabhängigkeit vor ihren Augen zermalmt wurde. Wie leicht hätte schon in jener Nacht die Kugel ihn treffen können, die ihm vielleicht längst zugedacht war. Seine Freunde wollten ihn mit Detektiven und Schutzmaßregeln umgeben, er aber wollte nichts davon hören. Seine Brust und seine Stirn waren täglich jedem, der ihn hätte erschießen wollen, bloßgestellt. Er war ein Fatalist und pflegte zu sagen: „Natürlich wird mich schließlich eine Kugel treffen, was hat das mich zu kümmern; mein Schicksal hat mich dann ereilt, und ich bin auf meinem Posten gestorben.“ Er konnte eine ganze Reihe mißlungener Attentate gegen sein Leben überschauen. Als dieser Tage die Botschaft kam, daß er schließlich gefallen — — und zwar auf russischem Territorium, da war es gleichsam ein Gefühl der Erleichterung, zu erfahren, daß es eine koreanische Kugel gewesen, die ihn getroffen.

In der japanischen Armee war Ito keineswegs populär. Die Militärpartei wollte gewaltsam gegen Korea vorgehen und fand Ito zu mild. Ihm gehörte die umfassende Macht über sämtliche Truppen in Korea, wo die Feldmarschälle und Generale direkt seinen Befehlen unterstanden, was ihnen öfter gar nicht angenehm war. Im übrigen aber war seine Popularität in Japan grenzenlos. Man glaubte an ihn, man verließ sich auf sein Urteil; hatte man es ja doch mit eigenen Augen gesehen und sah es noch täglich, was er geschaffen und welche Resultate aus seinem Lebenswerk entsprungen. Der Kaiser steht in Japan über jeden Vergleich erhaben; deshalb wird der Japaner, den man befragt: „Wer ist Euer Größter?“ mit dem Namen Ito antworten; mitunter freilich ist es Okuma oder Yamagata, je nach der politischen Anschauung, oder aber Otani aus religiösen Beweggründen.

Ito war zweifelsohne der größte Staatsmann seiner Zeit und einer der größten aller Zeiten. Lihungtschang und Gladstone sind ihm nicht ebenbürtig. Napoleon wurde schlechterdings als eine gigantische Schlußfolgerung aus den Zeitverhältnissen erzeugt; Ito



war das Gegenteil, denn er mußte seine eigene Zeit niederbrechen. Ein Bruch mit den tausendjährigen Vorurteilen seiner Nation. Und als ob dem nicht genügen sollte, daß er die Triebkraft der Umgestaltung Japans und dessen Entwicklung zu einem der mächtigsten Militärstaaten der Welt gewesen: er eroberte auch noch auf friedlichem Weg ein anderes Kaiserreich. —

Sein Leben ist wie ein Märchen, in der Verklärung der Geschichte wird seine Gestalt zu phänomenalen Dimensionen anschwellen. Japan konnte Legionen auf dem Kriegsschauplatz einbüßen und es ertragen; der Verlust Itos war unersetzlich. Japan trauert in diesen Tagen, Nippon hat seinen größten Sohn verloren. Dennoch mischt sich in die Trauer ein beneidenswerter, wenn auch tragischer Glanz, denn grell tritt dabei der Stolz der Nation zutage, überhaupt Männer zu besitzen, die die Nation zu den Fahnen zu sammeln vermögen. In Japan waltet die Eintracht, dort weiß man, daß Einigkeit stark macht; bei dem Geplätscher der Wellen an den Ufern Nippons wächst ein Volk empor, das sein Erbe zu verteidigen versteht. Bei uns walten überall Zwietracht und Zerwürfnisse; man kämpft und strebt, aber nicht einem gemeinschaftlichen Ziele, dem Ziele aller, dem Wohl des Vaterlandes zu, sondern man arbeitet nur darauf hin, einander in ingrimmiger Gehässigkeit möglichst großen Schaden zuzufügen. Man wandelt wie blind umher, das eigene Glück zu suchen, nicht das des Vaterlandes. Man überbietet sich in weitschweifigen Reden, aber nur ein leeres, hohles Echo hallt wider, selten steht ein Mann hinter dem Worte. Wenn die Japaner von ihrer Küste wegziehen, tun sie es, um im fremden Lande Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben, die dem Vaterlande zugute kommen können. Unsere Männer und Frauen wandern aus, um die Heimat ganz zu verlassen, deren Arbeit und Industrie zu schwächen. In Japan lebt man im Abglanz eines Krieges, der die Selbständigkeit des Landes betraf, und in der Morgenröte einer neuen großen Zeit; das einzige Licht, das unsere Völker bestrahlt, ist der Reflex aus dem Krater des Vulkans, an dessen Rand wir wandeln. Wir verlieren Zeit über kleinlichem Gezänk, und unsere Tage verrinnen zwecklos; in Japan schweigt man und arbeitet. In Japan versammeln sich die Scharen lautlos um die Männer, die sie zum Siege führen; bei uns ist ein großes Geschrei der Anführer und der Massen, jene sind aber falsche Propheten, und diese verstehen es nicht, daß sie dem Hunde gleichen, der das Stück Fleisch, das er hatte, verliert, während er nach dessen Spiegelbild schnappt. Wann wird er kommen, jener Große, der uns not tut, der Mann vom Stamm Itos!

Jetzt läuten die Glocken in den buddhistischen Tempeln der Inseln Japans, und wie ein siegesgekrönter Triumphator kehrt Hirobumi Ito zurück in sein Land. Er war ein Freigeist mit einem Anflug der Lehren Konfutses, seine Familie aber gehört einer buddhistischen Sekte an, und deren Satzungen gemäß soll die irdische Hülle der Erde übergeben werden. Seine Totenbahre umsteht trauernd eine ganze geeinigte Nation, über sein Grab senken sich ehrfurchtsvoll die Fahnen aller Nationen der Erde. Solange Japan existiert, werden junge Sänger ihre Stimmen, mit den Tönen der viersaitigen Biwa vermischt, zu seinem Lob ertönen lassen wie einst zum Lobe Hiroses oder der Helden von Formosa. Wenn einst Togo zum Grabe seiner Väter versammelt wird, werden die Tschushimainseln sein stetes mächtiges Denkmal sein, aus der Tiefe des Meeres emporragend dort, wo das Flaggenschiff „Knjäs Suvoroff" in langem Schlaf auf dem düsteren Meeresboden schlummert. Ein noch stolzeres und mächtigeres Denkmal aber ist Korea, und wenn Korea genannt wird, wird man auch den Namen Itos nennen.

Zwischen zwei Reisezeiten.

Erfahrungen und Wünsche. Von Professor Dr. Eduard Engel.

Alljährlich lesen wir von Audienzen großstädtischer Vorortvereine bei dem Herrn Eisenbahnminister oder einem seiner höchsten Vertreter, hören von Beschwerden und Vorschlägen zur Besserung, vernehmen die Bescheide der Eisenbahngewaltigen und erfahren auf diese Weise, wie es mit dem Verkehrssinn unserer Personenverkehrsanstalt steht. Außerdem gibt es Bezirkseisenbahnräte und einen Landeseisenbahnrat, die in großen Zwischenräumen Sitzungen halten und über mancherlei wichtige Fragen des Eisenbahnverkehrs, überwiegend allerdings des Güterverkehrs, beraten. Leider fehlen bei diesen Beratungen die Vertreter gerade der Kreise, die für den Eisenbahnverkehr die Hauptrolle spielen: der nicht nach Stand noch Rang zu gliedernden ungeheuren Masse der regelmäßigen Benutzer der Eisenbahn. In den Bezirkseisenbahnräten wie im Landeseisenbahnrat sitzen vortreffliche Männer des Handelstandes, aber doch eben nur die wohlhabendsten ihres Standes, also die Benutzer der zweiten und ersten Klasse, der Schnellzüge mit Zuschlag, der Luxuszüge. Ich vermisse in allen Laienbeiräten der Eisenbahnverwaltung die Vertreter der mittelbegüterten Bahnreisenden, die doch für die Verwaltung unvergleichlich wichtiger sind als alle Kommerzienräte zusammengenommen. Wer stets die dritte Klasse benutzt, weiß ganz sicher mehr von den Bedürfnissen der Reisenden seiner Gattung als die noch so wohlmeinenden regelmäßigen Benutzer der zwei obersten Klassen. Wo sind bei den Beratungen der Eisenbahnbörden mit Beiräten aus dem Publikum die Vertreter der Handlungsreisenden, der Touristenvereine, der Vereine junger Kaufleute usw.? In welchem Eisenbahnrat sitzt ein verkehrskundiger Zeitungsschreiber, ein hervorragender Kenner des Verkehrswesens, der nicht gerade Verkehrsbeamter oder Handelskammermitglied ist? Diese empfindliche Lücke in der Belehrungsmöglichkeit für die Eisenbahnverwaltung muß die Presse ausfüllen, und es stände trotz allen Eisenbahnratssitzungen gar übel um die Reform unseres Verkehrswesens, wenn die Presse sich nicht in den letzten zwei Jahrzehnten mit Nachdruck zur Stimmführerin der Wünsche der Masse der Reisenden gemacht hätte.

Der Herbst ist die beste Zeit für Betrachtungen dieser Art: hinter uns liegt die sommerliche Hauptreisezeit, liegen die Reisen der Minderwohlhabenden — vor uns die Reisezeit der Begüterten, die sich auch



im Winter Sonnenschein und Wärme verschaffen können, und aus manchen Erfahrungen weiß ich, wie viele Sommerreisende schon im Winter mit dem Kursbuch und dem Baedeker in der Hand ihre Reisepläne für den nächsten Sommer entwerfen, die Fahrpreise, die Gepäckfrachten berechnen, sich nach Fahrtvergünstigungen umsehen, kurz, die so reizvollen Vorbereitungen für die nächste Reise treffen, die wie alle Vorfreude dem wirklichen Genusse gleichkommt, wenn nicht überlegen ist. Der vorsichtige Reisende denkt außer an das Reisegeld zuerst an den Reisekoffer. Er untersucht sein Reisegerät und entdeckt in gar vielen Fällen, wie arg es auf der letzten Reise gelitten hat. Nicht durch seine Schuld, sondern fast immer durch die der unteren Eisenbahnbediensteten. Ich weiß, der Herr Eisenbahnminister erläßt alljährlich eine strenge Verfügung auf festem Kanzleipapier an sämtliche ihm unterstellte Behörden, worin er Sorgsamkeit in der Behandlung des der Bahn anvertrauten Gepäcks vorschreibt. Leider steht es mit diesen von der höchsten Eisenbahnstelle kommenden Verfügungen wie mit so vielen andern: der Nachdruck in der Ausführung steht weit hinter dem des Erlasses zurück, weil die nachgeordneten Dienststellen nicht die gehörige Aufsicht über diesen wichtigen Zweig unseres Eisenbahnverkehrs führen. Jeder Reisende hat schon beobachtet, wie unter den Augen des Stationsvorstehers oder seines Vertreters die Koffer nicht aus- und eingeladen, sondern hinaus- und hineingeworfen werden, daß die Planken krachen. Mag auch die zum Verladen und Umladen des Gepäcks verfügbare Zeit noch so kurz sein, unbedingtes Gebot müßte lauten: Koffer dürfen nicht geworfen werden. Leider beschweren sich die Reisenden zu selten über diesen Unfug; noch seltener sind die Schadenersatzansprüche, deren Durchsetzung überdies auf Schwierigkeiten stoßen würde, da die Eisenbahnverwaltung vor Gericht den zwingenden Beweis fordern würde, daß die Beschädigung des Koffers durch die Schuld eines Angestellten erfolgt sei. Ich wage aber die Behauptung, daß ein Eisenbahnminister, der den festen Willen zur Beseitigung dieses Uebelstandes des Reiseverkehrs hätte, ihn sehr leicht durchsetzen könnte. Sobald die Unterbeamten des Gepäckwesens wüßten, daß sie streng beaufsichtigt sind, würde das Werfen unterbleiben. Hinzukommen müßten allerdings Ladevorrichtungen, die das Werfen unnötig machen.

Ueberhaupt fehlt es an nützlichen Verordnungen in unserm Eisenbahnwesen nicht; die Verbotstafeln in den Wagen lassen an Zahl und Strenge wenig zu wünschen. Leider werden viele der nützlichsten Verordnungen und Verbote der Verwaltung von den Unterbeamten nicht mit dem rechten Ernst durchgesetzt. Es gibt ein Rauchverbot in den Gängen der Nichtraucherwagen; wie selten kümmert sich ein Schaffner um dessen Verletzung durch rücksichtslose Reisende! — Das Niedersetzen von Gepäckstücken in den Gängen der D-Wagen ist streng verboten und — geschieht unter den Augen der Schaffner in jedem einigermaßen besetzten Zug. Zweifellos haftet die Eisenbahnverwaltung für jeden Schaden, den ein Reisender beim Durchschreiten des Ganges infolge solcher Verstopfung nähme. Tritt gar ein Eisenbahnunfall ein, so erhöht die Verstopfung des Ganges die Gefahr für die Insassen des Wagens in unberechenbarer Weise. Auch hier bedürfte es nur eines kurzen Erlasses des Ministers, daß jeder Schaffner strafbar sei, der die Gänge nicht unbedingt freihalte, um sogleich den ordnungsmäßigen und gefahrlosen Zustand zu schaffen.

Viel schwerer zu beseitigen sind die Uebelstände, die nicht durch Verordnungen und Verbote, sondern nur durch strengere Selbsterziehung der Reisenden bekämpft werden können. Unendlich groß ist das Kapitel der Reiseungezogenheiten, und ein erfahrener Verkehrsmann, ich glaube, ich war es selbst, hat einmal den Satz ausgesprochen: Die Eisenbahn verdirbt den Charakter, dem er den Satz gegenüberstellte: Die Seereise macht den Menschen besser. Vielleicht ist es mir gestattet, später einmal an dieser Stelle über Reiseungezogenheiten zu schreiben; für diesmal ein einziges Beispiel: das Hinpflanzen der Reisenden in den Längsgängen der Wagen vor die Türen und Fenster der Abteile. Dergleichen geschieht nicht aus Bosheit, überhaupt nicht mit Bewußtsein; aber der Reisende, namentlich der Eisenbahnreisende soll eben mit Bewußtsein handeln und Rücksicht auf die Mitreisenden nehmen, deren einer er doch für alle andern selbst ist.

* * *

Wir genießen jetzt die Segnungen einer ziemlich durchgreifenden Eisenbahnreform, sind nach jahrzehntelangen Bemühungen endlich erlöst von dem unübersehbar gewordenen Heer der Ermäßigungstarife und können jetzt mit größerer Freiheit unsere Reisepläne entwerfen. Wir brauchen nicht mehr, um ein paar Mark zu sparen, uns zur Rückkehr in gemessener Frist zu verpflichten; brauchen nicht mehr Rösselsprungzüge auf dem Schachbrett der Eisenbahnkarte zu machen, um eine Ermäßigung zu genießen. Wir können jetzt an den Schalter treten und uns eine Karte kaufen, so billig, wie die Verwaltung sie uns eben überläßt. Warum aber immer noch die Beschränkungen der Gültigkeit der Fahrkarten? Warum gelten sie nur vom Tage des Abfahrtstempels gerechnet? Wozu überhaupt der Abfahrtstempel? Wozu die Beschränkung, daß man die Fahrt nur einmal unterbrechen darf? Die Fahrkarte müßte gleich der Briefmarke immer gültig sein, die Fahrt so oft unterbrochen werden können, wie es dem Reisenden beliebt, ohne jede Förmlichkeit. Mit einer heute gekauften Karte müßte man seine Reise ebensogut in der nächsten Woche wie heute antreten können. Es gibt keinen stichhaltigen Grund für irgendwelche Beschränkung der Gültigkeit des Inhaberpapiers, das ja die Fahrkarte darstellt. Die Eisenbahnverwaltung selbst würde nur Vorteile haben von der Abschaffung aller Beschränkungen der Gültigkeit der Fahrkarten. Der Andrang zu den Schaltern kurz vor der Abfahrt würde sich vermindern, wenn die Reisenden die Karten zu beliebiger Zeit, am besten nicht nur auf dem Bahnhof, sondern schon in den Hotels, vielleicht auch in größeren Speisehäusern oder Zigarrengeschäften kaufen könnten, wenigstens die Karten nach den Hauptorten des Reiseverkehrs. Die Abschaffung namentlich der Beschränkung des Unterbrechens der Fahrt auf ein einziges Mal würde die Schalterbeamten entlasten, denn alsdann würde der Reisende, zumal der Vergnügungsreisende, sich für eine längere Fahrt, die er mehrmals zu unterbrechen gedenkt, die Karte gleich bis ans Ziel kaufen, schon, um sein Gepäck aufgeben zu können und unterwegs los und ledig zu sein. Daß die Abschaffung dieser als sehr lästig empfundenen Beschränkung ohne weiteres möglich ist, lehrt uns ein Land mit ungeheurem Reiseverkehr, wo die Fahrt beliebig oft ohne die geringste Förmlichkeit unterbrochen werden darf: die Schweiz. Was dort

möglich ist, wird bei uns möglich sein, und die von der Eisenbahnverwaltung befürchteten Betrügereien sind in ihrer wirtschaftlichen Wirkung ganz geringfügig gegenüber der ungemeinen Erleichterung des Verkehrs, die sich für die Verwaltung selbst in ansehnlichen Ersparnissen ausdrücken würde.

Noch eine andere Reform unserer Fahrkarten ist reif, ist von heute auf morgen durchzuführen. Warum tragen die Karten den Aufdruck „Von — nach", gelten also nur in einer Richtung? Im Vorortverkehr der Großstädte tragen die Karten längst den Aufdruck: „Zwischen — und". Es handelt sich da um eine scheinbare Kleinigkeit, aber um eine mit sehr großen und nützlichen Wirkungen. Durch die letzte Eisenbahnreform wurde bekanntlich die alte Rückfahrkahrte abgeschafft, ich meine die mit einer Preisermäßigung. Bestehen blieb die Rückfahrkarte mit beschränkter Gültigkeitsdauer, mit so beschränkter, daß die wenigsten Reisenden von ihr noch Gebrauch machen wollen. Es besteht aber ein starkes Bedürfnis der Reisenden nach der Möglichkeit, sich die Karte für die Rückfahrt ohne Rücksicht auf deren Antrittzeit zu beschaffen, und die Eisenbahnverwaltung hat alle Ursache, dieses Bedürfnis zu befriedigen: man denke zunächst nur an die Zinserträge für die im voraus gekauften Millionen von Rückfahrkarten, dann aber auch an die bedeutende Entlastung der Schalter. Schon vor einigen Jahren veröffentlichte ich den Vorschlag, die Rückfahrkarte einfach dadurch wieder herzustellen, daß man den Aufdruck: „Zwischen — und" zur Regel macht. Ich warte bis heute auf den geringsten beachtenswerten Einwand der Verwaltung gegen diesen Vorschlag, der mit einem Schlag die Frage der Rückfahrkarte lösen, dem Eisenbahnfiskus jährlich sicher eine halbe, wenn nicht eine ganze Million an Zinsen einbringen würde, ganz abgesehen von den vielen kleinen und großen Vorteilen für die Reisenden. Ich führe einen einzigen an, dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden sollte. Gäbe es Fahrkarten, die eine Benutzung in beiden Richtungen gestatten, so könnten Eltern ihren Kindern, Kinder den Eltern, Freunde untereinander Fahrkarten zum Geschenk senden, und auch hierdurch würde der Eisenbahnverwaltung so manche Einnahme erwachsen. Es ist ein ganz ander Ding, einem Verwandten das Reisegeld zu schicken oder die sogleich wie an jedem späteren Tag zu benutzende Fahrkarte. Bei dem jetzigen Aufdruck der Karten ist es unmöglich, daß ein Vater seinem Sohn statt baren Reisegeldes die Karte schickt. Ich weiß, die Aenderung wird eines Tags erfolgen; warum aber damit warten, warum sich selbst schädigen und den Reisenden eine große Bequemlichkeit vorenthalten?

* * *

Auf meiner letzten Reise durch Italien habe ich, neben vielen Rückständigkeiten, einen Vorsprung der italienischen Eisenbahnverwaltung sehr angenehm empfunden, den ich der unsrigen zu Gemüte ziehen möchte: die Billigkeit der Preise für die Aufbewahrung von Handgepäck. Man unterschätze die Bedeutung dieser Nebenausgabe nicht: namentlich für Touristen, die mehrmals am Tage gezwungen sind, ihr Handgepäck auf Bahnstationen niederzulegen, läuft der hierfür zu bezahlende Betrag in Deutschland recht hoch an. Eine Mark ist bald ausgegeben, wenn man dreimal die Tasche, den Schirm, den Mantel niederlegen muß. Zehn Pfennig für jedes Stück ist viel zu hoch, steht außer allem Verhältnis zu den Selbstkosten der Verwaltung. In Italien werden nur vier Pfennig für jedes Stück berechnet, allerdings mit der Aufrundung auf mindestens acht Pfennig; aber die Verwaltung macht dabei noch immer ein glänzendes Geschäft, und die Reisenden fühlen sich nicht so belastet wie in Deutschland.

Endlich noch ein Wort, ein nachdrückliches, über die sommerlichen Extrazüge zu ermäßigten Preisen. Will die Eisenbahnverwaltung sie beibehalten, und gewichtige Gründe scheinen dafür zu sprechen, besonders die Rücksicht auf das Reisebedürfnis der Mittelstände, so darf sie nicht ihre schlechtesten, ausgefahrensten Wagen in diesen Dienst stellen, darf auch nicht die Extrazüge zu wahren Folterzügen machen durch ausgesuchte Langsamkeit der Beförderung. Mag der Extrazug mit seiner mehr als doppelten Wagenzahl auch nicht die höchste Geschwindigkeit unserer Schnellzüge gestatten — eine Fahrzeit von 18 Stunden zwischen Berlin und München ist selbst für einen Extrazug heute nicht mehr zulässig. Der Aufenthalt in den vollgepfropften Wagen ist so wenig erfreulich, daß man nicht eine Stunde länger als unbedingt nötig die armen, zur Benutzung eines solchen Zuges gezwungenen Opfer darin einpferchen sollte. Eine liebreiche Verwaltung sollte überdies gerade in die Extrazüge nur „extra"-bequeme Wagen einstellen, um so mehr, als kein Zug für die Verwaltung so einträglich ist wie ein verbilligter Extrazug. Er ist bei weitem einträglicher als ein vollbesetzter Luxuszug.

Unsere Bilder

Das 70jährige Regimentsinhaber-Jubiläum des Prinzregenten von Bayern (Abb. S. 1908). Prinz Luitpold, der vielgeliebte Regent des bayrischen Königreichs, konnte in diesen Tagen ein ebenso seltenes als schönes militärisches Jubiläum begehen. Am 1. November 1839 hatte der König Ludwig I. seinen Sohn Luitpold zum Oberstinhaber des 1. bayrischen Artillerieregiments ernannt, dem der Prinz seit dem März 1835 als Hauptmann angehörte, und in dessen Augsburger Lager er die Geheimnisse des artilleristischen Dienstes kennen gelernt hatte. Seit diesem Tage sind nun 70 Jahre vergangen. Während jener Zeit hat das Regiment dem Namen seines Inhabers viel Ehre gemacht, zuletzt in den blutigen Tagen von 1870/71. Das Jubelfest des Prinzregenten, zugleich ein frohes Fest der bayrischen Artilleriewaffe und der ganzen Armee, wurde in der Kaserne und im Kasino des Regiments gebührend begangen.

Der neue Polizeipräsident von Berlin (Abb. S. 1907). Die Berliner Polizei hat einen neuen Chef erhalten. Der neue Polizeipräsident ist der bisherige Oberregierungsrat bei der Königl. Regierung in Potsdam Dr. Traugott v. Jagow, ein Mitglied der weitverbreiteten märkischen Adelsfamilie. Er stammt aus Perleberg in der Westpriegnitz. Dort hat er in den Jahren 1895—1906 als Landrat gewirkt, ehe er nach Potsdam berufen wurde. Herr v. Jagow steht im 45. Lebensjahre und ist unverheiratet. Er gilt als ein großer Freund der städtischen Selbstverwaltung und hat sich vor einiger Zeit dadurch viele Sympathien erworben, daß er auf dem letzten märkischen Städtetag in einer glänzenden Rede für die Erhaltung des Waldgürtels um Berlin eintrat.

Die Ereignisse in Griechenland (Abb. S. 1911). Das erstaunte Europa hat eine klägliche Parodie einer großen geschichtlichen Erinnerung erlebt. Die schmale Landenge zwischen der Insel Salamis, in der einst die glorreiche Seeschlacht gegen die Perser geschlagen worden ist, war der Schauplatz einer neuen, weniger glorreichen Schlacht. Der Schiffsleutnant Typaldos, ein minder verdienstvoller Enkel des Themistokles, hat in dem Bestreben, die verrottete Seemacht seines Vaterlandes zu reformieren, zunächst einmal eine Hälfte der Flotte



gegen die andere aufgewiegelt, daß an der dem Festland zugekehrten Seite der Insel gelegene Arsenal besetzt und von dort den Pyräus, den Hafen Athens und das wichtigste Zentrum des nationalen Wirtschaftslebens, bedroht. Zum Glück waren die Offiziere der Landarmee, die vor kurzem selbst gemeutert hatten, zur Unterstützung der Regierung bereit, und blieben wenigstens die Panzerschiffe der kleinen Flotte bei ihrer Pflicht. Nach einer großen Kanonade ergaben sich die meuternden Torpedoboote, und ihr Führer verbarg sich und seine herostratischen Lorbeeren vor der Polizei. Das arme, von Parteiungen zerrissene Land aber ist durch diesen Aufstandsversuch wieder einmal in der schwersten Weise geschädigt worden.

Das neue dänische Ministerium (Abb. S. 1909), das das gestürzte Kabinett Holstein-Ledreborg in der Führung der Geschäfte ablöst, steht unter der Leitung des radikalen Parteiführers Karl Theodor Zahle. Er hat eine Schar von Gesinnungsgenossen um sich versammelt, unter denen sich einige sehr bedeutende Leute und bekannte Politiker befinden. Zahle selbst übernahm neben dem Ministerpräsidium das Ressort des Justizministers, in dem er die durch Albertis Mißwirtschaft verursachten Schäden zu heilen haben wird.

Die Enthüllung des nassauischen Landesdenkmals (Abb. S. 1912). Das Land Nassau erinnert sich bei aller Anhänglichkeit an sein neues Herrscherhaus in Dankbarkeit seines letzten souveränen Herzogs Adolf, der im Jahre 1866 die Herrschaft über das Herzogtum verlor und später den luxemburgischen Thron bestieg. Vor kurzem wurde in Biebrich ein Denkmal für diesen Fürsten enthüllt.

Das neue Präsidium des österreichischen Abgeordnetenhauses (Abb. S. 1913). Das österreichische Parlament hat am Beginn seiner Herbstsession ein Präsidium gewählt, das in seiner Gesamtheit alle großen Parteien des Hauses repräsentiert, und dessen Einfluß eigentlich dem durch so viele parlamentarische Stürme durchwühlten Hause einen ruhigen Verlauf seiner Arbeiten verbürgen sollte. Dr. Pattai, der wie in der vorigen Session wieder zum Präsidenten gewählt wurde, ist einer der geistigen Führer der Christlich-Sozialen. Von den Vizepräsidenten vertritt Dr. v. Starczynski den Polenklub, Dr. Steinwender die freiheitlichen Deutsch-Nationalen, der Agrarier Zázvorka die Tschechen, der Slowene Pogacnik die Südslawen und der Abgeordnete Pernerstorfer die Sozialdemokraten.

Die beiden amerikanischen Austauschprofessoren dieses Jahres (Abb. S. 1908) haben kürzlich in Gegenwart des Kaiserpaares und einer erlesenen Festversammlung in der Aula der Berliner Universität ihre Antrittsvorlesung gehalten. Professor Dr. Benjamin Ide Wheeler von der University of California sprach über das Thema: „Die Macht der öffentlichen Meinung in Amerika." Der Vortrag des Theologen Dr. George Foot Moore von der Harvard-Universität handelte von der „Aufgabe der Religionsgeschichte". Beide Herren sprachen in gutem Deutsch. Unter den Zuhörern befanden sich auch die Gattinnen beider Gelehrten, die unseren amerikanischen Gästen über das Meer gefolgt sind, so daß sie sich hoffentlich während ihres Aufenthalts in Berlin recht heimisch fühlen werden.

Die Enthüllung des Mommsendenkmals in Berlin (Abb. S. 1914). Im Vorgarten der Berliner Universität, wo vor kurzem das Denkmal Heinrich von Treitschkes errichtet worden ist, wurde dieser Tage das Denkmal seines großen Fachgenossen Theodor Mommsen enthüllt. Professor Brütt, der Direktor der Weimarer Kunstakademie, hat ein lebenswahres, künstlerisch wertvolles und eindrucksvolles Bild geschaffen, das das Wesen des großen Lehrers, des großen Forschers und großen Menschen Mommsen voll erfaßt. Das Denkmal wurde in Gegenwart vieler Vertreter der offiziellen und akademischen Welt feierlichst enthüllt. Als Vertreter des Kaisers war Dr. Prinz August Wilhelm anwesend. Staatssekretär Delbrück hielt eine kurze Ansprache, während der die Hülle von Brütts Werk fiel. Die eigentliche Festrede hielt der Jubiläumsrektor der Universität Professor Erich Schmidt.

Die Unterhauswahl im Londoner Wahlkreis Bermondsey (Abb. S. 1910), die dieser Tage vorgenommen wurde, war eine wichtige Schlacht in dem großen Kampf um das englische Budget. Nicht wegen des frevelhaften Unfugs, den sich einige Suffragettes bei dieser Gelegenheit wieder einmal erlaubten, sondern weil dieser Arbeiterbezirk an Stelle des Liberalen einen Konservativen in das Parlament entsendet. Der Sieg wäre dem unionistischen Kandidaten zwar nicht gelungen, wenn nicht in England die einfache Mehrheit bei den Wahlen entscheiden würde. Seine beiden Gegner wiesen zusammen mehr Stimmen auf.

Hans Grade, der Gewinner des Lanzpreises (Abb. S. 1914). Endlich ein schöner Erfolg der deutschen Aviatik nach den vielen eigentlich für uns beschämenden Glanzleistungen ausländischer Flugtechniker! Dem Magdeburger Ingenieur Hans Grade ist es gelungen, auf dem Flugfeld in Johannisthal bei Berlin mit seinem Apparat den von dem Mannheimer Industriellen Dr. Lanz ausgesetzten Preis von 40 000 Mark zu erringen. Er vollendete mit seinem in Deutschland aus inländischem Material konstruierten Apparat die vorgeschriebenen Flugkurven so leicht und elegant, daß man wohl hoffen darf, von diesem jungen Aviatiker bald noch imposantere Leistungen zu sehen.

Eine Erdsenkung auf dem Montmartre (Abb. 1910). Manche Pariser behaupten, daß die „Ville Lunnère" demnächst einmal in den Boden versinken wird. Das mag übertrieben sein, aber die Stadt steht tatsächlich auf einem zerwühlten, unsicheren Grund, und in der letzten Zeit ereignen sich fortwährend bedenkliche Erdstürze. Dieser Tage brach plötzlich ein ehemaliger Gipssteinbruch auf, über den man den Straßendamm der Rue Tourlaque angelegt hatte. Ein am Rande des Risses stehendes Haus verlor einen Teil seiner Basis, und — was schlimmer war — eine vorbeigehende arme Arbeiterin stürzte in den breiten Trichter und verschwand. Man stützte das Haus durch Balken, verschalte die Wände des Trichters, über die fortwährend neuer Schutt hinabstürzte, durch Bohlen und forschte nach dem armen Opfer, das in den rieselnden Sandmassen verschwunden war. Umsonst. Die Erde gab ihre Beute nicht wieder her.

Todesfälle (Abb. S. 1914). Die Wilden der Insel Neupommern haben einen der besten Kenner und tüchtigsten Kulturpioniere des Bismarckarchipels, den Deutschen W. K. Dammköhler, erschlagen. Dammköhler hatte seit langen Jahrzehnten seine Tätigkeit der Erforschung des fast unbekannten Innern jener Inseln gewidmet. Im Dienst der Holländer, der Neu-Guinea-Kolonie, schließlich auf eigene Faust hatte er stets neue Expeditionen veranstaltet, um die geographischen Verhältnisse und die Bodenschätze des wenig erforschten Gebietes kennen zu lernen. Auf seiner letzten Expedition glaubte er der friedlichen Stimmung der Eingeborenen so sicher zu sein, daß er mit einem einzigen Begleiter im Lager zurückblieb. Er wurde überfallen und erlag einem Lanzenstich. — In Frankfurt a. M. starb Leopold Sonnemann, der Begründer der Frankfurter Zeitung. Er wurde 1831 zu Hochberg in Franken geboren. Im Jahre 1856 begründete er das große Blatt, das seinen Namen in ganz Deutschland bekannt gemacht hat. Sonnemann stand im politischen Leben in den Reihen der Deutschen Volkspartei, die er begründen half, und deren Reichstagsfraktion er während zweier Wahlperioden angehörte. Der Verstorbene galt als ein trefflicher Fachmann im Bank- und Börsenwesen.

Die Toten der Woche

William Powell Frith, bekannter englischer Maler, † in London am 2. November im Alter von 91 Jahren.

Geh. Justizrat Maximilian Knoevenagel, † in Berlin am 27. Oktober.

Sir Edmund Monson, ehem. Botschafter in Wien und Paris, † in London am 29. Oktober im Alter von 75 Jahren.

Hofrat Prof. Dr. Alois Monti, Leiter der Wiener allgemeinen Poliklinik, † in Wien am 29. Oktober im 70. Lebensjahr.

General der Artillerie von Moesberg, Generaladjutant a. D., † in Stuttgart am 1. November im Alter von 77 Jahren.

General der Inf. z. D. August von Oppell, † in Berlin am 1. November im 83. Lebensjahr.

Leopold Sonnemann, Begründer der „Frankfurter Zeitung", † in Frankfurt a. M. am 30. Oktober im 78. Lebensjahr (Portr. S. 1914).

Geh. Medizinalrat Richard Wehmer, Dezernent beim Berliner Polizeipräsidium, † in Berlin am 31. Oktober im 55. Lebensjahr.



Bilder vom Tage

Traugott von Jagow, der neue Polizeipräsident von Berlin.



1839



1909

Phot. Dietrich.

Prinz Luitpold, Bayerns erster Kanonier: Zum 70jährigen Jubiläum des Prinzregenten als Inhaber d. I. Feldart.-Reg. in München.



Professor Moore von der Harvard-Universität.



Professor Wheeler von der Kalifornia-Universität.

Von der Antrittsvorlesung der amerikanischen Austauschprofessoren an der Berliner Universität.



Spezialaufnahmen von „Politiken“.

Von links nach rechts (Sitzend) Finanzminister E. Brandes, Ministerpräsident Justizminister Zahle, Kultusminister Nielsen. (Stehend) Minister des Innern P. Munch, Landwirtschaftsminister P. Christensen, Verkehrsminister Jensen, Minister des Aeußern Scavenius, Handelsminister Weimann.

Zum Kabinettswechsel in Dänemark: Gruppenbild der neuen Minister. Rechts oben: Verteidigungsminister Krabbe.

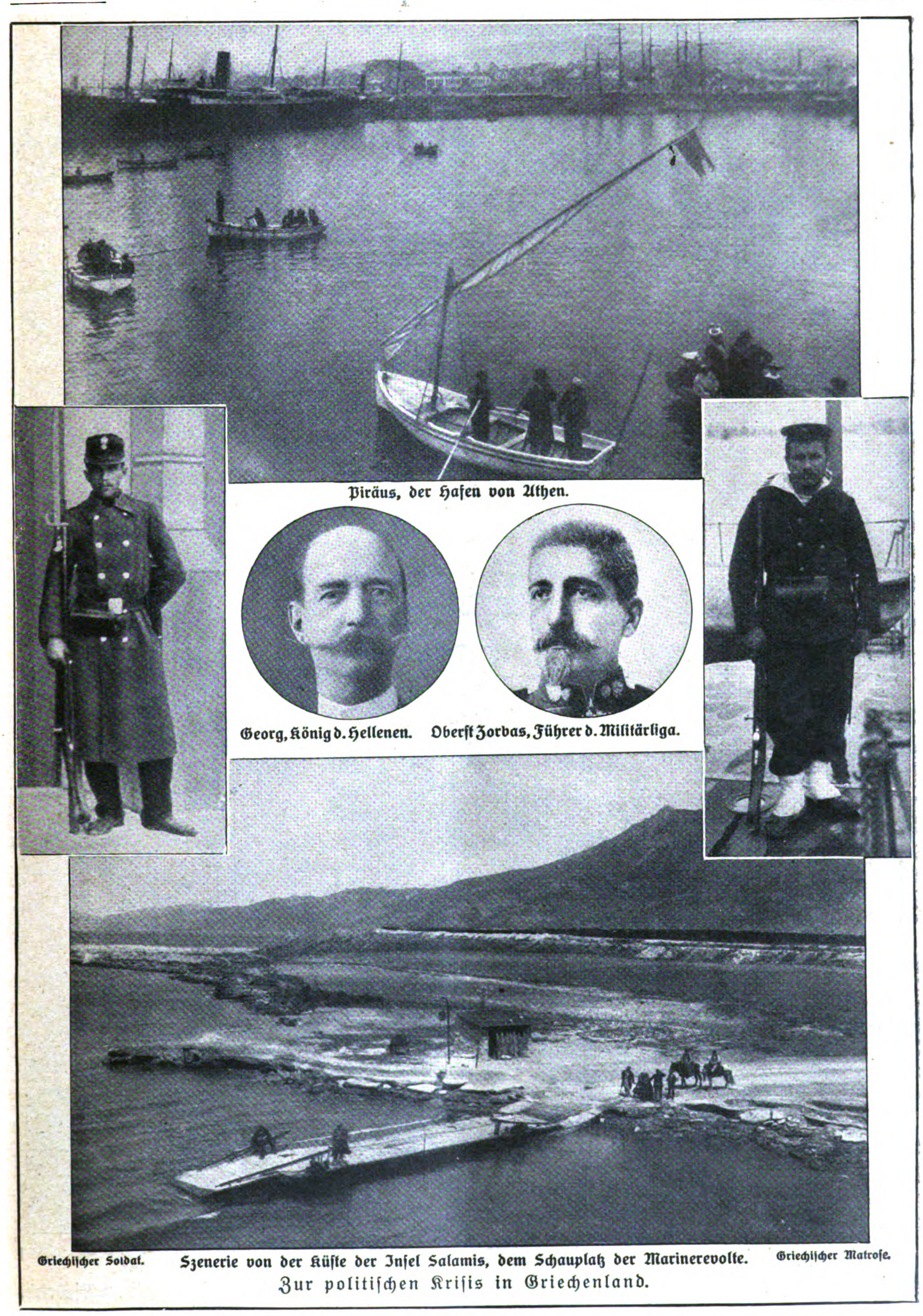


Die Erdsenkung am Montmartre in Paris: Die Feuerwehr bei den Rettungsarbeiten. Phot. Branger.



Phot. Intern. Publ. Co.

Ein Arbeiter der konservativen Partei wird im Auto zur Wahlurne gefahren.
Wahltrubel in England.
Nebenstehend: Mr. Dumphreys, der konservative Abgeordnete für Bermondsey.



Piräus, der Hafen von Athen.

Georg, König d. Hellenen. Oberst Zorbas, Führer d. Militärliga.

Griechischer Soldat. Szenerie von der Küste der Insel Salamis, dem Schauplatz der Marinerevolte. Griechischer Matrose.

Zur politischen Krisis in Griechenland.

Oberstleutn. a. D. Wilhelmi hält die Festrede.

Hofphot. Benade.

Erbgroßherzogin Marie u. Prinzessin Charlotte v. Luxemburg legen Kränze am Denkmal nieder.

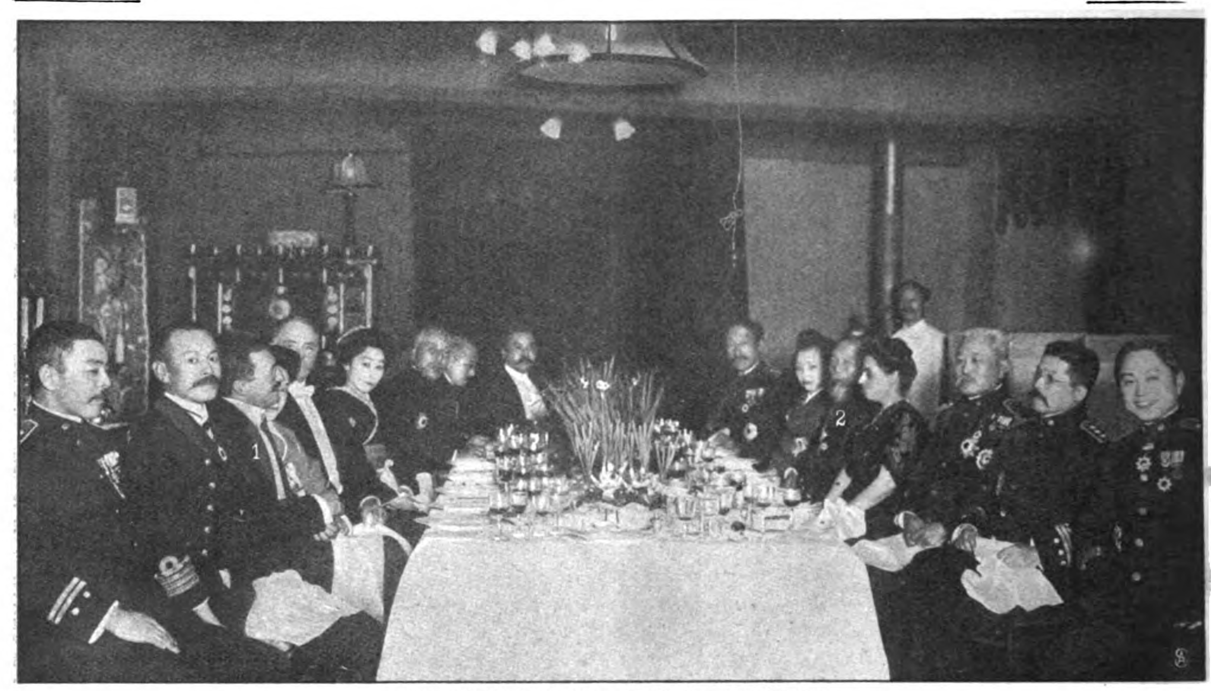
Ein Gedenktag für Herzog Adolf von Nassau: Enthüllung des nassauischen Landesdenkmals in Biebrich.



Von links nach rechts: Vizepräs. Dr. Steinwender (deutschnational), Präs. Dr. Pattai (christlichsozial), Vizepräs. v. Starczynski (Polenklub), Pogacnik (Südslawe).

Aus dem politischen Leben der Donau-Monarchie: Das Präsidium des österreichischen Abgeordnetenhauses.

Phot. Seebald.



1. Sven Hedin, der berühmte Tibetforscher. 2. Fürst Ito.

Fürst Ito und Sven Hedin als Dinergäste beim amerikanischen Generalkonsul in Söul.

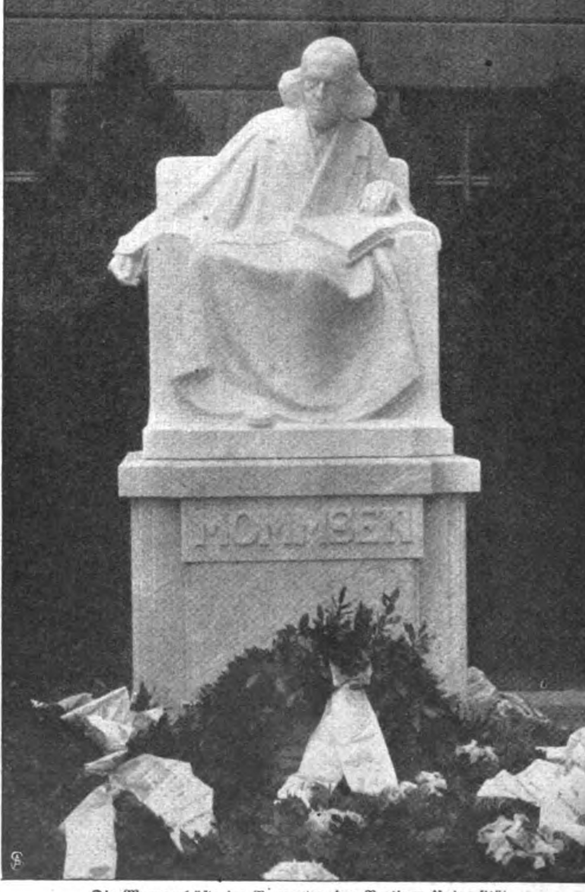
(Zu dem Aufsatz von Sven Hedin auf Seite 1899.)



Fürstin Ito,
die Gemahlin des ermordeten japanischen Staatsmannes.



Leopold Sonnemann †
Der Begründer der „Frankfurter Zeitung“.



Die Marmorbüste im Vorgarten der Berliner Universität.

Von der Enthüllung des Mommsendenkmals.
Spezialaufnahme für die „Woche“.



Wilhelm Karl Dammköhler,
wurde auf dem Bismarckarchipel ermordet.



Flugtechniker Hans Grade,
erwarb den Lanzpreis.

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

14. Fortsetzung.

Wohin Paulsin sich gewendet hatte, wußte man nicht. Es interessierte auch keinen. Ohne jede Empfehlung, gestützt einzig und allein auf seine ungewöhnlich elegante Erscheinung, sein feines, zurückhaltendes Wesen, trat er als Kommis in ein kleines Breslauer Bankhaus ein.

Diese drei Breslauer Jahre waren die Vorbereitung zu seiner Karriere, in diesen drei Jahren formte er sich die Maske, die ihm später zur Natur wurde, und unter der nur ein Gefühl Raum und Entfaltung hatte: der glühende Ehrgeiz, aus allem Mittelmaß herauszukommen, in nichts mehr an jenen Mittelstand erinnert zu werden, dem er jahrelang all seine Zeit, seine Instinkte, ja selbst seinen Körper hatte geben müssen.

Nichts bedrückte ihn so wie Enge.

Jede Weite steigerte seine Fähigkeiten. Er irrte sich häufig in kurzen Additionen vierstelliger Zahlen und war unfehlbar in fast transzendentalen Berechnungen finanzieller Transaktionen.

Glück unterstützte sein Genie. Zweimal in den drei Breslauer Jahren war er in der Lotterie mit einem Gewinn von achtzig- und hunderttausend Mark herausgekommen.

Die Kunst, zu schweigen, zu lächeln, hatte er in Liegnitz gelernt. In Breslau lernte er es, auch das Lächeln zu unterdrücken.

Bescheiden, elegant und zurückhaltend, wie er gekommen war, so verließ er seinen Breslauer Chef. Er hatte sich durch nichts hervorgetan, absichtlich, mit unheimlich kluger Selbstbeherrschung alles vermieden, was ihm hätte Relief geben, bleibend von ihm in der Erinnerung anderer hätte haften können.

Als ein Mensch ohne Geschichte wollte er dastehen, wenn erst die Zeit gekommen war für ihn, sich zu regen. Denn er wußte, jede Geschichte forderte Kritik heraus, schaffte Gemeinsamkeit, untergrub die Autorität. Sein Werk bedurfte keiner Tradition.

Gold brauchte keine Ahnen....

Unbeirrt, nur von dem Gedanken persönlicher Größenentfaltung beherrscht, klomm er Stufe für Stufe die steile Leiter seiner Erfolge empor.

Niemand hatte je eine Schwäche an ihm bemerkt, eine Unsicherheit oder große Anstrengung. Er stieg die Leiter hinauf, wie andere auf ebenem Wege gehen.

Denn es war eine ungewöhnliche Kraft in ihm, deren Ökonomie durch kein noch so leichtes Abweichen vom Ziel beeinträchtigt wurde.

Als Frank Nehls den berühmten Finanzmann auf sich zukommen sah, reichte er ihm die Hand mit einer impulsiven Wärme, in der mehr lag als nur äußerliche, freudige Genugtuung.

Im Hause der Prinzessin hatte eine gewisse Annäherung zwischen den beiden Männern stattgefunden. Ohne je ein Wort darüber verloren zu haben, fühlten sie, daß sie die Kinder einer Zeit waren, verschieden nur durch Temperament und Beruf, merkwürdig gleichartig in der Betonung ihrer Persönlichkeit.

Frau Mara, für die es nur eine Gottheit gab: Geld, und der Carnegie mehr imponierte als alle Potentaten Europas, spürte ein leises Kniezittern, als der „Bankmensch" sich über ihre Hand beugte.

Im stillen dankte sie ihrem Herrgott, daß die Pieps den lieben Bub, den Kari, bekam. Das Herz wäre ihr im Leibe erfroren, wenn noch „so ein großer Herr" in die Familie gekommen wäre. Mit dem eigenen Mann durfte man schon nicht reden, wie einem der Schnabel gewachsen war, und nun gar mit „so einem Menschen, der sich's Brandenburger Tor vielleicht hätt kaufen können", und der „gekrönten Häuptern aus der Patsche half mit seinen Millionen".

Der Kari hatte Gott sei Dank schon so viel Schulden gemacht, der liebe Kerl. Einmal hatte die Tante Gräfin „auf einen Satz" dreißigtausend Kronen für ihn bezahlen können. Wie herzig er das erzählt hatte — sie hatte sich mit Pieps totgelacht an dem Abend. Wie der Kari die Alte gebusserlt hatte und dann vor Aufregung zwei Tage nix hatte essen können, und einer Erzherzogin bei der Cour auf die Schleppe getreten war... nein, so ein lieber Kerl! Bei dem brauchte man nicht zu fürchten, daß er einen über die Schultern ansah, weil man wieder mal ein paar tausend Mark schuldig war.

Wie zwei Kinder — so stand das junge Brautpaar vor Paulsin. Er hatte drei knospige Rosen gebracht in einem manschettenförmigen Kelch aus Goldfiligran.

„Heute sind es Verlobungsblumen, mein gnädiges Fräulein, ich hoffe, Ihr künftiger Gatte erlaubt es, daß diese kleine Manschette auch Ihr Brautbukett umgibt."

„Aber ja, Herr Paulsin, das ist furchtbar lieb von Ihnen, daß Sie meinem Piepsel so was Schönes schenken."

Pieps streckte dem Bankier hoheitsvoll die Hand zum Kuß hin. Sie war schon so an die kindisch lustige Art Karis gewöhnt, daß sie sich jetzt immer mehr zusammennehmen mußte, um nicht zu lachen, wenn die Leut so „g'schwollen" sprachen.

Es gab jetzt immer so entzückende Stunden in Mamas hellblauem Salon. Und die Mama „kugelte sich" — nein, Pieps hätte nie geglaubt, daß die Mama sich noch so wie ein kleines Mädchen amüsieren konnte. Was man da für einen Unsinn zusammenredete! Kari hatte ein Nachahmungstalent — „wie'n Aff'" sagte er selber. Bald kam er an in Mamas Schlafrock als Tante Gräfin, bald machte er sich ganz klein, kauerte sich in der Chaiselongue zusammen und rauchte à la princesse Arnulf... Sicher würde er morgen Paulsin imitieren, „wenn Ihr künftiger Gatte erlaubt..."

Nein, sie konnte es neben Kari nicht aushalten. Sie lachte dem Paulssin sonst ins Gesicht. Wo war Onkel Felix?

Er ließ sich gerade seinen Mantel umgeben.

„Aber, Onkel Felix, was fällt dir ein fortzugehn? Es ist ja kaum eins . . .“

Sie sah nicht, wie verstört er war. Sah nicht, wie es ihn beglückte, daß sie ihn vermißte, nach ihm gefragt hatte. Aber dennoch schüttelte er den Kopf.

„Ich werde mich wohl erkältet haben, Pieps. Es ist besser, ich gehe nach Hause. Wirklich!“

Die Hand war glühend heiß, und da sie sie mit ihren kühlen Fingern ergriff, riß er sich fast los: „Nur keinen Schnupfen für eine Braut . . .“ Er lachte gezwungen und lief förmlich aus der Tür.

Draußen war ihm wohler. Da brauchte er sich nicht zu beherrschen, brauchte nicht zu lächeln und immer wieder zu lächeln, wenn man auch ihm gratulierte, ihm, dem Onkel, zur Verlobung seiner Nichte.

Wie ein Bettler kam er sich vor in dem auf Frohsinn und Luxus gestimmten Hause. Frau Mara schickte ihn mit ihren Anweisungen zur Dienerschaft. „Geh, Felixel, ich bitt dich, geh, und . . .“

Pieps warf ihm ab und zu im Vorübergehen ein freundliches Wort wie einen Brocken zu, den er gierig auffing, der Bruder beachtete ihn kaum im sinnverwirrenden Trubel der lauten Gesellschaft, und als Paulssin eingetreten war, in der Momentstille seines sensationellen Erscheinens, da hatte er sich an die Wand gedrückt, war fortgeschlichen, um den großen Mann, dessen kleiner Angestellter er war, nicht tiefer grüßen zu müssen, als es die andern taten, die gesellschaftlich mit ihm auf einer Stufe standen . . .

Vielleicht hätte ein Streber anders gehandelt; der hätte vielleicht die einzige Gelegenheit, dem sonst unsichtbaren Chef als Bruder des Gastgebers näher zu treten, benutzt — er war kein Streber. Er wußte sich keine Gelegenheit zu schaffen. Es wäre ihm aufdringlich erschienen. Er hatte aber auch das Selbstbewußtsein des Arbeiters nicht, der seine Pflicht erfüllt . . .

Seine Pflicht —

Das war also plötzlich seine Pflicht, die Schlußscheine mit dem Hertelschen Courszettel zu vergleichen, die Effektenrechnungen auszuschreiben, die in- und ausländischen Fonds oder Industriepapiere mit hellgelben Kartonbändern in Packen zu verschnüren und fein säuberlich den Namen des jeweiligen Besitzers mit Tintenstift draufzuschreiben?!

Vor einigen Wochen war es seine Pflicht gewesen, Coupons abzuschneiden . . .

Pflicht . . . Gegen wen?

Die Pflicht gegen sich, sein Talent — hatte er vergessen. Wie ausgedörrt war ihm das Hirn. Keinen Ton hörte er mehr in sich, nichts als das Knistern der Papiere, das Abreißen der Bänder, das Kritzeln der Federn, die langen Schritte des Boten Anton, wenn er wie der Sturmwind durch das Bureau rannte oder dem Prokuristen in aller Eile die Schlußscheine brachte.

Tretmühle. . . . Stumpfsinniges, niederdrückendes Einerlei, ermüdend, geisttötend. . . .

Im Beruf unlustig, künstlerisch verkommen, gesellschaftlich eine Null. . . . Über sich, neben sich den Schatten des großen Bruders, im Herzen nagende Qual. . . .

Er nahm das erstbeste Auto. Hinein in die Stadt. Irgendwohin, vielleicht ins Kabarett.

Dort fragte ihn niemand, wer er war, was er konnte, was er galt.

Dort war, konnte und galt jeder, was er ausgab.

Los. . . .

Und er fing an, in den Tiefen Berlins zu suchen, was ihm die Höhen versagten.

* * *

Prinzessin Arnulf war übler Laune.

Nicht weil sie merklich älter wurde und schon nach einem kleinen Influenzaanfall aussah wie nach einer schweren Krankheit — nein, damit hatte sie sich abgefunden.

Es waren noch zu viele, die um ihre Gunst warben, als daß sie die stille Ruhe und die Vereinsamung des Alters gefühlt hätte.

Sie sah sich im Spiegel an mit aufrichtigen Augen und lächelte sehr spöttisch über jene, deren Kommen sie an manchem Nachmittag ungeduldig erwartete. Es war ganz nett, dieses Sichanbetenlassen ohne die anstrengende Ausgabe eigenen Empfindens. Mitleidvoll für sich selbst untersuchte sie nicht genau, was der Prinzessin, der einflußreichen Frau oder was dem Weibe galt. Die große kurze Leidenschaft ihres Lebens hatte ihrem schönen und dummen Manne gegolten. Als nach kaum einjähriger Ehe die Ernüchterung kam und sie aus dem peinlichen, langen Prozeß, der einige Jahre später von ihm eingeleitet wurde, ersah, daß es ihm vom ersten Tage nur auf ihr Vermögen angekommen war, da lernte sie den Wert des Geldes schätzen, dem sie erst den Gatten und später die sehnlich erwartete Freiheit verdankte.

Dann hatte sie immer unter ihrem Stand und über ihren Geist hinaus geliebt. Und wenn die Liebe einseitig blieb von ihrer Seite, war es fast ein Reiz mehr für sie gewesen.

Sie hatte etwas von einer Kleopatra in sich in der souveränen Verachtung jener, die sie liebten, verstand es, unmittelbar nach einem tollen Sinnesrausch fast männlich kühl und nüchtern gelassene Unnahbarkeit zu zeigen. Verwandelte sich schnell in die sehr vornehme Durchlaucht, als die Spitze ihres kleinen Schuhs von der Chaiselongue zur Erde glitt.

Nur zwei Männern zeigte sie wahre Anhänglichkeit: dem Schriftsteller Frank Nehls, dem Direktor Paulssin.

Sie verglich sie mit den zwei Schwergewichten, die den Pendelschlag ihres Lebens regulierten.

Was sie innerlich erlebte, gewann erst Wert für sie, wenn sie es mit Frank Nehls durchgesprochen hatte. Er durfte rücksichtslos mit ihr sein bis zur Brutalität, und daß er es war, darin sah sie die Anerkennung ihres Wesens, das sie selbst hoch über das Durchschnittsmaß üblicher Weiblichkeit stellte.

Sie kannte viele Frauen. Schätzte die meisten, wie sie ein schönes Möbel in ihrem Salon schätzte, mehr auf die dekorative Wirkung hin. Freundinnen hatte sie nie gehabt. Die gelegentlichen Konfidenzen, denen sie ihr Ohr hatte leihen müssen, erweckten in ihr nur das Gefühl der Peinlichkeit und des Degouts. Sie konnte rot werden wie ein Pensionatsmädchen, wenn sie zur Mitwisserin eines „Romanes“ gemacht wurde.

Sie haßte Alkovengeschichten.



Das Erlebnis war ihr immer unangenehm, nur das Erlebte hatte für sie Reiz; Reiz durch die Beleuchtung, in der sie selbst es sah, oder in die es von Frank Nehls gerückt wurde.

Sie lebte in gesprochenen Memoiren, die sie kokett redigierte und von dem Freunde korrigieren ließ. Es kam ihr nicht auf die Echtheit an, sondern auf den Stil.

„Den Frauen fehlt der Stil", behauptete sie. „Sie sind Megären oder weinende Nymphen — jedenfalls das, was der betreffende Mann aus ihnen macht. Sie verlangen Mitleid oder Neid und vor allem — Publikum."

Und in ihrer monströsen Aufrichtigkeit fügte sie hinzu: „Liebe ist nur hinter verriegelten Türen zu genießen."

Sie war Frank Nehls dankbar, daß er nie den Versuch machte, sie mißzuverstehen, dankbar, daß sie wie in eine goldene Schale alles ausschütten konnte vor ihm, was Geheimes, Unverstandenes, oft ihr selbst Unbegreifliches in ihr war.

Sie liebte die Ordnung.

Frank Nehls mußte ihr helfen bei der Ordnung ihrer „Sentiments", Paulsin bei der Ordnung ihrer Geldangelegenheiten.

Beides war in ihren Augen gleich wichtig

In ihre Anhänglichkeit für den Schriftsteller mischte sich aber noch ein wehmütiges Erinnern an eine flüchtige Jugendtorheit, ein dankbares Gedenken ergebener Ritterlichkeit.

Und es war ein feiner Zug von ihr, daß sie nicht einmal durch ein rotes Bändchen fürs Knopfloch versucht hatte, diesem wehmütig dankbaren Grundton ihrer Freundschaft materiellen Ausdruck zu verleihen, sie, die in emsiger Beharrlichkeit an Paulsins reichbehängter Brochette mitgearbeitet hatte. —

Prinzessin Arnulf war übler Laune.

Ihre beiden Freunde vernachlässigten sie in letzter Zeit.

Als nach ihrem dritten dringlichen Billett Frank Nehls zu ihr kam, fand sie ihn gealtert, mit welken, abgespannten Zügen.

„Was machen Sie, wie geht es den Kindern?"

„Danke. Sie spielen weiter."

„Was denn? . . . Tennis? . . . Schach? . . ."

„Nein. Braut und Bräutigam. Es ist sehr niedlich!"

Sie hörte den grollenden Ton aus seiner Stimme, sah den beißenden Sarkasmus in seinen Mundwinkeln. Sie zuckte die Achseln.

„Sie sind ja eifersüchtig, lieber Freund!"

Er sprang auf und warf beinahe das Tischchen um mit dem kostbaren Sevresservice. Fast wäre er grob geworden.

Sie sah aus wie ein kleiner schwarzer Affe in ihrem dunkelbraunen Teagown, zusammengekauert in dem hellen großen Armsessel.

Ekelhaft, öde war ihm sein Haus, seitdem den ganzen Tag nichts als Laufen, Jagen, Lachen durch die Räume ging. Wo war seine stolze, kühle, ernste und unnahbare Pieps geblieben? Wann hörte er es noch, das süße Stimmchen: „Lieber Papali, arbeitest du . . .?"

Bei der Mutter saßen sie, lachten, wisperten, ließen sich Patience legen wie von einer Vorstadtkartenlegerin, haschten sich, und —

Paulsin wurde angemeldet.

Er kam sonst nie um diese Zeit.

Die Arnulf sah ihm ganz unwillkürlich immer zuerst auf die Hände, als müsse sich von da aus jedesmal ein Goldregen über sie ergießen.

„Ich komme, Durchlaucht, Ihnen einen kleinen Sieg zu melden. Die Fürstenwegaktien sind heute zum erstenmal an der Börse gehandelt worden, mit acht Prozent über den Emissionskurs. Nein, Durchlaucht, zufrieden?"

Sie streckte ihm ihre beiden, ringgeschmückten, gelben Händchen entgegen. Ihr dunkles Gesicht glühte, ihre Augen leuchteten auf. „Nein . . . wirklich? Das freut mich! Also man kann verkaufen?! Das ist ein wahres Geschenk, das sie mir da bringen. Ich war schon ganz mißmutig. Wenn so gar nichts vorwärts geht — man glaubt, die Welt steht still."

Sie schenkte den Tee ein und wiegte sich mit ihrer kreolischen Grazie beim Überreichen der Tasse.

„Kommen Sie, Nehls, stehen Sie nicht dort am Fenster, als wollten Sie die Scheiben einschlagen. Sie verderben mir die Stimmung!"

Er kam langsam näher und reichte Paulsin die Hand.

Es fiel ihr auf, wie müde und alt er neben Paulsin aussah. Sie erschrak. Frank Nehls war nur um ein Jahr früher geboren als sie selbst. Wie plötzlich das kam, das Altern! Furchtbar plötzlich!

Sie schenkte auch ihm ein und rührte den Zucker, als gäbe sie ihm ein heilbringendes Getränk.

„Die Frühjahrsluft ist uns alten Leuten nicht zuträglich — wir sehen zum Erbarmen aus, Nehls, nicht wahr?"

Beim Reichen der Tasse merkte sie, wie kalt seine Hände waren.

„Wie können Sie nur ‚wir' sagen, Durchlaucht?"

Er sah sie an mit einem Blick, der sie entwaffnete und das malitiöse Lächeln zurückdrängte von ihren Lippen. Es war ein Blick, der um Schonung bat, ein angstvoller Blick . . .

Den Blick kannte sie nicht; er verwirrte sie.

„Gibt's ein bißchen Börsenklatsch für mich, lieber Direktor?" fragte sie ablenkend.

Paulsin nippte von seiner Tasse. „Mir kommt so wenig zu Ohren, Durchlaucht."

Er kokettierte gern mit seiner Unkenntnis des neuesten Börsenwitzes, kolportierte nie welche und lächelte kaum, wenn man ihm einen erzählte.

„Börsenwitze sind Eilers Spezialität", mischte sich Frank Nehls mit erzwungenem Lächeln ein. „Er könnte davon allein leben, wenn das Anekdotenerzählen einträglich wäre."

Paulsin stellte die Tasse auf den Tisch und spielte mit seinem strohgelben Handschuh zwischen den Knien.

„Die Zeit der Witze ist ihm wohl vergangen", meinte er. „Er erlebt Tragödien, der arme Eiler."

„Wieso?"

Die Durchlaucht faltete erwartungsvoll die Händchen. Nun kam doch ein bißchen erfrischender Börsenklatsch in ihren steifen Louis-XVI.-Salon.

„Der arme Eiler hat sich heute einen Korb geholt, und raten Durchlaucht, von wem — es wird Sie auch interessieren, Nehls — von Ada Moll."

Die Arnulf beugte sich zurück, hielt ihr Spitzentuch vor die Lippen und brach in unbändiges Lachen aus.

„Von Ada Moll . . . das ist köstlich . . . köstlich . . . !"

Plötzlich brach sie ab und sah besorgt zu Frank Nehls hinüber.



Er hielt sich sehr aufrecht, sehr ruhig, nur seine Augen blitzten die Prinzessin wütend an.

„Ich begreife Ihre Heiterkeit, Durchlaucht, es wäre ein groteskes Bild: Eiler neben Ada Moll!“

Paulsin nickte. Man konnte sein Gesicht nicht sehen, wie es im Schatten der eintretenden Dämmerung auf die Handschuhe herabgebeugt war.

„Ja... grotesk wäre es. Aber was wollen Sie mit einem ehetollen Mann machen? Da gibt es nur eins: der übliche Börsentrick, die Aufmerksamkeit ablenken. Nicht wahr? Ich habe ihm also die kleine Giebel empfohlen, die Ihre Tochter gemalt hat, Nehls... eine scharmante junge Dame. Ich glaube, das nützt ihr mehr, als wenn sie zehn Bilder malt. Sicherer. Der kleine Eiler ist eine gute Partie. Sie können da ein bißchen Vorsehung spielen, Nehls...“

Es wurde still.

Wie mit Elektrizität geladen war das Zimmer.

„An Ihnen ist ein Dramatiker verloren gegangen“, sagte Frank Nehls endlich.

Prinzessin Arnulf sah, wie er nur mühsam sein altes, lebhaftes Wesen zurückdrängte.

„Noch eine Tasse, Durchlaucht. Darf ich bitten...“

War der Mann glücklich in diesem Augenblick... fast jung sah er wieder aus.

Durch das halbgeöffnete Fenster drang ein schwüler Maiwind, der Unwetter kündete.

„Das Gewitter lag Ihnen in den Gliedern, Nehls, darum waren Sie so übelgelaunt“, sagte die Arnulf ein bißchen mütterlich.

„Und wie geht es den jungen Herrschaften?“ fragte Paulsin höflich, ohne Frank Nehls anzusehen.

„Die lachen und spielen zu viel“, sagte die kleine Prinzessin und seufzte drollig auf.

Dann wurde sie plötzlich ernst. „Schriftsteller sind doch die schlechtesten Psychologen, wenn es sich um ihre Familie handelt“, meinte sie kopfschüttelnd. „Soviel ich weiß, hat die Kleine sich immer unter Erwachsenen bewegt, hat nie gleichaltrige Freundinnen gehabt — betrügen läßt sich die Natur nicht. Nicht einmal um die Spiele der Kindheit. Und Versäumtes holt sie früher oder später immer nach. Lassen Sie die Kleine doch spielen, einen besseren Spielkameraden findet sie nicht.“

„Und dann?“ fragte Frank Nehls.

Die kleine Prinzessin richtete sich in ihrem Armsessel so steif und hoch auf, wie sie nur konnte. „Und dann wird sie den Weg zum Ernst des Lebens finden, wie ihn jede findet, die ihr Puppenschränkchen abgeschlossen hat!“

„Gut. Warten wir“, sagte Frank Nehls lakonisch und wendete sich ab.

„Warten wir“, sagte auch Paulsin und beugte sich über die Hand der Prinzessin.

Die Durchlaucht sah von einem zum andern, wünschte dem einen mehr, dem andern etwas weniger Geduld, den lieben Kari Ziskyni aber wünschte sie sehr energisch nach Wien zurück, an den Hof der österreichischen Erzherzogin, und zwar ohne Pieps. Doch das sagte sie nicht.

Denn sie war viel zu sehr Prinzessin. — —

* * *

In der Bank sprach man nur von Reiseplänen. Der „wahre Jakob“ aus der Couponkasse, der des öftern eine Theaterbillettverlosung veranstaltete, klagte, es wäre nischt mehr los mit den Herren. „Immer, wenn's zum Sommer jeht, werden se gnietschig“, erklärte er. „Von die fufzig Pfennige, was 'n Los kostet, können se doch ooch nicht erste Klasse nach de Schweiz fahren...“

Bei der Verlosung zweier Plätze für ein Theater war man nur so „mit'n blauen Oge“ davongekommen. Sonst machte er sich mit Leichtigkeit seine vier bis fünf Mark bei so 'ner Sache. Und die Frau klagte auch, daß sie weniger Oberhemden zu bügeln kriegte.

Aus den Rocktaschen der Herren guckten rote Baedeker und gelbe Kursbücher heraus.

Der kleine Stratzky erklärte jedem, daß er diesmal unweigerlich nach Baireuth reiste. Er reiste immer zu den Festspielen nach Baireuth, blieb aber regelmäßig irgendwo in Thüringen stecken, weil er sich unterwegs ausrechnete, daß ihn zwei Wochen Thüringen weniger kosteten als fünf Abende Baireuth mit allem Drum und Dran, und daß er besser daran täte, sich den Kunstgenuß aufs nächstemal aufzusparen, wenn er mit seinen „neuen Papieren ordentlich gemacht hatte“.

Kettler versuchte seinen Urlaub geteilt zu bekommen: vierzehn Tage zur Ballonwoche und dann noch im Herbst sieben bis acht Tage für ein paar Hochtouren.

Stieber ging herum nach dem Effektenbureau und fragte Felix, ob sie nicht beide zusammen irgendwohin fahren wollten — im August vielleicht an die See — nach Rügen.

Felix war es gleichgültig. Heimlich hoffte er noch, der Bruder würde ihn auffordern, im Sommer mit ihnen allen zusammen zu sein. Er hätte dann alles aufgeboten, um wenigstens vierzehn Tage mit Pieps zu verleben.

Der Prokurist eines jeden Bureaus ließ die Liste herumgehen, in die jeder die gewünschte Urlaubzeit eintrug. Es gab oft lange Beratungen, um Kollisionen unter den Kollegen zu vermeiden.

Auch in der Rankestraße wurden Vorbereitungen getroffen.

Pieps sollte mit der Gräfin Strachewsky auf vierzehn Tage nach Wien, um die Verwandten ihres Bräutigams kennen zu lernen. Sie saß nun den ganzen Tag beim Schneider, der ihr ein Dutzend neuer Toiletten machte. Abends war sie müde und schickte Kari zeitig nach Hause, weil sie zu Bett gehen wollte. Aber dann blieb sie doch noch auf, kramte in ihren hübschen Sachen herum oder ging hinüber zum Vater.

„Der gnädige Herr ist ausgegangen“, sagte der Diener jedesmal.

Und einmal öffnete sie doch die Tür zu seinem Zimmer, knipste das Licht an und blickte sich um in dem hohen, weiten Raume.

Der große Schreibtisch in seiner kalten peinlichen Ordnung stand da wie des Lebens beraubt. Die Bleistifte da rechts scharf gespitzt, die drei Federhalter mit den noch ungebrauchten Federn symmetrisch geordnet, in einer Reihe mit dem scharfen Papiermesser aus Ebenholz, die spitze lange Briefschere, die breite weiche Mappe, aus rotem Juchten, aus der kein Papierstreifen wie sonst herauslugte, und die flach und stumm dalag — das alles erinnerte sie an die Tage, da der Vater verreist war und die ordnende Hand des Dieners allein waltete.



Sie suchte ihren hochlehnigen Stuhl, aus dem heraus sie ihre ersten Blicke ins Leben getan, wie es sich ihr aus den bewegten Gesprächen der sonntäglichen Afterlunchstunden offenbarte.

Wie lange war es her, daß sie hier gesessen . . . fast sechs Wochen.

Kari liebte die Afterlunchstunden nicht, fand sie furchtbar „fad". „Die Leut redeten nix wie g'scheite Sachen!"

„Geh, Piepsel, hör nit so zu, als wenn's du was davon verstehen tätst — das schaut furchtbar affektiert aus . . ."

Er zerrte so lange, bis sie sich mit ihm hinausschlich.

Pieps ergriff in der Einsamkeit des väterlichen Zimmers wieder Besitz von ihrem Stuhl, schmiegte sich in ihn hinein, belebte in ihrer Phantasie all die leeren Sessel mit klugen, lebhaft diskutierenden Männern und sah den Vater, wie er sich ihr immer darstellte, hoch über den andern in dem, was er sagte, in dem, wie er es sagte.

Sie hatte kein Erinnern mehr an die letzten Wochen. Als hätte sie sich müde gelaufen und müde gelacht, so saß sie da, und nur der Vater fehlte ihr, dessen Hand sie so gern an die Wange gelegt hatte.

Es klingelte draußen.

Sie erschrak. Wenn das Kari wäre? Er war so entsetzlich zerstreut, vergaß bald mal die Handschuhe, bald den Stock, dann kehrte er um, denn es war nur ein Vorwand für ihn, nochmal hereinzukommen, nachzusehen, „ob die Pieps wirklich schon schlafen gegangen war, oder ob die Pieps nicht doch noch die neuen Hüte aufprobierte, die die Modistin geschickt, und die sie ihm nicht hatte zeigen wollen".

Nein, Karis Stimme war es nicht. Kari konnte man durch drei Zimmer hören, obwohl er gar nicht laut sprach. Aber der Tonfall . . . es war untrüglich.

Der Diener klopfte an.

„Das gnädige Fräulein ist gerade im Herrenzimmer", hörte Pieps ihn sagen, und dann trat Felix ein.

„Onkel Felix . . . du?"

Sie streckte ihm beide Hände entgegen. Es lag so viel tiefe Freude in ihrer Stimme, daß er sie verwirrt ansah.

Sie lachte leise wie ein Kind nach überwundenem Schreck.

„Ich fürchtete . . . ich dachte . . . Komm, Onkel Felix, setz dich da ganz nahe zu mir heran. Wie schön, daß du gekommen bist, wie schön."

Sie fragte ihn gar nicht, warum er gekommen war. Sie klingelte nach dem Diener, befahl, die „gnädige Frau ja nicht zu stören, die gnädige Frau wäre müde und hätte sich zurückgezogen", bestellte den Tee „hier herein" und schmiegte sich dann wieder in ihren großen Stuhl, voll von einem ruhigen stillen Behagen, das sie zum erstenmal in ihrem kurzen sonnigen Leben bewußt empfand.

„Nein, Onkel Felix, wie ich mich aber freue, daß du gekommen bist! Mir ist wirklich, als hätte ich monatelang mit keinem vernünftigen Menschen gesprochen. Und der Papa, der ist überhaupt nicht mehr zu sehn. Kaum daß er zu Tisch kommt. In der Früh muß ich stundenlang mit Kari reiten. Dann hat er zu arbeiten — ich möchte bloß wissen, was Kari zu arbeiten haben kann?" Sie lachte mit einem ganz leisen, spöttischen Unterton. „Na, also jedenfalls habe ich auch zu arbeiten. An meinem ‚Trousseau'. Mama ist entzückt, weil die Gräfin Strachewsky ‚Trousseau' sagt! Aussteuer, meint sie, wäre furchtbar ordinär. Die hätte jede Soldatenbraut. Da stellt man sich immer ein Dutzend Hemden, ein Dutzend Paar Strümpfe, ein Dutzend . . ." Sie unterbrach sich und lachte ein bißchen verlegen, weil sie vor Übermut so weit gegangen war. „Na also, man stellt sich von allem immer ein Dutzend vor."

Der Diener hatte den Tee gebracht; sie füllte die Tassen.

„Das Brautkleid soll übrigens partout in Wien gearbeitet werden. Die Ziskynis haben dort so eine Art von Familienmodesalon. Drei Generationen haben dort ihre Brauttoilette bestellt. Kari sagt, man ist furchtbar konservativ in Wien. Übrigens räsoniert er immer wegen meiner Kleider und findet mich am Tage nicht englisch genug. Kommt mir immerzu mit seinen Komtessen. Du, Onkel Felix, wie ich die auseinanderhalten werde: Komteß Mizzi und Lizzie, die Muschi und die Puschi. . . . Mama hat darin ein bewundernswertes Gedächtnis. Du, die hat sich jetzt übrigens aufs Ahnenzählen verlegt!"

Sie plauderte unaufhörlich, erzählte von ihrem Leben wie ein Kind, das auf einen Baum geklettert ist und nun von dem erzählt, was es unter sich sieht, und was es nie bemerkt hat, da es noch selbst unten stand.

„Zum Tee sind wir bei der Gräfin Strachewsky ‚zur Cour', wie Kari sagt. Sie ist übrigens sehr nett, ein bißchen taub nur, und das ist recht anstrengend. Ich glaube, innerlich ist es ihr gar nicht recht, daß ich keine Wiener Komteß bin. Nur weil Papas Stücke im Burgtheater aufgeführt werden, drückt sie ein Auge zu. Denn Kari sagt, in Wien gälte der Künstler viel mehr als hier, und die Leute auf der Straße machten sich mehr daraus, den Kainz vorüberfahren zu sehen als einen Herzog. Und dann sagte er noch . . ." Sie lachte laut auf: „. . . die Wiener hätten dem Sonnenthal, als er noch jünger war, dreimal sämtliche Schulden gezahlt! Du, Onkel Felix, ob die Berliner das für Papa täten, was glaubst du? Das heißt, ich meine, ohne gleich zu verlangen, daß wir dann Gartenhaus drei Treppen wohnen? . . ."

Ihr eben noch lachendes Gesicht wurde plötzlich ernst, und ihre helle Stimme klang gedämpft, beinahe bedrückt. „Weißt du, Onkel Felix, was ich glaube?"

„Nun, Pieps?"

Er beugte sich vor und sah ihr mit wehmütigem Entzücken in die strahlenden blauen Augen mit den weit zurückgeschlagenen dunklen Wimpern.

„Ich glaube, wir brauchen wieder furchtbar viel Geld, Onkel Felix. Papa wird jetzt immer wieder ungeduldig, wenn Mama Geld von ihm verlangt. Nun legt sie ihm oft nur einen Zettel auf den Schreibtisch mit ‚brauche tausend Mark' oder ‚brauche sechshundert Mark . . .'"

Felix fühlte einen lähmenden Schreck.

„Ich begreife nichts, Pieps ... bei den Einnahmen ..."

Sie schüttelte den Kopf.

„In der Provinz soll der ‚Dreikampf' gar nichts machen. Die Hoftheater nehmen das Stück überhaupt nicht. Nun hat ja Papa einen großen Vorschuß vom Verleger bekommen. Aber da nicht viel einkommt . . . und bis zur nächsten Premiere vergehen doch auch wieder fünf, sechs Monate."

Sie seufzte schwer auf und warf den Kopf zurück.

„Es ist ganz gut, daß ich heirate, Onkel Felix, dann hat Papa eine Sorge weniger."



Sie faltete die Hände im Schoß und fuhr mit dem rechten Daumen über den Nagel der linken Hand.

Felix ergriff sie bei beiden Armen und zwang sie, ihn anzusehn. „Heiratest du nur deshalb, Pieps?"

„Aber was fällt dir ein, Onkel Felix?"

Wie konnte er nur so unsinnig fragen!

„Wir lieben uns doch furchtbar, Kari und ich . . ."

Sie sprach das „furchtbar" beinahe wienerisch aus.

„Aber ich meine, es schadet doch nichts, daß Kari vermögend ist. Und wenn erst die Gräfin Strachewsky stirbt, dann erbt er Millionen, und daß ich dann Papa nicht in Not und Sorge lasse, das kannst du dir doch wohl denken!"

Es war ihm beinahe unheimlich, wie ruhig sie sprach, wie ihre jungen Lippen so kühl vom Tode der alten Gräfin sprachen, der sie jetzt täglich die lebenswarme Hand küßte.

„Du, Pieps, das ist ekelhaft, auf den Tod anderer Leute zu spekulieren", rief Felix heftig und sprang auf.

Pieps sah ihn ernsthaft an. „Mir hat's auch anfangs nicht gefallen. Aber Kari spricht ganz unbefangen davon, und es ist doch seine Tante, nicht wahr?"

Sie lachte wieder leise vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Der Neuerungstrieb im Seegewerbe.

Von Geh. Marinebaurat Tjard Schwarz.

Die Entwicklung der Weltschiffahrt und des Weltschiffbaus steht in engster Beziehung zu allen weltpolitischen und wirtschaftlichen Ereignissen; sie gibt ein treues Spiegelbild von dem Aufschwung und Niedergang des Welthandels, da sich dieser überwiegend über See bewegt. Es ist daher erklärlich, daß die im verflossenen Jahr allgemein zum Ausbruch gelangte wirtschaftliche Depression im besonderen die Reederei und den Schiffbau in ihrer Entwicklung lahmgelegt hat. Die Reedereien aller Länder sahen sich wegen Frachtmangels und unzureichender Frachtsätze genötigt, ihre Betriebe einzuschränken und einen Teil ihrer Schiffe außer Fahrt zu setzen und aufzulegen, während auf den Werften trotz der billigen Materialpreise neue Bauaufträge ausblieben und zu Arbeiterentlassungen führten. Daß es bei einer solchen Geschäftslage außerordentlich schwierig ist, die erforderlichen Abschreibungen für den Schiffspark oder die Betriebseinrichtungen zu verdienen oder gar noch einen Ueberschuß herauszuwirtschaften und zur Verteilung zu bringen, erscheint einleuchtend und erklärlich, zumal den Reedereien in letzter Zeit durch die sozialpolitischen Bestrebungen schwere finanzielle Lasten auferlegt wurden, durch die neben den hochbemessenen Konsulatsgebühren im besonderen die deutschen Reedereien ihren ausländischen Konkurrenten gegenüber benachteiligt sind. Diesen schwierigen Verhältnissen konnten weder die Großreedereien, die durch ihre Linienfahrten auf einen ständigen Frachtumsatz sowie auf einen laufenden Passagierverkehr rechnen können, wirtschaftlich gerecht werden, noch viel weniger die kleinen Schiffahrtsgesellschaften, die ihre Dampfer durch Verwendung in wilder Fahrt laufen lassen. Im verflossenen Jahre gestaltete sich nun die Lage der Reederei und des Schiffbaus noch dadurch besonders ungünstig, daß sowohl durch reichliche Neubauten in den voraufgegangenen Jahren als auch durch die Einführung einer zugunsten der Ladefähigkeit revidierten Freibordregel in Großbritannien die zur Transportleistung zur Verfügung stehenden Schiffsräumte plötzlich erheblich angewachsen waren. Dazu kommt, daß die Schiffsverluste, dank der Fortschritte im Schiffsbau und der Verbesserung der Schiffahrtstraßen durch ausgiebige Betonnung, Beleuchtung und durch wirksames Signalwesen, mit der Zunahme der Schiffsgrößen und der fast ausschließlichen Verwendung des Dampfantriebes erheblich zurückgegangen sind, während in früheren Perioden der Stockung von Handel und Schiffahrt die durch Neubauten vermehrten Schiffsräumte zum Teil durch Totalverluste sowie durch Abwracken älterer Schiffe, namentlich der reparaturbedürftigen hölzernen Segelschiffe, wieder ausgeglichen wurden. Die Tatsache, daß in der Ostsee noch sechs Segler in Fahrt sind, die das sehr würdige Alter von 100 Jahren überschritten haben, das Segelschiff „Constance" von 27 Tonnen wurde sogar 1723 gebaut, ändert an dieser Sachlage nichts. Der Rückgang der Bautätigkeit der Schiffswerften, der namentlich in Großbritannien sich geltend gemacht hat, ergibt sich klar aus nachstehender Zusammenstellung, die den Tonnengehalt der jährlich vom Stapel gelassenen Handelsschiffe über 100 Tons in Brutto-Registertons angibt.

	1903	1904	1905	1906	1907	1908
Großbritannien	1190618	1205162	1623168	1828343	1607890	929669
Deutschland	184494	202197	255423	318230	275003	207777

Wenngleich schwere und anhaltende wirtschaftliche Depressionen den Reederei- und Schiffbaubetrieben verhängnisvoll werden können, so wirken sie anderseits vielfach anregend mit Bezug auf eine Veredelung der Gewerbe. Ist es doch eine bekannte Tatsache, daß bei dem oft heftig entbrannten Konkurrenzkampf sowohl im internationalen Personen- und Frachtverkehr als auch unter den heimischen Reedereien untereinander jene Gesellschaft jeweilig ins Vordertreffen geriet, die über die modernsten und nach den neusten Errungenschaften der Technik erbauten Dampfer verfügen konnte, während selbst ältere, gut fundierte Unternehmungen nicht imstande waren, die Unkosten zu decken, die die hohen Betriebskosten einer veralteten Dampferflotte mit kohlenfressenden Maschinen, ungenügender Ladefähigkeit und ungünstiger Vermessung verursachten. Durch rechtzeitiges Abstoßen älterer Schiffe, durch deren Verkauf oder durch Verbesserung durch rationelle Umbauten, im besonderen der Maschinen- und Kesselanlage, wußten daher einsichtsvolle Reeder ihre Flotte ständig zu verjüngen und leistungsfähig zu erhalten. Gut geleitete Reedereien rechnen bereits mit einem Durchschnittsalter ihrer Schiffe von sieben bis acht Jahren, während man früher mit einem wesentlich höheren Durchschnittswert wirtschaftete. Daneben traten seit etwa einem Dezennium Bestrebungen auf, nach dem Gesetz der Arbeitsteilung die Reedereibetriebe zu spezialisieren und besondere Schiffstypen, entsprechend den mannigfachen und verschiedenen Verwendungzwecken, auszugestalten. War in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der sogenannte Kauffahrer zum Fracht- und Passagierverkehr in gleichem Maße be-

stimmt, so ist der moderne Frachtdampfer oder der zum Passagierdienst eingerichtete Schnelldampfer von Anfang an in seiner Bauart und in seinen Einrichtungen einem speziellen Dienst entsprechend oder gar für eine bestimmte Linie konstruiert und ausgerüstet. Die Spezialisierung und Gliederung der Dampferflotten in besondere Schiffstypen verdankt ihre Entstehung dem Massentransport von Rohmaterialien und Einheitswaren, wie Kohle, Erze, Petroleum, Holz, Getreide, Baumwolle, Fleisch, lebendes Vieh, Fische u. dgl., sowie der gewaltigen Zunahme des Personenverkehrs für die transatlantischen Fahrten seit Ende der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts. Man ging bei der Schaffung von Spezialschiffen von dem Gesichtspunkt aus, zunächst die Transportleistungsfähigkeit im Verhältnis zum Neubauwert des Schiffes, d. h. zum Anlagekapital, zu steigern, zu gleicher Zeit aber auch die Betriebskosten im Verhältnis zur Transportleistungsfähigkeit, d. h. zum Bruttogewinn, zu vermindern. Die Transportleistungsfähigkeit eines Schiffes ergibt sich nun als das Produkt von Ladefähigkeit und Transportgeschwindigkeit; sie wird also um so größer, je größer die Tragkraft und das Fassungsvermögen der Laderäume oder die Zahl der zu befördernden Passagiere bemessen ist und je günstiger die Schiffsgeschwindigkeit während der Fahrt und die Schnelligkeit der Abfertigung des Schiffes im Hafen sich gestaltet. Die Tragkraft oder Ladefähigkeit des Schiffes ist nun im Verhältnis zum Deplacement des Schiffes durch die Fortschritte im Schiffbau so weit gesteigert worden, daß ein weiterer Gewinn kaum zu erwarten steht. Ist doch das Eigengewicht des Schiffsrumpfes durch den Uebergang vom Holzschiffbau zum Eisen- und Stahlschiffbau derart eingeschränkt worden, daß die Ladefähigkeit eines Stahlschiffes gegenüber einem gleich großen Holzschiff um 24 Prozent zugenommen hat. Wesentlich ergiebiger war der Gewinn an Ladefähigkeit durch die Verbesserungen im Schiffsmaschinenbau; die Einführung der Hochdruckkessel in Verbindung mit der Ausnutzung des hochgespannten Dampfes durch stufenmäßige Expansion in der dreifachen und vierfachen Expansionsmaschine brachte durch Verringerung sowohl des Eigengewichts der Maschinenanlage als auch im besonderen des Kohlenverbrauchs und dementsprechend der mitzuführenden Kohlenmenge gegenüber den alten Niederdruckmaschinen eine Steigerung der Ladefähigkeit von 50 Prozent und zugleich eine Kohlenersparnis von 24 Prozent mit sich. Derartige Fortschritte werden in der Geschichte der Dampfschiffahrt kaum wieder zu verzeichnen sein, obwohl man noch weiter daran arbeitet, die Oekonomie der Schiffsmaschinen, wie z. B. durch Ueberhitzung des Kesseldampfes, durch Vorwärmen des Speisewassers sowie durch den Ausbau der Dampfturbinen zum Schiffsantrieb zu steigern.

Bei den Betriebskosten spielt der Kohlenverbrauch die Hauptrolle, er steigert sich bei gleichem Maschinentyp im direkten Verhältnis mit der Maschinenstärke und mit der dritten Potenz der Schiffsgeschwindigkeit, so daß man in der Steigerung der letzteren aus wirtschaftlichen Gründen vorsichtig geworden ist. Zwar erhöht sich mit zunehmender Schiffsgeschwindigkeit auch die Transportleistungsfähigkeit, aber das für die Reise mitzunehmende und zu verfeuernde Kohlenquantum steigt mit dem Quadrat der Fahrstrecke und tut hierdurch der Ladefähigkeit Abbruch. Aus diesen Gesichtspunkten heraus entwickelten die beiden größten deutschen Reedereien, der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie, in den Jahren 1895—1899 die modernen Riesendampfer über 10 000 Br. Reg.-Tons als kombinierte Fracht- und Passagierdampfer von 10 000 Tonnen Ladefähigkeit und 14—15 Knoten Geschwindigkeit, nachdem die Verlängerung der Subventionsdampfer „Bayern", „Sachsen" und „Preußen" eine Vergrößerung der Laderäume um rund 70 Prozent gebracht hatte, während die Geschwindigkeit unter Beibehaltung der Maschinenanlage und demnach bei gleichem Kohlenverbrauch auf 13 Knoten gehalten werden konnte, ein glänzender Beweis für die günstige Rentabilität großer Schiffe. Im Jahre 1899 marschierte sogar Deutschland in der Ausgestaltung seiner Handelsflotte mit 21 Riesendampfern über 10 000 Br. Reg.-Tons gegenüber England mit 8 solchen Schiffen bei weitem an der Spitze und überholte dann auch mit dem rationellen Ausbau seiner Schnelldampfer im Jahre 1897 den englischen Nebenbuhler, bis im Jahre 1907 die schnelleren Turbinendampfer „Lusitania" und „Mauretania" der Cunard-Linie wiederum das Blaue Band des Ozeans an sich rissen, freilich nicht aus eigener Kraft, sondern mit Hilfe einer außerordentlich hoch bemessenen staatlichen Subvention, durch die die erheblich anwachsenden Kosten der Kohlen ausgeglichen werden.

Aber nicht allein die Steigerung der Ladefähigkeit und die angemessene Wahl der Schiffsgeschwindigkeit vermochten die Transportleistungsfähigkeit günstig zu beeinflussen; es war bei den gewaltig anwachsenden Kapitalwerten der Riesenschiffe auch von größter Bedeutung, die Liegezeit im Hafen nach Möglichkeit abzukürzen. Neben der Ausgestaltung der Lösch- und Ladevorrichtungen in den Häfen, unter Verwendung mechanischer Transportvorrichtungen und auf Massenförderung eingerichteter Hebezeuge, wußte man durch Schaffung von neuen Frachtdampfertypen mit günstig gelegenen und praktisch eingerichteten Laderäumen an Zeit und Arbeitskräften zu sparen. Hierher gehören die Turmdeck- (Turretdeck) und Koffer- (Trunk)schiffe, die vorzugsweise zum Selbsttrimmen der Ladung, wie Erze, Kohle, Getreide usw., eingerichtet sind; die Tankdampfer zum Transport von flüssigen Ladungen, wie Petroleum, Oel, Trinkwasser, ohne Benutzung von Fässern usw., die die Ladung einfach durch Pumpen übernehmen und wieder abgeben. Da diese Spezialschiffe nur mit voller Ladung in einer Richtung rechnen können und die Rückfahrt meist leer antreten, so sind sie durchweg mit besonderen wasserdichten Räumen versehen, in denen bei der Leerfahrt Wasserballast geführt wird, um dem Schiffe für die Fahrt über See einen angemessenen Tiefgang zu geben, derart, daß die Stabilität eine genügende ist und die Schrauben so weit eintauchen, daß Wellenbrüche vermieden werden. Auch dieser Ballast kann nach dem Löschen des Schiffes in kürzester Zeit teilweise durch selbsttätiges Fluten, teilweise für höher gelegene Ballastzellen durch Pumpen übergenommen werden.

Daneben spielt in der Ausgestaltung der Schiffstypen die Schiffsvermessung sowie die Normierung des Freibords eine wichtige Rolle, da hiernach das Fassungsvermögen der Laderäume sowie die Tragkraft des Schiffes an Ladung bemessen wird. Anderseits bildet die Raumvermessung des Schiffes unter Berücksichtigung bestimmter Abzüge die Grundlage für die Bemessung der Hafenabgaben, Lotsengebühren, Kanalabgaben usw., so daß naturgemäß das Schiff im Vorteil ist, das durch



eine geschickte Bauweise mit Bezug auf seine Größe und Ladefähigkeit einen verhältnismäßig geringen Tonnengehalt nach den Vermessungsvorschriften aufweist. Die Schiffsvermessung wird sogar für das Passieren des Suezkanals zu einem wirtschaftlichen Faktor ersten Ranges, wenn man berücksichtigt, daß die Kanalgebühren für eine einzige Durchfahrt rund 8 Mark für die Netto-Registertonne betragen, also für die nach Ostasien laufenden kombinierten Fracht- und Passagierdampfer vom Hamburg- oder Königin-Luise-Typ rund 60 000 Mark.

Bei den Segelschiffen kommt der Hauptposten an Betriebskosten, der Kohlenverbrauch, nicht in Ansatz, da der auf die Segel wirkende Wind als Treibkraft dient; dafür erfordert die Besegelung eine erhöhte Besatzung zu ihrer Bedienung sowie nicht unwesentliche Unterhaltungskosten. Ferner ergibt sich trotz der über das ganze Schiff ausgenutzten Laderäume wegen der geringen Segelgeschwindigkeit eine geringere Transportleistungsfähigkeit. Man rechnet im allgemeinen für die jährliche Leistungsfähigkeit 1 Dampfertonne = 3 Seglertonnen. Besonders ungünstig tritt die Geschwindigkeit beim Einlaufen in die Flußmündungen und Häfen in die Erscheinung, und hierbei nehmen die Segler meist die Hilfe von Schleppdampfern in Anspruch. Hier verspricht der Verbrennungsmotor zum Antrieb einer Hilfsschraube manche wirtschaftliche Vorteile, um bei längeren Flauten oder im besonderen zum Anlaufen der Häfen die Reisen abzukürzen.

Die Wirtschaftlichkeit des Schiffahrtbetriebes bildet daher einen Hauptfaktor für das Gedeihen des Seegewerbes. Stehen daher die Ladefähigkeit des Schiffes und die aus ihr sich ergebenden Frachteinnahmen nicht mehr im richtigen Einklang mit den aufzuwendenden Betriebskosten, so kann die Reederei nicht erfolgreich und nutzbringend arbeiten. Man wird dazu übergehen müssen, den Betrieb einzuschränken und Schiffe aufzulegen, um einen günstigeren Frachtenmarkt abzuwarten oder die Schiffe zum Buchwert oder darunter zu verkaufen, die durch ungünstige Vermessung und Ladefähigkeit oder eine unwirtschaftliche Maschinenanlage den Betrieb ungebührlich belasten, oder die durch ihre Bauweise und ihren Typ nicht mehr in den Rahmen des Reedereiunternehmens passen. Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts bildete Großbritannien für den Verkauf von älteren Schiffen einen lebhaften Markt; die englischen Reeder konnten auf diese Weise ihre Flotte zweckmäßig durch neue Schiffe verjüngen, und die englischen Schiffswerften bekamen auf diese Weise neue Aufträge. Als Käufer traten vornehmlich jene Nationen auf, die noch in der Entwicklungsperiode ihrer Handelsflotte standen, und denen noch keine genügenden Erfahrungen im Reedereibetrieb sowie kein leistungsfähiger heimischer Schiffbau zur Seite standen. Neben Deutschland sind hier vornehmlich Norwegen, Italien und Rußland zu nennen. Der Ankauf von alten Schiffen war für diese Nationen insofern kaufmännisch nicht unrationell, da die für englische Verhältnisse kaum noch rentablen Schiffe wegen der billigeren Mannschaftsheuer namentlich in Norwegen, Rußland und Italien und durch das Fehlen von drückenden Abgaben in diesen Ländern unter anderer Flagge bei den billigen Kaufpreisen noch mit Nutzen fahren konnten. Für Deutschland sind jedoch diese Zeiten bei dem steten Steigen der Arbeitslöhne und unter Berücksichtigung des schnellen Aufblühens der Handelsflotte vorüber. Auch hier hat sich bereits ähnlich wie bisher in Großbritannien ein Markt für Schiffsverkäufe herausgebildet. Der Verkauf älterer Schiffe wird jedoch auch in anderer Beziehung immer schwieriger. Bei dem schon seit längerem anhaltenden Stillstand in der Verbesserung der Schiffsmaschinen und des Schiffsbaues im allgemeinen und bei der außerordentlichen Dauerhaftigkeit des stählernen Schiffsrumpfes ist ein schnelleres Veralten der Schiffe nicht zu erwarten. Daneben sind in Zeiten ungünstiger Konjunktur Neubauten gleichfalls sehr billig zu haben. Leistungsfähige Reedereien werden daher, um ihren Fracht- oder Passagierverkehr erfolgreich aufrechtzuerhalten, lieber ihre veralteten Schiffe auf Abbruch verkaufen und dafür Neubauten in ihre Flotte einreihen, die zwar in ihrem Rumpf nicht solider und dauerhafter zu sein brauchen, die aber in ihrer Transportleistungsfähigkeit und im Betriebe, namentlich auch mit Bezug auf Schiffsvermessung und Freibord, günstiger veranlagt sind und daher wirtschaftlicher arbeiten. Es ist daher auch bezeichnend, daß die Schiffswerft von William Doxford und Sons in Sunderland, die 1891 mit dem Bau der Turretdeckdampfer nach eigenem Patent begann, sich rasch entwickelte und schon im Jahre 1907 mit Bezug auf ihre Bautätigkeit von allen Werften Großbritanniens an erster Stelle stand, weil gerade dieser Frachtdampfertyp so außerordentlich wirtschaftliche Erfolge wegen seiner großen Transportleistungsfähigkeit und seiner günstigen Vermessung erzielte.

Während das Abstoßen von Frachtdampfern und kleineren Passagierdampfern trotz der geringen Vorteile für die Käufer zunächst noch durchführbar sein wird, so bietet der Verkauf der transatlantischen Passagierdampfer wegen ihrer bedeutenden Abmessungen und der gewaltigen Maschinenanlage außerordentliche Schwierigkeiten, da ihr Verwendungsbereich sehr beschränkt ist. Die großen Reedereien haben daher vielfach kriegerische Ereignisse benutzt, um ihre älteren Schnelldampfer an eine der kriegführenden Mächte zur Verwendung als Hilfskreuzer und Begleitschiffe der Flotte loszuschlagen. Kommt ein derartiger Flaggenwechsel nicht zustande, so bleibt nur der Verkauf auf Abbruch übrig.

Dem stolzen Schnelldampfer blüht daher trotz seiner gewaltigen Größe und trotz seiner einstigen hervorragenden Leistungen das gleiche Schicksal wie im Baugewerbe dem einst blühenden Geschäftshaus oder im Fabrikbetrieb der einst unersetzlichen Werkzeugmaschine. Der Strom der Zeit geht auch über diese rücksichtslos hinweg, man reißt ein und macht das Alte dem Erdboden gleich, um an der gleichen Stelle durch einen praktischen Bau oder eine moderne Spezialmaschine neues, fruchtbringendes Leben zu schaffen. Und so wird und muß auch beim Seegewerbe der Neuerungstrieb in den Vordergrund treten zur Förderung des Verkehrs auf dem Weltmeer. Denn in dem die Meere durchfurchenden Segel- und Dampfschiff offenbart sich mehr wie in irgendeinem andern Erzeugnis der Industrie und des Gewerbes eine nationale Eigenart, die in seiner Konstruktion und in seinem Typ auszugestalten dem Volksbewußsein ein Stolz sein muß, während anderseits das Schiff in seinen Leistungen, d. h. in der technischen und wirtschaftlichen Ausnutzung seiner Konstruktionsgrundlagen, erst dazu berufen ist, die nationale Flagge würdig zu vertreten und den Volkswohlstand zu mehren.



Hinter den Kulissen des Passionsspiels.

Von L. Schupp. — Hierzu 9 Spezialaufnahmen für die „Woche“ von H. Traut.

Das Passionsdorf Oberammergau! Man kennt es in der ganzen Welt, und doch liegt es stiller als die meisten bekannten Gebirgsorte in seinem breiten, grünen Hochtal. Nur alle zehn Jahre strömt hier die buntscheckige große Welt zusammen. In Oberammergau aber lebt man neun Jahre in der Vorbereitung des Spieles. Die traditionellen Typen der „Passion“ werden nicht durch Schminke, Perücken usw. vorgetäuscht, sondern in der Bevölkerung herangebildet. Auch im Werktagskittel, an der Schnitzbank, bei der Berg-, Feld- und Handwerksarbeit bewahren diese langhaarigen Männer mit den ausdrucksvollen Zügen etwas von ihrem biblischen Aeußern. Unter den jungen Mädchen sieht man manch feines, stilles Gesicht, das gut zum ernsten biblischen Gewande paßt, und schon die Kleinen, die aus der Schule stürmen oder vor den Häusern spielen, sehen eigenartig aus in ihrer langen Haartracht (Abb. S. 1926).



Bürgermeister Bauer, Darsteller des Pilatus.

Eine stumme und doch eindringliche Sprache über Art und Kunst der Bewohner reden die Häuser Oberammergaus. Da sieht man manch altes Schnitzwerk an Dächern, Türen und Altanen, manch frommes Hausbild; viele sind noch vom alten, hochgeschätzten „Lüftelmaler“, dessen Urenkel noch immer auf luftigen Leitern herumklettert und den alten Fassaden einen neuen Anstrich gibt (Abb. S. 1927). Besonders wenn das Festjahr des Dorfes naht, werden die ältesten Gebäude wie junge Mädchen herausgeputzt, und wo kein altes Prunkgewand vorhanden ist, hilft man sich mit schneeigem Weiß und ver-



Fräulein Ottilie Zwink, Darstellerin der Maria, mit zwei kleinen Schützlingen.





Ansicht aus Oberammergau. Im Hintergrund der Kofel.

…wenderischem Blumenschmuck. Blumen gehören über…upt zu Oberammergau. Selbst die wilde Flora weist …nen seltenen Reichtum auf. Daß die alte Tradition des bildlichen Hausschmuckes noch immer weiterlebt, beweist die reizende Bemalung des neuen Museums (Abb. S. 1926). Ostern soll nun diese Sammlung der Volkskunst und des Volksfleißes eröffnet werden. Sie birgt interessante Stücke aller Art Oberammergauer Malerei und Schnitzerei. Letztere Kunst läßt sich bis ins 14. Jahrhundert urkundlich nachweisen. Manche der gotischen Heiligenfiguren lassen aber auf eine vorangegangene Schulung mehrerer Generationen schließen. Häufig betrachtet man solch historische Sammlungen mit dem wehmütigen Gefühl, daß so viel Kunstsinn und -fertigkeit durch die neue Zeit und die billige Fabrikware verdrängt wurden. Anders in Oberammergau. Hunderte von geschickten Händen rühren sich noch in den Werkstätten. Sie schnitzen die traditionellen Kruzifixe, kunstvolle Reliefs nach alten Stichen, Tiere und Pflanzen mit feinster



Hafnermeister Anton Lang, der Darsteller des Christus, wird interviewt.

Eine Oberammergauer Künstlerfamilie: Andreas Lang, der Darsteller des Petrus, mit Söhnen und Tochter.

Naturbeobachtung, und jedes Stück, selbst das billigste „Stallherrgöttle“, ist aus freier Hand mit einfachen Werkzeugen und ohne Maschine geschaffen. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich in den Schnitzereiwerkstätten kaum mehr verändert, als daß an den langen Winterabenden an Stelle des Kienspans die elektrische Glühlampe leuchtet, und daß nicht mehr der „Kraxenmann“ die fertige Ware zum Hausieren abholt, sondern Eisenbahnen und Dampfschiffe sie von ihrem Herstellungsort über ganz Deutschland, ja über die ganze Erde verbreiten.

Im Dreiklang der Kunst fehlt nicht die Musik. Sie wird eifrig im ganzen Orte geübt. Auch hier spielt



Das Museum in Oberammergau.

Diese über die Alltagsorgen und -arbeiten des Bergbauern hinaus reichenden Interessen geben Oberammergau einen eigenartigen Charakter. Auch die Natur hat hier eine besondere Note. Zwischen den Rüben- und Kartoffelfeldern, unter den rauchenden Schloten einer industriellen Ebene hätte ein Oberammergau nicht entstehen können. Die blühenden Obstbäume im Frühling, die blumigen Wiesen im Sommer, die weidenden Kühe im Herbst, die sausenden Rodelschlitten im Winter gehören ebenso zu Oberammergau

die musikalische Tradition und Gewöhnung mit, sonst wäre es nicht möglich, mit einheimischen Kräften die Passion musikalisch so stimmungsvoll auszugestalten.

wie die kantige Berggestalt des Kofels, der an eins der unwahrscheinlichen Krippengebirge erinnert (Abb. S. 1924). Unsichtbar im Hintergrunde thront das „Ettaler Mannl“,



Oberammergauer Schulbuben in ihrem langen Lockenhaar.

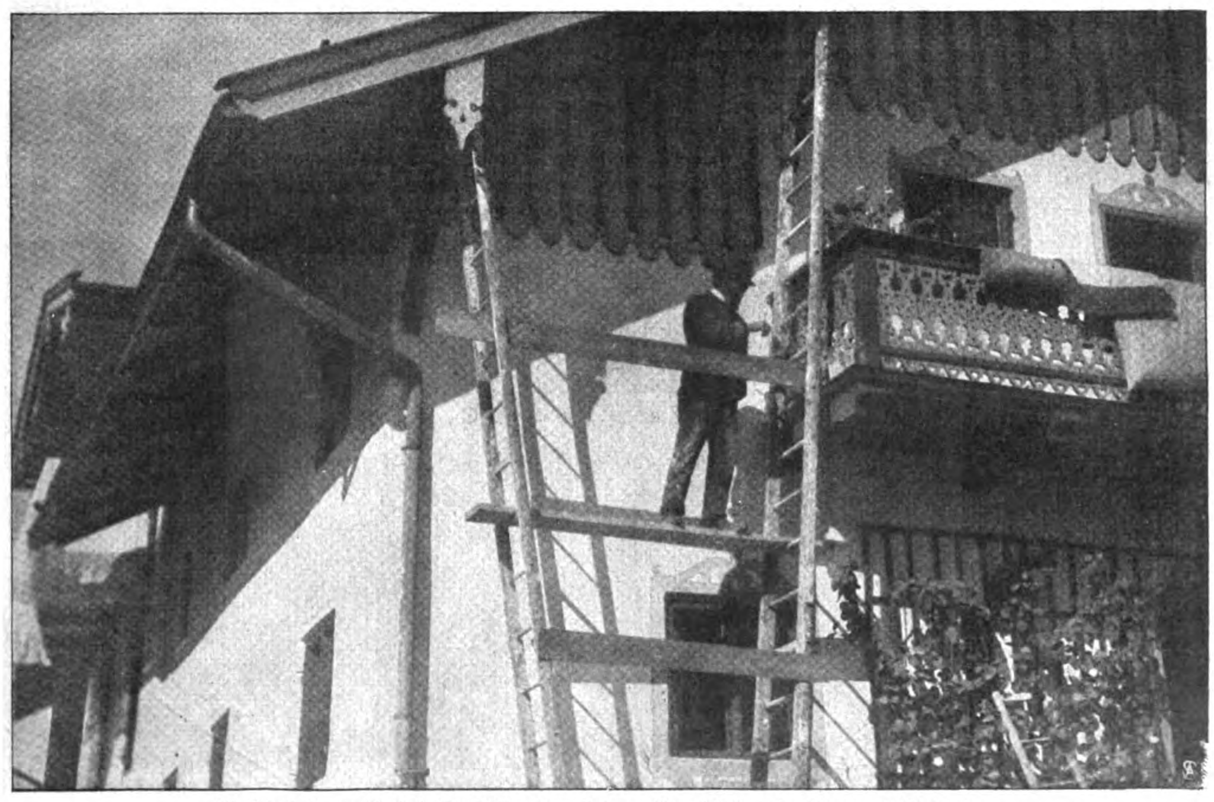




Blick in die Schnitzwerkstatt. Rechts: Guido Lang, Posthalter.

dem man mit Eisenfeil und Stifte zu Leibe gerückt ist, so daß jeder das trotzige Köpfl bezwingen kann, während nur zwei Stunden vom Passionsdorf entfernt und in grünen Wäldern verborgen die steinerne Erinnerung an ein Königsmärchen steht: Linderhof.

Tausende werden im Sommer 1910 Oberammergau besuchen. Möchten sie es richtig betrachten und verstehen: Nicht das Theaterdorf soll man es heißen, sondern eine Stätte ererbter Volkskunst. Wir könnten stolz sein, wenn es noch viele solche im deutschen Lande gäbe.



Maler Johann Zwink, Darsteller des Judas, Urenkel des berühmten Lüftelmalers.





Perlen und Perlmutter.

Von Franz Otto Koch. — Hierzu 10 Aufnahmen.

Der Perlmuschelsucher taucht mit seiner Beute aus dem Meer auf.

Ebenso alt wie die Kultur selbst ist auch die Liebe zu den Perlen, deren Name aus dem lateinischen Pirula, kleine Birne, entstanden ist. Seit den Feldzügen des Pompejus, noch mehr seit der Unterwerfung Alexandrias kam in Rom, wo für größere Perlen ganz enorme Summen gezahlt wurden, der Perlenluxus auf. Auch bei den Indianern fand Kolumbus den Schmuck, als er die Insel Margarita bei Venezuela entdeckte, an deren Küste die Indianer Perlen fischten. Hier und bei den kleineren Inseln Coche und Cubagua, bei El Tirana, nordöstlich, und bei Macanao, nordwestlich von Margarita, auch an der Halbinsel Goajira (westlich vom Golf von Maracaibo) wird noch heute die Perlenfischerei eifrig betrieben. Die okzidentalen Perlen sind zwar durchschnittlich groß, aber weniger rund und mehr bleifarbig, aus welchem Grunde sie weniger geschätzt werden als die orientalischen. An der Küste Australiens, von der einige unserer Bilder stammen, wird die Perlenfischerei hauptsächlich der Perlmutter wegen betrieben. Ist die See für die Fischerei günstig, d. h. ruhig, so rüsten sich die Boote meistens mitten in der Nacht zum Aufbruch. Größere Unternehmer haben gewöhnlich einen oder mehrere mit Taucheranzügen ausgerüstete, erfahrene Leute an Bord, während kleinere Unternehmer sich mit Eingeborenen zu behelfen suchen, die zum Schutz gegen giftige Fische, scharfe Muscheln und dergleichen mehr mit ölgetränkten Schirtinganzügen und eigenartigen Brillen ausgerüstet sind. Steigt der mit einem modernen Taucheranzug ausgerüstete Fischer von Bord des kleinen Segelschiffes in das nasse Element, so sind alle an Bord befindlichen Mannschaften damit beschäftigt, die Netze „klarzumachen“, die der Taucher mit in die Tiefe nimmt, um sie später gefüllt an die Oberfläche zu senden, während andere der „Luftpumpe“ ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen haben, denn ein Zuviel oder Zuwenig kann das Leben ihres tauchenden Kollegen gefährden. Ist der Taucher nach einer 10—25 Meter langen Wasserreise auf der Muschelbank angekommen, so trennt er die Auster mit einem Messer von der Bank ab, um sie in eins der mitgeführten Netze zu werfen. Sind die letzteren in halb- bis einstündiger Arbeit gefüllt, so gibt er mittels einer Leine oder eines an die Oberfläche gesandten Stückchen Holzes das Zeichen, daß er emporgewunden werden will. Trotzdem der Taucher ohne Schaden seiner Gesundheit nicht mehr als 2—3 Meter die



Nordafrikanische Perlmutterarbeiter.



Arbeiten an Bord des Taucherschiffs: Verpacken und Wiegen der Muschelschalen.



Besonders starke Perlmutterwucherung.

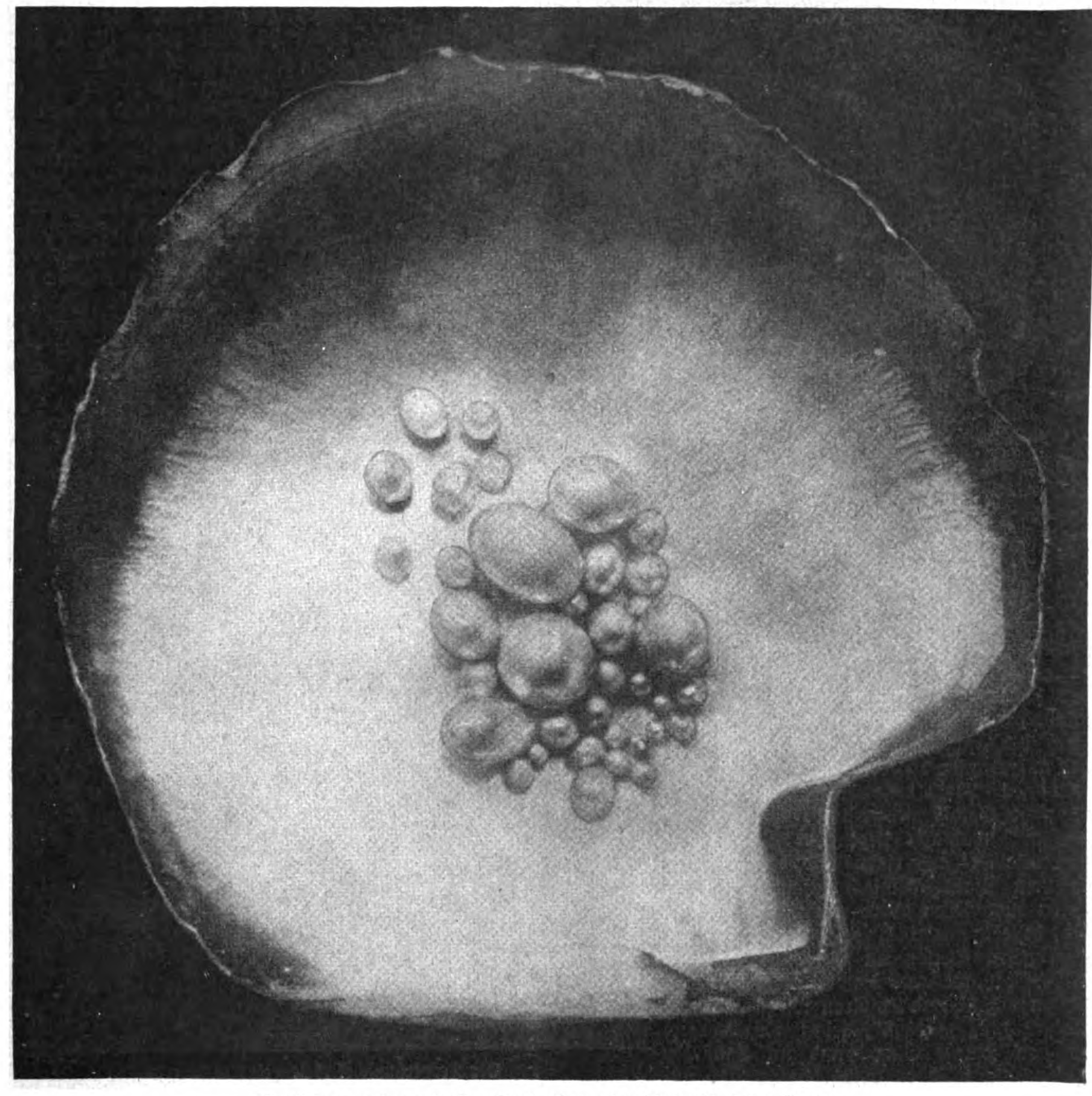
Waschen der Muscheln.

Minute steigen oder sinken soll, vollführen diese doch nur zu oft unter Lebensgefahr das Experiment, sich der Bleistücke zu entledigen, um dann mit einer staunenerregenden Geschwindigkeit an die Oberfläche zu sausen (Abbild. S. 1728).

Die ohne Anzug tauchenden Eingeborenen können, nachdem sie sich Ohren und Nase mit Wachs verstopft haben, gewöhnlich 1—1½ Minute unter Wasser bleiben. Sie tauchen am Tage 40-—50mal und fördern auf diese Weise 1-—2000 Muscheln zutage. Letztere werden dann auf einen Haufen geworfen, wo man sie faulen läßt, um die Masse später in geneigten, mit feinen Abzugslöchern versehenen Holzkasten zu waschen, bis alle Weichteile entfernt sind, wobei die Perlen dann zurückbleiben. Durch unverständige Ausbeutung sind die Bänke vielfach erschöpft worden, so daß man in manchen Gegenden damit begonnen hat, Schonzeiten einzurichten und auch die Züchtung der Muscheln zu versuchen.

Gewöhnlich hat man angenommen, daß die Perle die Folge eines in die Muschel gelangten Sandkorns sei, wodurch die Auster so gereizt werde, daß sie um den Eindringling eine Anzahl Schichten perliger Substanz gelegt habe. Die genaueren Untersuchungen des Professors Hardman haben jedoch ergeben, daß die Perle in der großen Mehrzahl der Fälle der Anwesenheit eines kleinen Wurms zu verdanken ist. Um die kugelrunden toten Puppen dieses Wurms legt die Auster die zahlreichen Perlmutterschichten, wodurch die Perlen gebildet werden. Für die gesamte Perlenfischerei und Perlenindustrie war es nun von großer Wichtigkeit, die Lebensgeschichte dieses parasitischen Wurms kennen zu lernen. Man fand, daß bestimmte Arten Hornfische, die Schalentiere fressen, von dem Wurm durchdrungen werden; durch sie wird die Infektion wieder auf die großen

Flußperlmuscheln. Rechts oben: Verschieden geformte Perlen.



Ein seltner und wertvoller Fund: Seeperlmuschel mit vielen Perlen.

fischfressenden Rochen oder Haie übertragen, die sich von den Hornfischen nähren. In diesen Rochen erlangt der Wurm seine Reife, um dann eine zahlreiche Embryofamilie in das Meer auszuscheiden, die in die Auster dringen und so ihren interessanten Lebenslauf beginnen.

Der Wert der Perlen hängt insbesondere von dem eigentümlichen, silberhellen Glanz mit Regenbogen- oder Irisfarben, dem sog. „Wasser", ab. Perlen mit runzliger, fleckiger Oberfläche werden nur wenig geschätzt. Mit Bezug auf das Wasser finden sich sehr bedeutende, nur durch lange Erfahrung und durch ein gut geübtes Auge mit Sicherheit zu beurteilende Varietäten. Die schönsten Perlen von reinstem Wasser werden meist den Perlenbänken der Insel Ceylon entnommen; die aus dem Persischen Meerbusen haben weniger Glanz, ebenso die amerikanischen Perlen, die obendrein eine schwachbläuliche oder, bei Panama, eine gelbliche Färbung besitzen. Dabei haben sie ein größeres spezifisches Gewicht, so daß sie bei gleicher Schwere wesentlich kleiner als die orientalischen Perlen sind.

Von den Meeresperlen unterscheiden sich die in Flüssen und Bächen gefundenen, die jenen im ganzen immer nachstehen, durch größeres Gewicht, geringeren Glanz und einen Stich ins Bräunliche bis zum dunklen Schwarzgrau, doch befinden sich unter ihnen auch geschätzte, wertvollere Stücke. Flußperlen kommen in den gemäßigten Zonen in kleinen Flüssen und Bächen mit klarem Wasser nicht selten vor. In Deutschland sind es vorzugsweise kleine Flußläufe im Bayrischen Wald, im Voigtland, in der Lüneburger Heide und in Schlesien, die Perlmuscheln beherbergen, doch ist der Ertrag aus ihnen nicht bedeutend. Reichlicher ist das Vorkommen der echten Perlmuschel in einigen Flüssen Englands, Schottlands, Skandinaviens und Rußlands.

Chinesische Flußperlmuschel
mit eingelegten kleinen Buddhafiguren aus Zinn.

In Europa sind silberartige weiße Perlen am gesuchtesten, ihr Wert bestimmt sich nach der Größe, Reinheit, Form und ihrem eigentümlich schillernden Glanz bei einer gewissen hohen Durchsichtigkeit. Leider ist der Glanz der Perlen vergänglich und künstlich nicht wiederherzustellen. Aus diesem Grunde ist auch die Frage „Können Perlen sterben?“ oft aufgeworfen worden. Interessante Mitteilungen über diese Frage brachte die Deutsche Goldschmiedezeitung: Im Louvremuseum in Paris liegt zum Beispiel ein Perlenkollier auf einer mit Samt überzogenen Platte. Einfach gefaßt, besitzt es einen materiellen Wert von 240 000 Mark. Es besteht aus 145, in drei Reihen angeordneten Perlen im Gesamtgewicht von 2097 Gran, während die drei größten Perlen davon 36, 39 und 51 Gran wiegen. Dieses Kollier muß „sterben“, jeden Tag verliert es von seinem Glanz, und im Lauf der Jahrzehnte wird es völlig schwarz und unansehnlich werden. Warum? Weil Perlen ihren unvergleichlichen Schmelz nur behalten, wenn sie von Frauen getragen werden und immer wieder in Berührung mit der zarten, weichen und warmen Haut der Trägerinnen kommen. Als z. B. die deutsche Kaiserin Augusta starb, fand man in ihrem Nachlaß die prachtvollen Perlenschnüre ebenfalls im Vergehen, und zwar aus dem Grunde, weil sie seit einer Reihe von Jahren nicht mehr auf dem Halse, sondern nur über den Kleidern getragen wurden.

Damals verordneten die Sachverständigen diesen Perlen eine regelrechte Badekur im Meereswasser; sie wurden auf mehrere Monate unter den gebotenen Vorsichtsmaßregeln in das Meer versenkt und erlangten dadurch ihren alten Glanz wieder. Wenn ein Perlenkollier z. B. vom Hals genommen wird, wo es stundenlang einer Temperatur von etwa 40 Grad ausgesetzt war, und auf die Marmorplatte des Toilettentisches gelegt wird, die vielleicht nur 20 Grad warm ist, so fühlt es sozusagen die Abkühlung, so daß die zarten oberen Schichten sich zusammenziehen und der schöne Glanz leicht verschwinden kann. — Interessant und erwähnenswert dürfte auch die künstliche Perlenvermehrungsmethode der Chinesen sein. Zu diesem Zweck bringen sie allerlei Fremdkörper vorsichtig in die Muschel. Entweder bestehen diese aus einer kampferbefeuchteten Pillenmasse, oder es werden glatt und rund gearbeitete Perlmutterstücke der Seeperlmuschel dazu verwendet, die sich dann nach Jahren mit einer dicken Perlmutterschicht überziehen. Zuweilen schieben die Chinesen auch in die Muschel zinnerne Buddhabildchen, um später diese einseitig mit Perlmuttersubstanz überzogenen Bildchen an ihren Kopfbedeckungen zu befestigen. Obenstehende Abbildung zeigt eine derartige Perlmuschel, die mit diesen Figuren versehen ist.


Die Seeperlmuschel Meleagrina meleagris.

Perlmutter, die inneren Schichten der Perlmuschelschalen, nimmt als Nebenprodukt bei der Perlenfischerei eine große Stellung auch in der deutschen Industrie ein. Abgesehen von allen andern Artikeln werden allein in Deutschland jährlich über 20 000 Gros der bekannten und beliebten, mit Perlmutterschalen versehenen Portemonnaies hergestellt.

Herbst.

Skizze von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Onkel Bim war wieder gekommen. Man hatte ihn wie jedes Jahr mit den Jagdgästen eingeladen, obwohl er weder ein Gewehr handhabte, noch eine Karte anrührte. Aber ich habe noch nie jemand gesehen, der so freundlich zusah, wenn sich andere amüsierten. Er saß jeden Abend auf seinem Sofaplatz, rauchte ein wenig mehr Zigaretten, als sein Arzt ihm erlauben mochte, und lächelte durch den Dampf, der ihn olympisch umschwelte, nach den Tischen, wo man sich tüchtig krakeelte.

„Helfen Sie mir Onkel!" rief ich und ließ mich ärgerlich neben ihm nieder. „Ich kann doch keinen Glam machen, wenn ich in einer Farbe scatt bin!"

„Bist eine Patzerin!" riefen sie mir von den Tischen nach. Ich fuhr fort, dem Onkel, der keinen Schimmer vom Bridge hatte, das Unrecht zu erklären, das mir angetan wurde — dann besann ich mich der verlorenen Mühe, schnippisch schnitt ich ab: „Aber Sie verstehen ja nichts davon!"

Onkel Bim schwieg. Nach einigen Augenblicken hob ich den Kopf, denn mir kam es merkwürdig vor, daß er, der stets muntere begütigende Worte zur Hand hatte, mich jetzt im Stich ließ. Verstimmte ihn mein Ausfall? Aber das war noch nie vorgekommen. Wir alle behandelten Bim familiär und onkelhaft, obwohl er kaum ein Verwandter von uns genannt werden konnte. Wir nahmen uns manches ihm gegenüber heraus, aus dem sicheren Gefühl, daß alles, was toll und kraus in den Himmel wuchs, im Humus warmer, treuer Vertraulichkeit und Zusammengehörigkeit wurzelte. Und jetzt war er etwa beleidigt?

Sein Blick ruhte ernst auf mir. Seine wunderschönen Augen schimmerten in einer Bläue, so unirdisch strahlend und glänzend, daß es mir plötzlich scharf zu Herzen fuhr. Er mochte kränker sein, als wir alle ahnten. Ungestüm faßte ich seine Hände — „Onkel Bim!" rief ich aus — er jedoch bemerkte nicht meine Verstörung, sondern sagte ruhig: „Jetzt sehen Sie ihr nicht mehr ähnlich, nur vorhin — war das merkwürdig."

„Wem soll ich denn ähnlich sehen?" entgegnete ich, froh, eine Ablenkung gefunden zu haben. „Irgendeiner Dulzinea, die Ihr Raubritterherz bezwungen?"

Er schwieg. Das heißt, eigentlich nein, er begann Anekdoten und Witze zu erzählen, die wir alle schon kannten. Aber hinter diesen vielen Worten barg sich ein unüberbrückbares Schweigen. Am andern Tag regnete es. Ich entsinne mich dessen sehr gut. Bevor der Regen noch vollends einsetzte, fuhr das Auto einer Gutsnachbarin vor, die, im Plaid eingemummt, ihre fünf weißen Pinscher mitbrachte. Jedes der Tiere trug eine andersfarbige Schleife, und die Jagdgesellschaft, die in der Halle versammelt war, kroch den ganzen Tag auf allen vieren den possierlichen Tierchen nach. Auch ich hatte eine Weile lang mein Vergnügen. Als ich mich erhob und den Blick schweifen ließ, bemerkte ich, daß Onkel Bim fehlte. Draußen mochte er nicht sein, denn jetzt schüttete es in Strömen. Ich schlenderte von einem Zimmer ins andere. Ich weiß selbst nicht, welche Unruhe mich trieb, nach ihm zu sehen. Endlich fand ich ihn in einer der finsteren Stuben nach der Parkseite, wo die Bibliothek untergebracht ist. Es sind mehrere solcher Räume nebeneinander, mit dunklen Regalen, alten, beinahe schwarzen Möbelstücken und Draperien aus schwerem Samt. Wir wechselten einige Worte. Aber ich sah, daß er, den ich immer nur heiter und lächelnd gekannt, heute melancholisch schien. Draußen peitschte der Regen die Scheiben, daß wir das monotone Ticken in der Stille zwischen uns vernahmen. Die Bäume schwankten in ihren Kronen, als schüttle sie eine zornige Hand, alles Buschwerk zitterte willenlos mit, aber zwischen den feinen, bebenden Ruten sank langsam und regenschwer in gold- und feuerfarbigen Lappen totes Laub.

„Ob ich das oft noch so mitansehen werde, das Sterben der Natur?" sagte er plötzlich.

„Warum denn nicht, Onkel? Einer wie Sie wird hundert Jahre alt!"

Er lächelte. „Wenigstens lasse ich keine trauernde Witib zurück, keine weinenden Kinder. Mein Abscheiden wird niemand mit ernstlichem Kummer inkommodieren. Keinen Schmerz mehr bereiten, ist auch schon etwas. Geht Hand in Hand damit, daß man schön langsam aufgehört hat, jemand Freude geben zu können."

Mir schossen die Tränen in die Augen. „Sie sind abscheulich. Und dann ist es nicht sehr heldenhaft von Ihnen, eines bißchen Rheumatismus wegen gleich Ihre eigene Totenglocke zu läuten!"

„Eines bißchen Rheumatismus wegen" — wiederholte er, scheinbar überzeugt. Nach einer Pause sagte er: „Aber wissen Sie, daß es beinahe eine Witwe gegeben hätte? Daß ich einmal, vor vielen Jahren, regelrecht verlobt war?"

Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte nie davon gehört. Onkel Bim hatte mir auch nie davon gesagt, obwohl wir beide intimer als die andern zueinander standen. Ich erzählte Bim mehr von meinen Angelegenheiten als den Eltern. Nur eins hatte er nie gewußt — daß ich als junges Geschöpf, als Backfisch noch, heimlich für ihn geschwärmt hatte. Es lag ja nun ein paar Jahre zurück, aber einen kleinen wehen Stich gab es mir doch, als er nun von einer Braut erzählte. Ich rückte vom bißchen Licht weg, das es in der Stube gab, und blickte mit halbgeschlossenen Augen nach Bim. Seine Silhouette zeichnete sich von den regenverwaschenen Scheiben ab, die Bäume dahinter schwankten, als wollten sie entzweibrechen — und gaben sie dergestalt, daß sich das Geäst teilte wie ein Vorhang; der Blick auf das Blumenparterre war frei und man sah ein Feld der Traurigkeit und Verwüstung. Die Beete standen verwahrlost, die Rosenstöcke hingen leer.

Und Onkel Bim begann: „Es ist eine Geschichte, um sie zu erzählen, wenn draußen die Trostlosigkeit des Herbstes anhebt. Denn viel an Frühling hat sie nicht in meinem Leben zurückgelassen, obwohl ich dazumal ein junger Mann war — aber ich will der Reihe nach erzählen. Es war anläßlich der großen Kaisermanöver. Ich und mein Rittmeister waren in einem der Schlösser einquartiert, in deren Bannkreis sich unsere Kriegsoperationen abspielten. Wir wurden von zwei weiblichen Wesen empfangen, die auf den ersten Blick gleichaltrig schienen. Aber später sah man doch, daß es Mutter und Tochter waren. Die Mutter war ein



schönes Weib, lebhaft und gesprächig, die Tochter stempelte unnatürlicher Ernst zu einer Reife, die im Widerspruch mit ihrem zarten Alter stand."

„War die Tochter auch schön?" fragte ich leise.

„Nein, das kann man nicht sagen. Anfangs war sie es wirklich nicht. Eine eigentümliche Herbheit und Verdrossenheit verliehen ihren Zügen einen wenig sympathischen Ausdruck. Bloß ihre Augen waren schön. Ja, die waren wunderschön, nur wurde man traurig, wenn man hineinblickte, und unwillkürlich fragte man sich: was mögen sie dir schon angetan haben? Mein Kamerad machte der schönen Witfrau, der Mutter, auf Leben und Tod den Hof, mir fiel die Tochter zu. Ich war mit meinem Los nicht sehr befriedigt, denn ein Eiszapfen konnte füglich einladend genannt werden gegen die prononzierte Kälte, Steifheit und Zurückhaltung des Mädchens."

„Klug berechnete Koketterie!" warf ich ein.

„Nein, das war es nicht. Dazu wirkte die Art des Mädchens zu abstoßend. Sie war einfach ungezogen. Und mich wunderte es, daß sie das vor dem Blick der Mutter ungestraft wagte, der fortwährend beobachtend auf uns ruhte. Anfangs meinte ich, sie hege eine unerklärliche Abneigung gegen das Militär —"

„Aha, Sie haben sich doch gleich mit ihr beschäftigt?"

„Nein, nein, das war viel später. Die Damen bewohnten im Winter eine Provinzhauptstadt, die nicht allzu fern von meiner Garnison lag, und die Mutter hatte mich aufgefordert, sie dort zu besuchen —"

„Da sind Sie natürlich pflichtschuldigst hingetanzt?"

„Gar so natürlich war das nicht. Aber einem Brief der Mutter, der mich mit den liebenswürdigsten Worten zu Winters Anfang einlud, glaubte ich nicht widerstehen zu sollen."

„Sie hat Sie doch einfach für ihre Tochter fischen wollen!" rief ich aus und schlug eine Lache an.

„Nein, das hat sie wirklich nicht. Aber nach und nach nahm mich die widerspruchsvolle und rätselhafte Weise der Tochter stark gefangen. Ich gab mich mit ihr ab — ja, und das nicht nur, wenn ich bei den Damen zu Besuch war, was später beinah alle Tage war, sondern auch sonst, im Dienst, zu den tollsten und ungelegensten Zeiten; was ich tat und begann, stets sah ich Marions trotziges und trauriges Gesichterl vor mir —"

„Marion, das ist ein rechter Theatername!"

„Ich sagte Ihnen doch, daß die Damen ein Schloß bewohnten, sie gehörten den ersten Familien des Landes an —"

„Von mir aus können sie auch verwunschene Prinzessinnen sein. Und gar so bestrickend schildern Sie diese Marion nicht einmal. Ich bin nicht die Spur eifersüchtig auf sie —"

„Und doch gleichen Sie ihr manchmal. Aber immer war Marion nicht garstig zu mir. Obwohl sie die Rolle lange genug behauptete, als das Herz ihr bereits eine ganz andere diktierte. Sie war jetzt herb und trotzig gegen sich selbst. Wollte sich um keinen Preis eingestehen, daß die starre Rinde schmolz. Angefangen hat es damit, daß ich an ihr herumkorrigierte wie ein Bruder oder eine Gouvernante. Ich ersparte ihr nichts. Sie war oft in hellem Zorn gegen mich. Aber unversehens wurde sie weicher, weiblicher, kindlicher möchte ich sagen. Und als ich sie eines Tages in meine Arme schloß, ihr in gequälten Sätzen meine Liebe gestand, da gab es kein Hindernis mehr zwischen uns. Das heißt, wohl, es gab eins, und das war die Mutter. Sie wollte von unserer Verbindung absolut nichts wissen. ‚Lernt euch noch kennen, Kinderchen!' sagte sie stets und winkte mit ihren weißen, schmalen Händen ab, immer wieder, wenn ich davon begann. Da aber nach keiner Seite hin gegen unsere Verbindung etwas einzuwenden war, die Mutter mir das Haus auch wie bisher offen hielt, wußte ich nicht, woran ich war, erzwang eine Verständigung, und wir verlobten uns. Ja — und das habe ich noch nicht gesagt: wunderbar war die Veränderung, die inzwischen mit meinem Mädchen vorgegangen war. Meine steife, kühle, wortkarge Marion war eine andere geworden. Augen und Mund hatten das Lachen gelernt. Ihr ganzes Wesen war verklärt von Glück. Denn in der Liebe zu einem andern hatte sie sich selbst gefunden — die Pforten ihrer Seele hatten sich weit geöffnet. Schätze an Güte und Sanftheit, die sie ängstlich, als schämte sie sich ihrer, verborgen, traten zutage. Das Wilde, Unbändige an ihr, der kindische Trotz waren einem vollkommenen Ebenmaß gewichen. Wie ein Engelsbild war sie. Und weil sie sich scherzweise meine Schülerin nannte, wurde ich oft ganz verwirrt, küßte inbrünstig ihre Hände und erschöpfte mich in Beteuerungen, daß wir nun unsere Rolle ganz und gar gewechselt hätten. Sie strich mit den Fingerspitzen über meine Stirn, denn mein Liebling war in Liebkosungen von der süßesten Befangenheit und Schüchternheit, sann vor sich hin — und dann war es manchmal, als sänken Schatten der Schwermut über sie. Sie sagte: ‚Daß du und ich nun ein Leben miteinander führen werden, ich kann es mir gar nicht vorstellen — und wenn ich noch so sehr darüber nachdenke — — und wenn man sich etwas so absolut nicht vorstellen kann — ist es nicht ein Fingerzeig, daß es nie sein wird?' Ich wehrte solchen Reden mit bestürzten Worten, und ob sie an meiner Liebe zweifle? Sie schüttelte den Kopf. Und ob sie mich denn auch wirklich liebe? Leise und innig entgegnete sie: ‚Mehr als mein Leben!' Und diese Versicherung unserer Liebe bannte die Schatten der Verstimmung, der Zweifel und der Besorgnisse, wir lachten und scherzten und fühlten in unsern Herzen, daß wir selig, einig und gläubig waren. Dann aber plötzlich begann mitten im Winter, zur Zeit, als wir unser Glück den Leuten öffentlich zur Schau stellten und als Brautpaar überall in der Umgegend eingeladen und gefeiert wurden, ja just zur Zeit, als wir anfingen, die Wohnungsfrage zu erörtern und Möbelstücke zu bestellen — eine rätselhafte und dauernde Verstimmung sich meines Mädchens zu bemächtigen. Sie begegnete mir nicht weniger liebevoll — im Gegenteil, ihre kleinen Mädchenzärtlichkeiten wurden stürmischer, aber das schöne Ebenmaß ihres Wesens war getrübt. Ich könnte nicht sagen, ob ich die Veränderung an Marion bald gewahrte — als sie mir jedoch vermutlich allmählich zu Bewußtsein kam, fühlte ich es schmerzlich in mir, daß etwas zwischen uns zerrissen sei. Daß unsere Vertrautheit ein Ende genommen hatte, und daß ein Geheimnis zwischen uns lastete. Ich drang in meine Braut, sie möge mir den Grund ihres veränderten und verstörten Wesens offenbaren. Aber sie schüttelte den Kopf und schwieg beharrlich. Ich sah dann nach solcher Aussprache, daß sie sich hinter einer Maske der Gleichmütigkeit und der Heiterkeit zu bergen bemühte, sie hätte vielleicht jeden andern damit getäuscht, aber mich nicht, der sie liebte und es weh-



mütig empfand, daß nun auch Verstellung zwischen uns sei. Die Dinge gingen, wie sie gingen, denn ich hatte nicht den Mut, weiter in sie zu dringen. Auch flößte mir Marions Gesundheitzustand Besorgnis ein. Sie wurde immer blasser und stiller, heftiger Kopfschmerz suchte sie häufig heim. Ich besprach mich mit dem Hausarzt der Familie, aber dieser Gentleman fertigte mich mit ein paar üblen Scherzen ab, alle Bräute seien nervös, und bis zu ihrem Hochzeitstag täte Marion kein Finger mehr weh. Der Termin unserer Trauung war noch immer nicht fixiert. Einesteils waren wir von der militärischen Heiratsbewilligung abhängig. Als diese eintraf, wollte ich mich mit Braut und Schwiegermutter ins Einvernehmen setzen. Aber Marion war in dieser Zeit halbtot vor Kopfschmerzen; ich saß im verdunkelten Zimmer neben ihr und hielt stundenlang ihre heiße Hand in der meinen. Ich brachte kein Wort hervor. Eine tiefe Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit schnürte meine Kehle. Als ich mich mit der Mutter zu verständigen trachtete, schlug ich auch hier fehl. Die Mutter war nur Lächeln gegen mich. Aber es gelang mir nicht, irgendeinen bestimmten Bescheid herauszupressen. Diese Frau hatte tausend Worte anstatt eines klaren ‚ja' oder ‚nein'. Ich kann Ihnen von ihr nicht weiter sprechen. Erlassen Sie es mir. Gegen das Frühjahr verschlimmerte sich Marions Zustand, sie war nur mehr ein Schatten ihrer selbst. Ich beschwor sie, einen Professor zu konsultieren. Wir waren allein in ihrem Zimmer. Meine ganze Liebe und Angst legte ich in meine Worte. Sie sah mich sterbenstraurig an. Dann sagte sie: ‚Es ist ja nichts, ängstige dich nicht, Hansl, mir ist nur manchmal das Herz so weh, und weißt du, davon schmerzt mein Kopf —' Es war das erstemal, daß es schien, als wolle sie wieder Vertrauen zu nir fassen. In meiner Erregtheit, Nervosität und Himmelangst fiel ich plötzlich vor der Couchette, auf der sie leicht und weiß wie eine Schneeflocke lag, auf die Knie und sagte tiefbewegte Worte, die sie rühren sollten und endlich die Schranke zwischen uns niederreißen mußten. Sie schien denn auch bewegt. Ihr Mund zuckte wie der eines Kindes, das weinen wird. ‚Warum quälst du mich so, Hansl?' flüsterte sie. Und nun quollen Tränen unaufhaltsam zwischen ihren geschlossenen Wimpern. Diesen Anblick ertrug ich nicht. Ich zitterte am ganzen Körper, der Schweiß stand an meiner Stirn. ‚Gewißheit will ich haben!' rief ich aus, ‚du liebst mich nicht mehr, Marion — und wenn es das ist, das dich quält, so bist du frei, du brauchst dich nicht an mich gebunden zu betrachten!' Gott weiß, was mich diese Worte gekostet hatten, denn ich liebte Marion mit dem Besten und Tiefsten, das in mir ist. Sie richtete sich plötzlich auf und sagte: ‚Du täuschst dich — es ist bloß eine entsetzliche Prüfung, die über uns beide verhängt ist. Vielleicht gehen wir siegreich hervor. Aber wir müssen stark und vertrauend sein Das ist der Preis, um den wir vielleicht nach einer Zeitspanne der Betrübnis und der Finsternis glücklich sein dürfen.' ‚Alles, was du willst —' stieß ich beklommen hervor. ‚Du mußt mir nur in einem gehorchen', lispelte sie, als hätte sie keine Kraft mehr zu reden — ‚du darst uns nicht täglich besuchen wie bisher —' Bei diesen Worten fiel sie erschöpft in die Kissen zurück und lag so regungslos und blaß, als hielte ich eine Tote in den Armen. Ich gestehe, daß mich alle diese Vorfälle, Andeutungen und Seltsamkeiten so tief erregten, daß es mich keine Ueberwindung kostete, das Haus, aus dem meine Braut mich verbannte, die Schwiegermutter jedoch mit glatter, lächelnder Liebenswürdigkeit zurückzuhalten strebte, seltener zu besuchen. Auch meine Nerven waren kaputt. All das Rätselhafte und Unerklärliche zehrte an mir. Am liebsten wäre ich abgereist, um klaren Blick zu gewinnen, gestärkt und ernüchtert zurückzukehren und der Situation gewachsen zu sein. Denn ich hätte den beiden Frauen den Mann zeigen müssen. Wie die Dinge standen, ließ ich mich als Memme von ihnen gängeln. Zerrieben haben sie mich zwischen sich, bis von meiner Willenskraft nichts übrigblieb.

„Eines Abends nun waren Gäste bei meiner Schwiegermutter. Auch ich war zugezogen worden, obwohl es mich nicht wenig verdroß, daß es für mich gleich den andern einer Einladung bedurft hatte, um erscheinen zu können. Ich machte Marion deshalb Vorwürfe, als wir an der Tafel nebeneinander saßen. Marion trachtete, mich abzulenken. Sie spielte mit einem kleinen Fläschchen, auf das sie mich aufmerksam machte. Ich nahm es gedankenlos zur Hand. ‚Was soll das?' fragte ich barsch. ‚Es ist Gift —' ‚Ah, pah —' entgegnete ich. ‚Es ist Gift —' beharrte sie, ‚ein neues Migränemittel, ich glaube, es tut mir gut —' Nun hatte sie mich, ob absichtlich, ob unabsichtlich, an ihre Schwäche und Kränklichkeit erinnert, ich schwieg, meine Vorwürfe lösten sich in einem wehen, gequälten Blick, der sie streifte. Nach dem Diner wurde musiziert. Meine Schwiegermutter nötigte mich an das Klavier, ich mußte sie zur Violine begleiten, obwohl das einer von den andern ebensogut getan hätte. Gehorsam ließ ich mich am Flügel nieder und machte dabei die Entdeckung, daß ich das Giftfläschchen nicht mehr bei mir trug, das ich vorhin bei Tisch geschickt entwendet hatte. Meine Braut mochte sich ihr Eigentum auf die gleiche Weise zurückgeholt haben. Ich sprach ihr auch davon später im Laufe des Abends, und daß es mich beunruhige, so starke Medizinen in ihrem Besitz zu wissen.

„‚Das ist mein einziger Freund —' entgegnete sie. Als ich auffahren wollte, legte sie mir die Hand auf die Lippen. ‚Nicht bös sein auf deine arme Schülerin', sagte sie scherzend, dabei verdunkelten Tränen ihren Blick. Wir waren allein im Zimmer, nur meine Schwiegermutter sah ich an der Portiere vorübergleiten und zu uns hereinspähen. Ich hob bittend meine Hände. ‚Marion, was auch komme, meinst du nicht, es sei besser, es herrsche Klarheit zwischen uns?' ‚Wenn wir vertrauend und geduldig wären, wäre das schon Klarheit', entgegnete sie und ließ den Kopf hängen. ‚Das erträgt niemand auf die Dauer — warum darf ich nur selten kommen, warum bedurfte es einer förmlichen Einladung heute?'

„Sie wandte sich vollends ab. Ihr Atem ging hörbar. Plötzlich wandte sie mir ihr weißes, stilles, tapferes Gesicht zu. ‚Sie quält mich, daß wir nicht zusammen passen, Mama will nicht, daß du mich heiratest —'

„‚Warum?!' rief ich aus.

„‚Weil sie dich liebt — Siehst du,' fuhr sie fort, als ich die Sprache nicht fand, ‚ich wollte Zeit gewinnen, ich hoffte, wenn du ihr aus den Augen kämst, könnte alles noch gut werden — vielleicht jetzt noch — wir gehen nächste Woche aufs Schloß, du darfst uns nicht besuchen, versprich mir das. Wenn wir, sie

und ich, allein sind, fechten wir es zwischen uns aus —'

„Gar nichts verspreche ich,' fuhr ich los, ‚diese Frau ist doch eine ganz niederträchtige . . .'

„Sie ist meine Mutter', sagte Marion, warf den Kopf in den Nacken und ließ mich stehen. Und es geschah alles, wie Marion es gewollt. Weil ich aber diesen Zustand nicht ertragen konnte, warf ich mich aufs Reisen. Ich kutschierte im Land herum" —

„Und hatten Sie Briefe von Ihrer Braut?"

„Ja, ja, entsetzliche, martervolle Briefe, die sie heimlich abschickte. Denn nun erst eröffnete sie ihr Herz gegen mich. Ihre Mutter quälte sie, sie solle entsagen, auf den Knien hatte die Mutter vor ihr gelegen. Ich entschloß mich, ein Ende zu machen. Ich suchte meinen Oberst auf, um die nötigen Schritte zu besprechen. Ich betrat den Dienstraum, in dem er sich befand — kreideweiß kommt er mir entgegen. ‚Es ist soeben ein Telegramm an mich angelangt, das auch dich betrifft, Herr Oberleutnant —' dabei taumelte er und hielt sich an den Schreibtisch. Das sah ich scharf. Ich blickte ihm ins Gesicht, und plötzlich schmetterte ich ihm die Worte entgegen: ‚Marion ist tot!' Er öffnete mir die Arme. Und ich begann zu lachen. Ich habe eine halbe Stunde ununterbrochen in seiner Kanzlei gelacht. Bis er und der Arzt mich nach Hause brachten. Ich bin dann tagelang besinnungslos gelegen. Als ich erwachte, war's ein neues Leben. Aber ein mürrisches, stilles, freudloses —"

„Sagen Sie das nicht, Gott, nein, das dürfen Sie nicht sagen, auch heute noch nicht. Und es ist auch nicht wahr, Sie sind der Heiterste, Sanfteste, Gütigste, den ich kenne — man wird Sie nie einen alten Mann nennen, Onkel Bim!"

„Der Herbst ist par excellence ein Lügner, schaun Sie bloß hinaus, mit welchem Brio die leergebrannten Blätter zu Boden rascheln. So ist es auch mit der gewissen heiteren Abgeklärtheit, die dem letzten Sonnenblick gleicht, eh die Natur zu Ruhe geht —"

„Und wie ist das Unglück mit Ihrer Braut geschehen?" Die Neugierde siegte in mir.

„Das Fläschchen. Das Gift. Sie hat zu viel genommen, vielleicht war's ein Zufall — aber ich weiß, daß es kein Zufall war."

Ich schwieg einige Zeit, streichelte bloß Onkel Bims Rechte. Plötzlich lag eine große Träne auf seiner Hand — „Sie weinen, Kind?" fragte er betroffen.

„Ach Gott," brach ich aus, „was könnte ich denn nur tun — ich möchte Sie nie mehr allein lassen mit Ihren Erinnerungen, Sie sollten einen Freund, einen Weggefährten haben —" Alles, was in mir einmal gewesen, die alte Backfischschwärmerei, loderte, von heißem Mitleid angefacht, neu auf.

Aber Onkel Bim hörte nicht das Zittern und Blühen in meinen Worten. Er, der Feinfühlendste, der alle Stimmungen im Flug erhaschte, hatte kein Ohr mehr für die Stimme des Frühlings. Er ging also wirklich schon in seinen Herbst ein. Die Vergangenheit war bloß ein Echo. Und die Gegenwart hatte keine Melodie.

Giftbeeren.

Von H. Krohn. — Hierzu 6 Aufn. des Verfassers.

1. Bilsenkraut. Blüte und Fruchtansatz.

Alljährlich, zumal wenn der Herbst wieder seinen Fruchtsegen ausschüttet, gehen Berichte durch die Blätter, denen zufolge Menschenleben durch Pflanzengifte zerstört wurden. So bringen auch in diesem Herbst die beiden Zeilen: „Nach dem Genuß von Tollkirschen starben wiederum zwei Kinder unter furchtbaren Qualen", die Auffrischung jener beklagenswerten Unfälle, die gewiß seit Bestehen des Menschengeschlechtes immer und immer wieder eintreten.

Sehr oft sind solche Vergiftungen durch Pilze verursacht, die von Erwachsenen mangels ungenügender Kenntnis gesammelt und für „echt" gehalten waren; anderseits sind es Beeren, die, von Kindern in unverständiger Naschhaftigkeit genossen, so schreckliche Wirkungen hervorbringen. Und meistenteils entstammen diese Beeren einer einzigen artenreichen Familie der Pflanzenwelt, den Nachtschattengewächsen oder Solaneen. Diese Pflanzen sind in manchen Einzelheiten ebenso abweichend voneinander, wie sie sich in andern gleichen, meist fremdländischer Art oder Herkunft und fast ausnahmslos giftig. Man hat sie treffend wegen der narkotischen Wirkung ihrer Säfte Täublinge genannt, und ihr Gift zählt zu den furchtbarsten aller Vegetabilien. Das behaarte, übelriechende Bilsenkraut (Hyoscyamus niger *L.*), der stachelkapselige Stechapfel (Datura stramonium *L.*) und die große, glänzendschwarze Beeren tragende Tollkirsche (Atropa belladonna) gelten als die gefährlichsten in Deutschland vor-





2. Schwarzer Nachtschatten während der Blüte.



3. Schwarzer Nachtschatten, bei der Beerenreife entlaubt.

kommenden Arten, so nützlich ihre in der Heilkunde verwendeten Säfte sonst sein mögen.

Schon weniger wirkungsvoll, obwohl heftiges Erbrechen, Krämpfe oder Purgieren erregend, sind der als Unkraut überall vorkommende schwarze Nachtschatten (Solanum nigrum *L.*) und der in Hecken und Gebüschen auftretende strauchartige kletternde Nachtschatten oder das Bittersüß (Solanum dulcamara *L.*), wogegen man den gemeinen Bocksdorn oder Teufelszwirn (Lycium barbatum *L.*), einen oft dornigen, schlanke, überhängende Zweige tragenden Strauch, für ganz unschädlich hält und oft zur Bekleidung von Mauern oder Wänden gebraucht.



4. Kartoffelstaude. Typische Blüte der Nachtschattengewächse.

In den Dienst der Kultur gezogen ist der Tabak, auch eine Solanee. Seine Blätter sind eins der mächtigsten Objekte des Welthandels, und gewaltigen Anfeindungen trotzt er mit größerem Erfolg. Die bei den ersten Rauchversuchen gesammelten Erfahrungen dürften schon darauf hindeuten, daß das Rauchen dem menschlichen Körper nicht gerade dienlich ist, dennoch gibt es wohl kaum Menschen, denen



5. Blühende Ranken des Bocksdorns.



6. Kletternder Nachtschatten mit hängenden Blütentrauben.

mäßige Rauchmengen eines guten Krautes nicht angenehm wären. Eine weitere Nachtschattenart, die Kartoffel, die in der Blüte und in ihren widerlich schmeckenden Früchten ihre Familienzugehörigkeit ganz vornehmlich dartut, ist durch ihre Wurzelknollen, ebenfalls als Kulturgewächs, innerhalb des Zeitraums von nicht einmal zweihundert Jahren zu einer Wohltäterin ganzer Reiche geworden und so bekannt, daß sich ihre Beschreibung erübrigen läßt. Die Tomate oder der Liebesapfel (Solanum lycopersicum) und die Eierpflanzen (Solanum melongena) werden in Gärten viel gezogen und gelten ihrer saftigen Früchte wegen als beliebte Speise.

Haben somit die Nachtschatten unter sich wohl Vertreter, deren Gift nicht leicht zur Geltung kommt, wie das des Kartoffelkeims, oder für zu gering geachtet wird, wie jener des Tabaks, so bleibt doch auch die Tatsache bestehen, daß man unter ihnen solche findet, die Gesundheit und Leben aufs höchste gefährden können, und das eben durch ihre Beeren oder ihre Früchte überhaupt.

Daß diese in ihrer glänzend schwarzen oder hochroten Pracht Kinder zum Kosten locken können, ist ja erklärlich. Weniger verständlich mag es scheinen, daß Kinder solche offenbar schlecht oder gar widerlich schmeckenden Früchte überhaupt genießen. Aber das geschieht ja trotz allem. Ob in solchen Fällen gerade Störungen des Geschmacksinnes vorliegen, ob übermütiges Sichhervortun die Ursache ist, oder ob eben der erwähnte schlechte Geschmack der Frucht Schluckbewegungen auslöst, wer mag es wissen.

Neben einer ausgiebigen Belehrung und Verwarnung durch die Schule, hauptsächlich während der Fruchtreife, wird nur die Vernichtung jener Pflanzen weiterem Unheil vorbeugen können. Glücklicherweise sind gerade die gefährlicheren nicht allzu häufig, auch ist ihr Vorkommen, das sich meistens auf Schuttplätze und Oedländereien beschränkt, unschwer übersehbar. Die Ausrottung der Distel ist in vielen Gegenden obligatorisch angeordnet, und wie sie müßten auch die Nachtschatten vernichtet werden, während sie in der Blüte sind, also bevor sich die Giftbeeren entwickeln.

Aphorismen.

Stets werden dem Menschen Dinge wichtig bleiben, die sein Geist als nichtig erkannte.

o

Wie jemand fragt — daraus erkennt man oft, welche Antwort er erwartet.

o

Gewisse Lügen muß jeder sagen, der zu den anständigen Menschen gezählt sein will.

o

Um sich nicht — wie sich's gehörte — entschuldigen zu müssen, wählt mancher ein einfaches Mittel: er wird grob.

Otto Weiß.



Bilder aus aller Welt.

Giovanni Segantini, der große Maler, hat in seiner Heimatstadt Arco ein würdiges Denkmal erhalten. Vor dem Dom von Arco wurde in Anwesenheit offizieller Vertreter der Behörden und zahlreicher Abordnungen aus Südtirol und Italien eine Statue des Meisters enthüllt, die der Turiner Bildhauer Leonardo Bistolfi geschaffen hat. Das Postament des lebenswahr modellierten Standbildes besteht aus einer Gruppe unbehauener Felsblöcke, aus denen Alpenblumen hervorsprießen.

Einer der Veteranen des deutschen Verlagsbuchhandels J. H. Schorer beging vor kurzem in seiner holländischen Heimat seinen siebzigsten Geburtstag. Das deutsche Publikum kennt Schorer vor allem als den Verleger von „Schorers Familienblatt" und des „Echo", das von Deutschen im Ausland viel gelesen wird. Der Jubilar hat auch eine humanitäre Tätigkeit entwickelt. Vor einigen Jahren hat er sich von den Geschäften zurückgezogen und lebt in Buiksloot bei Amsterdam.



Das Denkmal Giovanni Segantinis in Arco.



Nach dem Leben gez. v. Jan Veth.

Verlagsbuchhändler J. H. Schorer,
feierte seinen 70. Geburtstag.



Haushaltungsunterricht der 15. Mädchenvolksschule in Kiel-Gaarden. Phot. Hansen.



Immer mehr bricht sich der Gedanke Bahn, daß die Erziehung des Mädchens zur Hausfrau auch in der Schule gefördert werden muß. Wir bringen heute unsern Lesern ein anheimelndes Bild aus einer Kieler Gemeindeschule, wo neben dem Wissen auch die nötige Praxis des Haushalts eifrig gepflegt wird.

Im Jahre 1774 hat der berühmte englische Keramiker Josiah Wedgwood für die Kaiserin Katharina von Rußland ein herrliches Tafelservice aus rahmfarbenem Steingut angefertigt. Jedes der 952 Stücke des Services war mit trefflichen Abbildungen englischer Landschaften und Paläste geschmückt. Die große Katharina benutzte das köstliche Erzeugnis Wegdwoods gern; später aber geriet es in Vergessenheit. Vor kurzem nun entdeckte ein englischer Kunstgelehrter Dr. Williamson 800 Stücke des Services in einer Rumpelkammer des Schlosses von Zarskoje Selo. Er erhielt die Erlaubnis, den gefundenen Schatz zu photographieren, und er bereitet nun eine interessante illustrierte Monographie darüber vor, die in kurzer Zeit im Verlag Bells in London erscheinen wird.

Das Stadthaus des Herzogs von Northumberland in London.

Ein Flügel des Applebyschlosses.

Abtei Furneß.

Stücke aus dem berühmten, für die russische Kaiserin Katharina II. gefertigten Tafelgerät von Josiah Wedgwood.

Ein interessanter keramischer Fund.

Das schachspielende Berlin besitzt jetzt in dem neueröffneten Klubheim der Berliner Schachgesellschaft eine Hochburg des königlichen Spiels. In den in einem Hause der Kantstraße gelegenen Räumen, deren Ausstattung der Architekt Nachtlicht besorgt hat, können nun die Mitglieder der Schachgesellschaft und ihre Gäste weit behaglicher dem Schachspiel huldigen als



Das neue Klubheim der Berliner Schachgesellschaft: Im Spielzimmer. Spezialaufnahme für die „Woche".

sonst in den auch der Allgemeinheit eher zugänglichen öffentlichen Spielräumen.

Im Magdeburger Stadttheater fand kürzlich ein liebenswürdiges kleines Singspiel des Komponisten Waldemar Wendland einen warmen Erfolg. Der Textdichter Richard Schott hat in glücklicher Weise eine Episode aus Andersens Märchen „Der große und der kleine Klaus“ ausgebaut.

Die Kopenhagener Zeitung „Politiken“ hat eine gute Idee gehabt: sie hat die Anregung zu einer Reihe von Konzerten junger dänischer Musiker in der deutschen Reichshauptstadt gegeben. Die erste dieser dänischen Veranstaltungen hat vor kurzem im Kaiserhof statt-

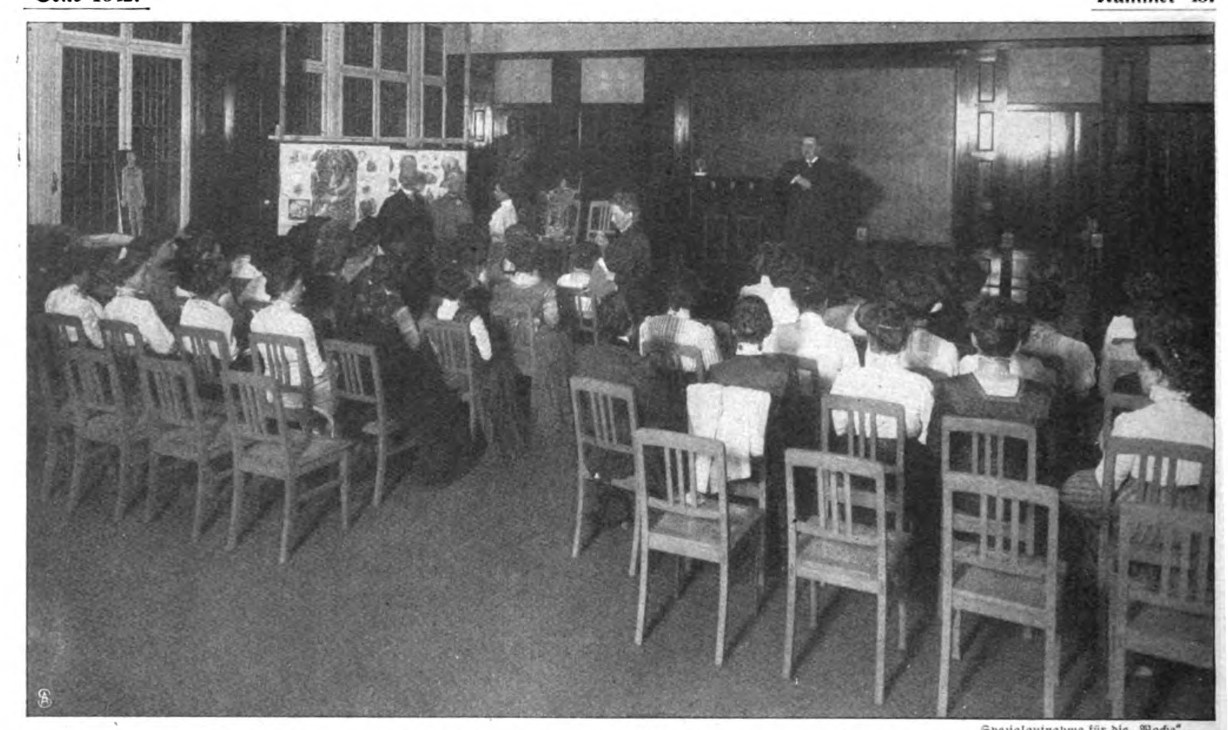


Szenenbild aus dem komischen Singspiel „Das kluge Felleisen“.
Zur erfolgreichen Erstaufführung im Magdeburger Stadttheater.



Von links nach rechts: Manitto Klitgaard. Ea Dinesen. Wilhelm Bartholdy. Elna Hilliger. Viggo Brodersen.
Vom ersten musikalischen Fünf-Uhr-Tee dänischer Künstler in Berlin: Die Mitwirkenden.





Spezialaufnahme für die „Woche".

Vortragsaal im Cecilienhaus des Vaterländischen Frauenvereins in Charlottenburg.

gefunden und bewiesen, daß Dänemark auch unter seinem künstlerischen Nachwuchs viele treffliche musikalische Talente besitzt.

Der Vaterländische Frauenverein Charlottenburg hat in der Berliner Straße einen wahren Palast der Wohltätigkeit, eine Zentrale für Wohlfahrtsbestrebungen errichtet. Das schöne Gebäude, das den Namen „Cecilienhaus" trägt, ist ein wohlgelungenes Werk des Architekten Spickendorff. Das Haus enthält neben einer Klinik große Räume für Lungenkranke und Säuglingsfürsorge sowie Volks- und Armenküchen. Besonderen Wert legt der Verein auf das Privatkrankenhaus, in



Hofphot. Kuiper.

Geh. Ob.-Reg.-Rat Dr. Trosien feierte sein 50 jähriges Dienstjubiläum.



Phot. Schumann.

Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat Dr. Sombart tritt in den Ruhestand.

dessen 50 Betten Kranke zu Sätzen, die dem Selbstkostenpreise entsprechen, Aufnahme finden.

Kürzlich feierte der Direktor des Provinzialschulkollegiums in Magdeburg Dr. Eugen Trosien das Fest seines 50jährigen Amtsjubiläums. Dem in weiten Kreisen beliebten Pädagogen wurden an seinem Jubelfeste zahlreiche Ehrungen dargebracht.

Zu Neujahr wird der Präsident der Königlichen Eisenbahndirektion in Stettin Dr. Sombart in den Ruhestand treten. Der hochverdiente Beamte wurde bei der Bewilligung seines Abschiedsgesuches durch die Verleihung des Charakters als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat ausgezeichnet.

In der Londoner Darstellung von Leo Falls „Fidelem Bauer" verkörpert Miß Dorothy Monkman, eine der gefeiertsten englischen Operettensängerinnen, die Hauptrolle. Unser Bild zeigt die schöne Künstlerin in der kleidsamen Tracht der viktorianischen Epoche, die unserer Biedermeierzeit entspricht.



Phot. Rita Martin.

Die englische Schauspielerin Miß Dorothy Monkman.

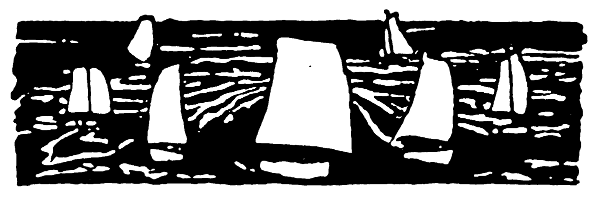
Kostümbild aus dem „Fidelen Bauer" im Londoner Strandtheater.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 46. Berlin, den 13. November 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 46.



Die sieben Tage der Woche.

4. November.

Kapitän Typaldos, der Urheber der Meuterei in der griechischen Marine, wird auf dem Wege nach Kephesia entdeckt und verhaftet.

In Sachsen werden die letzten Stichwahlen zur zweiten Kammer des Landtages vollzogen. Der neugewählten Kammer gehören 30 Abgeordnete der Rechten, 28 Nationalliberale, 25 Sozialdemokraten und 8 Freisinnige an.

Die bayrische Abgeordnetenkammer nimmt das Einkommensteuergesetz an, durch das im Königreich Bayern eine allgemeine progressive Einkommensteuer eingeführt wird.

5. November.

Das englische Unterhaus genehmigt vor seiner Vertagung mit 379 gegen 149 Stimmen das heißumstrittene Budget.

Die deutsche Regierung veröffentlicht den deutsch-portugiesischen Handelsvertrag.

In der griechischen Flotte kommt es zu neuen Unruhen, da die Mannschaften der Kriegsschiffe sich gegen alle in den Aufstand des Kapitäns Typaldos verwickelten Offiziere auflehnen.

6. November.

Der Schnellbahnstreit zwischen den westlichen Vororten Berlins wird zugunsten des von Wilmersdorf vorgeschlagenen Projektes entschieden.

Im Stadtparlament der italienischen Ortschaft Vallelonga bei Cosenza kommt es aus nichtigem Anlaß zu einer blutigen Schlacht zwischen den Stadträten.

Im Marmorpalais zu Potsdam findet die Taufe des dritten Sohnes des Kronprinzenpaares statt.

In Venezuela wird eine neue Verschwörung der Anhänger des Expräsidenten Castro unterdrückt.

Die spanischen Truppen am Rif besetzen ohne Widerstand die Position von Hindim, die als der Schlüssel der Halbinsel Tres Forcas angesehen wird.

7. November.

Zwischen Brasilien und Uruguay wird ein Vertrag unterzeichnet, durch den die Grenzen beider Länder zugunsten Uruguays verschoben werden.

Auf der Wiener Trabrennbahn kommt es infolge der Disqualifizierung eines Siegers zu schweren Ausschreitungen des Publikums.

8. November.

König Manuel von Portugal trifft auf seiner Reise nach England in Madrid mit dem König von Spanien zusammen.

In den spanischen Provinzen Barcelona und Gerona werden die verfassungsmäßigen Garantien wiederhergestellt.

9. November.

Es wird bekannt, daß die Pforte die Kretamächte unter Hinweis auf die Ereignisse in Griechenland aufgefordert hat, das in Kreta einzuführende Regime definitiv zu bestimmen.

10. November.

Im ganzen deutschen Sprachgebiet wird der 150. Geburtstag unseres Nationaldichters Friedrich Schiller in würdiger Weise festlich begangen.

ooo

Die Wachsbüste der Flora im Kaiser-Friedrich-Museum.

Von Wilhelm Bode.

Krankheiten liegen in der Luft, auch die moralischen. In der modernen Kunstgeschichte und dem stark auf sie einwirkenden Kunstfeuilleton grassiert seit einigen Jahren das Fälscherfieber, als Ausgeburt der Angst vor Fälschungen, die heute allerdings in Masse und gut gemacht werden, und zugleich gefördert durch das Bedürfnis, sich wichtig zu machen. Dabei tritt in der Regel arge Unfähigkeit in der Unterscheidung von echt und falsch, von gut und schlecht bei Kunstwerken zutage. Anfangs wagte man sich nur an die Anzweiflung der Echtheit einzelner Kunstwerke, der neusten Zeit war es vorbehalten, auch hier zum Massenmord überzugehen. Voll entdeckte die „falschen Altkölner Bilder", Venturi fand, daß alles, was vor Jahrzehnten aus den Palästen der Strozzi, Medici usw. an Skulpturen an die Museen des Auslandes verkauft worden ist, das Machwerk italienischer Fälscher sei. Die Presse aller Länder sorgt dafür, daß solche Torheiten, als Sensationsnachrichten aufgeputzt, die weiteste Verbreitung finden, und leider vergißt sie meist, die Widerlegung solcher krankhaften Anzweiflungen gebührend bekanntzugeben. Für das große Publikum sind daher die Altkölner gerade ebenso erledigt, wie Rubens' „Neptun und Amphitrite" in der Berliner Galerie noch heute als der „falsche Rubens" gilt, wie der „Giovannino" mit Michelangelo nichts zu tun hat.

Zu diesen „Ovidischen Opfern" ist auch die neuste Erwerbung des Kaiser-Friedrich-Museums, die Wachsbüste der Flora, gekommen, und zwar wenige Wochen, nachdem sie zur Aufstellung gelangt war. Auch sie ist eine Fälschung; so haben die „Times" entdeckt, und wie ein Lauffeuer haben die Zeitungen, die vorher



Hilfsmodell des englischen Bildhauers R. C. Lucas
zur Restauration der Berliner Wachsbüste.




die Büste enthusiastisch gefeiert hatten, diese Entdeckung in alle Welt verbreitet. Die Zuschrift eines Antiquars und Auktionators in Southampton an die Times erklärt mit aller Bestimmtheit einen erst vor einem Menschenalter verstorbenen englischen Bildhauer R. C. Lucas, der bei Southampton lebte, für den Verfertiger der Büste und beruft sich dafür auf eine Photographie, die damals danach angefertigt sei, und auf die Aussage des jetzt 81 Jahre alten Sohnes, der bei der Arbeit geholfen haben soll. Die Aufnahme jener Zuschrift seitens der „Times" ist sicherlich nicht in der menschenfreundlichen Absicht erfolgt, uns bei der Bestimmung dieser Büste behilflich zu sein: die Veröffentlichung erfolgte, ohne daß der langjährige Redakteur des Kunstfeuilletons der Zeitung darüber gehört oder wenigstens sein Einspruch berücksichtigt sein kann; denn der bekannte Londoner art critic hatte noch kurz vorher hier die Büste bewundert und als zweifellos alt in einer ausführlichen Besprechung gerade



Marmorbüste einer Flora.
Aus Verrocchios Werkstatt.



Giov. Pedrini (?) Flora.
Gemälde im Besitz der Familie Morrison in Basildon Park bei Pangbourne (England).



„Flora" eines Leonardoschülers
in der Galerie zu Hampton Court.

in der „Times“ anerkannt. Der Chefredakteur der Zeitung hielt es ebensowenig für nötig, sich zu erkunden, wer denn Mr. Cooksey, wer R. C. Lucas oder wie seine Werke seien; wußte er doch, daß diese Sensationsnachricht sofort in alle Welt verbreitet werden, daß sie in einer großen Zahl der deutschen Zeitungen aus partikularistischen oder sezessionistischen oder Sensationstendenzen begeisterten Widerhall finden würde, und daß, auch im Fall völliger Widerlegung, semper aliquid haeret. Seither sind täglich Zuschriften an die verschiedensten englischen Blätter, namentlich an die „Times“, veröffentlicht worden, die die Behauptung des Mr. Cooksey, daß die Büste modern sei, zu stützen oder näher zu erklären suchen: alle Dokumente dafür sind veröffentlicht worden, und das Resultat ist, daß — gerade die Echtheit der Büste dadurch verstärkt, ja bewiesen wird!

Zum richtigen Verständnis der Büste bedarf es nur weniger Worte der Erläuterung der nebenstehenden guten Abbildungen. Die Büste ist reichlich lebensgroß und beinahe Halbfigur. Sie ist ganz in gereinigtem Wachs gegossen und dann aufs feinste durchmodelliert, worauf die Büste vollständig bemalt wurde. Diese Bemalung ist nur im rotbraunen Haar und dem Blumenkranz darin fast völlig erhalten und entspricht hier genau der Färbung der bekannten kleinen

Die für das Kaiser-Friedrich-Museum erworbene Wachsbüste des Leonardo da Vinci.
Vorderansicht.



Die Wachsbüste des Leonardo da Vinci.
Rechte Seitenansicht.

Mädchenbüste im Musée Wicar zu Lille. Sonst ist die Büste durch Auflockern und, an der einen Schulter, durch teilweises Abfallen der obersten Wachsschicht und namentlich durch Abbrechen des größten Teiles der Unterarme beschädigt und an einzelnen Stellen alt restauriert.

In welche Richtung die Büste gehört, verrät der erste Blick darauf: Formen, Haltung und Ausdruck, namentlich das eigentümliche Lächeln lassen nicht daran zweifeln, daß nur auf Leonardo die Erfindung dieser Gestalt zurückgehen kann. Sie entspricht genau der Forderung, die er selbst in seinem Traktat über die Malerei aufstellt: eine Frau müsse dargestellt werden in bescheidener Haltung, mit zusammengelegten Armen, den Kopf leicht nach unten geneigt und etwas zur Seite blickend. Leonardos Frauengestalten in seinen bekannten Bildern: Maria in den verschiedenen Kompositionen der Anna Selbdritt, die Leda, die Mona Lisa, denen sich der stark feminine junge Johannes im Louvre eng anschließt, stimmen mit dieser Norm durchaus überein, und ihnen ist unsere Wachsbüste so nahe verwandt, daß ihre Erfindung in die gleiche Zeit wie jene berühmten Gemälde, also in die Zeit seines letzten Aufenthalts in Florenz im Anfang des 16. Jahrhunderts, zurückgehen muß. Daß der Künstler damals mit einer Florakomposition beschäftigt war und sie sehr wahrscheinlich auch ausführte, ergibt sich aus den zahlreichen Florabildern der Schüler und Nachfolger seiner späteren Zeit: der Pedrini, Melzi, Luini usf. Diese Gemälde zeigen sämtlich Halbfiguren, die in verschiedenen Variationen vorkommen, als deren treues Vorbild Leonardo stets sofort erkennbar ist. Wir geben auf der Seite 1944 zwei verschiedene dieser Schülerbilder nach den Exemplaren, die sich in der Galerie zu Hampton Court und in der Sammlung Morrison zu Basildon Park befinden. Letzteres steht der Wachsbüste am nächsten, so nahe, daß es nach der Behauptung der englischen Presse das Original sein soll, nach dem jener Bildhauer Richard C. Lucas um 1846 für den Londoner Kunsthändler Buchanan die Büste angefertigt haben soll. Zum Beweise für diese Behauptung wird in den englischen Zeitungen das Bild aus Basildon Park und eine alte Photographie nachgebildet, die Lucas angeblich nach unserer Wachsbüste in seinem Atelier anfertigte. Ist denn das aber unsere Büste, oder ist es nicht vielmehr eine Kopie danach, obenein eine mißverstandene? Wir stellen zum Vergleich hier die Abbildung danach (S. 1944) mit den Nachbildungen unserer Büste zusammen. Schon ein Blick darauf zeigt, daß sie unmöglich die gleiche Büste wiedergeben können. Die Stellung des Kopfes in der drapierten Büste ist steiler,



Die Wachsbüste des Leonardo da Vinci.
Linke Seitenansicht.

der Hals ist wesentlich länger und plumper, der Kopf sitzt anders in den Schultern, die linke Schulter ist weiter zurückgenommen, und das lockige Haar ist weit sorgfältiger und trockner durchgeführt, aber nie genau übereinstimmend mit der Bewegung der Locken und Strähnen in unserer Büste. Letzteres etwa auf die Verwitterung in den mehr als sechzig darüber verflossenen Jahren zu schieben, geht nicht an, da die Haare noch ihre volle alte Bemalung haben. Auch war ja jene Büste bei Mr. Lucas, als er sie photographierte, gar nicht bemalt; das beweist die vorzügliche, jetzt in unserem Besitz befindliche Photographie, die nach ihrer Technik aber schon lange nach der Entstehung der angeblichen Büste, frühestens Anfang der sechziger Jahre angefertigt sein kann. Grundverschieden sind aber beide Büsten in der Haltung der Arme! Bei unserer fehlen zwar jetzt die Unterarme — am rechten Arm fast ganz, am linken zur größeren Hälfte. Aber es ist doch so viel davon erhalten, daß dadurch mit Sicherheit ihre Haltung festgestellt werden kann: der rechte Arm war, ähnlich wie bei Lucas, erhoben, aber der linke war weit vor den Körper vorgestreckt und hatte mit der Hand die Zipfel des blauen Gewandes gefaßt, während er in der Lucasschen Büste und in dem Florabilde in Basildon Park in ungeschicktester Weise nach hinten genommen ist.



Wahrscheinliche Armhaltung der Leonardo-Büste.
(Die konturierten Flächen zeigen die Ergänzung.)

Vergleicht man unsere Büste mit der Photographie der von Lucas verfertigten, so muß auch eine andere wesentliche Verschiedenheit in die Augen fallen: diese ist völlig intakt, während jene Beschädigungen verschiedener Art erlitten hat, so daß sie jetzt fast wie eine aus der Erde geborgene Marmorskulptur erscheint. Der Entdecker der Wesenseinheit dieser Büste, der Antiquar und Auktionator Cooksey in Southampton, hat dies dadurch zu erklären gesucht, daß die Büste jahrelang im Freien dem Wetter ausgesetzt gewesen sei. Als ihm darauf erwidert wurde, wie es denn käme, daß sie trotzdem nicht ganz zerfallen, vielmehr gerade oben auf dem Kopf selbst in der Bemalung fast intakt sei, hat er sich darauf ausgeredet, daß die Büste von oben geschützt gewesen sei. Aber auch dann müßte sie durch Feuchtigkeit und Wärme in Stücke gefallen sein; in Wahrheit sind die Beschädigungen nicht solche, die durch das Wetter herbeigeführt sein können, sondern sie gehen meist auf schlechte Behandlung oder auf Restaurationsversuche zurück. Wie die Abbildungen zeigen, sind die Unterarme, die etwas vorstanden, gewaltsam abgebrochen; die Abblätterungen an der rechten Schulter und am Arm sind durch brutale Stöße verschuldet, die wohl zugleich die geringere Abblätterung der obersten Wachsschichten in der Umgebung und das Aufstehen dieser an verschiedenen Teilen der Büste zur Folge hatten. Die alte Färbung mag teilweise mit der Zeit verändert sein, wo sie fehlt, ist sie aber absichtlich durch Waschen und Reiben entfernt worden, vielleicht auch durch Erhitzen der Oberfläche. An der Rückseite und namentlich an dem Fragment der rechten Hand, die nur teilweise gereinigt ist, erkennt man nämlich, wie ein Restaurator, wohl erst Mr. Lucas, zunächst die tiefbraune Schmutzkruste durch Waschen und zum Teil selbst durch Schaben beseitigte, und wie er dann die aufgestandene oberste Schicht des Wachses durch Erwärmen anzudrücken und wieder zu befestigen suchte und dadurch zugleich breite Risse entfernt. Im Gesicht und am Hals, wo man Spuren dieser Arbeiten noch erkennen kann, hat er dies mit Erfolg durchgeführt, freilich unter Beseitigung der alten Farbe, im übrigen Körper hat er nur das Notwendigste zur Sicherung der abblätternden Stücke getan; im Rücken und am linken Oberarm hat er begonnen, die abgestoßenen Stücke mit einer Gipsmasse auszufüllen. Die Schwierigkeit der Arbeit, vielleicht auch die Hochachtung vor dem Original hat ihn dann schließlich aber von weiterer Restauration, namentlich von der Ergänzung der Unterarme und Anstückung der rechten Hand absehen lassen. Die Anfertigung der Kopie, die uns die Abbildung auf S. 1944 in ihrer etwas törichten Drapierung und Ausstattung mit Blumen zeigt, ist also offenbar als Hilfsmodell für die von Buchanan dem Künstler aufgetragene Herstellung der Wachsbüste entstanden; denn Lucas war (wie das jetzt

in unserem Besitz befindliche Album Photographien seiner Arbeiten beweist) gerade als Kopist und Restaurator alter Bildwerke geschickt.

Was man aus Material und Technik, aus ihrer Bemalung usf. gegen das Alter der Büste vorgebracht hat, ist ohne Belang oder völlig irrtümlich. Wachs ist zur Herstellung von Kunstwerken von frühester Zeit an gebraucht worden, im Mittelalter und namentlich zur Zeit der Renaissance sogar in größtem Umfang. Die Fertigkeit in Wachsarbeit war damals sehr viel größer als heute oder gar vor sechzig Jahren. Kirchen mit berühmten Reliquien oder wundertätigen Bildern waren so mit Wachsarbeiten behangen, daß diese von Zeit zu Zeit entfernt werden mußten, weil das Betreten der Kirche mit Lebensgefahr verbunden war. Und zwar waren diese Wachsbossierungen nicht bloß kleine Nachbildungen geheilter Glieder wie heute, sondern in Masse auch lebensgroße Büsten und ganze Figuren, ja selbst Reiterfiguren. In Wachs wurden auch die Büsten von Verwandten nach ihrem Ableben hergestellt, die auf Gesimsen und Schränken aufgestellt wurden, und in Wachs wurden die kleinen wie die großen Modelle für Bronzen angefertigt. Diese wie alle größeren künstlerischen Arbeiten konnten nur in gereinigtem ungefärbtem Wachs hergestellt werden. Den trüben, bräunlichen Ton, den die verhältnismäßig wenigen und meist kleinen Wachsarbeiten älterer Zeit regelmäßig haben, haben sie durch das Eindringen von Schmutz und Staub erhalten; wo sie unter Glas aufbewahrt wurden, haben sie dagegen ihre Helligkeit und, falls sie bemalt waren, die volle Frische ihrer Farben bewahrt. Man vergleiche nur die kleinen Wachsreliefs im Simon-Kabinett unmittelbar neben dem Bronzesaal, in dem die Büste vorläufig aufgestellt ist. Auch die Technik, der Guß wie die Art der Bemalung in Farben, die in Wasser lösbar sind, ist durchaus charakteristisch für die Renaissance, wie namentlich der Vergleich mit der kleinen Liller Büste beweist. Wo der alte Schmutz nicht entfernt ist, besonders an dem Handfragment und am Rücken, ist die Farbe förmlich petrifiziert und von einem trüben braunen Ton verdeckt, gerade wie bei jener Mädchenbüste und den meisten andern gleichzeitigen Wachsarbeiten. Kurz alle äußeren und inneren Anzeichen weisen mit Bestimmtheit auf ihre alte Entstehung, sie weisen sie zugleich mit Bestimmtheit in die Zeit der klassischen Renaissance, in den Kreis der Leonardoschen Kunst und auf ihn selbst als Erfinder. Daß Dutzende von mehr oder weniger freien Wiederholungen in Bildern von Schülern vorkommen, die sämtlich weder in Formengebung noch in Haltung oder Ausdruck nur entfernt an die Meisterschaft der Büste herankommen, machen sogar die Bestimmung auf Leonardo als ihren Schöpfer wahrscheinlich; war er doch als Bildhauer ebenso groß und vielseitig wie als Maler, wenn er uns auch als solcher noch weniger bekannt ist. Diese Annahme wird noch dadurch gestützt, daß die Marmorbüste einer Flora aus Verrocchios Werkstatt erhalten ist, die berühmte Frauenbüste im Bargello zu Florenz, deren Ausführung heute mit Recht dem jungen Leonardo zugeschrieben wird. Sie erscheint in Form, Anordnung und Auffassung wie eine Vorstufe zu der Wachsbüste; was dort noch in den Schranken der quattrocentistischen Kunst erstrebt ist, erreicht der Künstler hier in so freier, vollendeter Weise, daß sich ein Meisterwerk wie dieses klassischen Bildwerken wie der Venus von Melos an die Seite setzen läßt.

Tischgedecke.

Plauderei von T. Dockhorn.

Die nicht auszurottende Gewohnheit des Menschen, täglich mehrere Mahlzeiten zu sich zu nehmen, gab ihm den Gedanken ein, diesen immer wiederkehrenden Vorgang mit List und Tücke durch allerlei Aufputz zu bemänteln. Das ermüdende Einerlei der praktischen und technischen Seite des Essens soll sich hinter einer abwechslungsreichen „Aufmachung" verbergen und die beschämende Ueberzeugung zum Schweigen bringen, trotz aller höchstentwickelten geistigen Eigenschaften dem Hungerleider und auch dem Tier zuweilen recht ähnlich zu sein.

Sicherlich nur aus diesen Erwägungen heraus haben wir es nach heißem Bemühn gelernt, die eigentliche Nahrungsaufnahme mit heuchlerischer Gleichgültigkeit zu behandeln, um uns den Anschein zu geben, die Feinheit der Konversation, das gesellige Beieinandersein, die künstlerische Vollendung des äußeren Bildes sei für uns der wahrhaftige Kern des Schmausens an festlicher Tafel. So wie vor 150 Jahren alle gastronomischen Fragen mit verzücktem Augenaufschlag erörtert wurden, ebenso gefällt man sich heute darin, mit seinem schwachen Magen zu kokettieren, um anzudeuten, daß materielle Genüsse für den Edelmenschen nicht existieren. Diners und Soupers sind bei diesen Klagen aber keineswegs vom Plan gestrichen, was wahrscheinlich damit zu erklären ist, daß Einladungen, bei Herrn und Frau N. N. zu speisen, nur angenommen werden, um den freundlichen Wirten Gelegenheit zu geben, Geld loszuwerden. Um nicht aus der Rolle zu fallen, übergeht man die Vortrefflichkeit der Gerichte mit mildem Lächeln und gerät in Ekstase, wenn es gilt, das Tafelarrangement zu loben. Dies möglichst schon bei Beginn der Mahlzeit, so daß beim letzten Stückchen Konfekt allem Zierat ein sinniges Wort der Bewunderung und des Verständnisses mit auf den Weg gegeben ist.

Ein Stück der Ausstattung kommt bei diesen Betrachtungen immer zu kurz: das Tischtuch — vielleicht weil es in seiner Unberührtheit das Symbol der Einigkeit und Verträglichkeit vorstellt und selbst der Besterzogenste für seinen Nachbar nicht immer nur Lieb und Treu im Herzen brennen fühlt. „Unzerschnitten" bleibt es ja wohl auf alle Fälle, denn die zerstreuten Männer der Wissenschaft, die im Eifer des Gesprächs mit dem scharfen Messer mathematische Figuren in das Leinen einritzten, sind gottlob endgültig ausgestorben. Ist es nun das Frohgefühl, daß solch bedauernswerte Unfälle nicht mehr vorkommen, oder läßt sich Wert und Zahl der Schaustücke auf der Festtafel nicht mehr steigern — das Streben nach Zierat und Schmuck wendet sich jetzt dem Tischgedeck zu, d. h. dem Tischtuch und seinen Trabanten: der Serviette (zu deutsch Mund- und Fingertuch) und den Stoffdekorationen, so sehr, daß es füglich nicht mehr unbemerkt bleiben kann.

An „schneeiges Linnen" dürfen wir aber kaum denken, denn das weiße damastne, das leise, ganz leise



nach Veilchen und Lavendel duftete, gehört bis auf weiteres in die Truhe. Heute breitet sich über Festtafeln vielfach ein Brokattuch, wohl auch Spitzenmosaiken, in die nur hie und da ein Medaillon von glatter Leinwand als Halt und Gegensatz sich einschmuggelt, ja vielfach nimmt man die im 14. Jahrhundert in den französischen Königsschlössern gepflogene Sitte auf, weichen weißen Samt aufzudecken. Diese Kuvertüren aus wundervoll weichem Velourschiffon erhalten dann einen breiten, drellierten Seidenmakramébehang, der schon wenige Zentimeter unterhalb der Tischkante ansetzt, woraus sich ergibt, daß die Maße von Tisch und Tuch genau zueinander stimmen müssen, also von einer Zufallswahl nicht abhängen dürfen. — Kommen Gipüren und Klöppelspitzen in Betracht, so unterlegt man den Durchbruch auf der Tischfläche mit sehr zart getöntem Atlas.

In letzter Zeit stellt man wieder sehr breite Tafeln auf. Die Prunkstücke vergangener Zeiten, während einiger Jahre als zu wuchtig von der Tafel in die rundverglasten Eckstellen der Speisezimmer verbannt, werden nun hervorgeholt und würden allem andern Zubehör den Raum versperren, blieben die Tische so schmal wie bisher. Die Unterhaltung mit dem Gegenüber hört bei dieser Neuerung freilich auf oder muß sich auf ausdrucksvolle Pantomimen beschränken, was bei mitteilungsbedürftigen Naturen leicht in eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit ausarten kann. Die Aenderung der Tischform hat auch dem Gedeck ein anderes Gesicht gegeben. Man fing im vergangenen Frühjahr bei den königlichen Tafeln in England an, reichgestickte Seidenstreifen quer über die Tafel zu legen, nicht breiter als der jedem Gast zugewiesene Platz. Diese Tischläufer haben gar nichts gemein mit der verpönten „Kompottchaussee", die höchstens noch im Familienkreise statthaft ist. Ihnen liegt doch etwas wie eine Idee zugrunde; rein äußerlich betrachtet, stellen sie eine Art Zusammengehörigkeit zwischen den so weit getrennten, sich gegenübersitzenden Parteien her. Auch hier sprechen historische Erinnerungen mit. Nach normannischem Brauch galt es als größte Huldigung, zwischen den Ehrengast und seinen Gastgeber, die stets an gesondertem Tisch abseits von den übrigen Geladenen speisten, ein Tuch auszubreiten, auf dem kühne und ruhmreiche Taten in Wort und Bild verherrlicht waren, oder das schon durch sein Vorhandensein, z. B. als Ueberbleibsel von eroberten Bannern oder Kleidern des Feindes, von der Macht des Hauses sprach, dem es gehörte. Damals wurden solche kaum handbreiten Tücher auf die kahle Tischplatte gelegt, damit der Gast die Reste der Mahlzeit nicht etwa auf dem wertvollen Tapis ausstapelte. Heute bildet ein vollständig schmuckloses, nicht glänzendes Leinentuch den Hintergrund für diese Schals, die entweder alle von gleicher Farbe sein oder wenigstens eine von Stück zu Stück aufsteigende Schattierung zeigen müssen.

Trägt der Sammler auf seiner Tafel das Schaugerät verschiedener Epochen und Kulturen zusammen, so bedeutet ein modernes Tischtuch eine Sünde wider den guten Geschmack. Ganz absehen läßt's sich ja nicht mehr vom Tischtuch; unter jedem Teller, jeder Schüssel und Jardiniere, den Gläsern, Karaffen und Vasen liegen dann aber Deckchen aller Größen und Formen aus alten Stoffen, zwischen denen nur hin und wieder ein weißes Fleckchen sichtbar wird. Solche Dekoration kann sehr reizend und stimmungsvoll sein — nur das elektrische Licht darf den Zauber nicht zerstören. Weiß der Hausherr von diesem oder jenem Fetzchen gar noch ein Histörchen zu erzählen und den Beweis beglaubigter Echtheit zu geben, dann ist dieser Schmuck wirklich mehr als nur eine Augenblickslaune, und jedermann begreift, daß das Tafeldecken niemals ein Gewerbe, sondern immer nur eine Amateurkunst bleiben kann und darf.

Die schwelgerischen Römer kannten das Tischtuch, das erst vom 13. Jahrhundert ab den ganzen Tisch bedeckte, nicht. Bei ihren Schmausereien säuberten Sklaven vor jedem Gang die Tische mit Schwämmen, die sie in wohlriechendem Wasser reinigten; es müssen also wohl nicht nur die Brosamen zu entfernen gewesen sein. Dafür machten die Söhne der ewigen Stadt aber von der salvietta den ausgiebigsten Gebrauch. Sie war ihnen unentbehrlich, weil sie, im Liegen oder auf einem Ellbogen ruhend, speisten, mit den Fingern und mit dem Löffel hantierten und auch die flachen Trinkschalen nicht immer mit sicherer Hand an die Lippen führten. In ganz frühen Zeiten gingen Sklaven mit dem Waschbecken von einem zum andern und gossen stark duftendes Wasser über die ausgestreckten Hände der Tafelnden, die diese sich dann am selbst mitgebrachten Handtuch abtrockneten. Später überreichte in vornehmen Häusern der Majordomus jedem einzelnen Gast beim Eintritt in die Speisehalle ein Tüchlein für seinen speziellen Bedarf.

Als im 11. Jahrhundert der Gebrauch der Gabeln bei den gebildeten Klassen allgemeiner wurde — was als unerhörte Ziererei galt — verschwand das Mundtuch eine Zeitlang, doch tauchte es hundert Jahre später an den Tischen der venezianischen Nobili wieder auf und kam Anfang des 16. Jahrhunderts auch nach Deutschland, wo man mit dem „Fatscheinlein" wenig anzufangen wußte. So wenig, daß man es, selbst in Palästen, nur als Schnörkel betrachtete, es bretthart steifte und zu allerlei wunderlichen Gebilden zusammenquetschte. Diesem Sport kam sogar eine Fachliteratur zu Hilfe; es erschien etwa 1670 ein „Trincierbüchlein" mit Anweisungen, wie aus den harmlosen Tüchern Drachen, Ungeheuer, Schiffe und andere aufregende Dinge mehr zu modeln seien, eine Sitte, die ja vor einigen Jahrzehnten bei uns eine fröhliche Auferstehung feierte. Um allen den bildnerischen Ansprüchen nachkommen zu können, verlangte das Trincierbüchlein von dem Mundtuch die Größe eines Kinderbettlakens!! —

Auch am Fatscheinlein sind die Zeiten nicht spurlos vorübergegangen. Es gehört heute wiederum zu den unentbehrlichen Requisiten, nicht weil wir ungeschickter sind als die Geschlechter vor uns, sondern weil wir hastiger essen. Selbst an der Gasttafel folgen jetzt sich die Schüsseln mit einer Schnelligkeit, die vom bedienenden Personal fast atemlose Geschwindigkeit fordert. Gelegentliche Karambolagen können selbst bei gut geschulten Domestiken einmal vorkommen, ebenso wie selbsteigenes Mißgeschick nicht ausgeschlossen ist. Für andere Fälle scheint der Gebrauch der Serviette für jeden nicht beschnurrbarteten Menschen ausgeschlossen, will er sich nicht in den Verdacht bringen, als munterer Hirtenknabe in den Kreis zivilisierter Menschen eingedrungen zu sein. Sonst leben wir nur des erhebenden Gefühls, ein Mundtuch auf den Knien zu haben, um es mit Aufbietung aller Jongleurkniffe davor zu bewahren, unaufhörlich auf den Teppich herunterzugleiten. Denn es gehört doch unbestrittenermaßen zum Tischgedeck.



Unsere Bilder

Zu der Silberhochzeit im Hause Reuß (Abb. S. 1952). Der Thronfolger des Fürstentums Reuß j. L. Erbprinz Heinrich XXVII. und seine Gattin Elise, eine geborene Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, haben am 11. November das Fest ihrer silbernen Hochzeit gefeiert. Der Erbprinz ist gleichzeitig der Regent des Fürstentums Reuß ältere Linie.

Zur Verlobung des Regenten von Braunschweig (Abb. nebenst.). In Wernigerode, dem alten Stammsitz des Hauses Stolberg, hat jüngst die Verlobung des Herzogs Johann



Prinzessin Elisabeth zu Stolberg-Roßla. Hzg. Joh. Albrecht v. Mcklbg.-Schwerin.

Zur Verlobung des Regenten von Braunschweig.

Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, Regenten von Braunschweig, mit der Prinzessin Elisabeth zu Stolberg-Roßla stattgefunden.

Die Einschienenbahn System August Scherl (Abb. S. 1953). Unsere Bilder zeigen den neuen Gyrowagen, System August Scherl, der in dieser Woche in Berlin in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten öffentlich vorgeführt wird. Sie stellen den Wagen noch in den Dresdner Versuchswerkstätten dar und lassen in guter Deutlichkeit alle wichtigsten Details erkennen. Man sieht, wie das Fahrzeug auf einer einzigen Schiene fährt und steht und dabei sein Gleichgewicht sicher wahrt. Die erste Abbildung zeigt den Wagen, ohne Besatzung durch eine Kurve fahrend. Man erkennt, wie das Fahrzeug sich dabei ein wenig schräg nach innen stellt, genau so schräg, daß es die Zentrifugalkraft, die jedes Fahrzeug aus der Kurve herausdrücken will, sicher überwindet. Es ist bemerkenswert, daß diese Einstellung unter allen Verhältnissen und Umständen durch den Kreiselapparat völlig selbsttätig und durchaus richtig erfolgt. Unser zweites Bild veranschaulicht den Gyrowagen mit sechs Mann Besatzung in flotter Fahrt. Auch hier gibt die Darstellung das Gefühl der unbedingten Sicherheit. Die dritte Abbildung endlich zeigt den Wagen in Haltstellung, die Tür geöffnet, um Fahrgäste aufzunehmen. Die Wagenmotoren, die die Vorwärtsbewegung bewerkstelligen, sind also ausgeschaltet. Die Kreisel, die dem Wagen Standfestigkeit verleihen, laufen dagegen munter weiter, und gleichviel, ob der Wagen fährt oder steht, bewahrt er unbedingt seine Gleichgewichtslage. Die Stromzuführung ist neben der Schiene laufend angebracht. Durch die Vorführung in Berlin während der Zeit vom 10. bis zum 15. November wird nun auch der breiten Oeffentlichkeit Gelegenheit geboten werden, jenes wunderbare, fast einem beseelten Organismus gleichende Fahrzeug zu betrachten, dessen erste Ankündigung in der Denkschrift über ein neues Schnellbahnsystem einen so lebhaften Streit der Meinungen entfesselte.

Der neue Leiter der Nationalgalerie (Abb. S. 1957). Der bedeutsame Posten des Leiters der Nationalgalerie ist dieser Tage neu besetzt worden. Der Nachfolger des Herrn v. Tschudi ist Dr. Ludwig Justi, der Sohn des berühmten Kunstforschers Karl Justi; er wurde 1876 zu Marburg geboren.

Wildenbruchs nachgelassenes Drama „Der deutsche König" (Abb. S. 1951) wurde am Königlichen Schauspielhaus in Berlin aufgeführt. Insbesondere zeichnete sich Frau Poppe aus, die die ergreifende Gestalt der hundertjährigen Herzogin Oda darstellt.

Der neue Schatullenverwalter des Kaisers (Abb. S. 1952). Als Nachfolger des verstorbenen Geheimrats Mießner hat Geh. Hofrat O. Grimm das gewichtige Amt erhalten, der Verwaltung der Kaiserlichen Schatulle vorzustehen. In den Jahren 1872—1889 gehörte er dem Geheimen Zivilkabinett an, dann wurde er als Rendant in die Kaiserliche Schatullenverwaltung berufen.

Kaiser Menelik und Kaiserin Taitu (Abb. S. 1955). Die letzten Vorgänge am abessinischen Hof sind in ein echt orientalisches Halbdunkel gehüllt. Vor kurzem hieß es wieder, Menelik liege im Sterben. Aber es scheint, daß der alte Löwe sich sehr rasch wieder erholt hat.

Die Enthüllung des Moltkedenkmals in Bremen (Abb. S. 1956). Dieser Tage wurde in Bremen ein prachtvolles Denkmal für den Generalfeldmarschall Hellmuth von Moltke enthüllt, das ein verstorbener Bürger der alten Hansestadt, der Bankier Bernhard Loose, gestiftet hat. Das Denkmal ist eine Schöpfung des Münchner Professors Hermann Hahn.

Der Steinheil-Prozeß (Abb. S. 1954). Paris hat wieder einmal einen aufregenden Prozeß, eine sensationelle „Affäre": vor den Geschworenen hat sich Frau Marguerite Steinheil, die „schöne Meg", gegen die Anklage des Mutter- und Gattenmordes zu verteidigen. Frau Steinheil begegnet den Angriffen im Verhör so geschickt und dabei mit solchem Pathos, daß man sie die „Sarah Bernhardt des Gerichtssaals" genannt hat.

Die Havarie des Lenkballons Espana (Abb. S. 1956). Das Luftschiff „Espana", das die spanische Regierung in Frankreich erbauen ließ, ist seit einigen Tagen vollendet. Die spanischen Offiziere aber bestanden vor der Abnahme des Luftschiffes auf der Vorführung einer zweiten Probefahrt; bei dieser versagte plötzlich der Motor und nach einer steuerlosen Irrfahrt landete der Ballon, ziemlich schwer beschädigt, bei Frémonville.

Eugen d'Alberts Musikdrama „Izeyl" (Abb. S. 1958) erlebte kürzlich am Hamburger Stadttheater seine Uraufführung. Der Komponist des köstlichen „Tiefland" hat einen warmen Publikumserfolg errungen, dem die Presse, wenn auch nicht ohne Einwendungen, im allgemeinen ihre kritische Sanktion erteilt. Das Libretto der Oper stammt von Rudolf Lothar und behandelt eine Episode aus der Buddhalegende.

Das neue Schwind-Denkmal (Abb. S. 1958). Moritz von Schwind, der kerndeutsche Meister, hat in seiner Vaterstadt Wien ein schönes Denkmal erhalten, für dessen Errichtung ein Komitee von Kunstfreunden schon lange gewirkt hatte. Vor kurzem wurde das Marmordenkmal im Vorgarten des Kunsthistorischen Museums enthüllt.

Frau Zahle (Abb. S. 1952), die Gattin des neuen dänischen Ministerpräsidenten, gibt ihrem Gatten, dem radikalen Verächter von Titeln und Auszeichnungen, an demokratischer Gesinnung nichts nach. Sie hat bisher als Parlamentsstenographin gearbeitet, und sie gedenkt diese achtungswerte Stellung nicht aufzugeben, obwohl ihr Mann nunmehr das höchste Amt des Landes erreicht hat.

In dem Artikel: „Die Photographie im Dienst der Kriminalpolizei" in Nr. 34 der „Woche" ist auf S. 1455 eine Abbildung enthalten, die die Unterschrift: „Gefährliche Ausbaldowerer als Hofmusikanten" trägt. Wie uns die Berliner Kriminalpolizei mitteilt, ist dieses Bild, das von ihr auf der Dresdner Ausstellung ausgestellt wurde, versehentlich in eine falsche Serie geraten. Das Bild stellt zwei blinde Musikanten: Hermann Behnfeld und Otto Rittel dar und gehört zu einer Serie: „Berliner Straßentypen". Auf Wunsch aller Beteiligten geben wir gern dieser Richtigstellung Raum. Die Redaktion.

Die Toten der Woche

Dr. Gustav Kraatz, bekannter Berliner Insektenforscher, † in Berlin am 3. November im 79. Lebensjahr.

Graf Maximilian Berri della Bosia, Generalkapitän der bayrischen Leibgarde, † in München am 7. November im Alter von 85 Jahren.

Bilder vom Tage

Rosa Poppe als hundertjährige Herzogin Oda.

Von der Erstaufführung des „Deutschen König“ im Berliner Kgl. Schauspielhaus.

Ein literarisches Vermächtnis Wildenbruchs.

Spezialaufnahme für die „Woche“.

Elise Erbprinzessin Reuß j. L.,
Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg.

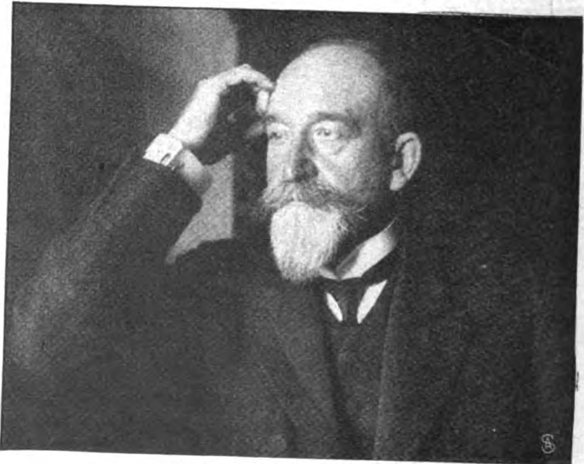
Phot. Dührkoop.

Heinrich XXVII. Erbprinz Reuß j. L.,
Regent des Fürstentums Reuß ältere Linie.

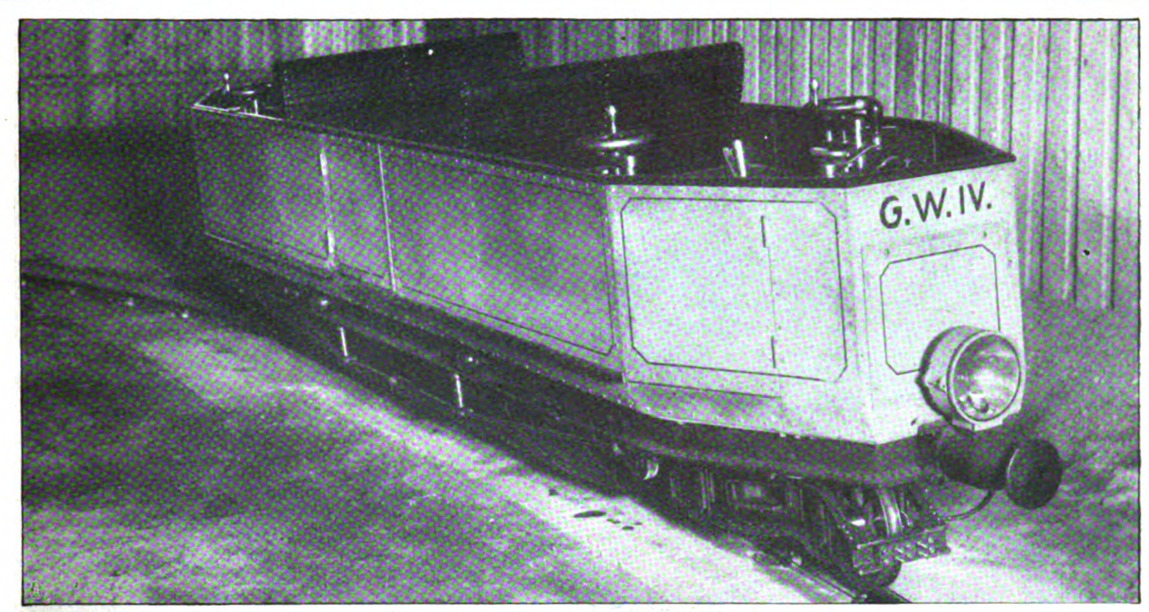
Silberhochzeit im Hause Reuß.



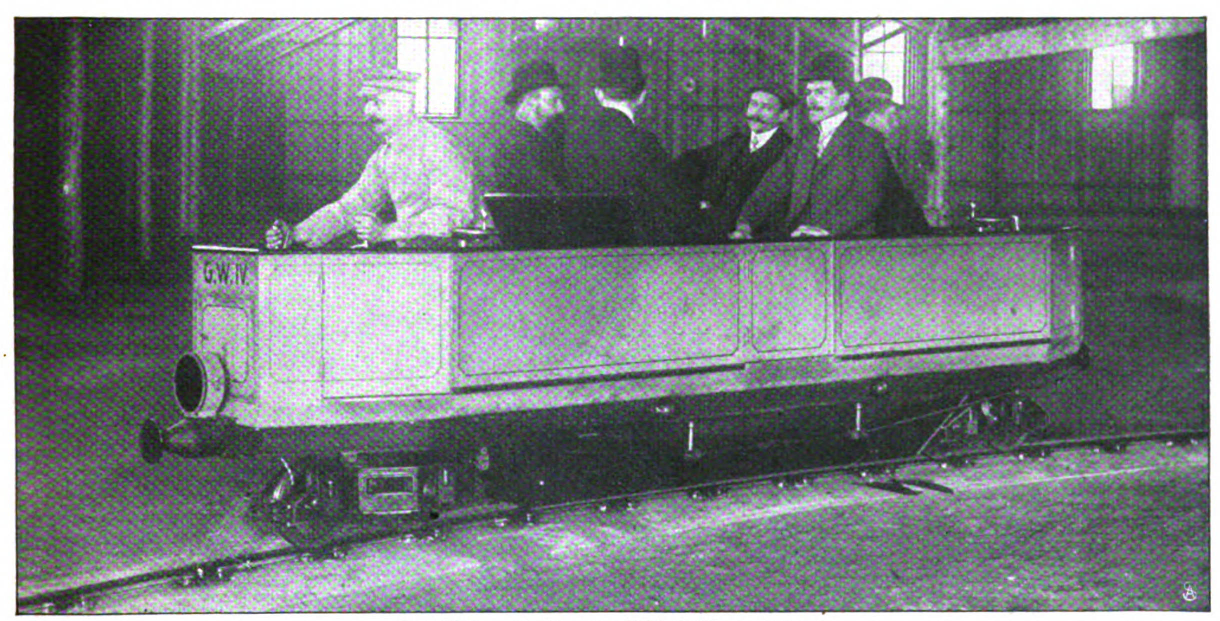
Frau Zahle, die Gattin des dänischen Ministerpräsidenten,
als Parlamentstenographin.
Hofphot. Schaumburg.



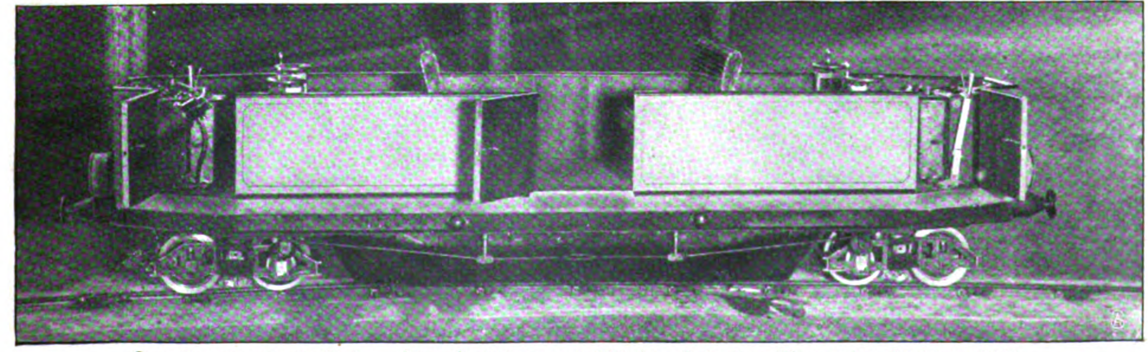
Geh. Hofrat Otto Grimm,
der neue Schatullverwalter des Kaisers.
Spezialaufnahme für die „Woche“.



Gyrowagen Modell IV. (In der Kurve.)

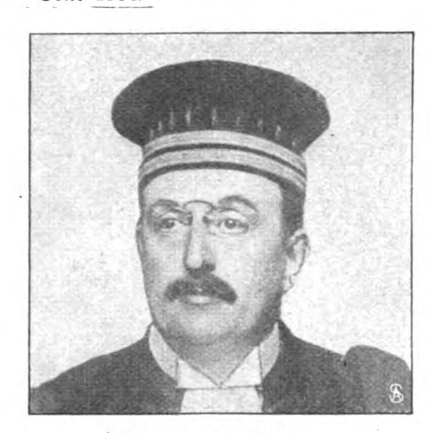


Der Wagen in Fahrt. (Mit 6 Mann besetzt.)



Der Gyrowagen in Ruhe. (Der Kreiselapparat hält den stehenden Wagen im Gleichgewicht.)

Die Einschienenbahn (System August Scherl).



M. Trouard-Riolle,
der die Anklage vertretende Staatsanwalt.



Phot. Branger.

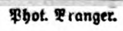
M. Valles,
der Verhandlungsleiter im Steinheil-Prozeß.



Phot. Gebr. Haeckel.

M. Borderel,
der als Zeuge geladen wurde.

Blick in den Sitzungssaal: Frau Steinheil (×) während des Verhörs.



Phot. Pranger.

Die Steinheil-Affäre in Paris.

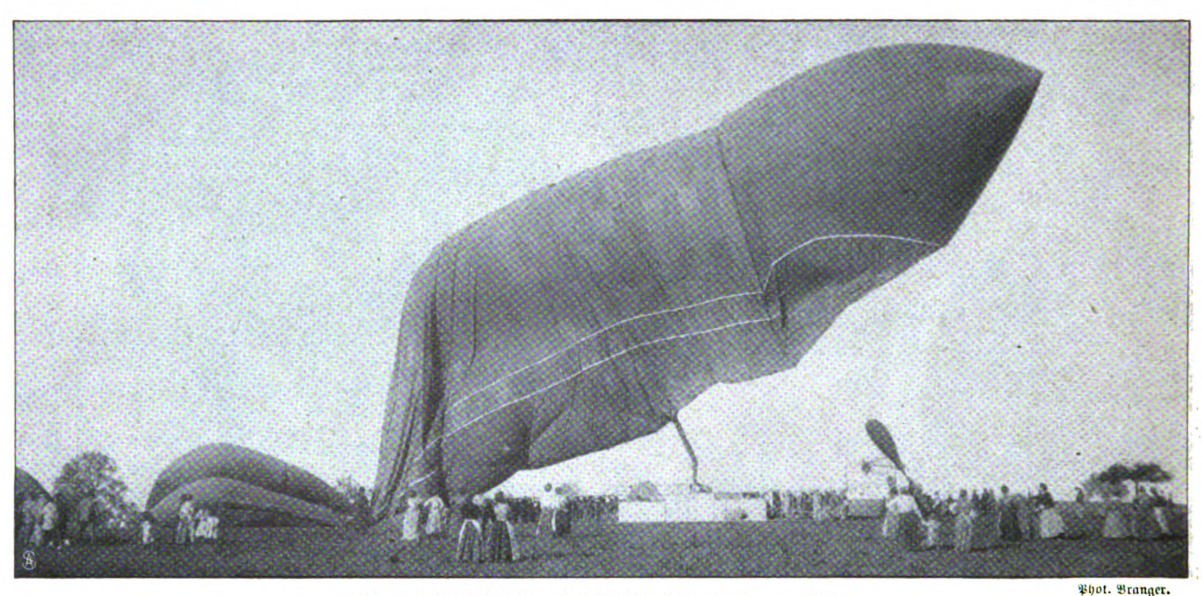


Der schwer erkrankte Kaiser von Abessinien Menelik II. im Staatsgewand.



Taitu, die Kaiserin und Regentin von Abessinien. Phot. Worlds Graphic Preß.

Die offiziellen, vom Negus bevorzugten photographischen Aufnahmen des abessinischen Kaiserpaares.



Phot. Branger.

Das beschädigte Luftschiff bei Frémonville
Zur Havarie des in Frankreich erbauten spanischen Lenkballons „Espana“.



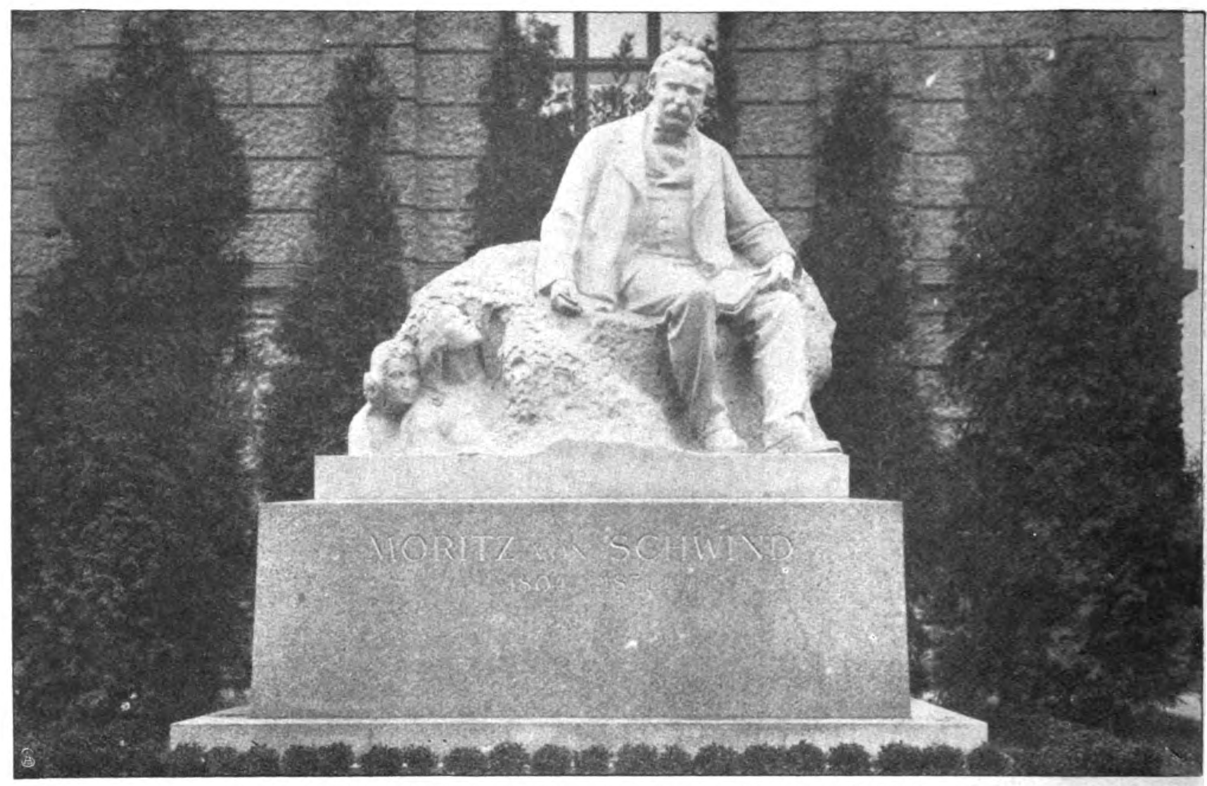
Das Monument an einer Turmwand der Liebfrauenkirche. Phot. Kaufmann.
Die feierliche Enthüllung des Moltkedenkmals in Bremen.



Professor Dr. Ludwig Justi,

Der neue Direktor der Nationalgalerie in Berlin.

Nach einer Originalzeichnung für die „Woche“.



Das neue Denkmal für Moritz von Schwind vor dem Kunsthistorischen Hofmuseum in Wien. Phot. Seebald.

Ehrung eines Meisters der romantischen Schule.



1. Der Prinz (A. Gennarini). 2. Izeyl (Edith Walker). 3. Fürstin Sarvilaka (Ottilie Metzger). Phot. Breuer.

Szene aus der Uraufführung von d'Alberts Musikdrama „Izeyl" im Hamburger Stadttheater.

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

15. Fortsetzung.

„Bei uns ist das natürlich anders", fuhr Pieps fort. „Da will keiner was vom andern, und jeder lebt für sich. Nicht einmal den gleichen Namen haben wir. Aber bei Leuten, die auf ihre Familie stolz sind, auf ihren Namen, auf den gemeinsamen Großvater oder Onkel — da ist das wohl was anderes. Da sind die alten Leute nur da, damit die jungen den alten Namen recht glänzend repräsentieren. Sie verwalten wohl nur das Geld für die jungen ... verstehst du, Onkel Felix? Das hat mir Kari alles sehr genau erklärt und gesagt, da bereite immer eine Generation das Bett für die andere, und wenn wir erst Kinder hätten, da müßten wir denen auch das Bett bereiten. Aber bis dahin hätten wir nichts anderes zu tun, als zu genießen, und selbst Schulden, die wir machen würden, seien nur dazu da, um bezahlt zu werden. Denn in der Familie müsse einer für den andern stehen, und die Familienehre ginge noch über die persönliche Ehre."

Sie hatte sich ganz rot gesprochen und freute sich, daß sie so etwas Kluges und Wichtiges von Kari erzählen konnte. Es war jedenfalls etwas Neues für sie, die ohne Tradition und ohne Familie aufgewachsen war, und sie hatte sich bisher gescheut, mit ihrem Vater darüber zu sprechen. Aber einmal wollte sie es ihm schon sagen, wenn sie wieder einen seiner etwas geringschätzigen Blicke ertappte, die er manchmal auf Kari richtete.

Sie klagte Felix ihr Leid: „Ich glaube, Papa beurteilt Kari ganz falsch. Mit Papa spricht Kari ja auch nie ernsthaft. Aber was ich dir eben sagte, nicht wahr, Onkel Felix, das beweist doch, daß er auch eine Persönlichkeit ist? Hier habe ich jedenfalls keinen solchen Menschen gesehen, und das finde ich herrlich. Wie Papa ganz anders ist als die andern alle, so ist eben auch Kari ganz anders ..."

Ihr Ton ließ gar keinen Widerspruch zu. Sie war wieder fest überzeugt von ihrem Glück, hatte es sich klar und deutlich bewiesen und dem Onkel Felix auch. Gott sei Dank.

Es war mittlerweile elf geworden. Die große Standuhr kündete es in schweren dumpfen Schlägen.

Felix sprang auf. Ganz verstört. Er faßte sich an die Schläfen. Er hatte ja vergessen, warum er gekommen war, hatte hier geschwatzt, und dort oben in der Fennstraße verging Ottilie vor Aufregung, spähte aus nach ihm und dem Bruder.

„Pieps, sei nicht böse, aber ich muß fort. Ich hoffte, den Papa zu finden."

„Papa ... nein, den findest du niemals mehr. Zu Tisch vielleicht."

Wieder war die leise Trauer in ihrer Stimme, wieder fühlte sie die Leblosigkeit des großen Schreibtisches.

Felix suchte sich vor sich selbst zu rechtfertigen.

„Ich dachte immer, er würde kommen, darum blieb ich. Ja, weißt du nicht, wo ich ihn finden kann?"

Pieps sah ihn etwas mißtrauisch an.

„Im Bühnenklub vielleicht", sagte sie zögernd.

„Nein. Im Klub war ich schon. Da ist er nicht. Darum bin ich hergefahren. Mein Auto wartet unten. Kannst du mir wirklich nicht sagen, Pieps ... Es ist nämlich ..."

Er schämte sich, daß er es erst jetzt sagte. So unnatürlich war es, und Pieps würde nicht begreifen, daß er fast eine halbe Stunde dagesessen und ihr zugehört hatte, wie sie von Nichtigkeiten sprach. Sie wußte ja nicht, was ihm diese wenigen Minuten bedeuteten. Er ganz allein mit ihr ... jedes Wort von ihr zu ihm allein und wieder die schmeichelnde Stimme und die alte Zutraulichkeit und das Vergessen aller Trauer, aller Erniedrigung ...

„Sag doch ... was ist geschehen? .. Tante Ottilie?"

„Nein, Pieps. Dein Großvater. Es ist ein leichter Schlaganfall gewesen, eine schwere Ohnmacht, alte Leute haben das. Aber nun liegt er zu Bett und will, daß Papa kommt. Es ist nicht gefährlich, Pieps ... gar nicht. Ich möchte nur die arme Tille nicht so lange allein lassen."

Pieps nickte.

„Papa wird wohl in der Kleiststraße sein", sagte sie langsam. „Dort arbeitet er auch. Wir machen so viel Lärm, Kari und ich", fügte sie hinzu.

Sie mußte den Vater in Schutz nehmen, auf alle Fälle. Onkel Felix durfte kein Gesicht machen wie Mama, wenn von der Kleiststraße die Rede war.

Aber es fiel ihm gar nicht ein. Die eigene Beschämung war zu groß.

„Darf ich hintelephonieren, Pieps? Damit ich das Tor offen finde."

„Bitte ..."

Sie zeigte auf das Tischtelephon.

Es war brennende Spannung in ihr. Wer würde an den Apparat kommen?

Und dann empfand sie es auch als etwas Merkwürdiges, daß ihr Papa von seinem Vater verlangt würde. Die Fennstraße war ihr fremd wie ein fernes Land. Den Großvater hatte sie als kleines Mädchen kaum ein paarmal gesehen. Verband mit dem Gedanken an ihn nicht die mindeste Vorstellung von Zusammengehörigkeit. Es kam ihr beinahe sonderbar vor, daß der Großvater ihren Papa zu sehen verlangte, und daß sich der Onkel Felix darüber aufregte, mit dem Auto herunterraste und nach der Kleiststraße telephonierte ...

„Hier Felix Frank. Verzeihung, gnädiges Fräulein, ist mein Bruder vielleicht bei Ihnen? ... Ja — danke bestens ... nur einen Augenblick ... verbindlichsten Dank."

Felix blickte aufgeregt auf die Uhr.

„'n Abend, Paul ... hör mal ... Papa hat einen leichten Schlaganfall gehabt ... nichts Schlimmes, nein. Aber er ist sehr erschrocken ... ja ... natürlich zu Bett ... Er möchte



dich sehen. Wenn du erlaubst, hole ich dich mit dem Auto ab. Ja ... in drei Minuten bin ich unten ... schön ... ja ..."

Pieps sah im Geist ihren Vater, den Onkel Felix und Tante Ottilie um das Bett eines alten kranken Mannes. Und zum erstenmal faßte sie diese Gesamtheit als Familie auf, als ein festes Gefüge, das stärker war als alle Zufälligkeiten, das fremde Menschen so zueinander trieb, daß sie glaubten, sich nie fremd gewesen zu sein.

„Sage Tante Ottilie, daß ich morgen auch komme, Großpapa besuchen", sagte sie mit ihrem ernsten, lichten Blick.

Felix drückte ihr die Hand, daß sie fast aufgeschrien hätte, und stürzte hinaus.

Sie blieb noch eine Weile allein im hellerleuchteten Zimmer. Dachte nach.

Was war es nur, das sie immer so irritiert hatte in der letzten Zeit, gerade wenn Kari so sehr klug und wichtig von seiner Familie sprach? Die Tante soundso und der Onkel soundso und der Großvater mütterlicherseits soundso.

Sie knipste ärgerlich das Licht aus, ging in ihr weißes, kühles Zimmerchen und kleidete sich langsam und sehr nachdenklich aus.

Plötzlich setzte sie sich an ihren Schreibtisch, nahm ein irisduftendes Kärtchen und schrieb mit ihrer großen, eleganten Schrift:

„Liebster Kari! Komm, bitte, nicht vor morgen abend. Mein Großpapa ist plötzlich erkrankt und wünscht seine Familie um sich zu sehen. Tausend Küsse. Deine Pieps."

Die Jungfer mußte das Briefchen gleich unten in den Kasten werfen. — So.

Und sehr beruhigt, im Bewußtsein, ihre Pflicht getan und „auch eine Familie" zu haben, schlief sie ein.

* * *

Der alte Frank war kaum genesen, als Ottilie sich niederlegen mußte.

„Es ist nichts", sagte sie zu Felix, der jetzt täglich in die Fennstraße hinauskam. „Nur Erschöpfung. Der Schreck mit Papa ist mir in die Glieder gefahren ..."

Aber sie hatte fieberheiße Hände und hustete viel.

„Am Morgen sieht sie aus wie eine Tote", berichtete Martha, die laut und schonungslos, aber mit viel gutem Willen das kleine Hauswesen versah.

Mit dem alten Herrn ging sie nicht gerade zart um und zeigte wenig Verständnis für seine klagende Ungeduld.

„Das Fräulein ist noch kränker", antwortete sie barsch, wenn er auf seinen Gesundheitzustand verwies und sich beschwerte, daß sie ihm sein zweites Frühstück zu spät gab, oder daß nicht genug Wein mehr in der Flasche war.

„Ich muß mich pflegen", hat der Arzt gesagt!

Sie schmiß die Tür zu und lief, laut mit sich selbst sprechend, in die Küche. Eine halbe Stunde vor dem Anrichten stellte er sich an den Herd, hob die Deckel auf, schmeckte alles ab, trieb zur Eile, ließ bald einen Löffel fallen, bald eine Gabel, plätscherte kochendes Wasser aus dem Kessel über die Platte, verbrannte sich am Dampf, schrie nach Öl und schickte sie zum Drogisten, Watte zu holen. Atemlos kam sie angelaufen. Er hatte zwei Eier aufgeschlagen und seine Hand zum Kühlen hineingelegt.

„Was machen Sie denn, Herr Frank? Die Eier brauche ich doch zum Panieren! Jetzt habe ich keene mehr. Ich habe meine Lungen ooch nich gestohlen. ... Zum Kaufmann lauf ich nu nich mehr, jetzt können Se die Kotletts so essen!"

Er wurde wütend.

„Sie sind eine faule Person, Sie wissen, ich esse keine unpanierten Kotelette ... der Arzt hat gesagt ..."

Und er lief außer sich zu Ottilie herein: „Was sagst du zu der Martha, mein Kind? Diese Unverschämtheit. ... Du mußt ihr kündigen. So eine Frechheit ..!!"

Martha kam dazu und heulte: „Nee, Fräulein, nu is aus! Det hält ja keen Engel aus! Ick bin doch 'n Mensch, und was mein Freund is, der sagt, ick arbeete mir reene zuschanden bei Sie, und meine Freundin sagt ooch, auf so 'ne Stelle brauch ick nich zu bleiben. So 'ne Stelle krieg ick alle Tage. Die Schwindsucht ärgre ick mir reene an den Leib, und Stiefel zerreiß ick mir für meinen janzen Monatslohn. ..."

Ottilie blickte dann wirr um sich, betäubt von den lauten Stimmen, dem ganzen Wortschwall.

„Papa, bitte, beruhige dich ... Martha wird schon alles machen ... Marthachen ... der alte Herr ist krank, haben Sie 'n bißchen Geduld. ..."

Sie wußte gar nicht, ob man ihre Worte hörte, sie sprach sie vor sich hin, weil es das einzige war, was ihr einfiel, weil sie irgend etwas sagen mußte, es von ihr erwartet wurde und sie sich vielleicht im Todeskampf noch hätte aufrichten müssen, um zu schlichten, zu beruhigen, damit das Haus nicht aus den Fugen ging, sie nicht hilflos liegenblieb und der Vater vor Erregung nicht einen neuen Anfall bekam.

Ottilie sah aus wie ein verbrauchtes Lasttier. Und nun spannte man es doch noch vor, um die Karre ein paar Schritte weiterzuziehen.

„Du hast doch alles, dir fehlt doch nichts?" hatte Frank Nehls gefragt, als er an jenem Abend dagewesen war.

Und Ottilie hatte ihn beruhigt, hastig, vorschnell.

„Nein ... nein, Paul. Du weißt doch ... mach dir keine Sorge."

Der Vater war weder besonders erfreut, noch erregt über das Kommen des ältesten Sohnes gewesen, nach dem er vor zwei Stunden unaufhörlich verlangt hatte. Er zeigte nur immer auf seine Hände.

„Seht mal, wie die zittern ... was sagt ihr? Und im Kopf geht's mir auch noch wie ein Mühlrad rum."

Der Besuch hatte kaum zehn Minuten gedauert, da drängte Frank Nehls zum Aufbruch.

„Papa muß jetzt seine Ruhe haben, und Tille hält sich auch nicht mehr auf den Beinen. Wir können doch nichts machen, komm, Felix."

Der Alte hatte sie gleichmütig fortgehen sehen. Aber als sie beinahe unten waren, geführt von Martha, die laut gähnend die Küchenlampe vorantrug, da war Ottilie heruntergelaufen.

„Paul ... Papa hat dir noch was zu sagen ... Du sollst unbedingt noch mal 'raufkommen, ich bitte dich, Paul, schnell."

Elastisch, zwei Stufen auf einmal nehmend, war Frank Nehls die Treppe hinaufgelaufen. „Ja, Papa, du wolltest mich sprechen ..."

Es war nicht der herrische, ungeduldige Ton, den er sonst immer hatte. Es lag Güte darin, wie man sie



Kindern zeigt, die hilfsbedürftig und unvernünftig sind.

Der Alte nickte. „Bist du wieder da? . . . Recht . . . recht . . .“

Er dachte eine Weile nach, zog den Sohn am Knopf seines Mantels zu sich herüber und sagte ihm leise ins Ohr: „Frag die Tille, was sie mit dem Gelde macht, das du ihr für mich gegeben hast, aber sag nicht, daß ich's wissen will . . . nicht sagen, hörst du! . . .“

Er legte den Finger an den Mund. Dann lächelte er freundlich, gutmütig, zwinkerte ihm mit den Augen zu und stöhnte: „Was meinst du, Paulchen . . . wird meine Hand immer zittern?“

„Was wollte er“, hatte Felix unten gefragt, unruhig und teilnahmvoll.

Der Bruder aber hatte nur gelächelt. So wie er zu lächeln pflegte, wenn er nicht zeigen wollte, was in ihm vorging.

Am nächsten Morgen hatte er eine größere Automobiltour angetreten, ohne seine Adresse zu hinterlassen.

Als Felix nach der Kleiststraße telephonierte, hörte er vom Mädchen, das gnädige Fräulein wäre mit Fräulein Giebel auf drei Tage verreist.

Der „Dreikampf“ war mit dem gestrigen Abend vom Repertoire abgesetzt worden. Die letzte Vorstellung hatte nicht hundert Mark über die Kosten eingebracht. Ada Moll war kaum noch die gleiche; völlig erschöpft, haspelte sie ihre Rolle herunter, als könne sie nicht rasch genug fertig werden. Ihre Bitten, die Rolle an einzelnen Abenden von einer andern Darstellerin geben zu lassen, wurden von Enzlehn nicht berücksichtigt. „Es lohnt nicht mehr die Umstudiererei“, sagte er kühl und setzte Proben für ein anderes Stück an.

Um Frank Nehls nicht zu schädigen, spielte sie weiter. Abend für Abend. Sie hatte keinen Ton mehr in der Kehle, keine Kraft, kein Gefühl.

„Sie richten mich und das Stück zugrunde“, rief sie eines Abends dem Direktor heftig zu, als sich nach dem zweiten Akt kaum ein paar Hände rührten.

„Um Sie täte es mir leid“, sagte Enzlehn höflich und setzte das Stück vom Repertoire ab.

„Wo ist Paul eigentlich“, fragte Ottilie.

Tausend Gedanken gingen ihr durch den Kopf, wenn sie so einsam und fieberig tagsüber in den Kissen lag.

Felix streichelte ihre Hand.

„Ich weiß nicht, Tille. . . . Ich glaube, er wollte mal alles abschütteln, weißt du, all den Ärger, all die Sorge, die sich so im Laufe eines Winters anhäuft.“

Ottilie starrte mit glänzenden Augen durch das schmale Fenster, von dem aus nur die schwarze Brandmauer des gegenüberliegenden Hauses zu sehen war.

„Ja . . . das muß schön sein, alles mal abschütteln können, sich ganz frei fühlen von all den Fesseln, von allem, was einen drückt. . . . Bitte, Felix, sieh nach, was der Vater macht.“

Immer war die quälende Unruhe in ihr um den Alten. Die Stille schreckte sie ebenso wie ein leises wiederkehrendes Geräusch.

Seitdem ein Schutzmann mal dagewesen war, wie Martha ihr erzählt hatte, und so lange mit dem Vater verhandelt hatte, seitdem kam sie aus der Angst überhaupt nicht mehr heraus.

Einmal hatte sie bei ihm auf der Kommode eine schwere goldene Uhr gefunden und einen goldenen Siegelring.

Er war hereingekommen und hatte sie mißtrauisch angesehen. „Was spionierst du immer bei mir, Ottilie?“

Sie wollte wissen, wo er die Sachen her hatte.

„Von einem Bekannten. Er hat mich um eine Gefälligkeit gebeten. Ich soll ihm die Sachen versetzen, er ist in Verlegenheit!“

„Papa, ich bitte dich, um Gottes willen sag mir die Wahrheit!“

„Ja, bist du des Deubels, Tille? Glaubst du, ich habe die Sachen gestohlen oder was? Ich bitte mir's aus! . . .“

Er riß ihr die Uhr aus der Hand und gab ihr einen leichten Stoß mit den Fingern. Tobte, wie er in jungen Jahren getobt hatte.

„Ja, zum Kuckuck noch mal, was soll denn das alles heißen?! Jetzt darf ich einem Bekannten nicht mal eine Gefälligkeit erweisen, das wäre ja noch schöner! . . . Das wäre ja . . .“

Er war ganz blaß geworden, seine Augen funkelten zornig unter den buschigen Brauen hervor.

Ottilie ließ diesmal nicht locker. „Was bekommst du für deine Gefälligkeit?“ fragte sie hart.

Er duckte sich, als hätte sie die Hand erhoben, und lachte dann wieder sein meckerndes, verlegenes Lachen.

„In Berlin ist nichts umsonst“, sagte er ausweichend.

Sie wurde noch bleicher als er.. Ihre großen schönen Augen traten förmlich aus den Höhlen.

„Die Sachen sind gestohlen, und ..“, murmelte sie tonlos.

Er las es ihr von den Lippen ab, hören konnte man es nicht.

Da lachte er. Die Tille war doch wirklich eine Gans, eine „dumme, verbohrte Gans!“ Er schrie es ihr ins Gesicht, und sie empfand es wie eine Wohltat. Wenn er ihr eine Ohrfeige gegeben hätte, sie hätte seine Hand geküßt.

Nein, gottlob, so gesunken war er nicht . . . zum Verbrecher gesunken . . . nein. . . . Sie sah ihm ins Gesicht und wartete auf seine Erklärung.

„Willst du den Juwelier wissen, wo die Sachen gekauft sind, ja? . . . Den kann ich dir sagen!“

Er nannte einen großen Laden in der Königstraße, der erstaunliche Gelegenheitskäufe anpries.

„Glaubst du mir etwa nicht? . . . Da . . .“

Er suchte die Morgenzeitung, durchflog den Annoncenteil und tippte mit dem Finger vier-, fünfmal auf eine große, schwarzgerahmte Anzeige.

„Da siehst du . . . da sind die Sachen her! Gekauft, verstehst du . . . gekauft! . . . Billig gekauft. Da gibt's so was. Vielleicht hat die Uhr mal dem Paul gehört oder einem andern großen Herrn — was weiß ich, er hat sie versetzt, nicht eingelöst ... na, und nun hat sie dieser Mann gekauft ... ganz billig ... und hat sie wieder verkauft ... ganz billig. Verstanden?“

Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn. Sie fragte weiter, sie wollte alles wissen. Wenn es auch noch so beschämend war, noch so niedrig.

„Und diese Uhr hast du . . . hat dein Bekannter dort vom Juwelier gekauft . . . bar bezahlt?“

Frank nickte.

„Natürlich . . .bar angezahlt. Über ein Drittel bar. Die Uhr und den Ring . . .“



„Und das soll jetzt versetzt werden . . .?"

„Ja . . .natürlich."

Sehr zutraulich kam das heraus. Die Tille schien doch ganz vernünftig zu sein.

„Und von dem Geld soll dann wieder eine Abzahlung geleistet werden . . . nicht wahr?"

Sie sprach jetzt sehr ruhig und legte Neugier und Interesse in ihre Stimme, wenn ihr das Herz auch stillzustehen drohte.

Er lachte wieder gut gelaunt und verschmitzt. „Nee, Tillechen, keine Anzahlung mehr, das Ganze soll abgezahlt werden."

„Das Ganze . . . so? Bekommst du denn so viel darauf?"

„Aha, siehst du, mein Kind, immer hübsch fragen in Ruhe und Ehrerbietung vor dem alten Papa . . . dann wirst du auch alles erfahren. Sieh mal, die Sache ist so: In der Seydelstraße hat sich ein neuer Pfandleiher etabliert. Der Junge ist dumm und hat Geld. Dem kommt's nur darauf an, ins Geschäft zu kommen. Der zahlt die dollsten Preise, das weiß ich! Wenn ich die Uhr für siebzig Mark gekauft habe, schön ist sie ja nicht, nicht wahr, und aussehen tut sie, wie wenn sie hundertfünfzig kostet, na, dann gibt er mir sicher achtzig bis neunzig Mark drauf, verstehst du. . . . Und auf den Ring — ich muß mir nur erst billig mein Monogramm drauf gravieren lassen — den ich für zehn Mark gekauft habe, bekomme ich meine fünfzehn. Verstehst du, Tille? Nun wird der Juwelier abbezahlt, und ich verdiene an der Geschichte netto meine zwanzig bis dreißig Mark. . . . Mehr wie ein-, zweimal kann man da ja nicht hingehen, dann schickt man eben seine Leute hin, gibt ihnen ein paar Prozent. Immer beteiligen, Tille . . . immer am Geschäft interessieren . . . das ist das erste Prinzip!"

Ottilie schluckte sehr schwer.

„Und der Pfandleiher?"

„Du, der kriegt ein, zwei Monate seine paar Pfennig Zinsen, und dann läßt man die Sachen verfallen. Er kann sie dann ja wieder verkaufen. Die Hälfte von dem, was er bezahlt hat, kriegt er immer noch heraus . . ."

Der alte Frank lächelte sehr selbstzufrieden. Einmal war es ihm nun doch gelungen, Tille ein Geschäft zu erklären, sie von seiner Tätigkeit zu überzeugen.

Mit hinter dem Rücken verschränkten Armen ging er in der Stube auf und ab, leise pfeifend, ohne auf Ottilie zu blicken, die wie betäubt an der Kommode lehnte und Kraft und Gedanken sammelte für das, was nun kommen mußte.

„Gib mir die Sachen, Papa", sagte sie endlich sehr leise und räusperte sich, weil ihr die Stimme wieder ganz belegt war von der Aufregung. „Gib mir die Sachen", wiederholte sie lauter und streckte die Hand aus.

„Bist du verrückt?"

Er stand vor ihr, mit offenem Munde, blinzelnden Augen, unsicherem Lächeln.

Sie wiederholte: „Gib mir die Sachen!"

Er schob beide Schultern hoch, machte einen runden Rücken und ballte die Hände in den Hosentaschen. „Ich bin doch noch nicht ganz . . .!!" Er schlug sich mit der Faust gegen die Stirn. „. . . noch nicht ganz blödsinnig! Was willst du damit machen?"

„Sie zum Juwelier zurücktragen. Gibt er die Anzahlung heraus, um so besser, gibt er sie nicht heraus, muß es auch so gehen . . . ja . . . dann muß es auch so gehen", wiederholte sie mit aufflammender Energie und faßte nach seinem Arm.

„Du, Tille . . . komm mir nicht nah. . . . Wäre ja noch schöner! Das eigene Kind . . . Tille, laß los, laß los, sage ich dir!"

Er suchte gewaltsam ihre Finger von seinem Jackenärmel loszureißen. Dabei kratzte er sie unversehens, daß ihr ein Blutstropfen über die weißen Knöchel träufelte.

Ottilie war wie von Sinnen.

„Ich lasse dich nicht los. Du gibst mir die Sachen oder, bei Gott . . . ich laufe zur Polizei . . . ich gehe aufs Gericht! Ich lasse dich entmündigen, du! Ich schwöre dir, Vater, bei allem, was mir und dir heilig ist — ich lasse dich entmündigen. . . . Beim Andenken meiner Mutter schwöre ich dir's. . . ."

Sie brach in konvulsivisches Lachen aus.

„Ich weiß nicht, ob ihr Andenken dir heilig ist . . . ich weiß es nicht. . . . Aber mir ist es heilig, hörst du . . . mir . . .! Beim Leben vom Felix schwöre ich dir . . . ich laß dich entmündigen . . . heute . . . gleich . . . jetzt auf der Stelle lauf ich hin. . . . Du weißt nicht, was du tust! Zum Verbrecher sinkst du ja herab und weißt es nicht . . . Vater! . . . Papa . . . lieber Papa . . ." Sie stürzte ihm zu Füßen, umklammerte seine Knie. „. . . es ist Betrug, was du tust, ich schwöre dir . . . es ist Betrug. . . . Du weißt es nur nicht. Gib die Sachen her . . . oder ich tue was ich sage . . . hörst du . . . ich tue es. . . ."

Sie sah es, wie er mit einer Gebärde des Hasses, der ohnmächtigen Wut Uhr und Ring aus der Tasche zog und sie aufs Bett schleuderte. Sein Gesicht war verzerrt.

„Da, nimm . . . nimm. . . . Eine Gans bist du . . . eine dumme Gans. . . ."

Sie stürzte zum Bett, nahm Uhr und Ring an sich, sah sich nicht um nach dem Vater, lief in ihr Zimmer, stülpte ihren alten Hut auf, fuhr in ihr Jäckchen und stolperte die Treppe hinunter.

Als sie zurückkam, fand sie den Vater ohnmächtig in seinem Zimmer.

Wie lange er so gelegen, wußte Martha nicht zu sagen. Sie hatte ihn nicht herauskommen hören, seitdem das Fräulein fort war.

Ottilie schickte sie nach dem nächsten Arzt.

„Ein leichter Schlaganfall," beruhigte er, „das erstemal hat so etwas nicht viel zu sagen."

Ottilie hielt den alten weißen Kopf mit den zerzausten Sardellen in ihrem Arm: „Mein armer Papa . . . mein armer lieber Papa . . ."

Jetzt lag sie selbst krank in ihren Kissen, und das Leben hämmerte weiter auf ihr herum mit seinen Sorgen und Ängsten.

„Du siehst nicht gut aus, Felix, was ist mit dir?"

Wenn er doch Vertrauen zu ihr hätte! Aber freilich, was nützte das Vertrauen? Helfen konnte sie ihm doch nicht.

Er erzählte ihr, daß Pieps nach Wien gefahren war mit ihrem Bräutigam und dessen Tante. Er hatte sie mit auf die Bahn gebracht und dann Frau Mara getröstet, die in ihr Spitzentüchlein hineinweinte, als wenn's ein Abschied fürs Leben galt.



„Sie hat dich grüßen lassen, Tille."

Ottilie nickte dankbar. Jede Freundlichkeit rührte sie fast zu Tränen.

„Wird Pauls Stück nicht mehr gegeben", fragte sie nach einer Weile.

„Nein, Tille. Im Herbst kommt sein nächstes dran."

Ottilie faltete die mageren Hände.

„Hoffentlich gefällt's!"

Sie rechnete ihr ganzes Leben lang: für sich, den Vater, für Felix und auch für Paul.

„Wie die Fürsten leben sie . . ."

„Reg dich doch nicht auf, Tille! . . ."

„Nein, nein, Felix. Aber gottlob, daß die Pieps untergebracht ist!"

Felix unterdrückte eine heftige Antwort.

Unterbringen — unterbringen, das war aller Weisheit Ende und Anfang!

Ottilie hustete.

Ihre mageren Schultern zeichneten sich unter dem einfachen Hemd erschreckend ab. Ihr armer Körper wurde hin und her geschüttelt von dem heftigen Anfall.

„Mir ist der Hals so trocken, die Brust brennt . . . . Martha soll mir die Kompressen wieder machen."

Martha war nicht da.

Der alte Frank hatte sie zum Zigarrenhändler geschickt, fünf „Zigarrchen kaufen a sechs Pfennig". Aber sie war schon eine halbe Stunde unten.

„Kein bißchen Verlaß ist auf das Volk," brummte der Alte, „ich sage ihr noch: schnell, Martha, meine Tochter kann Sie brauchen. Ja, prost Mahlzeit! Läuft davon, läßt uns allein, wo wir krank und schwach sind."

Er rannte besorgt in Ottiliens Zimmer. „Was denn, Tille? . . . Kompressen? Die will ich dir machen. Wo sind die Tücher . . . warte mal . . . ich hab sie vorhin gesehn. Na reg dich nicht auf, Tille . . . ich werde sie schon finden."

Er zerrte die Wäsche aus dem Schrank — Hemden fielen heraus, Taschentücher.

„Laß doch, Papa . . . ich kann warten."

„Nein, nein . . . warum denn? Ich bin doch da!"

Er warf Felix ein Paar Strümpfe zu. „Tauch sie ins Wasser — es ist ja ganz gleich . . . nur was Nasses soll es sein."

Es waren Ottiliens Staatsstrümpfe. Sie hatte sie vielleicht dreimal getragen, als sie noch zu den Lehrerkränzchen ging. Der Husten hinderte sie am Sprechen, sie winkte mit der Hand ab.

„Nein — willst du nicht?"

Felix stand unschlüssig mit dem nassen Strumpf in der Hand.

„Du hast doch Pulver . . . wo hast du denn deine Pulver, Tille."

Der Alte rannte an die Kommode, dann zum Nachttisch, warf einen Stuhl um, stieß an das Bett . . .

Da kam die Martha herein.

„Jotte nee . . . was is das für 'ne Wirtschaft!"

Sie hatte rote Wangen, vergnügt glänzende Augen und machte sich eiligst im Zimmer zu schaffen.

„Schämen Sie sich nicht . . . wo haben Sie sich herumgetrieben die ganze Zeit? Meine Tochter ist krank, und Sie haben da vielleicht Rendezvous vor dem Haustor! Und die Zigarren . . . wo sind meine Zigarren? . . . Die haben Sie vielleicht dabei vergessen, was?"

„Nich fünf Minuten war ich unten, reden Se doch nich, Herr Frank. Und die Kompressentücher hängen ans Fenster — das hab ick Sie doch nu schon dreimal jesagt. Mein Jott . . . der Krach . . . wegen so'n paar Minuten!"

Felix führte den Vater aus dem Zimmer.

„Wir müßten eine Schwester kommen lassen, Papa . . . das geht ja so nicht weiter!"

Ihm dröhnte der Kopf.

„Laß nur, Felixchen, eine Schwester — das ist noch so 'ne Kommandeuse im Haus, und die Martha rennt uns noch ganz davon. Ohne Mädchen bleibt doch die Schwester nicht . . ."

„Aber ja, Papa, sie muß doch!"

„Nee, Felixchen, das weiß ich besser. — Und wer holt mir dann meine Zigarren, meine Briefmarken? Laß nur, Felixchen, wir werden uns schon einrichten . . . es wird uns an nichts fehlen . . . nein, laß nur."

Als Felix am nächsten Abend wiederkam, hing ein fremder Damenhut über einem Mantel im dunklen Korridor. Er vermutete, eine Kollegin Ottiliens wäre gekommen. Viel Zeit hatten die armen Dinger nicht. Abgejagt und abgearbeitet waren sie alle.

Der Vater trat ihm aus dem Wohnzimmer entgegen. Er hatte seinen schwarzen Bratenrock an und stand da wie in gesunden Tagen mit gepflegtem Bart und sorgfältig gelegtem Haar.

„Leise, mein Sohn, Tille schläft", sagte er mit viel Würde. „Und jetzt wird sie auch bald gesund werden, sieh mal, wer gekommen ist . . . das ist besser als eine Schwester!"

Vom offenen Fenster, durch das der letzte graue Dämmerschein des Maiabends hereinbrach, löste sich eine kräftige, mittelgroße Frauengestalt ab.

Es war Alma Kurthe.

* * *

„Ich bin gekommen," sagte Alma Kurthe, „weil ich von Ottilie seit zehn Tagen ohne Nachricht bin und dein Vater mir geschrieben hat, sie sei krank geworden."

„Ich danke dir. Aber wie hast du nur abkommen können?"

„Im Sommer ist ja nie viel zu tun, du weißt doch . . ."

Felix merkte es erst jetzt, daß er ihr nicht einmal die Hand zur Begrüßung gereicht hatte.

Das Mädchen kam herein mit der brennenden Lampe.

Alma Kurthe warf einen einzigen kurzen Blick auf Felix. Sie sah seine veränderte Silhouette, die elegante Kleidung, der ein guter unbekannter Duft entströmte. Sie erfaßte all die Veränderung an ihm in dem Bruchteil einer Sekunde, und sie wendete sich ab, schloß das Fenster, zog die Vorhänge zu und machte sich mit abgewandtem Gesicht so lange zu schaffen, als nötig war, um ihm wieder gefaßt und ruhig gegenüber zu stehen.

„Den Arzt habe ich schon gesprochen. Er sagt, wir brauchten uns nicht zu ängstigen. Es wäre nur hochgradige Erschöpfung. Ottilie muß vorläufig ganz aussetzen mit dem Unterricht."

„Ja . . .", sagte Felix tonlos.

„Und nun meine ich folgendes: sowie Ottilie auf den Füßen ist, kommt sie mit dem Vater zu uns nach Glogau. Du weißt doch, Papa hat bei der Stadt ein kleines Sommer-



häuschen mit Garten. Dort werde ich sie ganz gesund pflegen."

„Ja . . .", wiederholte Felix.

Er durfte nichts anderes sagen. Es war der einzige, rettende Ausweg. Aber daß er gerade von dieser Seite kam. Es war keine Rührung in ihm, nur Wut, daß er so gefesselt war, sich nicht wehren konnte, nicht wehren durfte gegen diese Güte.

Alma Kurthe sprach, als gehörte sie untrennbar zur Familie. Entwarf den genaueren Plan, traf Bestimmungen. Leise und sicher. Durch die halbangelehnte Tür hörte Felix Ottiliens schwere, stöhnende Atemzüge.

Er rechnete im Geiste nach, was er verdient hatte in diesem Winter. Es wäre übergenug gewesen, um Ottilie und dem Vater einen sorglosen Sommer in guter Pflege zu bereiten.

Augenblicklich aber hatte er keinen Pfennig, nur Papiere, die schwer wie Blei lagen. In den letzten Wochen hatte er sinnlos gelebt. Und sein Verdienst an der Börse hatte nicht immer gedeckt, was er verbrauchte. Ein paar Schulden hatte er nicht vermeiden können.

„Deinen Sommerurlaub verbringst du doch auch bei uns?"

Sie sagte das ganz nebensächlich, mit der gleichen ruhigen Selbstverständlichkeit, mit der sie den Kunden zu Hause sagte: „Die Rechnung lege ich wohl gleich bei." Eine andere Antwort als: „ja, natürlich" schien kaum denkbar.

Felix überhörte die Worte und fragte nach Herrn Kurthe.

„Na, du weißt ja, Felix, sein Ohrenleiden macht ihn borstig. Manchmal kann man ihm nichts recht machen, dich stellt er dann immer als unerreichbares Muster auf."

Es war offenbar, sie wollte ihm schmeicheln, wollte ihn wieder hineinziehen in die Interessen des Geschäftes. Sie sprach von den Kunden, von den neuen Anschaffungen, den Konzerten. (Fortsetzung folgt.)

Technische Rekorde.

Von Hans Dominik.

Der Rekord ist in unserer Vorstellung zunächst eng mit dem Sport verbunden. Wir denken dabei an den höchsten Sprung, an das schnellste Pferd oder das stärkste Automobil. Aber sobald wir nur das deutsche Wort Gipfelleistung für den Rekord setzen, leuchtet wohl ein, daß der Begriff nicht untrennbar mit dem Sport verbunden zu sein braucht, daß schließlich auf jedem Gebiet Gipfelleistungen möglich sind, wenn man es auch nicht gerade goutieren wird, etwa die Sixtinische Madonna als einen Rekord der Malkunst oder Goethes Faust als einen Rekord der Poesie zu bezeichnen.

Die Technik ist weniger spröde. Sie hat das Wort frisch und munter angenommen, und technische Rekorde sind heute in großer Zahl vorhanden und zu verzeichnen. Zunächst auf Gebieten, auf denen sich Technik und Sport nahe begegnen, vornehmlich auf dem Gebiet des Transportes und des Verkehrswesens, aber dann auch weiterhin auf tausend andern Arbeitsfeldern.

Das Pferd gilt dem Sportmann der alten Schule noch heute als das würdigste, ja vielleicht als das allein würdige Objekt wahren Sports. Und als die Technik mit der Erfindung der Dampfmaschine bescheidenen Anfang nahm, da mußte sie sich alsbald einen Vergleich ihrer Leistungen mit denen des Pferdes gefallen lassen, und die Pferdestärke wurde das Maß für die technische Arbeit. Nun begann ein Wettstreit, der im Laufe von hundert Jahren technische Rekorde hervorbrachte, die die Leistungen der Natur weit hinter sich lassen. Das lebendige Pferd war stark, und wenn trotzdem die Leistung des einen nicht reichte, so spannte man ihrer mehrere an die Deichsel- oder Göpelstange, und so hatten wir schließlich 16pferdige Göpelwerke oder 12pferdige Gespanne. Aber die Sache fand verhältnismäßig bald eine natürliche Grenze. 16 Pferde beanspruchen Platz, und außerdem hat jedes Pferd seinen eigenen Kopf und folgt nicht immer dem Willen des Lenkers. Das einfache Rechenexempel, daß 16 lebendige Pferde sechzehnmal so viel leisten wie ein Pferd, stimmt daher nicht, und eine weitere Vergrößerung der Gespanne, etwa auf 25- oder 50pferdige, war wenig empfehlenswert. — Bei der Dampfmaschine war es anders. Das Maschinenpferd hat keinen eigenen Kopf und nimmt sehr wenig Platz fort. So konnten die ersten Konstrukteure, die Watt und Genossen, bereits 50- bis 100pferdige Maschinen herstellen, und ein Jahrhundert hat diese Leistung vertausendfacht. Die Maschinen unserer größten Ozeandampfer leisten bei voller Beanspruchung 50 000 Pferde und sind dabei auf einen Raum zusammengedrängt, auf dem nicht 1000 lebendige Pferde Platz fänden, auf dem nicht 100 lebendige Pferde arbeiten könnten. Und im 20. Jahrhundert ist diese Zusammendrängung der Kraft in räumlicher Beziehung noch weiter getrieben worden. Das große Elektrizitätswerk in Chikago erzeugt in einem Gebäude von etwa 200 Meter Länge und 50 Meter Breite 200 000 Pferdestärken. Wenn man sich 200 000 lebendige Pferde vorstellt und Nase an Schwanz so hintereinanderstellt, daß auf jedes Pferd 4 Meter entfallen, so bekommen wir eine Reihe von 800 Kilometer, eine Strecke, die von Berlin bis zur französischen Grenze reicht. Diese lebendigen Pferde würde aber auch ein Ramses aus der pyramidenbauenden Dynastie ägyptischer Könige nicht zum gemeinsamen Arbeiten zwingen, während die 200 000 Maschinenpferde der Edisonzentrale einem Druck der Hand willig gehorchen und von einem Kinde gelenkt werden können. Das ist ein technischer Rekord.

Und dann das Gewicht. Das lebendige Pferd mag im Durchschnitt 400 Kilogramm wiegen. Als die Technik anfing, Maschinenpferde zu bauen, da waren sie viel schwerer als die lebendigen Pferde. Da standen im bergbauenden Lande Cornwallis die alten ungeheuren Niederdruckmaschinen, die sehr viel schwerer waren als gleichstarke Pferdegespanne. Aber dann kam James Watt, es kam die Hochdruckmaschine, und die Technik schlug den Rekord der Natur um 100 v. H. und brachte das Maschinengewicht für die Pferdestärke auf 200 Kilogramm herunter. Dann kamen die Erfinder der Explosionsmotoren, die Otto, Daimler und Benz, und in



einem Menschenalter fiel das Gewicht des Maschinenpferdes auf 10 Kilogramm, auf den vierzigsten Teil des natürlichen Gewichts. Und dann kamen die Rennfahrer, kamen die Konstrukteure von Motorluftschiffen und Motordrachen, und als 9 Jahre des 20. Jahrhunderts ins Land gegangen waren, stand der technische Rekord auf 1,5 Kilogramm für die Pferdestärke. Die technische Höchstleistung überbot die Natur um das gut Sechzehnfache, sie gab aus einem Gewicht von 1500 Grammen die gleiche Arbeit, wie die Natur aus 400 Kilogrammen. Wieder ein technischer Rekord.

Dann kam die Schnelligkeit. Die alten Cornwallis-Maschinen standen schwerfällig an ihrem Ort und konnten überhaupt nicht laufen. Unter Trevithik und anderen begannen die schüchternen ersten Laufversuche, und Dampflokomotiven krochen mühsam über den geschienten Weg, in Wahrheit an Krücken gehend wie ein lahmer Mann. Den altenglischen Edelleuten, die mit ihrem Vollblut in der Minute beinahe die englische Meile hinter sich brachten, konnte das freilich wenig imponieren. Aber das Dampfmaschinchen lernte allmählich laufen und schließlich auch traben und rennen. Als die große Lokomotivschlacht bei Rainhill geschlagen wurde, da waren die Dampfmaschinen bereits unter sich, und die vierpferdige Postkutsche befand sich unter den trauernden Zurückgebliebenen. Und dann ging es weiter. Von 25 Kilometer kam man auf 50 und 100, und das schnellste englische Rennpferd konnte der Dampflokomotive nicht mehr folgen. Wieder ein Rekord. Aber noch waren Adler, Taube und Schwalbe die schnelleren. Bis zu 40 Meter in der Sekunde wurde die Geschwindigkeit dieser Vögel geschätzt.

Da trat der Elektromotor die Erbschaft der Dampfmaschine an. 3000 elektrische Pferde wurden in einen einzelnen Wagen gepackt, und nun sauste der mit 210 Kilometer in der Stunde über den geschienten Weg dahin. Das war eine Schnelligkeit von 58 Meter in der Sekunde, eine Leistung, die sich in der belebten Natur nicht wiederfindet, war abermals ein technischer Rekord. Nach Raumbedarf, Gewicht und Schnelligkeit war die lebendige Natur entscheidend geschlagen. In der Ausdauer war sie es von Anfang an. Das arbeitende Pferd verlangt nach achtstündiger Arbeit sechzehnstündige Ruhe. In den Edisonzentralen stehen Maschinen, die 365 Tage hindurch jeden Tag 24 Stunden gelaufen sind, die ein Jahr hindurch überhaupt nicht stillstanden, und die dann nur stillgesetzt wurden, um nachgesehen zu werden und nach wenigen Stunden eine neue Arbeit von Jahresdauer zu beginnen. Auch hier ein Rekord. Wo immer die Natur mit der Technik in Konkurrenz trat, da ist sie hoffnungslos geschlagen.

Die Technik mußte andere Maßstäbe für ihre Leistungen suchen. Nun weiß aber jeder Kricketspieler, wie man es macht, wenn man keinen Partner mehr hat. Man spielt entweder mit Oberst Baxter oder mit dem eigenen Rekord. Oberst Baxter ist eine fingierte Figur, ein alter, würdiger Herr, der freilich nur in der Idee der Kricketspieler existiert, der dafür aber auch fortwährend gute und einer schönen Normalleistung entsprechende Schläge macht. Wenn man also diesen idealen Oberst als Partner annimmt, so muß man selbst sehr gut spielen, wenn man nicht ins Hintertreffen geraten will.

Etwas Aehnliches hat nun die Technik getan. An Stelle des Obersten Baxter, den sie dem Kricketspieler nicht rauben wollte, führte sie gewisse normale Bestimmungen und Forderungen ein, die an irgendeine Konstruktion gestellt werden müssen, wenn anders sie lebens- und konkurrenzfähig sein soll. So verlangte man z. B. von einer elektrischen Kraftübertragung, daß allerhöchstens 10 v. H. der gesamten Arbeit in den Fernleitungen verloren werden dürfe, wenn die Anlage noch als gut angesehen werden solle. Diese 10 v. H. normalen Spannungsabfalls, das war Oberst Baxter in der Technik, und die Techniker hatten nun mit ihm zu spielen, hatten zu zeigen, daß sie diese 10 v. H. auch leisten könnten. Das ging nun zuerst nur in der Nähe, während die Verluste bei größeren Entfernungen sehr viel stärker wurden. Die Technik kannte aber das Mittel, um wirtschaftlich zu werden. Es hieß: Erhöhung der Betriebspannung. Ganz vorsichtig hatten die alten Elektrotechniker mit 65 Volt angefangen. Allmählich hatte man die Spannung der Gleichstromanlagen auf 110, 220 und schließlich 800 Volt erhöht. Dann kam die Wechselstromtechnik, spielte mit Tausenden von Volt und brachte uns im Jahre 1891 die Fernübertragung Lauffen—Frankfurt mit 20 000 Volt. Damals ein vielbestaunter Rekord, ein Rekord, der überdies an einem sogenannten Angstbetrieb, dessen Niederbruch man jeden Moment fürchten mußte, aufgestellt worden war. Bald lernte man aber noch höhere Spannungen mit Sicherheit meistern. Viele Tausende von Pferdestärken wurden vom Niagara aus mit 60 000 Volt übertragen, und zurzeit wird eine Anlage mit 108 000 Volt in Betrieb genommen. Ein technischer Rekord, die volle Beherrschung von Spannungen, die dem Blitz nicht mehr unähnlich sind, denen gegenüber die Luft bereits als Leiter versagt, und die dennoch über viele hundert Kilometer sicher am Draht geleitet werden, während der Blitz ja, wie männiglich und leider bekannt, seine eigenen und nicht immer angenehmen Wege geht.

Nicht nur die praktische Technik kennt solche Rekorde. Auch die Physik bringt bisweilen Leistungen, die die Natur weit hinter sich lassen. Der dünnste Faden, den wir in der Natur kennen, ist wohl der Spinnenfaden, der aus der einzelnen Drüse tritt, und deren mehrere die Spinne mit ihren Füßen zu einem stärkeren Faden verdrillt. Nun stand auch ein Physiker vor der Aufgabe, einen möglichst feinen Metallfaden zu beschaffen. Er stellte sich eine Gußform her in Gestalt eines Hohlzylinders von etwa 20 Zentimeter Höhe und 10 Zentimeter lichter Weite. In diese Form spannte er genau in der Achse einen Platindraht von einem halben Millimeter Durchmesser ein und goß sie dann mit flüssigem Silber aus. Nun steckte er den so erhaltenen Silberzylinder mit der feinen Platinseele in ein Walzwerk und walzte ihn zu Stangen und Drähten aus und zog Teile des Drahtes durch Zieheisen und gebohrte Diamanten, bis er schließlich einen Draht von einem zwanzigstel Millimeter Durchmesser erhielt. Dieser nun wurde in verdünnte Salpetersäure geworfen. Das Silber löste sich, und es blieb die feine Platinseele, welche jetzt den vierhundertsten Teil von einem zwanzigstel Millimeter, d. h. ein achttausendstel Millimeter, dick war. Ein künstlicher Faden, der das Gewebe der Spinne an Feinheit gewaltig übertraf. Wiederum eine jener Gipfelleistungen, die Geschick und Geist in Verbindung mit Tatkraft und Zähigkeit noch stets zu erreichen vermochten.



Amerikanische Damen-Colleges.

Von Maynard Butler. — Hierzu 7 Abbildungen.

Unter den sechs bedeutendsten Colleges für Damen in den Vereinigten Staaten, die Vassar, Barnard, Smith, Wellesley, Bryn Mawr und Radcliffe heißen, sind Bryn Mawr in der Nähe von Philadelphia und Radcliffe bei Boston die hauptsächlichsten sowohl in wissenschaftlicher Beziehung wie im gesellschaftlichen Rang.

Beide sind typisch für die zwei Arten der Organisation, nach der Damen-Colleges in Amerika verwaltet werden. Bryn Mawr ist nämlich vollständig unabhängig von irgendeiner Universität und eine vollkommene Lehranstalt für sich, Radcliffe aber ist ein Zweig der Harvard-Universität und steht unter ihrer Leitung und Kontrolle.

Bryn Mawr mit seinem keltischen Namen ist seit dem Tage seines Anfangs glücklich gewesen, indem sein Gründer das Grundstück und einen Teil seines großen Vermögens zum Bau und zur Erhaltung der dazugehörenden Gebäude gab, ohne jegliche Bedingungen, nur mit dem einzigen Vorbehalt, daß die Mitglieder des Aufsichtsrats „Freunde" sein sollten, das heißt eigentlich Quaker oder „Friends", wie die Anhänger William Penns im Staat Pennsylvanien genannt werden.

Diese waren aber nicht verpflichtet, das College zum Quaker-College zu machen, sie haben es daher im Jahre 1880, nach dem Tode des Gründers Dr. Joseph Taylor, als vollständig freie Lehranstalt im Staat Pennsylvanien inkorporieren lassen. Im Jahre 1884 wurden ein Rektor und ein Dekan gewählt, und im Herbst des Jahres 1885 wurden die Kurse eröffnet.

Die Stadt Bryn Mawr, nach der das College genannt wird, liegt ungefähr fünf englische Meilen von Philadelphia, und die Fahrten dahin, ob mit der Eisenbahn oder im Wagen zurückgelegt, gehören zu den schönsten im Staate Pennsylvanien, der für seine hübschen Landschaften berühmt ist. Landhaus an Landhaus, Farm an Farm bedecken die Hügel und die hohen Täler von jeder Seite.

Die Besitzungen des College liegen ungefähr 400 Fuß über dem Meer und umschließen 52 Hektar mit zwei Sportfeldern und 10 Gebäuden. Diese Gebäude, die Halls genannt werden, heißen Taylor, Dalton, das Gymnasium, die Bibliothek, Merion, Radnor, Denbigh, East Pembroke, West Pembroke und Rockefeller. Die sechs zuletzt genannten werden ausschließlich als Wohnungen für die Studentinnen gebraucht.

Nichts könnte die Richtung der modernen Erziehung für Mädchen und die amerikanischen Ideen von Komfort besser zeigen als die Einrichtung und die Ausstattung der Schlaf-, Studier- und Vergnügungzimmer dieser Halls. Ihre Lage im Park, die schön gehaltenen Rasen, die breiten Korridore mit Dampfheizung, das elektrische Licht, das große Refektorium, die Gesellschaftsräume, Teezimmer, Frühstückzimmer für die Studentinnen, die auswärts wohnen; die Badezimmer, die „Mail-Chute", durch die die Briefe an das Postzentrum des College geliefert werden; und in dem neusten der Gebäude, das dem College von Herrn John Rockefeller geschenkt wurde, selbst ein Raum für eine Friseurin — dies alles bedeutet eine Mannigfaltigkeit, die der erste Kämpfer für die höhere Erziehung der Frau, der große Lordkanzler Heinrichs VIII, Sir Thomas More, nie erträumt hätte. Denn dieser Mann hat in der zärtlichen Liebe zu seiner Tochter Margarete und aus dem wunderbaren Umfang seiner Gedankenwelt heraus, die seiner Zeit weit vorausreichte, einen Lehrplan für den Gebrauch des Erziehers seiner Kinder ausgedacht und zusammengesetzt, der bis zum heutigen Tag als Grundlage und Führer aller Erziehung dienen könnte.

Aber von den Verwandten und Freunden der fünf jungen deutschen Damen, denen Bryn Mawr künftig für eine Reihe von Jahren Erziehung und alle Privilegien seiner Laboratorien und wissenschaftlichen Sammlungen gänzlich frei stellt, wird wohl nicht vermutet, daß diese in eine Welt des Luxus eintreten.

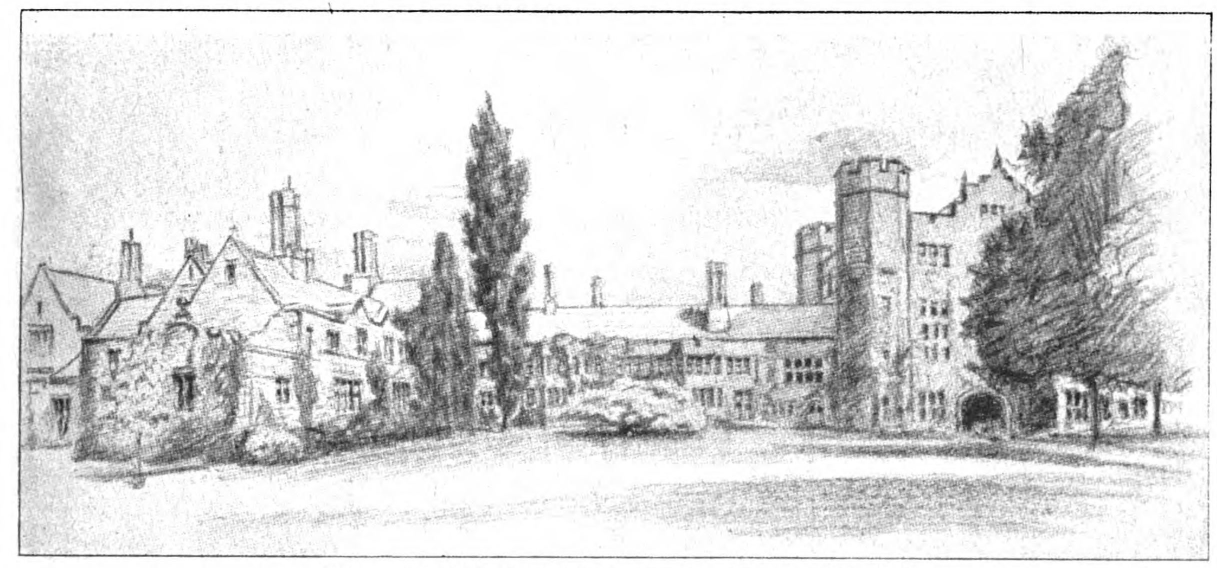
Drei Klassen Studentinnen besuchen das College: Graduates, Undergraduates und Hearers. Graduates sind solche, die außergewöhnliche wissenschaftliche oder philologische Arbeiten machen wollen, und die schon ein Examen an einem andern College oder an einer Universität von Ruf in den Vereinigten Staaten oder in irgendeinem andern Lande gemacht haben. Zu diesen werden die Besitzerinnen der elf Resident Fellowships gerechnet; diese Fellowships werden jährlich durch Examen gewonnen und haben den Wert von 525 Dollar (2 200 M.). Sie werden für ausgezeichnete Leistungen in den griechischen, lateinischen, englischen, romanischen und deutschen Sprachen, in der germanischen Philosophie, in der Geschichte, der Politik, der volkswirtschaftlichen Oekonomie, der Chemie oder Biologie gegeben. Außer diesen Fellowships werden auch 18 Scholarships jährlich unter den Graduates geteilt, und zwar dadurch, daß die Professoren der soeben genannten Fächer jene Kandidaten auswählen, die nach den erfolgreichen Kandidaten für die elf Fellowships das beste Examen gemacht haben.

Jeder Scholarship hat den Wert von 200 Dollar (800 Mark) jährlich. Beide, Fellows und Scholars, sind verpflichtet, bei allen Collegeexamen zu assistieren, eine Stunde wöchentlich in den einzelnen Bibliotheken der Seminare zuzubringen, bei allen Collegefunktionen anwesend zu sein und akademisches Gewand und „Mortarboard" zu tragen. „Mortarboard" heißt nämlich die viereckige Mütze, die in allen englischen und amerikanischen Universitäten mit dem schwarzseidenen Gewand von Professoren und Studenten getragen wird. Undergraduates, die den größten Teil der Studierenden bilden, sind jene, die die Absicht haben, den vorgeschriebenen Kursus von vier Jahren zu vollenden und den Grad Baccalaureus zu erreichen.

Solche Studentinnen werden in jedem Alter zugelassen, wenn sie die Bedingungen der Immatrikulation erfüllen können.

In dieser Hinsicht unterscheidet sich Bryn Mawr von fast allen andern amerikanischen Colleges und Universitäten, die in der Regel die Vollendung des 16. oder 18. Lebensjahres als Bedingung des Zulassens zum Immatrikulationsexamen verlangen.

Hörerinnen (Hearers) sind wie an den deutschen Universitäten jene, die teilnehmen wollen an besonderen Vorlesungen; aber in Bryn Mawr werden sie durch einige Beschränkungen gebunden, die diesem College eigen sind: daß sie z. B. das Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht haben müssen, daß sie nur in den Halls



Das amerikanische Damen-College Bryn Mawr: Pembroke-Hall.

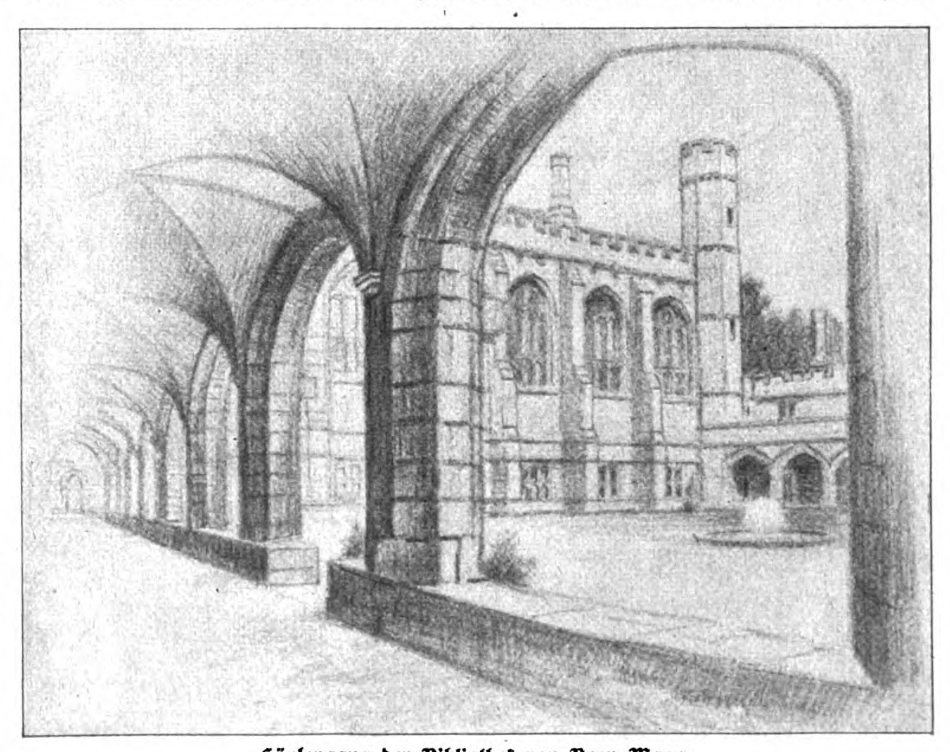
wohnen dürfen, im Falle Zimmer leer sind, die von Undergraduates, Fellows und Scholars nicht gewünscht werden, daß ihnen auf Verlangen eines Professors oder Lektors der Besuch seiner Vorlesungen verweigert werden kann.

Das Immatrikulationsexamen wird zweimal im Jahr in den Vereinigten Staaten und einmal im Jahr in England gehalten. Auch durch Uebereinkommen mit der Frau Präsidentin und dem akademischen Konzilium darf es in besonderen Fällen in andern Ländern stattfinden; im Jahre 1907 z. B. wurde ein solches in weiter Ferne, nämlich in Tarsus, Kleinasien, gehalten.

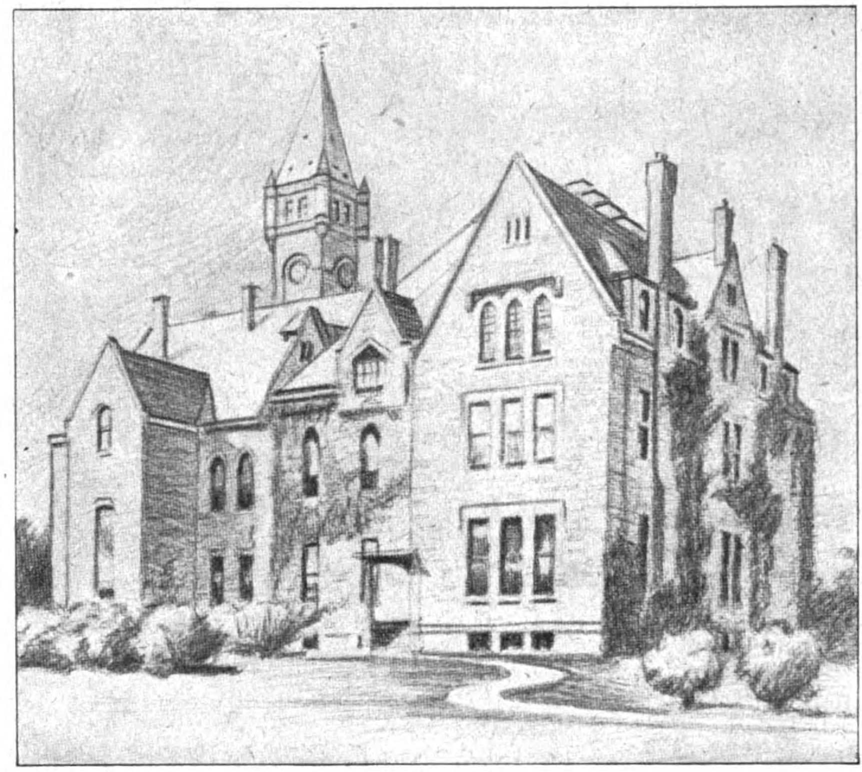
Bryn Mawr verleiht den Titel Master of Arts (M. A.), um den nur solche sich bewerben dürfen, die schon den Grad Bachelor of Arts (B. A.) von Bryn Mawr selbst erhalten haben, sowie den Doppeltitel Doktor of Philosophy and Master of Arts, der nicht nur den M. A., sondern auch jenen Besitzerinnen des Titels B. A. verliehen wird, die das akademische Konzilium in den vorgeschriebenen Bedingungen zufriedenstellen können. Die Bedingungen dieses Doppeltitels sind aber äußerst streng, ohne Zweifel mit Absicht; denn Bryn Mawr ist stolz auf seinen hohen Rang in der gelehrten Welt und will ihn unter allen Umständen aufrechterhalten.

Die hauptsächlichsten Fächer des bestimmten Kursus von vier Jahren werden auf eine Weise gruppiert, die Bryn Mawr von der Johns Hopkins-Universität zu Baltimore entliehen hat, und werden in obligatorische und wahlfreie Kurse eingeteilt. Von den wahlfreien Kursen sind zehn Stunden wöchentlich während der Zeit eines akademischen Jahres für jede Studentin erlaubt, und die Art und Weise, wie sie diese Stunden auf die vier Jahre verteilt, wird ihr selbst überlassen.

Ungefähr 72 ordentliche und außerordentliche Professoren vertreten die verschiedenen Fächer, unter ihnen sind 37 Damen. Unter den Herren sind zwei Doktoren der Philosophie der Universitäten von Berlin und Göttingen, fünf Gelehrte der Universitäten von Oxford



Säulengang der Bibliothek von Bryn Mawr



Taylor-Hall.

Hockey und Tennis, im Winter spielen sie Wasserpolo, Lacrosse, schwimmen, fechten, rennen und laufen Schlittschuh, im Frühling spielen sie Basketball, Kricket und Tennis. Zum Schlittschuhlaufen wird ein Teil des Sportfelds im Winter hergerichtet.

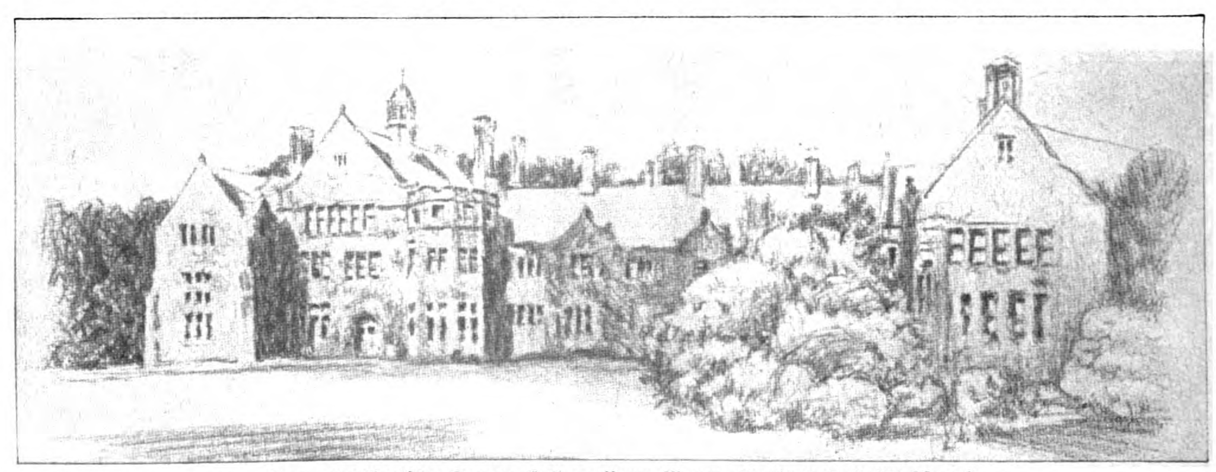
Noch ein Wort in bezug auf die Ausgaben der Undergraduates und Hörerinnen; diese stellen sich für die Vorlesungen auf 200 Dollar (800 Mark) jährlich, für die Graduates, die sechs Vorlesungen wöchentlich beiwohnen, stellen sie sich auf 125 Dollar (500 Mark) jährlich, für den Gebrauch der Laboratorien bezahlen die Studentinnen aller Klassen die gleichen Summen von 10—18 Dollar (40—72 Mark) im Semester.

Undergraduates müssen in den College-Halls wohnen, wenn sie nicht bei ihren Eltern oder Verwandten in oder bei Philadelphia zu Hause sind. Für diese Wohnungen, die aus zwei Schlafzimmern und einem Studierzimmer für je zwei Studentinnen bestehen, mit Heizung, Licht und Möbel inbegriffen, bezahlen die jungen Damen 300—325 Dollar jährlich. Die ganze Summe also, die eine Studierende jährlich ausgibt, beträgt etwa 2200 Mark. Wie schon erwähnt, wird in Bryn Mawr-College fünf jungen deutschen Damen von jetzt an auf eine Reihe von Jahren Gelegenheit geboten, eine höhere Erziehung gänzlich frei zu genießen und ein bezauberndes Universitätsleben durchzumachen.

und Cambridge, St. Andrews und Dublin, drei von Zürich und Neuchâtel, einer von der Universität von Paris, einer von Toronto, Kanada, die übrigen sind Doktoren der Philosophie von den amerikanischen Universitäten Harvard, Yale, Columbia, Johns Hopkins und Cornell. Die Präsidentin des College ist Miß M. Carey Thomas, die ihre Grade in Leipzig, am Collège de France, Johns Hopkins und Cornell erworben hat.

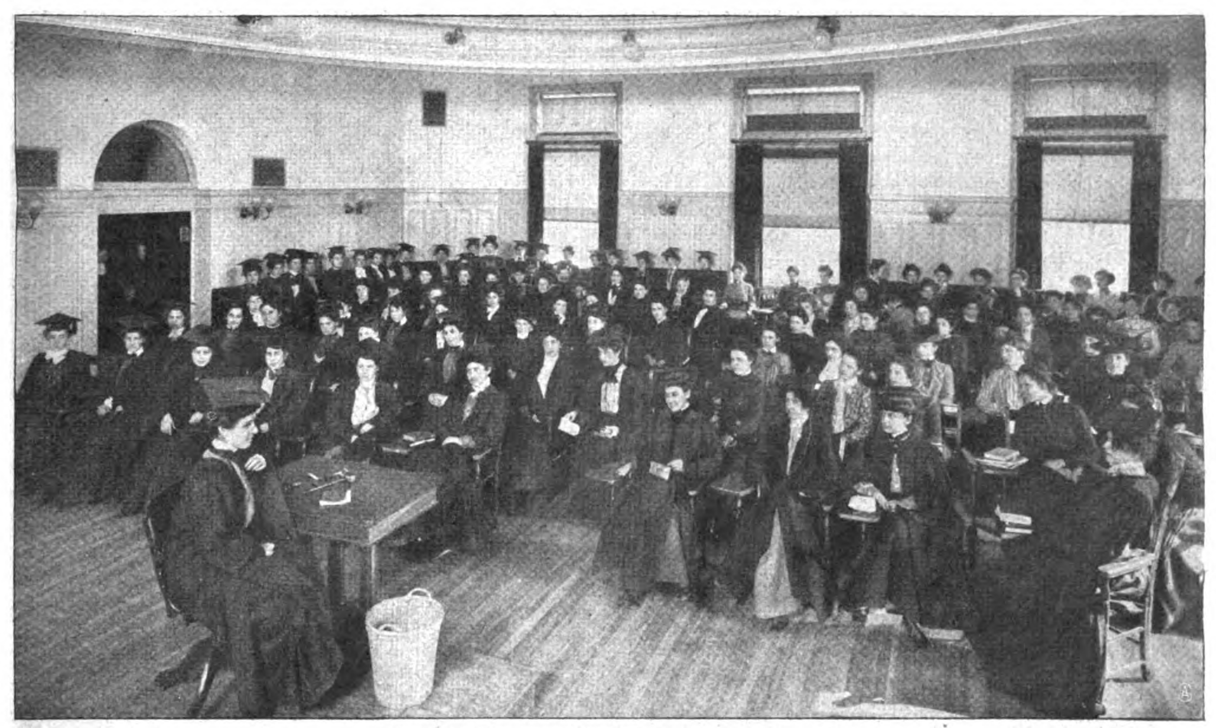
Strenge Aufsicht wird über die Gesundheit der Studentinnen geübt, und alle, ob Undergraduates, Graduates oder Hearers, sind verpflichtet, bestimmte gymnastische Uebungen zu machen. Sport wird eifrig getrieben und steht wie in allen amerikanischen Colleges und Universitäten unter der Leitung eines akademischen Vereins. Im Herbst reiten die Studentinnen, spielen

Radcliffe College, nach Anne Radcliffe, einer englischen Dame, genannt, die im 17. Jahrhundert Geld für Erziehungzwecke in den amerikanischen Kolonien gab, verdankt seinen Anfang der Frau Professor Elisabeth Agassiz, der Witwe des berühmten Naturalisten. Durch ihren Enthusiasmus für die höhere Erziehung der Frau und noch mehr durch ihre Energie wurde



Das amerikanische Damen-College Bryn Mawr: Denbigh-Hall (Westfront).



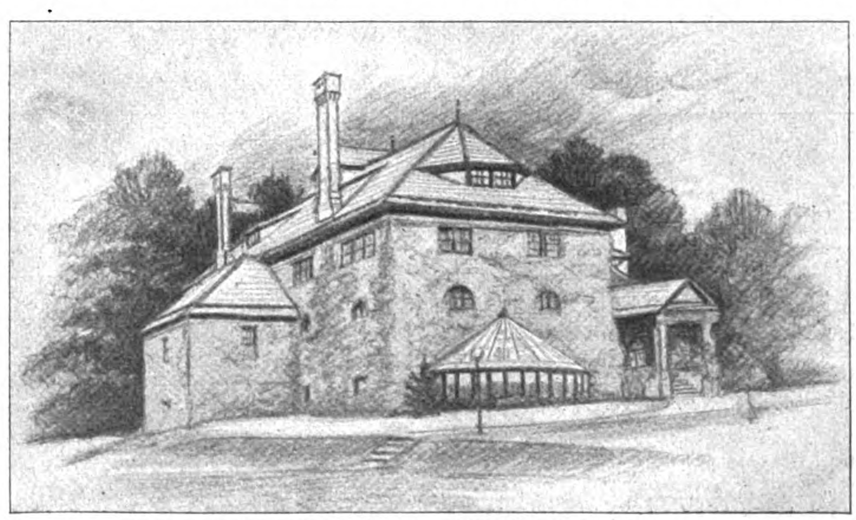


Eine Vorlesung im Barnard-College in Neuyork.

das jetzige College im Jahre 1879 als Zweig oder, wie es damals halb spöttisch bezeichnet wurde, als „Annex“ der Harvard-Universität gegründet. Von der Güte einiger Professoren abhängig, mietete Frau Professor Agassiz und andere vermögende Damen ein altes Familienhaus auf dem sogenannten Appian-Way in Cambridge und richtete es zu Vorlesungen ein. In diesem Hause, immer noch als „Annex“ betrachtet, blieb die Organisation bis 1894, in welchem Jahre sie von dem Staat Massachusetts inkorporiert wurde als „ein College“, das berechtigt war, „die höhere Erziehung und jede Gelegenheit eines College-Lebens Damen zu erteilen“, und zwar: „in dem vollen Grad“, wie alle „vom Commonwealth von Massachusetts inkorporierten Universitäten dieses Recht genießen“, vorausgesetzt, daß kein Titel verliehen werden sollte ohne Zustimmung des Rektors und der Fakultät der Harvard-Universität. Dieser Akt stipulierte auch, daß der Rektor und die Fakultät von Harvard ein Konzilium bilden sollten, das danach die Autorität besitzt, den Graduates von Radcliffe-College Titel zu verleihen und ihre Zeugnisse mit den Siegeln der Universität zu versehen. Alles also, was Radcliffe anbetrifft, liegt in den Händen der Behörde der Harvard-Universität, alle Professoren, Privatdozenten und Lektoren, die an dem College tätig sind, werden von Harvard angestellt und können von Harvard entfernt werden. Dieser direkte organische Zusammenhang, eng und streng wie er ist, stört aber nicht im geringsten die Individualität von Radcliffe, und mit Stolz erklären seine Studierenden, daß sie „Harvard-Men“ und „Radcliffe-Women“ sind.

Die Verwaltung von Radcliffe besteht aus einem akademischen Konzilium, einer unbestimmten Zahl von Ehrenmitgliedern, einem Rektor oder Präsidenten, einem Dekan, einem Schatzmeister, einem Sekretär, einem Bibliothekar, einem Direktor des Gymnasiums und den Leiterinnen der Halls of Residence.

Das Immatrikulationsexamen zu Radcliffe verlangt genau die gleichen Fächer wie das der Harvard-Universität. Die Kurse werden in drei Klassen geteilt: jene, die hauptsächlich für Undergraduates bestimmt sind, jene, die für Undergraduates im Zusammen-



Das Gymnasium von Radcliffe-College.

hang mit Graduates bestimmt sind, und jene, die nur von Graduates durchgemacht werden. Die Titel, die Radcliffe verleiht, sind Bachelor of Arts und Master of Arts.

Die eigentlichen jährlichen Ausgaben einer Studentin sind im großen ganzen ungefähr die gleichen wie die zu Bryn Mawr, aber die Ausgaben für die in den Laboratorien unternommenen Arbeiten sind größer. Und mit Grund. Denn Zutritt zu solchen prächtigen Einrichtungen für die verschiedensten wissenschaftlichen Zwecke, wie sie die Harvard-Universität besitzt, findet man vielleicht nirgend anderswo in der ganzen Welt. erste für die beste metrische Uebersetzung aus dem Griechischen, der zweite für die beste These über die englische Sprache oder englische moderne Literatur und der dritte für „the best original Work" (die beste Originalarbeit) in irgendeinem Fache.

Das Immatrikulationsexamen für Radcliffe kann in vielen Staaten der Union, in Hawai, England und Deutschland gemacht werden.

Die Vorlesungen werden meistenteils in dem Gebäude des alten „Annex" gehalten, chemische Experimente und andere wissenschaftliche Arbeiten werden,

Eine Zeremonie in einem amerikanischen Damen-College.

wie gesagt, in den Laboratorien von Harvard gemacht, die nach jeder Richtung hin vorzüglich eingerichtet sind.

Der jetzige Rektor ist Professor Russell Briggs. In diesem Jahr hat sich der Dekan Miß Agnes Irwin LL. D. zurückgezogen, dieses Amt wird also zeitweilig von dem Ehrensekretär bekleidet.

Die Besitzungen von Radcliffe sind von dem einen Hause bis zu großen Ländereien in Cambridge, einer prachtvollen Bibliothek, einem Gymnasium, einem Klubhaus und zwei Halls of Residence gewachsen, die Zahl der Studierenden ist von 27 im Jahre 1879 bis auf 456 im Jahre 1909 gestiegen.

Die Berechtigung, in diesen Laboratorien zu arbeiten, kostet 30—200 Dollar (120—800 Mark) jährlich. Radcliffe hat mehrere wertvolle Stipendien, die durch Examen zu gewinnen sind. Eins, das nach dem berühmten Archäologen the Charles Eliot Norton Scholarship genannt wird, hat den Wert von 600 Dollar (2400 Mark) jährlich; ein anderes wurde gestiftet zur Erinnerung an die Witwe des Oberstbeamten von Gloucester, England, bekannt in der amerikanischen Geschichte als „Die Witwe Joanna Hoar", die im Jahr 1638 mit ihren beiden Kindern nach Neuyork kam. — Auch werden drei Preise jährlich dargeboten. Der

Shackletons Südpolexpedition.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Die erbitterten Kämpfe, die unter den Schlachtrufen „hie Cook“ — „hie Peary“ geführt werden, haben das Interesse an der Südpolexpedition des englischen Leutnants Ernest Shackleton etwas abgelenkt. Sehr zu Unrecht — denn die Erfolge dieser Expedition, die am 1. Januar 1908 von Neuseeland aus angetreten wurde und am 22. März d. J. mit der glücklichen Rückkehr sämtlicher Teilnehmer in der Halbmondbai auf Neuseeland ihr Ende gefunden hatte, stehen in der Geschichte der Polarforschung in mancher Beziehung unerreicht da. In bezug auf Fülle und Bedeutung der erzielten Erfolge kann nur die berühmte Nansensche Expedition der Shackletonschen an die Seite gestellt werden.

Auch das Buch „21 Meilen vom Südpol“, in dem Shackleton seinen Vorstoß in die Antarktis schildert, und das jetzt bei Wilhelm Süsserott in Berlin deutsch erscheint, ist ein gleichwertiges Seitenstück zu Nansens „Durch Nacht und Eis“. Hier wie dort eine intime Anschaulichkeit, die den Leser von der ersten bis zur letzten Seite fesselt, ihn die ungeheuren Strapazen der Forschungsreisenden miterleben und ihn schließlich sich mitfreuen läßt an den Errungenschaften so schwerer Kämpfe und Opfer. Aus der Fülle der aufgenommenen interessanten Photographien führen wir unsern Lesern nachstehend einige vor.

Obwohl der Zweck seiner Expedition ein rein wissenschaftlicher war, gesteht Ernest Shackleton auch für seine Person den „sentimentalen Anreiz“ zu, den das Geheimnis des Pols bietet. Wenn er dieses Geheimnis noch nicht vollkommen gelüftet, so lag das nur daran, daß er die Sicherung seiner Ausbeute doch höher stellte als ein rücksichtsloses Vordringen.

Von Neuseeland bis zum südlichen Polarkreis wurde Shackletons kleiner Expeditionsdampfer „Nimrod“ — um Kohlen zu sparen — geschleppt. Die ursprüngliche Absicht, auf King-Edwards-Land zu überwintern, wurde aufgegeben, weil das Vordringen durch schweres, dickes Packeis, das über hundert Meilen nördlich sich

Von links nach rechts: Wild, Shackleton, Marshall, Adams.

Die vier Mitglieder der Expedition, die den 88. Grad südlicher Breite erreicht haben.

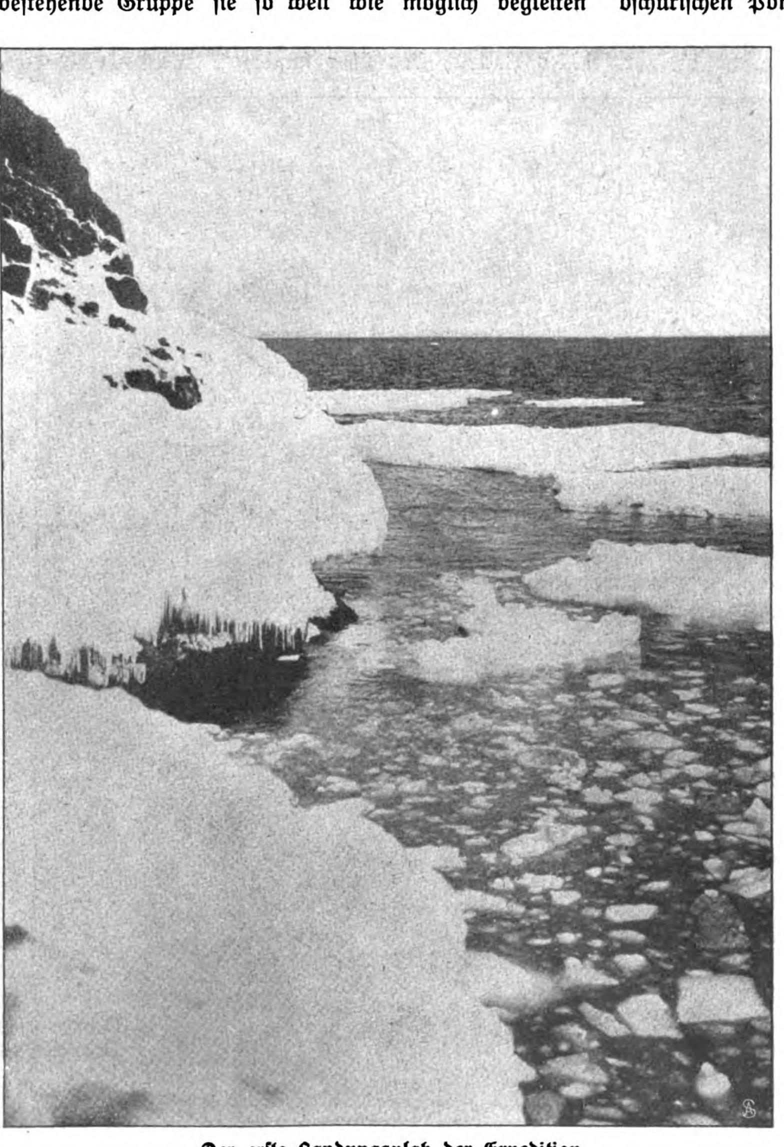


erstreckte, verhindert wurde. Die Expedition nahm auf Cape Royds ihr Winterquartier, und die untenstehende Abbildung zeigt den ersten Landungsplatz im Polargebiet. Hier wurden die Vorräte, die Ponys und das Automobil, das übrigens auf hartem Boden sich vortrefflich bewährt hat, unter heftigen Schneestürmen und in stetem Kampfe mit dem abbröckelnden Buchteneis an Land gebracht.

Etwa zwanzig Meilen entfernt, erhob sich der mächtige Vulkan Erebus, der mit seiner ewigen Rauchsäule als ein gewissenhafter und daher sehr wertvoller Indikator der oberen Luftströmungen diente. Das erste größere Unternehmen der Expedition war die „Eroberung" dieses Berges, dessen Besteigung von jeher als sehr schwierig, wenn nicht gar für unmöglich gegolten hatte. Shackleton betraute den Geologen und Magnetiker Dawid, den Arzt Mackay und Mr. Marston mit dem Versuch. Es wurde vereinbart, daß diese drei mit Proviant für zehn Tage versehen werden, und daß eine aus den Herren Adams, Marshall und Brocklehurst bestehende Gruppe sie so weit wie möglich begleiten sollte. Am 5. Mai 1908 brach die Sonderexpedition auf und kam trotz schwierigen Eises und ungeheurer Kälte ziemlich gut vorwärts. Am zweiten Tage wütete ein Blizzard, und die sechs mußten dreißig Stunden in ihren Schlafsäcken liegen. Jeder Versuch, dem Sturm zu trotzen, war mit unmittelbarer Lebensgefahr verbunden. Endlich flaute das Unwetter ab, und der Aufstieg konnte fortgesetzt werden. Alle sechs erreichten den alten Krater, über dessen südlichem Rande sich der tätige Vulkankegel erhebt; alle gesund und guter Dinge — bis auf Sir Philip Brocklehurst, dem die Zehen erfroren waren, und dem der Marsch begreiflicherweise unsägliche Qualen bereitete. Unsere Abbildung auf Seite 1973 zeigt den Tapfern auf dem Mount Erebus, hoch über den Wolken, etwa 2750 Meter über dem Meeresspiegel. Die Durchforschung des 800 Fuß tiefen alten Kraters hat überaus interessante geologische Aufschlüsse ergeben.

Im Frühjahr begannen dann die Schlittenfahrten, bei denen die unvergleichlich widerstandsfähigen mandschurischen Ponys (Abb. S. 1974) sich ganz hervorragend bewährten. Wenn sie dennoch jetzt schon bis auf vier eingegangen waren, so lag das daran, daß sie mit Vorliebe vulkanischen Sand naschten — eine Delikatesse, die selbst für Pferdemagen unverdaulich ist. Während Shackleton für den späteren Vorstoß zum Pol etwa 120 Meilen südlich vom Quartier ein Proviantdepot errichtete, unternahm Professor Dawid mit zwei Begleitern einen Zug nach dem magnetischen Südpol. Eine äußerst beschwerliche Tour, da die drei Männer zunächst 200 Meilen über Seeeis wandern und ihre Schlitten selbst ziehen mußten. Nach monatelanger Reise erreichten sie am 16. Januar 1909 den magnetischen Pol, wo als Zeichen der Annexion der Union Jack gehißt wurde. Bei der Rückkehr fanden sie den Weg durch offenes Wasser versperrt und mußten an der Küste kampieren, bis sie schließlich vom „Nimrod", den Shackleton auf die Suche geschickt hatte, gefunden und zurückgebracht wurden.

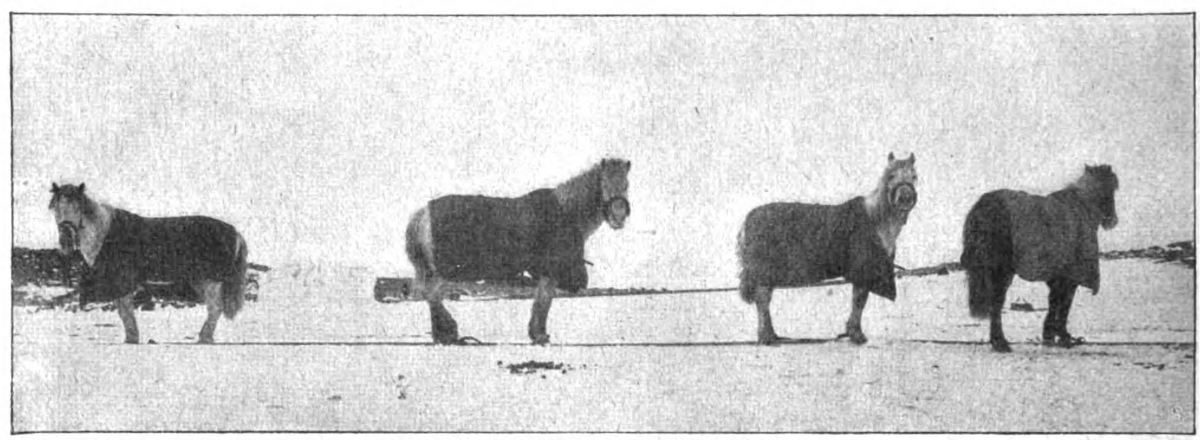
Noch ehe diese Expedition wieder im Lager ankam, war Shackleton selbst mit Leutnant Adams, Dr. Marshall und F. Wild (Abb. S. 1971) zum entscheidenden Zuge nach Süden aufgebrochen. Trotz des weichen Schnees kam man ziemlich rasch vorwärts. An vielen Stellen wurden Nahrungsdepots für die Rückkehr errichtet. Dann hatten die Reisenden Bergketten zu durchqueren, und am 8. Dezember erstiegen sie einen 4000 Fuß hohen Kegel, von dem ein ungeheurer Gletscher südwärts sich erstreckte. Auch dieser Gletscher wurde überwältigt und auf einem unteren, mehr geschützten Teil ein Depot errichtet (Abb. S. 1975), wo man alles zurückließ, was nur irgend entbehrlich war. Von jetzt ab ging es



Der erste Landungsplatz der Expedition
mit den abbrechenden und nordwärts treibenden Massen des Buchteneises.

Ueber den Wolken:

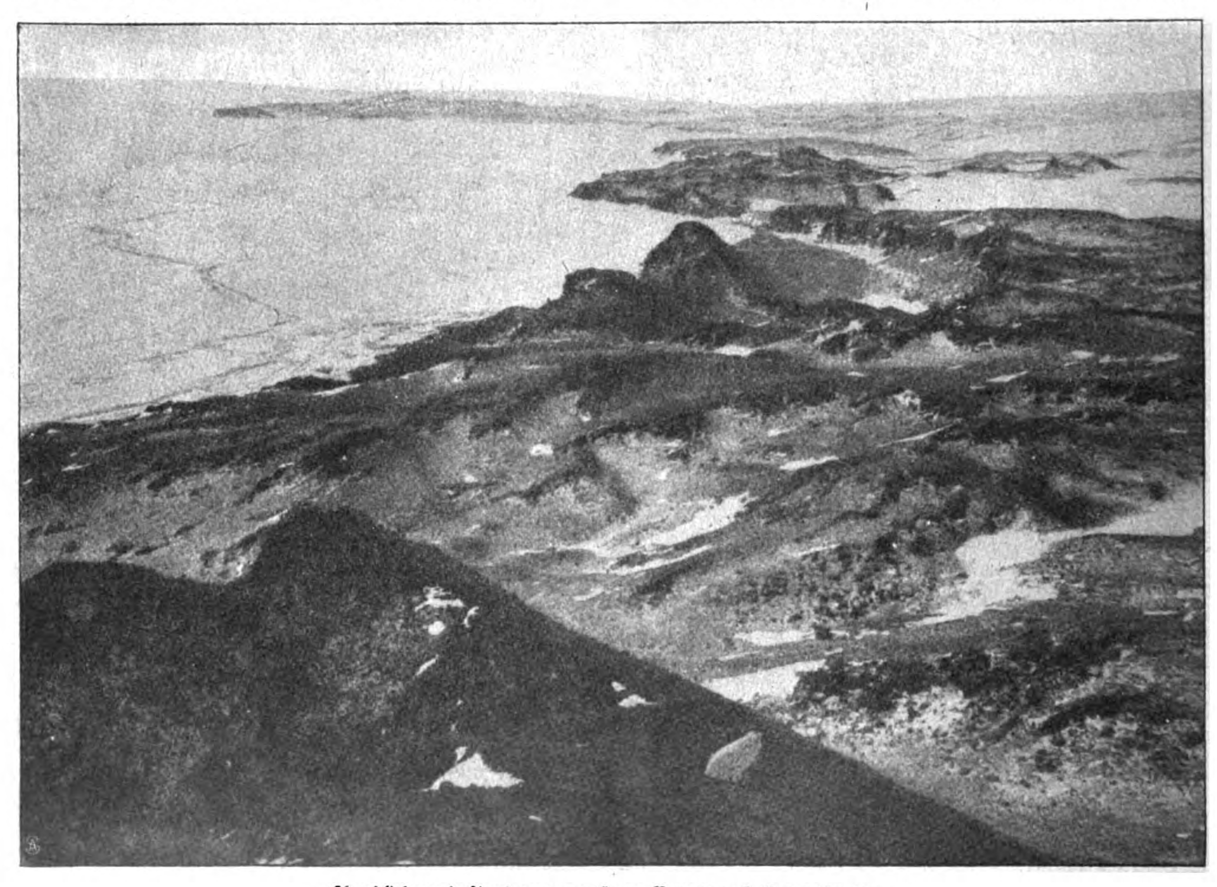
Brocklehurst, einer der Begleiter Shackletons, auf dem Mount Erebus in 2750 Meter Höhe.



Die während der Nacht angeseilten Ponys.

nur langsam vorwärts, und bei jedem Schritt drohte der Untergang. Am 7. Dezember stürzte der letzte Pony in einen Spalt — und um ein Haar wäre der Schlitten mit den Schlafsäcken mit verloren gegangen. Das wäre natürlich gleichbedeutend gewesen mit dem Tode aller Teilnehmer. Endlich erreichten sie das Inlandplateau und zogen nun über eine unendliche, blendend weiße Schneefläche dem Südpol zu. Bald aber machte sich neben der unerträglichen Kälte auch Mangel an Nahrung und Kleidung fühlbar, da man ja nur das Aeußerste mitgenommen und alles andere in dem Depot am untern Gletscher zurückgelassen hatte. Bei einem Blizzard mußten die Mitglieder der Expedition tagelang im Zelte liegen, wo sie selbst in ihren Schlafsäcken unter Frostschauern zu leiden hatten. Als am 9. Januar der Schneesturm nachließ, waren die Forscher nahezu am Ende ihrer Nahrungsmittel und damit auch am Ende ihrer Kräfte. Sie schleppten sich noch fünf Stunden südwärts, dem heiß ersehnten Ziel entgegen, dann machten sie halt und pflanzten auf 88 Grad 23 Minuten südlicher Breite die englische Flagge.

Die Rückreise war ein Martyrium. Am Morgen des 26. Januar, noch etwa dreißig Meilen vom Depot



Ausblick nach Norden von Cape Barne auf Cape Royds.

Die glatte Eisfläche war der Auslaufplatz der Ponys im Frühjahr.



Beim Depot auf dem untern Gletscher, dem Ausgangspunkt für den letzten Vorstoß.

am unteren Gletscher entfernt, war nichts Eßbares mehr vorhanden. Nur durch etwas Tee erwärmt, marschierten die Reisenden weiter — bis sie eine halbe Meile vom Depot sämtlich von Dysenterie befallen wurden und zusammenbrachen. Hier lagen sie einen ganzen Tag. Endlich erholte sich Marshall so weit, daß er das Depot erreichen und den andern Nahrung bringen konnte. Am 1. März 1909 trafen Shackleton und Wild auf dem „Nimrod“ ein, kehrten aber sofort wieder mit einer Rettungsexpedition um und holten Adams und Marshall, die erneut von Dysenterie niedergeworfen waren. Am 4. März war alles an Bord — und Shackleton nahm nach 122 Tagen zum erstenmal wieder ein Bad, was er in seinen Vorträgen und in seinem Buche mit besonderem Behagen konstatiert.

Als wichtigstes Ergebnis der Expedition kann der Nachweis gelten, daß die Existenz des großen antarktischen Kontinents nunmehr erwiesene Tatsache ist. Der große Vorstoß Shackletons hat alle Zweifel, die frühere Expeditionen noch übriggelassen, beseitigt.

Der Unbekannte.

Skizze von H. K. Starken.

Die Herren kamen aus dem Speisesaal in das Rauchzimmer herüber, in dem die Ordonnanz den Kamin entzündet hatte. In die tiefen Klubsessel, die vor dem Feuer standen, warfen sie sich hinein und setzten die Unterhaltung fort.

Der lange Südwestafrikaner hatte von seinen Erlebnissen da unten erzählt. Er war heute im richtigen Fahrwasser, und da lauschten die andern schweigend und ließen sich berichten. Von all den tausend kleinen Zufälligkeiten war zuletzt die Rede gewesen, die im Krieg über das Schicksal der Menschen, über Leben und Tod entscheiden. Bis plötzlich Merthenheim sagte: „Und doch behaupte ich, es gibt keinen Zufall, alles ist Vorherbestimmung!“

Irgendeiner widersprach: „Mir kann morgen ein Ziegelstein auf den Kopf fallen, und das weiß heut noch keine Seele!“

„Doch, einer weiß es — Ihr guter Geist!“

Der andere lachte laut auf. „Nee, Merthenheim, alles was recht ist, aber mit dem guten Geist lassen Sie mich zufrieden. Das ist Kinderstubenquasselei!“

Der Afrikaner blieb ernst: „Ich glaube aber an diese Quasseleien, wie Sie sagen, Berten, ich könnte Ihnen beweisen, daß nicht alles Zufall ist. Und wenn es mir Tausende widerlegen, mir mit Vernunftgründen kommen würden, ich würde Ihnen nur immer wieder sagen, ich glaube an ein Kismet, an eine Vorherbestimmung, ja, ich glaube an meinen ‚guten Geist‘.“

Berten lächelte: „Guter Geist ist Kohl!“ sagte er. „Wie denken Sie sich das? Schwebt der um Sie rum und paßt auf, daß Sie nicht unters Auto kommen, oder wie?“

„Ich will Ihnen erzählen. Einer oder der andere von Ihnen wird's mir dann vielleicht glauben — Sie, Berten, wahrscheinlich nicht — soll mir aber egal sein. Ich habe meinen guten Geist — meinen Beschützer gesehen — und nicht nur einmal.“

Merthenheim lehnte sich ganz in den tiefen Sessel zurück und starrte eine Weile ins Kaminfeuer. Dann begann er.

„Das letztemal war es da unten in Südwest. Wir hatten damals den Samuel Covers bei Benbintje in die vier Winde zerstreut, und ich war mit etwa zehn Reitern hinter einem Teil der Versprengten her, der Samuel sollte unter ihnen sein. Sommer war's — ich glaube Februar — und eine scheußliche Hitze. Bei Tage lagen wir irgendwo bei einem elenden Wasserloch, bei Nacht ging's weiter — immer den paar Spuren nach, die wir im Sande fanden. So kamen wir am vierten Tage nach Okiro. Die vier oder fünf Hütten waren leer und verlassen, aber wir waren froh, etwas Aehnliches wie einen Unterschlupf zu finden.

„Bei Okiro steigt das Land an. In zwei Riesenstufen geht's auf das nächste Plateau hinauf, jede Stufe etwa fünfzig Meter hoch. Das Frühlingswasser hat einen Talweg in die Absätze hineingegraben, einen Weg mit steilen, scharfkantigen Felsrändern. Solche Löcher findet man da unten alle Augenblicke, und man weiß schon, daß es dann achtgeben heißt — wie die Mausefallen sind sie! —

„Den Tag wollte ich auch nicht mehr hinein und hinauf. Meine Kerls waren von den Tagen vor dem Gefecht und von der letzten Hetzerei halbtot. Pferd und Mann bedurften der Ruhe.

„Ich ließ also haltmachen. Wir suchten uns die festeste von den Hütten aus, eine Wellblechbude, der man ein Königlich Preußisches Biwakzelt wirklich vorziehen würde. Den Pferden wurden die Vorderbeine wie immer lose zusammengekoppelt, dann bekamen sie einen Klaps auf die magere Keule und konnten sich auf der Grasnabe ihr kümmerliches Futter suchen.

„Bis gegen vier Uhr schlief ich wie eine Ratte, dann holte ich mir drei Reiter. Ich wollte mit ihnen noch ein Stück in das Tal hinein, um mich persönlich zu überzeugen, daß wir für die Nacht auch sicher wären.

„Ehe wir in das Loch kamen, suchte ich mit meinem Glas die Felsränder genau ab. Nichts war zu sehen. Also rein! Bis zum ersten Absatz ging alles gut und glatt. Es kam dann eine längere Terrasse; zweihundert Meter schätzte ich bis zum neuen Taleinschnitt. Wieder das Glas ans Auge, wieder alles abgesucht und wieder nichts gefunden: also weiter!

„Ich war meiner Sache schon ziemlich sicher. Hier steckten die gelben Kerle nicht mehr, sonst hätten sie schon versucht, uns in der vorderen Falle zu fangen. Sie warteten mit sowas nicht gern. Ich kannte das schon. So kamen wir bis an den zweiten Einschnitt. Ich ritt so etwa zehn Schritte vor den Dreien und dachte an nichts Böses. Da höre ich plötzlich Galoppspringen hinter mir, und ehe ich noch zu einem Gedanken komme, zerrt mich einer am Aermel und zieht mich vom Pferd, und dann geht's zehn, zwanzig Sprünge nach links hinter einen Felsblock. Meinen Gaul hatte ich an der Trense, er stolperte ein paarmal über große Steine oder Grasknubbel, aber er kam glücklich mit bis in die Deckung.

„‚Herr Leutnant, dort oben rechts, zu beiden Seiten des scharfen Einschnittes!‘ höre ich eine Stimme neben mir.



„Ich äugte hin. — Richtig, auf einen kurzen Augenblick erschienen dort zwei oder drei schwarze Köpfe, erhoben sich blitzschnell über den Rand und verschwanden wieder. Dann krachte der erste Schuß, hart schlug das Geschoß in das Felsstück, das uns deckte. Steinsplitter flogen umher!

„‚Ducken!' ertönte es neben mir. Ich folgte der Weisung mechanisch, schnell. Und nun prasselten die Kugeln um uns herum, die Pferde bäumten sich auf. Ich zog meine Stute dicht an den Granitblock heran, da war sie in Sicherheit.

„Nach meinen Leuten sah ich mich um. Die lagen alle drei, ein paar Schritte rechts von mir gleichfalls in Deckung. Alles hatte sich in ein paar Minuten zugetragen. Zum Nachdenken war ich nicht gekommen, erst als ich die drei Reiter liegen sah, dachte ich an meinen Begleiter. Der lag noch neben mir. Dicht an den Felsen geschmiegt, beobachtete er nach der Höhe hin. Als er merkte, daß ich ihn betrachtete, kroch er noch etwas vor, so daß ich sein Gesicht nicht mehr sehen konnte. Ich rief ihn an — er winkte mit der Hand ab. — Dann sprang er plötzlich auf, lief zu seinem Pferd, war mit einem Satz im Sattel und jagte den Hang hinunter gegen Okiro zu!

„‚Um Gottes willen, bleiben Sie! — Halt!'

„Acht, zehn Schüsse krachten zu gleicher Zeit auf, um ihn herum pitschten im Sande die kleinen Staubwolken der einschlagenden Geschosse auf. Ich hörte, wie er laut auflachte, dann war er plötzlich verschwunden. Sein großer, schnittiger Brauner ging wie Pech und Schwefel!" —

Merthenheim schwieg, seine Zigarre war erloschen, und nun langte er nach dem Streichholzbehälter, der auf dem kleinen Tisch vor ihm stand, und zündete sich seinen Tabak neu an.

„Sie können mir glauben, daß ich die zehn Reiter genau kannte, die mit mir hinter Samuel her waren", fuhr Merthenheim nach einer Weile fort. „Jener war nicht unter ihnen, jener, der mir zweifellos das Leben gerettet hatte.

„Es kam, wie es meist bei solchen — wie soll ich sagen — Ueberfällen, Begegnungen war. Unten in Okiro hatten sie die Schüsse gehört und eilten uns zu Hilfe. Von Felsblock zu Felsblock, jede Deckung ausnutzend, kamen sie heran, und nun begannen wir zu feuern. Da riß das feige Kroppzeug aus. Nach einer Stunde waren wir oben. Zwei Tote lagen da, sonst war nichts mehr zu sehen."

„Und Ihr Mann?"

„Mein Mann! Ueber ihn konnte ich erst nachdenken, als wir uns die Schwarzen vom Halse geschafft hatten. Ich fragte die Leute. Unten in Okiro war er nicht gewesen; nur die drei, die mit mir gewesen waren, hatten ihn gesehen. In Karriere war er bei ihnen vorbeigerast zu mir hin. Groß wäre er gewesen, und Uniform hätte er angehabt. Das war alles, was sie wußten.

„Aber ich, ich kannte ihn. Je mehr ich darüber nachdachte, desto deutlicher sah ich ihn vor mir. Die große, hagere Gestalt mit dem bärtigen Gesicht und den dunklen Augen. Ich habe mir oft selbst gesagt, es ist Zufall, es war irgendein versprengter Truppler, der gerade des Weges kam, die Gefahr sah und eingriff — einer von den alten, bewährten Schutztrupplern, die jahrelang unten waren, und denen gegenüber wir hinuntergesandte Offiziere wie die Kinder waren. Aber wissen Sie, zu der Zeit kam einer da unten nicht allein so des Weges. Und wenn er durch Zufall dahingekommen wäre, dann müßte er durch Okiro gekommen sein, das war der einzige Zugang zum Plateau — und dann die Augen! Sie riefen mir immer wieder die Erinnerung an einen andern ‚Zufall' ins Gedächtnis zurück. Man wehrt sich gegen Uebernatürliches, man will es nicht glauben. Man schilt sich kindisch, abergläubisch, aber ich mußte an ihn glauben, denn ich sah ihn nicht zum erstenmal!

„Ich will Ihnen die andere Geschichte auch noch erzählen, meine Herren. Ich habe selten darüber gesprochen, aber warum soll ich sie verheimlichen, wenn ich Sie vielleicht überzeugen kann.

„Ich war damals ganz junger Offizier und stand, wie Sie ja wissen, in Danzig bei den Husaren. In Marienburg waren immer im August an ein paar Sonntagen Rennen. Kleiner Herrensport mit hübschen Ehrengaben und ganz geringen Geldpreisen. Der Rittmeister von Gandert, der jetzt die 21. Husaren hat, stand damals bei uns, und für ihn ritt ich jedesmal in Marienburg. Er hatte immer ein paar famose Steepler im Stall, mit denen er da oben die Plätze abgraste — Zoppot, Königsberg, Allenstein — auch wohl mal Posen.

„Zwei Gäule hatte er das eine Jahr in Marienburg genannt: Anette und Südwind. Mit der Stute machte ich nichts, aber mit Südwind, einem ehemaligen Graditzer, holte ich mir den Damenpreis. Gefreut habe ich mich damals wie ein Kind. Einen wunderschönen Silberkasten bekam ich, für zwölf Personen komplett.

„Abends mußten der Rittmeister und ich in die Garnison zurück. Wir wollten uns schon in ein dichtbesetztes Abteil hineindrücken, als plötzlich ein Stationsbeamter vor uns stand: ‚Hinten ist noch Platz, meine Herren!'

„Es war schon kurz vor der Abfahrt, und wir hatten nur noch wenig Zeit. Der Rittmeister nahm meinen Silberkasten, ich meinen kleinen Koffer, in dem mein Dreß und vom Rennen her ein bißchen Verbandzeug waren, und dann eilten wir im Laufschritt zum hintersten Wagen. Da stand auch schon der Beamte und winkte uns — ein ganz leeres Abteil hatte er noch für uns frei. Ich wollte ihm ein Trinkgeld geben, aber er weigerte sich, es anzunehmen. ‚Danke sehr, Herr v. Merthenheim, nur meine Pflicht!' Dann schlug er die Tür zu, und wir fuhren ab.

„Gandert legte sich auf der einen Seite hin, ich knüllte meinen Mantel zusammen, zog die Kissen aus und machte es mir auf der andern Seite bequem. Ehe wir einschliefen, sagte der Rittmeister noch: ‚Kannten Sie den Mann, Merthenheim, der uns die Plätze zeigte? Er nannte Ihren Namen.'

„‚Er kennt mich vielleicht vom Rennen her!' antwortete ich im Vollgefühl meines Siegerruhms. — Dann schliefen wir beide fest ein. —

„Während der Fahrt schreckte ich plötzlich hoch. Sofort fühlte ich, der Wagen lief nicht mehr auf den Schienen. Hart setzte er ruckweise auf, sprang über die Schwellen, schwankte hin und her, und dabei ging es immer noch vorwärts.

„Ich rüttelte Gandert auf. ‚Herr Rittmeister! Um Gottes willen!'

„Weiter kam ich nicht. Der Waggon stürzte auf die Seite, ich flog an die Decke und dann wieder an den Boden, und dabei jagten die Gedanken: Eisenbahn-



unglück, es ist vorbei! Schließe ab, du mußt sterben! An meine Eltern dachte ich: werden sie bald Nachricht erhalten? Die Vergangenheit ging mir blitzartig durchs Gehirn: Schule, Kadettenkorps, Kriegschule, Eintritt ins Regiment. — Ich saß auf Südwind im heißen Finish gegen ein anderes Pferd — und dann der Schaffner: ‚Meine Herren, hinten ist noch Platz!'

„Es können nur Bruchteile einer Sekunde gewesen sein, in denen das alles durch mein Gehirn flutete, bis ich die Besinnung verlor.

„Als ich wieder erwachte, versuchte ich, meine Glieder zu bewegen. Es ging! Arme, Beine waren in Ordnung. Irgendwoher klangen laute Schreie. Die brachten mich wieder zum Bewußtsein; mir wurde klar: Eisenbahnunglück! Gerettet!

„Ich sprang auf. Im Halbdunkel erkannte ich, daß ich auf einem Sturzacker lag, drei Schritte von mir Gandert. Halbaufgerichtet starrte er mich an: ‚Merthenheim, leben Sie noch? Leben wir noch?' Ich stürzte auf ihn zu, riß ihn empor und lief mit ihm hundert — hundertfünfzig Schritte in die Dunkelheit hinein, in einem plötzlichen Angstgefühl, es könne noch etwas auf uns stürzen, in dem Bestreben, nur fort von der Unglückstelle! — Da brach Gandert zusammen: ‚Ich kann nicht mehr! Mein Rücken!' Leise wimmernd lag er am Boden. Wie sich später herausstellte, war ihm eine Rückenmuskel zerrissen, er war aber in der entsetzlichen Aufregung, ohne etwas zu merken, noch die hundert Schritte gelaufen. Ihm konnte ich jetzt nicht helfen.

„Ich richtete mich auf und sah mich um.

„Etwa dreihundert Meter rückwärts ragte ein hoher Eisenbahndamm in die Luft. Von ihm herab erschollen Hilferufe und Geschrei. Vor mir sah ich die Räder unseres Wagens. Hundert Schritte zurück lag die Waggondecke, dazwischen Eisenteile, Stücke aus den Wänden, Türen. Hier und da bewegte sich ein Körper.

„Ein Herr kam auf mich zu und fragte mich, ob ich verwundet wäre. Ich sah ihn eine Weile verdutzt, unklar an, dann verneinte ich. ‚Wir müssen da oben helfen!' Dies Wort gab mir meine Besinnung ganz wieder. Mein Koffer fiel mir ein, in dem ich das Verbandzeug hatte. Ich sagte das dem Fremden. ‚Das ist sehr gut', erwiderte er, und dann stellte er sich vor: ‚Dr. Delkau, ich bin Arzt!'

„Wir fanden den Koffer. Wir betteten den Rittmeister, den der Arzt flüchtig untersucht, auf meinem Mantel so bequem wie möglich, dann gingen wir auf den Damm! —

„Ich werde nie vergessen, was ich dort oben erlebte und gesehen habe. Es war entsetzlich. Die Lokomotive war kurz hinter einer Kurve entgleist, noch ein Stück weitergerast, hatte sich dann überschlagen und im Sande fest eingebohrt. Ineinandergeschoben standen einzelne Waggons fast senkrecht in der Luft: und in ihnen waren Menschen, lebend, halbtot, tot.

„Ein paar Leute standen ratlos umher, meist solche, die in unserm Waggon gesessen hatten und nur den schweren Absturz vom Bahndamm mitgemacht hatten, die mit uns im hintersten Wagen in der Kurve vom Bahndamm geschleudert und so gerettet wurden.

„Einer saß da und rief: ‚Schaffner! Schaffner!' Wir rüttelten ihn auf. Er stierte uns an. ‚Ich habe meinen grünen Hut im Coupé gelassen, Schaffner!' — ‚Wahnsinnig', sagte Dr. Delkau lakonisch.

„Bis der erste Hilfszug eintraf, arbeiteten wir wie die Pferde. Ein paar Eisenbahnbeamte, Wärter und Streckenarbeiter, ein paar unverletzte Reisende gaben das Personal des Dr. Delkau, der die erste Hilfe großartig leitete. Wir stemmten Balken hoch, holten hier und da einen Verwundeten heraus. Was kein Leben mehr zeigte, wurde liegengelassen: ‚Da ist es zu spät oder, wenn mehr Hilfe da ist, noch zeitig genug!' sagte der Doktor. Wir fügten uns.

„Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, bis die Rettungskolonnen aus Marienburg und Danzig kamen. Ich weiß nur, daß ich todmüde und wie zerschlagen war und dem Zuge, der uns nach Danzig bringen sollte, wankenden Schrittes zuschritt. Ein Kondukteur hob mich die Stufen hinauf, und ich fiel in eine Ecke.

„Als der Zug abfuhr, waren wir vier Herren im Coupé, zwei leicht verletzt, ein anderer und ich unverwundet. Keiner von uns sprach. Ich lehnte mich in die Polster zurück, um zu schlafen — unmöglich. Ganz langsam fuhr der Zug, der viele Schwerverletzte, auf den Tod Getroffene barg, und den fortdauernd ein leises Wimmern erfüllte. Leise, vorsichtig glitt er über die Schienen, und in langen Pausen fühlte man, wie die Räder über die Schienenstöße fuhren: Stoß — Pause — Stoß — Pause, ganz langsam und gleichmäßig.

„Den ganzen Unfall lebte ich während dieser Fahrt noch einmal durch! Wie wäre es wohl gekommen, wenn ich in einem der mittleren Wagen gesessen hätte? Gleich den anderen wäre ich zermalmt, vernichtet worden. Ein unendliches Glück, ein rettendes Schicksal hatte mich in jenen letzten Wagen gewiesen.

„Am nächsten Tage ging ich zu Gandert. Ich traf ihn leidlich frisch an, aber er war gezwungen, einige Zeit ganz ruhig zu liegen, damit die Muskelgewebe wieder zusammenwachsen konnten.

„Wir sprachen natürlich von dem entsetzlichen Unglück und von der wunderbaren Fügung, die uns beiden das Leben gerettet hatte.

„‚Wir wollen dem Schaffner, der uns in den letzten Wagen wies, irgend etwas zukommen lassen, Merth', sagte der Rittmeister.

„Ich war natürlich damit einverstanden und versprach, die Sache zu übernehmen, da ich sowieso in den nächsten Tagen nach Marienburg mußte.

„Ich habe dort vergebens nach dem Mann gesucht, ich habe alle Beamten, den Stationsvorsteher, das Unterpersonal gefragt; vergebens. Ueberall bekam ich die gleiche Auskunft: ‚Wie soll der Mann aussehen?' Ich beschrieb, seine Erscheinung stand klar vor mir: groß, blasses, bärtiges Gesicht mit dunklen, auffallend großen Augen, er hatte Bahnuniform an. — ‚Wir kennen doch alle Angestellten hier, Herr Leutnant, blaß, bärtig — Vollbart?' — Ich nickte. ‚Nein, so einen haben wir hier nicht!' —

„Da unten bei Otiro habe ich ihn dann wiedergesehen — er war es, und er rettete mir wieder das Leben!

„Zufall — werden viele sagen; mögen sie zweifeln — aber ich fühle, ich weiß es: es war der gleiche, er — der Unbekannte — Bekannte."

Merthenheim schwieg, und auch die andern waren still. Da sagte der Afrikaner noch: „Das ist also meine Geschichte!"

Alles blieb ruhig, bis Berten die Stille unterbrach: „Zufall", sagte er. „Natürlich — Zufall — aber doch merkwürdig!"



Das Monte Carlo des kleinen Mannes.

Von Pitcairn-Knowles. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen des Verfassers.

In einem Lande wie Frankreich, wo die Wettlust allein dem Totalisator 250 Millionen Frank jährlich zuführt und beinah in jedem Badeorte das Pferdchenspiel und das Bakkarat zu den unentbehrlichen Vergnügungen gehören, sind es natürlich nicht nur die bemittelten Klassen, die am Spiel Gefallen finden. Da aber nur ein kleiner Teil der Bevölkerung in der glücklichen Lage ist, ins Bad zu gehen, und nicht jeder die Mittel hat, einem Cercle anzugehören oder den Freuden des Turflebens nachzugehen, hat der kleine Mann andere Mittel und Wege ergründen müssen, um seine unbezwingliche Passion fürs Wetten zu befriedigen.



Ein Spiel um Kuchen.

Was jedoch im vornehmen Klub und im Kasino gestattet und gefördert wird, suchen die wenig konsequenten Gesetzgeber den unteren Schichten der Bevölkerung zu versagen. Doch nicht mit allzu großem Erfolg arbeitet man der Unterdrückung des Lasters entgegen; die Macht des Glückspiels läßt sich nicht leicht brechen. An allen Ecken und Enden blühen in Heimlichkeit die Spielhöllen, und unter einem trügerischen Deckmantel versteckt, bestehen sie allen Gesetzen zum Trotz sogar unter der Nase der Polizei. Wo man glaubt, ungestört der Göttin des Spiels frönen zu können, oder wo die Tugendwächter gnädig die Augen zuzudrücken geruhen, geht es ums bare Geld, aber wo man den Argusaugen der Behörde nicht zu entschlüpfen vermag, ersetzen als Siegespreise eine fette Gans, ein paar Drosseln, Zigarren und Näschereien die blanken Silberstücke und die kupfernen Sous. Gewitzigt gehen die Behörden jetzt vielfach auch diesem auf den ersten Blick unschuldig aussehenden Glückspiel energisch zu Leibe. Alle möglichen Vergnügungen dieser Art, eine fesselnder als die andere, hat man ersonnen, um den „kleinen Mann“ mit Kind und Kegel an den primitiven Spieltisch unter dem blauen Himmelsdach zu locken, und das „Faites votre jeu! Rien ne va plus!“ spornt die Opfer der schlauen Bankhalter immer wieder von neuem dazu an, ihre Spargroschen aufs bunte Wachstuch mit dem Wirrwarr von Nummern, Strichen, Farben und Bildern zu legen und oft nach fruchtlosen, verzweifelten Bereicherungsversuchen im ungleichen Kampf mit der Bank ihr Letztes herzugeben.

Im Gewühl des Jahrmarkts, in den Gassen verrufener Stadtteile, vor dem Gasthaus eines entlegenen Dorfes, im Schatten einer Baumkrone,



Der leckere Hauptgewinn: „Ob man zwei Sous riskiert —?“



Wenn die Würfel rollen — —

guten Bissen schätzen, dazu, ihr Glück zu versuchen. Ein Einsatz von 25 Centimes bringt sie, wenn sie richtig raten, in den Besitz einer Gans, zehn Centimes genügen, wenn Fortuna gnädig ist, um sich fünf ganze Drosseln für den Mittagstisch anzueignen, und wer einen bescheidenen Sou riskiert, hat ebenfalls die Chance, die Hausfrau mit einem billigen Tafelgenuß zu beglücken. Gegen diese Art des Jeus ließe sich wohl wenig einwenden, da es sich naturgemäß innerhalb enger Grenzen halten muß und der gefährliche Reiz des Bargeldgewinns nicht vorhanden ist. Aber häufig hat das Wetten um Wild nur den Zweck, der Polizei Sand in die Augen zu streuen, und wenn letztere den Rücken dreht, beginnt der Kampf mit klingender Münze. Das abwechslungsreichere „Roulette" hat keine geringere Anziehungskraft als das „Biribi". Nicht ganz so, wie es auf dem grünen Tisch in Monte Carlo gehandhabt wird, aber in ähnlicher Weise geht das Spiel vonstatten. Man setzt auf Rot oder Schwarz auf einer der 21 Nummern, auf das „Zero" oder das „Doppel-

auf einer bevölkerten Landstraße sieht man diese fliegenden Spielbudenbesitzer bei der Ausübung ihres rentablen Geschäfts. Besonders im Süden zieht das Spiel die Wettlustigen in seinen Bann, und in der Provence vor allem blühen die seltsamsten Wettvergnügungen, die zum Teil viele Generationen hindurch aufrechterhalten worden sind.

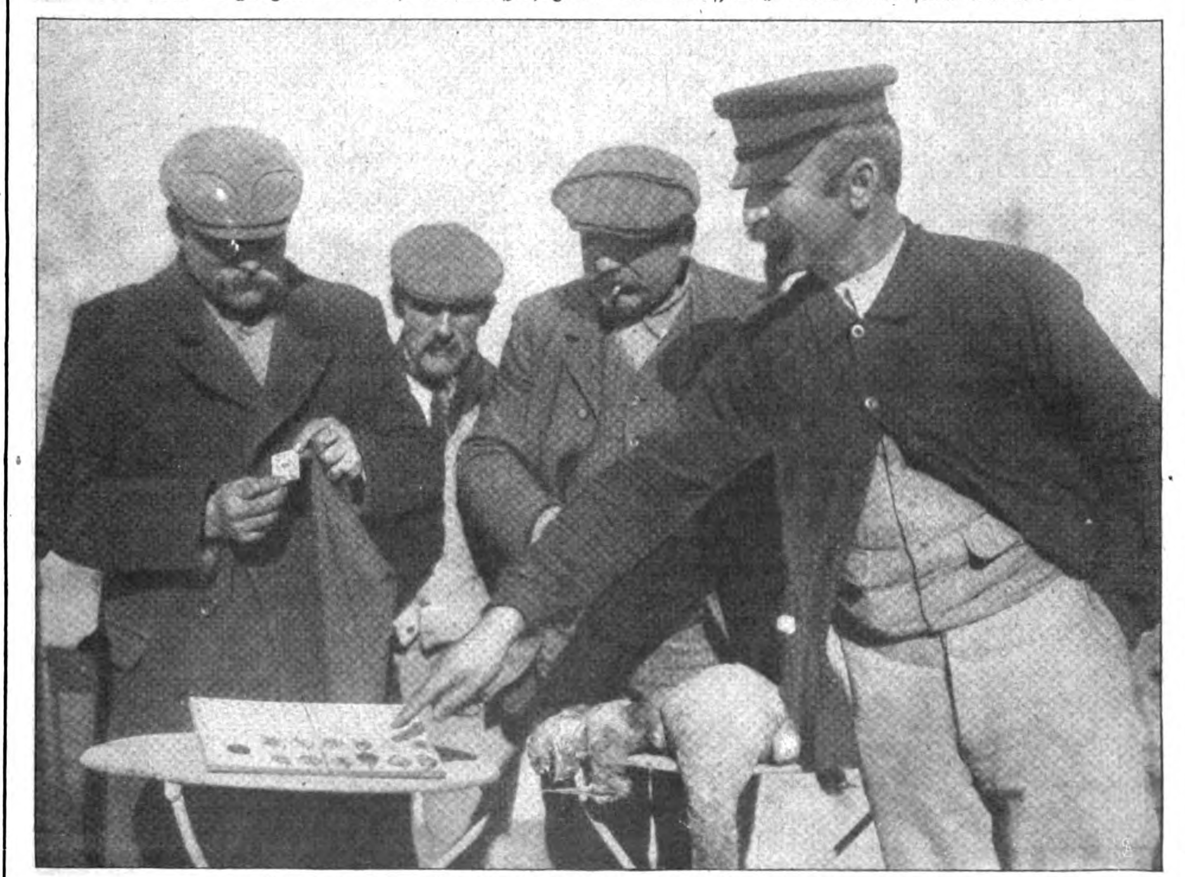
Allen voran sei das „Biribi" oder „Jeu du Sachet" genannt, zweifellos neben dem „Roulette" das beliebteste Hasardspiel unter den Angehörigen der unteren Volksklassen. In ein Säckchen, das 32 in Messinghülsen verborgene Spielkarten enthält, tut ein Pointeur, nachdem die Einsätze gezahlt sind, einen Griff und befreit die gezogene Karte von ihrer Hülse. Korrespondiert sie mit der angesagten Karte oder Kartenkombination, die auf der Tafel mit dem Einsatz markiert ist, wird der Gewinn ausgezahlt. Die richtige Voraussage bringt dem glücklichen Gewinner das 25fache seines Einsatzes ein. Eine reiche Auswahl verlockender Puten, Hasen, Enten, Gänse, Rebhühner und Drosseln reizt die, die einen



Eine südfranzösische Spezialität: Das Rameauspiel.

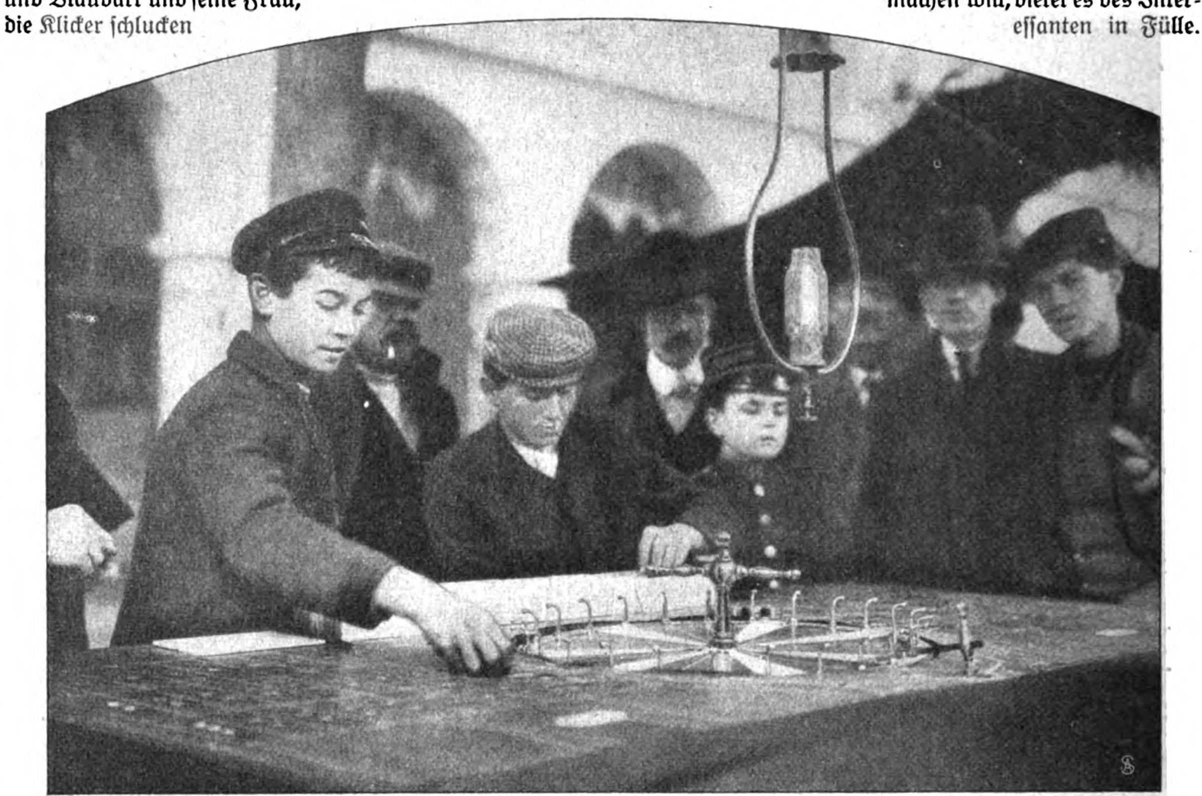


Ein Vergnügen der Marseiller Straßenjugend: Das Glückspiel „Blaubart und seine Gattin“.



Der große Moment beim Biribi-Spiel: „Meine Karte hat gewonnen!“

Zero", auf die Fahne, den Frosch, die Kanone oder sonst eins der farbenreichen Felder der Bildergalerie. Man spielt mit Geld um Geld, mit zigarrenförmigen Holzstücken um Zigarren oder mit Kartonscheiben um Zigaretten und Süßigkeiten. Auch das Würfelspiel hat seine Freunde, die sich vergebens durch Lösung der Kombinationsprobleme Reichtümer zu erwerben suchen, und Blaubart und seine Frau, die Klicker schlucken zarten Finger, und die Erwachsenen sehen mit Gleichmut zu, wie die Wettlust in der jungen Generation gefördert wird. Bis tief in die Nacht hinein, im Schein rauchiger Petroleumlampen, fahren sie, die nicht alle werden, allsonntäglich fort, gegen die erdrückende Uebermacht der Bankhalter zu kämpfen. Wahrlich ein wenig ergötzliches Bild, aber für den, der Menschenstudien machen will, bietet es des Interessanten in Fülle.



Roulette im Freien auf einem Square in Monaco.

und durch ihre hölzernen Magen auf ein Nummernbrett befördern müssen, um die Wettlust der sie umlagernden Menge zu befriedigen, bleiben stets eine Quelle des Vergnügens.

Das Dorado des kleinen Wettenden ist — man braucht sich kaum darüber zu wundern — das Fürstentum Monaco. Fast an der Tür des luxuriösen Spielpalastes von Monte Carlo hat sich das Volk sein Monte Carlo im kleinen geschaffen. Dort in den „Salles de Jeu" des Kasinos sind es russische Großfürsten, englische Lords, deutsche Grafen und Multimillionäre aus dem Dollarland, die ihre Tausendfrankscheine und Louisstücke verschleudern, hier auf dem Straßenpflaster Monacos sind es schlichte Handwerker, Kellner, Arbeitslose, Dienstmädchen und dergleichen, die um die Tische herumstehen und ihre Ersparnisse auf eine Karte, einen Würfel oder die lustig rollende Glückskugel setzen. Dort wie hier glauben sie alle, gewinnen zu müssen, dort wie hier werden sie alle früher oder später von der Hoffnungslosigkeit des Hasardspiels und der „unfehlbaren" Systeme überzeugt, dort wie hier hat der Bankhalter stets das letzte Wort. Sogar unerfahrene Schulmädchen legen mit einer Selbstbeherrschung, die dem phlegmatischsten Habitué des Cercle Ehre machen würde, ihr Taschengeld an und verbrennen sich die

Daß der Anblick der am Biribistand über die Köpfe der Spieler baumelnden Tauben, der Opfer der „Tir-aux-Pigeons"-Helden, den ungünstigen Eindruck, mit dem man von dannen zieht, nicht günstig zu beeinflussen vermögen, braucht wohl kaum betont zu werden.

ooo

Bilder aus aller Welt.

Im Anschluß an den Artikel über Professor Karl Lamprecht in Nr. 44 der „Woche", in dem auch die Porträtbüste des berühmten Geschichtschreibers von Max Klinger wiedergegeben war, bringen wir auf Seite 1983 eine Doppelbüste von dem Leipziger Bildhauer Karl Seffner, die die Töchter des Professors Lamprecht darstellt. Geh. Hofrat Professor Dr. Seffner, der dies prächtige Kunstwerk geschaffen hat, gehört bekanntlich zu den besten zeitgenössischen Porträtbildhauern. Das Gruppenbild in unserm obenerwähnten Artikel zeigt nicht, wie irrtümlich angegeben, Professor Lamprecht im Kreise seiner Familie, sondern die Aufnahme ist in dem Institut für Kultur- und Universalgeschichte gemacht worden, dessen Direktor der Gelehrte ist; umgeben ist Professor Lamprecht von dem Ersten Assistenten des Instituts Dr. Köhler und zwei dort anwesenden Mitgliedern des Instituts, einer Studentin und einem Studenten. Diesem Irrtum verdanken wir ein humorvolles Schreiben, in dem der so liebenswürdige große Forscher bemerkt: „Ich bin ja dabei am besten weggekommen: erfreue mich auf einmal zweier stattlicher Söhne. Und sind Schüler und Schüle-



Geh. Hofrat Professor Dr. Seffner: „Büste der Töchter des Professors Lamprecht".

rinnen nicht, in leiser Abwandlung des mittelalterlichen Brauches, ein Patenkind als filius spiritualis zu bezeichnen, wirklich etwas wie filii und filiae spiritualis? — Indes meine Töchter schließen sich dieser Auffassung doch nicht ganz an, sie befürchten Verwechslungen; und würde man es ihnen in der Tat so ganz verdenken können, wenn sie wünschen möchten, diesen durch ein Gegenbild vorgebeugt zu sehen?" Dieses Gegenbild ist nun in meisterhafter Weise durch die Doppelbüste gegeben worden

Ceylon war bisher eine Insel, soll es aber vom Standpunkt des Verkehrs aus nicht lange mehr bleiben. Der Vizekönig von Indien hat ein Projekt genehmigt, demzufolge der Küstenort Mantoddale auf Ceylon mit dem auf dem Festland gelegenen Ramnad durch eine achtzig Meilen lange Eisenbahnlinie verbunden werden soll, für die unter Benutzung der in der Meerenge gelegenen kleinen Inseln ein gewaltiges System von Brücken und Dämmen nötig wird. Die Interessen der Schiffahrt werden durch die Errichtung eines Kanals gewahrt.

Der neuste Stern am Himmel des Pariser Balletts ist die erste Tänzerin der Komischen Oper Frl. Napierowska, wie die meisten ihrer jüngeren Mitsterne eine Russin. Sie hat in einem in den Folies Bergères aufgeführten Ballett des jüngeren Richepin so sehr gefallen, daß Maurice Donnay seinem neuen Stück „Lysistrata", dessen Premiere bevorsteht, ein eigens für Fräulein Napierowska geschaffenes großes Ballett einfügte.

Dem deutschen Kulturpionier W. C. Dammköhler, der vor kurzem von den Wilden erschlagen wurde, verdanken wir eine Reihe von Aufschlüssen über das unbekannte Innere der Inseln des Bismarckarchipels. Wir reproduzieren diesmal für unsere Leser zwei interessante Aufnahmen aus dem Innern Neupommerns, die der Ermordete kurz vor seinem Tode gemacht hat. Ein Bild zeigt das noch unerforschte Pyramidengebirge am linken Ufer des Markhamflusses. Das andere veranschaulicht die Dörfer auf der mittleren Ebene dieses von den Eingeborenen Wussi genannten Flusses. Dieser Gegend galt Dammköhlers letzter Besuch. Aus Furcht vor seinen Pferden hatten die Eingeborenen die Dörfer verlassen, so daß Damm-

köhler die von den Wilden nicht minder gefürchtete photographische Kamera ungestört in Aktion treten lassen konnte.

Am 12. November begeht der in Detmold lebende 87jährige Oberst z. D. August von Hugo sein 70jähriges Militärjubiläum. Er trat 1839 in den königlich hannoverschen Militärdienst, machte den Bundesfeldzug gegen Dänemark 1848-49 mit und trat wenige Jahre darauf in den Ruhestand. Die Ereignisse des Jahres 1870 riefen ihn wieder zu den Waffen. Er zeich-

Die geplante, 80 englische Meilen lange Eisenbahnlinie. Gezeichnet von John Duncan und Percy Home.

Ein interessantes Projekt: Verbindung der Insel Ceylon mit dem indischen Festland.



Phot. Valery.

Mlle. Napierowska, die erste Tänzerin der Komischen Oper in Paris,
absolvierte ein außerordentlich erfolgreiches Gastspiel in den Folies-Bergères.

nete sich besonders im Kleinkriege gegen die Franktireurs und Garibaldianer aus. Nach dem Frieden trat er in den aktiven Verband der preußischen Armee, dem er angehörte, bis den verdienten Offizier im Jahre 1890 ein Augenleiden zwang, seinen Abschied zu nehmen.

Die Direktoren der statistischen Aemter deutscher Städte vereinigen sich alljährlich zu Besprechungen über gemeinsame Fragen der deutschen Städtestatistik. Auf der 23. Versammlung, die vor einiger Zeit in Frankfurt a. M. abgehalten wurde, beriet man hauptsächlich über die Herstellung einer allgemeinen Statistik der Gemeindefinanzen und über die zweckmäßige Organisation der im nächsten Jahre bevorstehenden großen allgemeinen Volkszählung.



Dörfer der mittleren Wuf siebene, die letzten, die der Ermordete besuchte.

Das Pyramidengebirge.

Von der Forschungsreise des in Neupommern ermordeten Deutschen Dammköhler.



Hofphot. Hanfstaengl.

Oberst z. D. August von Hugo feierte sein 70jähr. Militärdienstjubiläum.



Phot. Junior.

1. Dr. Behrendt-Karlsruhe. 2. Dr. Bothe-Essen. 3. Dr. Zimmermann-Köln. 4. Dr. Beukemann-Hamburg. 5. Oberregierungsrat Evert-Berlin, Vertr. des Preuß. Statist Landesamts. 6. Dr. Rahlson-Wiesbaden. 7. Dr. Wolf-Halle. 8. Dr. Franke-Posen. 9. Dr. Falkenburg-Amsterdam. 10. Dr. Mendelsohn-Aachen. 11. Dr. Most-Düsseldorf. 12. Prof. Dr. Silbergleit-Berlin. 13. Prof. Dr. Neefe-Breslau. 14. Dr. Pabst-Lübeck. 15. Regierungsrat Dr. Tenius-Berlin, Vertr. des Kaiserl. Statist. Amts. 16. Stadtschulrat Dr. Wiedemann-Görlitz. 17. Dr. Busch-Frankfurt a. M. 18. Dr. Tretau-Altona. 19. Dr. Neuhaus-Königsberg. 20. Dr. Rößger-Stuttgart. 21. Dr. Weigel-Leipzig. 22. Prof. Dr. Schäfer-Dresden. 23. Stadtrat Prof. Dr. Bleicher-Frankfurt a. M. 24. Dr. Ehrler-Freiburg i. B. 25. Dr. Seutemann-Linden bei Hannover. 26. Dr. Prigge-Dortmund. 27. Dr. Badtke-Charlottenburg. 28. Prof. Dr. Büchel-Nürnberg. 29. Prof. Schöbel-Chemnitz. 30. Dr. Mangold-Basel. 31. Dr. Rosenberg-Kiel. 32. Dr. Fiack-München. 33. Dr. Eichelmann-Straßburg. 34. Dr. Maaß-Elberfeld. 35. Reg.-Rat Dr. Feig-Berlin, Vertr. d. statist. Amts. 36. Stadtbeirat Prof. Dr. Schott-Mannheim. 37. Dr. Thomann-Zürich. 38. Dr. Haacke-Barmen. 39. Dr. Hartwig-Lübeck.

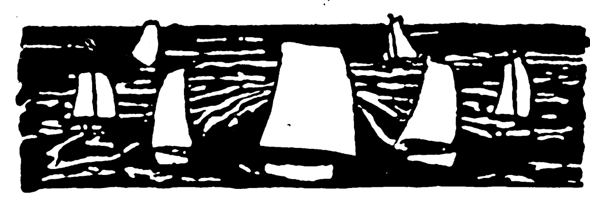
Die Teilnehmer an der 23. Konferenz der Vorstände statistischer Aemter in Frankfurt a. M.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 47. Berlin, den 20. November 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 47.



Die sieben Tage der Woche.

10. November.

In den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten in Berlin beginnen die öffentlichen Vorführungen des Eisenbahnwagens des Scherlschen Schnellbahnsystems.

11. November.

Auf den westindischen Inseln wütet ein verheerender Orkan. Auf Jamaika werden furchtbare Verwüstungen angerichtet. Alle Eisenbahnen der Insel und die nach Jamaika führenden Kabellinien werden zerstört.

Der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand trifft mit seiner Gemahlin zum Besuch des Kaiserpaares in Berlin ein (Abb. S. 1995).

Der neugewählte sächsische Landtag wird von König Friedrich August mit einer Thronrede eröffnet.

Der ungarische Handelsminister Franz Kossuth tritt infolge eines Fraktionsbeschlusses über die Frage der selbständigen ungarischen Notenbank mit seinen Anhängern aus der Unabhängigkeitpartei aus. Damit verliert die Partei ihre Mehrheit im ungarischen Parlament.

Der italienische Generalleutnant Asinari hält bei einer Fahnenweihe in Brescia eine irridentistische Rede gegen Oesterreich.

12. November.

Der italienische General Asinari wird wegen seiner irridentistischen Rede in den Ruhestand versetzt.

Der Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses v. Justh legt wegen Kossuths Austritt aus der Unabhängigkeitspartei sein Amt nieder.

13. November.

Der sensationelle Pariser Schwurgerichtsprozeß gegen Frau Margarete Steinheil endet mit dem Freispruch der Angeklagten.

In Bern wird der revidierte deutsch-schweizerische Niederlassungsvertrag unterzeichnet.

14. November.

Der österreichische Thronfolger tritt die Rückreise von Berlin an.

Gegen den Vizekönig von Indien Earl of Minto werden während seines Besuches in Ahmadabad von indischen Fanatikern zwei Attentate verübt. Der Vizekönig bleibt unverletzt.

Im Bergwerk der St. Paul Coal Company bei Cheory in Illinois ereignet sich eine Explosionskatastrophe, der über 400 Bergleute zum Opfer fallen.

Sultan Mohammed V. eröffnet die neue Session des osmanischen Parlaments mit einer Thronrede.

Bei Singapur stößt der französische Dampfer „La Seine“ mit dem englischen Dampfer „Ouda“ zusammen. 93 Personen finden den Tod in den Wellen.

15. November.

In Kiel findet in Gegenwart des Kaisers die Vereidigung der Marinerekruten der Ostseestation statt.

Der preußische Gesandte beim Vatikan v. Mühlberg wird vom Papst in Audienz empfangen. Der Gesandte überreicht dem Papst ein Handschreiben Kaiser Wilhelms, worin dieser den Heiligen Vater zu seinem Bischofsjubiläum beglückwünscht.

Der Polizeipräfekt von Buenos Aires und sein Sekretär fallen einem anarchistischen Bombenattentat zum Opfer.

16. November.

Aus Paris wird gemeldet, daß in dem Befinden von Björnstjerne Björnson eine gefährliche Verschlechterung eingetreten ist.

Die Demission des Generalgouverneurs von Finnland General Borkmann wird vom Zaren angenommen. Sein voraussichtlicher Nachfolger ist General Kleigels.

Ueber ganz Argentinien wird der Belagerungszustand verhängt.

In der Nähe der kretischen Deputiertenkammer explodieren einige Dynamitpatronen, ohne Schaden anzurichten.

Die belgische Regierung erläßt Einladungen zu einer internationalen Konferenz über die Frage der Waffeneinfuhr nach Afrika zum 4. Dezember in Brüssel.

○○○

Kaufmännisches Wesen und Staatsbetrieb.

Von ,*,*

Die aufsehenerregenden Kieler Werftunterschleife haben allerorten zu schweren Anklagen gegen die deutsche Marineverwaltung geführt, daß innerhalb ihres Ressorts so grobe Unregelmäßigkeiten, wie die jetzt vor Gericht behandelten, überhaupt vorkommen und lange Zeit hindurch unentdeckt bleiben konnten. Die Mehrzahl der Vorwürfe, die durch diesen Anlaß hervorgerufen sind, richten sich in erster Linie gegen das „Unkaufmännische“ nicht nur im Werft-, sondern überhaupt im Staatsbetriebe. Dementsprechend klingen die meisten Reformvorschläge in die Forderung aus, daß vor allem anderen die bedingungslose Einführung kaufmännischer Grundsätze in diesen Betrieben notwendig sei. Ohne die Erfüllung dieser Forderung müßte unsere Verwaltung hoffnungslos hinter den Ansprüchen unserer Zeit zurückbleiben und einem schlimmen Schlendrian oder noch schlimmeren Dingen Tür und Tor offen lassen. Unter kaufmännischen Grundsätzen wird man all-

gemein verstehen: die äußerste Oekonomie in der Ausnutzung aller Mittel durch sachverständige und geschäftskundige Persönlichkeiten, Einfachheit und peinliche Ordnung in der Buchführung, sorgfältigste Kontrolle in allen Betriebzweigen, weitgehende Sparsamkeit, soweit dieser nicht andere Rücksichten, wie z. B. auf die geschäftliche Propaganda, entgegenstehen. Dies alles erscheint auf den ersten Blick ja wie gemacht auch für den staatlichen Verwaltungsbetrieb, zumal bei diesem die zuletzt genannte Einschränkung auch noch fortfällt. Wer aber annimmt, daß unsere Beamtenschaft das nicht schon aus sich selbst herausgefunden hätte, der befindet sich im Irrtum. Was die öffentliche Kritik heute als etwas Neues der Marineverwaltung gegenüber vorzubringen glaubt, das haben sich natürlich schon seit langem ungezählte pflichttreue und verständige Beamte überlegt und ihren Vorgesetzten vorgetragen. Trotzdem aber entsprechen bekanntlich auch noch die neusten Marinereformen bzw. -reformpläne nur in sehr unvollkommenem Maße den allgemeinen Anschauungen über kaufmännisches Geschäftswesen.

Die Erklärung hierfür liegt allerdings bei den Kaiserlichen Werften besonders nahe, weil diese nicht bloße Bau- und Reparaturanstalten sind, wie etwa der „Vulkan“ oder die „Germania“, sondern außerdem Ausrüstungstellen für die im Dienst befindlichen Schiffe als Mobilmachungzentralen; auch haben sie durch die ihnen übertragenen Erprobungen und Versuche mannigfaltigster Art eine Riesenmasse rein militärischer, zum Teil dabei sekreter Sonderaufgaben zu lösen. Wie kommt es nun aber, daß auch die übrigen staatlichen Verwaltungen, wo eine derartige Kombination von unter sich verschieden gearteten Betrieben nicht entfernt im gleichen Umfange vorliegt, keineswegs etwa nach rein kaufmännischen Grundsätzen verwaltet werden? Auch im Ausland ist dies bekanntlich nicht der Fall. Offenbar ist also die allseitig gewünschte Aenderung des Systems keine ganz leichte oder einfache Sache.

An einer Tatsache vor allem ist nicht zu rütteln: daß nämlich die Ziele der staatlichen Betriebe sich niemals mit denen privater Geschäfte genau decken können. Dem Kaufmann kommt es lediglich darauf an, für sich selbst möglichst hohe Erträge herauszuwirtschaften. Was dabei für andere herauskommt, ist für ihn im allgemeinen Nebensache; seine Erfolge hängen vielmehr meistens davon ab, daß er einen möglichst einseitigen merkantilen Standpunkt im Geschäft einnimmt. So wird er auch ohne weiteres das Ausland dem eigenen Lande vorziehen, wenn es dort mehr zu verdienen gibt: der kaufmännische Betrieb ist seinem innersten Wesen nach ohne Zweifel nicht national, sondern international.

In ausgeprägtem Gegensatz zu all diesem müssen die staatlichen Verwaltungen dauernd das allgemeine und nationale Wohl strikte im Auge behalten. Was dabei herauskäme, wenn der Post-, der Eisenbahn- und Bergwerksfiskus ausschließlich auf möglichst hohe Jahreseinnahmen unter weitestgehender Sparsamkeit hinarbeiten wollten, das weiß das ganze Volk, weil ein jeder von uns die Folgen davon unmittelbar verspüren würde. Ebenso steht es aber auch bei allen andern staatlichen Verwaltungen, nur daß hier die Nachteile eines falsch gerichteten Profitprinzips sich auf Gebieten äußern würden, mit denen das große Publikum direkt nichts zu tun hat, z. B. in der Beschneidung der staatlichen Lehrmittel, der Herabsetzung der Qualität der militärischen Ausbildung, der Verminderung der Schlagfertigkeit unserer Kriegseinheiten u. dgl. m. Der Intendanturbeamte, der im Kieler Prozeß den berühmt gewordenen Ausspruch tat, daß die Werften für die Kriegsbereitschaft zu sorgen, nicht aber einen kaufmännischen Ertrag herauszuwirtschaften hätten, hat etwas Richtiges sagen wollen, nur hat er sich dabei in äußerst ungeschickter Form ausgedrückt und so unnötigerweise einen Sturm der öffentlichen Kritik über sich heraufbeschworen.

Mit der theoretischen Forderung, die kaufmännischen Grundsätze ohne jegliche Einschränkung auf die staatlichen Verwaltungen zu übertragen, ist es somit nichts. Mit aller Energie aber müssen wir darauf bestehen, daß man aus diesen Grundsätzen unverzüglich alles nur irgendmögliche heraussucht, was dazu dienen kann, den schwerfälligen Organismus der Behörden mit neuem Leben zu erfüllen und mit zahlreichen veralteten unzulänglichen Einrichtungen aufzuräumen, unter denen das allgemeine Wohl schon viel zu lange den größten Schaden erlitten hat.

Am leichtesten ist dies zu erreichen auf dem formalen Gebiet der Rechnungslegung sowie der rechnerischen Kontrolle und Buchführung. Wieviel hierin noch zu tun übrigbleibt, haben wir mit Schaudern erfahren durch die jüngsten Mitteilungen von berufener Seite, daß die vorjährige Einführung einer sogenannten Reform auf diesem Gebiet bei den Kaiserlichen Werften die Einstellung von nicht weniger als 60 neuen Bureaubeamten allein bei den technischen Ressorts erforderte. Daß ferner eine einzige Werft in einem Jahr 24 000 Kilogramm Rechnungen und Belege nach Potsdam an den Rechnungshof einzureichen hatte! Hier muß unbedingt Wandel geschaffen werden, und wenn die Behörden nicht selbst wissen, wie das anzufangen ist, so müssen sie eben die geschulten kaufmännischen Kräfte aus Privatbetrieben heranziehen. Ueber die Gehalts- und Rangfragen wird man sich mit den hierfür speziell in Betracht kommenden Persönlichkeiten verhältnismäßig leicht einigen können.

Wir sind hiermit bei der wichtigsten aller Fragen, der Personalfrage, angelangt, von deren Lösung der Erfolg jeder anderen Reformbestrebung abhängt. Im kaufmännischen Leben gilt als oberster Grundsatz: „den richtigen Mann auf den richtigen Platz zu stellen!“ Wer etwas Besonderes kann und leistet, wird befördert oder sonstwie besonders belohnt, wer aber nichts kann, kommt nicht vorwärts oder wird entlassen. Ansprüche auf lebenlängliches Verbleiben im Dienst gibt es nicht. „Nur so und nicht anders kann ich mein Geschäft hochbringen“, sagt sich der Kaufmann, und so müßte es auch bei den Behörden eigentlich heißen, wenn anders nicht die schönsten Reformpläne nur tote Buchstaben bleiben sollen. Wie aber steht es bei ihnen mit der Besetzung der verantwortlichen Posten? Hundertfach sind ihnen die Hände gebunden durch die Bestimmungen über die Militäranwärter, durch die Dienstaltersverhältnisse, das Rangklassenwesen und ähnliche einengende Rücksichten.

Nun wird gewiß kein verständiger Mensch in Abrede stellen, daß wir in unserem militärisch organisierten Staatswesen an allen diesen Dingen im Prinzip festhalten müssen. Anderseits aber darf ein an sich hervorragend nützliches und bewährtes System nicht zum starren Schema werden, wenn es sich um so wichtige Interessen handelt wie die Grundreform unserer Ver-



waltung. Es muß dann vielmehr unbedingt so weit durchbrochen werden, daß bei der Besetzung des wirklich verantwortlichen Verwaltungspostens keine anderen Rücksichten gelten dürfen als lediglich die persönliche Qualifikation des betreffenden Anwärters.

Die Anerkennung und Durchführung dieses „kaufmännischen" Grundsatzes ist die einzige Reform, die uns wirklich frommt; aus ihr ergeben sich alle übrigen Reformen ganz von selbst. Wenn in unserem Beamtentum erst einmal feststeht, daß nur der vorwärts kommt, der Besseres leistet als andere, beispielsweise die brauchbarsten Vorschläge für die Vereinfachung und bessere Organisation der einzelnen Dienstzweige vorbringt, dann brauchen die Außenstehenden sich nicht mehr wie heute die Köpfe zu zerbrechen wegen der Gesundung unserer Verwaltung, sondern können das Weitere getrost den Behörden selbst überlassen.

Es gibt bei ihnen über und über genug Beamte, die sich nach ihrer Intelligenz und Zuverlässigkeit ohne weiteres auch für den exponiertesten und verantwortlichen Posten eignen. Einigermaßen schwierig wird es nur sein, dem Mangel an Fachkenntnissen abzuhelfen, unter dem heute keineswegs etwa bloß in der Abteilung für Altmaterial auf der Kieler Werft, sondern leider auch in zahlreichen anderen technischen Betrieben das Staatsinteresse unendlichen Schaden leidet.

Indessen wird es den Verwaltungen an Mitteln und Wegen nicht fehlen, sei es durch besondere Ausbildungskurse, sei es auf andere Weise, innerhalb des eigenen Ressorts die dauernde Bereithaltung geeigneten Nachwuchses für die leitenden Dienststellen zu sichern, wenn es auch hier und da längere Zeit dauern mag, bis man hiermit zum Ziele kommt. In der Zwischenzeit könnte man vielleicht, wie so vielfach jetzt vorgeschlagen wird, durch die Einstellung von sachverständigen Elementen aus Privatbetrieben als Beamten den dringenden Bedingungen der Gegenwart begegnen.

Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß gerade den tüchtigsten unter diesen Kräften unsere Beamtengehälter nicht genügen werden, und daß unserer Verwaltung mit einem nur mittelmäßigen Zuwachs von außen nicht gedient ist. Ueberdies verbürgt der Nachweis auch der solidesten Fachkenntnisse noch lange nicht das Vorhandensein der übrigen Eigenschaften, die wir von einem Staatsbeamten in besonderem Maße verlangen müssen. Es dürfte sich deshalb im allgemeinen empfehlen, anstatt Sachverständige aus privaten Unternehmungen als Beamte anzustellen, sich lieber ihre Dienste in weitestem Umfange, wo immer ein Bedürfnis hierzu vorliegt, zu sichern, sei es gegen reichliche Bezahlung, sei es auch im Ehrenamt, eine Praxis, mit der die Arbeiten bei gewissen Einkaufsgeschäften mit bestem Erfolge geübt werden.

Unsere Ausführungen laufen somit darauf hinaus, daß die bedingungslose Einführung kaufmännischer Grundsätze in die Staatsbetriebe, wie sie von so vielen Seiten gefordert, keineswegs im Interesse der Allgemeinheit liegt, daß aber anderseits unsere Behörden nicht länger damit zögern dürfen, sich die im kaufmännischen Leben bewährten Einrichtungen, vor allem das Prinzip der Stellenbesetzung, im weitesten Umfange zu eigen zu machen. Geschieht dies, dann wird das nicht nur der Nation, sondern vor allem auch unseren Beamten selber zum Segen gereichen; denn die heutigen Zustände sind vielfach nur zu sehr geeignet, schwache Elemente in Versuchung zu führen, die tüchtigen Kräfte aber an der Hergabe ihrer besten Leistungen zu verhindern.

Der Leonardo von Southampton R. C. Lucas in seinem Studio.

Von Wilhelm Bode. — Hierzu die Abbildungen auf Seite 1999.

Der blinde Lärm, der seit Monatsfrist täglich in den Spalten in- und ausländischer Zeitungen über die Leonardosche Wachsbüste der „Flora" im Kaiser-Friedrich-Museum geschlagen wird, hat plötzlich aus dem Reiche der Vergessenheit den Schatten eines englischen Künstlers heraufbeschworen, der heute im Munde jedes Engländers ist, und dessen Bild dank dem Eifer, unsere Büste als sein Werk nachzuweisen, allmählich wieder feste Form gewinnt. Daß es Fleisch und Blut gewönne, kann man nicht sagen, da diesem Künstler beides stets gefehlt hat; aber die zahlreichen kleinen Wachs- und Elfenbeinarbeiten, die als sein Legat im Bethnal Green-Museum zu London aufgestellt sind, und die photographischen Nachbildungen nach seinen Werken, die, in zwei Teilen eines großen Albums gesammelt in den Besitz unserer Museen gekommen sind, geben doch das Bild eines Künstlers, der den Typus der englischen Künstler der ersten Zeit der Königin Viktoria in ihrer klassischen Nüchternheit, falschen Romantik und oberflächlichen, dilettantenhaften Sauberkeit nicht ohne eine gewisse Eigenart vertritt. Da man ihm die Ehre angetan hat, unsere Wachsbüste als sein Werk zu erklären, lohnt es, einen Blick auf seine Arbeiten zu werfen und den Mann bei seiner Arbeit zu belauschen. Die Photographien in jenem Album bieten dazu die beste Gelegenheit, weshalb wir einige zur Charakteristik des Mannes und seines Werkes hier nachbilden: daraus wird sich auch die Bestimmung unserer Büste noch klarer und bestimmter ergeben.

Richard C. Lucas, geboren im Jahre 1800, genoß in London als Bildhauer einen nicht unbedeutenden Ruf. Mit den Beamten des Britischen Museums, in dem er seine Studien machte, stand er in Beziehung; ein in England als Kunstkritiker so hoch geachteter Mann wie mein Amtsvorgänger Waagen gab ihm ein schmeichelhaftes Gutachten über seine Arbeiten, und Lord Palmerston war für diese so eingenommen, daß er ihm ein größeres Terrain unweit Southampton abtrat, auf dem er sich ansiedelte. In dem phantastischen „Turm der Winde", einem leichten Bau, halb in Schweizer, halb in normannischem Stil, befanden sich seine Ateliers, seine Räume für Gipsabgüsse nach klassischen wie nach seinen eigenen Bildwerken, für einzelne Originale alter Kunst, untermischt mit Kuriositäten, phantastischen Pflanzen, Baumwurzeln u. dgl. Die üppige Vegetation rings um den „Turm", dank dem gleichmäßigen milden Klima dieses köstlichen Teiles von England, ließ der Künstler wild aufschießen; die gleiche malerische Unordnung, wie sie im Garten herrschte, verraten auch die Innenansichten seiner Ateliers, wo Bildwerke, Ab-



güsse, Bilder, Photographien, Modelle, Utensilien aller Art mit altem Gips, Gerümpel, Lappen bunt neben- und übereinander liegen. Auf diesen kleinen Innenansichten, zwischen und neben seinen Arbeiten, unter seinen Katteen und neben seinen uralten Kletterrosen hat der Künstler regelmäßig sich selbst mitabgebildet. Seine eigene liebe Person scheint ihm überhaupt von besonderer Wichtigkeit gewesen zu sein. Er liebt seine Klassiker, namentlich seinen Shakespeare, liebt sich, in seine Rollen hineinzuversetzen, sich in phantastischer Weise auszukostümieren, Charakterköpfe und mimische Studien von sich photographisch aufzunehmen. In der höchst komisch wirkenden Photographie von Lucas als Hamlet, die wir hier nachbilden, hat er die Maske seines bewunderten Meisters (und Lehrers?) Canova statt des Schädels in der Hand.

Wie der Mann, so ist auch sein Werk. In seinen kleinen Porträten in Elfenbein, Wachs und Marmor ist er sauber und zuweilen sogar ganz nett; selbst in den großen Statuen seiner Gönner Palmerston und Colt Hoare; aber auch dann ist er nüchtern, ohne feinere Belebung und wirkliches Verständnis. In welchem Maß ihm künstlerischer Sinn und Geschmack fehlen, zeigen vor allem Kompositionen, namentlich die großen. Die aberwitzige Kolossalgruppe aus der alten englischen Geschichte, die wir auf S. 1999 abbilden, wird in der Unterschrift in seinem „Album" als „das Meisterwerk des Künstlers" bezeichnet! Aehnlich ist eine andere große Gruppe, die schon als Motiv ein Unding ist: „König Knut, der seine Schmeichler abweist". Während hier fadenscheinige, bombastische Romantik Pathos und Phantasie vortäuschen, sind andere Gruppen mit nackten Frauengestalten und Kindern schwache Nachahmungen seines bewunderten Vorbildes Canova von süßlicher Empfindsamkeit und oberflächlicher Formenleere. Noch schlechter sind seine ziemlich zahlreichen Radierungen. Eine Hauptbeschäftigung fand der erfindungsarme Künstler in der Nachbildung und Ergänzung der Arbeiten älterer, namentlich klassischer Kunstwerke, und dafür hat er seinerzeit offenbar einen gewissen Ruf genossen; denn die Direktion des British Museum bediente sich seiner, und der Berliner Galeriedirektor Waagen preist ihn dafür in seinem bekannten Werk über die englischen Sammlungen. Als Newton die Ueberreste des Mausoleums von Halikarnaß nach London gebracht, versucht Lucas sich in der Restauration dieses Denkmals und seines Statuenschmuckes in einem kleinen Modell. Ein paar berühmte fragmentierte kleine Bronzereliefs mit kämpfenden Amazonen restauriert er in Nachbildungen und nimmt deren Photographien in sein Album auf, setzt aber die ärgerliche Bemerkung darunter: „Diese Bronzen kosten dem Lande 20 000 Mark". Dann versucht er sich in einer Restauration der Mittelgruppe des westlichen Giebelfeldes des Parthenons (aber wie!), und schließlich scheint man ihm auch die Restauration der Portlandvase anvertraut zu haben, wenn man den Aufnahmen in seinem Album trauen darf. Besonders stolz scheint er auf kleine Schnitzarbeiten gewesen zu sein, die er nach Stichen und Radierungen ausführte: eine Kreuzabnahme nach Rembrandts Radierung, eine Auferweckung des Lazarus (aus Rembrandt und Sebastion del Piombo zusammenkomponiert!), nach A. Dürer usf. Die Abbildung auf Seite 1999 zeigt ein Reklameblatt mit solchen Arbeiten, auf die er besonders stolz war: die Portlandvase, ein Relief nach A. Dürer (oder vielmehr nach einer damals für Dürer gehaltenen Imitation von Georg Schweiger) im British Museum und die Restauration der Bronzetäfelchen ebenda; darüber die Photographie seines Gönners Lord Palmerstons, für den oder durch dessen Vermittlung er wohl diese Arbeiten ausführte. Kurz, Lucas galt seinerzeit in England gerade darin etwas, worin er sich auch an unserer Wachsbüste betätigt hat: im Restaurieren. Denn nur dadurch hat Lucas auch mit unserer Büste zu tun gehabt — leider nur zu viel! Gewiß haben ihn sein Sohn, Albrecht Dürer Lucas, und ein Mitschüler, die dies bezeugen, an der Wachsbüste arbeiten sehen und vielleicht selbst mit dabei geholfen; der Sohn durch die schauderhafte, in den Illustr. London News veröffentlichte Kopie nach einem geringen Flora-Bild eines Leonardo-Nachfolgers in der Galerie zu Basildon Park: aber ihre kleinen Arbeiten daran waren Restaurationen, die die Büste nicht geschaffen, sondern geschädigt haben. Lucas' Putzwasser, sein Spartel, seine Gipsflickerei sind nur zu deutlich an unserer Büste zu erkennen, aber ihre ewige Schönheit hat diese Stümperarbeit überstanden. Des Lobes für Herrn Lucas ist wahrlich jetzt genug geschehen dank der schlauen Initiative eines kleinen Antiquars von Southampton, der die Ware des „Leonardo seiner Vaterstadt" in seinem Besitz dadurch im Preise steigern wollte. Es ist die höchste Zeit, daß dieser bescheidene Kleinkünstler und phantasielose Romantiker des Queen-Victoria-style wieder in die Versenkung verschwinde, aus der man ihn überflüssigerweise und in wenig freundlicher Absicht heraufgeholt hat.

Leonardo oder Lucas?

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Otto Seeck.

Die Berliner Sammlung der Renaissanceskulpturen ist nächst der Florentiner die bedeutendste der Welt, ja auf einzelnen Gebieten ist sie dieser sogar überlegen. Wenn es gelang, ihr ein Werk des größten Meisters, den Italien hervorgebracht hat, noch hinzuzufügen, so wurde ihr dadurch die Krone aufgesetzt. Doch unter gewöhnlichen Umständen ist es jetzt unmöglich geworden, noch einen Leonardo zu bezahlen. Denn seit Amerika als Konkurrent auf den Kunstmarkt getreten ist, sind die Preise derart in die Höhe gegangen, daß wohl noch ein privater Milliardär, aber nicht mehr ein öffentliches Museum sie erschwingen kann, falls es sich um Werke von anerkannter Berühmtheit handelt. Von Rembrandt sind nicht viel weniger als 700 Gemälde erhalten; trotzdem hat man einzelne, die nicht einmal zu den allerbedeutendsten gehörten, für mehr als eine Million verkaufen können. Auch Tizian ist keiner der seltensten Künstler, und doch hat man für eins seiner Werke fünf Millionen geboten. Von Leonardo gibt es keine einzige Skulptur und noch nicht ein Dutzend Gemälde, die unbestritten sind. Käme eins davon auf den Markt, so würde der Preis ein ganz aben-



teuerlicher sein. Für ein Museum ist daher ein Leonardo nur käuflich, solange man an seiner Echtheit zweifelt und die amerikanischen Konkurrenten sich vorsichtig zurückhalten. Allerdings gehört Kühnheit und Vertrauen in die eigene Kennerschaft dazu, um in solch einem Falle zuzugreifen; aber daß Bode diese Eigenschaften besitzt, hat den Berliner Sammlungen zu vielen ihrer kostbarsten Besitztümer verholfen. Ein paar Beispiele mögen dies beglaubigen.

Das Frauenbildnis von Dürer, das jetzt zu den besonderen Lieblingen des Berliner Publikums gehört, war der Nationalgalerie in London angeboten, aber von ihr als unecht zurückgewiesen worden. Denn in Venedig unter dem Einfluß des Giovanni Bellini gemalt, wich es nicht unerheblich von der gewohnten Art Dürers ab. So konnte es Bode für einen sehr bescheidenen Preis erwerben, und jetzt zweifelt niemand mehr an seiner Echtheit.

Der tamburinspielende Engel des Donatello, wohl die reizendste Kindergestalt, die der Meister überhaupt geschaffen hat, galt fast bei allen Kennern für eine Fälschung des 18. Jahrhunderts. Trotzdem wagte Bode, ihn zu kaufen, und später konnte er sogar urkundlich nachweisen, daß und wann er bei Donatello bestellt war.

Rembrandts Hendrikje Stoffels wurde noch vor wenigen Jahren von einem so gewiegten Kenner, wie der Herr von Carstanjen es war, dessen schöne Sammlung jetzt im Kaiser-Friedrich-Museum ausgestellt ist, mir selbst gegenüber für unecht erklärt. Dieser Ansicht müssen auch andere gewesen sein, da Bode sie für einen sehr geringen Preis gekauft hat; heut aber wird kaum noch einer dies Urteil zu wiederholen wagen.

Die Geburt Christi von Hugo van der Goes, nächst den Brüdern van Eyck wohl dem größten Künstler der altniederländischen Schule, gilt manchen hyperkritischen Leuten noch heute für unecht. Doch diese zweifelnden Stimmen werden immer seltener, und nach meiner Ueberzeugung ist die Zeit nicht fern, wo man auch dieses Gemälde einstimmig zu den köstlichsten Perlen der Berliner Sammlung rechnen wird.

Auch die beiden Statuen des Michelangelo, die Kreuzigung von Hubert van Eyck, die Auferstehung von Giovanni Bellini sind angekauft, als ihre Echtheit bestritten oder ihr Meister noch nicht erkannt war, und zum Teil war nur dadurch die Möglichkeit gegeben, sie zu einem annehmbaren Preise zu gewinnen. In allen diesen Fällen und noch in manchen anderen hat Bode den Mut gehabt, den Angriffen, die ein verfehlter Ankauf unfehlbar nach sich gezogen hätte, kühn die Stirn zu bieten, und alle, die an den Schätzen des Berliner Museums ihre Freude haben, müssen ihm dafür dankbar sein.

Auch die Erwerbung der Flora **kann** ein glänzender Erfolg sein. Denn ist sie wirklich von Leonardo, so wäre sie mit 160 000 Mk., so stattlich diese Summe ist, doch nach dem heutigen Zustande des Kunstmarktes sehr billig bezahlt. Ueber ihre Echtheit habe ich kein Urteil. Ich kenne sie bisher nur aus Photographien, und auch wenn ich das Original gesehen hätte, würde ich doch keine Entscheidung zu fällen wagen. Denn gerade Leonardo gehört zu denjenigen Künstlern, über die das kunstgeschichtliche Urteil heutzutage am zweifelhaftesten ist. Die meisten Gemälde, die man ihm früher zuschrieb, sind gegenwärtig bestritten, und obgleich es feststeht, daß er sich auch als Bildhauer betätigt hat, ist doch keine einzige Skulptur von ihm mit voller Sicherheit festgestellt. Bode ist der beste Kenner alter Kunstwerke, den es zurzeit gibt, und als solcher in der ganzen Welt anerkannt. Ich bin daher geneigt, mich seiner Autorität auch in diesem Fall zu unterwerfen, und möchte dasselbe auch der großen Zahl von Schreiern raten, die von der Sache noch weniger verstehen als ich. Doch daß auch er sich einmal getäuscht hat, ist in einer so schwierigen Frage für mich nicht ausgeschlossen. Aber selbst wenn das bewiesen werden sollte, hätte doch keiner das Recht, ihn deshalb zu verurteilen. Denn wer nicht den Mut zu irren besitzt, wird nie in der Wissenschaft große Erfolge erringen und noch weniger auf dem Gebiete, auf dem sie sich praktisch betätigt, im Kunsthandel. Das Berliner Museum wäre nicht, was es zu unserer Freude ist, wenn Bode nicht so manches Mal aus frischer Keckheit zugegriffen hätte, auch auf die Gefahr hin, einmal einen Fehlgriff zu tun.

Ein Gegenbeispiel mag dies illustrieren. Im Berliner Antikenkabinett war einmal ein Dornauszieher hellenistischer Zeit ausgestellt, an dessen köstlicher Frische jeder Kunstfreund seine Freude hatte. Da sprachen einzelne hyperkritische Leute den Verdacht aus, daß er eine Fälschung sei, und Ernst Curtius, der damals diesem Teil der Sammlung vorstand, ließ sich einschüchtern, obgleich er selbst an die Echtheit glaubte. Der fast schon abgeschlossene Kauf wurde rückgängig gemacht, und jetzt steht das Bildwerk im Britisch Museum.

Es ist nun einmal so, daß, wer nicht wagt, auch nicht gewinnen kann; zum Begriff des Wagens aber gehört es, daß sein Erfolg kein sicherer ist. Jedenfalls kann man unseren Museen nicht schlechter dienen, als indem man ihren Leitern den frischen Wagemut raubt, wie dies eintreten muß, wenn jeder Mißgriff ihnen zum Verbrechen gemacht wird und eine wütende Zeitungsfehde entzündet. Daß Bode nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt hat, bezweifelt keiner; daß er der kompetenteste Kenner ist, gibt jeder zu, der von der modernen Kunstwissenschaft etwas weiß. Wenn er in diesem Falle trotzdem fehlgegangen ist, was ich bezweifle, aber als möglich anerkenne, so kann ihn nur verurteilen, wer keine Ahnung davon hat, wie große Sammlungen gebildet und auf ihrer Höhe erhalten werden.

Diese Bemerkungen sind niedergeschrieben, ehe der Aufsatz Bodes in dieser Zeitschrift erschienen war. Nachdem ich ihn gelesen habe, scheint es mir über jeden Zweifel erhaben, daß die Florabüste im sechzehnten, nicht erst im neunzehnten Jahrhundert entstanden ist. Auch daß sie dem Lionardo gehört, halte ich für mehr als wahrscheinlich, weil die Nachahmungen seiner Schüler, die im Burlington-Magazin, zum Teil auch in dieser Zeitschrift abgebildet sind, entschieden darauf hinweisen, daß ihr Original ein plastisches, kein gemaltes war. Denn wer ein Gemälde kopiert, wird immer auch die gleiche Ansicht von der dargestellten Person festhalten; auf jenen Nachbildungen dagegen erscheinen Gesicht und Körper in den mannigfachsten Verschiebungen, wie sie sich daraus ergeben mußten, daß man die Büste bald von der einen, bald von der andern Seite abzeichnete. Ich kann also dem Berliner Museum zu dieser neuen glänzenden Erwerbung nur von Herzen gratulieren.



Kleine Probleme des guten Tons.

Plauderei von Viktor Ottmann.

Die junge Frau ist in Verzweiflung, ihr seelisches Gleichgewicht erscheint bedroht. Stirnrunzelnd sitzt sie über einen Bogen weißen Papiers gebeugt und schreibt und schreibt, als gelte es, die so schmerzlich empfundene Lücke in der deutschen Literatur heute noch auszufüllen. Sie springt nervös auf, stürzt in die Küche und stellt an die Maid für alles ein Dutzend Fragen, ohne eine einzige Antwort abzuwarten; sie eilt in das Speisezimmer, zieht alle Schubladen des Büfetts auf, zählt das Besteck, mustert das Silberzeug und beugt sich dann wieder mit einem tiefen, tiefen Seufzer über den Bogen weißen Papiers. Da öffnet sich die Tür, das Gesicht ihres Mannes erscheint in dem Spalt; er wirft ihr einen halb mitleidigen, halb ironischen Blick zu, einen jener Blicke, wie sie vom zweiten Ehejahr an gelegentlich ausgetauscht werden, und zieht sich schleunigst wieder zurück.

Was geht vor, was gefährdet den Frieden des Hauses? Ist das die Ruhe vor dem Sturm?

Ach, die Geschichte klingt so simpel und ist doch fast tragisch! Dr. Grellmorgen hat vor kurzem sein Provinznest mit der Großstadt vertauscht und rüstet sich nun zum ersten Diner in seinem Hause. Das heißt: ihm fällt es gar nicht ein, sich zu rüsten. Ein geborener Egoist, wie alle Männer, überläßt er das der jungen Frau und verschanzt sich hinter die Ausrede, daß es unziemlich wäre, sich ins Ressort der Frau einzumischen. Als wenn er das nicht bei anderen Gelegenheiten nur zu gern täte! Es scheint ihn wenig zu interessieren, welches Sturzbad von Problemen und schicksalsschweren Tagen auf das Haupt der armen Frau herniederprasselt.

Wie einfach war das in der Provinz! Dort in Dingskirchen wickelte sich alles wie am Schnürchen ab, geregelt durch eine Tradition, die durch die überreife Fülle einer energischen Kochfrau und die hagere Gestalt eines alten Faktotums verkörpert wurde. Frau Liedtke, die Kochfrau, und Herr Möller, der tagsüber als schaumschlagender Figaro seines Amtes waltete und sich an festlichen Abenden durch Anlegen eines bereits historischen Fracks und weißbaumwollener Handschuhe in einen Lohndiener verwandelte, waren zwei feste Säulen, auf die sich jede Hausfrau verlassen konnte. Wo auch immer es eine „Abfütterung" gab, beim Präsidenten, beim Justizrat, beim Oberpfarrer, überall begegnete man Frau Liedtkes Kalbskeule und Herrn Möllers Weißbaumwollenen. Nichts Menschliches war dem Lohndiener fremd; er wußte, daß der Präsident keine Mayonnaise nahm, und daß man dem Justizrat nur Rotwein einschenken durfte, und weil er so in jeder Hinsicht eine Stütze der Gesellschaft war, sah man duldsam darüber hinweg, wenn er beim Servieren des Desserts infolge allzu häufigen Probens der Weine nicht mehr ganz fest auf den Beinen stand.

Die schönen Tage von Dingskirchen sind nun vorüber, so leicht wie dort macht sich die Sache hier nicht. Das einfachste ist noch die Speisenfolge, die liefert der Traiteur nach bewährter, wenn auch nicht allgemein beliebter Schablone: die Schildkrötensuppe, die traditionelle Steinbutte, der unvermeidliche Rehrücken und so fort mit Grazie bis zur Fürst-Pückler-Bombe und den Käsestangen. Aber wie ist das mit dem Wein? Soll zur Sakuska, der Vorspeise — in Dingskirchen nannte man das noch Horsd'oeuvre — ein altmodisches Glas Portwein gereicht werden oder, nach neustem Geschmack, ein Glas halbsüßer Champagner? Paßt das zu den Verhältnissen des Hauses, oder hat es nicht einen etwas bedenklichen Stich ins Unangemessene? Und wie steht es mit den verschiedenen Weingläsern? Soll wirklich eine ganze Batterie davon bei jedem Gedeck aufmarschieren? Dann müssen noch Gläser entliehen werden, denn so viele Garnituren besitzt ein einfacher Haushalt nicht. Und so geht das bange Fragen weiter bis zu den vielumstrittenen Spülnäpfen, über deren Notwendigkeit oder Verpöntheit die heutige Gesellschaft sich offenbar nicht einigen kann, und bis zum Blumenschmuck und hundert anderen Dingen.

Als die junge Frau mit ihrem Mann am Mittagstische sitzt und, ganz von ihren Sorgen erfüllt, den Speisen kaum zuspricht, legt der Mann, dieser Egoist und Barbar, die Hand auf ihre Schulter und sagt: „Aber, liebes Kind, warum machst du dir so viel Skrupel und Zweifel? Du überschätzest die Aeußerlichkeiten. Wir geben es so gut, wie wir es haben, und sollte sich unter den Gästen wirklich ein hypermoderner Snob befinden, vor dessen kritischem Blick dies oder jenes nicht standhält, so wollen wir uns mit dem Bewußtsein trösten, daß es auf der Welt etwas Wertvolleres gibt als die täglich wechselnden Snobmoden: ‚die Höflichkeit des Herzens'."

Das war ein gutes, vernünftiges Wort, und es verfehlte seine Wirkung nicht. Die junge Frau gewann ihre ruhige Sicherheit wieder, und das Diner verlief, trotz aller Probleme, genau so glatt wie früher in Dingskirchen.

Immerhin, die kleinen Probleme sind oft viel lästiger als die großen, wie es ja z. B. auch lästiger ist, Zahnschmerzen zu haben, als an unglücklicher Liebe zu leiden. Wir alle, und besonders wir Großstadtmenschen, sehen uns immer wieder vor irgendeine schwierige Frage des gesellschaftlichen Lebens gestellt, die zwar nicht ganz so wichtig ist wie die Frage, woher wir kommen, und wohin wir gehen, aber doch überlegt sein will. Selbst ein Arbiter elegantiarum fährt sich heute oft verzweifelt in das längst entschwundene Haar und fragt sich: Was darf ich, was muß ich? Die Lehre Mohammeds teilt alle Handlungen seiner Anhänger in fünf Klassen ein: in Vorgeschriebenes, Verdienstliches, Verbotenes, Verpöntes und Gleichgültiges. Auch auf unser gesellschaftliches Leben ist diese Skala anwendbar. Es ist vorgeschrieben, in angemessener Kleidung zu erscheinen; es ist verdienstlich, seine Nachbarinnen gut zu unterhalten; es ist verboten, sich nach den Preisen zu erkundigen; es ist verpönt, überflüssige Reden vom Stapel zu lassen, und es ist gleichgültig, wie man über den Gastgeber denkt, wenn man es nur nicht laut sagt. Aber zwischen diesen Selbstverständlichkeiten liegen für den Mann, der den Ehrgeiz hat, nur dem Allerneusten des guten Tons zu huldigen, tückische Fallstricke verborgen. Zum Beispiel: Soll er beim Besuch außer dem Hut auch den Stock mit in den Salon nehmen oder nicht? Ueber diese hochwichtige Frage können sich die

Snobs ebensowenig einigen wie darüber, ob es für den strengmodernen Zeitgenossen noch zulässig ist, der Dame beim Zutischführen den Arm zu reichen oder nicht. Es macht sich nämlich jetzt eine Anschauung breit, die das Führen der Dame am Arm auch im Salon für einen überwundenen Standpunkt erklärt.

Da fragt es sich nur, ob es wirklich die Aufgabe des modernen Menschen ist, jedes Jahr mindestens zweimal derartige Standpunkte zu überwinden, oder ob man nicht besser tut, solche Finessen denen zu überlassen, die auf den Hochglanz ihrer Fingernägel mehr Wert legen als auf die Politur ihres Geistes. Wie es eine vernünftige Mitte gibt zwischen den Dandies, die sich schämen würden, einen Frack der vorigen Saison zu tragen, und jenen Unbekümmerten, deren Frack an keine Saison gebunden ist, und wie ein Stück Ewigkeit alle zehn Jahre wieder einmal modern wird, so gibt es auch eine vernünftige Mitte zwischen der Formlosigkeit und den erkünstelten Taktproblemen, die überhaupt nur in der Einbildung der Uebersättigten Probleme sind. Es ist nicht eben leicht, sich aus dem Urteil der Leute ein Bild davon zu machen, ob wir heute mehr zu einer übertriebenen Bewertung der Aeußerlichkeiten neigen oder zur Vernachlässigung der Formen. Die einen beklagen, besonders bei der jungen Generation, die zunehmende Sucht, Aeußerlichkeiten zu überschätzen, die andern glauben eine bedenkliche Lockerung guter Gesellschaftssitten zu erkennen. Vielleicht haben beide Teile recht; es kommt eben ganz darauf an, aus welchen Kreisen ihre Beobachtungen stammen.

Es gibt in der Großstadt keinen einheitlichen guten Ton mehr, sondern sehr verschiedenartige Töne, und daß diese Töne nicht überall einen reinen Klang haben, das läßt sich allerdings nicht bestreiten. Auch der nationale Standpunkt spielt bei Beurteilung dieser Frage eine Rolle. So vermissen zum Beispiel Amerikaner, die in Deutschland weilen, häufig jene außerordentliche Bevorzugung der Dame, wie sie jenseit des großen Heringsteiches zum guten Ton gehört, während umgekehrt wir in dem auf die Spitze getriebenen Feminismus der Amerikaner gewisse Bedenken erregende Anzeichen eines nicht mehr ganz gesunden Minnedienstes erblicken.

Im allgemeinen läßt sich wohl sagen, daß die Regeln des guten gesellschaftlichen Tones bei uns dem einzelnen jene individuelle Freiheit gewähren, auf die wir heute mit Recht so großen Wert legen. Man braucht nur an das strenge Zeremoniell des achtzehnten Jahrhunderts zu denken, ja nicht einmal so weit zurück, sondern noch an die Steifheit der bürgerlichen Umgangsformen zur Zeit unserer Großväter, um den wohltuenden Gegensatz zwischen einst und heute zu empfinden. Es soll dabei nicht verkannt werden, daß jene strengen Formen auch ihre Anmut hatten, eine Anmut, die heute leider vielfach ein verschollenes Märchen ist; aber die gesellschaftliche Freiheit, wie wir sie besonders in der Großstadt genießen, bedeutet doch ein beneidenswertes Gut. Ganz zweifellos sind wir Deutsche in dieser Hinsicht besser daran als andere Nationen. Wer die starren Regeln kennt, nach denen sich in England das Leben des auf Respektabilität Anspruch machenden Gentleman abspielt, oder die drückenden Opfer, die das Gesellschaftsleben dem gutsituierten Franzosen auferlegt, der weiß unsere Unabhängigkeit von einer tyrannischen Etikette zu schätzen.

Unsere Bilder

Der österreichische Thronfolger und seine Gemahlin (Abb. S. 1995) haben in der vergangenen Woche als Gäste unseres Kaiserpaares in Deutschland geweilt. Erzherzog Franz Ferdinand machte in Gesellschaft des Kaisers die Hofjagden bei Letzlingen mit, seine Gemahlin, die Herzogin Sophie von Hohenberg, blieb mit der Kaiserin in Potsdam. Vom Empfang auf dem Anhalter Bahnhof bis zur Abfahrt trug dieser Fürstenbesuch einen unoffiziellen, alles strengen Zeremoniells entbehrenden Charakter. Nichtsdestoweniger ist dieser erste Besuch der Gattin des künftigen Beherrschers des Donaureiches am befreundeten deutschen Hofe nicht ohne Bedeutung: sie gewährleistet die Fortdauer der intimen persönlichen Beziehungen zwischen den Familien der beiden verbündeten Monarchen.

Schillerfeiern (Abb. S. 1996 u. 1997). Die Feier des 150. Geburtstages Friedrich Schillers ist weit weniger geräuschvoll verlaufen als die Feier seines 100. Todestages im Jahre 1905. Aber man hat das schöne Gedächtnisfest überall würdig und in aufrichtiger Begeisterung begangen. In Berlin war das Königliche Schauspielhaus der Mittelpunkt des Festes. Schon am Sonntag vor dem Jubiläumstage gab es dort eine reizende kleine Vorfeier, die der Berliner Zweigverein des Schwäbischen Schillervereins veranstaltete. Man führte Schillers Gelegenheitsscherz „Körners Vormittag" auf, und das Publikum hatte die Freude, den Dichter leibhaftig zu erblicken, verkörpert durch Otto Sommerstorff, der eine wahrhaft ausgezeichnete Schillermaske auf die Bühne brachte. Am 10. November gab es dann die große Festvorstellung, der der Kaiser und das ganze offizielle Berlin beiwohnten. Zuerst wurde „Das Lied von der Glocke" in szenischer Einrichtung und mit Goethes weihevollem Epilog aufgeführt. Ein berühmter Gast, Josef Kainz, sprach die Partie des Meisters. Dann folgte eine Aufführung von „Wallensteins Lager". Sie gipfelte in einer seltenen und eigenartigen Huldigung. Der achtundsiebzigjährige Albert Niemann, einst der gefeiertste aller Tenoristen, hatte sich bewegen lassen, noch einmal aus seiner Zurückgezogenheit hervorzutreten und im Kostüm eines Kürassiers das zündende Reiterbild zu singen. — In Wien stand der Schillertag im Zeichen der nationalen Bedeutung des großen Dichters. Vor dem Schillerdenkmal lösten einander Abordnungen und Körperschaften ab, die Kränze niederlegten. Auch die Angehörigen der wehrhaften deutschen Studentenvereine erschienen, um das Andenken des Dichters zu ehren. Die Chargierten entblößten vor dem Denkmal die Schläger, und dann erklang zu Ehren des großen Führers der deutschen Jugend das Lied „Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus!"

Der Besuch des Königs Manuel in Madrid (Abb. S. 1998). Der junge König von Portugal hat zum erstenmal seit seiner Thronbesteigung eine Auslandreise unternommen, deren wichtigstes Ziel der englische Hof ist. Auf dem Wege stattete Don Manuel seinem Freund Alfons XIII., den er vor einigen Monaten bei sich begrüßen durfte, einen Besuch in Madrid ab. Wie bei manchen Monarchenbegegnungen der letzten Zeit waren in den Straßen der spanischen Hauptstadt äußerst strenge Absperrungsmaßregeln getroffen.

Die Cottasche Buchhandlung in Stuttgart, der glorreiche deutsche Verlag, mit dem die Namen unserer Klassiker unauflöslich verknüpft sind, feierte am 15. November sein 250-jähriges Gründungsjubiläum. Das Haus verdankt seine kulturhistorische Bedeutung einer Reihe bedeutender und tatkräftiger Geschäftsinhaber. Der gegenwärtige Chef des Hauses kann sich seinen großen Vorgängern würdig an die Seite stellen. **Adolf Kröner** (Abb. S. 1998) gehört zu den hervorragendsten unter den deutschen Buchhändlern. Er hat sich dem Buchhandel vor gerade fünfzig Jahren zugewendet, so daß das Fest des Hauses Cotta ein Doppeljubiläum seltener Art war. Das Unternehmen steht seit 30 Jahren unter Kröners Leitung und hat seitdem einen neuen glänzenden Aufschwung genommen.

Helene Böhlau (Abb. S. 1993), die beliebte Romanschriftstellerin, feiert am 22. November ihren 50. Geburtstag. Sie kam im Schillerjahre 1859 in Weimar, der Stätte unserer



glorreichen klassischen Epoche, zur Welt. Das war für sie kein zufälliger und belangloser Umstand. Die Verfasserin der köstlichen „Ratsmädelgeschichten" hat den besten Teil ihres reichen Schaffens der Verherrlichung der Goethe- und Schillerzeit gewidmet. Ihr Leben ist mit dem Glanze Alt-Weimars verknüpft, und sie hat sich in aller gebührenden Bescheidenheit dessen nicht unwürdig erwiesen.

Der neue Präsident des Kammergerichts (Abb. S. 1998). An Stelle des zum Staatssekretär des Reichsjustizamts ernannten Dr. Lisco wurde der bisherige Präsident des Oberlandesgerichts in Celle Geh. Oberjustizrat Heinroth zum Präsidenten des Kammergerichts ernannt. Heinroth ist ein geborener Hanoveraner und hat seine Karriere noch im Königl. Hannoverschen Justizdienst begonnen. Bis zum Jahr 1891 bekleidete er verschiedene richterliche Aemter in Osnabrück und Hagen, dann kam er als Landgerichtsdirektor nach Hannover zurück. Im Jahr 1894 wurde er zum Präsidenten des Göttinger Landgerichts ernannt; dort wirkte er 11 Jahre, dann wurde er an das Oberlandesgericht in Celle versetzt.

Ueberſichtskarte zu der Sturmkataſtrophe in Weſtindien.

Die Sturmkatastrophe in Westindien (Karte nebenst.). Die Inseln Westindiens, insbesondere aber Jamaika, haben in diesen Tagen unter einem furchtbaren Orkan schwer zu leiden gehabt. Fast alle Städte des unglücklichen Landes sind in der ärgsten Weise verwüstet worden; der Zyklon und die von ihm verursachte Sturmflut haben alle Eisenbahnlinien zerstört und die Kabellinie vernichtet, die die Insel mit dem amerikanischen Festlande verband. Selbst die geographische Gestalt Jamaikas soll nach den bisher eingelaufenen Berichten durch die Katastrophe verändert worden sein.

Die Toten der Woche

Medizinalrat Prof. Dr. Johann Hermann **Baas**, † in Worms am 10. November im Alter von 73 Jahren.

Verlagsbuchhändler Julius **Campe**, † in Hamburg am 13. November im Alter von 64 Jahren.

Professor Paul **Gyulai**, bekannter Dichter, † in Budapest am 9. November im Alter von 83 Jahren.

Staatsrat v. **Heller**, Präsident des Obersten Landesgerichts in Bayern, † in München am 9. November.

Gräfin Agnes **Klinckowstroem**, bekannte Romanschriftstellerin, † in München im 60. Lebensjahr.

Julius **Lippert**, bekannter Kulturhistoriker, † in Smichow bei Prag am 12. November im Alter von 70 Jahren.

Prof. Max **Pohle**, Musikdirigent, † in Chemnitz im Alter von 57 Jahren.

Dr. Max **Rieger**, bekannter Germanist, † in Alsfeld an der Bergstraße am 10. November im Alter von 81 Jahren.

Prof. Ludwig **Schmid-Reutte**, bekannter Maler und Lehrer an der Karlsruher Akademie, † am 15. November im Alter von 45 Jahren.

Oberlandesgerichtspräsident Dr. **Sieveking**, † in Hamburg am 13. November im Alter von 74 Jahren.

Bilder vom Tage



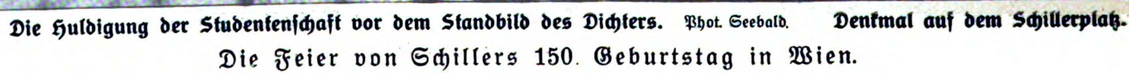
Phot. B. J. G.

Die Ankunft der Herzogin von Hohenberg auf dem Anhalter Bahnhof.

Vom Besuch des österreichischen Thronfolgers und der Herzogin von Hohenberg in Berlin.

Phot. Schumann.

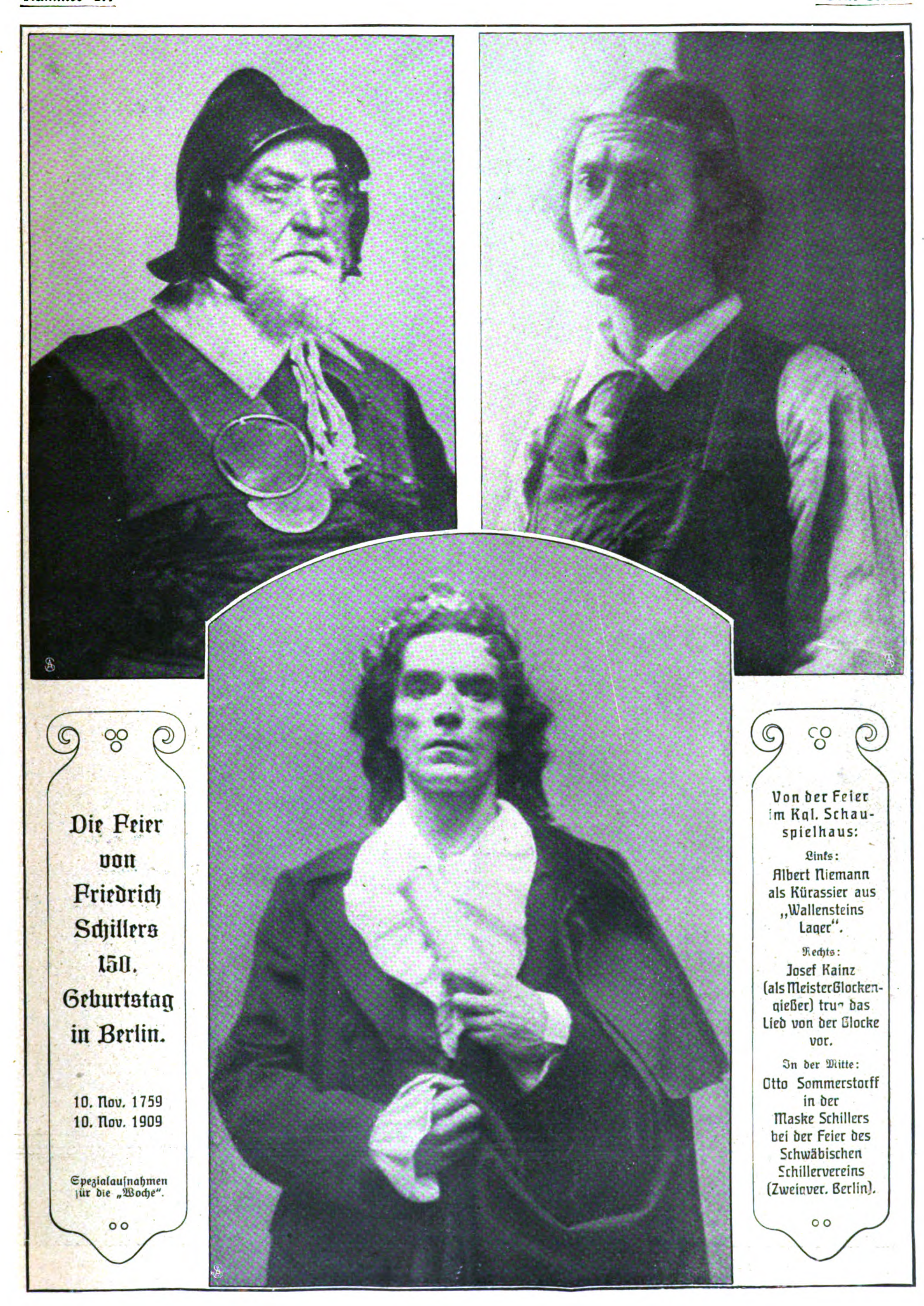
Bürgermeister Dr. Lueger (×) mit den städtischen Behörden bei der Feier.



Die Huldigung der Studentenschaft vor dem Standbild des Dichters. Phot. Seebald. Denkmal auf dem Schillerplatz.

Die Feier von Schillers 150. Geburtstag in Wien.





Die Feier von Friedrich Schillers 150. Geburtstag in Berlin.

10. Nov. 1759
10. Nov. 1909

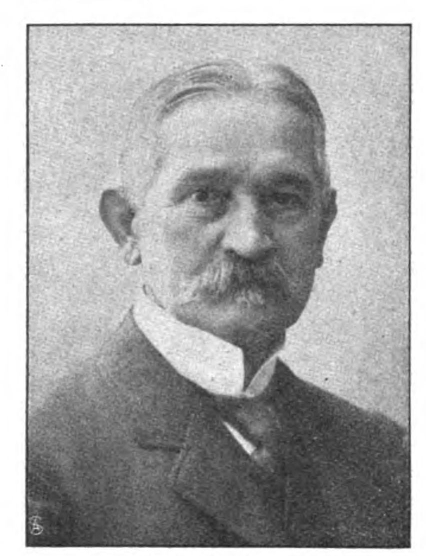
Spezialaufnahmen für die „Woche“.

Von der Feier im Kgl. Schauspielhaus:

Links: Albert Niemann als Kürassier aus „Wallensteins Lager“.

Rechts: Josef Kainz (als MeisterGlockengießer) trug das Lied von der Glocke vor.

In der Mitte: Otto Sommerstorff in der Maske Schillers bei der Feier des Schwäbischen Schillervereins (Zweigver. Berlin).



Geh. Oberjustizrat Heinroth,
der neue Präsident des Kammergerichts.



Hofphot. Brandseph.

Geh. Kommerzienrat Adolf v. Kröner.
Zum Jubiläum seiner 50jährigen Tätigkeit als Verleger.



Helene Böhlau,
die bekannte Schriftstellerin, feiert ihren 50. Geburtstag.

König Manuel und König Alfons auf der Fahrt nach dem königlichen Schlosse.
Vom Besuch des portugiesischen Königs am Madrider Hof.



Blick in das Atelier im Windturm.



Eine Kreuzabnahme von R. C. Lucas.



R. C. Lucas im Hamlettostüm mit der Maske Canovas.



Kolossalgruppe von der Hand des Southamptoner Künstlers.

Zum Streit um die Flora des Leonardo da Vinci: Der „Leonardo von Southampton“.

(Zu dem Aufsatz von Geheimrat Dr. Bode.)

Der Einſchienenwagen in Berlin.

Als vor einigen Monaten eine Denkſchrift des Herrn Auguſt Scherl über ein neues Schnellbahnſyſtem veröffentlicht wurde und als erſte Forderung und Notwendigkeit für einen zukünftigen vollkommenen Schnellverkehr ein einſchieniges Fahrzeug verlangte, da erſchien ein ſolches Erheiſchen ſo manchem Leſer recht wunderbar. Und als die Denkſchrift weiter die bedeutſame Mitteilung brachte, daß ein vollkommenes, durch Kreiſelapparate ſtabiliſiertes Fahrzeug bereits in den Werkſtätten des Herausgebers glücklich vollendet ſei, da wurden Zweifel laut von Laien und auch von Fachleuten. Man war nicht geneigt, jener kurzen Mitteilung Glauben zu ſchenken.

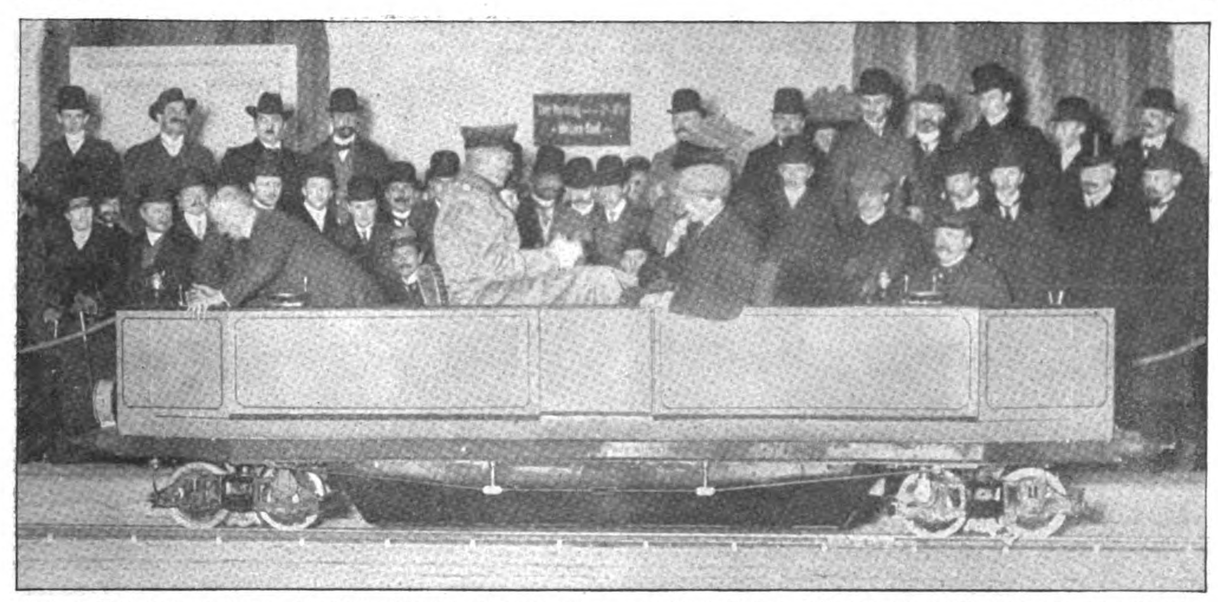
Der Steuerſtand des Gyrowagens.

Der Herausgeber der Denkſchrift hielt es daher für geboten, jenes einſpurige Fahrzeug, den einſchienigen Gyrowagen, der breiteſten Oeffentlichkeit zu zeigen, und er führte das Fahrzeug vom 10. bis 15. November in den Ausſtellungshallen am Zoologiſchen Garten vor. Unſere Bilder wurden anläßlich jener Vorführung aufgenommen und zeigen den Gyrowagen im ganzen wie auch in den einzelnen Details. Nachdem etwa vierzigtauſend Beſucher das Fahrzeug hier geſehen, nachdem die Spitzen der Armee und der Verwaltung ſelbſt darin gefahren ſind, wird man nun nicht mehr behaupten können, daß die einſchienige Kreiſelbahn eine Schimäre, eine Utopie ſei.

Bevor wir nun aber auf die Berliner Vorführungen näher eingehen, mag zuförderſt ein wenig über das Einſchienenſyſtem im allgemeinen geſagt ſein. Ein Unbefangener, der die Leiſtungen unſerer heutigen zweiſchienigen Verkehrsmittel, der Eiſenbahnen und Automobile, kennt, wird zweifellos zunächſt die Frage ſtellen, warum denn die nicht ganz einfachen Apparate der Einſchienenbahn notwendig ſeien, warum man nicht viel lieber bei der zweiten Schiene bleibt und ſolche koſtſpieligen Umwege meidet. Die Antwort iſt leicht gegeben. Wir wiſſen heut und ganz beſonders nach den Zoſſener Schnellbahnverſuchen, daß ein wirtſchaftlicher Schnellverkehr mit einer Stundengeſchwindigkeit von 200 Kilometern undurchführbar iſt. Beinahe nach jeder Fahrt muß man den Unterbau wieder revidieren, muß man Schwellen unterſtopfen und die Schienen gegen einander ausrichten und in die gleiche Niveaulage bringen. Etwas derartiges iſt wohl bei Verſuchsfahrten möglich, bei denen die Wirtſchaftlichkeit keine Rolle ſpielt, aber es verbietet ſich in dem Augenblick, da man einen wirtſchaftlichen Betrieb ins Auge faßt. So kommt man von der Forderung eines wirtſchaftlichen Schnellbahnbetriebs notwendigerweiſe zur Einſchienenbahn. Unterſucht man nun aber weiter die Mittel, die einen Verkehr auf der einen Schiene geſtatten, die den Wagen auf der einen Schiene ſicher ſtabiliſieren, ſo bleibt als einzig brauchbares der Kreiſel übrig. Die richtende



Eiſenbahnminiſter von Breitenbach, der erſte Paſſagier des Gyrowagens.

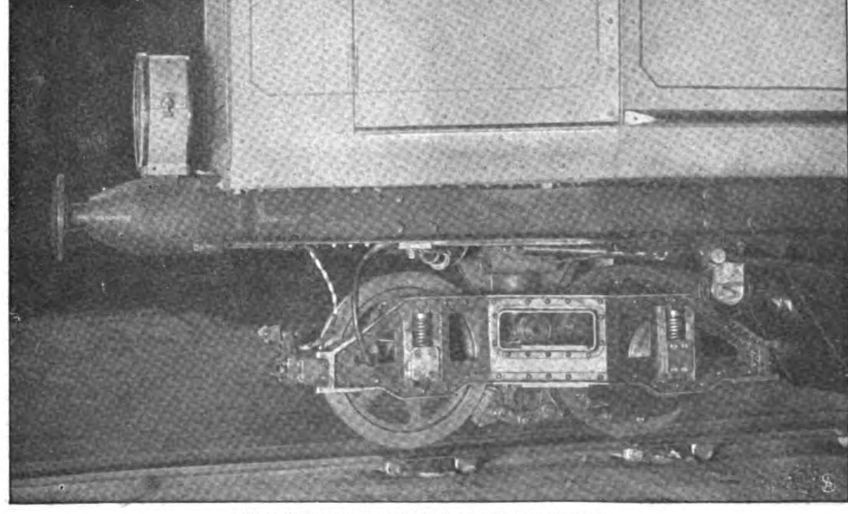


Frau v. Bethmann Hollweg, die Gemahlin des Reichskanzlers, und Gen.-Maj. v. Plüskow als Passagiere des Gyrowagens.

Kraft des schnell rotierenden Kreisels ist das Mittel, den Wagen auf einer Schiene stabil zu führen.

An dem ersten Tage der Vorführungen sammelten sich die hervorragendsten Führer Deutschlands auf technischem und wirtschaftlichem, auf militärischem und dem Verwaltungsgebiet in der Ausstellungshalle, und nach einem einleitenden Vortrag rollte das geheimnisvolle Fahrzeug der Zukunft, der einschienige Gyrowagen, in den Raum. Staunend zuerst beobachteten die Anwesenden, wie der Wagen auf seiner Schiene dahinglitt, wie er sicher und in immer schnellerem Tempo Runde für Runde absolvierte. Und mit dem Sehen wuchs das Vertrauen. Was man zuerst für eine physikalische Spielerei, allenfalls für einen originellen Versuch auch anzusehen geneigt war, das betrachtete man jetzt als ein ernsthaftes Verkehrsmittel. Als erster Passagier bestieg der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten Exzellenz von Breitenbach den Gyrowagen und fuhr in ihm einige Runden. Kein schlechtes Zeichen für die Zukunft des neuen Wagens. Noch zahlreiche andere Passagiere von Rang und Namen führte der Gyrowagen an jenem 10. November durch die Bahn, und wir dürfen wohl hoffen, daß dieser Tag dereinst in der Geschichte der Verkehrstechnik eine ähnliche Bedeutung erlangen wird wie der Junitag des Jahres 1879, an dem die erste elektrische Bahn der Welt, ebenfalls eine deutsche Erfindung, im Landesausstellungspark zu Berlin vorgeführt wurde. Aber wir hoffen weiter, daß es im übrigen mit der Gyrobahn nicht so gehen möge wie mit der elektrischen Bahn. Damals mußte die deutsche Erfindung erst nach Amerika auswandern, um von dort als amerikanisches Erzeugnis etwa zehn Jahre später zurückzukehren. Wir hoffen vielmehr, daß diesmal die deutsche Erfindung sofort in Deutschland Wurzel fassen möge, und das um so mehr, als andere Länder, insbesondere England, die Wichtigkeit des Problems voll begriffen haben und rastlos an seiner Weiterbildung arbeiten.

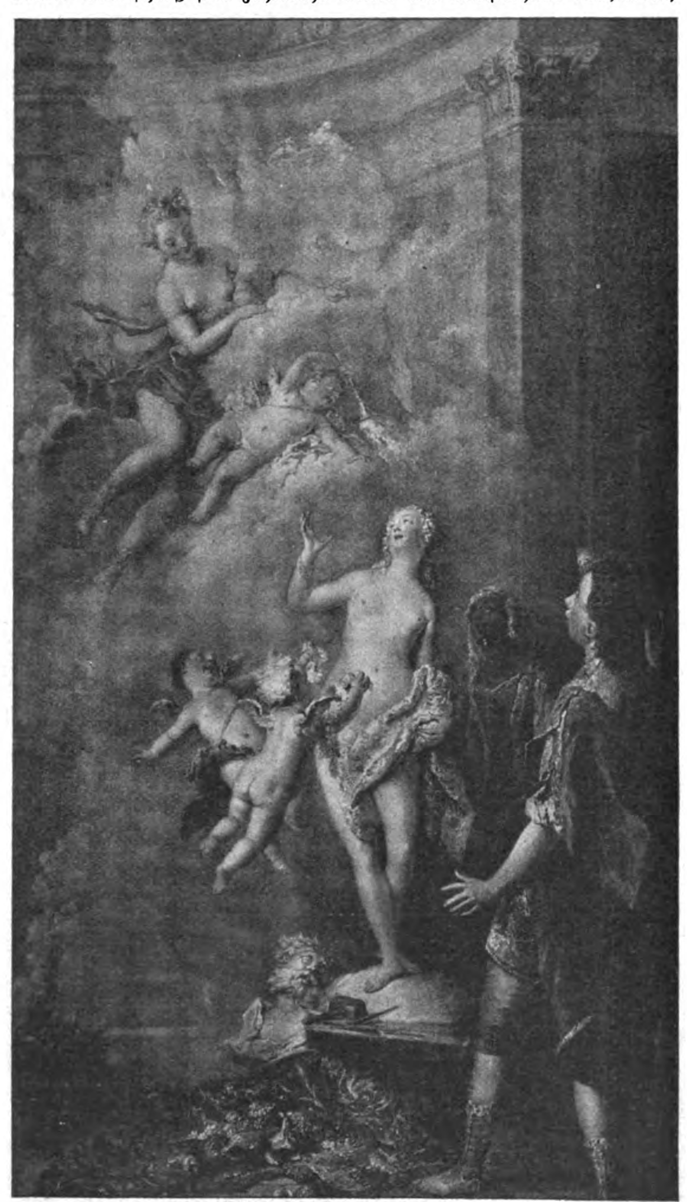
Unsere Bilder veranschaulichen den Wagen in der Halle. Zwei der Abbildungen zeigen das Fahrzeug mit Passagieren, einmal mit dem Herrn Eisenbahnminister von Breitenbach, ein andermal mit der Gemahlin des Reichskanzlers Frau von Bethmann Hollweg. Abb. S. 2000 zeigt den Führersitz mit den Bedienungsinstrumenten, dem Fahrschalter und der Handbremse. Nebenstehende Abbildung veranschaulicht eins der einspurigen Drehgestelle, die den Wagen tragen und auf der einen Schiene sicher führen. Unsere Abbildungen zeigen jene wohlgelungenen Vorführungen und geben einen guten Ueberblick über das rege Leben und Treiben in der Halle während der fünf bedeutungsvollen Novembertage.



Ein Drehuntergestell des Gyrowagens.

Barberina Campanini.

Dem Andenken eines leuchtenden Sternes am Balletthimmel des 18. Jahrhunderts ist ein Buch gewidmet, das den Titel führt: Barberina Campanini. Eine Geliebte Friedrichs des Großen. Von Jean Jacques Olivier und Willy Norbert. (Marquardt & Comp.) Sein Inhalt interessiert, weil dieser Stern einst in Paris und Berlin Triumphe feierte, vor allem aber — weil diese Frau inmitten bunter Lebensschicksale auch die Freundin eines Königs geworden — Friedrichs des Großen, der vier Jahre hindurch, von 1744 bis 1748, nicht nur im Bann ihrer Persönlichkeit, sondern auch ihres Geistes stand. In Schloß Sanssouci und im Potsdamer Stadtschloß sind zahlreiche Bilder von Meisterhand vorhanden,



Barberina als Statue im Ballett Pygmalion.
(Wandbild von Antonie Pesne im Musikzimmer des Schlosses Sanssouci).



Barberina im Alter von 34 Jahren.
(Nach einem Oelgemälde im Schloß Barschau).

die aus jener Zeit des Glanzes stammen, die mit einem Schlag endete. Nicht weil die Barberina sich „durch ihre Conduite" der Verehrung ihres königlichen Freundes „gänzlich unwürdig" gemacht, sondern weil der Sohn des Großkanzlers, Carl Ludwig von Cocceji, ihr mit seinem Herzen auch seine Hand anbot. Trotz der zwangsweisen Abreise Barberinas nach „Engelland" und trotz der eineinhalbjährigen Gefangenschaft Coccejis wurde die Tänzerin dennoch die Gattin des standhaft Liebenden, von dem sie sich jedoch später wieder trennte und vom König den Namen und Titel einer Gräfin von Campanini erhielt. Sie quittierte für diese Erhöhung durch die testamentarische Verschreibung ihres Vermögens zugunsten einer Stiftung für arme, adlige, schlesische Damen. Das ihr gleichzeitig verliehene Wappen trägt die Inschrift „Virtuti Asylum" — „der Tugend ein Obdach" ... J. L.



Barberina im Alter von 65 Jahren.
(Nach einem Oelgemälde im Schloß Barschau).

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

16. Fortsetzung.

Felix hatte das Gefühl, als wären Jahre vergangen, seitdem er Hand in Hand mit Alma Kurthe im Konzertsaal gesessen. Ihr war es wie gestern. Doch sie vermied es, ihn länger anzusehen, als wollte sie sich nicht beirren lassen durch all das Neue, das ihr so feindlich an ihm erschien.

Sie fragte ihn nicht nach seinem Leben. Es wäre ihr furchtbar gewesen, wenn er angefangen hätte, davon zu sprechen. Davon wollte sie nichts wissen. Daran ging sie mit geschlossenen Augen vorbei. Sie hatte sich Ottiliens Worte eingeprägt: „Das ist nur ein Übergang!" Daran hielt sie fest, sie hatte kaum mehr darunter gelitten, daß er nicht schrieb. Sie hatte Ottiliens Briefe. Die gaben ihr so viel an Hoffnung und Versprechungen. Sie vermißte seine kurzen, gezwungenen Zeilen gar nicht. Im Gegenteil. Die „innigen Grüße", die Ottilie ihr immer ausrichtete, waren ihr ungetrübte Freude. Und sie selbst hatte ihre Briefe an Felix eingestellt. Es war ja überflüssig. Jetzt mußte sie ihn sich selbst überlassen. „Es war ja nur ein Übergang . . ." Ottilie rief mit schwacher Stimme.

„Jetzt kannst du hineingehen", sagte Alma Kurthe.

Ottilie lag bequem gebettet in den hochaufgetürmten Kissen; über die Lampe war ein grüner Papierschirm gestülpt, und auf dem Nachttisch stand ein großer Strauß duftloser Frühlingsblumen.

„Mir geht es so gut", sagte sie leise und drückte Felix' Hand. „Sie ist ein so prächtiger Mensch", fügte sie hinzu.

Felix nickte. Ja, gewiß, daran zweifelte er nicht. Ein prächtiger, ein tüchtiger Mensch. Wenn der Vater starb, führte sie das Geschäft weiter, ebenso umsichtig, ebenso sicher. Den Platz, auf den sie selbst sich stellte, oder den ihr das Schicksal zuwies, den füllte sie aus, mit restloser Hingabe ihres Wesens.

„Und viel hübscher ist sie, als ich dachte", sagte Ottilie wieder und lächelte hoffnungsvoll.

Ja, hübsch war sie auch. Gesundes Haar, gesunde Zähne, gesunde Farbe, kräftige, volle Gestalt. Alles war wohlgebildet an ihr, gesund, kräftig. Ihre sentimentalen Briefe hatten sie ihm so arg verleidet, die Erinnerung an ihre seiner Abreise wegen vergrämten Züge und geröteten Augen. Gewiß, sie war ein hübsches, gesundes Mädchen, wie er es gern neben sich gesehen hätte hinter dem Ladentisch des alten Glogauer Geschäfts.

„Denke, Felix, Papa hat ihr geschrieben, wie es mit mir stand, und da ist sie gekommen, ohne zu fragen, ohne sich anzumelden. Während ich schlief, ist sie gekommen, und als ich aufwachte, war alles so verändert um mich, so freundlich und ruhig. Ich glaube, Felix, jetzt werde ich bald gesund."

„Nu, Tille, hast du aber genug geredet . . ."

Alma Kurthe brachte eine Tasse Milch mit Kognak herein, setzte sich auf den Stuhl, von dem Felix aufgestanden war, und gab ihr löffelweise von dem heißen Getränk.

Tille . . . sie nannte sie Tille, wie nur der Vater und die Geschwister Ottilie nannten. Und es floß ihr von den Lippen so leicht, als hätte sie nie anders gesagt.

Felix wurde das Zimmer zu eng.

„Ich muß gehen", stotterte er.

„Ach was, Felix. Gleich gibt's Abendbrot. Ich habe auch 'n paar Liegnitzer Bomben zum Nachtisch mitgebracht. Die hast du doch immer so gerne gegessen."

Der alte Frank trat leise auf den Zehenspitzen näher und weidete sich an dem „Familienbild".

„Nein, nein, Felixchen, weggehen darfst du jetzt nicht. Auf ein Stündchen mehr kommt's nicht an. Und dann mußt du Alma ins Hotel bringen. Von morgen ab schläft sie in meinem Zimmer. Aber heute waren wir noch nicht eingerichtet."

Alma Kurthe saß beim Abendbrot an Ottiliens Platz. Sie schnitt das Brot auf, indem sie es gegen ihre hellblaue Sommerbluse drückte, strich dem alten Frank mit kräftiger Bewegung eine dicke Schicht Butter auf die Scheibe, schärfte ein paar Messer, indem sie sie wetzend aneinander rieb, wie es daheim Herr Kurthe beim Sonntagsbraten zu machen pflegte, dann tranchierte sie den kalten Schmorbraten, wobei sie die Gabel so tief hielt, daß ihre Fingerspitzen beinahe das Fleisch berührten. Sie legte jedem auf — überreichlich, band dem Alten die Serviette vor, als sie sah, daß seine Hand noch zitterig das Glas hielt, und schenkte Felix das Bier ein.

„Auf Tilles Wohl . . ."

Der alte Frank aß mit unendlichem Behagen und blinzelte lüstern nach dem kleinen Büfett, auf dem ein großer Teller mit den Liegnitzer Bomben prangte.

„Ja . . . ja . . . Papachen . . . das kommt auch gleich dran, aber erst nehmen Sie noch ein bissel Fleisch, ja . . . so!"

Das Wort „Papachen" konnte nur ein Kosenamen sein, wie man ihn alten Herren manchmal gab. Aber der Bissen blieb Felix im Halse stecken.

Es war ja Wahnsinn, das alles! . . . Heller Wahnsinn! Warum stand er nicht auf, ging fort, warum sagte er nicht . . . Das war ja eine unerhörte, eine schamlose Vergewaltigung seines Willens!

Fühlten denn die alle nichts davon?

Die Martha kam herein. Alma Kurthe traf ein paar Anordnungen für den morgigen Tag und entwarf den Küchenzettel.

Martha nickte.

„Schön . . . is recht, Fräulein . . . det können wir machen."

„Ich bin morgen spätestens um zehn wieder da. Sie können mir übrigens ein Bändel geben für die Serviette."

Alma Kurthe lehnte sich zurück und rollte die Serviette auf ihrem Schoß hübsch ordentlich zusammen.



Der alte Frank lief ans Büfett.

„Warum denn ein Bändchen, Almachen, Felix hat ja noch seinen Serviettenring hier . . . da . . . er ist noch ganz schön."

Es war ein alter Reifen aus schwarzem Papiermaché mit vielen goldenen Sternchen und einem Kränzchen, in dessen Mitte der Name Felix in verwaschenen goldenen Buchstaben prangte.

Felix hätte am liebsten dem Vater den Serviettenring aus der Hand geschlagen. Er war ganz bleich und drückte nur die Messerspitze ganz tief ins Tischtuch.

„Ja . . . na, ich meine, jetzt ist's Zeit für mich, zu gehn. Morgen ist auch ein Tag."

Den Satz kannte er.

Das pflegte sie auch im Geschäft zu sagen, wenn es gerade viel Arbeit gab und sie über Ladenschluß unten beschäftigt gewesen waren.

„Wo bist du abgestiegen?"

„In einem Hospiz der Friedrichstadt. Es ist ja wohl billiger als im Hotel und auch angenehm für 'ne einzelne Dame."

Sie schüttelte die Krumen von ihrem Rock in die hohle Hand und machte dann noch einmal das Fenster auf. „Immer frische Luft, Papachen, und nicht in Tilles Zimmer rauchen, hören Sie!"

„I wo werd ich . . . i wo werd ich. . . ."

Er lief ins Entree, holte ihr Hut und Jacke und half ihr galant beim Anziehen.

„Ein feines Jäckchen haben Sie da, Almachen, und wie prall das sitzt . . . sieh doch, Felixchen, das ist Figur . . . das nenne ich Figur! . . ."

Er küßte sich zweimal die Fingerspitzen vor lauter Entzücken.

„Wann kommst du", fragte Ottilie, als Felix sich über ihre schmale, gefurchte Stirn neigte, mit den eingesunkenen Schläfen.

Sie fühlte es, daß sie ihn nicht so bald wiedersehen würde, und hielt ihn angstvoll fest mit ihren beiden heißen Händen.

Und wieder überhörte er die Frage, weil die Antwort darauf nur eine Roheit sein konnte.

Alma Kurthe kam herein und ordnete schnell das Letzte, während Felix sich draußen den Mantel anzog.

Wie wundervoll war es, so gepflegt, so umsorgt zu werden! Ottilie folgte ihren energischen, geschickten Handgriffen mit dankbarer Rührung. Sie war zu schwach, sie konnte all das Gute jetzt nicht von sich stoßen, jetzt, wo sie so elend war, jetzt, wo Hoffnung allein ihr Leben gab.

Sie drückte Alma Kurthes Hand: „Es ist ein Übergang . . . glaub mir, mein Kind . . . nur ein Übergang. Es geht ja so nicht weiter . . . auf die Dauer geht das nicht. . . . Er wird dann froh sein, dich zu finden . . . wird ausruhen bei dir. Hab Geduld . . . gib ihn nicht auf, ich kenn ihn besser . . . wie eine Mutter kenn ich ihn. . . ."

Alma Kurthe erwiderte den Druck von Ottiliens Hand. „Ich gebe ihn nicht auf, Tille, sei unbesorgt. Ich hab ihn lieb seit Jahren. Ich weiß, daß er immer mehr gewollt als gekonnt hat. Jetzt will er mich vielleicht hassen und kann's doch auch nicht. Nein, Tille . . . ich warte. Er wird's schon lernen, wohin er gehört."

Felix wollte mit Alma Kurthe auf dem Heimwege sprechen, ihr gerade heraus sagen, wie es um ihn stand, sie bitten, sich keine Hoffnung zu machen. Aber sie gab ihm gar nicht die Möglichkeit dazu, ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, plauderte unbefangen und heiter von allem möglichen, sprach dann ausschließlich von Ottilie: was ihr Zustand an Schonung und Pflege alles erforderte.

„Na, du wirst sehen, Felix, wie ich sie dir herausfüttere, und die alten Herren können beide zusammen im Garten ihr Pfeifchen rauchen, ein Gläsel Mosel trinken, ein bissel Karten spielen. Vater hat auch schon so seine kleinen Pläne: er will angeln und nur zweimal in der Woche in die Stadt rein. Da gibt's halt viel zu schaffen für mich, aber's macht mir Freude. Das Geschäft geht gut. Vom nächsten Winter ab wollen wir 'ne Klavierniederlage übernehmen. Schade, daß du dann noch nicht zurück bist. Es kommt doch so drauf an, wie einer ein Instrument zur Geltung bringt. Bei mir klingt's lange nicht so gut."

Im Autobus war nur noch ein Platz drinnen.

Es war, als freute sie sich darüber; sie nickte ihm durch die Scheibe freundlich zu, während er sich eine Zigarette anzündete. Beim Aussteigen klagte sie über Müdigkeit und behauptete, sie hätte im Wagen geschlafen.

Etwa fünfzig Schritt vor dem Hospiz fing er an: „Höre mal, liebe Alma, ich muß dir etwas sagen."

Sie gähnte laut und klopfte mit der flachen Hand gegen ihre Lippen. „Ich bin so müde . . . verzeih, Felix . . . ich hör kaum, was um mich vorgeht. Seit sechse früh bin ich unterwegs! Nicht wahr, du bist mir nicht böse. . . ." Sie drückte ihm die Hand. „Gute Nacht, Felix, gute Nacht . . . ich kann nicht mehr . . . ich bin so . . . so furchtbar müde."

Er sah noch, wie sie beinahe schwankend im mäßig erleuchteten Flur verschwand, die „schöne Figur" gebeugt, als drückte der Schlaf mit tausend Gewichten ihre Schultern nieder.

Dann entschwand sie seinen Blicken, und er sah es nicht mehr, wie sie in ihrem kleinen, weißgetünchten Stübchen angezogen aufs Bett fiel und in leises, wimmerndes Schluchzen ausbrach, sah es nicht, wie sie aus ihrem Handtäschchen eine kleine Photographie herausnahm, die Felix darstellte, wie er noch mit niedrigem, bequemem Kragen, einem steifgeknoteten gemusterten Plastron, dem tief in den Nacken herabwachsenden Haar und dem faltig sitzenden Gehrock in Glogau zum sonntäglichen Mittagstisch erschienen war.

Sie drückte das Bild an die Lippen, wieder und immer wieder, bis ihre Tränen versiegten und sie Kraft fand, sich auszuziehen und niederzulegen.

Dann träumte sie noch ein Weilchen mit offenen Augen, und ihr gesunder blühender Körper wurde heiß, als sie sich vorstellte, um wie vieles schöner und eleganter der Felix von heute gegen ihren Felix in Glogau war.

Und in der Stille des kleinen frommen Hospizzimmers verliebte sie sich noch einmal in Felix, noch heftiger als das erstemal und mit der ganzen Glut eines leidenschaftlichen Weibes.

Sie — ihn aufgeben? Jetzt weniger denn je! Sie wußte, was sie tat, wenn sie Ottilie zu sich nahm und den Alten. Mit einem Blick hatte sie heute bei der Ankunft alles übersehen: die Hilflosigkeit der zwei Menschen, ihre Verlassenheit; aus den ersten Worten Ottiliens hatte sie verstanden, wie machtlos Felix war, zu helfen.

Wie mit einem lange vorher überlegten Plan war sie mit ihrem Vorschlag gekommen, und es war doch die Eingebung des Moments gewesen. Nicht einmal das Sommerhäuschen besaß sie, aber sie wußte, es war dort eins zu vermieten. Und daß sie es mietete, war beschlossene Sache.

Sie war großjährig, hatte ihr eigenes Vermögen. Der Vater tat, was sie wollte, und brauchte sie nötig. Dieses letzte halbe Jahr des Sehnens und Hoffens hatte alles geweckt in ihr, was je an stiller Energie in ihr geschlummert. Sie liebte ihre stille, kleine Heimatstadt, die ihr nichts von ihrem Sehnen, nichts von ihrem Glauben, nichts von ihrem Lieben genommen, die alle Kräfte in ihr gesteigert hatte, statt sie zu zersplittern wie bei Felix, und sie hoffte auf die Heilkraft ihrer Heimatluft, um all das Brüchige, Unstete und Ungesunde aus Felix' Leben wieder zu bannen.

Nur dort mußte sie ihn wieder haben ... dort an ihrer Seite ...

Und im Traume, den sie schlafend weiterträumte, breitete sie mit kräftigen Armen feines, schneeiges Linnen über ein großes goldenes Ehebett . . .

* * *

Felix hatte nur vierzehn Tage Urlaub erhalten.

Eiler ging jetzt immer mit kaum merklichem Kopfnicken an ihm vorüber.

„Wie macht er sich denn", fragte er manchmal Ramlow.

„Ganz gut", antwortete jener.

„Na ja . . . es ist wohl nicht viel los mit ihm, hm?"

„Das will ich gerade nicht sagen ..."

Ramlow wollte dem Protektionskinde die Karriere nicht verderben. Immerhin war ihm Felix lieber als mancher andere.

Eiler ging achselzuckend weiter. Ramlow war auch einer von denen, die nie zwischen den Zeilen lasen. Na schön — —

Aber die Frank Nehlssche Gesellschaft hatte er im Magen. Jetzt karriolte der Schriftsteller mit Ada Moll und der Giebel in der Weltgeschichte umher und kompromittierte ein feines Mädel! Man sollte es wahrhaftig den Eltern schreiben!

Er hatte sich von der Giebel malen lassen wollen. Erstens aus Reklame, denn ihre zwei Porträte auf der Ausstellung waren aufgefallen, und dann, weil das Mädchen ihm gefiel. Es war doch was Solideres an ihr als an der kleinen Nehls und der Moll. Und wenn sich's der kleine Eiler so recht überlegte, war er im Grunde doch sehr fürs Solide, seitdem er Direktor der Fürstenweg-Gesellschaft geworden war. Die Giebel war aus gutem Hamburger Hause. Ein bißchen enfant terrible, aber mit dem Relief eines alten Onkels, der zu den Senatoren Hamburgs zählte. Ihre Mitgift war nicht nennenswert, aber das machte nichts! Ein bißchen Idealismus hat sich der kleine Eiler immerhin bewahrt, wenn sein leicht entzündliches Herz im Spiele war.

Auf den verflossenen Winter blickte er aber doch schon ein bißchen von oben herab. Das war noch der Rest seiner Bohèmezeit, jener Zeit, da er zu Hause war hinter den Kulissen aller Theater, da er Schauspielern und Schriftstellern „Erfolge" machte.

Gut gelohnt war ihm das ... jawohl! Na, er hatte „die Neese plein"! Aber daß ihm Fräulein Giebel erklärt hatte: „Gewiß, lieber Herr Eiler, im Herbst will ich gern Ihr Porträt malen, aber im Sommer, da wollen meine Freundin und ich uns ein bißchen erholen. Auch hat uns Frank Nehls eingeladen, ein paar Touren mit seinem Auto zu machen. Ich fahre für mein Leben gern Auto! Selbstverständlich geht das für den Sommer vor ..."

„Wenn Sie wollen, lade ich Sie auch zu Autofahrten ein", hatte er geantwortet, und die Malerin hatte ihm so herzlich, wie nur sie es konnte, ins Gesicht gelacht.

„O was 'n liebenswürdiger Mann Sie sind, Herr Eiler! Aber ohne meine Freundin fahre ich nicht, und meine Freundin is so 'ne eigensinnige Person, daß sie sich nur im Automobil von Frank Nehls die Knochen brechen will ..."

Der Name Frank Nehls war ihm wieder wie ein Peitschenhieb. „Weg da — Platz für Frank Nehls" — „Marsch fort ... Frank Nehls kommt" ...

In Marienbad hörte und verbreitete er, daß das neue Stück „gar nichts" wäre. Frank Nehls wäre „fertig", Ada Moll hätte ihn „zugrunde gerichtet".

Frank Nehls selbst pflegte seit einer Reihe von Jahren mit Frau und Tochter vierzehn Tage in dem berühmten Badeort zu verbringen. Es fiel allgemein auf, daß er angegriffen, nervöser aussah als sonst.

Auch Pieps schien müde, abgespannt; sie versäumte die Morgenbrunnenpromenade und war unlustig, wenn Kari sie zum Tennis abholte.

„Geh, Pieps, sei nit fad ..."

Aber sie bestand darauf, daß er ohne sie spielte, schützte Kopfweh vor und ging in den Wald.

Bei einem dieser Spaziergänge traf sie den Vater. Er ging mit auf dem Rücken verschränkten Armen, die Blicke tief auf die Spitzen seiner gelben Schuhe gesenkt.

„Papali ..."

Er blickte auf und sah sie überrascht an.

„Was machst du denn hier so ganz allein?"

Sie hing sich in ihn ein, wie sie es früher in seinem Arbeitzimmer getan, wenn sie seine Gedanken hatte ablenken wollen. Aber sie merkte es, es war nur mehr ein loses Nebenihmhergehen, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Bist du bös mit mir, Papali?"

„Nein — wie kommst du darauf?"

Er war gewiß nicht böse, aber sie war ihm so fern, seit der dumme Junge, der Kari, all ihre Gedanken, all ihre Zeit für sich in Anspruch nahm. Und den weiten Weg konnte er nicht so ohne weiteres wieder zurückfinden.

Sie sprach von seinem neuen Stück, stellte Fragen an ihn. Er antwortete einsilbig, uninteressiert. Darüber sprach er mit einer anderen. Was kümmerte sich das kleine Mädchen darum, seine Sorgen konnte sie doch nicht begreifen! — —

Sie seufzte.

„Ich werde froh sein, wenn wir wieder in Deutschland sind, Papa ..."

„So, warum denn? Hier bist du doch in der Heimat deines Bräutigams!?"

Sie lachte leise. „Ach, Papali . . ."

„Was?"

„In Marienbad sieht man doch nichts anderes als unser Berliner Premierenpublikum. Karis Heimat ist Wien, und in Wien gibt's so viele Karis ... Nur Karis habe ich in Wien kennen gelernt."

Er zog ihren Arm fester durch den seinen, schritt rascher und vergnügter aus: „Hast dir den Magen an ihnen verdorben, was?"

Sie hörte das Lachen aus seinen Worten, und ihr wurde froh und leicht.

„Das nicht, nein . . . aber weißt du, da glaubt man so was recht Besonderes zu haben, eine besondere Brosche zum Beispiel oder einen Fächer, der einem apart vorkam, und plötzlich sieht man, daß alle damit herumlaufen, mit der selben Brosche, dem selben Fächer. Zu ekelhaft ist das. Man hat gar keine Freude mehr dran."

„Ja, siehst du, Pieps," sagte Frank Nehls mit leisem Spott, „den Fremden muß man immer erst in seiner Heimat sehen, um ihn richtig zu beurteilen, sonst liebt man einen Kari, statt den Kari, Baron von Ziskyni!"

Pieps riß sich los, lachend und schmollend: „Ich werde dir nie mehr was sagen, Papa, nie mehr . . ."

Aber dann wanderten sie doch einträchtig weiter durch den Wald, tranken irgendwo in einer „Waldhütte" Milch, verirrten sich auf dem Heimweg und kamen sehr spät in ihrem Hotel an, wo Frau Mara seit einer Stunde dem Bräutigam vorklagte, „daß der Papa dem Mädel immer hätte alles durchgehen lassen, und daß sie, die Mutter, in ihrem ganzen Leben nie aus der Angst und Sorge herausgekommen wäre".

„Du mußt wirklich ein bisserl streng mit ihr sein, Kari!"

Und Kari machte beim Souper ein „strenges Gesicht", das aber eigentlich „beleidigt" aussah, während Pieps sich so lebhaft wie seit Monaten nicht und ganz unbekümmert um Karis Gesicht mit dem Papa unterhielt.

Schließlich waren doch alle froh, daß sie Marienbad verließen. Man reiste nach Norderney, um Seebäder zu nehmen.

Abends im Kursalon rief Pieps: „Onkel Felix ist da, Onkel Felix . . .!"

Sie sprang auf und lief auf Felix zu, der ganz blaß geworden war und sie in freudigem Schreck anstarrte.

„Seit wann seid ihr da?"

„Vor zwei Stunden sind wir gekommen . . . und du?"

„Morgen muß ich schon fort."

Es lag eine Trostlosigkeit in seiner Stimme, die ihr naheging.

„Nein . . . wirklich, das ist zu schade . . . ach, das ist zu schade . . ."

Am Tisch wurde er freundlich begrüßt, und die Aufregung, in der er sich befand, gab ihm den Mut zu einem Vorwurf: „Ich habe zweimal nach Marienbad geschrieben und gefragt, wohin ihr reist — warum bin ich denn so ohne Antwort geblieben?"

„Papa wußte nicht", warf Pieps lebhaft ein.

„Bei uns weiß man nie was, das ist schon eine alte G'schichte", klagte Frau Mara. „Erst hat's geheißen Rügen, dann Westerland, schließlich in den letzten Tagen: Norderney. Geglaubt hab ich's erst, als wir angekommen sind!"

„Das ist grad fesch", meinte Kari. „Prost, Onkel Felix!"

Frank Nehls staubte sich die Asche seiner Zigarre vom Knie.

Pieps sah in einem einfachen, gestickten Leinenkleid mit einer großen Helgoländer Haube mit breitem Stickereirand sinnverwirrend hübsch aus. Felix, der sie seit Wochen nicht gesehen hatte, trank ihr Bild in sich hinein wie ein süßes gefährliches Gift.

„Mußt du denn morgen abreisen, Onkel Felix?" fragte sie. „Es wäre doch reizend, wenn du auch noch bliebest, Kari will uns hinaussegeln, und eine wundervolle Burg will er schaufeln, da könntest du mithelfen! Und wir werden stundenlang darin liegen und plaudern . . ."

Felix zählte nach. Drei Tage hatte er noch übrig. Er hatte versprochen, diese drei Tage in Glogau zu verbringen, um Ottilie zu besuchen, die „dort" war. Drei ganze Tage hier sein dürfen — mit dem Bruder, mit Pieps! Noch gehörte sie nicht ausschließlich ihrem Kari, noch durfte er sich sonnen in ihrer Anmut, ihrem Liebreiz, noch galten ihre freundlichen Worte und Blicke auch ihm. . . .

„Drei Tage könnte ich noch zugeben", meinte er zögernd.

Innerlich schloß er die Augen vor dem, was dann kommen mußte: die Depesche nach Glogau, ein paar Frauentränen, das arme bleiche Gesicht der Schwester noch bleicher, trauriger. . . . Sie hätte sich so gefreut darauf, daß sie mit ihm nach Berlin zurückfuhr, ängstigte sich vielleicht vor der Fahrt allein mit dem Vater. . . .

„Zwei Tage kann ich zugeben, aber nur zwei Tage . . ."

„Na also, mein Junge, dann ist's ja gut . . .", sagte Frank Nehls. „Zwei Tage sind auch was wert."

Was sie dem Bruder wert waren, das wußte er freilich nicht. Er wußte auch nicht, daß Felix sich an Ottilie wie ein Verbrecher vorkam, als er diesen zwei Tagen noch einen dritten hinzufügte.

„Paul getroffen. Abkommen unmöglich. Muß dann direkt Berlin", telegraphierte Felix nach Glogau.

„In Glogau ist Ottilie?" fragte Frank Nehls, der ihn aufs Telegraphenamt begleitet hatte. „Ist das 'ne wahnsinnige Idee! Was hat sie denn in Glogau zu suchen?!"

Felix preßte die Zähne aufeinander und schwieg.

An diesem letzten Tage, den er ganz Pieps widmen wollte, ließ der Bruder ihn nicht frei. Ein ihm ungewohntes Anlehnungs- und Mitteilungsbedürfnis hatte Frank Nehls erfaßt.

„Ich wollt, ich könnte mit nach Berlin", sagte er. „Mir ist diese ganze sogenannte Erholungsreise schon bis hierher. Lassen wir die Kinder jetzt . . . die vermissen uns wahrhaftig nicht. Gehen wir in ein Restaurant, trinken wir ein Glas Wein. Mir ist übel, als hätte ich seit Wochen nichts wie Milch und Limonade geschluckt!"

Sie tranken schweigend und rauchten. Es war früh am Nachmittag. Ganz Norderney lag in den Sandburgen und schlief. Nur Frau Mara machte sich nichts daraus, ihr langes steifes Korsett gestattete ihr kein lässiges Ausstrecken. Sie zog die Ruhe auf ihrem Bett bei herabgelassenen Jalousien vor.

„Es war Zeit, daß wir Marienbad Valet sagten. Dieser Ziskyni braucht Ablenkung für seine Gedankenlosigkeit", hub Frank Nehls wieder an. „Da ist Sport das beste Mittel. Ich glaube, eine abgesagte Tennis- oder Segelpartie — und die erste häusliche Szene wäre fertig. Von Berlin aus will er Autofahrten machen. Ob ich ihm meinen Wagen zum Üben zur Verfügung stellen will? Meinetwegen. Die Karis sind eben alle Salonsportfexe mit den Ambitionen der Varietéathleten."

Eine heftige Erregung bemächtigte sich des jüngeren Bruders. „Sage, Paul, warum muß denn Pieps den



Menschen heiraten? Es wäre doch so leicht, die ganze Geschichte rückgängig zu machen."

„Bist du bei Troste?!" Frank Nehls schüttelte unwillig den Kopf: „Wie denkst du dir das?"

Er war ärgerlich, noch verstimmter als vorher.

Felix stützte den Kopf in die Hand und starrte in das kaum berührte Weinglas. „Sieh mal, Paul, wenn du aber nichts Gutes voraussiehst in dieser Ehe . . ."

„Red doch nicht, Felix . . . oder kann ich ihr etwas Besseres bieten? Ja? Woher denn? Die Sorgen unregelmäßiger Einnahmen werden schlimmer, je älter ich werde. Wir sind alle an eine breite Lebensbasis gewöhnt. Pieps braucht den Luxus. Heute machen ihr ein paar unbezahlte Rechnungen keine Kopfschmerzen. Sie weiß ja nicht, wohin das führen kann. Sie vertraut mir. Sie glaubt, ich stampfe das Geld aus der Erde oder vielmehr . . . aus meinem Hirn. Mein Hirn ist ihr ein nimmer versiegendes Bergwerk. Sie kennt nur Erfolge. . . . Was passiert, wenn mein Glück sich wendet? Hm? Willst du mir das vielleicht sagen? Ich spreche nicht von meiner Arbeitskraft. Nicht von meinen Leistungen — nur von meinem Glück!" Gegen seine Gewohnheit tat er rasch ein paar große Züge aus dem Glas. „Deine Musik hast du ja wohl aufgegeben, mein Junge? Da tatest du recht. Verrückt war deine Idee. Die Kunst erfordert den ganzen Menschen, verstehst du wohl? Ohne alle Einschränkung! Sonst bleibt's Dilettantenkram. Wärest du zu mir gekommen, damals an jenem Abend, und hättest gesagt: ich will Musiker werden, ich will hungern, mit zerrissenen Stiefeln gehen . . . so hätte ich mich das nächstemal einfach verleugnen lassen. Ich hätte nicht die Geduld gehabt zu warten, bis du etwas geworden wärest. Mit mir hat auch niemand Geduld gehabt. Ich bin auch allein meinen Weg gegangen — ganz allein . . . du aber warst klug, sprachst von Stellung, Verdienst . . . Bon! Nur komm mir jetzt nicht mit Idealismus — nicht wahr? Wie du dich geschützt hast vor dem Leben, so muß ich mein Kind davor schützen, verstanden? Geht dabei auch dies und das kaputt — na schön. Ohne ein paar Fetzen von seinem Innersten am Wege zu lassen, erklimmt man keine Höhe. Nicht in der Kunst, nicht im Leben."

Felix hörte zu — sehr bleich. Er spürte die Geringschätzung des Bruders aus seiner Anerkennung.

„Es ist noch etwas anderes, Paul . . .", sagte er mühsam.

Frank Nehls zuckte die Achseln. „Laß doch. Gib dir keine Mühe. Jeder muß mit sich allein fertig werden."

Sie tranken schweigend ihren Wein aus.

Felix fühlte, da war manches, was der Bruder nicht sagte, weil er eben auch allein mit sich fertig werden mußte, und es gab ihm einen Stoß, daß ein Mann, der ein so reiches Leben hinter sich hatte, der doch gefestigt und fertig dastehen mußte, noch immer ein Kämpfender war, ein Ringender, der den Abschluß nicht fand für sein Leben.

„Du könntest mir einen Gefallen tun", sagte Frank Nehls, als sie hinaustraten vor das Restaurant und der Seewind ihnen sein lachend übermütiges Lied ins Gesicht blies. „Schicke mir doch aus Berlin folgende Depesche: ‚Ihr Kommen wegen der Vorbesprechungen sehr erwünscht. Enzlehn.' Wenn ich mich jetzt auf und davon machte — sie würden es nicht begreifen. Meine Frau spielt gerade ‚Familienglück' und würde sentimental werden, und der Ziskyni würde alberne Fragen stellen. Also bitte die Depesche, nicht wahr! Das ist force majeur. Ich muß übrigens auch wirklich die Geschichte dort in die Hand nehmen. Habe auch wieder neue Ideen . . . hier verkomme ich . . ."

* * *

Ende September kam Felix zum erstenmal wieder in die Rankestraße.

Pieps sah schmäler aus als vor dem Sommer. Sie erzählte, daß Kari sich für eine Autofahrt, die am 10. Oktober beginnen sollte, trainiere. Es wäre da eine sehr hohe Gesellschaft beisammen — auch ein paar Damen. Kari wollte durchaus, daß sie mitführe, aber Papa erlaubte es nicht. Kari wäre durch die Automobilgeschichte sehr in Anspruch genommen. Er wäre auch Mitglied des Automobilklubs geworden. Im November sollte die Hochzeit sein. In Wien. Das hätte die Baronin Ziskyni verlangt und die Gräfin Strachewsky und die Komteß Muschi und Puschi und Mizzie und Fritzi . . . Dabei lachte Pieps wieder. Es war doch was Komisches um eine Familie.

„Weißt du, Onkel Felix, bequem ist das gerade nicht. Vor lauter Rücksichtnehmerei kommt man nicht zu sich selbst. Ich glaube, auf Familie muß man sich trainieren wie auf die Autorennen. Die Erbtanten sind das Ziel. Kari ist großartig darin. Duckt sich und küßt die Hände, und der Schelm lacht ihm dabei aus den Augen. Hier würden wir es vielleicht Politik nennen, aber in Wien ist das nicht so schlimm. Das ist dort wohl so. Wenn man zuschaut, ist das sehr lustig, aber selber mitmachen, wenn man's nicht gewöhnt ist, da steigt einem etwas in den Nacken, und man trägt den Kopf doppelt so hoch. . . . Zu dumm!"

Frau Mara zog Felix beiseite. „Weißt du, Felix, aufatmen tät ich, wann erst die Hochzeit vorbei wär. Wie wenn er ihn rein fressen wollt, schaut der Paul den Kari an! Na, ich bitt dich um Gottes willen, was soll denn das heißen? Die Premiere von Paul ist am neunten Oktober, das Rennen am zehnten. Da durfte überhaupt nix vom Rennen g'sprochen werden. Die Premierenängste, die kennen wir doch schon. Das ist doch eh jedes Jahr das selbe. Ein Krach und Krawall vorher, daß man glaubt, die Welt müßt untergehn, und dann ist's doch wieder, wie's immer g'wesen ist. Es dreht sich's ganze Haus schon so um den Paul, aber daß man sich nit für Automobilrennen interessieren soll — das is ja geradezu zum Lachen!"

Es war die gereizte Stimmung, wie sie immer im Oktober einzusetzen pflegte.

„Einrichten soll ich mich. Spaßig — jedes Jahr vom Oktober ab soll ich mich einrichten. Ein Glück, daß die Premiere dies Jahr so zeitig ist. Schöne drei Monat hätt i sonst gehabt. Was glaubst, Felix, was man den Leuten vom Trousseau schon hat bezahl'n müssen! Für Wäsche hab ich allein über zweitausend Mark a konto gegeben, vom Schneider gar nit z' reden! Gott . . . die Leut sind ja ganz lieb . . . Sie wissen, nit wahr, wen die Pieps heiratet. Da pressiert's nit gerad so furchtbar, aber schon aus Anstand, Felixel, weißt. . . . . Die Leut grüßen einem ganz anders in die G'schäft, wann man ihnen von Zeit zu Zeit ein bisserl Geld zu riechen gibt!"

Anfang Oktober wurde der Trousseau geliefert, und Frau Mara veranstaltete eine förmliche Ausstellung.

(Fortsetzung folgt.)



Pflanzenleben im Winter.

Von Prof. Dr. Udo Dammer.

Es ist merkwürdig, wie weitverbreitet die Ansicht ist, daß unsere Bäume und Sträucher ihre Knospen erst im Frühling bilden. Daß dem nicht so ist, daß vielmehr die Knospen schon während des ganzen Winters an den Zweigen sitzen, davon kann man sich in jedem Garten, auf jedem Spaziergang im Wald leicht überzeugen. Wer etwas Sinn für Formen hat, der kann auch leicht an den Knospen die verschiedenen Gehölze erkennen, denn ihre Gestalt und Stellung am Zweige sind so charakteristisch, daß es ein leichtes ist, sie von einander zu unterscheiden. Diese Knospen wurden im Spätsommer bereits ausgebildet, traten aber erst deutlich hervor, nachdem die Zweige ihre Blätter verloren hatten. Sehr interessant ist es nun, die Knospen nicht nur von außen zu betrachten, sondern sie auch zu öffnen und ihren Inhalt anzusehen. In den Knospen befindet sich nämlich, mehr oder weniger vollständig ausgebildet, der Frühjahrstrieb, und gerade während der jetzigen Zeit findet in ihnen ein beständiger Neubildungsprozeß statt, so daß man, wenn man in kurzen Zwischenräumen Knospen des selben Baumes oder Strauches untersucht, diesen Werdegang deutlich verfolgen kann. Die Untersuchung gelingt ohne Mühe, wenn man einige lange spitze Nadeln und ein feines, sehr scharfes spitzes Messerchen sowie eine schwach vergrößernde Lupe benutzt. Man entfernt zunächst die Knospenschuppen, von außen nach innen schreitend. Dabei macht man oft die Beobachtung, daß die Schuppen dicht miteinander verklebt sind, auf ihrer Innenseite mit einem Haarpelz besetzt sind, und daß innerhalb der Schuppen ein mehr oder minder dichter Haarfilz sich befindet. Ratsam ist es, mit der Untersuchung von Ahornknospen zu beginnen, weil diese verhältnismäßig sehr einfach gebaut sind, und sich alle innen haarigen Knospen aufzusparen, bis man einige Uebung in der Untersuchung erlangt hat. Um später Vergleiche mit früheren Stadien der Entwicklung anstellen zu können, steckt man möglichst schon jetzt Knospen der verschiedenen Gehölze, nachdem man sie einzeln in ein Stückchen weißes Papier gewickelt hat, auf das man innen Datum und Name der Pflanze schreibt, in reinen Spiritus. Hier halten sie sich unverändert jahrelang. Von Zeit zu Zeit sammelt man dann wieder Knospen und hebt sie in der gleichen Weise auf. So bekommt man dann das Material zu einer lückenlosen Reihe der Entwicklung.

Nachdem man beim Ahorn die Knospenschuppen, die hier paarweise gegenüberstehen, entfernt hat, behält man ein kleines, grünes Gebilde übrig, das frei in der Mitte der Knospe auf einem kurzen gedrungenen Stielchen sitzt. Dieses kleine, kaum zwei Millimeter lange krönchenförmige Gebilde stellt den Frühjahrstrieb des Ahorns dar. Der Zweig selbst ist noch dünn und kurz. Die Zwischenknotenstücke des Stengels sind auf Bruchteile eines Millimeters noch zusammengezogen, sind aber vollzählig vorhanden. Von den Blattpaaren ist das unterste bereits deutlich erkennbar. Freilich mit Ahornblättern hat es vorläufig nur wenig Aehnlichkeit. Vom Blattstiel ist fast nichts zu bemerken. Die Blattfläche ist nur andeutungsweise zu sehen, nämlich die Hauptnerven, die dicht nebeneinanderliegen. Sie sind grün und verhältnismäßig sehr dick; ihre Dicke wird von ihrer Länge nur wenig übertroffen. Deutlich erkennen wir schon den Mittelnerv und ein Paar der vom Grunde abgehenden Seitennerven. Von der übrigen Blattfläche ist kaum etwas zu bemerken; sie ruht, als feines, dünnes Häutchen gefaltet, zwischen den Nerven. Noch weiter zurück in der Ausbildung ist das kreuzweise dazu gestellte nächsthöhere Blattpaar. Hier erkennen wir nur die Mittelnerven und gerade noch die Seitennerven als kleine Höcker. Das dritte Blattpaar besteht überhaupt nur aus je einem kleineren Höcker, das vierte Blattpaar ist günstigenfalls eben als schwacher Wulst erkennbar, zwischen dem der stumpf kegelförmige Gipfel des jungen Zweiges steht.

Anfänglich ist eine solche junge Blattanlage noch aus ganz gleichartigen Zellen zusammengesetzt. Es findet nur eine Neubildung von Zellen nach einer Hauptrichtung hin statt, so daß sich die Neuanlage zunächst nur verlängert. Erst später finden an diesem nur etwas gestreckten Höcker weitere Neubildungen statt. Zuerst werden Seitenäste gebildet, in der Weise, daß einzelne Partien am Rande des gestreckten Höckers durch Neubildung von Zellen sich wulstartig verdicken. Die Seitenäste werden also anfänglich nicht gleich frei, sondern bleiben im organischen Zusammenhang mit dem ersten Gebilde. Diese Seitenäste sind die späteren Seitennerven. Nachdem die Seitennerven angelegt worden sind, bildet sich die eigentliche Blattfläche aus. Da sie leicht zu viel Platz in der Knospe fortnehmen würde, schiebt sie sich als feines, dünnes, gefaltetes Häutchen zwischen die Rippen. Von dem fertig ausgebildeten Blatt unterscheidet sich diese Anlage in zwei wesentlichen Punkten: es fehlt ihr der Blattstiel und ihre Komponenten, die Zellen befinden sich sämtlich noch in ganz jugendlichem Stadium, d. h., sie sind dünnhäutig, lückenlos dicht aneinandergelagert, prall gefüllt mit Plasma und sehr klein. Erst unmittelbar vor dem Aufbrechen der Knospen im Frühjahr ändert sich das Bild. Dann strecken und dehnen sich die Zellen nach allen Richtungen, das Blatt tritt zunächst gefaltet aus der Knospe heraus, breitet sich dann aber unter dem Einfluß der stetigen schnellen Vergrößerung der Zellen sehr schnell flach aus. In dieser Zeit wächst auch der Blattstiel. Bedingt wird diese schnelle Ausdehnung durch die plötzlich eintretende Saftzirkulation in der Pflanze. Im Winter ruht der Strom fast vollständig. Die Wurzeln befinden sich im kalten Erdreich. Sie brauchen eine bestimmte Temperatur, um funktionieren zu können. Solange der Boden unter diese Temperatur abgekühlt ist, ruht die Tätigkeit der Wurzeln fast ganz.

Nicht nur die Laubblätter befinden sich im Winter in der Zeit der Entwicklung. Die Blütenknospen wurden zwar bereits im Spätsommer angelegt; aber jetzt findet eine sehr lebhafte Tätigkeit in den jungen Blütenanlagen statt, damit die Blüten rechtzeitig zur Entfaltung fertig werden. Der uns am meisten auffallende Teil, die Blumenkrone, bleibt allerdings vorläufig noch stark in der Ausbildung zurück. Sie würde wegen ihrer Größe zu viel Platz fortnehmen. Den Schutz, den die wichtigsten jungen Blütenteile, die Staubblätter und die Fruchtblätter, gebrauchen, bieten diesen außer den Knospenschuppen und etwa vorhan-



denen Vorblättern die Kelchblätter in genügendem Maße. Es ist eine durch die konstante Größe der Neuanlagen bedingte Eigentümlichkeit, daß immer dort eine Neuanlage am Vegetationskegel entsteht, wo der meiste Platz ist. Nun sind aber Einzelblüten in einer Knospe unserer Laubgehölze recht selten. Meist tragen die Gehölze ganze Blütenstände, die oft große Mengen Blumen tragen. Man denke z. B. an die großen Kerzen der Roßkastanien, die 2—300 Blüten enthalten! Nun vergegenwärtige man sich, daß jede Roßkastanienblüte aus 5 Kelchblättern, 5 Blumenblättern, 7 Staub- und 3 Fruchtblättern mit je 2 Samenanlagen besteht, also aus 26 Teilen, so kann man sich ungefähr einen Begriff von der Menge der jungen Anlagen in einer einzigen Knospe machen. Und das Merkwürdige ist, daß die 5—8000 Anlagen keineswegs die ganze Knospe ausfüllen!

Schneiden wir zum Beispiel eine Roßkastanienknospe jetzt der Länge nach durch, so finden wir, daß sie zum größten Teil ausgefüllt ist von einem prächtig weißen Haarfilz, ähnlich einem kleinen Bausch schneeweißer Watte, in dessen Mitte der Blütenstand als ein kleiner, ovaler, hellgrüner Körper eingebettet ist. Zurzeit ist von den Tausenden von jungen Anlagen noch sehr wenig zu bemerken, und es gehört schon eine ziemliche Uebung dazu, um überhaupt eine einzelne Blütenanlage an diesem Körper zu erkennen oder gar heraus zu präparieren. Meist wird man nämlich einen Blütenast, der eine ganze Anzahl Blütenanlagen trägt, für eine einzelne Blütenanlage halten. Ueberhaupt ist die Untersuchung einer Roßkastanienknospe, auch wenn sie nur Laubblätter enthält, ein schwieriges Stück Arbeit wegen des dichten Filzes im Innern der Knospe. Dieser Filz hat die Aufgabe, die jungen Anlagen nach Möglichkeit gegen das Vertrocknen zu schützen. Unterstützt wird er hierbei von den Knospenschuppen. Im Herbst waren diese mattbraun. Nach Neujahr können wir bereits an sonnigen Tagen feststellen, daß sie etwas glänzend geworden sind, und je mehr wir uns dem Frühjahr nähern, desto glänzender werden sie.

Wollen wir also junge Blütenknospen untersuchen, um den Werdegang der jungen Blüte zu jetziger Zeit zu verfolgen, so suchen wir uns besser solche Pflanzen aus, die nur eine oder wenige, möglichst einfach gebaute Blütenanlagen enthalten, wie z. B. die Mispel, die Pflaume, oder noch besser krautige Pflanzen, wie die Tulpe. Bei der Tulpe können wir sehr bequem die Entwicklungstadien der Blüte verfolgen. Schneiden wir die aus der Erde genommene Zwiebel der Länge nach durch, so finden wir zwischen den Laubblättern, die zum Teil schon die Zwiebel ein Stückchen verlassen haben, die junge Blütenanlage am Grunde der Zwiebel. Die Zwiebel besteht bekanntlich aus dem sehr stark gestauchten flachen Stamm, dem Zwiebelkuchen, an dem die stark verdickten untersten Teile der Blätter sitzen, die die Reservestoffe enthalten. Deutlich können wir erkennen, wie schon jetzt das äußerste Blatt merklich an Dicke abgenommen hat. Nach einigen Monaten ist von ihm nichts übriggeblieben als ein papierdünnes Häutchen, die Zwiebelschale. Der ganze Inhalt wurde zum Aufbau der Laubblätter und der jungen Blüten verbraucht.

Auffallend groß sind jetzt in der jungen Tulpenblüte die Staubbeutel, während die Staubfäden noch weit in der Entwicklung zurück sind. Wenn wir Glück haben, können wir auf feinen Querschniten, die wir mit einem Rasiermesser anfertigen, unter dem Mikroskop die Entwicklung des Blütenstaubes verfolgen. Zurzeit ist von einem pulverförmig trockenen Blütenstaub noch nichts zu sehen, vielmehr sind die Staubbeutel noch mit dicht beieinander liegenden Zellen erfüllt, die in eifriger Teilung begriffen sind. Etwas später können wir dann feststellen, daß jede einzelne Zelle sich in vier Zellen teilt, die sich dann noch später abrunden und schließlich als Blütenstaub frei werden. Außerdem bietet uns die Tulpenblüte aber auch Gelegenheit, die Entwicklung der Samenanlagen zu verfolgen. Es wird nicht schwer sein, eine Blütenanlage zu finden, in der die drei Fruchtblätter so weit ausgebildet sind, daß sie in ihrem unteren Teile bereits verwachsen, oben aber noch offen sind. Dort, wo sich die Fruchtblätter berühren, ist der Entstehungsherd der jungen Samenanlagen. Um ihren Bau genauer untersuchen zu können, empfiehlt es sich, sie in eine Lösung von Chloralhydrat zu legen, in der sie durchsichtig wie Glas werden, so daß man jede einzelne Zellwand deutlich erkennen kann. Wenn auch die Natur während des Winters vollständig zu ruhen scheint, so lehren uns doch diese Beobachtungen, daß die Ruhe nur eine scheinbare ist, daß im Gegenteil gerade während des Winters, besonders gegen dessen Ausgang, die Neubildung von Organen eine ganz intensive ist.

Mein Besuch beim Taschi-Lama.

Von Sven Hedin. — Hierzu 9 Abbildungen.

Im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint demnächst das neue Reisewerk „Transhimalaja" von Sven Hedin. Durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Verlags sind wir in der Lage, in nachstehendem unsern Lesern ein besonders interessantes Kapitel aus dem Buch mit den vom Verfasser aufgenommenen Photographien bieten zu können:

Der 12. Februar brach an, der Tag, an dem ich von dem heiligsten Mann in Tibet empfangen werden sollte. Ich machte mich daher so fein, wie ich es nur je zu einem Ball in einem britischen Government House getan hatte, und ritt dann, begleitet von den gleichen Leuten wie bei den Spielen, nach dem Haupteingang Taschi-lunpos hinauf, wo mich Tsaktserkan, Lobsang Tsering und einige Mönche erwarteten. In ihrer Gesellschaft ging es nun in die höheren Regionen hinauf, durch ein Labyrinth finsterer Gassen und enger, dunkler Klostergänge nach dem Labrang, wo der Taschi-Lama wohnt, jenem Vatikan, der mit seiner weißen Fassade, den pittoresken großen Fenstern und kleinen massiven Balkons hoch über dieser Stadt von Tempelgebäuden thront. Unsere Ciceroni führen uns in dunkle, kalte Kammern hinein und über außerordentlich steile Treppen. In einer Kammer, auf deren Fußboden rote Kissen liegen, bittet man mich zu warten. Es dauert nicht lange, bis man mir meldet, daß der dem Taschi-Lama im Rang zunächststehende Mann, der vornehme, feiste kleine Lama, der das Amt eines



Staatsministers bekleidet, zu meinem Empfang bereit sei. Sein Empfangzimmer oder wohl eigentlich seine private Mönchzelle war ein ganz kleines Gemach, aus dessen einzigem Fenster er aber eine wunderschöne Aussicht über die Tempelstadt Schigatse und die Felsengebirge der Umgegend hat. Das Zimmer war mit gediegenem, nicht aufdringlichem und echt lamaistischem Luxus dekoriert.

Der ehrwürdige Prälat saß mit gekreuzten Beinen auf einer mit roten Kissen belegten, an der Wand befestigten Bank, vor sich einen kleinen gelben, geschnitzten Tisch, in dessen Platte Seidenzeug eingelassen war. Er glänzte von Fett, innerlichem Behagen und Wohlwollen. Sein Gesicht war fein geschnitten, seine Augen sprachen von großer Intelligenz. Als ich eintrat, erhob er sich mit höflichem Lächeln und bat mich, auf einem Stuhl am Tische Platz zu nehmen, worauf die unvermeidlichen Teetassen gebracht wurden. Ebenso unumgänglich nötig ist es, „Kadachs" und Geschenke auszutauschen. Ich schenkte ihm einen ziselierten Dolch aus Kaschmir und er mir ein vergoldetes Götterbild — da sieht man den Unterschied zwischen weltlichen und geistlichen Geschenken! Wohl eine Stunde plauderten wir über dieses und jenes, und Seine Hochwürden baten mich, die Verzögerung zu entschuldigen, aber der Pantschen Rinpotsche sei in Meditation versunken und mit dem täglichen Gebet beschäftigt und dürfe nicht eher gestört werden, als bis er selbst geruhe, das Zeichen dazu zu geben.

Aber auch dieser Augenblick kam; ein Lama flüsterte dem Kardinal zu, daß man mich erwarte. Immer höher geht es wieder auf glatten, steilen Treppen nach offenen Vorplätzen, über neue Treppen, immer höher und höher nach dem Allerheiligsten der Klostertempel Taschi-lunpos. Immer leiser und gedämpfter wird die Unterhaltung, man wagt nicht mehr laut zu reden.

Wir sind angelangt und treten ein — nicht ohne ein feierliches Gefühl. An der Tür mache ich eine tiefe Verbeugung und dann noch ein paar, ehe ich vor ihm stehe. Der Taschi-Lama sitzt auf einer Bank in einer Fensternische und hat vor sich einen kleinen Tisch mit einer Teetasse, einem Fernglas und einigen gedruckten Blättern. Er ist ebenso einfach gekleidet wie ein gewöhnlicher Mönch, trägt einen kirschroten Anzug von dem üblichen Schnitt, Rock, Weste, Unterjacke und die lange Zeugbahn, die wie eine Toga über die Schulter geworfen und um den Leib gewunden wird; zwischen ihren Falten sieht eine gelbe Unterweste mit Goldstickereien hervor; beide Arme sind nackt und der Kopf unbedeckt.

Seine Gesichtsfarbe ist hell, mit einem kleinen Stich ins Gelbliche, er ist eher klein als mittelgroß, ebenmäßig gebaut, sieht gesund und unverdorben aus und hat bei seinen kürzlich zurückgelegten 25 Jahren Aussicht, ein hohes Alter zu erreichen. In seinen kleinen, hübschen, weichen Händen hält er einen aus roten Kugeln bestehenden Rosenkranz. Das kurzgeschorene Haar ist schwarz, auf der Oberlippe kaum eine Andeutung von Bartwuchs, die Lippen sind nicht dick und voll wie bei andern Tibetern, sondern fein und harmonisch modelliert, die Farbe der Augen ist kastanienbraun.

Freundlich nickend, reicht er mir beide Hände und fordert mich auf, neben ihm in einem Lehnstuhl Platz zu nehmen. Das Zimmer, in dem er den größten Teil des Tages verbringt, ist erstaunlich einfach. Es ist klein und besteht aus zwei Abteilungen; die äußere ist eine Art Vorhalle ohne Dach, allen Winden des Himmels, dem Schnee des Winters wie den Regengüssen des Herbstes preisgegeben; die innere liegt eine Stufe höher und ist noch durch eine Barriere abgeteilt, die in einer Gitterwand endet, hinter der sein Schlafgemach liegt. Kein einziges Götterbild, keine Wandmalereien oder sonstiger Wandschmuck, keine Möbel außer den bereits erwähnten, keine Spur von Teppich, nur der kahle Steinfußboden — und durch das Fenster schwebt sein wehmütig träumerischer, aber klarer und offener Blick über die goldenen Tempeldächer hin, über die unter ihnen liegende Stadt mit all ihrer Sündhaftigkeit und ihrem Schmutz, über die öden Gebirge, die seinen irdischen Horizont abschließen, hinweg in die weite Ferne über den azurblauen Himmel hinaus nach einem uns unsichtbaren Nirwana hin, wo sein Geist dereinst Ruhe finden wird. Nun stieg er aus seinem Himmel herab und wurde einen Augenblick Mensch. Die ganze Zeit über bewahrte er eine wunderbare Ruhe, eine feine, liebenswürdige Höflichkeit und Würde und redete mit bezaubernder, weicher und gedämpfter Stimme, bescheiden, ja beinahe schüchtern; er sprach schnell und in kurzen Sätzen, aber sehr leise.

Worüber wir sprachen? Ja, von allem möglichen zwischen Himmel und Erde, von seiner eigenen Religion angefangen, in deren Pantheon er selbst den höchsten Rang unter den jetzt lebenden Prälaten einnimmt, bis zu den Yaks, die wild in Tschang-tang umherstreifen! Er zeigte eine Aufgewecktheit, ein Interesse an allem und eine Intelligenz, die mich in Erstaunen versetzten — bei einem Tibeter. Nie bin ich so taktvoll und zugleich so gründlich interviewt worden! Zuerst erkundigte er sich, ob ich unter der Kälte und den Mühseligkeiten in Tschang-tang gelitten habe, und ob wir große Verluste gehabt hätten. Dann bat er mich, zu verzeihen, daß ich so schlecht aufgenommen worden sei; es sei nur daher gekommen, weil ich so still und unbemerkt angelangt sei und niemand gewußt habe, ob ich auch der Richtige sei, den man erwartet habe, und von dessen wahrscheinlicher Ankunft man von Indien aus unterrichtet worden sei. Jetzt aber solle alles nur mögliche für meine Bequemlichkeit und mein Wohlbefinden geschehen, und er wünsche und hoffe, daß ich eine angenehme Erinnerung aus seinem Lande mitnehme. Darauf folgten Fragen nach meinem Namen, meinem Alter, meiner Karawane, den Wegen, auf denen ich gekommen, meinem Vaterlande, seiner Größe und Einwohnerzahl, seiner Lage im Verhältnis zu Rußland und England, ob Schweden von seinen Nachbarn abhängig sei oder einen eigenen König habe, auf welchem Weg man am besten nach Schweden reise, wie lange Zeit die Reise dauere, und welche Jahreszeit dazu die geeignetste sei — ganz als ob er beabsichtige, mir dort einen Gegenbesuch zu machen! Dann fragte er nach den verschiedenen europäischen Ländern und ihren Staatsoberhäuptern, ihrer Machtstellung und Größe im Verhältnis zueinander, nach dem Krieg zwischen Rußland und Japan, nach den großen Seeschlachten und den eisernen Panzerschiffen, die untergegangen seien, nach der Bedeutung, die der Ausgang des Krieges für Ostasien haben könne, nach dem Kaiser von Japan und dem Kaiser von China — vor letzterem hatte er augenscheinlich den größten Respekt. Er fragte, welche Länder ich besucht und ob ich von Indien, wo er selbst vor einem Jahr so gut aufgenommen worden sei, viel gesehen habe. Mit Vorliebe sprach er von seinen Ein-

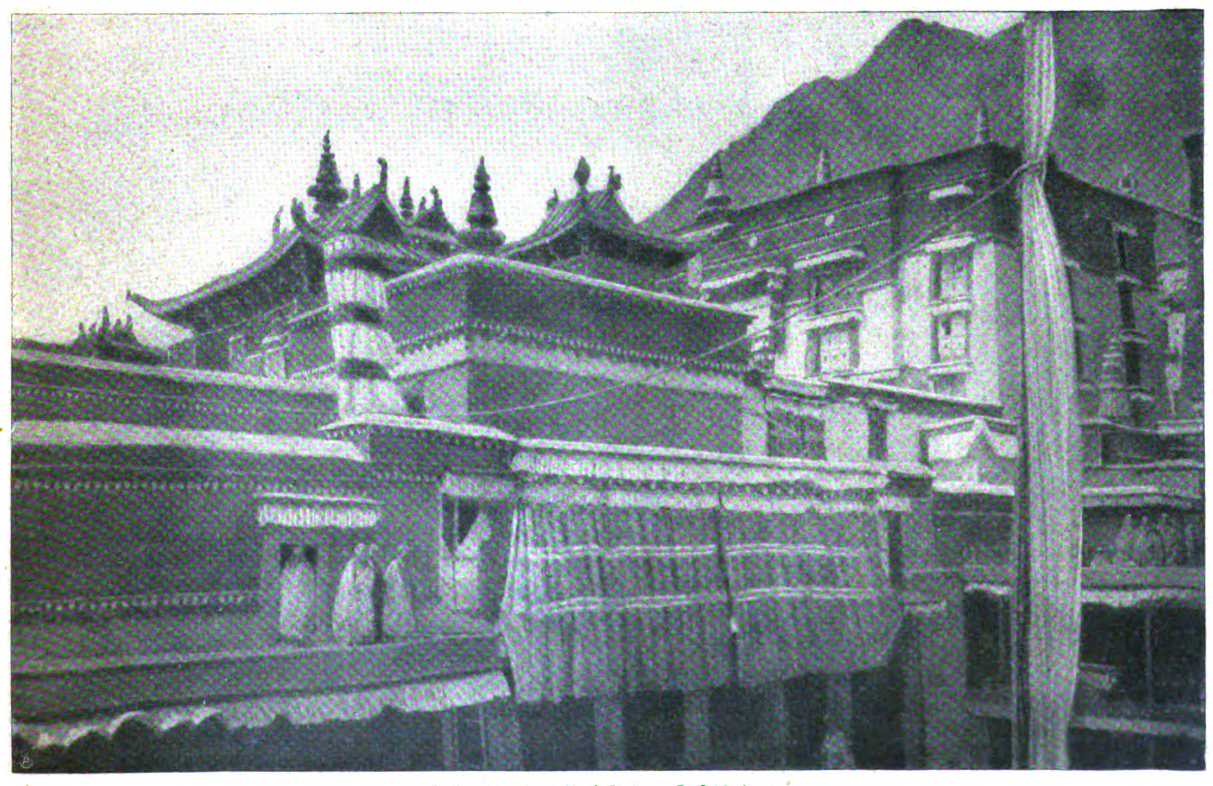


drücken in Indien, von den großen Städten mit ihren herrlichen Gebäuden, von der indischen Armee, den Eisenbahnen, der Pracht und dem überall herrschenden Reichtum und der großen Gastfreiheit, die ihm der Lord Sahib (der Vizekönig) erwiesen. „Grüßen Sie den Lord Sahib, wenn Sie ihm schreiben, versprechen Sie es mir, sagen Sie ihm, daß ich oft an seine Güte denke, und grüßen Sie Lord Kitchener", und dabei zeigte er mir eine Photographie mit der eigenhändigen Namensunterschrift des großen Feldherrn. Dann brachte er die Rede wieder auf die europäischen Mächte und fand, daß Europa ein seltsames Mosaik von Staaten sei. Er holte ein Bild, das eine Gruppe aller mächtigeren Staatsoberhäupter der Erde darstellte. Unter jedem Porträt stand Name und Land in tibetischer Schrift. Er stellte eine Menge Fragen über jeden einzelnen Monarchen und zeigte das lebhafteste Interesse für ihre Schicksale — er, der mächtiger ist als alle Könige dieser Erde, denn er beherrscht den Glauben und



In der Mitte Sven Hedin.

Die letzten Teilnehmer der letzten Tibetdurchquerung in Poo.



Labrang, der Palast des Taschi-Lama.





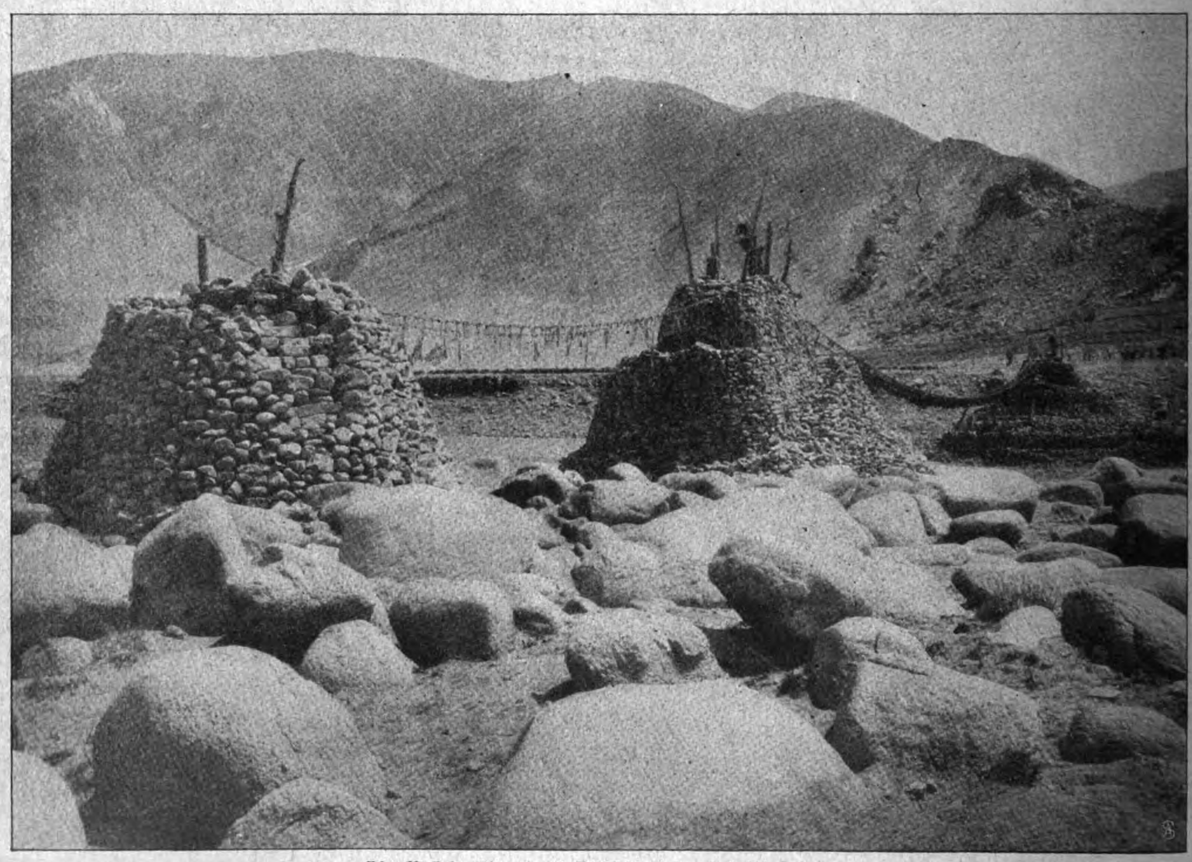
Herzog Kung Guschuk, Bruder des Taschi-Lama.

den Geist der Menschen von den Kalmücken an der Wolga bis zu den Burjäten am Baikalsee, von der Küste des Eismeeres bis unter Indiens glühender Sonne!

Von den beiden Oberpriestern der Gelbmützen sagt Koeppen: „In der Tat ist das Lehramt und das königliche Amt zwischen den beiden lamaistischen Päpsten geteilt, dergestalt, daß jenes vorzugsweise dem Pantschen, dieses dem Dalai-Lama zukommt. Das wird auch im Titel beider ausgesprochen; denn der erstere heißt eben Pantschen Rinpotsche, der ‚große kostbare Lehrer', der andere dagegen Gjalpo Rinpotsche, der ‚kostbare König'. Dieser Idee zufolge ist denn auch zuletzt der Dalai-Lama

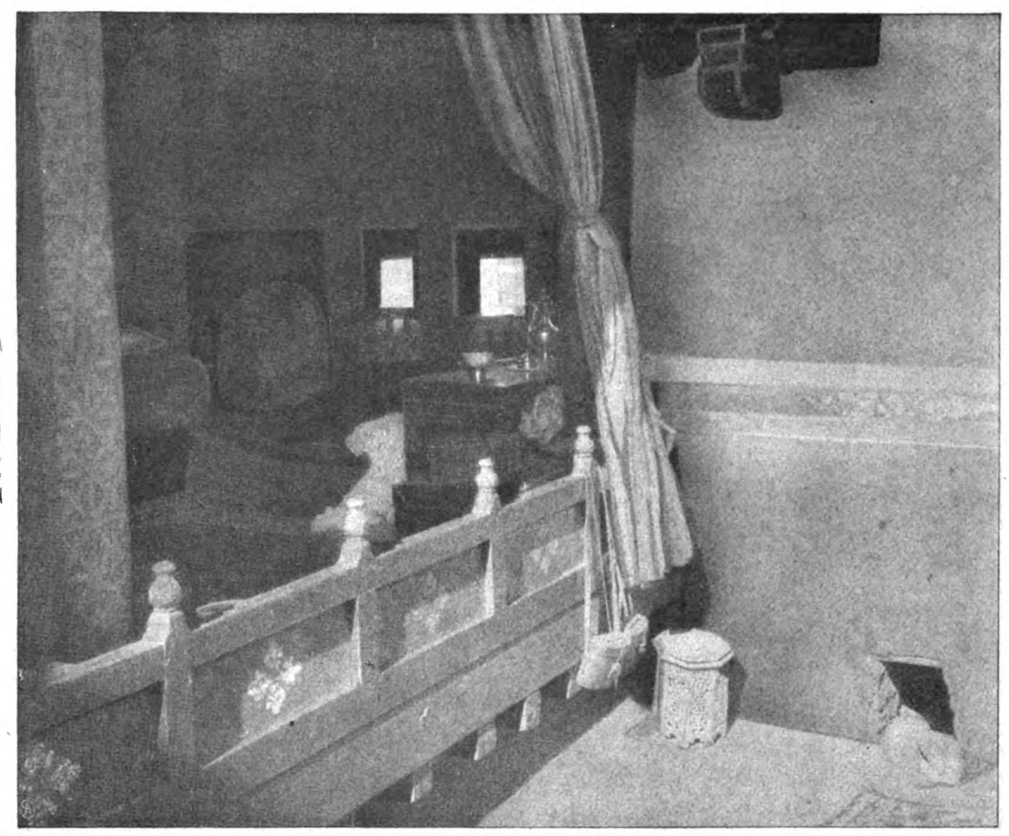


Eine schöne Tibetanerin.



Die Brücke über dem Brahmaputra bei Pinsoling.

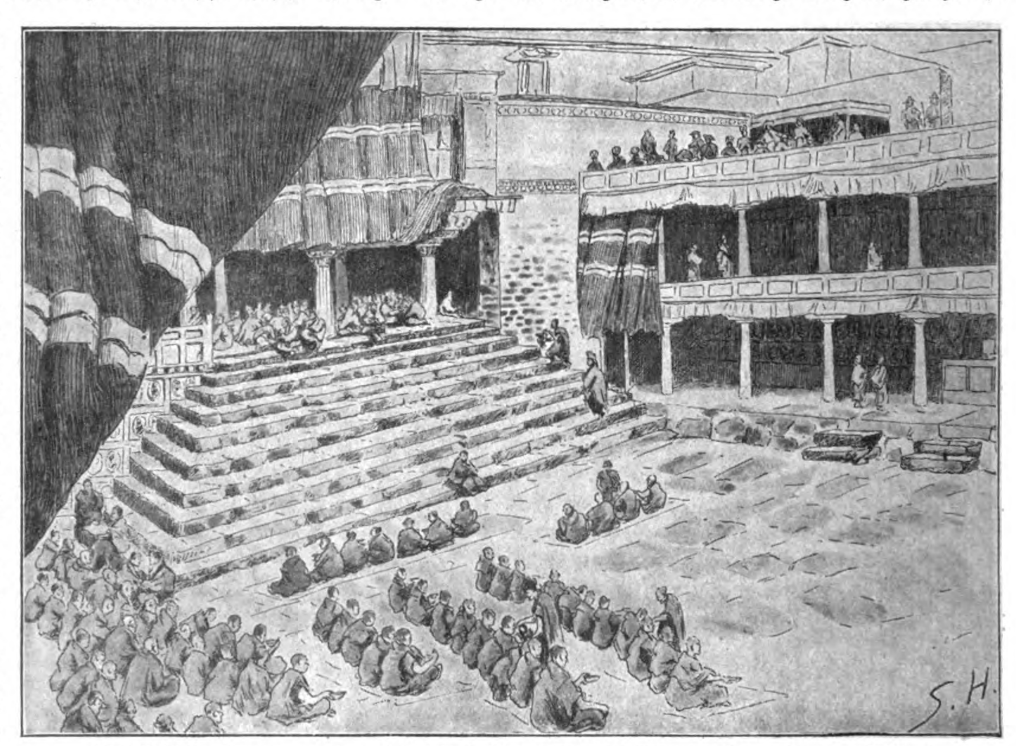
Seine Heiligkeit der Taschi-Lama.



Inneres des Palastes des Taschi-Lama.

weltlicher Beherrscher des größten Teils von Tibet geworden, was er freilich mehr der Lage und den historischen Beziehungen seiner Residenz als jener scholastischen Heiligkeitstheorie verdankt. Der ‚große Lehrer‘ des jenseitigen Tibets (der Taschi-Lama) muß sich dafür einstweilen mit einem verhältnismäßig kleinen Gebiete, mit dem Ruf seiner Heiligkeit und schrankenlosen Allwissenheit, mit der Rolle eines Lehrers und Vormunds des unmündigen Dalai-Lama und mit gewissen Hoffnungen für die Zukunft, wenn die Zeit der ‚fünfhundertjährigen Trübsale‘ erfüllt sein wird, begnügen.

Doch kehren wir zur Audienz zurück. Lamas, die auf den Zehen gingen und stumm wie Schattenwesen waren, reichten uns die ganze Zeit über Tee und Früchte. Der Taschi-Lama selbst trank gleichzeitig mit mir ein Schlückchen aus seiner einfachen Tasse, wie um zu zeigen, daß er sich nicht als zu heilig betrachte, um mit einem Ungläubigen am Tische zu sitzen. Einige Lamas, die ein wenig von uns entfernt im Zimmer standen, wurden dann und wann durch eine Handbewegung hinausgeschickt, wenn er nach etwas fragen wollte, das sie seiner Meinung nach nicht zu wissen brauchten. Dies geschah besonders, als er mich bat, es die Chinesen nicht wissen zu lassen, daß er mir Gastfreundschaft erweise, obwohl es ihrer Aufmerksamkeit wohl schwerlich hatte entgehen können. Ich benutzte die Gelegenheit, um einige Vergünstigungen zu



Teetrinkende Lamas auf dem Hof der Festspiele in Taschi-lunpo (Skizze des Verfassers).



Das Grab von Muhamed Isa, dem treuen Diener Sven Hedins.

bitten; ich bat, ihn photographieren zu dürfen — ja gern, ich dürfe, wenn ich wolle, mit der Kamera wiederkommen. Ich bat, ganz Taschi-lunpo ansehen und in der Klosterstadt ungehindert zeichnen und photographieren zu dürfen: „Ja, recht gern, ich habe den Lamas, die Ihnen alles zeigen sollen, schon Befehl gegeben." Und schließlich bat ich um einen Paß für künftige Reisen in seinem Lande, um einen der Beamten des Labrang und einige zuverlässige Leute als Eskorte. Auch dies wurde mir gewährt, und alles sollte geordnet werden, sobald der Tag meiner Abreise bestimmt sei. Alle Versprechungen wurden auch bis ins kleinste erfüllt, und wenn nicht China gerade in dieser Zeit Tibet mit seinen Drachenkrallen so scharf wie nie zuvor gepackt hätte, so wäre der Taschi-Lama sicherlich mächtig genug gewesen, um mir alle Tore zu öffnen. Aber seine Freundschaft und seine Güte wurden mir tatsächlich während meiner ganzen ferneren Reise zur vorzüglichsten Empfehlung und haben mich aus mancher schwierigen Lage befreit.

Als wir uns zwei Stunden unterhalten hatten, machte ich Miene, mich zu erheben, aber der Taschi-Lama drückte mich wieder auf den Stuhl nieder und sagte: „Nein, bleiben Sie noch ein Weilchen." Und dieses wiederholte sich, bis drei volle Stunden vergangen waren.

Nun aber war die Zeit zur Ueberlieferung meiner Freundesgabe gekommen; die elegante englische Apotheke wurde aus ihrem Seidentuch ausgewickelt, geöffnet und gezeigt und erregte sein großes Erstaunen und sein lebhaftes Interesse — alles mußte ihm erklärt werden; die Morphiumspritze in ihrem geschmackvollen Aluminiumetui mit sämtlichem Zubehör gefiel ihm besonders. Zwei Mönche aus der medizinischen Fakultät wurden dann mehrere Tage hintereinander in mein Lager geschickt, um all den Inhalt der verschiedenen Tabloiddosen und die Anwendung der verschiedenen Medikamente tibetisch aufzuschreiben.

Wunderbarer, unvergeßlicher Taschi-Lama! Nie hat ein Mensch einen so tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht. Nicht als Gottheit in Menschengestalt, sondern als ein Mensch, der sich in Herzensgüte, Reinheit und Keuschheit der Grenze der Vollkommenheit so sehr nähert, als dies überhaupt möglich ist. Seinen Blick werde ich nie vergessen; er strahlt eine Welt von Güte, Demut und Menschenliebe aus, und niemals habe ich ein solches Lächeln, einen so feingeschnittenen Mund, ein so edles Antlitz gesehen.

Nachdem ich ihm noch einmal für seine große Gastfreundschaft und Güte gedankt hatte, rief er einige Lamas herauf und erteilte ihnen Befehl, mir die Tempel zu zeigen. Dann reichte er mir wieder beide Hände und folgte mir mit seinem wunderbaren Lächeln, als ich mich mit Verbeugungen entfernte. Seine freundlichen Blicke verließen mich nicht, bis ich durch die in das Vorzimmer führende Tür verschwand.

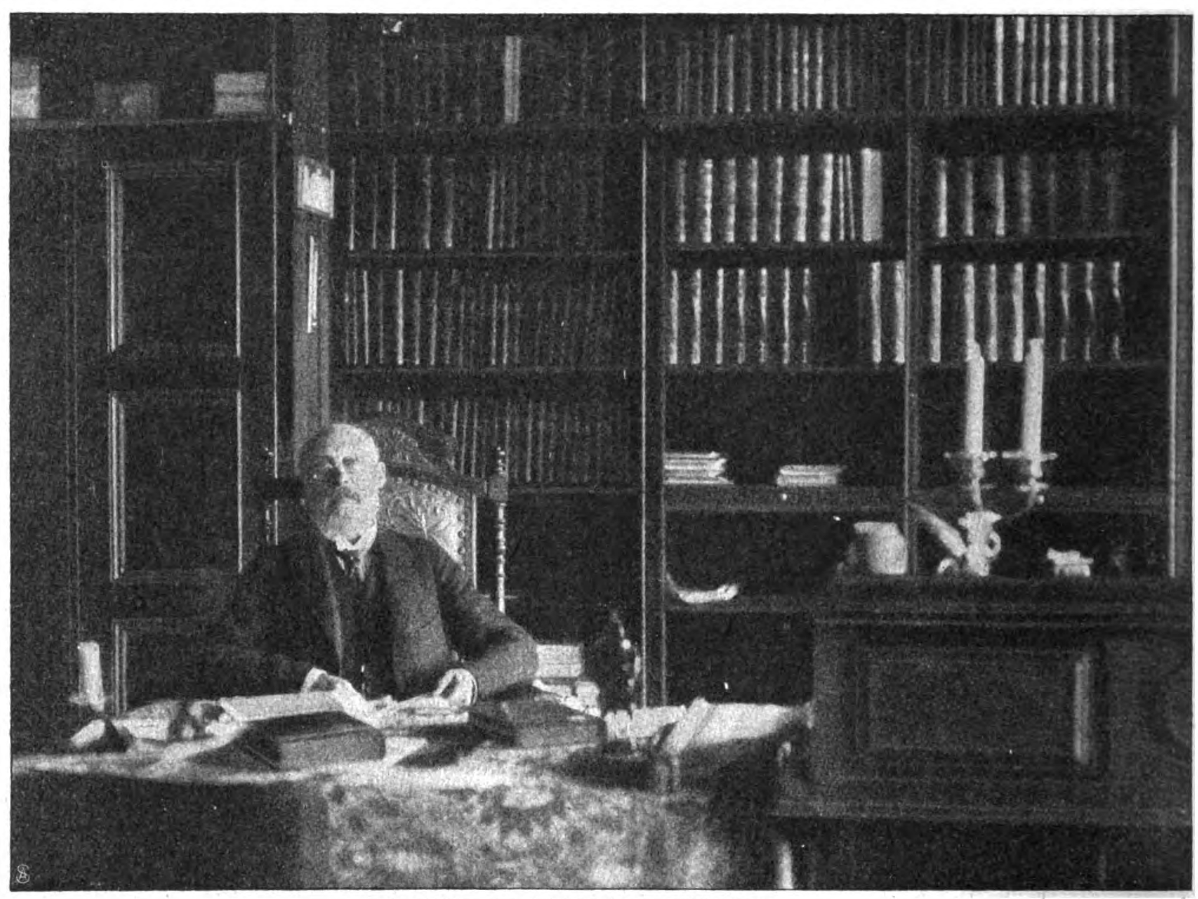
Professor Franz von Liszt.

Von Dr. Fritz Berolzheimer. — Hierzu 2 Spezialaufnahmen für die „Woche" von A. Hertwig.

Franz von Liszt, der seit 1899 als ordentlicher Professor an der Berliner Hochschule wirkt (zuvor — seit 1879 als ordentlicher Professor — in Gießen, Marbach und Halle), hat durch seine hervorragende Lehrtätigkeit schon seit vielen Jahren einen großen Kreis tüchtiger Schüler um sich geschart. Das von ihm 1887 begründete und seither geleitete „Kriminalistische Seminar" weist namhafte Erfolge auf.

Aus den verdienstvollen Leistungen v. Liszts sind weiterhin die von ihm (mit Dochow) 1881 begründete „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft" hervorzuheben sowie sein vorzügliches „Lehrbuch des deutschen Strafrechts", das ungewöhnliche Verbreitung gefunden hat. In den letzten Jahren ist v. Liszt auch als Politiker hervorgetreten. Seit 1908 gehört er dem preußischen Landtag an; er ist Hospitant der Freisinnigen Volkspartei.

Franz von Liszt, geb. 2. März 1851 in Wien, ist das Haupt der soziologischen Strafrechtsschule. Die Anhänger dieser Strafrechtstheorie lehren: das Verbrechen ist soziale Erscheinung; die Strafe bezweckt daher und soll bezwecken den Schutz der Gesellschaft. Als Aufgabe des Strafrechts erscheint hiernach „der verstärkte Schutz besonders schutzwürdiger und besonders schutzbedürftiger Interessen durch Androhung und Vollzug der Strafe als eines den Verbrecher treffenden Uebels". Diese durch Rudolf von Ihering sowie durch den Italiener Enrico Ferri vorbereitete, von Liszt ausgebaute Lehre ist somit eine Vervollkommnung der sogenannten relativen Strafrechtstheorien, die in der Besserung oder der Abschreckung den „Strafzweck" erblickten.

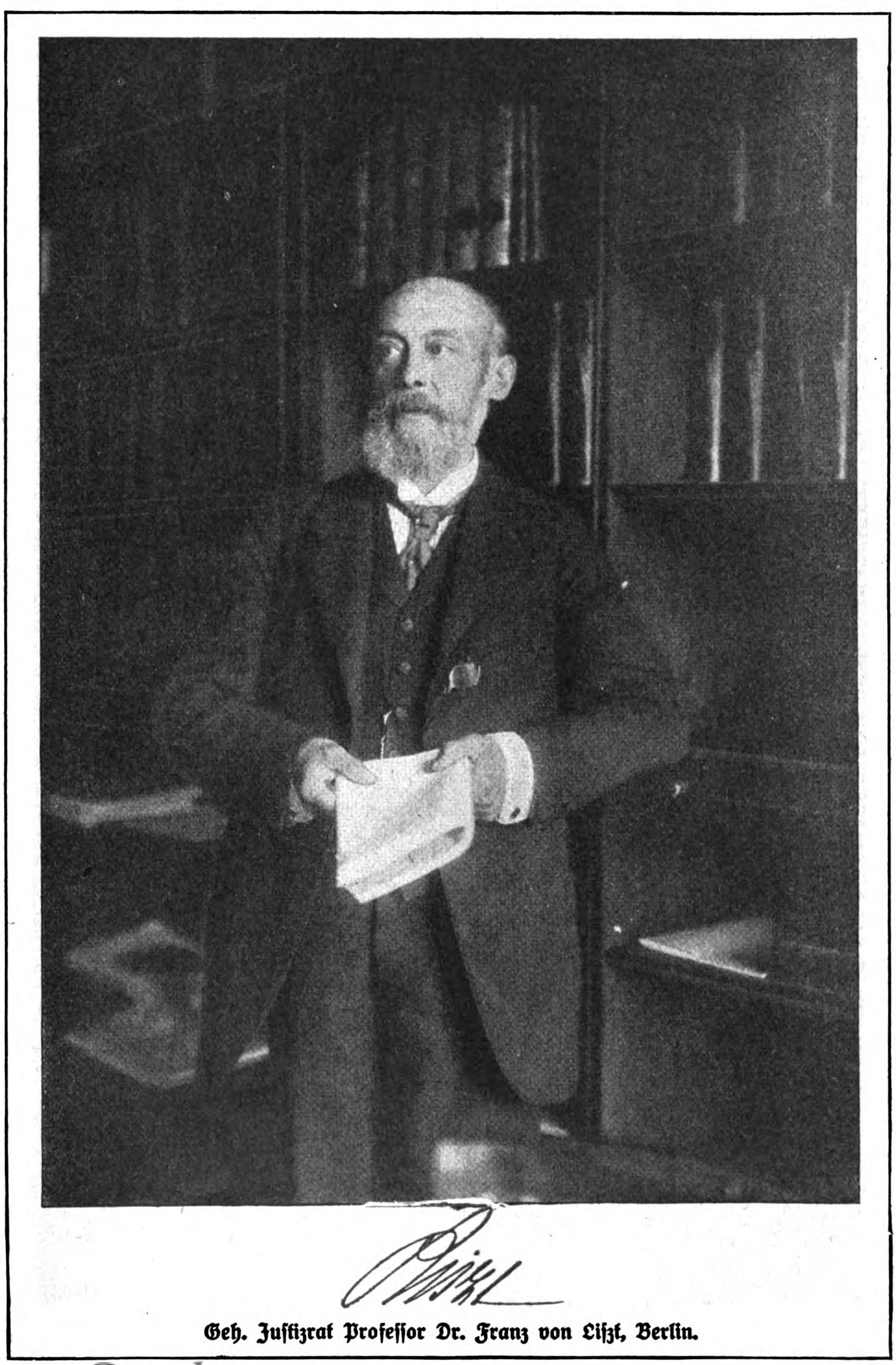


Professor von Liszt in seinem Arbeitzimmer.

Die soziologische Schule tritt in Gegensatz zur sogenannten klassischen Strafrechtschule (Kant, Hegel, Stahl), die in der Strafe **Vergeltung** des Verbrechens um der Gerechtigkeit willen, also ohne jede Rücksicht auf äußere Nützlichkeitzwecke erblickt. Diese Vergeltungstheorie geht regelmäßig vom freien Willen des Verbrechers aus: „Der freie Wille gerät in Schuld". Dem entgegen sagen die Kriminalsoziologen: Der einzelne ist Produkt der gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Strafe kann deshalb nur „Repression durch Prävention" sein.

Der Schwerpunkt der neuen Lehre liegt in ihren praktischen kriminalpolitischen Forderungen: Man scheidet den Gelegenheitsverbrecher vom Zustandsverbrecher, der gewohnheits- oder gewerbsmäßig die Gesamtheit bedroht, demgemäß möglichst lange und gründlich unschädlich gemacht werden muß; man fordert bedingte Verurteilung des vorwiegend durch die Umstände in Strafschuld Verfangenen; die meist unwirksame kurze Freiheitstrafe soll möglichst beschränkt werden; die Geldstrafe ist den Vermögensverhältnissen des Verurteilten anzupassen. Vor allem aber soll das Jugendstrafrecht abgesondert werden und den Erziehungzweck in den Vordergrund stellen. Verbrecher geminderter Zurechnungsfähigkeit sollen die Strafe in besonderen Anstalten — die zwischen Gefängnissen und Irrenhäusern stehen — verbüßen. Der Vollzug der langzeitigen Freiheitstrafe ist wirksamer zu gestalten. Die Polizeiaufsicht, die dem Verbrecher den Aufstieg zu einer bürgerlichen Existenz in den meisten Fällen gründlich erschwert, ist zu beseitigen. Schutzmaßregeln gegen drohende Verbrechen sind möglichst auszubauen. Diese Forderungen, deren Vernünftigkeit heute fast allgemein anerkannt wird, hat Franz von Liszt mit glänzender Beredsamkeit und packender Darstellung auf zahlreichen Kongressen und in vielen Abhandlungen verfochten und die widerstrebenden oder zumindest zaudernden Gegner mehr und mehr gewonnen. Er hat insbesondere im Jahr 1889, gemeinsam mit den Professoren Prins in Brüssel und van Hamel in Amsterdam, die Internationale Kriminalistische Vereinigung begründet, die seither mit wachsendem Erfolg den strafrechtlichen Reformideen dient.

Die bedingte Verurteilung ist in den meisten Kulturstaaten zur Einführung gelangt, z. T. als „Aussetzung



Geh. Justizrat Professor Dr. Franz von Liszt, Berlin.

des Strafvollzugs"; in den deutschen Bundesstaaten als „bedingte Begnadigung"). Der von Prof. K. Stooß ausgearbeitete Entwurf eines Schweizerischen Strafgesetzbuchs ist stark durch die v. Lisztschen Ideen beeinflußt. Aber auch der kürzlich veröffentlichte „Vorentwurf zu einem Deutschen Strafgesetzbuch, bearbeitet von der hierzu bestellten Sachverständigenkommission", trägt den Forderungen der soziologischen Schule weitgehend Rechnung.

Dieser Entwurf steht zwar prinzipiell auf dem Boden der Vergeltungslehre. Aber er akzeptiert eine Reihe der kriminalsoziologischen Forderungen, indem er die durch die neue Lehre geschaffene Vertiefung und Differenzierung des Schuldbegriffs übernimmt. Ganz mit Recht. Denn die Rückfälligen, die gewerbsmäßigen Verbrecher und die „Unverbesserlichen" bedeuten nicht nur eine erhöhte Gefahr für die Gesellschaft, so daß also — wie die neue Lehre sagt — das gesellschaftliche Schutzbedürfnis erhöht wäre, sondern betätigen mit ihren Verbrechen erhöhte Strafschuld; denn beim echten Verbrecher liegt der bestimmende Grund zur Verbrechensbegehung in der Persönlichkeit des Verbrechers selbst, während die zufälligen und äußeren Momente zurücktreten, nur sekundär mitbestimmend wirken. —

Franz von Liszt, der Kriminalist, ist ein Verwandter des gleichnamigen Komponisten. So weit ab die trockene Rechtswissenschaft von der unmittelbarsten der Künste zu liegen scheint, so nah verwandt ist doch das Wirken der beiden Namensvettern: die Behandlung des Stoffes ist auch bei Franz von Liszt, dem jüngeren, stets künstlerisch in Form und Inhalt.

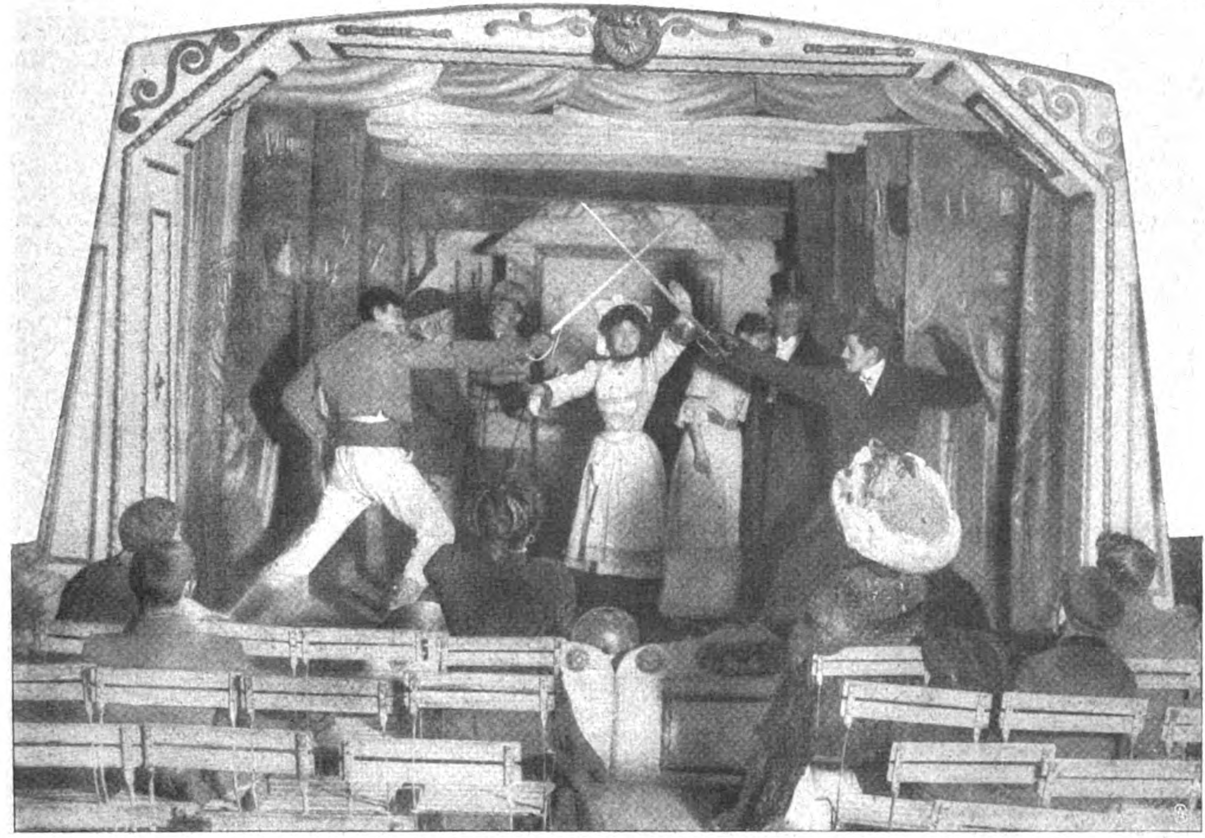
Das Theaterschiff.

Von Mme. Jean Dozière. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen von G. Buffotot.

Die wandernden Gaukler und Komödianten der französischen Märkte stammen von den alten Troubadours und Minstrels und verdienen schon deshalb Schutz und möglichstes Wohlwollen. Sie haben die guten Eigenschaften ihrer Ahnen geerbt, jener tapferen und hartnäckigen Mimen, die im 17. Jahrhundert einen endlosen Kampf gegen die Comedie Française auszufechten hatten. Sah doch damals jenes privilegierte Theater in ihrer bloßen Existenz einen Eingriff in seine Rechte und betrachtete sie als unbefugte und gefährliche Rivalen. Eben deswegen hat uns die unermüdliche Geschicklichkeit, die erfinderische List dieser Marktkomödianten von ehedem verschiedene und nicht wertlose Kunstformen geschenkt: so den Monolog, die Pantomime, die Revue in Couplets usw. Diese Abarten des Theaterstücks, die noch heute in ernsten wie heiteren Schauspielen eine gewisse und nicht unbedeutende Rolle spielen, wurden erfunden, damit die Komödianten auf ihren Brettern Vorstellungen geben konnten, die nicht für Aufführungen galten, sofern ihnen das Theaterspielen verboten war. Trotz mancher Vorurteile gegen dieses Künstlervölkchen gibt es eine kerntüchtige und alte Rasse französischer Wanderkomödianten, die von Geschlecht zu Geschlecht in ihren Buden und Karren leben. So die Familie Perney, die einst ein großes Wandertheater besaß, deren Komödienwagen wegen seiner reichen und bequemen Ausstat-

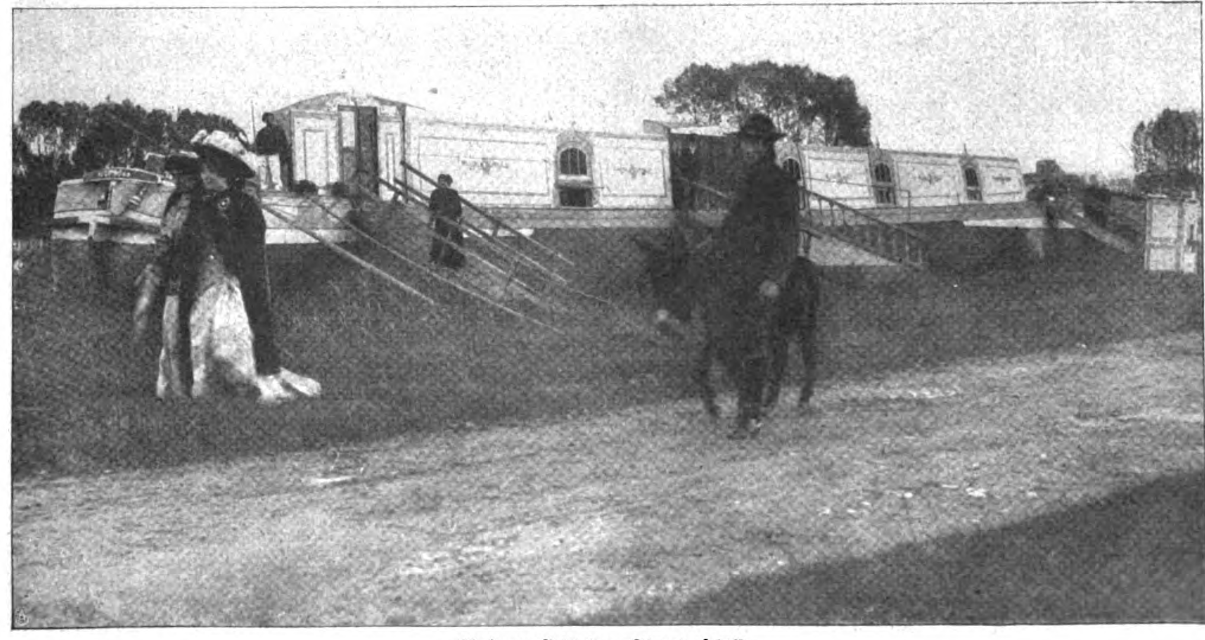


Ein schwimmendes Theater: In der Loge der Künstlerinnen.



Blick auf die Bühne: Eine Theaterszene.

tung einen gewissen Ruhm besaß. Als Herr Perney, der diesem Wanderunternehmen mit dem größten Geschick vorgestanden hatte, starb, ersetzte seine Frau den so schwer transportablen und umständlichen Komödienwagen durch ein richtiges Schiff und gründete das „Internationale Marinetheater", wie sie es nannte. Dieses schwimmende Theater besteht aus zwei großen Barken und einer kleinen Wohnjacht für die Direktion. Jede dieser Barken ist bequem und praktisch eingerichtet und entspricht ihren Zwecken in der vollendetsten Weise. Die erste enthält den Theatersaal. Er ist 40 Meter lang und 8 Meter breit; die Bühne ist sechs Meter tief. Der Saal bietet Platz für 500 Zuschauer. Die zweite Barke enthält 12 große Kabinen, die sämtlich



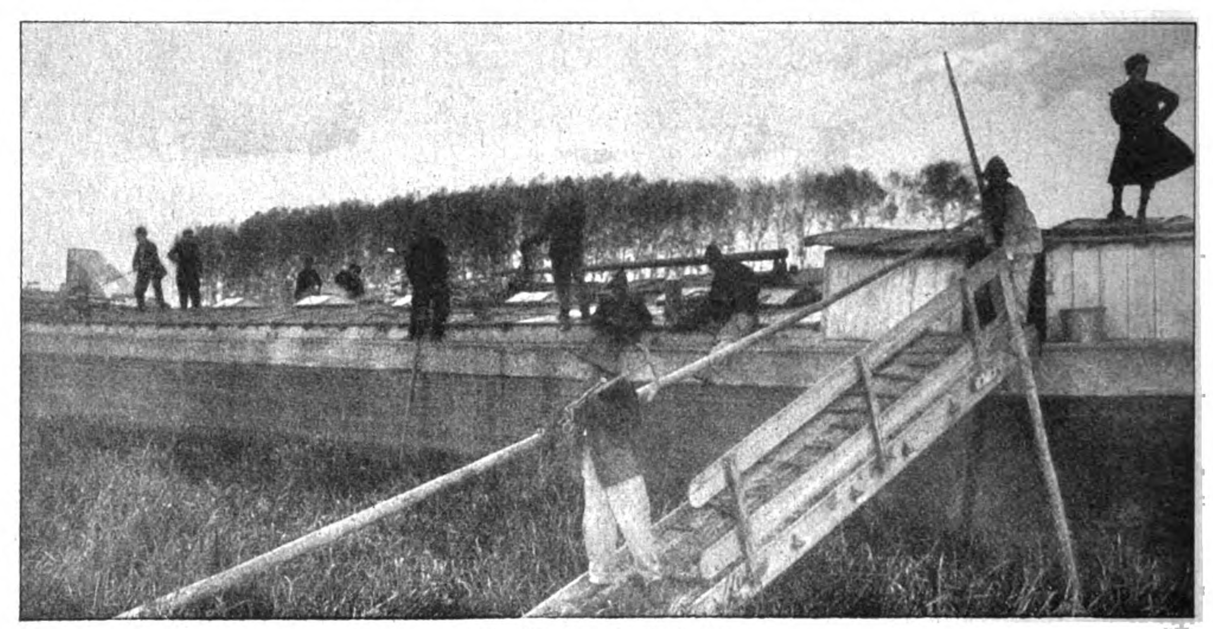
Außenansicht des Theaterschiffs.



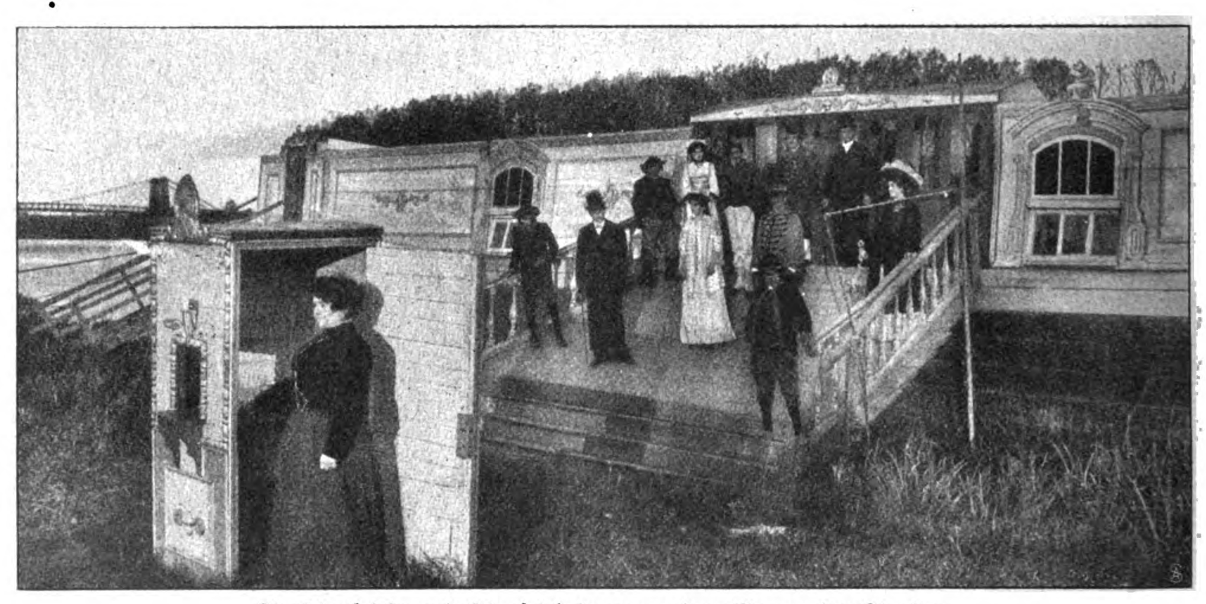
sehr bequem eingerichtet sind, und in denen die Mitglieder der Truppe wohnen, außerdem einen Speisesaal, eine Küche und ein Bureau. Die Truppe selbst besteht aus 18 Personen; ihren Kern bilden die Kinder der Frau Perney, die natürlich alle Schauspieler sind. Die dritte Barke ist in zwei Teile geteilt. Auf der einen Seite befindet sich das Magazin für die Dekorationen, Kostüme, Requisiten und der elektrische Motor, auf der andern Seite die Wagenremise und ein Stall, in dem sechs Pferde und ein Esel untergebracht sind.

Sobald die Künstler nun in der Gemeinde angelangt sind, wo sie auftreten wollen, werfen sie sich in bunte Kostüme, setzen sich auf ihre Wagen und durchziehen so den Ort, um sich den Bewohnern zu zeigen und für die Aufführung des Abends Zuschauer anzulocken.

Die Gründung des Theaterschiffs entsprach einem wirklichen Bedürfnis, denn es ermöglicht der arbeitenden Bevölkerung unserer kleinen Uferstädte, hier und da einen angenehmen Abend zu verbringen und sich des Sonntags zu vergnügen, denn es sollen auch Nachmittagsvorstellungen abgehalten werden. Auch die Schauspieler sind mit ihrem Los sehr zufrieden. Das Rollenlernen ist für sie sehr vereinfacht, denn das einmal eingeübte Repertoire ändert sich so gut wie nie. Das ist auch gar nicht nötig, denn das Schiff bleibt nie lange an einem Ort. Man gibt fast ausschließlich ein paar alte Melodramen, die in Paris schon längst vergessen sind. Da es kein Rollenlernen gibt, sind die Mitglieder der Truppe eigentlich nur am Abend in ihrem Hauptberuf beschäftigt. Am Tage verwandeln



Die Künstler als Matrosen.



Die Schauspieler und Schauspielerinnen vor dem Eingang des Theaters.

Die junge Kunstnovize.

sich die Männer der Truppe in Schiffer, tragen die Schiffertracht und widmen sich den Transportarbeiten. Die Schiffe werden von vier Pferden gezogen, die Schauspieler vollziehen die Landungs- und Abfahrtmanöver und befestigen das Schiff nach Ankunft am Ufer. Die Frauen beschäftigen sich dagegen mit den häuslichen Angelegenheiten und mit der Wirtschaft, sie bessern ihre Kostüme aus und nähen sich ihre Kleider selbst.

Angesichts ihrer großen Erfolge beabsichtigt die Truppe sogar, nächstens nach Paris zu kommen. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß andere ihre glänzende Idee aufnehmen. Vielleicht werden bald zahlreiche Theaterschiffe auf unseren Flüssen dahinfahren, und die kleinsten Dörfer, die bisher in tiefster Einsamkeit dalagen, werden ihr Theater haben und sich an den bunten Schauerdramen der guten alten Zeit freuen dürfen.

Geschiedene Leute.

Skizze in Briefen von Käthe Simons.

Lieber Fritz!

Teile Dir hierdurch mit, daß ich Dein Haus heute morgen endgültig verlassen habe und einstweilen mit der Kleinen bei Mama wohne. Mama gibt mir in allem recht. Sie sagt auch, daß ich mir eine so rohe Behandlung nicht gefallen zu lassen brauche. Vorige Woche hast Du mir erst feierlich gelobt, Dich besser zusammenzunehmen und keinen häuslichen Krach mehr herbeizuführen. Aber wie hast Du Dich gestern abend benommen?

Kann ich dafür, daß Du im Geschäft Aerger gehabt hast? Daß Dir Dein Personal so schlecht pariert?

Kann ich dafür, daß Tina das Senfglas vergessen und zu viel Essig an den Salat getan hatte? Schreit man deshalb gleich wie ein Verrückter das Haus zusammen und wirft einen Teller entzwei? Und in was für Beleidigungen über mich Du Dich wieder ergangen, nun, ich wiederhole sie lieber nicht! Komm mir nur nicht mit Deinen Nerven — Du kannst, wenn Du willst, sehr liebenswürdig sein. Das Maß ist voll, meine Engelsgeduld erlahmt. Sieh zu, wie Du ohne mich fertig wirst, und ob fremde Menschen so viel Rücksicht auf Deine Nerven nehmen wie ich.

Ich will auch einmal Mensch sein und keine Puppe, die nach anderer Leute Laune tanzt. Ich habe die Haushaltsorgen, den Dienstbotenärger und den ewigen Kinderlärm schon lange satt. Von nun an werde ich nur meiner Individualität leben.

Mama kann weiter mit Dir verhandeln, ich möchte Dich nicht wiedersehen. Einst Deine Ada.

Acht Tage später.

Lieber Fritz!

Ich bin mit allem einverstanden, was Du mit Mama verhandelt hast, bis es zum Termin kommt. Also: Du gibst mir monatlich 200 Mark, und ich behalte die Kleine. Die beiden Großen dürfen mich jeden zweiten Sonntag besuchen, und Du nimmst eine Bonne ins Haus.

Du hast ja merkwürdig rasch für alles Rat gewußt — gerade, als hättest Du Dir das alles im stillen lange vorher überlegt gehabt. Hast wohl die Geschichte mit dem Senfglas und dem Teller nur aufgeführt, um mich los zu werden, wie?

Mama sagt auch, Du hättest schrecklich wenig Gemüt. Nun, ich freue mich meiner Freiheit! Susi ist engellieb und tröstet mich über die Trennung von meinen beiden wilden Jungens, die Du so wenig im Zaum zu halten verstanden. Ada.

Fünf Tage später.

Lieber Fritz!

Sagen muß ich Dir aber noch, daß mir Deine Bonne gar nicht gefällt. Sie hat eine sehr auffallende Frisur und ist überhaupt kokett. Wo hast Du einmal wieder Deine Augen gehabt? Mir kann's ja gleichgültig sein, wenn die raffinierte Person mit Dir zu kokettieren anfängt — aber die armen kleinen Buben! Ich habe sie heimlich auf der Promenade betrachtet. Paul hatte Wadenstrümpfe an, obwohl er sich so leicht erkältet bei diesem kühlen Wetter — der kriegt sicher wieder Bronchialkatarrh. Fritzchen fiel hin und weinte, da riß sie ihn am Arm empor und sagte bloß: Dummer, kleiner Putt!

Diese herzlose Person! Ich bin nur neugierig, was die Kinder sagen werden, wenn sie mich am Sonntag zum erstenmal besuchen. Ob sie sich darauf wohl freuen? Ada.

Sonntagabend.

Lieber Fritz!

Mir zittern noch die Hände, wenn ich an dies Wiedersehen denke! Beide Knaben schrien und heulten bei meinem Anblick wie besessen vor Freude und Aufregung und rissen mir beinah die Kleider vom Leibe, so fest klammerten sie sich an mich an. Susi heulte vor Schreck mit, und Mama — schweigen wir lieber! Mama hat den ganzen Nachmittag in Tränen geschwommen und Dich dreimal einen schrecklichen Menschen genannt. Für zehn Mark neue Spielsachen hatte ich vorher gekauft, aber die Knaben rührten nichts an und wollten meinen Arm nicht loslassen. Als Fräulein gegen Abend kam, um die Kinder abzuholen, ging das Gejammer von neuem los. Fritzi mußte ich in mein Bett legen, ich fürchtete, er bekäme Krämpfe. Jetzt schläft er süß und fest, morgen bringt Mama ihn Dir gleich wieder. Paul, der doch morgen zur Schule muß, habe ich selbst mit vielen Versprechungen und Ermahnungen an die Kleinbahnhaltestelle gebracht. Er ist übrigens schon magerer geworden und hatte die Ohren nicht ordentlich gewaschen. Beim Abschied sah der kleine Kerl mich mit einem Blick an — nun, einfach herzbrechend! Ob Fräulein ihm wohl die Butterbrote ordentlich schmiert? In der Klasse ist er auch schon heruntergerutscht. Du siehst, ich muß doch wohl die Schularbeiten nicht ganz schlecht beaufsichtigt haben. Du warst von jeher gegen mich ungerecht.

Ada.

Am andern Nachmittag.

Lieber Fritz!

Ich konnte Fritzchen heute morgen nicht schicken. Er bekam noch gestern abend Fieber, und ich habe die ganze Nacht nasse Umschläge gemacht. Jetzt liegt er ganz still da. Bis er sich ganz erholt hat, muß ich ihn hierbehalten. Bei Fräulein würde er vor Sehnsucht vergehen, wo er doch schon so zart ist. Mama sagt es auch. Susi ist glücklich, daß das Brüderchen da ist, und trägt alle Spielsachen auf sein Bett. Schicke mir also, bitte, Fritzchens Gitterbettchen, seinen kleinen Waschtisch, seine Wäsche und Garderobe, sein Service und Besteck und seinen großen drolligen Teddybären. Und bei der Gelegenheit meine Pelzgarnitur, die noch im Karton auf unserm Kleiderschrank steht.

Der arme Paul ist nun ganz allein! Er tut mir so schrecklich leid! Ada.

P. S. Mama sagt, Tante Anna habe gesagt, sie hätte in der Stadt gehört, Du äßest jeden Abend außerhalb und kämst nie vor eins nach Hause. Ja, hast Du denn vergessen, daß Dir der Arzt das Trinken, Rauchen und Bummeln Deiner Nerven wegen verboten hat? Mir ist ja ganz egal, was Du anfängst, aber wenn ich früher mal Lust hatte, abends auszugehen, hast Du immer behauptet, kaputt zu sein, keinen Menschen sehen zu können, und hast: Ruhe! Bloß Ruhe wünsche ich mir! gerufen. Ada.

Drei Tage später.

Rege Dich nicht auf, Fritz, daß Paul heute mittag nicht nach Hause kommt, er ist bei mir. Ich habe ihn selbst von der Schule abgeholt. Ich konnte nicht mehr mitansehen, wie Fritzchen sich nach seinem großen Bruder sehnte. Auch sagte mir die Dame von der ersten Etage, Paul sähe so schlecht aus und sei ganz mucksmäuschenstill. Darüber geriet ich in große Unruhe, ach, wenn das Kind krank würde! Er konnte sonst keine fünf Minuten ruhig sitzen. Ich werde ihn einstweilen hier behalten, um ihn etwas herauszupflegen.—

Nächsten Montag ist Sühnetermin. Ich habe eine Vorladung bekommen. Mama sagt aber, ich solle lieber nicht hingehen, denn Du würdest wohl sehr aufgeregt sein, und dann würde der Riß noch größer. Sonst, wenn ich wüßte, daß Du nicht aufgeregt wärst, wäre ich vielleicht gekommen. Ich möchte allerlei mit Dir besprechen. Denn da ich nun alle drei Kinder bei mir habe, wird es mir bei Mama doch zu enge; auch haben sich die Unterwohner schon wegen der vielen Unruhe beschwert. Also hier ist guter Rat teuer. Ada.

Am andern Tage.

Die Kinder herausgeben? Niemals!! Das wäre eine unerhörte Grausamkeit. Lieber tot sein . . .

Dein Brief ist übrigens sehr aufgeregt; die Ruhe, die Du nun hast, scheint Dir gar nicht zu bekommen. Im übrigen muß ich erst einmal mit meinem Anwalt sprechen. Ada.

Am Tag danach.

Lieber Fritz!

Ich kann wirklich nichts dafür, daß Dir die Tina davongelaufen ist. Sie kam schluchzend bei mir an und sagte, sie vergänge vor Sehnsucht nach den Kindern und könne es in dem leeren Haus auch nicht mehr aushalten. Auch sagt sie, Du habest geschimpft, daß sie mit täglich fünf Mark nicht habe auskommen können; na, siehst Du! Das habe ich ja auch immer gesagt! Ich konnte auch immer nicht auskommen!

Tina will nun lieber bei mir Kindermädchen sein. Es tut mir schrecklich leid, daß Du nun ganz verlassen bist. Aber die Person ist so bockig und will nicht mehr zu Dir. Sie sagt, Du habest ihr abends das Gas vor der Nase zugedreht und gesagt, sie möge die Gasrechnung gefälligst selbst bezahlen. Du siehst, es ist so einfach nicht, einen Haushalt zu führen, der nach außen hin würdig bestehen soll, während man innen, wenn auch nicht jeden Groschen, so doch jede Mark dreimal umdrehen muß, ehe man sie ausgibt.

Mama meint, Du solltest Dir eine Aufwärterin nehmen und im Hotel essen. Aber die Hotelküche bekommt Dir nicht, fürchte ich.

Das Fräulein ist jetzt Verkäuferin in einem Herrenartikelgeschäft. Da siehst Du, was für einen Mißgriff Du getan hast. Ada.

P. S. Mit zweihundert Mark kann ich aber leider jetzt nicht mehr auskommen, da ich die drei Kinder und ein Dienstmädchen bei mir habe. Mama will Dich deshalb morgen im Geschäft besuchen. —

Am andern Tage.

Lieber Fritz!

Mama, die soeben bei Dir war, sagt mir zu meiner großen Bestürzung, Du habest blaß ausgesehen und seist sehr still gewesen und nicht eine Spur nervös. Auch hättest Du Dir immer an die Stirn gefaßt — Du wirst doch nicht die Influenza bekommen? Ich mache mir die größte Unruhe Deinetwegen. Die Hotelküche bekommt Dir gewiß auch nicht.

Mama machte den blödsinnigen Vorschlag, ich sollte mit Kindern und Mädel ins Haus zurück und Du als möblierter Herr zu ihr!! Ich bitte Dich, das dauerte keine drei Tage, und Ihr hättet den schönsten Krach miteinander. Als ich ihr das sagte, wurde sie böse und meinte, ob das der Dank dafür sei, daß sie mich aufgenommen habe, als Du mich vor die Tür gesetzt hattest!!

Hast Du nun noch Worte? Ist Dir so etwas schon einmal vorgekommen? Du hast freilich oft gesagt, Mama sei unberechenbar. Du hast recht damit wie in vielen andern Dingen. Mama sagt auch, unsere Kinder könnten einen Engel nervös machen.

Unsere süßen, unschuldigen Kinder! Was sagst Du dazu, lieber Mann? Darf man so etwas auf sich sitzen lassen? Ich wette, Du bist ebenso empört wie ich. Wenn ich wüßte, daß Du heute abend zu Hause wärst, würde ich zu Dir kommen, wenn die Kinder schlafen, und wir könnten uns in aller Ruhe miteinander aussprechen. Auch würde ich Dir einen Prießnitzumschlag machen und eine Tasse Kamillentee mit Honig kochen. Den Tee bringe ich gleich mit; sorge Du, daß der Ofen nicht so früh ausgeht, denn wir haben uns viel zu sagen.

Bis dahin grüßt Deine Ada.

Neue Moden für den Winter.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Schon seit geraumer Zeit hüllt man sich in Paris von Kopf bis zu den Füßen wieder in Pelze, und auch im Haus- und Gesellschaftsanzug wird bereits eine tiefwinterliche Note fühlbar, wie man sie sonst erst in der Hochflut der Geselligkeit nach Weihnachten kennt. Schwere Stoffe und Pelze stehen im Vordergrund und ergänzen da, wo sie nicht als Grundlage der Toilette gewählt werden, die leichten Gewebe, die sich unter den Pelzhüllen so angenehm tragen. Ein Beispiel für diese Form bietet das Kleid auf Abb. 3, über dem ein dreiviertellanger Pelzmantel angelegt wird, dessen Material aus Otterfell oder einem anderen dunklen Pelz besteht; am Halse wird er von einem eingesetzten, in einem hohen Stehkragen endigenden weißen Pelz ergänzt, der sich auch an den dreiviertellangen Aermeln und an dem unnatürlich großen Muff wiederholen darf. Das Kleid, das von der Hausfrau ebensowohl beim Nachmittagstee, an Stelle des immer mehr verschwindenden Tea-gowns, wie zu intimeren kleinen Matineen, ja selbst zum Besuch von Five o'clocks angelegt werden darf, ist aus lichtvioletter, ein wenig ins rötliche spielender Libertyseide angefertigt. Der angesetzte Rockstreifen ist aus dunkler gehaltenem Samt der gleichen Färbung hergestellt. Diesen Samt finden

wir an den glatten Unterärmeln wie am Gürtel und als Hutgrund wieder. Die Straußenfedern stimmen in der Farbe mit dem Liberty überein. Am eigenartigsten erscheint die Form des losen kittelartigen Gewandes, das dadurch, daß es von der vorgeschriebenen Enge der modernen Gewänder abweicht, den Küraß- und Doppelrockcharakter für das Auge doch getreulich wahrt. Es ist interessant, zu sehen, wie man sich überall bemüht, durch Anlehnung an diese Form der Mode jetzt etwas Einheitliches zu geben, das die verschiedensten Schöpfungen der großen Schneiderkünstler und ihrer Jünger in der ganzen Welt immer zu Produkten einer Zeit stempelt, sei es nun, daß der bis zu den Knien herabgerutschte Abschluß, wie hier, nur durch Wechsel von Stoff und Farbe angegeben wird, sei es, daß man einen unförmlich sich erweiternden Prinzeßrock an den Knien in Bauschen dem unteren Rock aufsetzt, die fast an die Kostüme der Rokokozeiten erinnern. Man verzerrt auch eine Tunika in alle möglichen Formen oder führt nur die Falten eines fußfreien Promenadenkleides bis zu den Knien herab, wenn sie nicht, wie auf Abb. 8, unter einem glatten Oberrock hervorkommen. Jenes Kleid besteht aus pflaumenrotem glänzendem Seidentuch. Der Abschlußstreifen des Oberrocks wird, ebenso wie die zurückgeschlagenen Ecken des Prinzeßmieders, unter dem eine



Phot. Félix.

2. **Abendkleid** aus malvenfarbenem Brokat.

Chemisette aus gesticktem Tüll emporsteigt, aus tiefweinrotem Atlas gebildet. Wir sehen auch hier wieder die dem Herzen der Pariserin so lieb gewordenen dreiviertellangen Aermel, die mit dem abschließenden doppelten Spitzenvolant gern die Wiederkehr der unten gebauschten, oben glatten Aermel andeuten möchten, von der man hier viel spricht. Aus olivgrünem Tuch besteht der Stoff des Kleidungstückes auf Abbildung 9, dessen vorn den



Phot. Félix.

1. **Dinerkleid aus elfenbeinfarbenem Seidenkrepp.**



Phot. E. Schneider.

3. **Hellviolettes Nachmittagskleid** aus Liberty und Samt.

Boden berührende, im Rücken auf Kniehöhe spitz auseinanderlaufende Tunika von einem Zobelstreifen umrandet ist. Dunkelbrauner Samt bildet den Gürtel des jäckchenartig gestalteten, kurzen Mieders, dessen etwas mehr als halblange Aermel eine kleine Zobelgarnierung zeigen. Mit den Spitzenreversen, die am Abschluß der Aermel sichtbar werden, harmoniert die in einem Spitzenausschnitt freiliegende Chemisette, die so, wie wir es schon auf Abb. 3 sahen, rund, ohne Kragen, den Hals umschließt. Diese nicht immer kleidsame, jetzt hier mehr und mehr um sich greifende Mode verdankt ihre Entstehung den langen Stolas und Boas, die, zwei- und dreifach um den Hals geschlungen, selbst über Pelzjacken und Mänteln, immer über Schneiderkleidern getragen und auch im Zimmer nicht abgelegt werden. Die Kragenlosigkeit der Promenadenkleider soll nur den Winter beherrschen. Liebt man sie nicht, so schiebt man, wie auf Abb. 5 ersichtlich, eine kleine, bis zu den Schultern herabreichende Batist- oder Spitzenchemisette mit hohem gerüschtem Kragen und einem vorn herabfallenden vollen Jabot in den Ausschnitt hinein. Das genannte Kostüm ist aus erikafarbenem schwerem Seidenrips, dessen einzige Garnierung gleichfarbige Zwischensätze aus Seidengeflecht und ein vorn glatter, im Rücken in einer tief herabhängenden Schleife, halb Knoten, halb Watteaufalte, endigender Gürtel aus dunkelgrünem Atlas bilden. Der dunkelgrüne Seidenfilzhut wird von einer aus dem hohen, von Goldband umwundenen Kopf heraussteigenden Kaskade von erikafarbenen Straußenfedern gekrönt. Sehr elegant ist der leicht über das Kleid geworfene Abendmantel in Kimonoform. Den hellerikafarbenen Atlasgrund bedecken Metallstickereien von zarten Blumenranken. Der Atlasstreifen um Kimono und Aermel ist

Phot. Zelig.

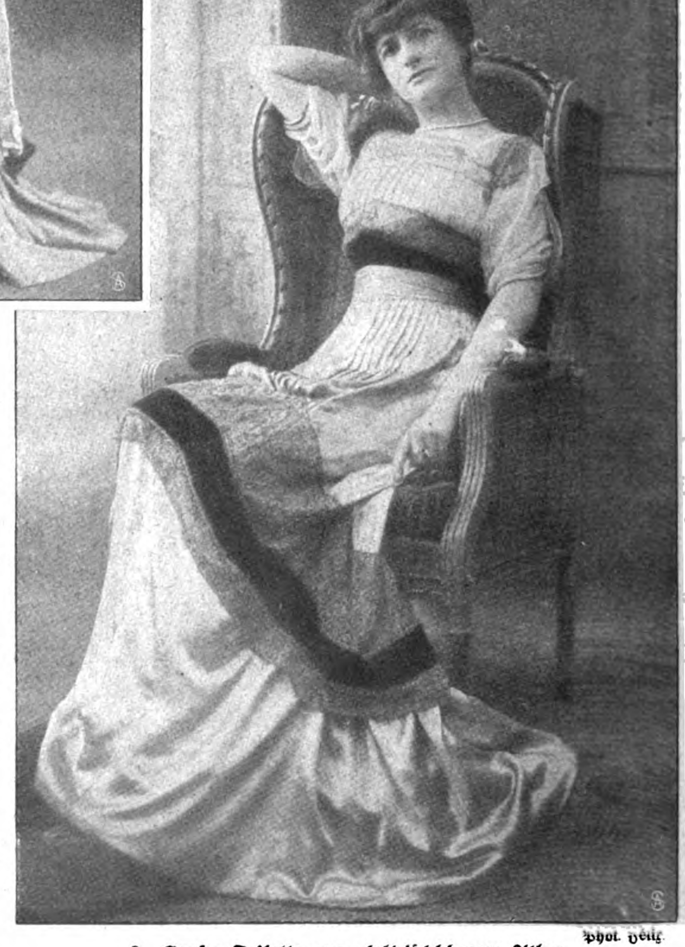
4. Byzantinisches Abendkleid aus Goldstoff mit Metall- und Steinstickereien.



Phot. E. Schneider

5. Erikafarbenes Besuchskleid mit Kimonomantel.

hellmoosgrün. Ein Geflecht von opalisierenden Seidenbändern füttert den Mantel und wird seinerseits wieder von einem inneren Mantel aus gesticktem Tüll bedeckt. Das elfenbeinfarbene Seidenkreppkleid (Abb. 1) eröffnet den Reigen der großen Toiletten, die augenblicklich freilich hier noch wenig ans Tageslicht oder vielmehr unter die elektrischen Birnen gezogen werden. Auch sie sind in den Grundzügen jedes einzelnen unverkennbare Schöpfungen ihrer Modeepoche. Goldgewebe, erhaben in korallenroter Seide mit Rosenranken gestickt, bildet die Garnierung des sich seitlich öffnenden losen Empireüberkleides und wird auf dem Unterkleid, sich nach unten fortsetzend, darunter sichtbar. Den umfangreichen schwarzen Samtdreispitz ziert wie eine Kokarde seitlich eine Goldschleife und krönt ein Busch von schwarzen Paradiesvogelfedern. Sehr hell elektrischblau ist das Empirekleid auf Abb. 6, das besonders originell durch den dreiteiligen Gürtel und den schwarzen Abschlußstreifen der Tunika wirkt. Bei beiden legen sich schwarzer Samt und schwarze Chantillyspitze neben den lichtblauen Atlas. Wie ein großer Schal drapiert sich der dunkelmalvenfarbene Brokat der Toilette auf Abb. 2 um die Gestalt der Trägerin. Schwere altgoldene Knöpfe und Metallstreifen, die sich über die Schultern als Abschluß um die gefältelten Tüllärmel und durch den Stoff selbst ziehen, heben noch den reichen Charakter der etwas byzantinisch anmutenden Robe, die diesen auch unter der Bezeichnung auftretenden, heute sehr beliebten Stil allerdings weniger deutlich zur Schau trägt als die Robe auf Abb. 4. An dieser wirken die geraden Garnierungen, in denen die breiten, mit Metallfäden und Perlen reich gestickten Streifen auftreten, sehr gut. Der Stoff ist ein durchsichtig zartes, über gelben Grund gebreitetes Goldgewebe von mattem Glanz, dessen weitschleppenden Rand ebenfalls Metall- und Steinstickereien beschweren. Goldspitze bildet den oberen Abschluß der Taille und die kleinen Aermel. Weniger ein besonderes Genre vertritt das altrosa Atlaskleid auf Abb. 7, das sich mit seiner Silberstickerei am Unterkleid und an der Taille, aus der sich tiefdunkelrote, fast schwarze Blumensterne hervorheben, mit der vom Ueberwurf ausfallenden weiten Schleppe und dem



Phot. Deliç

6. Große Toilette aus elektrischblauem Atlas.

normalen Taillenschluß jedoch ganz als Modell für die Kleider darstellen läßt, wie sie elegante Frauen im kommenden



Phot Félix.

7. Gesellschaftstoilette aus altrosa Atlas für ältere Damen.



Phot. E. Schneider.

8. **Trotteur aus rotem Tuch** mit modernen Aermeln.

Winter tragen werden. Auch hier gilt die Farbenstimmung, wie wir ihr überall begegnen: nur unbestimmte, zum Teil sehr helle Nuancen. Im übrigen gilt für die Farben im kommenden Winter die Devise: „Je heller und zarter, desto besser.“

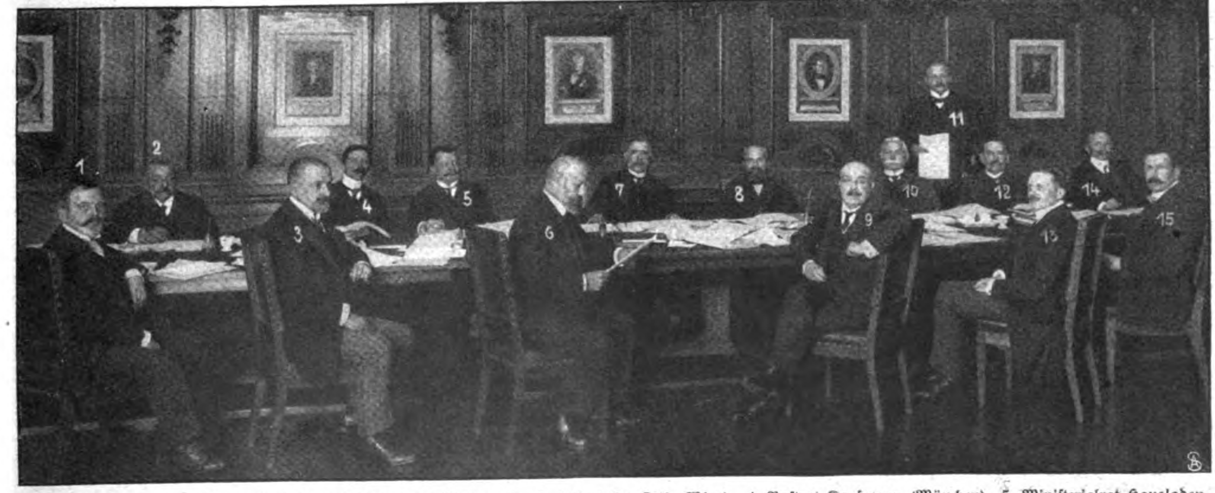
Klementine.



Phot. Félix.

9. **Haus- und Promenadenkleid** aus olivgrünem Tuch mit Zobelbesatz.

Bilder aus aller Welt.



1. Hofrat Dr. Katzer (Wien). 2. Postrat Schloßberger (Stuttgart). 3. Hofrat Dr. Leth (Wien). 4. Postrat Kaufmann (München). 5. Ministerialrat Hausladen (München). 6. Sektionschef Dr. Schuster von Bonnott (Wien). 7. Unterstaatssekretär im Reichspostamt Franck. 8. Geheimer Oberpostrat Aschenborn (Reichspostamt). 9. Ministerialrat Dr. von Haláß (Budapest). 10. Geheimer Postrat Wernecke (Reichspostamt). 11. Oberpostpraktikant Koch (Reichspostamt). 12. Postinspektor Weiland (Reichspostamt). 13. Vizesekretär Dr. Deschán von Hansen (Budapest). 14. Oberpostpraktikant Schindler (Reichspostamt). 15. Postinspektor Boß (Bern).

Die Teilnehmer während einer Sitzung im Reichspostmuseum in Berlin. — Spezialaufnahme für die „Woche“.

Von der Konferenz zur Einrichtung eines internationalen Postgiroverkehrs.





Brahmi- (Sanskrit) Buchstaben auf gekreideter Birkenrinde.

Der deutsche Postscheckverkehr hat sich seit seiner Einrichtung so gut bewährt, daß die Reichspostverwaltung nun auch daran denken konnte, einen internationalen Postgiroverkehr Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn und der Schweiz in die Wege zu leiten. Vertreter der beteiligten Länder haben vor kurzem über die Einführung eines internationalen Abkommens für den Postscheckverkehr konferiert.

Vor kurzem wurde in Leipzig die technische Abteilung des Buchgewerbemuseums eröffnet. Einige besonders interessante Objekte der neuen Abteilung sind ein Geschenk des Herrn Rudolf Blanckertz, Inhabers der ersten deutschen Stahlfederfabrik Heintze & Blanckertz. Die Sammlung umfaßt u. a. Schriftproben aller Länder und Zeiten.

Der Zweigverein Berlin des Deutschen Privatbeamtenvereins feierte jüngst bei Kroll sein 25. Stiftungsfest. Der schönste Teil des reichen Programms war ein graziöser Blumenreigen, den der Königliche Tänzer Mürich mit dreißig jungen Damen aufführte.

Vor kurzem verschied General d. Inf. Graf Maximilian Verri della Bosia, einer der ältesten aktiven Soldaten der deutschen Armee. Der General gehörte einem aus Sardinien stammenden, in Bayern ansässigen Adelsgeschlecht an. Graf Verri ist 86 Jahre alt geworden.

Viktor Hahn, der Dichter des „Moses", hat kürzlich im Mozartsaal in Berlin einige Szenen aus seinem jüngsten Drama „Cesar Borgia" vorgelesen und bei seinem Auditorium vielen Beifall gefunden. Das Drama wird demnächst in Hamburg aufgeführt.

Die Kammersängerin Louise Jaide-Schlosser feierte dieser Tage in Darmstadt ihr fünfzigjähriges Bühnenjubiläum. Die Künstlerin war die erste „Erda" und „Waltraute" in den Baireuther Festspielen.



Arabische Hindustani-Schrift. Handtafel für Schüler in Kalkutta.

Zur Eröffnung der technischen Abteilung des Buchgewerbemuseums in Leipzig: Aus der Blanckertzschen Sammlung.



Spezialaufnahme für die „Woche".

Vom 25. Stiftungsfest des Deutschen Privatbeamtenvereins bei Kroll in Berlin: Gruppe aus dem Damenreigen.

In Berlin ist der Entomologe Prof. Dr. Kraatz, einer der bewährtesten Vertreter seiner Wissenschaft, im 79. Lebensjahre gestorben. Er hat die Deutsche Entomologische Gesellschaft begründet und das Berliner Entomologische Nationalmuseum gestiftet.



Phot. Müller.

Graf Maximilian Verri della Bosia †
Generalkapitän d. bayr. Hatschier-Leibgarde.



Phot. Becker & Maaß.

Viktor Hahn,
Verfasser des Dramas „Cesar Borgia".



Phot. Jac & Schotel.

Kammersängerin Louise Jaide-Schlosser,
feierte ihr 50jähriges Bühnenjubiläum.



Phot. Lassally.

Prof. Dr. Gustav Kraatz †
der bekannte Entomologe.

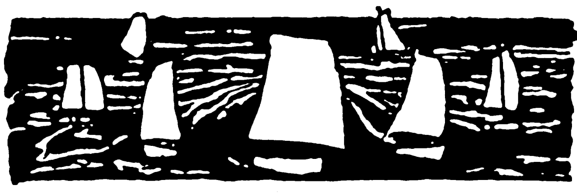
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 48. Berlin, den 27. November 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 48.



Die sieben Tage der Woche.

17. November.

In Frankreich wird auf Grund der Erfahrungen im Steinheilprozeß eine Reform des Schwurgerichtsverfahrens vorbereitet.

In Serbien tritt ein Minimaltarif zum allgemeinen Zolltarif von 1904 in Kraft.

18. November.

Die belgische Deputiertenkammer nimmt mit großer Majorität die Vorlagen über die Heeresdienstreform an, durch die die persönliche Wehrpflicht eingeführt wird.

Der finnische Landtag wird durch Erlaß des Zaren aufgelöst, nachdem er einen Zuschuß von 20 Millionen Mark zum russischen Militäretat abgelehnt hat.

Die Vereinigten Staaten entsenden zwei Kriegsschiffe nach Nikaragua, weil der Präsident Zelaya (Abb. S. 2038) zwei Amerikaner, die angeblich der Armee der Revolutionäre Dienste leisteten, hat hinrichten lassen.

19. November.

Von den Kanarischen Inseln kommt die Nachricht, daß der Pik von Teneriffa (Abb. S. 2040—41), der seit mehr als 100 Jahren erloschen war, ausgebrochen ist. Es haben sich auf der Nordseite des Berges drei neue Krater gebildet, aus denen sich Feuer und Lava ergießen.

In Sternberg wird der mecklenburgische Landtag durch einen Gottesdienst feierlich eröffnet.

Das studentische Korps „Borussia“ in Bonn wird vom Senat der Universität für ein Semester suspendiert.

20. November.

Aus Cherry wird gemeldet, daß von den im Bergwerk der St. Paul Coal Company verschütteten 400 Bergleuten 78 lebend aufgefunden wurden. Man hofft, daß noch mehr Bergleute am Leben sind, und daß es gelingen wird, sie zu retten.

21. November.

In Leipzig findet ein außerordentlicher Anwaltstag statt, der einen neuen Vorstand wählt.

22. November.

Im englischen Oberhaus beginnt die zweite Beratung des Budgets. Der Führer der Konservativen Lord Lansdowne (Portr. S. 2033) tritt für die Ablehnung ein; er beantragt, da das Haus nicht berechtigt sei, seine Zustimmung zu der Vorlage zu geben, diese dem Urteil der Nation zu unterbreiten.

Bei der Reichstagsstichwahl im Kreise Landsberg-Soldin wird der Konservative Holtschke gegen den Sozialdemokraten gewählt.

23. November.

Der badische Landtag wird vom Großherzog mit einer Thronrede eröffnet.

Die französische Deputiertenkammer erteilt der Regierung nach der Besprechung von Interpellationen über die Marokkopolitik ein Vertrauensvotum.

24. November.

Aus Sao Paulo wird gemeldet, daß durch eine von einem Anarchisten in den Laden eines Deutschen geworfene Bombe eine verheerende Feuersbrunst verursacht wurde.

○○○

Die englische Verfassungskrise.

Von Professor Dr. Julius Hatschek, Göttingen.

In England, dem Lande des Traditionellen, Konventionellen und Herkömmlichen, will es zur Abwechslung einmal nicht traditionell und konventionell hergehen. Merkwürdigerweise sind es diesmal gerade die beständigen Hüter der Tradition und Konvention, die von dem Althergebrachten abgehen wollen; es sind die Lords, die einem ihnen vorgelegten Finanzgesetzentwurf nicht zustimmen, ihn sogar verwerfen wollen, weil er ihnen zu radikal scheint und zu sehr an den „nervus rerum“ geht.

Der dem Oberhaus vorliegende Finanzgesetzentwurf nimmt eine Reihe tiefgreifender Veränderungen in dem gegenwärtigen Finanzrecht Englands vor. Außer der Auferlegung neuer und der Erhebung schon bestehender Abgaben ist in diesem Gesetzentwurf auch noch eine neue Form des Steuereinschätzungsverfahrens und eine Regelung der Schanklizenzen (licensing) enthalten. Abgesehen davon, daß die Lords nun gerade an dieser „Bepackung“ einer Finanzbill mit ihrem heterogenen Bestandteil, an dem sogenannten tacking, Anstoß nehmen, sind sie in ihrer Majorität prinzipielle Gegner dieser tiefgreifenden Reform. Sie haben die Absicht, diese Bills in der Form zu verwerfen, daß sie einen Antrag (des Lords Lansdowne) zur Abstimmung bringen, wonach „die Lords Bedenken tragen, über einen so ernsten Gegenstand schlüssig zu werden, ehe das Volk zuvor um seine Meinung befragt worden ist“. Dieser Antrag hätte, wenn er durchdringt, den Fall der Finanzreform zur Folge, die Auflösung des Unterhauses nebst Neuwahlen, die dann die Möglichkeit geben, das Volk um seine Meinung zu befragen. Die juristische Frage, die sich nun erhebt, ist die: Dürfen die Lords dies, ohne einen Verfassungsbruch zu begehen, tun? Seit vielen Jahrzehnten haben die Lords keine Finanzbill im ganzen verworfen. Ist aus diesem Satz der Praxis, aus dieser Konventionalregel eine Rechtsregel geworden? Diese Frage wird am besten beantwortet,

wenn wir die vorliegenden Präzedenzfälle einer Sichtung unterziehen. Da ist zunächst der Präzedenzfall aus dem Jahre 1671 (siehe Hatsell, Precedents III 368 App. Nr. 5). Am 13. April brachten die Lords ein Amendement zu einem Finanzgesetzentwurf ein, der gewisse Auflagen auf auswärtige Importe vornahm, indem sie den Zuckerzoll von 1 Penny für das Pfund auf 1/2 Penny und 1/2 Farthing reduzierten. Nach mehreren Konferenzen, die zwischen Lords und Gemeinen stattfanden, resolvierten die Commons nemine com tradicente: „daß bei allen Geldbeihilfen, die die Commons dem König machten, keine direkte oder indirekte Steuer von den Lords abgeändert werden dürfte". In der Konferenz mit den Lords gestanden aber die Commons dies zu (Hatsell a. a. O. p. 389): „your lordships have a negative to the whole." Also die Verwerfung des Finanzgesetzes als Ganzes war den Lords zugestanden, selbst von den Commons. In der Folge scheinen sich die Lords pünktlich daran gehalten zu haben, d. h. gegen den Maulkorb, der ihnen so gewissermaßen umgehängt war, sich nicht gesträubt zu haben. Im 19. Jahrhundert machten die Commons einen neuen Vorstoß zur Erweiterung ihres Privilegiums. Im Jahr 1860 hatte Gladstone als Finanzminister in der Aufstellung seines Finanzplanes auch die Aufhebung der Papiersteuer vorgeschlagen. Der damalige Finanzplan ruhte zunächst auf einer Erhöhung der Vermögens- und Stempelsteuer. Dieser Erhöhung gegenüber sollte eine Steuererleichterung in der Weise geschaffen werden, daß die Papiersteuer aufgehoben werden sollte. Die Vermögenssteuer und die Stempelsteuer hatten bereits die königliche Genehmigung erhalten, die Bill zur Aufhebung der Papiersteuer ging aber gerade bei den Lords ein, nachdem sie zuvor im Hause der Gemeinen auf starken Widerstand gestoßen und die dritte Lesung mit einer Mehrheit von nur 9 Stimmen passiert hatte. Die Lords beschlossen nun mit einer Mehrheit von 89 Stimmen, die zweite Lesung auf 6 Monate hinauszuschieben, was einer Verwerfung der Bill gleichkam. Das Befremdliche an ihrem Vorgehen lag darin, daß sie der Hauptsache des damaligen Finanzplanes, nämlich der Erhöhung der Steuer, zwar zugestimmt hatten, daß sie aber nachher die damit verbundene Verminderuug ablehnten. Da vertrat nun das Unterhaus sein Recht in folgenden Resolutionen:

1. Das Recht der Geldbewilligung und die Aufbringung der Finanzquellen des Staates stehe allein den Commons zu.

2. Daß, wenngleich das Oberhaus zuweilen sein Recht der Verwerfung von Finanzbills ausgeübt, diese Ausübung doch von den Gemeinen immer scheel angesehen worden sei, da es ihr eigenstes Recht, Steuern zu bewilligen und Finanzquellen aufzubringen, beeinträchtige.

3. Daß man sich in Zukunft davor hüten müsse.

Aus dem Für und Wider der von beiden Häusern vorgebrachten Argumente muß nur so viel konstatiert werden, daß das Unterhaus selbst zugestand, das Oberhaus könne es als sein gutes Recht betrachten, Finanzbills anzunehmen oder zu verwerfen, aber es entspreche der konstitutionellen Sitte („constitutional usage"), daß es keine wichtige, vom Unterhaus angenommene Finanzbill verwerfe. Der Streit endete damit, daß das Unterhaus schließlich in der Form nachgab, im nächsten Jahr die Aufhebung der Papiersteuer dem neuen Finanzplan anschloß und mit ihm als einheitliche Bill dem Oberhaus vorlegte, das die Bill, da es sie nicht ganz verwerfen wollte, auch bezüglich der Aufhebung des Papierstempels annahm.

Seit der Zeit ist es üblich, Finanzgesetzentwürfe, trotzdem sie mehrere Steuern umfassen, wenn sie nur einem Staatshaushaltsplane dienen, als eine Bill einzubringen, als sogenannte Omnibusbill, und die Lords haben dann die Möglichkeit, das Budget zu verwerfen. Sie tun es aber seit vielen Jahrzehnten nicht mehr. Auch das ist also Konventionalregel der Praxis. Wir haben demnach zwei Sätze der Praxis:

1. Die Lords dürfen kein Amendement an Finanzgesetzen vornehmen.

2. Die Lords dürfen das Budget nicht verwerfen.

Welche von diesen beiden Konventionalregeln ist nun Rechtsatz geworden? Der erste Satz hängt derart mit der parlamentarischen Regierung, die durch zahlreiche Rechtsätze in England gefestigt ist, zusammen, daß ohne ihn das parlamentarische Regierungssystem nicht bestehen kann. Wenn den Lords die Möglichkeit eröffnet ist, Finanzgesetze zu amendieren, dann haben nicht mehr die Commons „die Stränge des Geldbeutels" in ihrer Hand, sie können nicht mehr Minister ein- und absetzen nach der jeweiligen Unterhausmajorität. Die Suprematie des Unterhauses, die notwendige Vorbedingung einer jeden parlamentarischen Regierungsweise, ist dahin.

Ich bin demnach der Ansicht, daß dieser Satz der Praxis nunmehr zweifelloser Rechtsatz ist, was auch daraus hervorgeht, daß die Lords selbst ihn durch folgende Praxis anerkennen. Wenn nämlich zuweilen eine Bill, die keine spezifische Finanzakte werden soll, ihren Anfang im Oberhaus nimmt und ihre Bestimmungen einen das Staatsbudget belastenden Inhalt haben, so wird nie die fixe Geldsumme gedruckt, sondern die Summe wird mit roter Tinte am Rand angesetzt und so das endgültige Beschließungsrecht über sie dem Unterhaus vorbehalten.

Anders liegt dies aber bei dem zweiten Satze. Wenn wir uns diesen wegdenken, nämlich daß das Oberhaus nicht das Recht haben soll, den Finanzgesetzentwurf en bloc zu verwerfen, so wird durch den Wegfall dieser Konventionalregel keineswegs das parlamentarische Regime gestört, im Gegenteil, es wird befestigt. Denn ebenso wie den Commons zugestanden werden muß, mit Hilfe des Ministerkabinetts Neuwahl zu veranlassen, wenn ein Widerstreit zwischen Unterhaus und Oberhaus vorwaltet, ebenso muß den Lords diese Möglichkeit offenbleiben. Wenn sie der Ansicht sind, daß eine gegenwärtige Unterhausmajorität nicht mehr der Volksmeinung entspricht, so können sie einer von dieser durchgebrachten Bill ihre Zustimmung verweigern und auf diese Weise ebenfalls zu neuen Unterhauswahlen, also zur Erkennung der Volksmeinung, Anlaß geben. Dies wird namentlich in einer Zeit notwendig sein, die einem Radikalismus entgegengeht, der im Unterhaus nicht mehr den nötigen Widerstand findet. Wenn noch Zweifel an der Befugnis der Lords, eine Finanzbill im ganzen zu verwerfen, in der viktorianischen Aera vorkommen konnten, so war für die damalige Zeit dieser Zweifel nicht ohne einen Schein von Berechtigung. Damals hing das Ministerkabinett noch vom Willen der jeweiligen Unterhausmajorität ab und diese wieder vom Willen des Volkes. Damals war das Ministerkabinett wirklich ein Ausschuß des Unterhauses, und zwar ein von der Volksmeinung

durchaus approbierter Ausschuß, heute ist es dies nicht mehr. Heute ist das Ministerkabinett ein kräftiges Unternehmersyndikat, das es auf eigene Faust vor der Krone übernimmt, eine Unterhausmajorität zu managen, zu behandeln, im Zaum zu halten (to manage). Dieses Unternehmersyndikat ist heute gegenüber dem Unterhaus ziemlich unabhängig.

Auf dieses Syndikat allein Wohl und Wehe des Staates zu gründen, ihm die alleinige Macht im Staat zu überantworten, geht den konservativen Lords wider den Strich. Als Heilmittel dagegen suchen sie die Volksmeinung auf.

Was wohl geschehen wird, wenn die Lords die Finanzbill ablehnen? Die Lords sind zu kluge Rechner, als daß sie leichtfertig vorgehen. Wenn sie die Ablehnung vornehmen, so müssen sie ihres Erfolges gewiß sein. Dieser Erfolg ist zweifellos. Wird nämlich die Finanzbill verworfen, so erfolgt die Auflösung des Unterhauses, und es werden Neuwahlen ausgeschrieben. Ergeben die Neuwahlen, was nicht sehr wahrscheinlich ist, ein dem Oberhaus günstiges Verdikt, d. h., ergeben die Neuwahlen eine konservative Mehrheit, dann haben die Lords auch gesiegt, und über die Verfassungskrise wird zur Tagesordnung hinweggegangen. Dies ist aber nicht der wahrscheinliche Fall, sondern eher zu erwarten, daß die liberale Partei bei den Wahlen siegt. Dann wird das Budget noch einmal im Unterhaus beschlossen und muß von den Lords nach alter Parteisitte angenommen werden. Das werden die Lords auch tun. Trotzdem kommen sie auch dabei auf ihre Rechnung. Denn jedenfalls werden die Liberalen nur einen Pyrrhussieg erfechten: Viele Kandidatenleichen ihrer Partei werden auf der Walstatt liegenbleiben. Nun werden die Liberalen, da sie sich schon ihren Wählern gegenüber daraufhin verpflichtet haben, eine verfassungsartige Bill im Unterhaus einbringen, die wahrscheinlich nach australischem Muster den Lords einen Maulkorb umhängen wird. Dieser wird darin bestehen, daß bestimmt wird: wenn eine Bill das Unterhaus passiert hat, von den Lords aber zurückgewiesen wird, dann sind Neuwahlen auszuschreiben. Wenn dann nach den Neuwahlen die Bill nochmals das Unterhaus passiert, so darf die Bill nicht von den Lords zurückgewiesen werden. Darauf müssen nun die Lords gefaßt sein. Sie müssen also sich gewärtig halten, daß sie mit einem zweischneidigen Schwert operieren. Aber damit scheinen sie auch zu rechnen, denn diese verfassungsändernde Bill wird natürlich von den Lords ebenfalls abgelehnt werden. Es werden wieder Neuwahlen ausgeschrieben werden, und dann wird zweifellos die konservative Mehrheit im Unterhaus auf den Plan treten. Die Lords haben dann aber ihren Zweck erreicht, sie haben durch fortwährende Veranlassung von Neuwahlen die kompakte liberale Regierungsmajorität, wie sie jetzt besteht, zerrieben.

Für uns in Deutschland kann es ziemlich gleichgültig sein, ob wir in England Liberale oder Konservative am Regierungsruder finden. Die Liberalen haben die Flottenrüstungen nicht eingestellt, sie haben in der auswärtigen Politik die gleichen Traditionen, die die Konservativen befolgt haben, Deutschland gegenüber betätigt, und die Konservativen werden, wenn sie wieder ans Ruder kommen, nichts daran ändern. Die Frage des britischen Zollvereins wird natürlich von den Konservativen wieder aufs Tapet gebracht werden, aber diese Frage hat mit Sympathie oder Antipathie gegen uns nichts zu schaffen, sie ist eine Lebensfrage des Weltreichs und wird von der britischen Regierung nur vom britischen Gesichtspunkte beantwortet werden.

Die Erfindung des deutschen Einschienenwagens.

Von Hans Dominik.

Eine künftige Geschichte der Verkehrstechnik wird aus dem Jahre 1909 zu berichten wissen, daß am selben Tage, am 10. November, in Deutschland und in England je ein durch Kreisel stabilisierter Einschienenwagen vorgeführt wurde. In beiden Fällen nicht irgendein unzulängliches Versuchsobjekt, sondern ein vollkommen durchgebildeter Wagen, der alle Prinzipien und Einzelheiten der Gyrobahn in voller Deutlichkeit enthält. Und da wir wohl hoffen dürfen, daß das einschienige Fahrzeug in der Weiterentwicklung unseres Verkehrs eine bedeutsame Rolle spielen wird, so darf die Geschichte seiner Erfindung Anspruch auf Interesse erheben.

Ueber den Werdegang des englischen Wagens ist einiges bekannt. Wir wissen, daß der Engländer Brennan, der sich bereits vor einem Menschenalter durch die Anwendung des Gyroskopes zur Torpedosteuerung einen guten Namen gemacht hat, seit Jahrzehnten an der gyroskopischen Stabilisierung einschieniger Eisenbahnfahrzeuge arbeitete, und daß er bereits im Jahre 1907 einen kleinen Modellwagen vorführte, der freilich in theoretischer und praktischer Beziehung recht unzulänglich war. Dann wird es über die englische Erfindung bis zum 10. November dieses Jahres ganz still. Ueber die deutsche Erfindung ist bis zu jenem Datum überhaupt nur eine einzige Literaturangabe vorhanden. In seiner Denkschrift über ein neues Schnellbahnsystem sagt Herr August Scherl:

„Ich selbst habe in eigenen Versuchswerkstätten eingehende Studien über die Stabilisierung von Fahrzeugen mit Hilfe von gyrostatischen Apparaten anstellen lassen. Es sind bereits entscheidende Resultate erzielt, und die Versuche werden nunmehr in Form eines besonderen technischen Unternehmens auf breiterer finanzieller Grundlage und in größerem Maßstabe fortgeführt werden."

Obwohl diese Mitteilung für die Realität fast aller in jener Denkschrift gemachten Vorschläge zur Verbesserung unseres Personenverkehrs von größter Bedeutung war, wurde sie nur von den wenigsten für bare Münze genommen. In Deutschland forderten auch wohlwollende Kritiker der Denkschrift handgreiflichere Beweise. In England nahm Brennan selbst, den die Sache doch in erster Linie anging, die Mitteilung nicht für ernst. Er war, wie er anläßlich der Vorführung seines Wagens aussprach, aufs äußerste erstaunt, als er im Laufe des 9. Novembers die Nachricht erhielt, daß Herr August Scherl am 10. November einen eigenen Gyrostatenwagen in den Ausstellungshallen



am Zoologischen Garten vorführen würde. Ganz verwundert fragte er noch in seiner Eröffnungsrede: „Wie in aller Welt kann sich Herr Scherl in ein solches Unternehmen einlassen, da ich doch auch meine Patente in Berlin genommen habe?"

Diesem Einwurf des Engländers gegenüber sei indes gleich an dieser Stelle bemerkt, daß auch der deutsche Einschienenwagen durch eine ganze Reihe guter in- und ausländischer Patente geschützt ist. Durch Patente, die vielfach älter sind als die korrespondierenden Ansprüche der englischen Gruppe.

In der Tat war es für alle, für das große Laienpublikum ebenso wie für die Fachleute und die nächst interessierten Engländer eine gewaltige Ueberraschung, als an jenem 10. November der deutsche Einschienenwagen vor zahlreichem Publikum seine Fähigkeiten demonstrierte, Rundfahrten ausführte, Fahrgäste aufnahm und mit oder ohne Besatzung vollkommen stabil lief. Mit einem Schlag trat eine völlig neue Erfindung ohne alle Schwächen und Fehler des Anfangs in die Oeffentlichkeit. Nach dem 10. November konnte niemand mehr daran zweifeln, daß auch Deutschland über einen guten Gyrowagen verfüge, während noch 24 Stunden vorher die Existenz selbst eines Versuches auf diesem Gebiet bestritten wurde.

Nachdem nun der deutsche Erfolg zweifellos ist, mag im weiteren die Erfindungsgeschichte des deutschen Wagens im einzelnen gegeben werden. Selbstverständlich ist dieser Wagen nicht von Herrn August Scherl konstruiert worden. Herr August Scherl hat seine Aufgabe und Stellung auf dem Gebiet einer zeitgemäßen Verkehrsreform ja bereits in der Vorrede zu seiner Denkschrift über „ein neues Schnellbahnsystem" genügend klargelegt. Es ist die eines Organisators, welcher der Arbeit die zu erstrebenden Ziele weithin sichtbar aufrichtet, sie konzentriert und in der Richtung dieser Ziele wirken läßt. Bei der Durchdenkung seiner verkehrsreformatorischen Vorschläge kam Herr August Scherl, ausgehend von berechtigten Anforderungen, die man an ein gutes Verkehrswesen stellen muß, zu dem Schluß, daß für die Durchführung eines solchen Verkehrs ein neues besseres Verkehrsmittel, ein neues Fahrzeug geschaffen werden müsse.

Als die Angelegenheit so weit gediehen war, trat eine zweite Person mit an die Lösung des Problems heran, nämlich der Sohn des Herrn August Scherl, Herr Richard Scherl. Er schlug vor, die zweischienige Anlage mit allen ihren technischen und wirtschaftlichen Mängeln zu verlassen und zu einem einschienigen Fahrzeug überzugehen, und zwar zu einem echten Einschienenwagen, der sich in sich selbst so stabilisiert, daß er außer der einen Schiene keinerlei Stützung oder Führung bedarf. Als stabilisierendes Mittel sollte das Gyroskop oder der Kreisel dienen, dessen Verwendung zu solchem Zweck bereits verschiedene Male in der technischen Literatur erwähnt war.

An die Ausführung dieser Idee ging man im Frühjahr des Jahres 1907, bevor noch Brennan mit seinem ersten Modellwagen an die Oeffentlichkeit trat. Denn Herr August Scherl beschränkte sich nun nicht darauf, den Gedanken und die Forderung eines einschienigen Gyrostatenwagens in seine Denkschrift, mit deren Veröffentlichung er sich bereits damals trug, einfach hineinzugeben. Er beschloß vielmehr, diese Idee unter Zuhilfenahme aller Mittel zu realisieren. So wurde denn zwischen den Herren August und Richard Scherl abgemacht, daß der letztere nach Dresden gehen solle. Dort, wo man sehr viel unbeobachteter als in Berlin arbeiten konnte, sollte der einschienige Gyrowagen geschaffen werden.

Von diesem Zeitpunkt ab ruht die Leitung der Erfindung in den Händen des Herrn Richard Scherl. Dieser hatte schon früh eine besondere Vorliebe für Verkehrs- und speziell Bahnwesen gefaßt. Nunmehr machte er sich die Lösung gerade des Problems der Einschienenbahn zur Lebensaufgabe und arbeitete mit unermüdlichem Eifer daran.

Als sein erster und beständiger Helfer, als Mitorganisator sowohl der gesamten Idee wie als umsichtiger Dirigent bei der Durchführung der verschiedensten Aufgaben eines so mannigfaltigen Arbeitskomplexes, wie ihn die Erfindung und Verwirklichung eines Einschienenbahnsystems bedeutet, muß Herr W. Bloßfeldt genannt werden.

Er kam aus der naturwissenschaftlichen Schule Wilhelm Ostwalds und trug von Anfang an mit dafür Sorge, daß die Versuche in logischer Folge geführt wurden. Man sollte erst zur Aufstellung der wesentlichen Prinzipien gehen und nur von da aus die zweckmäßigen Konstruktionen suchen. Im Gegensatz zur empirischen englischen Methode arbeitete man in den Scherlschen Versuchswerkstätten zu Dresden nach der theoretischen und wissenschaftlichen Methode.

Herr Richard Scherl selbst hatte sich durch gründliches und intensives Privatstudium als Physiker und auch Techniker für seine Aufgabe vorgebildet, und im Verfolg der Erfindung entwickelte er nicht nur die nötigen organisatorischen Fähigkeiten, sondern konnte auch im eifrigen inneren Wettbewerb mit seinen Mitarbeitern manches glückliche und bestimmende Einzelstück der Erfindung auf sein Konto bringen. Doch muß es als großes Glück und auch als Erklärung für den überaus raschen Erfolg der gesamten Arbeit angesehen werden, daß es gelang, sofort die rechten Spezialisten auf theoretischem wie praktischem Gebiet zu gewinnen, die sich mit vollstem persönlichem Interesse der Sache annahmen. Ein unerschütterlicher Optimismus und die gleiche reine Entdeckerfreude beseelte, bis hinab zum letzten Mechaniker, die ganze Schar, die ihr Unternehmen mit berechtigtem Stolz und viel persönlichem Opfermut betrieb.

Als erster des Stabes mag der Mathematiker und theoretische Mechaniker Herr Dipl.-Ing. Fröhlich genannt werden, der als Assistent an der Darmstädter und Charlottenburger Technischen Hochschule bereits einen guten Ruf genoß. Herr Fröhlich begann seine Arbeiten mit einem sehr gründlichen Spezialstudium der damals für bestimmte Verhältnisse und insbesondere für praktische Anwendungen noch recht wenig erforschten Eigenschaften des Kreisels. Er schuf erst die mathematisch analytischen Grundlagen, welche die verwickelten mechanischen Bewegungsvorgänge des Kreisels bei seiner praktischen Anwendung klar erfassen. Von ihm wurden ferner die Bedingungen und Formeln aufgestellt, nach denen sich die Vorgänge bei der praktischen Anwendung zuerst qualitativ und später auch quantitativ fixieren lassen. Im Verlauf seiner Arbeiten entdeckte Fröhlich unter anderem innerhalb weniger Monate das Hauptprinzip der Zusatzpräzession, während die englischen Ingenieure zu dem gleichen Resultat auf ihrem empirischen Wege Jahrzehnte benötigten. Interessant ist es nebenbei, daß diese Er-

findung sozusagen in doppelter Besetzung gemacht wurde, daß unabhängig von den Fröhlichschen Berechnungen Herr Richard Scherl selbst auf Grund physikalischer Ueberlegungen gleichzeitig zur Konstatierung dieses wesentlichen Prinzips kam. Zugleich war Fröhlich aber auch der Mann, der aus seinen gewonnenen Prinzipien heraus den konkreten Organismus des Stabilisierungsapparates in allen Einzelgliedern bestimmen und aufbauen konnte. Ein Glanzstück seiner Erfindung ist der Steuerapparat, der die Kreiselschwingungen derart kontinuierlich beeinflußt, daß jede aus dem mechanischen System, d. h. aus dem Wagen oder den schwingenden Gyroskopen durch Schwerkraft, Zentrifugalkraft usw. entnommenen Arbeit in genau dem gleichen Augenblick durch Energiezufuhr von außen wieder ersetzt wird.

Neben dem Theoretiker sei dann der praktische Ingenieur und Konstrukteur Herr Falcke genannt, der für die einzelnen Stücke des Apparates und ihre maschinentechnische Kombinierung die besten Formen in Stahl und Messing finden mußte. Er stand vor Aufgaben, die von allem Hergebrachten weit abwichen. So hatten beispielsweise die schnellsten bis dahin bekannten Elektromotoren 3500 Umdrehungen in der Minute, während es nötig wurde, für den direkten Antrieb der Kreisel Motoren mit 8000 Umdrehungen zu bauen. Und dann gab es wiederum eine ganz neuartige Aufgabe. Jenen Steuerapparat bis in seine Einzelheiten durchzukonstruieren, der die Kreiselschwingungen kontinuierlich beeinflußt. Diese Steuerung stellt wohl eins der schwierigsten konstruktiven Probleme dar, und es wurde in erstaunlich kurzer Zeit gelöst, so gut gelöst, daß der Gyrowagen in seiner heutigen Form auf alle Kräfte prompt und in gewünschter Weise reagiert, sich in jedem Kraftfeld richtig einstellt.

Außer dem technischen Physiker und dem Konstrukteur ist ferner noch Herr Dr.-Ing. Kürth hervorzuheben, gleichfalls ein früherer ausgezeichneter Assistent der Charlottenburger Hochschule, der die Kreiselexperimente gleich zu Beginn mit einem glücklichen Resultat einleitete. In dem Maß, in dem das Unternehmen dann sich ausdehnte, wandte er sich mehr der patentrechtlichen und repräsentativen Seite zu und leistete für das einschienige Bahnsystem als Ganzes wertvolle Dienste.

Neben diesem Stabe von Oberingenieuren ist weiter eine Reihe tüchtiger Unteringenieure und eine Schar geschickter Mechaniker zu nennen, die sich mit liebevoller Hingabe in die neue Materie einarbeiteten und in mustergültiger Form an Schraubstock und Drehbank ausführten, was Rechnung und Zeichnung ergaben.

Unter der stetigen Oberleitung des Herrn Richard Scherl arbeiteten alle hier Genannten zusammen, jeder in seinem scharf umrissenen Ressort, aber die einzelnen Ressorts in ständiger und enger Fühlung. So konnte in zwei Jahren ein großer und imponierender Erfolg erreicht oder, man darf wohl sagen, systematisch erzwungen werden.

Und noch eins sei zum Schluß bemerkt. Alle an dem Unternehmen Beteiligten haben die Pflicht der Verschwiegenheit getreulich gewahrt. Man sagt wohl, daß eine Sache, um die mehr als zwei wissen, kein Geheimnis mehr sei. Hier wußten einige zwanzig darum, und dennoch drang nichts in die Oeffentlichkeit. In verschwiegener Stille konnte die deutsche Erfindung ausgebaut werden, und unvermutet erschien sie technisch vollendet auf dem Plan.

Ein bedrohtes Paradies?

Von Hauptmann a. D. A. Hildebrandt. — Hierzu die Abb. auf S. 2040 u. 2041.

Auf Teneriffa, einer der fünf „Insulae fortunatae" — glücklichen Inseln — der Alten, von der Alexander von Humboldt gesagt hat: „Kein Ort der Welt scheint mir geeigneter, einem schmerzlich ergriffenen Gemüt den Frieden wiederzugeben, als Teneriffa", haben sich an mehreren Stellen neue Krater gebildet, die die verderbenbringende Lava ausspeien. Es heißt, mehrere Orte der Westküste seien schwer bedroht, und Dampfer würden an der Küste bereitgestellt, um die Einwohner gegebenenfalls rechtzeitig in Sicherheit zu bringen; eine große Panik habe sich auf der ganzen Insel verbreitet, und die Fremden verließen in eiliger Flucht die Insel.

Als einer der Teilnehmer der Expedition, die im Frühjahr auf Teneriffa weilten, um dort in den hochgelegenen Cañadas den Grundstein zu einem von Geheimrat Hergesell und Professor Pannwitz ins Leben gerufenen, jetzt von der spanischen Regierung ausgebauten aerologischen und medizinisch-biologischen Observatorium zu legen, habe ich die unvergleichlichen Schönheiten Teneriffas kennen gelernt und kann den ungeheuren Verlust verstehen, den die Welt durch Zerstörung der Insel erleiden würde.

Tenerife, wie die spanische Provinz, nicht Kolonie, offiziell heißt, hat die Gestalt eines gleichschenkligen Dreiecks, dessen verhältnismäßig kurze Basis im Südwesten liegt. Sie gehört zu den sieben Kanarischen Inseln, die ihren Urspung der vulkanischen Tätigkeit verdanken, deren Hauptherd in der mittleren Insel Teneriffa sich befand. Bei dieser nimmt man an, daß durch vulkanische Kräfte zuerst drei kleine Inseln aus dem Meer emporgestiegen sind, zwischen die sich im Laufe von Jahrtausenden die Lavamassen aufgetürmt haben. Allmählich ist die Lava weiter aufgeschichtet und bildet den etwa 1100 Meter hohen Rücken des Cumbre-Gebirges. Am Westrand desselben enstand sodann ein gewaltiger Vulkan, der die glühende Lava im Kreis um sich bis zu 2200 Meter Höhe aufschüttete. Später bildete sich eine Einsenkung am inneren Rande des Kreises, die der Formation die Gestalt eines Zirkus gab, in dessen Mitte mehrere Vulkane ihre Tätigkeit fortsetzten. Der gewaltigste derselben ist der Pik de Teyde gewesen, der im westlichsten Teile des Zirkus, den Cañadas, einen 3500 Meter hohen Lava- und Aschenkegel bildete. In einer dritten Ausbruchsperiode hob sich sodann der höchste Kegel heraus, der etwa 3730 hohe Pik. Der letzte große Ausbruch hat 1704 stattgefunden; Auswürfe erfolgten dann noch bis 1798. Gegen 300 Kilometer weit ist der gewaltige, schön geformte Pik sichtbar, somit eine wertvolle Landmarke für die Seefahrer bildend.

Hochinteressant sind die Cañadas — Furchen oder Rillen — oder Zirkus genannt. Diese ziehen sich etwa 3—500 Meter unterhalb des Randgebirges entlang,



nach Orotava zu einen offenen Kreis von 30 Kilometer Umfang bildend. Der Pik de Teyde — Berg der Hölle — war der gewaltigste Krater. Von ihm oder von der leichter erreichbaren, etwa 430 Meter tiefer gelegenen Alta Vista aus blickt man auf viele erloschene kleinere Krater hinab. Gewaltiges Lavageröll, riesige Bimsstein- und Aschenfelder fesseln das Auge. Der Pik ist von Obsidianen und Bimssteinen umgeben. Unmittelbar an seinem Fuße zieht sich ein heller Bimssteinberg hin, der „Montana Blanca". Gewaltige, bis zu 15 Meter Höhe aufragende, schwarze Steinblöcke bedecken vereinzelt das Feld, sich scharf von dem hellen Untergrund abhebend. Diese Wüste ist aber nicht ohne Vegetation, überall trifft unser Blick auf mannshohe Retamabüsche, eine Art von Ginster, der die in den Regionen unterhalb wachsenden, mehrere Meter hohen, weiß blühenden Erikasträucher abgelöst hat. Im westlichen Teil dieser Cañadas sind die jüngsten Ausbrüche erfolgt, und die Lava hat sich einen Weg durch die hier das Randgebirge durchschneidenden „Bocas" gebahnt. Es heißt, daß der Strom etwa vier Meter Dicke habe und fünf- bis zehnmal so breit sei.

Von einer großen Gefahr für viele Dörfer kann absolut nicht die Rede sein. Man darf sich nicht etwa das Bild anderer Vulkane, wie beispielsweise des Vesuvs, vor Augen stellen. Es ist nicht möglich, daß die Lava über das hohe Randgebirge der Cañadas hinausfließen kann. Das Gelände hat eine so riesige Ausdehnung, daß so viel Lavamasse darin Platz hat, wie noch nie bei vulkanischen Ausbrüchen ausgeflossen ist. Ganz ausgeschlossen ist es, daß etwa die Hafenstadt Santa Cruz gefährdet ist. Sie liegt 55 Kilometer von der Ausbruchstelle entfernt. Der ganze Fremdenverkehr der Insel hat sich zur Nordseite der Küste bei Puerto Orotava hingezogen. Dieses liegt an der entgegengesetzten Seite der neuen, sehr kleinen Krater, und auch wenn ein weiterer Krater in den Cañadas nach dieser Seite hin entstehen sollte, so würde die Lava eine natürliche Rinne, „Barranco" genannt, vorfinden, in der sie ins Meer fließen könnte. Wenn vielfach angegeben ist, der Pik de Teyde, also die höchste Spitze selbst, habe wieder Lava ausgestoßen, so ist dies unzutreffend.

Höchstens zehn Kilometer von den neuen Ausbruchstellen liegt das neu gegründete Observatorium, wo augenblicklich außer dem spanischen Beobachter auch der Assistent von Professor Hergesell Dr. Wenger weilt. Schon am Sonnabend, dem 20. November, haben die Aerologen die neuen Krater besucht, da dies völlig gefahrlos ist.

Der Pik hat allerdings niemals aufgehört, sichtbare Zeichen seiner ehemaligen Tätigkeit zu geben. Im Frühjahr konnten wir feststellen, wie aus den verschiedensten Spalten die Dämpfe emporstiegen. Erweiterte man die Ritzen, so konnte man die warmen, fast heiß zu nennenden Schwefelgebilde von dem Bimsstein abheben. Die eigentliche Krateröffnung ist schneeweiß vom Bimsstein und hat einen Durchmesser von nur 100 Meter.

Es ist ein Glück, daß uns dieses Paradies für Reisen nicht verloren geht. Es birgt der Naturschönheiten so viele wie wenige andere Orte. Ganz hervorragend schön ist die Pflanzenwelt auf Teneriffa. Da die Insel völlig vulkanischen Ursprungs ist, so müssen alle Organismen lediglich durch Meeresströmungen, Winde und Vögel oder durch Schiffe dorthin gebracht sein. Namentlich der Wind muß eine große Rolle gespielt haben, was daraus hervorgeht, daß die hier vorkommenden Pflanzen größtenteils solche sind, die auch die Mittelmeerländer und Nordafrika aufzuweisen haben, aus welchen Himmelsrichtungen der so beständige Passat weht.

An größeren Tieren weist die Insel nur solche auf, die von Menschen eingeführt sind, dagegen ist sie reich an Vögeln und Insekten, die leichter den vulkanischen Archipel erreichen konnten. Am bekanntesten ist der Kanarienvogel, der in Freiheit lebt und hier ein graugrünes, unserm Sperling ähnliches Gefieder aufweist. Schlangen und andere schädliche Tiere gibt es gar nicht.

Das Klima ist ein ungemein mildes und angenehmes. Auf der Nordseite bleibt auch im heißesten Sommer dank der über das Meer kommenden Passate die Temperatur erträglich. Vor zu starke Sonnenstrahlung schützt eine eigenartige Erscheinung. Der feuchte Wind wird an den steilen Gebirgen der Nordseite zum Aufsteigen gezwungen, und bald bilden sich Wolken, die sich von etwa zehn Uhr vormittags bis vier Uhr nachmittags mit großer Regelmäßigkeit um den Pik legen, auf diese Weise einen natürlichen Sonnenschirm bildend. Schwüle tritt dabei nicht ein, weil das Meer seine kühlende Wirkung ausübt. Am kühlsten sind Januar und Februar mit + 17 Grad Celsius. Da auch die Temperatur des Meerwassers dank des wärmenden Einflusses des Golfstroms nie unter 17 Grad Celsius herabsinkt, so kann man hier Winter wie Sommer im Freien seine Meerbäder nehmen.

Eine eigenartige Erscheinung konnten wir im März über mehrere Stunden hindurch beobachten. Um den Pik herum legte sich in mäßigem Bogen ein sogenannter Wolkenkragen, der ebenfalls durch aufsteigende Luftströme gebildet wird. Die weitere Ausdehnung der Wolkenmassen wird durch die andauernde Trockenheit verhindert, die in den Cañadas herrscht. Hier kommen wir auf eine Haupteigentümlichkeit klimatischer Natur auf Teneriffa. Die insulare Lage deutet auf große Feuchtigkeit hin, während im März im Zirkus beispielsweise nur 20 v. H. Feuchtigkeit festgestellt wurde. Es ist unzweifelhaft, daß die trockene Luft aus dem tropischen Afrika hergeführt wird und sich über den Kanarischen Inseln aus großen Höhen herabsenkt. Als Professor Hergesell und Verfasser von der 3300 Meter hoch gelegenen Alta Vista am Fuß des Piks Pilotballons steigen ließen, gingen diese zunächst mit dem absteigenden Luftstrom viele hundert Meter abwärts, ehe sie ihrem „Auftrieb" zufolge in die Höhe stiegen. Es ist ein eigenartiges Bild, wenn man sich in den Cañadas rings von dichten Wolken umgeben sieht, deren Fetzen aber nicht über das Randgebirge des Zirkus zu dringen vermögen, da die ungemein große Trockenheit sie sofort auflöst.

Daß diese Trockenheit in vielen Fällen auf einen kranken menschlichen Organismus sehr wohltuende Wirkung ausübt, ist erwiesen.

Der jetzt schon erfolgte Besuch der neuen Krater hat die völlige Gefahrlosigkeit ergeben; im Gegenteil, die Insel ist um eine interessante Sehenswürdigkeit reicher, und man möge sich von dem Besuch dieses Paradieses durch die beunruhigenden Nachrichten ebensowenig abhalten lassen wie etwa vom Besuch Neapels. In Teneriffa ist eine Gefahr in viel weitere Ferne gerückt als in Neapel.

Neue Fontanebriefe.

Den vor wenigen Jahren erschienenen Briefen Fontanes an seine Familienmitglieder folgt jetzt eine weitere Briefsammlung, die eine Auslese aus den zahlreichen, an Freunde und Berufsgenossen gerichteten Schreiben des verstorbenen Dichters gibt: „Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung“, herausgegeben von Paul Schlenther und Otto Pniower (Berlin-Dahlem, Verlag von F. Fontane & Co.). Der erste Band ist soeben zur Ausgabe gelangt und enthält Briefe aus den Jahren 1846 bis 1879. In diese Zeit fällt auch eine italienische Reise Fontanes, und die von Italien aus geschriebenen Briefe werden das besondere Interesse aller seiner Verehrer erregen. Wie prächtig ist z. B. seine Beurteilung Venedigs in dem an Karl und Emilie Zöllner gerichteten Brief vom 10. Oktober 1874:

Venedig ist interessant von Schritt zu Schritt, landschaftlich zauberhaft, poetisch durch und durch; aber es repräsentiert doch nicht die Form der Schönheit, die ich dauernd vor Augen haben möchte. Dazu ist mir, rund herausgesagt, die ganze Geschichte doch zu schmutzig. Sie bedarf des Mondlichts, bei dem man nur halb sieht. Sie bedarf der Verschleierungen, um immer wieder zu entzücken. Bei hellem Tageslicht genießt man den Canal grande, den Rialto und nun gar das Gewirr der Gassen und kleinen Kanäle mit sehr gemischten Empfindungen. Es ist eine Touristenstadt, eine Stadt zum Sehen, auch zum Bewundern, aber nicht zum Wohnen ... Das Leben stellt vielfach andere Forderungen als die Kunst, und Individuen wie Staaten gehen zugrunde, die dies übersehen. Wem diese Wahrheit zu Fleisch und Blut geworden ist, der wird auf Venedig blicken, wie ich noch in der letzten Stunde auf ein wunderschönes Frauenzimmer blickte, die aus dem zweiten Stock eines halbverfallenen Hauses träumerisch-faul mit tief und dumm schmachtendem Auge uns nachsah, als unsere Gondel an den Wasserstiegen des schmalen Kanals vorüberfuhr. Sie war so schön, wie ich selten Weiber gesehen habe, und das halbgekräuselte schwarze Haar lag wie eine Mähne um sie her, mit den Spitzen nach vorn hin über die halb entblößte Brust fallend: ich werde den Anblick nie vergessen. Aber sie war ungewaschen und ungekämmt und nach meinem Gefühl, so wenig sie persönlich innerhalb der idealen Liebe zu stehen schien, doch nur für eine solche geeignet. Ein Wesen, nur mit dem Auge zu genießen; mit ihr zu leben — ein Gedanke, nicht ausgedacht zu werden! So auch die Stadt selbst. Diese schöne, schwarzhaarige Schwester Struwwelpeters, die seifenintakt auf einen gondelbefahrenen Rinnstein niedersah, war mir wie das Bild Venezias selbst erschienen.

Eine glänzende Ausnahme macht der Markusplatz und die an ihn grenzende Piazetta. Hier ist nicht nur alles interessant, malerisch, poetisch. Hier ist auch alles in jedem Sinne schön, und es bedarf keiner romantischen Prise Schnupftabaks, um uns die Augen übergehen zu machen. Es verlohnt sich, tausend Meilen zu reisen, um dies eine Stunde zu sehen. Es ist ganz einzig, ebenso im einzelnen wie im ganzen. Ich finde nichts lächerlicher als ein Herumkritisieren an Bauwerken wie der Markuskirche und dem Dogenpalast. Sint ut sunt aut non sint. In mehreren Reisebüchern fand ich die Markuskirche als einen „schwülstigen Bau“ charakterisiert. Man muß ein unendlicher Lederschneider sein, um so was Dummes und Kleines sagen zu können. Leider reicht auch Schulfuchserei und Doktrinarismus zu solcher Dummheit gerade aus.

Der dem ersten Band in Bälde folgende zweite Band bringt Briefe aus der Zeit von 1880 bis zum Todesjahr 1898. Der Liebenswürdigkeit der Verlagshandlung verdanken wir nachstehende Auszüge aus dem reichen Inhalt dieses zweiten Bandes, der ebenso wie die andern Briefbände in höchstem Maße das große Briefschreibetalent des Dichters offenbart:

An Detlev v. Liliencron.

Wernigerode, d. 11. September 1880.

Verzeihung, daß ich Ihre freundlichen Zeilen erst so spät beantworte. Ich hatte mich in dieses Harztal zurückgezogen, um meine Arbeit zu beenden, und wollte mich dabei nicht gern unterbrechen, am wenigsten durch Verselesen, was, nach meinem Dafürhalten, nicht die leichteste, sondern umgekehrt, eine allerschwerste Lektüre ist.

Heute habe ich die Durchsicht nun beendet und eile, Ihnen ein paar Worte zu sagen. Das Deskriptive scheint mir Ihr Gebiet und innerhalb des Deskriptiven wieder jene höhere Gattung, die nicht bloß ganz allgemein das Lebenswahre, sondern ganz speziell das Charakteristische gibt. Bismarck sagt einmal in einem seiner Briefe: „Die Kunst landschaftlicher Schilderung besteht nicht darin, eine ganze Landschaft getreulich abzumalen, sondern vielmehr darin, den einen Punkt zu entdecken, wodurch sich diese Landschaft von jeder andern unterscheidet.“ Dies ist wundervoll wahr und beschränkt sich nicht bloß auf Landschaften, sondern auf jede gegebene Situation.

An Karl Zöllner.

Wernigerode, d. 13. Juli 1881.

Die vier Richard Wagnerschen Textbücher habe ich im Waldkater am Fuße des Hexentanzplatzes durchgelesen ...

Was er gewollt hat, ist über die Banalität eines gewöhnlichen Operntextes hoch erhaben. Ueberall erkennt man den Mann von Geist und poetischer Mit- und Anempfindung. Ueberall möcht er philosophisch das Welträtsel lösen oder doch das Wort sprechen, das uns dieser Lösung näher führt, und überall zeigt sich ein ordnender Geist, dem die Kunst der Komposition kein leerer Wahn ist ... Dazu behandelt er Vers und Sprache, wenigstens gelegentlich, mit wirklicher Meisterschaft und erzielt mitunter große Detailwirkungen durch Impromptus und eine glänzende Behandlung der Antithese.

Und doch!

Ueber die furchtbare Menge der Quasseleien, Albernheiten, Unverständlichkeiten und Geschmacksverirrungen geh ich hin, ebenso über den totalen Mangel an Witz und Humor, trotzdem sich dieser letztere Mangel dadurch so fühlbar macht, daß Wagner beständig Anläufe nimmt, witzig und humoristisch sein zu wollen. Ich geh über all dies hin, einerseits, weil es durch gelungene Details einigermaßen balanciert wird, andrerseits, weil ich deutlich fühle, daß es mir hinschwinden oder als ganz bedeutungslos erscheinen würde, wenn ihm zweierlei geglückt wäre, einmal während des Lesens mich in die Aethersphäre der Kunst zu erheben und zweitens nach dem Lesen mir das Gefühl zu hinterlassen: die gestellte große Aufgabe wurde gelöst; das vorgesteckte und, wie ich zugestehe, auch im Auge behaltene Ziel wurde erreicht.

Aber beides ist ihm in einem eminenten Grade nicht geglückt.

Von „Aether“ ist keine Rede. Ueberall zappeln die niedrigsten Triebe, die kommissesten Gemeinheiten, wie sie nur „Götter“ leisten können, um mich herum, allerniedrigste Triebe, die dadurch so widerwärtig wirken, daß man Richard Wagner immer persönlich mitzappeln sieht. Der Sanspareil in dieser Genossenschaft ist immer er, und so wird das objektiv schon Häßliche durch das subjektive Mitengagiertsein des Dichters noch viel, viel häßlicher.

Und nun das große Ziel, das Welträtsel und das erlösende Wort, worauf läuft es hinaus? Auf Richard Lucaes so gern zitiertes Wort: „Vater, koof mir 'nen Appel“. Ja, leider noch nicht mal auf diesen Satz, der wenigstens an schöner Klarheit nichts zu wünschen übrigläßt. Bei Wagner liegt es aber so, daß man nicht recht weiß, ob er nicht statt des „Appels“ doch eigentlich einen sauren Hering meint. Er ist, aller glänzenden Rekapitulationen unerachtet, doch in einer totalen Konfusion steckengeblieben; deshalb steckengeblieben, weil er sich eine Aufgabe stellte, die entweder überhaupt nicht zu lösen war, oder für die wenigstens seine Kräfte, so respektabel sie an und für sich waren, nicht ausreichten.

Und welches war nun diese Aufgabe? Die Verschmelzung zweier Sagen oder Fundamentalsätze, von denen jeder einzelne gerade Schwierigkeiten genug bot. Erster Fundamentalsatz: An der Gier, an dem rücksichtslosen Verlangen hängt die Sünde, das Leid, der Tod. Wer den Goldring der Nibelungen hat, hat ihn immer nur zum Unheil und Verderben. Zweiter Fundamentalsatz: Die Götter sind gebunden und regieren nur durch Vertrag. Auch dem Himmel kann gekündigt werden. Wächst der Mensch, so sinken die Götter; der eigentliche Weltenherrscher ist der freie Geist und die Liebe.

Ich habe gegen beide Sätze nichts einzuwenden, aber wenn man sie des Schwulstes und der Dunkelheit entkleidet, worin



sie sich bei Wagner geben, so bleiben zwei ganz gewöhnliche Sätze übrig. Satz 1 ist die alte Evageschichte, sündiges Verlangen und die bekannten Konsequenzen. Satz 2 hat durch Feuerbach einen viel prägnanteren und viel geistreicheren Ausdruck empfangen: „Ob Gott die Menschen schuf, ist fraglich; daß sich die Menschen ihren Gott geschaffen, ist gewiß."

So denn noch einmal, die beiden Sätze, mit denen Wagner operiert, sind zwar keineswegs neu, aber doch durchaus akzeptabel. Unakzeptabel wurden sie erst durch ihre Verschmelzung. Hätt es Wagnern beliebt, seine vier Operntexte auf den einen oder andern dieser beiden Sätze zu stellen, besonders auf den ersteren, der mir der geeignetere scheint, so, glaub ich, wär er bei seinem großen Talent der Mann gewesen, die Sache siegreich durchzuführen. An der gleichzeitig und nebeneinander zu lösenden Doppelaufgabe aber ist er gescheitert und hat seinem Leser als letztes Angebinde nichts weiter hinterlassen als Kopfweh und Verwirrung und Unbefriedigtsein.

An Mathilde v. Rohr.

Wernigerode, d. 25. August 1881.

Es gibt heutzutage keine bloßen „Talente" mehr. Zum wenigsten bedeuten sie nichts, gar nichts. Wer heutzutage eine Kunst wirklich und in ihr was leisten will, muß natürlich vor allem auch Talent, gleich hinterher aber Bildung, Einsicht, Geschmack und eisernen Fleiß haben. Zum künstlerischen Fleiß aber gehört etwas andres als Massenproduktion. Storm, der zu einem kleinen lyrischen Gedicht mehr Zeit brauchte als Brachvogel zu einem dreibändigen Roman, ist zwar mehr spazierengegangen als der letztere, hat aber als Künstler doch einen hundertfach überlegenen Fleiß gezeigt. Der gewöhnliche Mensch schreibt massenhaft hin, was ihm gerad in den Sinn kommt, der Künstler, der echte Dichter, sucht oft vierzehn Tage lang nach einem Wort.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 1. November 1881.

Ihre heutige freundliche Zuschickung läßt mich aufs neue bitten, es entschuldigen zu wollen, daß ich noch immer nicht in der Behrenstraße war. Ich sitz aber noch in einem „Schlußwort"*) drin, das zu schreiben nicht leicht ist, weil ich sozusagen die ganze Provinz darin Revue passieren lasse, zum wenigsten ihren Adel und ihre Pastoren. Einen gewissen Mittelkurs zwischen Freisinnigkeit und Verbindlichkeit, zwischen Anerkennung des persönlichen und gesellschaftlichen und Anzweiflung des politischen Menschen in unserm Landadel innezuhalten, war ein Eiertanz, den ich nicht alle Tage tanzen möchte. Täusch ich mich nicht, so ist es mir aber endlich geglückt, und zwar einfach deshalb, weil diese Mischempfindung wirklich in mir lebendig ist. Die Kerle sind unausstehlich und reizend zugleich.

Berlin, d. 13. Juli 1884.

Gott, was ist Glück! Eine Grießsuppe, eine Schlafstelle und keine körperlichen Schmerzen — das ist schon viel.

An Georg Friedländer.

Berlin, d. 21. Dezember 1884.

Als Regel steht es mir fest, die große Stadt macht quick, flink, gewandt, aber sie verflucht und nimmt jedem, der nicht in Zurückgezogenheit in ihr lebt, jede höhere Produktionsfähigkeit. Die große Stadt hat nicht Zeit zum Denken, und, was noch schlimmer ist, sie hat auch nicht Zeit zum Glück. Was sie hundertfältig schafft, ist nur die „Jagd nach dem Glück", die gleichbedeutend ist mit Unglück.

An Friedrich Stephany.

Seebad Rüdersdorf, d. 16. Juli 1887.

Seien Sie schönstens bedankt für Ihren Brief und die erste Kritik über „Irrungen, Wirrungen". Ich kann nur sagen, ich wünsche von Herzen, daß die Kritiken, die folgen werden, nicht unfreundlicher ausfallen mögen. Ja, Sie haben es vorzüglich getroffen: „Die Sitte gilt und muß gelten." Aber daß sie's muß, ist mitunter hart. Und weil es so ist, wie es ist, ist es am besten, man bleibt davon und rührt nicht dran. Wer dies Stück Erb- und Lebensweisheit mißachtet — von Moral spreche ich nicht gern; Max Ring spricht immer von Ehre — der hat „einen Knax fürs Leben weg". Ja, das wär es ungefähr.

Wenn ich Tugendphilister dergleichen schreiben konnte, so ist das die ewig alte Geschichte: Rotköppe mit Sommersprossen und einer riesigen Strupsstulle im Maul verschlingen Heldengeschichten, und Leute, die keine Fliege an der Wand töten können, sind literarisch von einer Beilfertigkeit, um die sie Krauts beneiden könnte. So bin ich zum Schilderer der Demimondeschaft geworden. Ich hab es durch Intuition, um nicht blasphemistisch zu sagen „von oben". Schließlich ist es aber nicht so wunderbar damit. Erstlich hat man doch auch in grauer Vergangenheit in dieser Welt 'rumgeschnüffelt, und zweitens und hauptsächlichst, alles, was wir wissen, wissen wir überhaupt mehr historisch als aus persönlichem Erlebnis. Der „Bericht" ist beinahe alles. Alles ist Akten- oder Buch- oder Zeitungswissen, auch in den intimsten Farben. Ich bilde mir ein, über den alten Fritzen ein Essay aus dem Stegreif schreiben zu können, und manche sollen wirken, als ob ich bei Kunnersdorf oder Torgau oder auf der Terrasse von Sanssouci mit dabei gewesen wäre. Ich war aber glücklicherweise nicht mit dabei, sonst wäre ich längst tot, und der Mensch ist nun doch mal dumm genug, leben zu wollen.

*) Wanderungen 4, S. 449 ff.

Unsere Bilder

Der König von Portugal in England. (Abb. S. 2039.) Dom Manuel hat den engbefreundeten englischen Hof besucht. Während seines Aufenthaltes in Windsor wurden dem König die üblichen Ehren in reichstem Maße zuteil.

Björnstjerne Björnson. (Abb. S. 2037.) Die Gebildeten der ganzen Welt blicken mit Ehrfurcht und Teilnahme auf das Krankenlager Björnstjerne Björnsons, der seit einigen Tagen schwer krank daniederliegt. Der Tod Björnsons würde nicht nur für Norwegen, sondern auch für das internationale Geistesleben einen schweren Schlag bedeuten.

Der erste Schneesturm dieses Winters (Abb. S. 2044) hat in Deutschland Verwüstungen angerichtet, wie man sie dem Novemberschnee sonst nicht zuzutrauen pflegt. Auch die Fahrt des Lenkballons „Parseval III" (Abb. S. 2042) hatte unter dem Wetter zu leiden.

Der Abschied des Kommandeurs Oliphant von seinen Getreuen. (Abb. S. 2044.) General Booth hat die bisherigen Leiter der deutschen Streitkräfte der Heilsarmee, Kommandeur Elwin Oliphant und seine Gattin, nach der Schweiz versetzt. Das Ehepaar verabschiedete sich von der Berliner Heilsarmee in zwei großen Versammlungen.

Das neue sächsische Landtagspräsidium (Abb. S. 2038). Zum Ersten Präsidenten wurde der Nationalliberale Dr. Vogel gewählt. Sein konservativer Gegenkandidat Hofrat Opitz mußte sich mit dem Amt des Vizepräsidenten begnügen. Zum Zweiten Vizepräsidenten wurde der Abgeordnete Bär gewählt.

Englische Künstler in Berlin (Abb. S. 2043). Im Neuen Kgl. Operntheater in Berlin gastiert in diesen Tagen eine interessante englische Theatertruppe, die von dem Künstlerehepaar Gerald Lawrence und Fay Davis geleitet wird.

Personalien. Das Leichenbegängnis des Fürsten Ito (Abb. S. 2043) wurde in Tokio nach altjapanischer Sitte mit großem Pomp begangen. — Unter den englischen Politikern erregt gegenwärtig Lord Lansdowne (Abb. S. 2038) das größte Interesse, da er den Antrag gestellt hat, das Oberhaus möge das vom Unterhaus genehmigte Budget ablehnen. — Der Präsident der Republik Nikaragua (Abb. S. 2038), General Santos Zelaya, macht augenblicklich von sich reden, da er bei seinem Versuch, einen Aufstand zu unterdrücken, etwas zu energisch vorgegangen ist: er hat Bürger des mächtigen nordamerikanischen Freistaates erschießen lassen. — Der neue Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses Alexander Gaal (Abb. S. 2038) ist ein enger Parteifreund des Handelsministers Kossuth und hat dessen Sezession aus der Unabhängigkeitspartei mitgemacht. — Peter Severin Kroyer (Abb. S. 2044), der bedeutendste zeitgenössische Maler Dänemarks, ist dieser Tage, erst 58 Jahre alt, in seiner Villa in Skagen verschieden.

Die Toten der Woche

Peter Severin Kroyer, bekannter dänischer Maler, † in Skagen am 21. Nov. im Alter von 58 Jahren (Portr. S. 2074).

Admiral Gustav Freiher von Senden-Bibran, ehem. Chef des Marinekabinetts, † in Berlin am 23. November im Alter von 62 Jahren.

Professor Otto Ludvik Sinding, bekannter norwegischer Maler, † in München im 67. Lebensjahr.

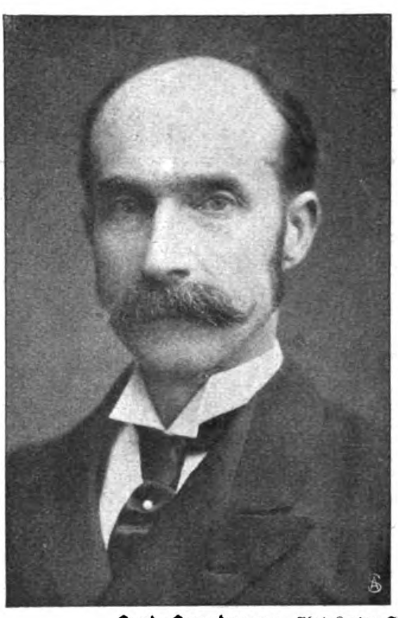


Bilder vom Tage

Björnstjerne Björnson, Norwegens großer Dichter und Volksmann.



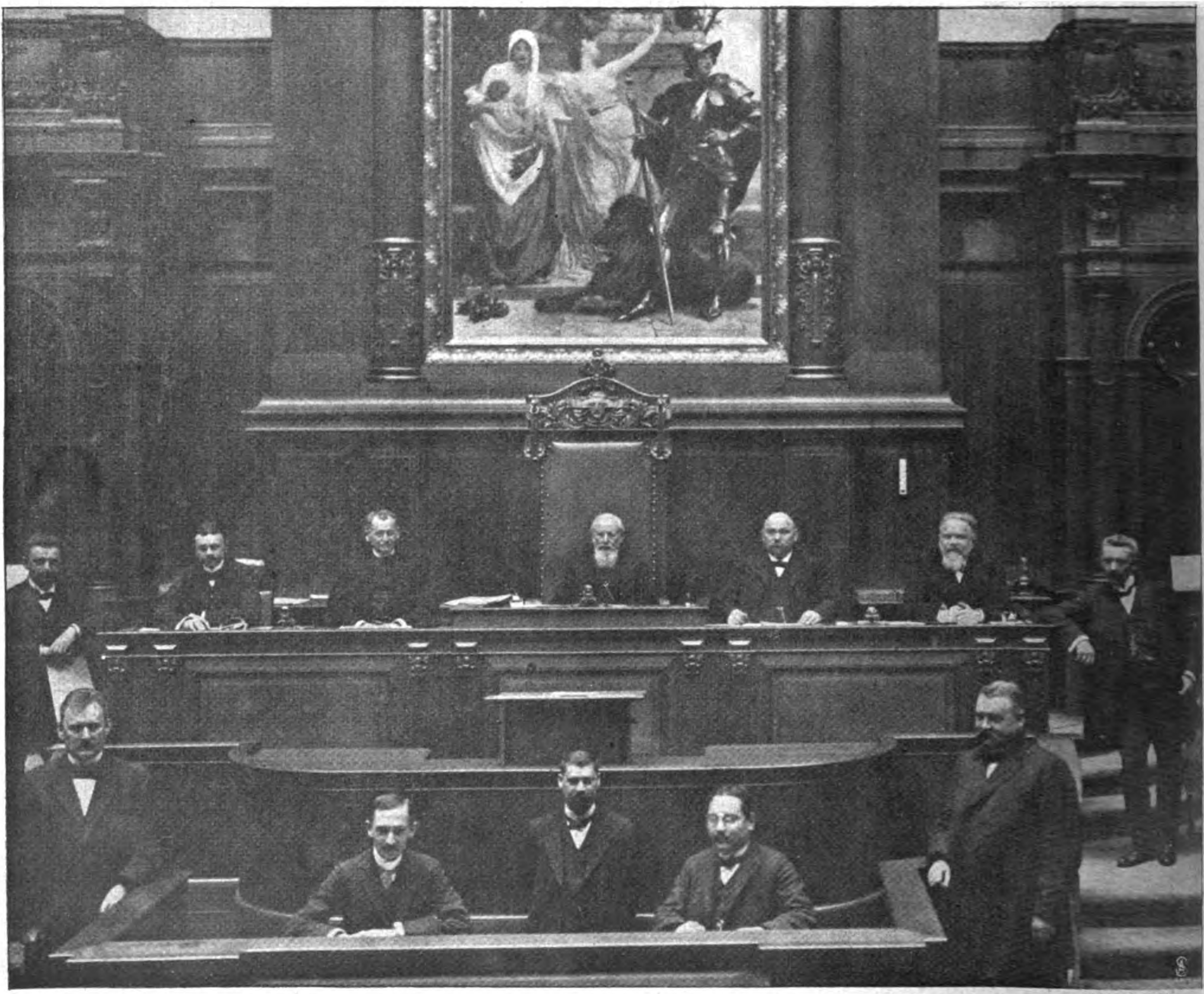
Präsident Santos Zelaya.
Zum Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und Nikaragua.



Lord Lansdowne. Phot. London Stereoscopic Co.
der Wortführer der Opposition gegen die englische Finanzreformvorlage.



Alex Gaal, Phot. Erdélyi.
der neue Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses.



Phot. H. Böhr.

Von links nach rechts (obere Reihe): Abg. Hartmann, stellv. Sekretär. Abg. Dr. Schanz, II. Sekretär Vizepräsident Opitz. Präsident Dr. Vogel Vizepräsident Bär. Abg. Anders, I. Sekretär. Abg. Dr. Roth, stellv. Sekretär. Untere Reihe: Bureaudirektor Krauß. Ref. Blauert, Stenograph. Prof. Dr. Fuchs, Redakteur der Landtagsmitteilungen. Assessor Dr. Schramm, Stenograph. Oberregierungsrat Dr. Clemens, Vorsteher des Stenograph. Landesamts.

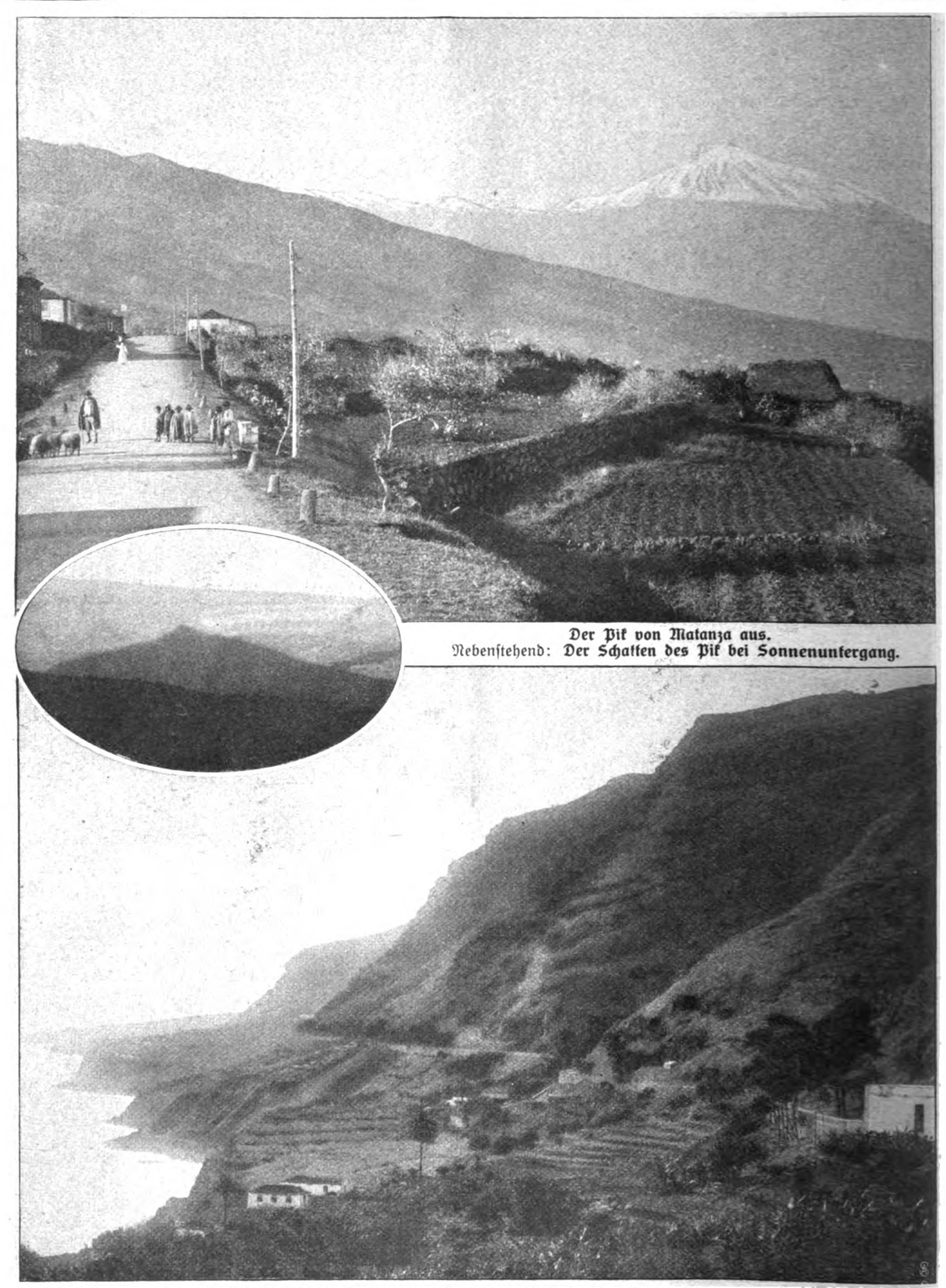
Das neue Präsidium der Zweiten Kammer des Königreichs Sachsen.



Phot. Worlds Graphic Preß.

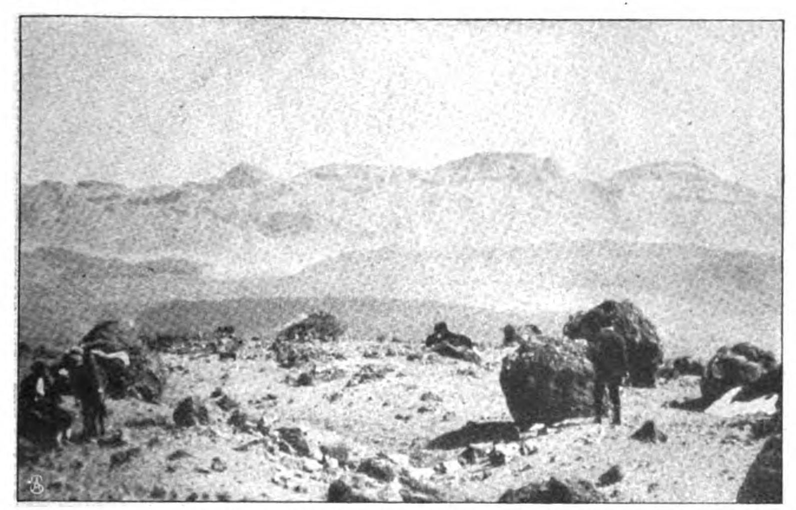
König Manuel und König Eduard auf dem Weg zur Jagd im Windsorpark.

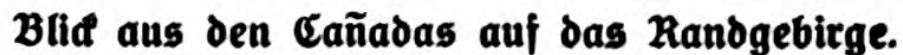
Der Besuch des Königs von Portugal in England.



Der Pik von Matanza aus.
Nebenstehend: Der Schatten des Pik bei Sonnenuntergang.

Die Straße von Orotava nach Icod los Vinos an der Meeresküste.
Zu den vulkanischen Ausbrüchen auf Teneriffa





Blick aus den Cañadas auf das Randgebirge.

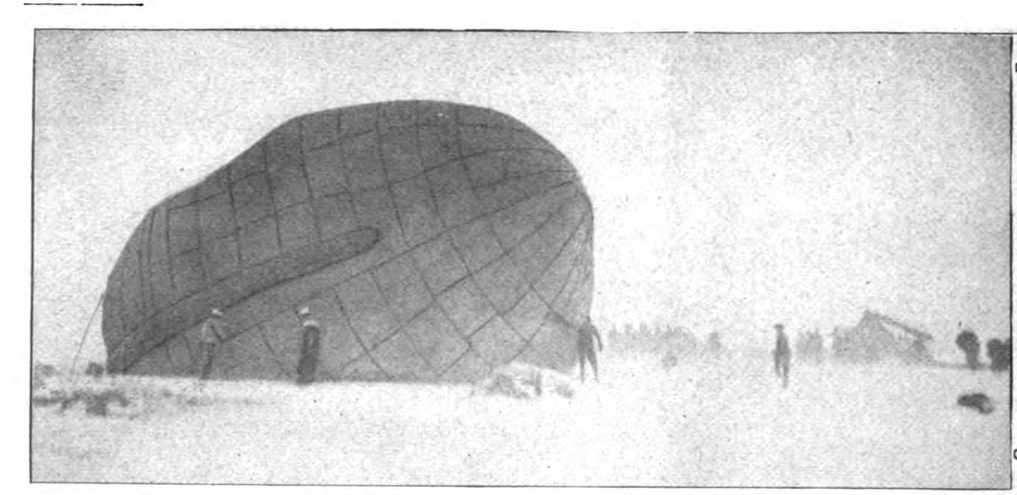


Auf dem Gipfel des Pik de Teyde.

Zu den vulkanischen Ausbrüchen auf Teneriffa: Wolkenkragen über dem Pik.

Hierzu der Aufsatz von Hauptmann a. D. A. Hildebrandt: „Ein bedrohtes Paradies?“

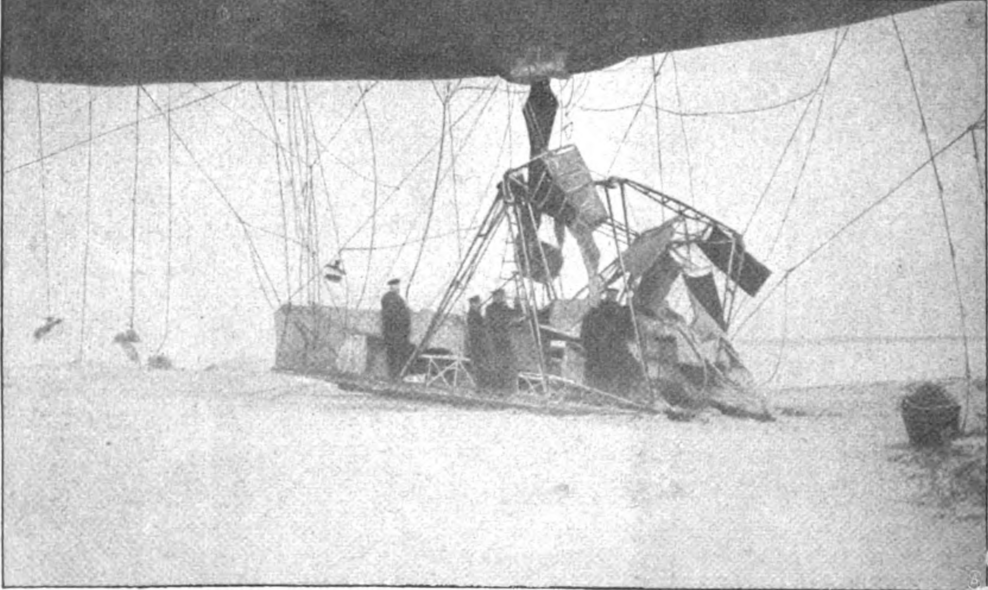




„Parseval III“ im Kampf mit dem Schneesturm:

Landung in Gotha auf der Fahrt von Leichlingen nach Bitterfeld.



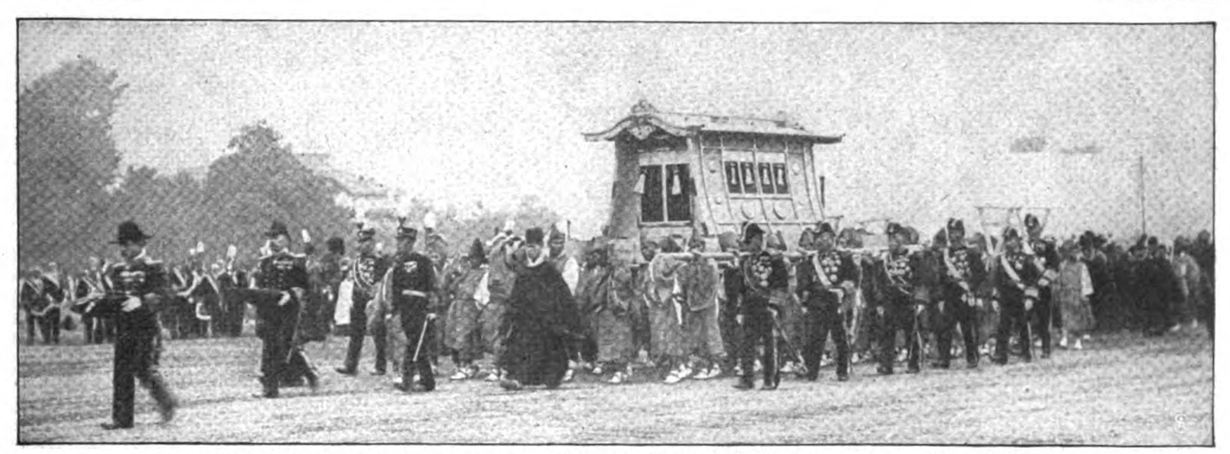


Oberes Bild: **Die Entleerung der Ballonhülle zur Weiterbeförderung mit der Bahn.**

In der Mitte: **Der Luftschiffhafen bei Gotha.**

Nebenstehend: **Die vom Schneesturm bedrohte Gondel wird im Hafen verankert.**

Phot. E. W. Rothe.

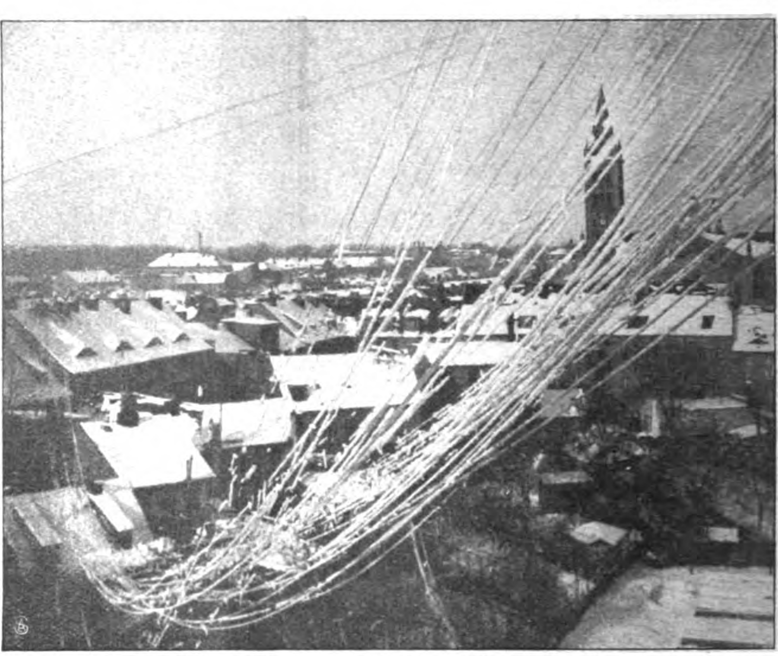


Trauerfeier für einen großen Staatsdiener in Tokio: Die Beisetzung des Fürsten Ito.

Mr. Gerald Lawrence und Miß Fay Davis geben ein Shakespearegastspiel im Neuen Kgl. Operntheater.
Englische Schauspielkunst in Berlin. — Spezialaufnahme für die „Woche".



Peter Severin Kroyer †
Der bekannte dänische Maler.



Vom Niedergang gewaltiger Schneemassen Phot. v. Gössfeln.
Ein typisches Bild: Verkehrsstörung auf dem Telegraphenamt in Potsdam.



Abschiedsfeier für den Kommandeur der Heilsarmee in Deutschland Elwin Oliphant (×) im Zirkus Busch in Berlin.
Spezialaufnahme für die „Woche"

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

17. Fortsetzung.

Zwei junge Geschäftsdamen hatten den ganzen Vormittag mit dem Aufbau der Ausstattung zu tun, der in den zwei großen Salons stattfand. Sie sagten selbst: „... wie für eine Prinzessin!"

Kari bewegte sich mit unbeschreiblicher Sicherheit in diesem Gewoge von Spitzen, Seidenroben, Pelzen. Er half mitarrangieren, entwickelte sehr viel Geschmack, bauschte die Falten und Draperien mit der Fertigkeit eines Dekorateurs, rückte die Puppen mit den kostbaren Toiletten in die richtige Stellung, ließ die Blumen nach seiner Anordnung verteilen, legte die Wiener Geschenke aus, all die tausend köstlichen Kleinigkeiten einer raffinierten Frauentoilette, und es machte den jungen Mädchen Spaß, unter der Leitung eines hübschen, eleganten und galanten Mannes zu arbeiten. Unverdrossen änderten sie immer wieder nach seinen Angaben, lachten, wenn er in seiner liebenswürdigen, schmeichelnden Art ihnen Komplimente machte und sie zur Höchstentfaltung ihrer Dekorationstalente anspornte.

Als endlich alles fertig war, rief er Frau Mara und Pieps herein. Er strahlte, es war alles so überaus wohlgelungen, wie man es in „Berlin noch nicht gesehen hatte". Frau Mara faltete in frommer Andacht die Hände.

Pieps ging von Tisch zu Tisch, von Puppe zu Puppe, betrachtete alles, wie sie es in einem Laden betrachtet hätte.

Sie fühlte keinen Zusammenhang zwischen all den Sachen und sich, empfand nicht einmal den Wunsch, sie an sich zu sehen.

Kari und Frau Mara machten sich gegenseitig Komplimente. Sie sprachen lange und eingehend über die einzelnen Toiletten, die traumhaften Negligés.

Kari sagte: „Eine Frau ist das, was sie anhat."

Pieps lachte. „Dann verlieb dich doch in diese Puppe."

Er nahm ihr Gesicht zwischen beide Hände und küßte sie auf die Lippen: „Nur das Köpferl müßt die Puppe haben, das herzige Goscherl und die schönen Augerln!"

Seine Verliebtheit steigerte sich, wenn er sich vorstellte, wie sein Piepserl in all diesen entzückenden Sachen aussehen mußte. Die würden Augen machen auf der Botschaft! So einen eleganten, herzigen Fratz gab's kaum noch in Wien, geschweig denn in Berlin.

Der Schneider hatte ein schönes Autokostüm geliefert.

„Schau, Piepsel, du mußt mit nach Wittenberge. Es ist ja lachhaft. Es ist ja gar kein Rennen mit Rennwagen — eine gemütliche Tourenfahrt ist's, weiter gar nix! Geh, schau, du mußt den Papa 'rumkriegen, daß er dich mitlaßt. Der Paulsin fährt auch mit der Durchlaucht und von der Botschaft zwei Damen. Eine Beleidigung ist's für mich, wenn ich meine Braut nicht mithab ... nit wahr, Mama, eine Beleidigung! Und denk noch: das fesche Kostüm! Alle Leut werden mich beneiden. Schau, Mama, du mußt auch mit dem Papa reden, gelt?"

Wie ein kleiner Junge kaprizierte er sich auf einmal wieder darauf, die Fahrt mit Pieps zu machen.

Frau Mara nickte energisch.

Na freilich sollte die Pieps mit.

Pieps hatte den Kopf gesenkt, ein Ausdruck peinlichster Verlegenheit lag auf ihrem feinen Gesicht.

„Du hast doch keine Angst, Pieps ... das wär doch ekelhaft. Angst haben, ist furchtbar spießig, weißt du ..."

Pieps schüttelte den Kopf. „Wenn ich Angst hätte, würde ich es sagen. Das ist es gar nicht. Aber dem Papa möchte ich jetzt nicht damit kommen. Er ist so aufgeregt jetzt, so ..."

„Lächerlich ... ich bin auch aufgeregt."

Kari ging ärgerlich zwischen den Tischen umher, eine tiefe Falte entstellte sein hübsches, freundliches Knabengesicht und gab ihm Boshaftigkeit statt Ernst.

„Ist ja wahr", mischte sich Frau Mara wieder ein. „Der Kari kann genau so aufgeregt sein wie der Papa. Der Papa hat ein Rennen, und der Kari hat ein Rennen. Und mehr Courag gehört wohl zum Rennen vom Kari. Was kann denn Papa schon passieren? Zehnmal wird man ihn herausrufen statt zwölfmal. Der Kari aber ..."

Kari fiel ihr ins Wort: „Aber geh, Mama, mir g'schieht eh' nix. Oder glaubst du, ich würde die Pieps sonst mitnehmen? Nein ... ich mache eine ... eine ..." er dachte nach, „... eine Prinzipienfrage mache ich daraus, verstehst du, Pieps? Ich will mal sehen, ob du mich wirklich gern hast! Bis jetzt hast du deinen Papa lieber, scheint mir! Das ist nun auch gerade keine angenehme Situation für einen Mann! Wann man ein Gefühl für jemand hat, dann muß man's ihm beweisen! Hab ich recht, Mama?"

Frau Mara gab ihm immer recht, und jetzt gefiel er ihr besonders, da er so „männlich" sprach und „ein bisserl an Pauls Autorität rüttelte".

„Aber ich hab doch Zeit genug, dir zu beweisen, daß ich dich liebhabe, Kari, muß es denn gerade jetzt sein ..."

Sie sah ihn nicht an dabei, zum erstenmal empört über seine alberne, kindische Art. Und er fühlte das Feindliche in ihr, den passiven Widerstand, der sich ihm zum erstenmal mit der „norddeutschen Dickschädelei" offenbarte. Er verlor den Kopf.

„Vielleicht tut man bei euch in Preußen auch die Liebe nach dem Kalender einteilen! Wann ich einen Liebesbeweis von dir haben will, so kann ich mir nicht an den Fingerspitzen abzählen, ob ich ihn in drei oder in acht oder in zehn Tagen um die und die Stunde und soundso viel Minuten verlangen kann! Das ist lächerlich! Ich hab mir's auch nit lang überlegt, wie meine Leut mir auf den Kopf g'stiegen sind, daß ich mir keine Sternkreuzdame geholt hab. Die Pieps hab ich gern, hab ich ihnen g'sagt, und damit fertig! Und mit eure Komtessen könnt ihr euch einen Salat



machen, wann ihr mögt. Ich heirate, wen ich liebhab, und Schluß! Und um ihnen das zu sagen, hab ich mir auch nit den Tag und die Stund ausg'sucht!"

Pieps senkte den Kopf noch tiefer. Sie war sehr blaß. Ihre Lippen lagen festgepreßt aneinander.

„Du mußt dich nit so aufregen, Kari," flüsterte Frau Mara, „schau, die Pieps ist eben keine Wienerin, da ist alles ein bisserl steif, aber sie meint's darum gerad so gut mit dir. Und mit dem Papa wird sie reden, gelt, Pieps, mit dem Papa redst du?"

„Ja", sagte Pieps laut und hart. „Mit Papa werde ich reden. Dann wird Kari überzeugt sein, daß ich ihn liebe!"

Kari küßte ihre kalten Hände, ihr Gesicht. Triumphierend blickte er über Pieps' Schulter zu Frau Mara hinüber, listig mit den Augen zwinkernd. Na, hatte er das nicht fein gemacht? Oh, er konnte auch streng sein, er würde sich das Pieperl schon dressieren!

Frank Nehls kam an dem Tage gar nicht nach Hause. Frau Mara vermißte ihn jetzt nicht. Es gab immer so viel mit Kari zu besprechen, und der Paul machte dabei immer ein so spöttisches Gesicht — nein, sie war ganz froh, daß er jetzt so im Theater beschäftigt war, auswärts speiste und den Abend im Klub verbrachte.

Auch zum Five o'clock war er nicht unbedingt nötig. Es kamen ja doch meist Damen.

Als eine der letzten erschien Frau Dr. Bars. Sie stellte ihren Verlobten vor, Herrn Teumer, der bis jetzt beschäftigt war. „Ein Kollege Ihres Herrn Schwagers", sagte sie zur Hausfrau.

Frau Mara war immer „sehr erfreut" und sehr schnell bereit, neuen Besuchern die Pforten ihres Hauses zu öffnen.

„Hoffentlich machen Sie uns recht oft das Vergnügen", sagte sie zu Teumer, der ihr in seiner steifen, würdevollen Eleganz, die in so schroffem Gegensatz zu seinem Alter stand, sehr imponierte. „Am Sonntag empfangen wir immer."

Auf diese Einladung rechnete Frau Dr. Bars, die wußte, daß Paulsin sich in letzter Zeit ab und zu bei Frank Nehls sehen ließ.

Es war für ihren Verlobten vielleicht die einzige Möglichkeit, dem unsichtbaren Chef näherzukommen. Ihre Beziehung zum Nehlsschen Hause gewann dadurch bedeutend an Wert.

Die Verlobung war von beiden Seiten eine kleine arithmetische Aufgabe gewesen, die sie befriedigend gelöst hatten. Frau Dr. Bars sah in Teumer den Mann, bei dem ihr Vermögen am sichersten aufgehoben war, er in ihr die Frau, die ihn durch Klugheit und Beziehungen am besten in seiner Zukunft fördern konnte. Sie waren sich ganz klar, was sie voneinander erwarten durften, und das gab ihrem Verhältnis jene achtungsvolle Geschäftlichkeit, in der sie beide die dauerhafteste Garantie ihres Lebensglückes erblickten.

Sie musterten beide sehr kühl die ausgebreiteten Herrlichkeiten. Frau Dr. Bars merkte sich mit frauenhaftem Scharfblick den Schnitt einzelner Sachen, beschloß, sie zu kopieren, „aber in vernünftiger, dauerhafter Ausführung" oder „billiger Imitation". Die „billige Imitation" bestimmte sie in Gedanken ihren Flitterwochen. „Für die kurze Zeit, da brauchte es nur nach etwas auszusehen."

Man sprach an diesem Nachmittag außer von Moden nur noch von der Autofahrt und von der Premiere.

„Ist es wahr, daß Paulsin mitfährt", fragte Frau Dr. Bars, die jede Gelegenheit wahrnahm, sich über das zu orientieren, was der hohe Chef ihres Verlobten unternahm.

Kari lächelte nachsichtig. „Ja, allerdings . . . nur lenkt er nicht selber. Und wenn er auch bei der Wettfahrt gewinnen sollte," fügte er hinzu, „es wäre immerhin nur das Verdienst seines Chauffeurs. Es soll ein Franzos sein, ein ganz desperater Kerl."

„Ich kann diese Sportmanie nicht begreifen", meinte sie. „Jeder Sport ist gefährlich."

„Aber gehn 'S, gnä' Frau", sagte Kari lachend.

Er konnte diese norddeutschen Damen mit ihren apodiktischen Sätzen nie ernst nehmen.

„Ich bitte Sie, bester Baron, was gibt es denn Kostbareres als unser Leben und unser Gut? Mit seinem Gute würde keiner so leichtsinnig umgehen!"

Kari platzte. Er machte ein sehr hochmütiges Gesicht. „Sein 'S nit bös, gnä' Frau, aber Rechnen, das war nie unsere starke Seite. Was dabei herausschaut, wann wir ein paar Jahre weniger leben oder ein paar tausend Gulden mehr herausschmeißen, das ist doch, weiß Gott, egal. Fesch g'lebt will man haben! Ein fescher Kerl will man g'wesen sein. Wann ich aber bei jedem Zigarrerl, das ich mir ansteck, an eine Nikotinvergiftung, bei jeder Autofahrt an einen Knochenbruch und bei jedem hübschen Mädel, das ich seh, denken müßt, wie die ausschaut, wann's alt wird, da würd mich das Leben nimmer freun, das is sicher. Gelt, Pieps, genießen wollen wir —! Ohne uns den Kopf zu zerbrechen, was sein wird, wenn wir meschante alte Leut sind. . . . Schön wollen wir sein, jung wollen wir sein . . . leben wollen wir. . . ."

„Ach du!" sagte Pieps lächelnd und fuhr ihm mit der Hand leicht und kosend über das lichtbraune Haar.

Er haschte nach ihren Fingerspitzen, küßte sie im Fluge.

„Bin ich ein lieber Bub, Pieps?" fragte er leise lachend. Er fühlte sich unendlich wohl in dieser Atmosphäre femininer Eleganz, in diesem neidvollen Geraune all der Damen, die seine Braut in Gedanken anzogen und auszogen und sich in verschwommenen Träumen koketter Erotik wiegten, als deren Held er sich fühlte.

* * *

Frank Nehls hatte nachgegeben. Schneller, als Pieps es für möglich gehalten hätte, aber auch schroffer, als sie es gefürchtet. Pieps hatte ihm in einer Nacht aufgelauert, als er vom Klub kam. Stundenlang hatte sie im großen Musiksalon gewartet, den er durchschreiten mußte, um zu seinem Zimmer zu gelangen.

Als sie den Drücker in der Entreetür hörte, das leise Geräusch des in die hohe japanische Vase fallenden Stockes, das Aufklappen des Zylinders auf den Riegel, da hatte ihr Herz ängstlich zu schlagen angefangen. Am liebsten wäre sie wieder in ihr Zimmer zurückgegangen, aber in drei Tagen fand das Rennen statt, sie konnte nicht länger zögern. Kari sah sie jeden Tag mißmutiger an.

„Wann du die Courage nicht hast, wird's ihm die Durchlaucht sagen", hatte er heute ausgerufen.

Und sie hatte gebeten: „Nein, Kari, ich bitt dich . . . nicht durch Dritte . . . das könnte Papa verletzen."

Kari, der mit Vorliebe allen peinlichen Situationen aus dem Wege ging, indem er sich durch Dritte applanieren ließ, hatte nur die Achseln gezuckt.

Und nun stand sie da, in einem lichten, dünnen Schlafrock, das reiche blonde Haar zur Nacht zum Zopf geflochten, und wartete auf den Vater.

Sie erschrak, wie bleich er aussah, und wollte sich ihm in die Arme stürzen. Sein erstaunter, fast unwilliger Blick hielt sie zurück.

Es war noch mehr Angst in ihm als in ihr. Sie sollte nicht nach dem Stück fragen, nicht nach seinen Aussichten, Erwartungen. Diesmal war es nichts. Er wußte nicht, woran es lag, aber matt, geschraubt, tot kam ihm alles vor, was er aus dem tiefsten Erleben seines Innern geschrieben.

Ada Moll gab ihr Bestes, das Edelste ihres reichen Könnens. Sie probierte nicht, sie erlebte bei jeder Probe ihr Schicksal, durchlebte es, ohne Schonung für sich, in opferwilligster Hingabe für den Freund, den sie stützen wollte.

Enzlehn saß unten im Parkett, den Hut aus der Stirn geschoben. In seinen sonst so kalten Augen glimmte etwas wie Gefühl. Als gäbe plötzlich eine längst verklungene Saite seines innersten Wesens mit leisem Klirren Kunde von schwachem Leben. Bilder aus der Jugend stiegen vor ihm auf — aus seiner ersten Jugend — da er noch an reine Kunst glaubte, an reine Schönheit, oder da er doch davon sprach, ohne Furcht vor Lächerlichkeit.

Aber dann plötzlich gab er sich einen Ruck, rückte am Hut, klopfte hart mit dem Stock gegen den Boden, und seine Stimme stieg kalt und näselnd zur Bühne empor.

„Nicht zu viel, Fräulein Moll . . . Tempo . . . wir werden sonst nicht fertig. Der Akt hört ja nicht auf . . . sparen Sie Ihr Feuer für die Premiere!"

Der Zauber war zerrissen.

Nach Aktschluß sagte Nehls zur Künstlerin: „Streng dich nicht an, es ist nutzlos."

Sie war es, die ihn ermutigte.

„Nein, nein, Sie werden sehen, das wirkt alles bei der Aufführung ganz anders. Wenn erst alles rund und gekonnt ist . . ."

Sie bestand darauf, daß er nach der Probe zu ihr kam. Seine nervöse Mattigkeit schreckte sie. Wie eine Tochter war sie um ihn und wie eine Mutter.

Er faßte sie bei der Hand und drückte seine heißen Finger auf ihre kühlen Hände. „Du glaubst nicht an mich, sonst wärest du anders!"

Sie blieb an seiner Seite sitzen, still, regungslos, wie bei einem Fieberkranken. Dann sprach sie von der neuen Idee, die er hatte. „Wenn Sie sich erst an die neue Arbeit machen, dann werden Sie sich wiederfinden."

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Kind. So wie ich früher geschrieben habe, so kann ich nicht mehr. Du hast mehr in mein Leben hineingetragen, als ich mit seichten, abgeklapperten Worten sagen könnte."

Die Wiedergabe seines inneren Erlebens schien ihm das gewaltigste Problem, das einzige, das seiner und ihrer würdig war. . . . Und so getrübt von später Leidenschaft war sein Blick, daß er wähnte, Besonderes zu erleben, was doch nur eine alltägliche Geschichte war, wie sie Tausenden vor ihm begegnet war, wie sie Tausenden nach ihm begegnen würde.

Aus Furcht vor der vernichtenden Kraft fortschreitender Jahre warf er sich mit geschlossenen Augen gegen den Strom seines eigenen Lebens.

Und vor allem, was er je in den verflossenen Jahren erlebt, geschaffen, gewonnen und erkämpft hatte, war es nur sein Kind, das ihm als seines Lebens Wert und Sinn erschien, weil es sich in den Tiefen seiner Seele verankert hatte mit dem Besten und Erlesensten, was er in sich fühlte.

Fröstelnd, blaß und übernächtigt stand Pieps ihm an diesem Abend gegenüber, inmitten der flimmernden Pracht ihres „Trousseaus", den Frau Mara bis nach der Premiere zur beliebigen Besichtigung ihrer Bekannten ausgestellt hatte. Frank Nehls war immer mit einem Gefühl der Peinlichkeit an all diesen Tischen vorbeigegangen.

Es war ihm widerlich, daß die Leibwäsche seines Kindes und die Kleider, die ihren zarten, biegsamen Körper umhüllen sollten, fremden Blicken preisgegeben würden. Er sah eine Schaustellung darin, gegen die sich alles in ihm auflehnte.

Wie hatte sich seine Pieps dazu verstehen können? Was würde der Baron Ziskyni sagen, wenn man später in das Toilettenzimmer seiner Frau drang, ihre Wäsche betastete, die Spitzen ihrer Unterröcke verglich?

„Hast du dir noch deine Fetzen angesehn?" fragte er etwas wegwerfend.

Pieps schüttelte den Kopf und hob die Hand zu einer unbeschreiblich gleichgültigen Gebärde.

„Ich wollt dich was fragen, Papa. . . ." Ihre Stimme zitterte leicht, weil sie den Groll aus seinem Blick las, die Ferne, die wieder zwischen ihm und ihr lag.

„Ja . . . nun . . .?" Unwillkürlich sprach er sanfter, plötzlich besänftigt von der Kindlichkeit ihrer Erscheinung, der Zaghaftigkeit, die in ihrem ganzen Wesen lag.

„Liebes Papali. . . ."

Er ließ ihre feinen, weißen Kinderarme um seinen Hals ruhen, empfand das Glück, sein Kind wieder an seinem Herzen zu fühlen wie einst, hob ihr Kinn in die Höhe und sah ihr in die Augen.

„Hat man sich nach seinem Papa gesehnt, hm?"

Er wußte, jetzt mußte sie kommen, die Frage: „Ist es denn gar so schwer, Papali. . . ."

Wie sie im vorigen Jahre gekommen war, wie sie jedesmal kam, wenn er mit zerrissenen Nerven dem Abend entgegenkeuchte, der wieder über die Existenz eines Jahres entschied.

Und er war entschlossen, in dieser Stunde seinem Kind alles zu beichten. Er wollte ihr sagen: „Sieh mal, Pieps, in deinem Zimmerchen hast du mir einmal gesagt, es ist schön, etwas für sich zu haben, ganz für sich, und es ist dann gleich, ob's was wird oder nicht. So ist es mit meinem Stück, Pieps. Ich habe nicht an dich gedacht dabei, nicht an das Haus, nicht an alles, was die andern von mir erwarten und verlangen. Nur an mich habe ich gedacht, und daß ich es so schreiben mußte, wie ich es getan. Du mußt deinem Papa zuliebe die Zähne zusammenbeißen, wenn es diesmal nicht so ausfällt, wie du es dir gedacht hast, und mußt daran denken, daß dein Papa in den zwanzig Jahren nur immer für Geld und nur dieses einzige Mal für sich gearbeitet hat. . . ."

„Na, Kleines . . . hat man Papa vermißt?" wiederholte er leise.

Sie legte ihre Wange an seinen Hals. Nickte. „Ja, Papali, immer. Aber wenn ich heute gewartet habe, so ist es, weil ich dich um etwas bitten muß. Und du mußt ‚ja' sagen, Papa. Es handelt sich um eine Prinzipienfrage.'



Sie sprach das Wort „Prinzipienfrage" sehr spitz aus und zog die Augenbrauen dabei zusammen.

„Du willst wohl wieder zur Generalprobe, kleines Mädel, was?"

„Nein . . . das heißt ja . . . das möcht ich auch, aber vor allem, Papa — du mußt mich die Fahrt mit Kari nach Wittenberge mitmachen lassen, hörst du? Kari sagt, wenn ich nicht mitfahre, dann liebe ich ihn nicht. Das ist eine Prinzipienfrage für ihn!"

Frank Nehls hätte beinahe laut aufgelacht. Er schob Pieps' Kopf von sich, enttäuscht und erbittert. „So so . . . es ist Prinzipienfrage, daß ich dich bei einer solchen Fahrt einem unvernünftigen jungen Sportfex anvertraue. . . ." Nun lachte er wirklich: „Na ja . . . unrecht hat er ja nicht. Ich vertraue dich ihm doch für das ganze Leben an! Er verlangt nur, was billig ist. Schön, mein Kind, fahr zu! Wie ich darüber denke, weißt du! Aber Prinzip gegen Prinzip! Wenn du mitfährst, wird mein Chauffeur lenken! Nicht Kari! In drei Monaten kann er dir dann aus Prinzip das Genick brechen, wenn er will. Solange du unter meiner Obhut bist — nicht! Meinen Chauffeur habe ich auf meinen Touren erprobt, das neue Auto ist tadellos. Zu Eitelkeitsexperimenten gebe ich mein Kind nicht her. Erledigt. Verstanden? Das sage du Kari von mir."

Er ging aus dem Zimmer und sah sich nicht mehr nach Pieps um. Ihr Platz war ja fortan dort — unter den Spitzen und Roben einer Baronin Ziskyni. Und es war gut so . . . gut so . . . gut so. . . . Wenn nur alles schnell zu Ende wäre — die Hochzeit und all das ekelhafte Drum und Dran. Dann hatte er keine Verantwortung mehr, dann war sie versorgt, dann war er frei . . . dann konnte er schaffen, wie er wollte, konnte leben, wie er wollte.

Es war die Wut, die aus ihm sprach, die sinnlose Wut, die ihn beinahe wieder umkehren ließ, um die mit zartfarbigen Seidenbändern umschnürten Wäschepakete auf den Boden zu werfen, zu zertrampeln, wie sein Kind in ihm alles niedergetreten hatte, was er in dieser Stunde von ihr erwartet hatte.

Er dachte nicht mehr an Ada Moll. Nicht mehr an seine Premiere. Er dachte daran, daß es eine wahre Wonne sein müßte, diesen geschmeidigen, eleganten, gewissenlosen Kari beim Kragen zu nehmen, um ihn die Treppe hinunterzuwerfen, um sich sein Kind zu retten, das ihm verloren ging in dem seichten, lauen Liebesgeplansche ewig unreifen Knabentums.

Da stand ihm der nächste Winter vor Augen, der Winter mit seinen Sorgen, der neuen, noch schwereren Arbeit, der gesteigerten Unsicherheit der Verhältnisse. Sollte er mit Pieps zurückflüchten in eine kleine Hochparterrewohnung, sollte er sie dieser Demütigung aussetzen, ohne Gewähr für die Zukunft . . . sollte er sie herausreißen aus den Reihen jener Ersten, in die er selbst sie voller Stolz eingeführt hatte? Wer holte sie dann noch aus dem Dunkel hervor?

Er ging auf und ab in seinem einfachen Schlafzimmer. Auf und ab. Zehn Zigaretten hatte er verraucht. Der Qualm im Zimmer legte sich ihm wie ein Narkotikum um die Schläfen. Mühsam kleidete er sich aus, warf sich aufs Bett. . . .

Die Nächte, die er schon auf diesem alten Bett, dem Bette seines Kindes, verbracht hatte . . . die Nächte! Er wünschte sie nicht einmal Englehn, von dem er wußte, daß er an seinem Niedergang arbeitete.

Pieps lag leise schluchzend zwischen dem kostbaren Geflimmer ihrer Brautausstattung. Der Papa hatte sie von sich gestoßen. Zum erstenmal. Sie war ihm nichts mehr, er wendete ihr den Rücken . . . ihr Papa verstand sie nicht mehr und hatte es nicht sehen wollen, wie furchtbar es ihr gewesen war, von dem zu sprechen, was jetzt so weitab lag von seinen Sorgen.

Eine Stunde später trieben Kummer und Erschöpfung sie zurück in ihr freundliches weißes Zimmerchen. —

„Na, Piepsel, hast mit dem Papa g'sprochen", fragte Kari am nächsten Tage.

„Ja. Ich fahr mit." Sie sagte es klanglos, mit schwerer Zunge.

Kari küßte sie auf beide Augen und merkte es nicht, daß sie geschwollen waren.

„Na, siehst du, Tschapi, ich hab's ja g'wußt. Dein Papa ist kein Menschenfresser."

Aber er verzog das Gesicht, als der Diener den Herrn Baron bat, sich zum gnädigen Herrn ins Arbeitzimmer bemühen zu wollen. Und als er nach viertelstündigem Aufenthalt dort wieder herauskam, hatte er zum zweitenmal seine häßliche Falte zwischen den Augen.

„Der Herr Papa wünschen nicht, daß ich selber lenke", sagte er spöttisch. „Vielleicht machen wir die Fahrt im Taxameter, das ist noch sicherer!"

* * *

Kettler brachte Felix die Nachricht von der Wittenberger Autofahrt. Baron Ziskyni würde selbst Auto lenken, und seine Braut Fräulein Josepha Nehls würde ihn auf der Fahrt begleiten.

Felix erschrak, telephonierte an den Bruder. Wie er denn erlauben könnte, Kari wäre ein Anfänger . . .

„Unsinn", telephonierte Frank Nehls zurück. „Mein Chauffeur lenkt. Er darf auch nicht über 30 Kilometer die Stunde machen. Dafür bekommt er von mir eine Gratifikation von dreihundert Mark!"

Kettler war in sehr gehobener Stimmung, er hatte Aussicht, ins Börsenbureau zu kommen. Eiler protegierte ihn seit einiger Zeit auffällig.

Auf dem Fechtboden waren sie zusammengekommen. Eiler wollte sich offenbar sein Schmerbäuchlein wegfechten. Kettler hatte es nun so eingerichtet, daß er immer zur selben Stunde wie Eiler dort war, und hatte den Fechtmeister gebeten, ihn dem Eiler als Gegner zuzuweisen.

Beim Stringieren versäumte er es jedesmal, im gegebenen Moment die entstandene Blöße zum Angriff zu benutzen, oder er tat es so ungeschickt, daß der kleine Eiler mühelos mit dem Zwischenstoß zuvorkommen konnte. Es war eine kleine Schmeichelei, für die Eiler sehr empfänglich war, um so empfänglicher, als er bei Gelegenheit sah, daß Kettler durchaus nicht so ungeschickt war, sondern Primhiebe, Mittelterzen und Gesichtsquarten gleich virtuos verteilte.

Mit der Zeit hatte Kettler es gewagt, einige kleine Andeutungen zu machen. Eiler, dem er als Partner unendlich bequem war, hatte ihm gutmütig versprochen, bei Gelegenheit an ihn zu denken.

„Sport ist heutzutage fast das einzige, was einem alle Tore öffnet. Die Kunst ist ein überwundener Standpunkt. Sport allein nivelliert soziale Unterschiede!"



„Ich werde versuchen, Akrobat zu werden“, sagte Felix mit bitterem Lächeln.

Er kam nicht weiter. Wie in eine Sackgasse war er geraten. Saß bald am Tisch für Industriepapiere, bald bei den ausländischen oder inländischen Fonds. Manchmal im Notfall mußte er im Depot assistieren, wenn gerade jemand erkrankt war.

An manchen Tagen zerbiß er seinen Federhalter vor verhaltener Erregung.

Der Bote Anton sah ihn immer strafend an, wenn er einen neuen Federhalter vor ihn hinlegte. Der kleine Stratzky war ihm der liebste im Effektenbureau. Er war vielleicht der einzige, der seinen Platz liebgewonnen hatte und keine Ungeduld zeigte.

Sollten sich doch die jungen Herren ein Beispiel an ihm, dem Anton selber, nehmen! Siebenundzwanzig Jahre saß er auf dem selben Stuhle, vor dem selben kleinen Tisch mit der Wage. Und die Freuden und das Leid der Welt draußen hatten ihn auf diesem Platz ebenso zu finden gewußt, wie wenn er rastlos von einem Bureau zum andern oder gar von dem einen Bankgeschäft ins andere gezogen wäre.

Was durfte der Mensch verlangen als sorgloses Auskommen? Man brauchte sich nicht gerade aufreiben im Dienst, wie der arme Jonas es getan hatte, das lohnte einem keiner, aber man durfte sich auch nicht beklagen über das Haus, das einem doch des Lebens Bedürfnisse deckte. Herrgott, wie viele rannten herum, die klug waren und gebildet und nachts im Asyl für Obdachlose ihre Zuflucht suchten.

Die wußten es ja gar nicht, wie gut sie es hatten, die jungen Herren. Machten sich nur selbst das Leben schwer, wenn sie so hoch hinaus wollten.

Anton „mit den Windbuchsen“ war ein Philosoph geworden in den siebenundzwanzig Jahren, studierte jeden Neuling auf die Tauglichkeit fürs Geschäft hin und hatte herausgebracht, daß Leute, die ihre Federhalter zerbissen, „keene richtige Bleibe hatten in der Bank“. Das waren Outsider für ihn. Die lagen immer schief, weil sie vor lauter Ungeduld sich nicht zu betten verstanden. Die hatten immer andere Gedanken, als „was vors Jeschäft nötig war“.

Felix fühlte es — an Anton hatte er keinen Freund. Und das irritierte ihn, ebenso wie ihn seine Kollegen irritierten, die so furchtbar ernsthaft über ihre Papiere gebeugt saßen, wie ihn der kleine Stratzky irritierte, wenn er von Musik sprach oder mit der kleinen Jonas Sonatinen übte, wie ihn Eiler irritierte, wenn er geflissentlich über ihn hinwegsah. . . .

Er kam sich vor wie ein Sträfling. Den Bruder sah er niemals, er schonte seine nervöse Stimmung; die Damen in der Rankestraße waren immer beschäftigt. Mit Ottilie zusammensein, wurde ihm zur Qual. Jedes Wort schien ihm ein Vorwurf, in jedem Blick las er Mißbilligung.

Wenn nur erst die Premiere vorüber wäre!

Eine ungeheure Sehnsucht erfaßte ihn nach dem Frohsinn des vorigen Winters. Wie hatte Paul scharmant sein können, wie war Pieps aufgeblüht! Wärme und Liebenswürdigkeit hatten ihn umgeben! Seine Tage hatten ein Ziel gehabt, seine Arbeit fand immer ihren Lohn. . . .

Jetzt schlichen die Tage freudlos dahin — einer wie der andere, in stumpfsinnigem, mechanischem Frondienst

Er dachte ernstlich daran, alles zum Teufel zu jagen, sein Studium wieder aufzunehmen. Nur Pieps' Hochzeit wollte er abwarten, dann verschwinden. Untertauchen. Kein Mensch würde ihn vermissen. . . .

* * *

Der Vorhang war zum letzenmal gefallen.

Frank Nehls verbeugte sich noch zweimal. Bleich, mit zuckenden Lippen.

Man rief nach Ada Moll. Immer wieder: Ada Moll! Kaum ein paar Hände klatschten ihm zu. Niemand rief nach ihm, als er sich nicht mehr zeigte.

„Kommen Sie. So kommen Sie doch“, drängte Ada.

„Nein“, wies er schroff ab. „Geh allein!“

Er stand hinter den Kulissen und sah auf seine Uhr. In fünf Minuten war die Qual zu Ende. Fünf Minuten aber mußte er noch warten. Nur sich nicht zeigen, solange noch all das Pack draußen war, das ihn steinigte, weil es ihn nicht verstand.

„Morgen Strichprobe!“

Englehns näselnder Tenor schallte wie eine Trompete in den Kulissen. Er grüßte kühl, sehr höflich. „Sie kommen doch, Nehls? Um zwölf Uhr, bitte.“ Und wieder näselnd, sehr laut: „Übermorgen 11 Uhr Leseprobe!“

Das Stück war gerichtet.

Frau Mara blinzelte mit ihren großen Augen und begriff nichts. Sie hatte sich immer sehr gut unterhalten bei Pauls Stücken. Heute hatte der Abend kein Ende nehmen wollen. Und dann das ekelhafte Gehuste im Parkett — ganze Sätze hatte man verloren!

Paulsin war der einzige gewesen, der nach dem zweiten Akt die Damen begrüßt hatte. Kari hatte ihn nicht zu Worte kommen lassen, sondern vom Rennen angefangen.

Paulsin wendete sich, ohne ihn zu beachten, an Pieps.

„Es gefällt nicht, das Stück . . . nicht wahr, es gefällt nicht?“ fragte sie und sah ihn an, wie beschwörend, er möchte ihr die Angst ausreden.

„Aber geh, Piepsel, reg dich nit so auf. . . . Sehr schön ist es, ich find's sehr schön. Nit wahr, Herr Paulsin? Muß denn jedes Stück fürs Burgtheater sein?“

Paulsin hielt Pieps' Hand fest. „Kopf hoch, mein gnädiges Fräulein! Ein Frank Nehls bleibt, was er ist; auch wenn er sich mal geirrt haben sollte.“

„Roh sind diese Norddeutschen“, murmelte Kari, als Paulsin die Loge verlassen hatte.

Pieps hörte nicht. Sie rückte auch nicht zurück in den Hintergrund, versteckte sich nicht vor den neugierigen, lauernden Blicken, als das Publikum zum dritten Akt zurückflutete. Sie saß wie immer sehr grade und aufrecht da, und ihr feines, blasses Gesicht hob sich scharf von dem dunklen Ton der Logenverkleidung ab, ohne etwas wiederzugeben von dem, was in ihr vorging.

„Die Kleine hat eine bewunderungswürdige Haltung“, sagte die Prinzessin Arnulf zu Paulsin, als er kam, ihr seine Aufwartung zu machen. „Ich glaube, wenn die da unten jetzt zischen und trampeln würden, sie rührte sich nicht.“

Paulsin lächelte.

„Nein. Auch beim Erfolg voriges Jahr hat sie sich nicht gerührt, und das war vielleicht noch schwerer.“

Die Arnulf dachte eine Weile nach. In ihrem dunklen Gesicht blitzte es auf von Unmut und Spott.

(Fortsetzung folgt.)



Fallenjagd.

Von Fritz Skowronnek.

Der Altmeister des deutschen Weidwerks Christian Emil Diezel hat aus seiner langen Erfahrung die Schätzung aufgestellt, daß ein erwachsener Fuchs im Jahre mindestens fünfzig Hasen frißt. Wenn man die Junghasen mitrechnet, die Reineke zum Opfer fallen, wird auch ein Schock nicht zu hoch gegriffen sein. Dazu kommen noch Rebhühner und Fasanen, ab und zu eine wilde Ente und manchmal sogar ein Rehkitzchen.

Die kleinen Marderarten, Wiesel, Iltis, Baum- und Steinmarder, richten unter dem kleinen Nutzwild nicht so viel Schaden an wie der Fuchs, weil sie auch noch anderen Tieren, Mäusen, Eichhörnchen, Vögeln usw., nachstellen, aber wo sie überhandnehmen, wird man die Vermehrung des Wildstandes vergeblich versuchen.

Die Zunahme des kleinen Nutzwildes, die von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis jetzt, trotz mancher auf die Ungunst der Witterung zurückzuführender Schwankungen, fortgesetzt gestiegen ist, beruht deshalb auf die Vertilgung des Raubzeugs. Früher wurden an manchen Orten auf einer Treibjagd sechs bis acht Füchse geschossen und, wenn's hoch kam, ein Dutzend Hasen. Jetzt bekommt man keinen Fuchs zu Gesicht, wohl aber einige hundert Hasen.

Ja, es gibt wirklich weite Gebiete in Deutschland, wo das Raubzeug nahezu ausgerottet ist. Noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wehrten sich die Landwirte dagegen, weil sie die kleinen Raubtiere als fleißige Mäusefänger schätzten. Jetzt ist man der Ansicht, daß ein nasses Frühjahr unter den Mäusen besser aufräumt als ihre vierbeinigen und geflügelten Feinde. Wo sie überhandnehmen, geht man ihnen mit einem Bazillus zu Leibe, der sie scharenweise dahinrafft.

Dazu kommt noch die fortwährende Steigerung der Pachtpreise. Leute, die für den Morgen eine Mark und mehr Pacht zahlen, wollen auf ihrem Revier etwas schießen; sie wollen sich nicht mit Herrn Reineke in die Hasen und Rebhühner teilen. Und wer so viel Geld für eine Jagd ausgeben kann, der stellt auch einen Grünrock an, dem die Vertilgung des Raubzeugs zur Pflicht gemacht wird. Da dieser aber aus leicht erklärlichen Gründen dazu neigt, Fuchs und Marder nur im Winter zu fangen, wenn der Balg etwas gilt, spornt man seinen Eifer im Sommer durch hohe Prämien an. Ohnedies wird es jeder Jäger für seine Pflicht halten, jeden Bau zu graben, in dem eine Fähe mit ihren Jungen steckt.

Der Rotrock wäre infolgedessen in Deutschland längst ausgerottet, wenn es nicht Reviere gäbe, wo die Grundbesitzer oder Pächter aus Bequemlichkeit dem Raubzeug Schonung angedeihen lassen. Auch in großen Forsten, wo die Grünröcke unter der Last der Schreibarbeit seufzen, findet Reineke noch immer Schlupfwinkel, wo er sein Geheck hochbringen kann. Nur so ist es zu erklären, daß zur Winterzeit in wohlbehüteten Revieren plötzlich ein Fuchs auftaucht, der von weither zugewandert ist und in dem reichbesetzten Revier ein Wohlleben zu führen gedenkt.

Er hat die Rechnung ohne den Jagdhüter gemacht, der nicht nur durch die Prämie, sondern auch durch die Aussicht auf den wertvollen Balg angespornt wird. Früher war der Fang eines Fuchses ein mühseliges Geschäft. Man kannte nur den Schwanenhals, auch Berliner Eisen genannt, ein gewichtiges Instrument, dessen halbkreisförmige Bügel von einer sehr starken Feder zusammengehalten wurden. Es mußte zu Hause mit Hilfe einer Maschine gespannt werden. Dann wurde es gesichert und der Stift eingefügt, an dem durch einen Faden der Abzugsbrocken befestigt war. Diesen Brocken mußte der Fuchs nehmen und durch Herausziehen des Stiftes das Eisen zum Zuschnappen bringen.

Die Jäger klagten aber mit Recht, daß der Fuchs wohl die Kirrbrocken nahm, die man ihm hinwarf, um ihn lüstern zu machen, daß er aber den Fangbrocken verschmähte. Diese Schlauheit Reinekes suchte man durch ganz verschmitzte Mittel zu besiegen. Man ging dabei von der falschen Annahme aus, daß der Fuchs durch die Witterung des Menschen mißtrauisch gemacht wird. Deshalb ersann man die wunderbarsten Mixturen, denen man durch die merkwürdigsten Beimischungen einen starken Duft zu verleihen suchte. Ja, man ging in übertriebener Vorsicht noch weiter. Diese „Witterungen" durften nur in einem ganz neuen Topf gekocht werden, zum Umrühren nahm man einen unberührten Holzspan usw. Hatte man den Fuchs durch allerlei mit der Witterung getränkte Happen an den Fangplatz gewöhnt, dann wurde das verwitterte Eisen zu Hause gespannt und in den Rucksack gesteckt. In einem Korb trug der Jäger trockenen Pferdedung mit sich, meistens auch einen Besen. Auf dem Fangplatz wurde das Eisen in den Boden gebettet, die ausgegrabene Erde weit weggetragen. Dann wurde das Eisen mit dem Dung bedeckt, der Fangbrocken angebracht und die Sicherung entfernt. Rückwärts gehend, verkratzte der Jäger seine Spuren . . .

Das war, wie man jetzt weiß, das beste Mittel, den Fuchs mißtrauisch zu machen. Die Veränderung des Bodens, das Verkratzen der Spuren machte ihn stutzig. Genau die gleiche Wirkung hatte die Witterung. Wie oft kam es vor, daß Reineke unter der dünnen Decke das Eisen witterte, durch vorsichtiges Scharren mit dem Vorderlauf bloßlegte und dann, den Fangbrocken verschmähend, davonging.

Es waren wirklich kühne Neuerer, die gegen diese pedantischen und falschen Vorbereitungen zu Felde zogen. Sie wiesen nach, daß der Fuchs vor Entsetzen sterben müßte, wenn er sich vor jeder Menschenspur, die er auf seinen nächtlichen Wanderungen trifft, fürchten sollte. Im Gegenteil! Er sucht die Lagerstätten der Holzschläger auf, nimmt an ihren Feuerstellen die Wurstpellen, Speckschwarten und Käserinden, die sie fortgeworfen, er wandert sogar durchs Dorf, ohne sich an das wütende Kläffen der Kettenhunde zu kehren. Nun warf man kurz entschlossen die umständlichen Vorbereitungen und Witterungen über Bord und kehrte sozusagen den Spieß um. Man lockte und gewöhnte Reineke durch allerlei Leckerbissen an einen abgelegenen Ort, wo er nicht nur Menschenspuren, sondern gleich beim ersten Besuch den Boden aufgekratzt fand.

Die meisten Jäger legen sich solch einen Fangplatz schon im Frühjahr an. Dort wird jedes gefallene Haustier hingeschafft, alle Abfälle beim Schlachten, die



Knochen von den Mahlzeiten, alles kommt dorthin. Bald wird der Ort von allem Raubzeug aus jeder ganzen Umgegend regelmäßig besucht, ja selbst wildernde Hunde und Katzen finden sich ein. Einige Liter Heringslake erhöhen noch die Anziehungskraft. Gleich bei der ersten Anlage werden mehrere flache Gräben ausgeworfen, die aus dem Dickicht zu dem Köder führen. Sie werden von jedem Raubtier als Deckung beim Anschleichen gern benutzt.

Der Jäger hat nun nichts weiter zu tun, als bei jedem Besuch des Ortes die Sohle der Gräben aufzukratzen. Seine Kostgänger zeichnen dort ihre Fährten ein, so daß er weiß, wann es Zeit ist, Eisen zu legen. Nun braucht er auch nicht mehr den teuren Schwanenhals, sondern er nimmt billige Eisen, die zuschnappen, sobald eine zwischen den Bügeln liegende Platte berührt wird. Diese Eisen werden in den Gräben gelegt und mit Sand leicht bedeckt. Das Raubtier ist an den aufgekratzten Boden längst gewöhnt, es tappt ahnungslos hinein und ist gefangen.

Nach dieser Methode kann man den Fuchs auch am Bau fangen. Ein Grünrock pflegte an jedem Bau mit einem abgebrochenen Ast die Hauptröhren zu fegen und dabei mit gutem Humor laut zu rufen: „Heute wird gefegt." Steckt der Fuchs im Bau, dann wagt er manchmal erst nach einigen Tagen, vom Hunger getrieben, die Ausfahrt. Allmählich aber gewöhnt er sich an das regelmäßige Fegen, wenn er sich auch Gedanken darüber machen mag, weshalb die hohe Obrigkeit für die Reinlichkeit vor seiner Burg sorgt. Sobald er arglos ein- und ausfährt, wird ihm das Eisen gelegt. Am nächsten Morgen sitzt er drin.

Nun ist es gar nicht zu bestreiten, daß diese Fallenjagd mit erheblicher Grausamkeit verbunden ist. Zum mindesten sitzt jeder Fuchs stundenlang im Eisen, bis der Jäger erscheint und ihn durch einen Schlag von seinen Schmerzen und Qualen erlöst. Daß manchmal infolge dringender Abhaltung die Eisen mehr als einen Tag nicht revidiert werden, soll auch vorkommen. Deshalb greifen viele Jäger schon zu einem Gift, dem schnell wirkenden Strychnin, das in wenigen Minuten Reineke in die ewigen Jagdgründe befördert. Noch vor wenigen Jahrzehnten galt die Anwendung von Gift als unweidmännisch. Jetzt ist man darüber anderer Ansicht!

Der Fuchs wird durch eine Schleppe, wozu man ein Hasengescheide, ein geschossenes Kaninchen oder eine an offenem Feuer stark besengte Katze nimmt, an den Fangplatz gelockt, wo er die vergifteten Brocken findet. Meistens verbirgt man das Gift in Heringsköpfen, Sperlingen, kleinen Knochen usw. Am besten eignet sich eine wurmstichige Haselnuß dazu, die nach dem Befüllen mit Wachs verschlossen und in Bratensauce getunkt wird. Reineke muß ein großer Liebhaber von Nüssen sein, denn er knackt jede, auch die vergiftete. Seine Schlauheit reicht nicht aus, in der duftenden Umhüllung die Tücke des Menschen zu erkennen.

Zum Fang des Fischotters dient auch das Tellereisen. Das scheue, vorsichtige Tier bekommt auch der Jäger selten zu Gesicht. Er erkennt aber seine Anwesenheit in einem Gewässer aus mancherlei Anzeichen, denn der Otter steigt mit jeder Beute ans Ufer, um sie auf dem Trocknen zu verspeisen. Dort findet man Gräten und Köpfe, bei gutem Fang auch Fische, denen nur der Bauch weggefressen ist. Noch regelmäßiger erscheint der Otter auf den Stellen, wo er seine Losung abzusetzen pflegt. Hier legt ihm der Jäger ein Eisen, das besonders stark und schwer sein muß. Zuerst wird die obere Erdschicht abgeräumt und beiseite gelegt. Nun wird das Eisen in den Boden gebettet und mit der vorher abgeräumten Erde, welken Blätten, Stücken der Losung usw. bedeckt. Von dem Eisen führt in einer ebenso sorgfältig verborgenen Rinne eine mehrere Meter lange Kette zum nächsten Baum oder Strauch, wo sie gut befestigt wird.

Meistens dauert es Tage, ja Wochen, bis der Otter auf seinen weiten Wanderungen an die Stelle kommt und ins Eisen gerät. Es bereitet ihm ein schnelles Ende. Denn der Otter schleppt sich mit dem Eisen ins Wasser und ertrinkt jämmerlich in dem ihm sonst so vertrauten Element, von der Schwere des Eisens zu Boden gezogen.

Dem Marder stellt der Jäger mit einer „Quetsche" genannten Falle nach. Sie tötet den Räuber augenblicklich, ist also besser als ihr Name. Sie wird zwischen vier Bäumen befestigt und besteht aus einem Dach, d. h. einem flachen Holzgerüst, das mit Moos und Steinen beschwert wird. Mit der vorderen Kante liegt es auf einem Querbalken auf. Hier wird es emporgehoben und durch drei Hölzchen, die ein + bilden, fängisch gestellt. An dem mittelsten wagerechten Hölzchen ist der Köder befestigt. Schon im Herbst gewöhnt der Jäger den Marder an die Falle. Er schießt Eichelhäher und Eichhörnchen, die als arge Nesträuber keine Schonung verdienen, und legt sie auf den unteren Balken. Hat der Marder nach dem ersten Frost sein Winterkleid angelegt, dann findet er die Falle fängisch gestellt und ist meistens schon nach wenigen Nächten gefangen.

Viel weniger wird dem Iltis und Wiesel nachgestellt. Die meisten Menschen ahnen gar nicht, wie viele dieser kleinen Räuber in ihrer nächsten Nähe, in Scheunen und Ställen hausen. Erst wenn der Iltis in einen schlechtverwahrten Hühnerstall eingedrungen ist und unter seinen Bewohnern ein furchtbares Blutbad angerichtet hat, geht man ihm zu Leibe. Dann gilt es, seinen Schlupfwinkel auszumachen, was nicht immer ganz leicht ist. Meistens hängt man ihm eine Schlinge vor das Loch, in das er einzufahren pflegt. Der Jäger verschmäht dies Mittel. Er verfolgt bei einer „Neuen", d. h. auf frisch gefallenem Schnee, die Spur des Räubers, stäkert ihn mit einer Stange aus dem Loch und schießt ihn, wenn er flüchtig wird.

Wer mehr Zeit darauf verwenden kann, richtet sich schon im Herbst einen Fangplatz her, der mit Hasengescheide, Mäusen und Fröschen beködert wird. Der Fangplatz ist richtiger gesagt ein kleiner, aus Aesten, Steinen und Moos hergestellter Bau, zu dem eine enge Röhre führt. Beim ersten Frost wird die Oberfläche mit Wasser begossen, damit die Eiskruste dem Iltis den Ausgang wehrt. Nun wird ein Hasengescheide bis zum Bau geschleppt und hineingeschoben. In die Zugangsröhre wird ein kleines Tellereisen oder eine Quetschfalle gelegt. Hat man durch fleißiges Beködern im Herbst das kleine Gesindel an den Ort gewöhnt, dann fangen sich alle Iltisse, die in der Umgegend leben.

Beim Wiesel benutzt man die Tatsache, daß diese kleinsten aller Räuber bei ihren Wanderungen mit Vorliebe tiefe Furchen und trockene Gräben als Deckung benutzen. Dort hinein stellt man ihnen Kastenfallen, deren Oeffnung ringsum und oben mit Reisig umkleidet wird, damit das Wiesel nicht vorbeischlüpfen kann. Das pflegt es selten zu tun, denn es scheut sich vor



keiner dunklen Oeffnung. Sobald es den in der Mitte der Falle angebrachten Faden berührt, schlagen vor und hinter ihm die Türen nieder.

Aehnliche Fallen bringt man auch in den Zäunen der Fasanengehege an. Die hinter dem Drahtgitter umherspazierenden Vögel üben natürlich auf jeden Räuber eine große Anziehungskraft aus. Fuchs, Marder, Iltis und Wiesel, alle wandern an dem Gehege entlang und suchen eine Oeffnung, durch die sie einschlüpfen können. Sie finden nicht eine, sondern mehrere, die der arglistige Mensch mit Absicht eingebaut hat. Ein schräg stehendes Brett scheint eigens zur Bequemlichkeit der Herren Räuber angebracht zu sein. Arglos klettert der Fuchs hinauf . . . plötzlich neigt es sich unter ihm, er rutscht hinab in einen dicht eingegitterten Raum, und hinter ihm klappt das Brett in die Höhe!

Auch dem geflügelten Raubzeug stellt der Mensch mit Tellereisen nach. Die ganze Zurüstung besteht in einem Pfahl, der auf freiem Felde, im Wald in niedrigen Schonungen aufgestellt wird. Durch eine einfache Vorrichtung läßt er sich leicht umlegen. Obenauf wird das Tellereisen gelegt. Alle Raubvögel, auch Eulen und Krähen haken auf solchen Pfählen mit Vorliebe auf, um Umschau zu halten. Sowie sie mit den Fängen den kleinen Querstab berühren, der ihnen einen bequemen Sitz zu bieten scheint, schlägt das Eisen zu und hält sie fest. Der Vogel fällt mit dem Eisen, das durch eine Kette festgehalten wird, herab und hängt mit dem Kopf abwärts.

Ohne Zweifel ist diese Methode mit einer argen Quälerei verbunden. Deshalb ziehen viele Jäger den Selbstschuß vor, der, durch das Aufhaken ausgelöst, den Vogel sofort tötet. Dem Mißbrauch, der durch vorwitzige Schlingel mit diesem Apparat getrieben werden kann, muß man durch Anschließen des Pfahles vorbeugen.

Der Balg der gefangenen Tiere muß für den Verkauf sorgfältig zugerichtet werden. Nur die Läufe werden aufgeschärft, der Leib wird wie ein Sack zurückgestreift, der Kopf mit kleinen Schnitten ausgelöst. Nun wird der Balg auf ein seiner Größe und Form angepaßtes Brett mit den Haaren nach innen aufgezogen, gereckt und mit kleinen Stiften befestigt. Ist er völlig getrocknet, dann wird er abgenommen, ausgekehrt und glatt gebürstet. Nun kann der Händler kommen.

In den letzten Jahren mehren sich die Stimmen, die gegen die völlige Ausrottung der Raubtiere manche Gründe ins Feld führen. Der gewichtigste Grund liegt wohl in der geradezu unheimlichen Vermehrung der wilden Kaninchen. Diese kleinen Nager sind in den letzten Jahren an vielen Orten zur Landplage geworden. Sie verwüsten nicht nur Saaten und Getreidefelder, sondern auch die Kulturen der Forstwirte. Selbst schlimme Winter mit Nässe und Kälte fechten sie wenig an. Mit Abschießen, Frettieren und Eisenlegen wird man ihrer auch nicht Herr, weil die kleinen Raubtiere fehlen, die in ihre Baue eindringen und in ungezügelter Mordlust alle Insassen umbringen. Sobald die Erkenntnis durchdringt, daß der Mensch Marder, Iltis, Wiesel und auch Fuchs als Bundesgenossen gegen die Kaninchenplage braucht, wird man reumütig Einkehr halten und die kleinen Räuber ebenso sorgfältig schonen, wie man sie bisher vertilgt hat!

Das neue San Franzisko.

Von Felix Baumann. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Die stolzen Bauten, die sich rings erheben,
Sie wuchsen aus der Erde über Nacht,
Sie zeugen von des Westens kühnem Streben,
Der jugendstark so Herrliches vollbracht.

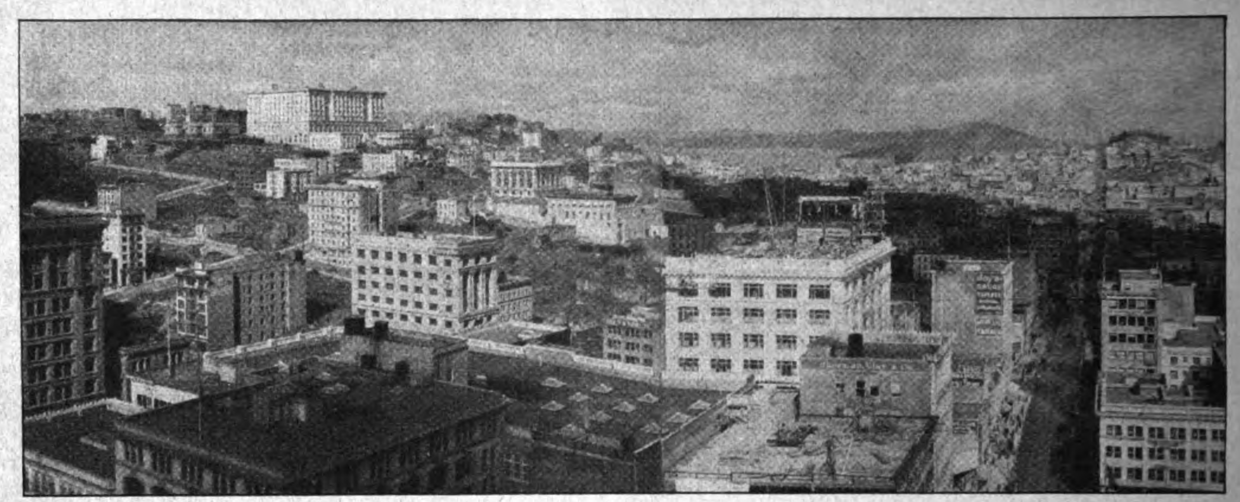
Das Verslein ist nicht von mir. Es ist dem Festgedicht entnommen, das der inzwischen verstorbene deutsch-kalifornische Poet Theodor Kirchhoff zur Feier des am 10. Juni 1894 in der „Midwinter Fair" in San Franzisko abgehaltenen Deutschen Tages verfaßt hatte. Kirchhoffs Worte galten damals den, wie der Amerikaner zu sagen pflegt, in „no time" erbauten Ausstellungsgebäuden. Aber sie passen auch auf die baulichen Errungenschaften, die das neue San Franzisko heute in einem Zeitraum von nur drei Jahren zu verzeichnen hat. Im April 1906 ein einziges Trümmerfeld — heute wieder eine prosperierende „city", die das alte „Frisko" gänzlich in den Schatten stellt und ein glänzendes Zeugnis für die nie versagende amerikanische Energie und Unternehmungslust ist. Und wie aus Trotz gegen die sie stets bedrohenden Erdbeben, hat sich die kalifornische Handelsmetropole ein ganzes Heer von Wolkenkratzern zugelegt. Von Prachtbauten, die unwillkürlich den Gedanken an „auf Sand gebaut" wachrufen müssen. Eine Katastrophe, wie die im Jahre 1906, kann sich am „Goldenen Tor" jeden Tag wiederholen, aber der wahre Kalifornier kennt eben keine Furcht. Die Abenteuerlust der kalifornischen Pioniere steckt ihm heute noch in allen Gliedern, und in keiner anderen amerikanischen Stadt wird wohl so der alten Devise: „Leben und leben lassen!" oder „to make money, you have to spent money" gehuldigt. Am „Goldenen Tor" hat von jeher die „Bohème" ein Heim gehabt. San Franzisko ist der Inbegriff des Kosmopolitismus, und der „Pacific Churchmen" hatte nicht so unrecht, als er sich über den „reckless optimism" der Bewohner von San Franzisko beklagte, der sie der Kirche ganz vergessen läßt. Viele haben die Zerstörung von San Franzisko mit dem Untergang von Sodom und Gomorrha verglichen, aber die lebenslustigen Leutchen an der fernen Pazifikküste lächelten nur ob solcher Beschuldigung und ließen sich in ihrer bisherigen Lebensweise nicht beirren. Die fortgesetzten mehr oder weniger starken Erdbeben haben den Kalifornier zu einer Art Fatalisten gemacht. Er betrachtet den Aufruhr der Erde als ein mit in Kauf zu nehmendes Uebel, für das ihn das angenehme Klima und die überreichen Bodenerzeugnisse reichlich entschädigen.

Wer das alte Frisko noch aus persönlicher Anschauung kennt und sich die beigegebenen Illustrationen betrachtet, wird sich eines gerechten Staunens nicht erwehren können. Es hat in San Franzisko schon früher stattliche Bauten gegeben, wie das vom Erdbeben und Feuer verschont gebliebene „Call Building" und andere massive und nicht im Zwergstil errichtete Gebäude, aber nach der Katastrophe schien ganz Franzisko von einem wahren Taumel der Höhenbaukunst ergriffen worden zu sein; und die Architekten überboten sich in Stockwerken. Die

Das neue San Franzisko:

Blick auf die Poststraße von der Ecke der Kearnystraße.





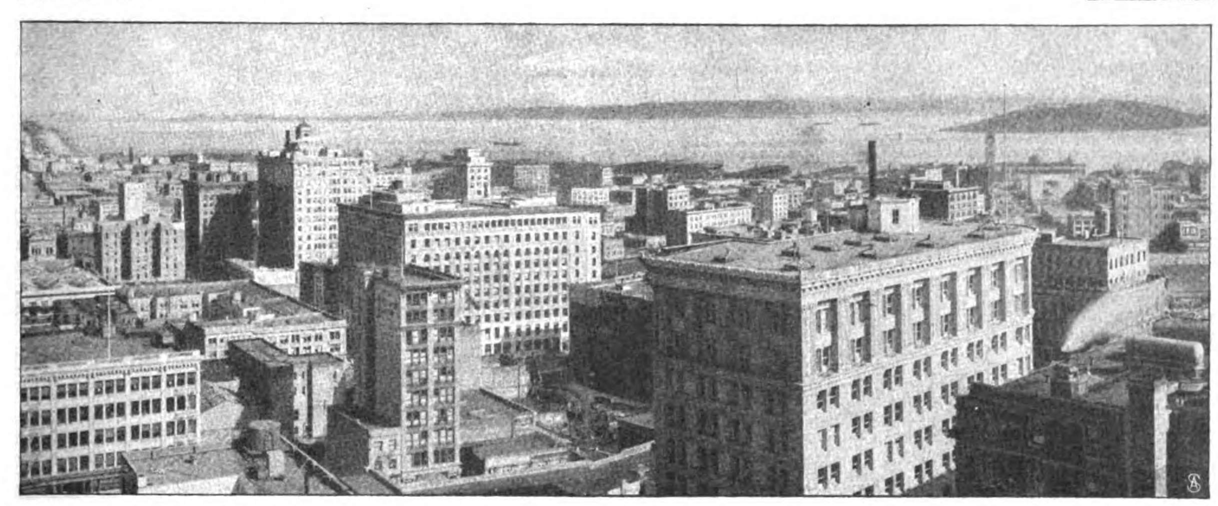
Gesamtansicht des

kleinen Gebäude, die früher gegen das Erdbeben errichtet wurden, sind fast ganz vom Friskoer Erdboden verschwunden. Seit drei Jahren lautet das architektonische Motto: Für das Erdbeben! Sogar die Chinesenstadt hat sich diesem kalifornischen Zuge der Zeit nicht verschlossen und sich an Stelle der zerstörten und jeder Zivilisation spottenden „shantres" solide und moderne Häuser erbauen lassen (Abb. S. 2057). Da sich aber der Ur-Chinese nur ungern von seinem Zopf trennt, so bietet „Chinatown" heute ein kurioses Durcheinander von okzidentaler und orientalischer Baukunst dar. „John Chinaman" hat aus der großen Katastrophe auch eine andere Weisheit gezogen. Für die hoch versichert gewesenen sieben „josshouses" hat er nur ein neues errichten lassen und den Rest der Versicherungsumme für den Bau von vornehmen chinesischen Warenhäusern und einer Schule für „Klein-China" verwendet. In der früheren Dupontstraße unmoralischen Angedenkens, die jetzt die Bezeichnung „Grant Avenue" trägt, erheben sich heute bereits sieben chinesische Warenhäuser, die ein Millionenkapital repräsentieren. Auch hat sich „Chinatown" mit einem Kostenaufwand von 200 000 Mark ein neues massives und modernen Anforderungen entsprechendes Theater zugelegt, das sich in den Händen der „Oriental Theater Company" befindet. Neu-Chinatown dürfte also ein besseres Aroma verbreiten als der Stadtteil der alten Chinesenherrlichkeit — jene be—rühmten Odeurs, die der Missionar Gibson als



Ein neues Hotel, das aus Marmor erbaut worden ist.

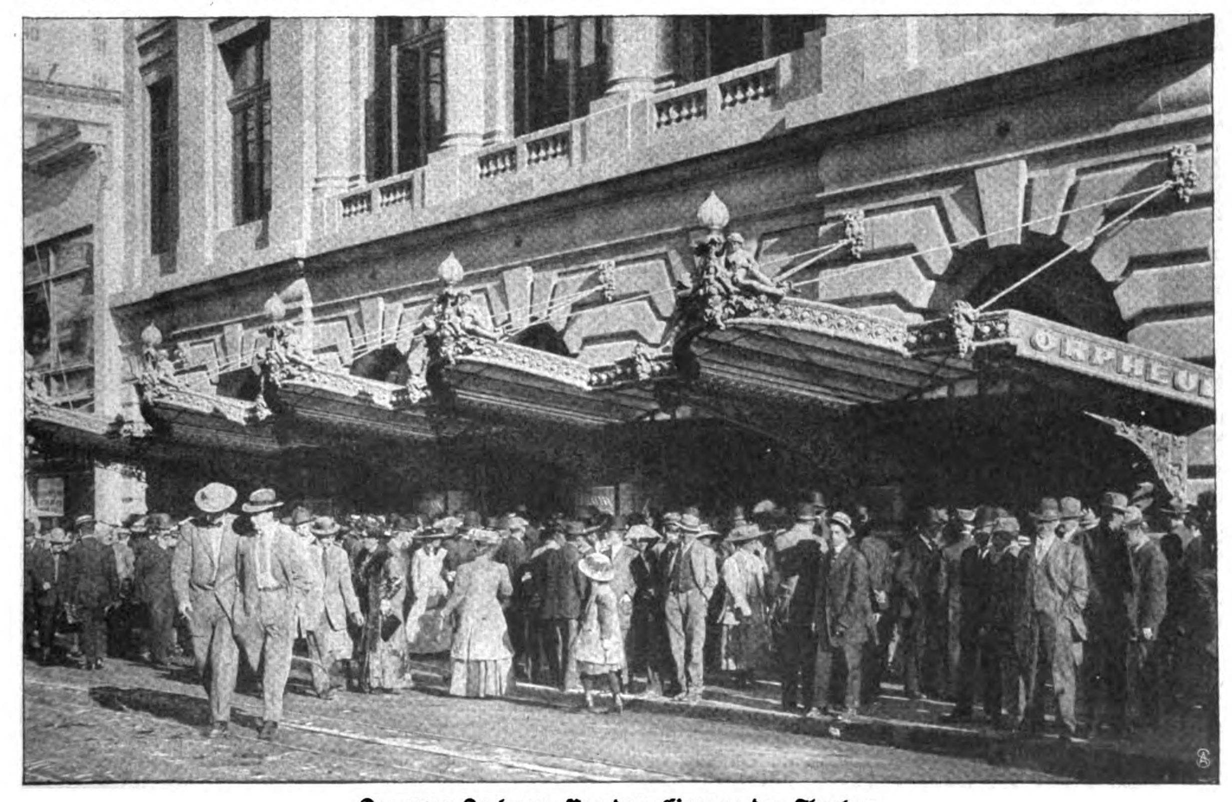




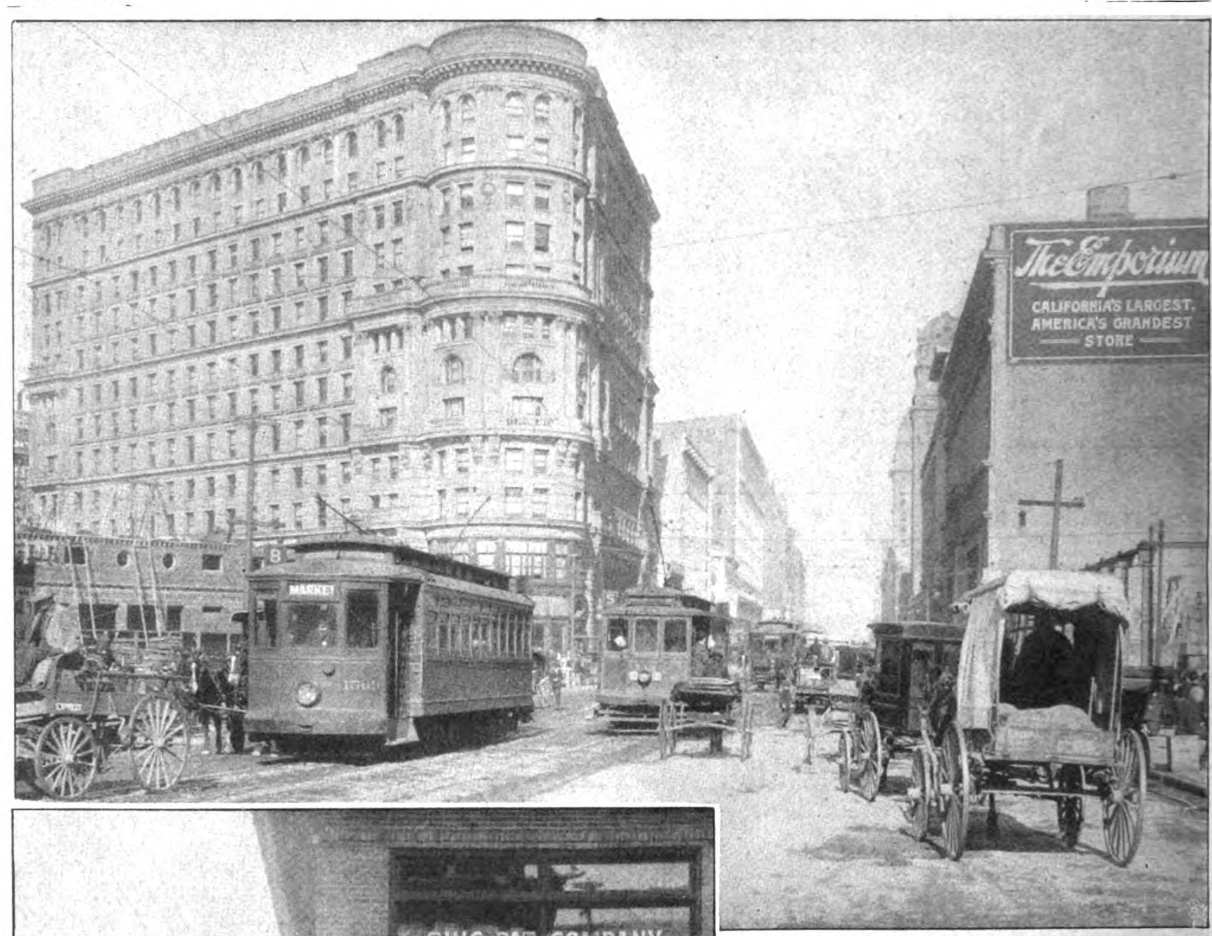
neu erbauten San Franzisko.

„ein Gemisch von rohem, gekochtem und im Kochen begriffenem Opium, vermischt mit dem Duft von trockenen und feuchten Tabaksblättern, getrockneten Fischen und Gemüsen sowie von Tausenden anderen Ingredienzen mit einem Zusatz des berüchtigten öligen Schiffsgeruches" analysiert hat. Natürlich sind auch die chinesischen Restaurants mit ihren orientalischen „Leckerbissen" aus Asche und Trümmern von 1906 wiedererstanden. Sie haben jedoch eine Konkurrenz in den neuen amerikanischen Restaurants gefunden, die heute ebenfalls chinesische Delikatessen servieren lassen.

Die Magenfrage hat ja von jeher in San Franzisko eine wichtige Rolle gespielt. Durch die herrlichen Erzeugnisse des kalifornischen Bodens verwöhnt, ist der Friskoer ein Epikureer geworden. Ein Gang durch den berühmten „California Market", die St. Franziskoer Markthalle, die an ihrem alten Fleck neu erstanden ist, beweist dem Fremdling, daß man sich in San Franzisko nichts abgehen läßt (Abb. S. 2057). Ich erinnere mich noch mit stillem Behagen, mit welchen fast an Andacht grenzenden Gefühlen ich die Riesenerdbeeren im „California Market" betrachtet habe. Wer keinen eigenen Haushalt führt, kommt mit an und für sich nur geringen Kosten in den zahlreichen amerikanischen, französischen, italienischen, spanischen und sonstigen fremdländischen Restaurants auf seine Kosten. Im Restaurantwesen ist San Franzisko wohl die kosmopolitischste Stadt der Welt. Alle Nationen und alle Speisen sind ver-



Das neue Orpheum: Vor dem Eingang des Theaters.



Blick auf die Marketstraße.

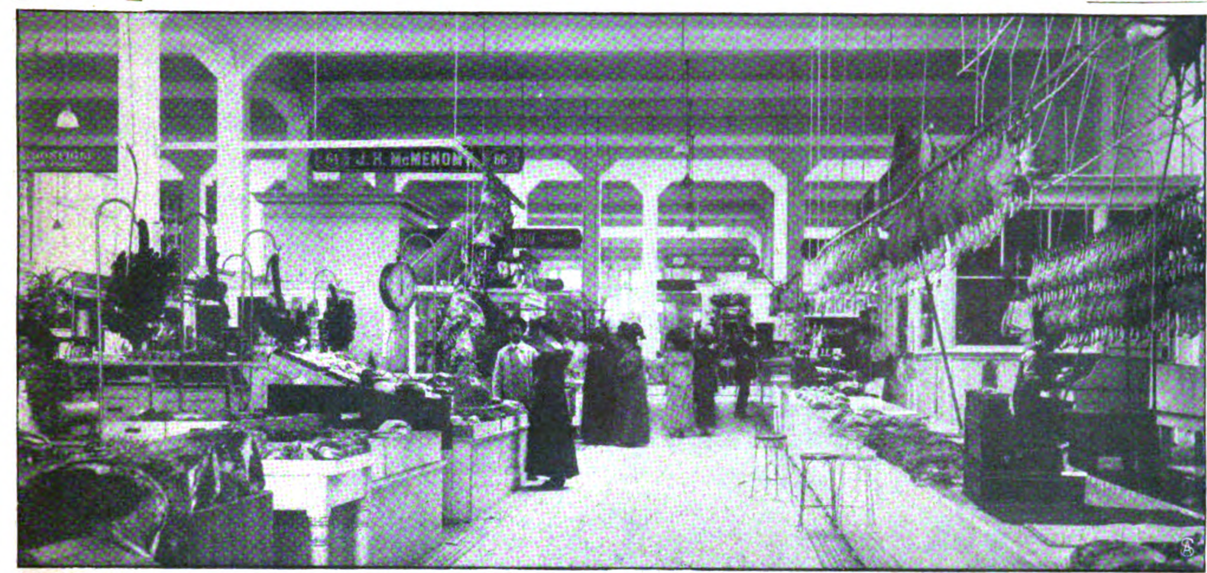


Aus dem neuen Chinesenviertel.

treten. Und die deutschen Quellen? Wer erinnert sich nicht Papa Vogelsangs, des „Louvre“ oder gar Normans neben der deutschen Zeitungsecke?

Ohne diese Heiterkeit ist San Franzisko eigentlich undenkbar. Der Friskoer muß sein Vergnügen haben. Das haben auch die Theaterunternehmer gewußt und noch inmitten des wüstesten Chaos mit dem Bau von neuen Theatern begonnen. Getreu dem alten Grundsatz „hin ist hin“, gab man sich nicht erst mit langen Präliminarien ab, sondern baute, wo gerade Platz war. Daher gehören die alten Theater fast alle der Vergangenheit an und haben in neuen Musentempeln, wie dem Van-Neß-Theater, dem „American“, dem „Prinzeß“, dem „Valencia“ und dem „Garrick“, eine Metamorphose gefunden. Nur das „Orpheum“ (Abb. S. 2055) und der „Alkazar“ sind neu erstanden. Neu-Frisko hat aber noch eine besondere Ueberraschung und Attraktion in Gestalt von zahlreichen „Kabaretten“ erhalten, und in jedem besseren „Café“ finden heute allabendlich musikalische Unterhaltungen statt.

Großen Wert hat man bei dem Wiederaufbau der Stadt auch auf die Errichtung genügender und guter Hotels gelegt. Eine Vorsehung, die sich bereits während



Innenraum der neuen Markthalle.

der kürzlich veranstalteten großen Portola-Festlichkeiten zur Einweihung der neuen Stadt sehr bewährt hat.

Läßt man die Errungenschaften San Franziskos in den letzten drei Jahren noch einmal Revue passieren, so kann man sich der Wahrheit der alten kalifornischen Redensart, daß San Franzisko mit einem goldenen Löffel im Munde geboren worden sei, nicht verschließen. Aus aller Misere, die die Stadt schon so oft befallen hat, ist sie immer siegreich hervorgegangen — schöner und prächtiger als zuvor. Die alten „Goldgräbertage", in denen in San Franzisko der Champagner wie Wasser geflossen ist, und wo, wie die alten Kalifornier behaupten, die Kinder mit den Zwanzigdollarstücken auf der Straße gespielt haben, sind allerdings vorbei, aber das ehemalige „Yerba Buena" ist die alte geblieben. Eine lebenslustige Stadt, eine Feindin jeder Hypochondrie.



An dem Kreuzpunkt der Geary-, Kearny- und Marketstraße.



Auf dem Modellmarkt.

Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 7 Spezialaufnahmen.



Drei gesuchte Charakterköpfe.

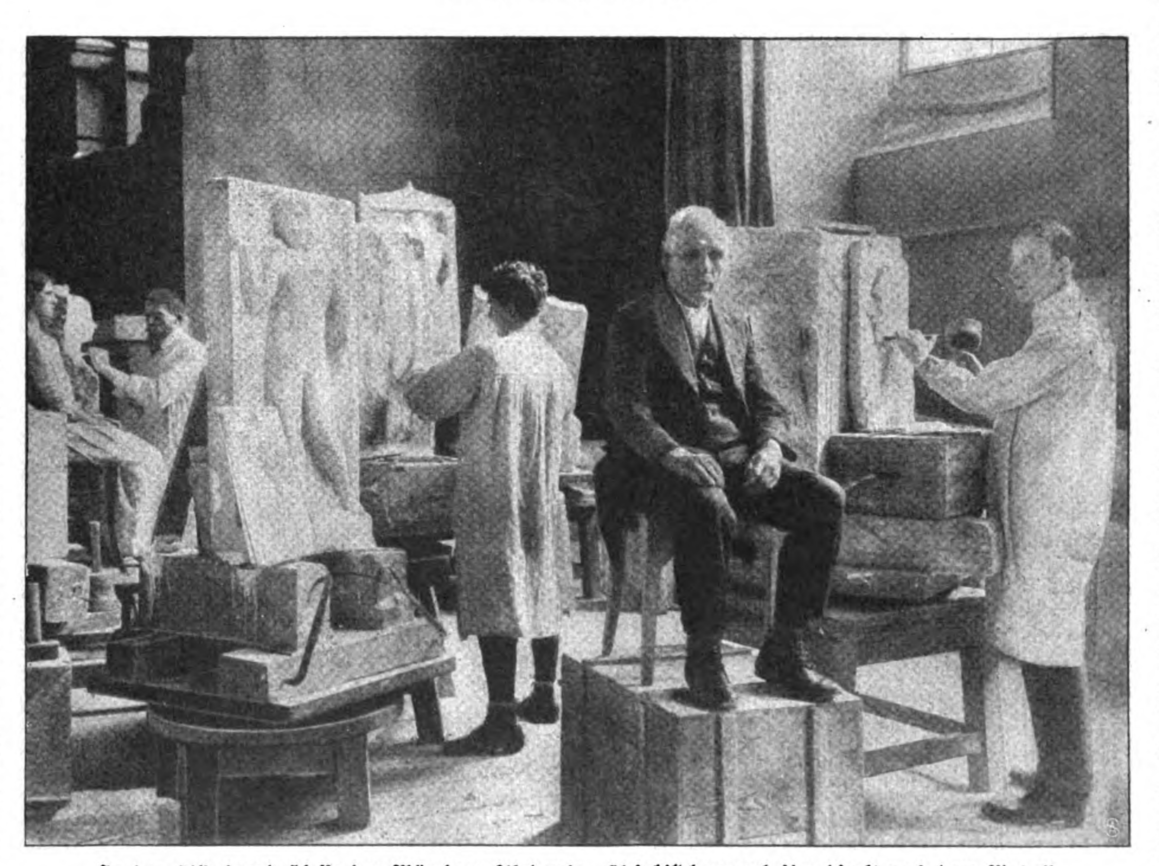
Ja, es ist so: Müsette führt auch heute noch in den Ateliers das Zepter ... Steigt herauf, ihr goldenen Träume von Liebe und Reichtum und göttergleicher Unsterblichkeit! Tausenden von Akademikern war Murgers „Zigeunerleben“ ein heiliges Vademekum, wo sie all den selbstgelebten Kampf und den alles besiegenden Leichtsinn wie im Spiegel sahen. Die Müsetten sterben ebensowenig aus wie die Marcels, die sechs Jahre lang mit wechselndem Glück an einem „Durchgang durch das Rote Meer“ malen. Die Welt bewegt sich weiter im Kreis. Und das sentimentale Allerweltsmodell „Trilby“ trällert immer noch durch die luftigen Ateliers, um die Maler und die Bildhauer mit den Formen ihres junonischen Fußes zu berauschen.

Der Künstler liebt das Leben mit gesteigertem Hochgefühl. Das Modell ist ihm die Sonne, die seine Inspiration befruchtet. Es ist Stütze und Regulator für die schaffende Hand. Er sucht es sich immer und überall. Man weiß, was Feuerbach in Rom seiner „Nanna“ verdankte. Er schrieb im Jahre 1862 hierüber an seine Mutter: „Ich habe das schönste Weib in Rom als Modell zu meiner alleinigen, unbedingten Verfügung, die mir alles zur Kunst bietet, eine Kombination, die alle hundert Jahre



Das Ewig-Weibliche auf dem Modellmarkt:
Die schöne Südländerin.

In Erwartung der Maler.



In der Hildebrand-Klasse der Münchner Akademie: Steinbildhauerarbeiten direkt nach dem Modell.



Das Urbild der Mütter.

vorkommt.“ Und ein andermal: „Meine besten Ideen verdanke ich der Frau, die mir für meine Kunst unentbehrlich geworden ist.“ Solche persönlichen Belege sind freilich selten; aber man darf ohne weiteres annehmen, daß derartiges in der Kunst zu den Alltäglichkeiten gehört. Auch wenn Böcklin den Verzicht auf die Modelle predigt und den Schaffensprozeß des Künstlers ganz ins Reich des reproduzierenden Gedächtnisses verweist. —

* * *

In einer Kunststadt wie München, wo gegen 4000 selbständige Künstler wohnen und an der Akademie außerdem noch 500 junge Leute in das Mysterium der Kunst eingeführt sein wollen, hat sich längst eine Zentralisation des Modellmarkts notwendig gemacht. Das untere Vestibül der Akademie ist dazu der richtige Platz. Dort strömt täglich in den ersten Vormittagstunden alles zusammen, was den Künstlern als Modell dienstbar sein will. Man sieht dort ein höchst eigenartiges Menschengemenge. Die verschiedensten Sprachen klingen ans Ohr. Neben robustem Männer- und Weibervolk steht manch gebrechlicher Alter, dessen ausdrucksvoller Charakterkopf von viel Mühsal erzählt. Und dazwischen, von bedürftigen Müttern geführt, immer eine große Anzahl Kinder, die den Glanz blumenhafter Unschuld in das ärmliche Marktbild bringen. Manchem von den Modellen hat der Beruf ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein auf die Mienen gelegt. Sie wissen, hier wird ein interessanter Kopf oder ein schöner ebenmäßiger Körper wie nirgendwo geehrt und gewertet. An diesen Ort kommen die Künstler, die alten und die jungen, von der Akademie sowohl wie von den Stadtateliers, um das zu holen, was sie brauchen, eine „Madonna“, einen „König“, einen „Landsknecht“, einen „Athleten“ oder einen „Frühling“ oder eine „Venus“, wie eben gerade die Darstellungsabsichten eingestellt sind. So hat Stuck den jungen Italiener „Domenico“ vor Jahren in den Ruf einer lokalen Berühmtheit gebracht, und um Uhdes „Neger“ (auf dem berühmten Dreikönigsbild) rissen sich Maler und Malerinnen. Und ist es nicht eine echte Huldigung vor dem Modellberuf, wenn die Münchner Akademiker ihren „Michel“ immer vor ihrer Ausstellung auf der Oktoberfestwiese in der schönen Maske der Pallas Athene aufstellen?

Man sieht an dem Betrag, den eine Akademie jährlich für Modellgeld ausgibt, welche Bedeutung heutzutage dem Modell zugewiesen wird. Die Münchner Akademie zahlt z. B. allein 28 000 Mark Modellgelder im Jahr und marschiert mit dieser Summe an der



Phot. Berl. Ill. Ges.

Im Garten der Münchner Akademie: Das Tiermodell an der Sonne.



Italienische Typen vom Modellmarkt.

Spitze sämtlicher künstlerischer Unterrichtsanstalten. Offiziell wird jetzt an der dortigen Akademie im Winter fünf, im Sommer sechs Stunden täglich nach lebendem Modell gearbeitet. Im allgemeinen wird für Kopfmodelle 70 Pfennig und für Aktmodelle 80 Pfennig bis 1 Mark für die Stunde vergütet. Die eigentlichen Berufsmodelle haben sich in letzter Zeit unter die Statuten einer Organisation gestellt.

* * *

Leonardo schrieb einmal über den Wert des Sehens folgende Worte, die ewige Gültigkeit haben: „Die Einbildungskraft sieht nicht solche hervorleuchtende Herrlichkeit, als das Auge erschaut."

Der Maler halte sich deshalb nur an die Natur Dort liegt sein Jungbrunnen. Von ihr erhält er das allein richtige Kriterium, das er je nach der Kraft seiner Persönlichkeit nachschaffend ausbeutet. Aus dieser Erkenntnis heraus geht man jetzt auch an den Akademien aus den Ateliers hinaus und malt z. B. Tiere im Freien, wie sie vom Fluidum der Luft und der Sonne umspielt sind. Und aus dem gleichen Grund sucht man neuerdings auch die Bildhauer zu ihrem eigentlichen Beruf zurückzuführen und sie wieder zu lehren, wie man ohne Verwendung eines Ton- oder Gipsmodells eine Figur direkt aus dem Stein meißelt.

Das sind alles Segnungen und Fortschritte, die namentlich in unserer Zeit nicht hoch genug veranschlagt werden können Die Revision des akademischen Unterrichts, die so lange auf sich warten ließ und jetzt endlich in Angriff genommen wird, nähert sich so wieder jener idealen Vollkommenheit, die den Künstler als wahren Bildner wirklich zu einem „Enkel Gottes" werden läßt.

Gegen Annemarie Müller.

Gerichtszene von Hans Hyan.

Der Gerichtsdiener rief den Namen auf, und vom Arm einer weinenden Dame löste sich ein junges Mädchen, das rasch in den Anklageraum trat. Als sie drin stand und die Tür hinter ihr ins Schloß fiel, blickten die tiefdunklen Augen unter den starken, schwarzen Brauen entsetzt umher. In dem schönen, bräunlichen, von einer gesunden Farbe überzogenen Gesicht zuckte und bebte es wie von verhaltener Erregung; und der junge protokollführende Referendar, der vorläufig allein am Gerichtstisch saß und ungeniert herüberstarrte, erwartete jeden Augenblick, Tränen aus den großen, schwarzen Augen der des Diebstahls Angeklagten hervorstürzen zu sehen. . . .

Aber in den kleinen Fäusten des Fräuleins gruben sich die Nägel tief ins Fleisch, und der scharfe, körperliche Schmerz half der Stolzen, sich bezwingen. Sie wollte stark sein und ruhig erscheinen, und sie hätte sich vorgenommen, nicht zu weinen; schon um



ihrer Mutter willen, die jetzt drüben im Zuschauerraum saß und fassungslos schluchzte. . . . So rang die Tapferkeit in dem jungen Mädchen, das seinen achtzehnten Geburtstag kaum gefeiert hatte, alle Schwäche und allen Kleinmut nieder. Der ihr angeborene Stolz gab ihr Haltung und ließ sie selbst jetzt beim Eintritt der Richter das Zittern der Erwartung bezwingen. . . .

„Sie heißen?" sagte der Vorsitzende, in den Akten blätternd.

„Annemarie Müller."

Der Richter sah auf und schien überrascht von dem Adel dieses jungen Gesichts, dessen jungfräulicher Mund seine Purpurlippen so herbe schloß. . . . Der Mann im schwarzen Talar las noch einmal in den Akten, schüttelte ein wenig den Kopf und fragte dann mit absichtlich gleichgültiger Stimme die Angeklagte nach ihrem übrigen Nationale. Bei der Frage „ledig" oder „verheiratet" vibrierten die feinen Flügel der ein wenig kühn gebogenen Nase, und das Grübchen in der linken Wange vertiefte sich. Dann dem matten „Setzen Sie sich!" des Präsidenten folgend, nahm die junge Dame sofort Platz.

Aber die nächsten Worte trieben sie ebenso schnell wieder empor.

„Sie werden beschuldigt, im Hause Ihrer Dienstherrschaft einen Diebstahl begangen zu haben. . . ."

„Das war gar nicht meine Dienstherrschaft!"

„Wieso? Sie waren doch da in Stellung? Sie . . ."

In diesem Moment öffnete sich ziemlich geräuschvoll die Tür des Gerichtsaals, und im wehenden Talar kam ein schlanker, noch jugendlicher Anwalt herein, der die goldene Brille auf der schmalen Nase zurechtrückte und sich sofort mit einer Entschuldigung an den Vorsitzenden wandte. . . . Eine Verteidigung, die sich über Erwarten hingezogen habe! Er hätte ja seinen Vertreter herschicken können, aber gerade hier, in diesem besonderen Fall! . . . Er hätte es seiner Klientin und deren Mutter — er nickte flüchtig nach dem Zuschauerraum hinüber — ausdrücklich versprochen, daß er sie persönlich vertreten wolle — er bäte also nochmals um Entschuldigung! . . .

Der Präsident und seine Beisitzer nickten kollegial von ihrer Erhöhung herunter. Und der vielbeschäftigte Anwalt ging schnell zur Anklagebank hin, wo er einige Sekunden leise mit dem in schwarze Seide gekleideten Fräulein redete. . . .

Der Vorsitzende schritt nun zum Namensaufruf der Zeugen. Es war ein Hausmädchen, eine Köchin und Frau von Heide. Als „Elvira von Heide" aufgerufen wurde, trat die Mutter vor, sagte, ihre Tochter wäre zur Stelle, sie möchte sie aber, mit der Erlaubnis des Herrn Vorsitzenden, nicht eher in den Gerichtsaal bringen, als bis dies absolut nötig wäre.

„Ist das Kind krank?" fragte der Richter.

„Leider!" nickte die Dame in einem Ton und mit einem Mienenspiel, die eine dem Vorsitzenden nicht recht erklärliche Entrüstung ausdrückten, „meine Tochter ist infolge dieser unangenehmen Geschichte derart nervös erregbar, daß unser Hausarzt ihre Zeugenvernehmung gar nicht zugeben wollte!"

„Darüber hat der Hausarzt weniger zu befinden!" sagte der Richter, in dessen etwas blassem Gesicht die Augen abwehrend blickten.

Die Dame biß sich auf die Lippen und ging nach einer höflichen Aufforderung des Vorsitzenden auf ihren Platz. Dann wurden die Zeugen vorläufig entlassen.

Für einen Augenblick herrschte eine Stille, in der man nur das krampfhaft unterdrückte Schluchzen der schon silberhaarigen Dame hörte, die gebeugt dicht hinter der den Zeugenraum abschließenden Schranke saß.

Der Richter blickte dorthin. Seine Stirn verdüsterte sich: das war so ein Fall, vor dem er wie jeder seiner Kollegen eine förmliche Angst hatte. Wo keine rechte Klarheit zu erlangen war, und wo man lieber Gott weiß was anderes getan haben würde, als eine Verurteilung herbeiführen, die sich angesichts der zwingenden Indizien schließlich doch nicht vermeiden lassen würde.

Er verlas nun ganz geschäftsmäßig die Anklage und fragte zum Schluß: „Angeklagte, was haben Sie darauf zu erwidern?"

„Daß ich den Schmuck nicht genommen habe, Herr Vorsitzender."

Das klang beinahe ebenso kühl und ruhig. Der Richter blickte interessiert auf, dieser Ton war ihm der liebste, der ermöglichte doch eine glatte Verhandlung. Aber trotzdem ließ er den Mann im Talar doch ein wenig ungünstiger von der Angeklagten denken, die unter dem Kreuzfeuer der Männerblicke jetzt leicht errötend ihren schönen Kopf senkte. Sie stand, trotz der Erlaubnis, sich zu setzen, noch immer aufrecht und fühlte die Augen der Richter auf sich ruhen, die ebenso wie der behäbig sich reckende Herr Staatsanwalt mit einem gewissen väterlichen Interesse ihre schöne, voll erblühte Gestalt betrachteten. . . .

„Nun erzählen Sie doch mal!" meinte der Vorsitzende fast gutmütig.

„Von Anfang an?" fragte Annemarie.

„Jawohl, von Anfang an."

„Also, da muß ich erst sagen, wie ich die Bekanntschaft von Frau von Heide gemacht habe. . . . Das war im Bade, in Nauheim, wo wir Mamas wegen und Frau von Heide Elviras wegen zur Kur waren. Da lernte ich das Kind kennen . . . und die Kleine, die . . ." Fräulein Annemarie wurde wieder ganz rot „. . . das Kind hatte mich so sehr lieb . . . und ich sie natürlich auch . . . so daß, als wir etwas früher abreisten, ich's Elvira fest versprechen mußte, wir wollten uns in Berlin wiedersehn. Das tat ich denn auch, das heißt, sie kam zu mir, denn ich wußte doch nicht so recht, ob unser Verkehr Frau von Heide angenehm sein würde. Aber weil sie mich selbst darum bat, die Mama mein ich, bin ich öfter hingekommen und habe das kleine Mädchen unterrichtet. . . ."

„Besitzen Sie denn die Qualifikation dazu?"

„Ja, ich habe das Lehrerinnenexamen gemacht."

„Um sich später damit zu ernähren?"

„Nein, wir sind vermögend." Sie sagte das mit der Gleichgültigkeit, mit der man irgendeines ganz nebensächlichen Umstandes Erwähnung tut, und fügte hinzu: „Ich habe so einen starken Drang nach Beschäftigung, und ich hätte auch wohl schon längst eine Stellung angenommen, aber Mama ist so oft leidend."

Ein besorgter, ängstlicher Blick flog zu der alten Dame hinüber. Der Präsident folgte diesem Blick.

„Ist das Ihre Frau Mutter? Warum ist sie denn nicht unter den Zeugen?"

„Dann hätte sie ja nicht der ganzen Verhandlung folgen können . . . darum haben wir davon Abstand genommen."

Der Rechtsanwalt mit dem brauenlosen und deshalb wenig ausdrucksvollen Gesicht nickte lebhaft und schien etwas bemerken zu wollen. Aber der Vorsitzende



ließ ihn nicht dazu kommen, er fragte viel mehr im Ton eines freundlichen Gesprächs als mit der Inquisitorstimme mancher Richter: „Ihr Herr Vater ist tot? Was war er denn?"

„Papa hatte eine Fabrik, die jetzt mein Vetter leitet. . . ."

Das Schluchzen hinter der Zeugenbank wurde wieder lauter. Der Vorsitzende schüttelte in leiser Mißbilligung den Kopf.

„Also bitte weiter, Fräulein Müller!"

„Ja . . . ich kam also täglich hin zu Frau von Heide . . . und unterrichtete das Kind."

„Gegen Entgelt?"

„Nein, das war ja rein freundschaftlich . . . ich hatte und habe Elvira eben sehr gern . . . und als Mama zu meiner Schwester verreist war, die in Duisburg verheiratet ist, da wohnte ich so lange bei Frau von Heide . . . und da passierte das!"

„Was passierte nun da?"

„Ja, Frau von Heide kam ein wertvoller Schmuck fort, ein Armband aus Saphiren und kleinen Brillanten, und . . . er wurde schließlich in meiner kleinen Handtasche gefunden."

„Na, wie kam denn die Dame darauf, überhaupt bei Ihnen nachzusuchen? Ein junges Mädchen in Ihrer Stellung, das obendrein von Hause aus wohlhabend ist und in einem so freundschaftlichen Verhältnis zur Familie steht, das kann doch eigentlich gar keinen Verdacht erwecken?"

Fräulein Annemarie zuckte ihre runden Schultern, etwas wie ein Lächeln ging um ihren roten Mund. Unter dieser so wenig harten Richterhand schien sie die Mißlichkeit ihrer Lage zu vergessen. . . .

„Frau von Heide ist wohl von etwas heftigem Temperament," sagte sie, „zuerst mußten die Mädchen ihre Koffer aufmachen . . . sie hatte ihnen gedroht, sie würde sonst sofort die Polizei holen lassen . . . na, und dann kam ich an die Reihe. . . ."

Der Vorsitzende blieb ein Weilchen still. Keine Miene in seinem von der richterlichen Gewohnheit geübten Gesicht zeigte, was er dachte; nur die Zeit, die er schweigend verstreichen ließ, schien anzudeuten, daß ihm dieses und jenes nicht in den Kopf wollte. . . .

„Sie behaupten jedenfalls, das Armband nicht genommen zu haben?"

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf. „Wie sollte ich wohl! . . . Frau von Heide meinte allerdings, weil ich den Schmuck immer so schön gefunden hätte . . . deswegen."

„Nun . . . und ist das wahr?"

Das „Ja", mit dem Annemarie antwortete, war von einer so freimütigen Offenheit, daß selbst der Staatsanwalt vergnügt lächelnd nickte.

„Wäre es denn nun möglich, daß vielleicht irgendein anderer Hausbewohner das Armband" — der Vorsitzende klopfte, als er das sagte, leicht auf das vor ihm auf dem grünen Tisch liegende Schmuckstück, „daß jemand anders das Armband genommen hätte und es Ihnen schließlich, in der Angst vor Entdeckung, in die Tasche gesteckt hat?"

Fräulein Annemarie schüttelte, zum Erstaunen aller, ihren ausdrucksvollen Kopf und sagte: „Nein, das glaub ich nicht! Es war ja niemand anders da als die beiden Dienstmädchen, die auch als Zeugen hier sind . . . und die . . . ich weiß nicht . . . ich trau es ihnen beiden nicht zu!"

Des Vorsitzenden Aufmerksamkeit steigerte sich. Er fühlte, daß es sich hier darum handelte, einen Frauencharakter zu ergründen, der entweder von einer maßlosen Verschlagenheit und Verbrechervorsicht war oder aber keinen andern Zug besaß als absolute Vornehmheit.

„Standen Sie sich gut mit den Mädchen?"

„Ja . . . das heißt, soweit das der gesellschaftliche Unterschied zuließ, wohl! . . . Ich glaube sogar, daß sie mich beide recht gern hatten. . . ."

„Und Sie hielten die Mädchen für ehrlich?"

„Soweit ich das beurteilen konnte, ja!"

„Können Sie uns nun irgendeine andere Erklärung geben, ich meine für das Verschwinden und Wiederauffinden des Armbands in Ihrer Tasche?"

Annemarie Müller hob leicht ihre kleinen, weißen Hände. „Ich wüßte wirklich nicht, Herr Präsident!"

„Dann müssen wir die Zeugen vernehmen. . . . Gerichtsdiener, die Zeugin Klinke!"

Ein blondes, schlankes Mädchen trat ein, die, nach ihren Personalien befragt, mit der Befangenheit kleiner Leute Auskunft gab und, krampfhaft den vollen Arm in die Höhe reckend, die Eidesformel nachsprach. Zu sagen hatte sie, die den denkbar besten Eindruck machte, so gut wie nichts. Nur gab sie an, daß sie, ebenso wie ihre Kollegin, die Köchin, auf die Beschuldigung der Frau von Heide den Dienst verlassen habe und jetzt anderweitig in Stellung sei.

Die nach ihr hereingerufene Köchin, eine knochenstarke, robuste Person, die schon über die Dreißig hinweg sein mochte, äußerte sich viel freier. Der Vorsitzende mußte ihr sogar einmal den Mund verbieten, als sie sagte, es wär 'ne Schande, wenn reiche Leute nichts anderes könnten, als sofort über die Dienstboten herfallen, wenn mal etwas fehlte . . . Sie sollten doch besser aufpassen auf ihre Sachen! „Und das jlaub ich auf ja keinen Fall," meinte sie zum Schluß, „daß Fräulein Müller das Armband jenommen hat! . . . die . . ."

„Was Sie glauben, ist hier vollkommen gleichgültig!" unterbrach der Präsident, „Sie können sich setzen! . . . Gerichtsdiener," wandte er sich an diesen, „die Zeugin von Heide!"

Eine Dame von starker und hoher Figur, die sich sehr selbstbewußt gab, trat herein. Sie ging ohne weiteres an den grünen Tisch heran und richtete, den vollen Arm leicht auf das Zeugenpult lehnend, ihre Blicke fest auf die Männer der Justiz. Ihr Gesicht war noch immer gerötet, wie von einer Aufregung, die sie nicht unterdrücken konnte. Die an sie gerichteten Fragen beantwortete sie mit einer Art von gezwungener Heftigkeit. Und als ihr der Eid abgenommen war, den sie hastig nachsprach, fragte sie schnell: „Darf ich etwas sagen?"

Der Vorsitzende nickte. „Bitte!"

„Ich ziehe meinen Strafantrag zurück!"

Nicht ohne eine gewisse Ironie erwiderte der Richter: „Das ist etwas, was viele möchten, nachdem sie durch ihre Anklage gegen den Beschuldigten ein Strafverfahren heraufbeschworen haben. Aber das Gesetz bietet dazu keine Handhabe. Denn nicht die Zeugin, sondern die Königliche Staatsanwaltschaft hat auf die Beschuldigung der Zeugin hin die Anklage erhoben! . . . Uebrigens . . ." er zögerte einen Augenblick, „es würde das Gericht interessieren, die Gründe für diese Zurücknahme des Strafantrags seitens der Zeugin kennen zu lernen! . . ."

„Der Grund dafür besteht ganz allein darin, daß



meine Tochter unglaublich unter dieser Geschichte leidet ... sie ist ... sie ist ein zartes Mädchen, und ... und ich selbst, ich habe, seitdem diese Geschichte spielt, keine Ruhe mehr vor ihr ... sie ist eben ein ganz törichtes Kind und will das nicht wahr haben ... wo doch kein Mensch daran zweifeln kann; denn einen größeren Beweis kann's doch nicht geben, als wenn das gestohlene Gut bei jemand gefunden wird! ..."

„Ueber die Beweiskraft der einzelnen Indizien wird das Gericht später zu befinden haben ..."

„Ja," fiel die Dame, deren Erregung offenbar mit jedem Augenblick größer wurde, ein, „das ist aber keine Kleinigkeit, daß dafür, daß man seine Pflicht tut, sogar die Zeitungen über einen herfallen! Wir werden heutzutage sowieso schon von allen Seiten angegriffen! Man tut doch schließlich bloß seine Pflicht, wenn man eine Diebin zur Anzeige bringt und ..."

Der Anwalt drüben hatte sich rasch erhoben. Er begann eben, mit scharfer Stimme und spitzigem Wort um Schutz für seine Klientin zu bitten. Doch der Vorsitzende wehrte ihm mit beruhigender Geste und sagte zu der Dame am Zeugenpult: „Sie dürfen auf keinen Fall in Ihren Bekundungen etwas aussprechen, das einer Beschuldigung gleichkommt ... Ein Angeklagter und ein Verurteilter ist nicht das gleiche. Und im Fall eines doch stets möglichen Freispruchs würde eine derartige Auslassung Ihrerseits als strafbare Beleidigung aufgefaßt werden können!"

„Aber, Herr Präsident ..."

„Ich muß die Zeugin bitten," die Stimme des Vorsitzenden schnitt wie ein Messer, „jetzt nur noch auf meine Fragen zu antworten! ... Erzählen Sie, bitte, wie Sie mit Fräulein Müller bekannt wurden?"

Mit einer noch stolzeren Kopfhaltung als früher bekundete Frau von Heide nun so ziemlich das gleiche, was vordem Fräulein Annemarie Müller ausgesagt hatte. Und die Dame verfehlte nicht, den Verkehr zwischen ihrem Haus und der Fabrikantentochter als einen Ausfluß ihres großen persönlichen Entgegenkommens hinzustellen sowie auch als Beweis, daß ihr jegliche Kastenvorurteile fernlägen.

Des Gerichtspräsidenten feingeschnittene Züge blieben bei den Ausführungen der Dame so unbeweglich wie vordem; aber der Staatsanwalt lachte lautlos über das ganze volle Gesicht, dessen breiten dunkeln Schnurrbart er ausstrich.

„Wie kamen Sie nun auf die Idee" — der Präsident vermied die Anrede offenbar absichtlich — „daß das Fräulein den Schmuck genommen haben könnte?"

„Weil sie stets ihre Tür zuschloß!"

„Wie ist das, Fräulein Müller?"

Das junge Mädchen nickte.

„Und warum? ... Sie können natürlich jede Aussage verweigern, wenn Sie sich dadurch strafbar zu machen glauben!" setzte der Richter hinzu, als er bemerkte, daß Annemarie nicht recht mit der Sprache herauskam.

„O nein," sagte sie, „das nicht! ... Es ist mir nur ein bißchen peinlich, das hier sagen zu müssen ..."

Der Präsident, der daran dachte, wie viele und weit schwerere Fälle heute noch ihrer Erledigung harrten, klopfte nervös auf die Tischplatte. „Na, also, bitte!"

„Frau von Heide schenkte meiner Korrespondenz eine zu große Aufmerksamkeit ..."

Der Vorsitzende sah die Zeugin an. Und Frau von Heide, leicht die Farbe wechselnd, gab zu, sie habe in mehrere Briefe, die im Zimmer des Fräuleins herumlagen, Einblick genommen; sie habe sich auch dazu berechtigt, ja sogar verpflichtet gefühlt, weil sie ja eben sozusagen bei der ... bei der Angeklagten Mutterstelle vertreten hätte! ...

Der Richter verzog den Mund ein wenig, dann sagte er: „Jedenfalls ist die Erklärung, die die Angeschuldigte für ihr Verhalten in dieser Hinsicht gibt, durchaus plausibel." — Der Staatsanwalt nickte. — „Wie erklärt sich aber nun die Zeugin den Widerspruch, daß ein Mädchen, das gutsituiert ist, und deren ganze Stellung zum Hause der Bestohlenen doch rein freundschaftlich aufgefaßt werden muß, daß die Angeklagte, sage ich, einen so schweren Vertrauensbruch und Diebstahl begangen haben soll? ... Denn darin liegt doch ein offenbarer Widerspruch! Dafür muß man doch eine Erklärung finden! ..."

Die Zeugin dachte nach, dann meinte sie achselzuckend: „Ich kenne ja die Verhältnisse der Angeklagten weniger ... aber der Schmuck war eben so kostbar ... und ..."

„Sie meinen, sie ist der Versuchung erlegen ... hm ... nun könnte man noch immer fragen, ob bei einer solchen Sachlage und wo Sie doch sofort wieder in den Besitz Ihres Eigentums kamen ... aber das bleibt sich ja am Ende gleich viel! ... Wir haben uns hier an die Tatsachen zu halten ... bitte die Zeugin Platz zu nehmen ... die Zeugin Elvira von Heide!"

Ein Kind wurde von einem Fräulein, das den Eindruck der Bonne machte, hereingeführt. Die Kleine war für ihr Alter, das sie gleich darauf mit zwölf Jahren angab, auffällig groß, aber sehr schlank. Ihr Haar leuchtete in dem durch die hohen Fenster hereinfallenden Licht des Frühlingstages wie Silber. Und die Augen in dem farblosen Gesichtchen, das verweint schien, waren ganz hellwasserblau mit Pupillen, die wie helle Sternchen glänzten.

Das Kind trat zaghaft an den Richtertisch, wo ihm der Vorsitzende sofort die Hand entgegenstreckte und ihm liebevoll zusprach.

„Sie hat es wirklich nicht getan, Herr Richter!" sagte das kleine Mädchen mit einer Stimme, in der schon wieder das Weinen hochquoll, „ich hab's Mama immerzu gesagt, meine Annemarie tut das nicht! ..."

„Nun laß, Elvira," begütigte der Präsident, „wir werden ja sehn, nicht wahr? ... und du, du mußt ..."

Er unterbrach sich, sprang auf und faßte nach dem Kind, das zusammensank.

„Sie wird ohnmächtig!" sagte er laut.

Die Mutter und das Fräulein sprangen zu. Auch der von der Verteidigung geforderte medizinische Sachverständige bemühte sich sofort um das Kind, das, als man ihm die Stirn mit ein wenig Wasser wusch, seine hellen Augen sofort wieder aufschlug und verwundert um sich schaute ...

Frau von Heide warf Blicke der Entrüstung zum Gerichtstisch hinüber, aber das zornige Stirnrunzeln des Vorsitzenden ließ die Aeußerungen, die ihr auf den Lippen schweben mochten, nicht laut werden.

Annemarie Müller hatte Tränen in ihren schönen Augen, in diesem Augenblick dachte sie nur an ihre kleine Freundin, die so lebhaft für sie eingetreten war, und der sie selbst nicht helfen konnte.

Frau von Heide wollte nicht zugeben, daß Elvira weitere Aussagen machte; das Kind sei leidend und



werde durch die Verhandlung immer mehr erregt! Doch der Sachverständige, den der Vorsitzende zu einer Meinungsäußerung aufforderte, war der Ansicht, daß dem Kind durch ein Verbot, hier für seine Freundin einzutreten, gesundheitlich viel eher geschadet werden würde ... Uebrigens glaube er, daß gerade die Aussage dieser jugendlichen Zeugin für den Prozeß von großer Wichtigkeit werden könnte! ...

Daraufhin wurde Elvira weiter vernommen.

Sie hatte erklärlicherweise nicht viel von Belang zu bekunden. Aber die Treue und Anhänglichkeit, mit der sie, entgegen ihrer Mutter, für die angeklagte Freundin eintrat, rührte jeden.

Und plötzlich, während sie noch so eifrig in ihrer kindlichen Weise sprach, schien es, als wolle sich der Ohnmachtsanfall von vorhin noch einmal wiederholen. Die aus dem schwarzen Kleid hervorlugenden mageren Aermchen, die sie im Eifer der Rede halb erhoben hatte, blieben in dieser Stellung, obwohl aus den halbgeöffneten Lippen kein Wort mehr drang. Dafür erweiterten sich die Pupillensternchen zu silbernen Kugeln, die das Blau der Iris ganz verschlangen ...

Der Präsident winkte verstohlen dem Mediziner. Aber das Kind wandte sich plötzlich von dem Richtertisch fort nach der Seite, wo die Anklagebank stand ... Mit tastenden, stoßartigen Schritten ging es schnell dorthin, reckte die nach oben offenen Händchen ihrer sie ängstlich beobachtenden Freundin entgegen und sagte leise, doch in dem totenstillen Saal wohl vernehmlich: „Da! Da! ... Nimm's! ... Mama braucht's nich zu sehn! ... Aber stille! ... Kein Wort, hörst du! ...“ Die Händchen der Traumwandelnden fingerten auf der Platte der Anklagebank umher.

„... Die Tasche ...“ sagte sie noch leiser, in ersterbendem Ton, um dann wankend gegen die Bank zu sinken, wo sie in Fräulein Annemaries Armen aus ihrem Zustand erwachte.

Aber sofort war Frau von Heide, die bisher nur durch den gebieterischen Wink des Vorsitzenden zurückgehalten worden war, an der Seite ihrer Tochter und zog Elvira fort von der Angeklagten, der sie Blicke der Verachtung zuwarf.

„Nun kann ich doch wohl mein Kind fortbringen lassen, oder sollen noch mehr solche Experimente vorgenommen werden?“

Der Richter beherrschte sich. „Das Kind mag den Saal verlassen; die Zeugin selbst bleibt zur Verfügung des Gerichts hier anwesend! ... Das Wort hat jetzt der Herr Sachverständige!“

Elvira ging am Arm der Bonne, ihrer Freundin noch lebhaft zunickend. Der Aufgerufene, ein bekannter Gehirnpathologe, erhob sich und sagte mit einem Lächeln: „Bei meiner Ladung zu dieser Verhandlung glaubte ich natürlich, ich sollte über einen Fall von wirklicher oder vermeintlicher Kleptomanie mein Gutachten abgeben. Es hätte sich dabei um die Person der Angeschuldigten Fräulein Annemarie Müller gehandelt. Nun ich glaube, mit mir hat jeder hier im Saal im Laufe dieser Verhandlung die Ueberzeugung gewonnen, daß wir es in der Angeklagten mit einer Dame von so klarem, ruhigem und schlichtem Wesen zu tun haben, daß da der Gedanke an Kleptomanie oder ähnlich wirre Zustände des Geistes und der Seele einfach absurd erscheinen muß ... Wenn aber die Verhandlung nach dieser Richtung hin für mich als Arzt auch nicht das Geringste ergeben hat, so habe ich an einer ganz anderen Stelle Beobachtungen gemacht, die nicht nur für mich, sondern auch für das Gericht von allergrößtem Interesse sein dürften.“

Der Sachverständige sah einen Augenblick zu Frau von Heide hinüber und fuhr dann, zum Vorsitzenden sich wendend, fort: „Ich werde in meinen Ausführungen nicht darum kommen, mich eingehend mit den soeben geschauten Vorgängen zu befassen und so vielleicht die Muttergefühle der Zeugin Frau von Heide verletzen ... Ich möchte den hohen Gerichtshof deshalb bitten, die Dame wenigstens vorläufig zu entlassen!“

Der Richter gab seine Einwilligung zu erkennen, und Frau von Heide verließ den Saal.

Alsdann zeichnete der Sachverständige mit einer Schärfe und Klarheit, die seinen Vortrag für jedermann verständlich machten, das Seelenbild dieses merkwürdigen und doch so sympathischen Kindes ... Einem tiefwurzelnden Nervenübel schrieb er die Ohnmachten der kleinen Elvira und diesen seltsamen, fast medialen Zustand zu, den sie alle soeben beobachtet hätten. Für ihn, so schloß er, bestände nicht der geringste Zweifel, daß Elvira von Heide in einem unbewußten Seelenzustand das Armband selbst in das Täschchen der Freundin hineingesteckt hätte ...

Der Staatsanwalt schüttelte leise den Kopf. Aber wie er sich nachher erhob, plädierte er selbst für ein „non liquet“ — der Fall erscheine zu wenig geklärt, um ein unbescholtenes Mädchen daraufhin für schuldig zu erklären und seiner bürgerlichen Ehre verlustig zu sprechen ...

Dann zog sich das Gericht zurück und kam bald wieder in den Saal. Der Vorsitzende sagte, nachdem die Zeugen sämtlich wieder eingetreten waren, mit starker Stimme: „Das Gericht hat nach eingehender Prüfung der Sachlage zu einem vollen Freispruch kommen müssen. Nicht allein die sehr wahrscheinlichen Schlußfolgerungen des Herrn Sachverständigen haben uns dies Verdikt aufgedrängt, sondern es ist vor allen Dingen die intensive Beobachtung der Angeklagten durch den Vorsitzenden und die Beisitzer des Gerichts während der Verhandlung gewesen, die uns zu unserm Urteil hat kommen lassen. Wer mit so reinem Angesicht vor seine Richter tritt und so ein gütiges Herz hat, der ist kein Dieb! Deshalb erkläre ich hiermit im Namen des Gerichts Fräulein Annemarie Müller vom Verdacht des Diebstahls für freigesprochen! Die Kosten der Verhandlung sind der Staatskasse aufzuerlegen!“ ...

Das schöne, schwarzhaarige Mädchen in der Anklagebank verneigte sich mit strahlenden Augen. Dann eilte sie hinaus, zu ihrer Mutter, die sie wortlos glücklich in ihre Arme schloß ...

Aphorismen.

Weltliche Freuden sind wie edler Wein: von Zeit zu Zeit genossen, sind sie Medizin; nur den Trinker stürzen sie ins Verderben.

Sprich immer und überall nur die Wahrheit; das heißt aber nicht, daß man eine jede Wahrheit sagen muß.

Es ist die größte Menschenfreundlichkeit, nie viel über Menschen zu reden.

Höflichkeit, die nur auf der Zunge liegt, ohne im Herzen zu wohnen, ist wie der süße Duft giftiger Blumen.

Sophie von Adelung.

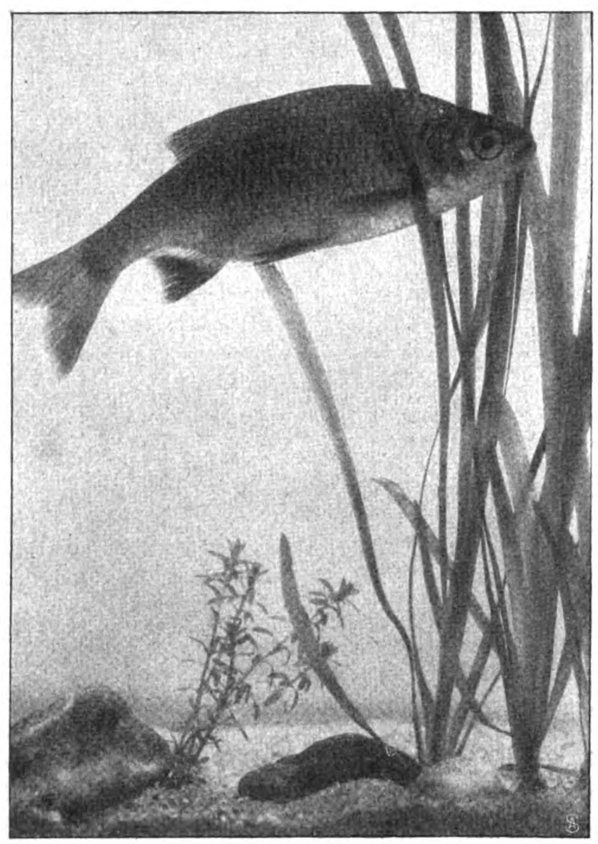


Fremdländische Aquarienfische.

Von Dr. Otto **Hermes**, Direktor des Berliner Aquariums.

Hierzu 8 Aufnahmen von Gebr. Haeckel.

Es liegt schon weit zurück, vor der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, als eine englische naturfreundliche Dame sich an weitere Kreise wandte mit der Anregung zur Einrichtung von Zimmeraquarien. Mit weiblich- oder mütterlich-pädagogischem Blick hatte sie den Wert eines derartigen **in** die Häuslichkeit verpflanzten Stückchens Freinatur für die Erziehung des Kindes, für die Weitung des Anschauungsvermögens, für die Schulung der Wahrnehmungs- und Auffassungs-



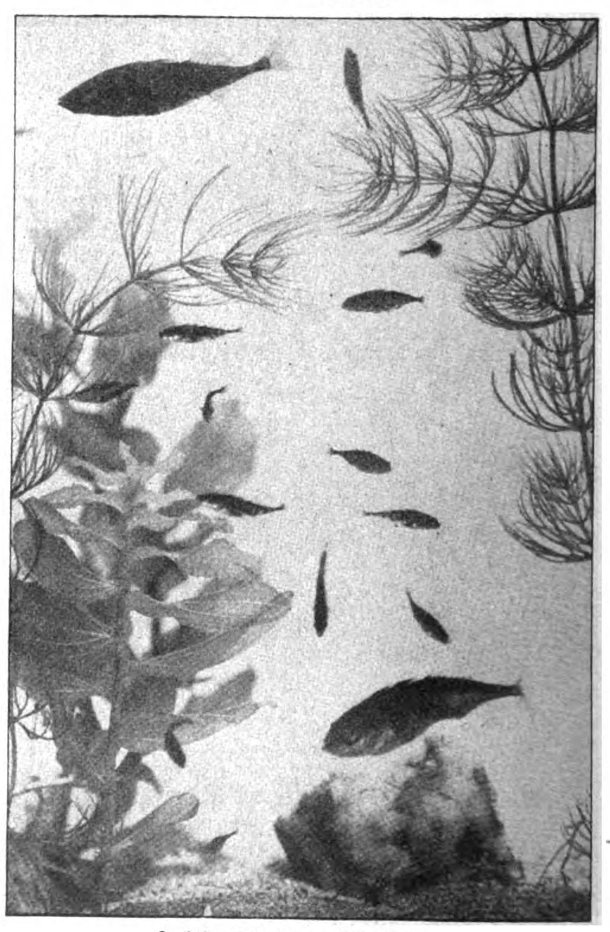
1 Der Moorkarpfen.



2. Die Gebirgselritze.

gabe, für Erweckung von Heimatliebe, für Anleitung zu vergleichenden Beobachtungen erkannt. Zwar wirkt auch der Blumentopf am Fenster, der Vogel im Käfig in entsprechendem Sinn, aber Blumen und Vögel sind Einzelwesen und darum nach jener Richtung nimmer so bedeutsam wie das Aquarium, das Pflanzen und Tiergemeinschaften dem Auge darbietet.

Ein halbes Jahrhundert ist auch verflossen, daß ein Deutscher, der Tharandter Hochschullehrer und durch seine gemeinverständlichen naturgeschichtlichen Schriften zum deutschen Volkslehrer gewordene E. A. Roßmäßler, in der „Gartenlaube" von 1856 den „See im Glas" zum erstenmal schilderte und dieser anziehenden Darstellung im folgenden Jahr ein die Aufgabe und Einrichtung, Bevölkerung und Pflege des „Süßwasser-



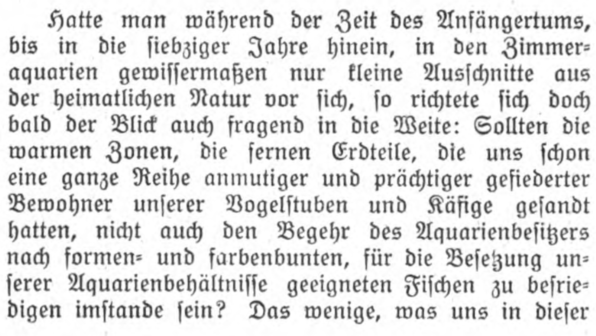
3. Alte und junge Stichlinge.



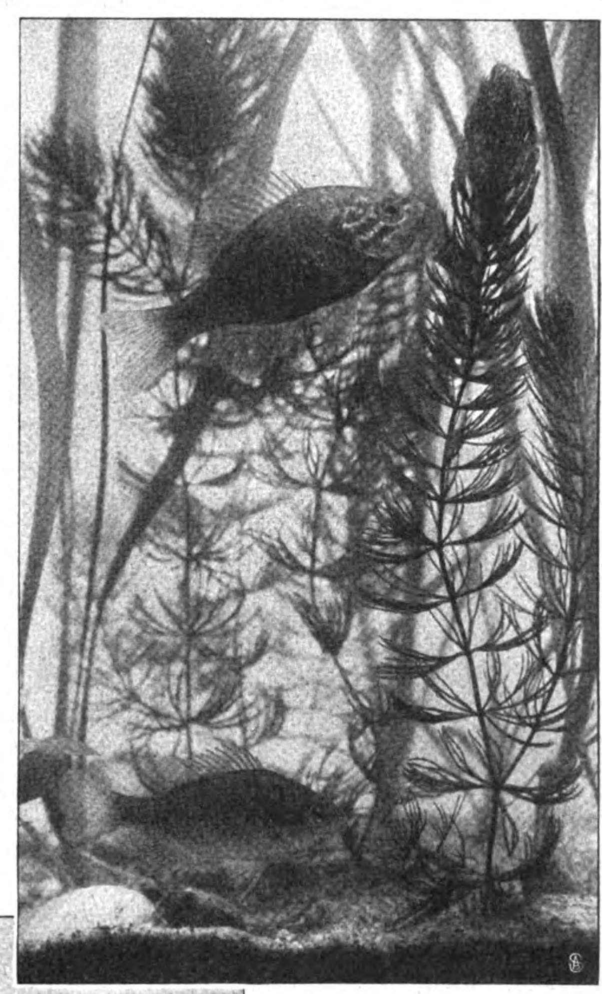


4. Pfauenaugensonnenfische.

aquarium“ behandelndes Buch folgen ließ — ohne ahnen zu können, zu welcher Blüte und Bedeutung und wissenschaftlichen Höhe die angeregte Liebhaberei aus solch bescheidenen Anfängen emporsteigen würde.

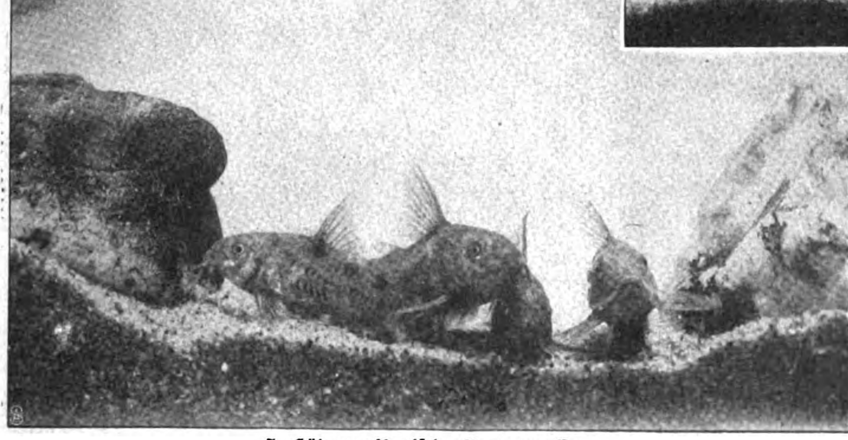


Hatte man während der Zeit des Anfängertums, bis in die siebziger Jahre hinein, in den Zimmeraquarien gewissermaßen nur kleine Ausschnitte aus der heimatlichen Natur vor sich, so richtete sich doch bald der Blick auch fragend in die Weite: Sollten die warmen Zonen, die fernen Erdteile, die uns schon eine ganze Reihe anmutiger und prächtiger gefiederter Bewohner unserer Vogelstuben und Käfige gesandt hatten, nicht auch den Begehr des Aquarienbesitzers nach formen- und farbenbunten, für die Besetzung unserer Aquarienbehältnisse geeigneten Fischen zu befriedigen imstande sein? Das wenige, was uns in dieser



6. Großohriger Sonnenfisch.

Beziehung schon verfügbar war: der Goldfisch und seine Spielarten aus dem „Himmlischen Reich“ schienen diese Frage zu bejahen. Aber nur langsam entwickelte sich die Zuführung fremder Gäste. Als vor einem Vierteljahrhundert Dürigen seine „Fremdländischen Zierfische“ herausbrachte, da hatte er außer dem Goldfisch und dessen absonderlichen chinesischen, japanischen und deutschen Varietäten

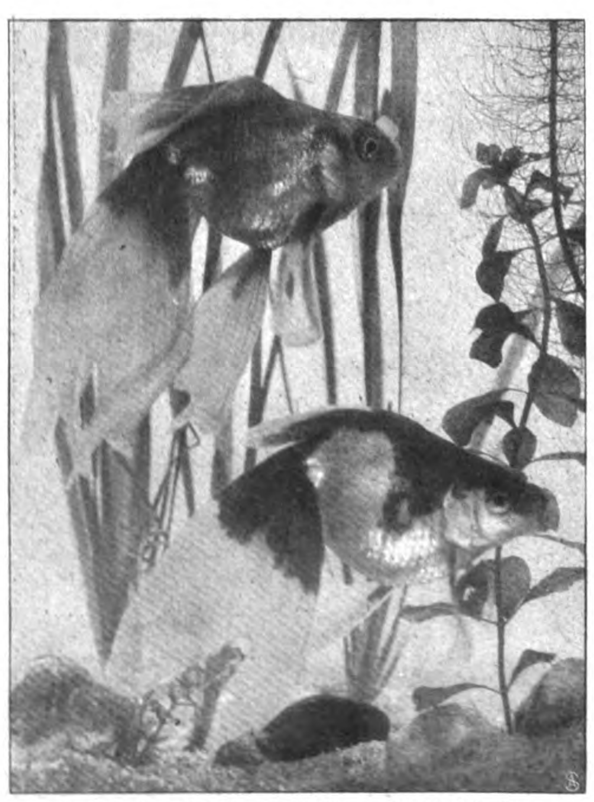


5. Südamerikanische Panzerwelse.

nur fünf Spezies vor sich; in der zwölf Jahre später erschienenen zweiten Ausgabe der Schrift galt es indes, bereits mehr als zehnmal so viel Arten zu berücksichtigen. Ein gewaltig anwachsender Eifer setzte ein, die Liebhaber fragten fortgesetzt nach Neuheiten, Berufzüchter wußten in überseeischen Ländern Verbindungen anzuknüpfen und Bekannte für die Angelegenheit zu gewinnen, andere suchten durch Aussetzung von Einfuhrprämien Schiffsfahrer dafür zu interessieren, selbst Sammelreisen wurden von deutschen Firmen unternommen. Ein Transport folgte dem andern, fast jeder brachte vollständig neue, bis dahin unbekannte Erscheinungen mit, so daß man heute, will man alle verzeichnen, bereits hohe dreistellige Zahlen zu verwenden genötigt ist.

Sonderbarerweise gewöhnen sich diese ausländischen Schuppenträger fast durchweg leichter an die Haltung im Zimmer und beanspruchen (selbst jene, die zum Aufenthalt erwärmtes Wasser bedürfen) im allgemeinen bei weitem nicht die Aufmerksamkeit und sorgsame Pflege wie die Fische unserer einheimischen Gewässer.

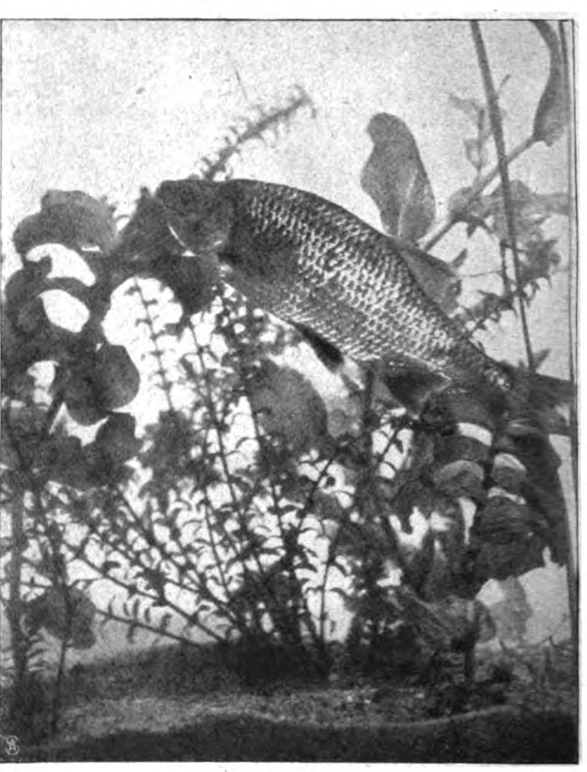
Von deutschen Fischen werden uns hier im Bild drei Arten vergegenwärtigt: Die muntere, flinke Gebirgselritze (Abbildung 2), der wie diese zu den Karpfenfischen zählende und als eine Abart der bekannten Karausche betrachtete Moorkarpfen oder Giebel (Abbildung 1) und der durch sein Gebaren und seinen



7. Eine Spielart des Goldfisches: Schleierschwänze.

Nestbau, die Kämpfe und Brutpflege der Männchen den Beobachter aufs höchste ergötzende, im Gegensatz zu den vorigen beiden als einen Raubfisch anzusprechende Stichling (Abbildung 3), von dem unsere Aufnahme eine niedliche Gruppe von alt und jung zeigt.

Eine Ausstellung fremdländischer Zierfische hinwiederum läßt uns einen Blick tun in eine völlig neue Welt und in erster Linie eine Reihe der herrlichsten Geschöpfe des Wunderlandes Indien an uns vorüberziehen; ihnen schließen sich eigentümliche und farbenprächtige Formen der Fischfauna Westafrikas und Südamerikas, auch Japans und kleinerer Gebiete an,



8. Indische Barbe.

und durch eine Anzahl Süßwasserbewohner ist dann besonders Nordamerika vertreten.

Gerade die nordamerikanischen Arten, in der Hauptsache nette, bunte Barschfische aus der Familie oder Unterfamilie der Sonnenfische oder Centrarchiden, empfehlen sich dem Anfänger, indem sie nicht wärmer gehalten zu werden brauchen als unsere deutschen Fische. Zwei hier beigegebene Bilder lassen uns zwei der beliebtesten Arten dieser kleinen, kecken Stachelflosser unterscheiden: den durch ein Pfauenauge auf der Rückenflosse ausgezeichneten Pfauenaugensonnenfisch (Abbildung 4) in einem mit feinverästeltem Tausendblatt u. a. bestandenen Gefäß und den oliv, blau und orange gezeichneten großohrigen Sonnenfisch (Abbildung 6) in einem von Hornkraut durchwachsenen Behälter.

Die durch Züchtungskunst hervorgebrachten Spielarten des Goldfisches wissen sich dauernd ihren Freundeskreis zu sichern. Mögen einige von ihnen, so der röhrenaugige Teleskopfisch, der kurz und oval gebaute und ohne Rückenflosse gezüchtete Eierfisch, bizarr erscheinen; andere erregen durch die Feinheiten in der Flossengliederung usw. allgemeine Bewunderung, allen voran der durch üppigen, zarten, weichen, durchsichtigen, wie ein weißer Schleier niederwallenden Schwanz einzig dastehende Schleierschwanz (Abbildung 7).

Die weitverzweigte Familie der Karpfenfische umschließt auch die Sippe der Barben (Abbildung 8),

reizende, kleine, farbenschillernde Süßwasserbewohner, von welchen uns Indien allein etwa ein Dutzend Arten beschert hat. Sie verlangen wärmeres Wasser, bereiten aber dem Besitzer die hohe Freude, daß sie sich im Aquarium vermehren.

Auch die auf Abbildung 5 dargestellten fingerlangen, an Rumpf und Kopf mit Schildern geschützten Panzerwelse aus Südamerika, ganz absonderliche Gesellen, pflanzen sich im Zimmeraquarium fort. Außer diesen aber ein ganzes Heer anderer hochinteressanter Spezies aus der Familie der Labyrinthfische, Chromiden, Zahnkarpfen u. a., und zwar in oft so anziehender und merkwürdiger Weise, daß dies nur im Rahmen einer besonderen Abhandlung darzulegen möglich wäre.

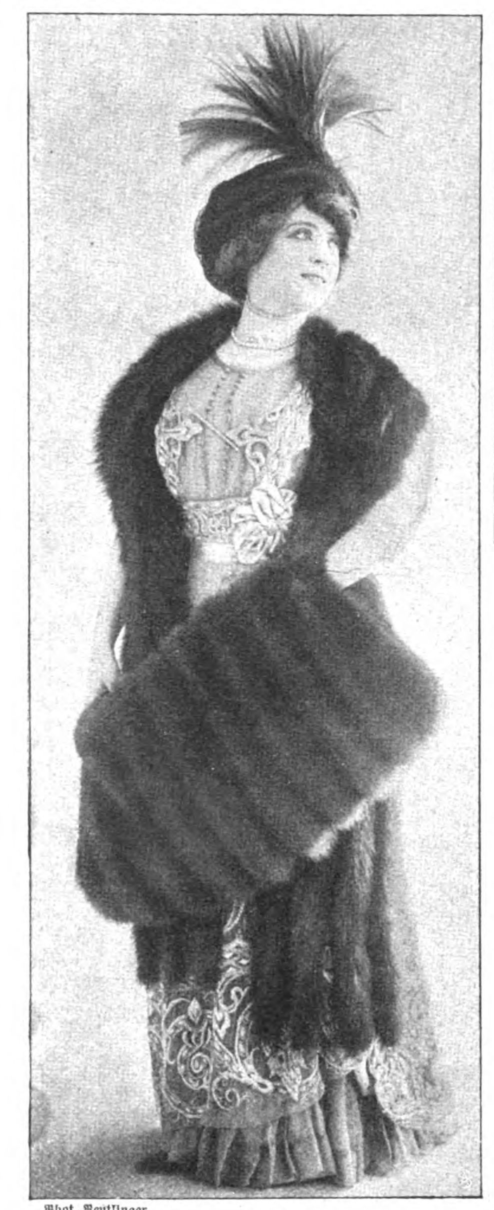
Bilder aus aller Welt.

In Brescia wurde vor einiger Zeit in Anwesenheit des Königs ein Denkmal des verstorbenen italienischen Staatsmanns und Rechtsgelehrten Guiseppe Zanardelli enthüllt. Das bronzene Standbild, das den berühmten radikalen Politiker und einstigen Ministerpräsidenten auf dem kurulischen Stuhle darstellt, ist eine Schöpfung des Bildhauers David Calandra, der trotz seiner Jugend zu den bedeutendsten lebenden Künstlern Italiens, des klassischen Landes der Skulpturen, gezählt wird.

Der Winter bringt uns Muffen, die in ihrer Größe an bequeme Fußsäcke erinnern und sich, je nach Geschmack und Laune, bald in die Breite und bald in die Länge dehnen. Russischer Zobel, Himalajafuchs und Alaskabär sind die Pelzarten, die zu diesen Riesenhandwärmern am meisten Verwendung finden.

Seit dem Beginn dieser Herbstsaison besitzt Basel ein schönes neues Stadttheater. Es steht an derselben Stelle, wo sich das alte Theater befand, das durch einen Brand zerstört wurde.

Das in Brescia enthüllte Denkmal des italienischen Politikers Zanardelli von David Calandra.



Phot. Reutlinger.

Eine moderne Zobelgarnitur.



Hofphot. Spreng.

Das neue Stadttheater in Basel.



Die rheinische Industrie hat in dem Geh. Kommerzienrat Gustav Selve einen ihrer tüchtigsten und bedeutendsten Vertreter verloren. Er trat als Lehrling in eine kleine Drahtzieherei und konnte bald ein eigenes kleines Werk begründen, aus dem sich unter seiner Leitung die gewaltigen Werke der Firma Basse und Selve in Altena entwickelten, die jetzt über 4000 Arbeiter beschäftigen und in der Kupfer- und Aluminiumindustrie eine führende Stellung innehaben. Auch außerhalb seines Berufslebens hat sich Selve durch die eifrige Förderung gemeinnütziger Anstalten, besonders durch die Errichtung von Lungenheilstätten, sehr verdient gemacht.

Am 24. November feiert einer der populärsten unserer Maler, Prof. Max Friedrich Koch, seinen fünfzigsten Geburtstag. Der Künstler, der als Lehrer am Kgl. Kunstgewerbemuseum in Berlin wirkt, hat viele öffentliche Gebäude in allen Teilen Deutschlands mit prächtigen Wand- und Deckengemälden geschmückt.



Phot. Reutlinger.

Die Riesenmuffen dieser Saison.



Phot. v. Stuppenberg.

Geh. Kommerzienrat Gustav Selve † hervorragender Großindustrieller.



Phot. Linkhorst.

Professor Max Koch (Berlin) feierte seinen 50. Geburtstag.

Schluß des redaktionellen Teils.

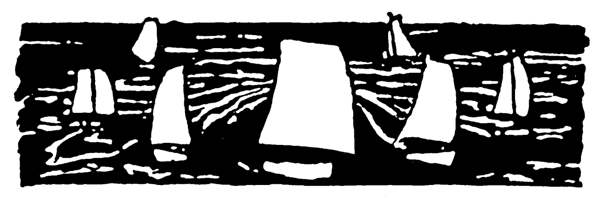




DIE·WOCHE

Nummer 49. Berlin, den 4. Dezember 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 49.



Die sieben Tage der Woche.

25. November.

König Ferdinand von Bulgarien stattet dem König Peter von Serbien in Belgrad einen Besuch ab.

26. November.

Aus Fiume kommt die Meldung, daß die beiden deutschen Luftschiffer Dr. Brinkmann-Berlin und Architekt Francke-Kolmar (Portr. S. 2086), die am 22. November in Schmargendorf mit dem Ballon „Kolmar" aufgestiegen waren, bei Krasica abgestürzt sind und den Tod gefunden haben.

Amtlich wird bekannt gegeben, daß der anhaltische Staatsminister von Dallwitz (Portr. S. 2079) zum Nachfolger des am 1. Januar in den Ruhestand tretenden Oberpräsidenten von Schlesien Grafen von Zedlitz und Trützschler ernannt worden ist.

Die Zweite Badische Kammer wählt den Nationalliberalen Rohrhurst zum Präsidenten, den Sozialdemokraten Geiß, nachdem der Zentrumsführer Fehrenbach abgelehnt hat, zum Ersten und den Demokraten Dr. Heimburger zum Zweiten Vizepräsidenten.

Bei der Reichstagsersatzwahl in Halle a. S. wird an Stelle des verstorbenen freisinnigen Abgeordneten Schmidt der Sozialdemokrat Kunert gewählt.

In Linz wird der Oberleutnant Hofrichter (Portr. S. 2084) verhaftet unter dem Verdacht, an eine Anzahl von Kameraden, die ihn im Avancement überflügelt hatten, mit Zyankali vermischte Pulver als angebliche Heilmittel gegen Nervosität versandt zu haben.

27. November.

In Asuncion wird ein Auslieferungsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und der Republik Paraguay unterzeichnet.

28. November.

Die sechste ordentliche Generalversammlung der Deutschen Mittelstandsvereinigung spricht sich einstimmig für ein Zusammengehen mit dem Hansabund unter Aufrechterhaltung ihrer unbedingten Selbständigkeit aus.

Der Stellvertreter des Pariser Platzkommandanten General Virand wird durch einen von einem Algerier abgefeuerten, dem Kriegsminister zugedachten Revolverschuß schwer verletzt.

Das rumänische Parlament wird durch König Karl mit Verlesung einer Thronrede eröffnet.

29. November.

Aus Petersburg wird berichtet, daß der finnländische Senat vom Zaren den Befehl erhalten habe, Maßregeln zur Aufhebung des finnländischen Militärobergerichts zu treffen.

30. November.

Der deutsche Reichstag wird feierlich mit der Verlesung einer Thronrede durch den Kaiser eröffnet, der darin seine Befriedigung über die Ausführung des deutsch-französischen Marokkoabkommens und dem Vertrauen Ausdruck gibt, daß das Zusammenhalten der Dreibundmächte auch ferner seine Kraft für die Wohlfahrt ihrer Völker und die Erhaltung des Friedens bewähren werde.

Bei den Nachwahlen zum Abgeordnetenhause in Berlin werden die Sozialdemokraten Borgmann, Heimann und Hirsch wiedergewählt, der Sozialdemokrat Hoffmann unterliegt dem Freisinnigen Dr. Runze.

Der mecklenburgische Landtag lehnt die Regierungsvorlage über die Reform der Verfassung ab.

1. Dezember.

Das englische Oberhaus nimmt mit 350 gegen 75 Stimmen die Resolution des Lords Lansdowne an, die gleichbedeutend mit der Ablehnung des Budgets ist.

Moderne Borgias.

Von Dr. Robert Hessen.

Zum Glück ist der unselige Hauptmann M. vom Generalstab in Wien der einzige geblieben, der dem geplanten Massengiftmord, von dem noch alle Zeitungen voll sind, zum Opfer fiel. Der Trick selbst mit seinen „Kräftigungspillen" erweist sich als eine ziemlich plumpe Spekulation auf die Leichtgläubigkeit. Indessen ist Leichtgläubigkeit ja viel mehr ein Fehler des Temperaments als des Intellekts. Die Hast, mit der gänzlich unkontrollierbare „ärztliche Ratschläge" mitunter selbst in hochgebildeten Kreisen befolgt werden, hat wieder einmal eine grelle Beleuchtung erfahren; das ist die eine Seite der Sache.

Die Zahl der beabsichtigten Opfer, die zunächst mit vierzig angegeben wurde, hat sich inzwischen stark reduziert, man spricht von sechzehn oder gar nur von zehn. Doch scheinen auch Briefe wohl empfangen, aber nicht gemeldet worden zu sein.

Der Trieb, mitten im Frieden eine größere Masse von Menschen umzubringen, wurde früher meistens einem besonders robusten und leistungsfähigen Gewissen zugeschrieben. Goethe sagt ja, jeder Handelnde sei gewissenlos. Wie etwa nach der Kriegserklärung die Zivilbehörden in den Hintergrund treten. Gar kein Gewissen ist also in manchen Fällen noch viel wirksamer als ein robustes. Daher sind auch alle echten Verbrecher mit einer völligen Gleichgültigkeit gegen die eigene Spezies behaftet, ja sie prahlen untereinander mit den abgelegten Beweisen höchster Herzenskälte. Doch obschon wir bei solchen Gelegenheiten gern von moralischen Defekten, gemütlicher Mißbildung, Perver-

sität, Dämmerungzustand und Verrücktheit reden, richten sich, um Analogien zu finden, unsere Blicke nicht nach den Irrenhäusern, sondern immer wieder zurück auf jenen seltsamen Völkerfrühling, da sich die wiedererwachte menschliche Natur von den Folterqualen der mittelalterlichen Aszese gründlich erholte und unter andern Lebensbejahungen auch der „zum Kunstwerk erhobene" Mord am lieben Nächsten nur als eins von vielen Zeichen geistiger Gesundheit galt. Nicht in Deutschland; denn der Deutsche hat sich gerade damals im innersten Gewissen zerquält um Gegenstände, die von andern auf die leichte Achsel genommen wurden; wohl aber in Italien, wo der Realismus altrömischer Staatskunst in Ueberlieferungen und Grundsätzen fortlebte, wie sie sich heute vielleicht nur noch in der überlegenen englischen Diplomatie vorfinden. Die Zeitgenossen Machiavellis fragten sich, weshalb man einen Menschen, auf dessen Untergang man sinne, zu diesem Zweck nicht auch noch betrügen solle, und kamen zu dem logischen Schluß: daß, wenn ein Verbrechen in jedem Fall Unrecht sei, es doch weit vorteilhafter bliebe, es heimlich abzumachen. Darum, wenn wir von den Giftpillen in Wien hören oder von Jack dem Aufschlitzer, der ja nebenbei auch ein emsiger Strychninvergifter gewesen sein soll, oder von dem Schurken und Blaubart Hoch, der fünfzig Gattinnen in den verschiedensten Teilen der Vereinigten Staaten heimlich beseitigte, denken wir auch heute noch trotz aller psychiatrischen Schulung zuerst an das Zeitalter der beiden Borgias, Alexanders VI. und seines Sohnes Cesare.

Die beiden arbeiteten freilich durchaus nicht nur mit Gift. Sie fanden diese Methoden zwar in höchster Verfeinerung vor, so daß der Gast, den sie luden, nie wissen konnte, ob er nicht in irgendeiner schmackhaften Frucht oder beim Herausgehen, an der Türklinke sich ritzend, den tödlichen Saft empfangen und mit nach Hause nehmen würde, ja viele ihr Testament machten, sobald sie gewisse Einladungen zu Tisch erhielten, aber nicht ablehnen konnten gleich unserm Albrecht Dürer, der den venezianischen Malern, die er übertroffen und die ihn dafür zu einem Abendessen geladen hatten, höflichst danken ließ. Allerdings hat sich nicht nur für Katharina von Medici, die mit ihren Tierversuchen in gar üblem Ruf stand, ein Ehrenretter gefunden, sondern in Gregorovius auch einer für Lukrezia Borgia, Cesares schöne Schwester, die neuerdings von gewissen Forschern für so durchaus alltäglich erklärt wird, daß man schon ihrer sanften Gewöhnlichkeit wegen ihr die Verbrechen gar nicht zutrauen dürfte, die ihr früher nachgesagt wurden. Aber Cesare selbst, dieser heißblütige Wildling, hat auch ganz offen gemordet und einmal einen Widersacher, dem er mit dem Degen nachlief, und der sich in Alexanders Gemächer flüchtete, in den Armen dieses seines Vaters erstochen.

Die Gifte, die in Gebrauch waren, als die europäische Chemie noch in den Kinderschuhen stak, scheinen meist orientalischen und vorzüglich indischen Ursprungs gewesen zu sein. Es gab unter diesen Schlangen- und Pflanzengiften so raffinierte, daß sie den Tod nicht auf einmal, sondern in einem wochen-, monate-, jahrelangen Siechtum herbeiführten. Andere täuschten Krankheiten vor, wie z. B. die Ruhr, und führten durch fortgesetzte Darmblutung den Untergang herbei. Der in ein großes Dichtwerk verwobene, erschütterndste Fall dieser Art rührt vom berüchtigten englischen Giftmischer Earl of Leicester her, dem Liebling Elisabeths, dem im ganzen fünf Morde nachgesagt wurden, darunter der seiner unglücklichen ersten Gattin Amy Robsart, was ihn aber nicht im allermindesten hinderte, bei Hof und im Lande bis zu seinem seligen Ende (1588) die erste Rolle zu spielen.

Sein Stallmeister Blount, den er 1560 vom Hoflager zu Windsor an den Tatort Cunmor Place zu Amys Begräbnis abgesandt hatte, kam dort früher an, als der Bote mit der Todesnachricht abgegangen war, und Kanzler Burghley warnte deshalb eines Tages die Königin vor diesem Gatten mit den Worten: „Er ist geschändet durch den Tod seines Weibes." Allein 1575 stand er noch immer in Gunst und warb um die „maiden queen" mit Festen, von denen sich in Shakespeares „Sommernachtstraum" allerlei poetische Nachklänge finden. Diese Feste besuchte auch die schöne Lady Essex, während ihr Gemahl in Irland Krieg führte, und wurde Leicesters Gattin, sobald Graf Essex am 22. September 1576 zu Dublin unter den Anzeichen der Ruhr verschieden war. Alle Welt hielt ihn für vergiftet, weil zwei Damen und auch der vorkostende Page gleichzeitig, im Anschluß an ein Nachtmahl in seinem eignen Hause, unter ähnlichen Symptomen erkrankt waren. Er selbst sprach auf dem Totenbett Irland von dem Verdacht der Schuld frei, suchte den Täter somit in England. Wir aber erkennen plötzlich die Urbilder für König Claudius und Königin Gertrud im „Hamlet" und sehen den Schicksalsknoten sich schlingen, zu dessen Lösung der tückisch hingemordete Gatte und Vater als eine Erscheinung aus der andern Welt mahnend auftritt. Die „frailness of women" hatte Graf Essex noch während seiner Krankheit vor Freunden beklagt, und „Schwachheit, dein Name ist Weib — frailty, thy name is woman!" ruft Hamlet in seinem ersten Monolog.

Genau hundert Jahre später, als Graf Walter Essex zu Dublin starb, endete zu Paris auf dem Schafott Marie Marguerite Marquise de Brinvilliers, in der wir nunmehr die eigentliche Geistesverwandte zum Urheber der Giftmordaffäre von Wien vor uns haben. Denn auch die Brinvilliers verschickte und verteilte ihr Gift an viele Personen zugleich, und zwar aus Motiven, die nicht sehr verschieden von denen ihres Nachtreters gewesen sein können. Irgendein altruistisches Verantwortlichkeitsgefühl muß in beiden Fällen als abwesend angenommen werden. Die Brinvilliers aber hat ihre Lebensmaxime lachend einmal in die Worte gefaßt: „Wenn uns einer mißfällt, appliziert man ihm eine Pistolenkugel in Bouillon."

Das tat sie mit ihrem eigenen Vater, an dem sie sich zu rächen wünschte, weil er ihr anstößiges Treiben mit dem Leutnant de Sainte-Croix mißbilligte, ihren Liebhaber in ihrem eigenen Wagen festnehmen und nach der Bastille verbringen ließ. Damit brockte sich der alte Herr freilich seine Bouillon selbst ein; denn erst bei dem einjährigen Aufenthalt in jenem Staatsgefängnis lernte Sainte-Croix von einem Italiener Exili Gifte bereiten.

Es darf heute als ziemlich sicher angenommen werden, daß das Gift, dessen Anwendung die Brinvilliers von ihrem wieder in Freiheit gesetzten Galan erlernte, Arsenik gewesen sei, damals noch weit furchtbarer durch ein undurchdringliches Geheimnis, während wir heut im „Arsenikspiegel" die Möglichkeit haben, auch allerkleinste Spuren davon in einem Leichnam nachzuweisen. Die Brinvilliers war in ihrer Perversität sogleich voller Feuereifer. Sie buk Brote, Biskuits und Pasteten mit jenem Salz, das bei den Litauern der

Memelniederung heute noch als „Liebespulver" im Handel ist, sandte ihre Leckerbissen an die Hospitäler und vergoß heuchlerische Tränen bei der Pflege ihrer eigenen Opfer. Nachdem sie sich so von der Wirksamkeit überzeugt, gab sie ihrem alten Vater, den sie durch schlau vorgespielte Frömmigkeit völlig in Sicherheit gewiegt hatte, eine tüchtige Dosis in einer Kraftbrühe, die sie selbst ihm einlöffelte. Er starb unter gräßlichen Qualen, und so mußten auch ein paar Brüder und Verwandte von ihr daran glauben.

Das Charakteristische ist, daß unter den Giften, die Sainte-Croix präparierte und vorrätig hielt, auch Sublimat bereits aufgeführt wird. Es trat nun die moderne Chemie beim Giftmord und -selbstmord mehr und mehr in den Vordergrund. Wer kennt nicht die verhängnisreichen Namen „Kleesalz" und „Oleum" (oxalsaures Kali und Schwefelsäure) aus den Kreisen liebesgetäuschter deutscher Dienstmädchen? Da beide Stoffe zum Putzen verwendet werden, waren sie immer leicht erhältlich. Im übrigen haben sich unsere Kautelen gegen leichtes Verschaffen von Gift als unwirksam erwiesen; die Gewinnsucht gewisser Verkäufer blieb siegreich über alle Rücksichten auf Nächstenliebe. Wer überhaupt morden wollte und nicht zu sehr auf den Kopf gefallen war, scheint bisher immer die nötigen Mengen von Arsenik, Strychnin, Morphium oder Zyankali, wie in dem Fall aus Wien, zur Verfügung gehabt zu haben.

Auch von Chloroform, dessen Anwendung zwar umständlich ist, aber bei Schlafenden und Betrunkenen leider so vielfach von Räubern und Raubmördern benutzt wird. So wurde in England bei Gelegenheit der Erörterungen über Jack den Aufschlitzer eine ältere Kriminalsache, die geradezu grausig ist, wieder ans Tageslicht gezogen. Man hatte in verschiedenen Stadtteilen Londons, bald hier, bald da, auf Bänken, am Boden, an Gartengitter gelehnt und auf Treppenstufen, männliche Leichen gefunden, die einen eigentümlichen Geruch ausströmten. Aber erst später entsannen sich plötzlich viele Leute auf eine bestimmte Gruppe des Straßenverkehrs. Da kamen immer drei Männer, von denen zwei singend und johlend in ihrer Mitte einen dritten schleppten, der augenscheinlich sinnlos betrunken war, und den sie mit allerhand Scherzworten vorwärts trieben. Man sah den Kerlen nach und ging weiter, bis eines Tages einem Schutzmann die Gruppe doch verdächtig wurde. Er trat näher, da ließen die zwei den dritten fallen. Als er aufgehoben war, hatten die beiden andern in verschiedenen Richtungen längst das Weite gesucht. Aber wer beschreibt das Entsetzen, als man statt eines Betrunkenen einen Toten in den Armen hielt, mit einem falschen Gesicht. Es war ihm eine Maske vorgebunden gewesen, außen mit menschlichen Zügen, innen mit chloroformgetränkter Watte. Natürlich war er vollständig ausgeraubt.

Wie hatten sich diese Gesellen das Chloroform verschaffen können? Hatten sie es gestohlen? Und woher stammt das Zyankali, das als Pulver in den Oblaten steckte, die zu Wien an gewisse Hauptleute vom Generalstab versendet worden waren? Früher durften die Photographen sich von Berufs wegen Blausäure vorrätig halten; und der nun in Linz verhaftete Oberleutnant H. soll tatsächlich ein geschickter Laienphotograph gewesen sein. Von reiner Blausäure, die, sehr „flüchtig", sich freilich nicht lange hält, genügen wenige Zehntausendstel Gramm zur Vergiftung; von blausaurem Kali waren jedesmal ein bis zwei Gramm verpackt worden und hatten in dem einen Fall tatsächlicher Verwendung auch prompt ihren traurigen Dienst mit Blutergüssen in Magenwand und Hirn getan. Wenn diese Zeilen vor die Augen des Lesers kommen, ist es vielleicht schon unnötig, der chemischen Spur noch weiter zu folgen, und der entdeckte Täter hat gestanden. Daher zum Schluß nur ein paar Worte über die moderne Psychologie solcher Verbrechen.

Man erinnert sich aus dem Fall Steinheil, wie plötzlich ein ganz unbeteiligter Jüngling sich als den Schuldigen denunzierte. Der hielt augenscheinlich also die Tat selbst für nicht abscheulich. Und der Pöbel war auch früher schon so dankbar für genossene Sensation, daß Madame de Sévigné nach der Hinrichtung der Brinvilliers berichtete: „Das Volk sagte, sie sei eine Heilige." Jetzt wird uns das moderne Hauptmotiv sofort verständlicher: befriedigte Eitelkeit in allen möglichen Schattierungen. Die spielte zur Zeit der Borgias diese große Rolle noch nicht. Fast immer lag da zur Tötung von Mitmenschen ein ganz bestimmter Zweck vor: Beschleunigung einer Erbschaft, Beseitigung eines politischen Gegners oder eines, der zu viel wußte. Rache gewiß auch. Aber der Haß hatte meistens einen politischen oder familiären Hintergrund, und Gift war im Kampfe der Parteien ein alltägliches Mittel, das jedem Verfeindeten drohte wie uns heutigen Spaziergängern das Ueberfahrenwerden, weshalb auch jeder sich auf seine Weise vor ihm in acht nahm. Ganze Serien mit Gift umzubringen, fiel vor der Brinvilliers keinem ein, denn welchen Zweck sollte das gehabt haben?

Heute sind die Motive schwächlicher, um nicht zu sagen kläglicher; sie sind oft nur das, was man herostratisch nennt. Unsre wildesten Begierden hat die Kultur gezähmt; Mord gegen politische Feinde ist so verächtlich und selten geworden wie Bestechung im Parlament. Rachsucht und Habsucht kommen wohl vor, doch viel häufiger noch die läppische Sucht, von sich reden zu machen. Und statt der früheren „gesunden Egoisten" lauern heute unter uns überwiegend Geistesgestörte und Epileptiker, „sinnend auf Menschenmord". Pervers, also verbraucht, ist ihr Kennwort. So hat, wie man staunend hört, auch das mit Jubel begrüßte neue Element Radium bereits für böse Pläne herhalten müssen, denn in Lüttich ist durch einen Studenten der Chemie ein alter Mann im Bett mit Radiumstrahlen getötet worden. Freilich, ein Gramm reines Radium kostet heute noch etwa 380 000 Mark. Zyankali ist billiger.

Der Generalstab in Wien vermutete sofort als Täter einen neidischen, nichtbeförderten Oberleutnant. Alte erfahrene Militärs dachten auch an irgendein „Madl", das in jenen Kreisen betört, verlassen, dann viel besprochen oder gar ausgelacht worden sei und nun ihre Wichtigkeit auf diese Art ihren Verkleinerern einzuschärfen wünschte. Hat man wirklich den Schuldigen gefunden, so wird er „bestraft" werden. Doch mit welchem Erfolg? Die Kultur, deren Annehmlichkeiten wir so innig lieben, kann niemals aufhören, durch ihre eigene Tendenz auf raffinierte Nervenreize und Verderbnis der Nervenkraft uns immer neue Geißeln zu winden, in verkommenen Einzelwesen immer neue Bosheiten auszubrüten, die die Allgemeinheit gefährden.



Englands Machtstellung im Mittelmeer.

Von Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Theobald Fischer in Marburg.

Im Augenblick werden wieder einmal die Blicke der Politiker auf das Mittelmeer und Malta gelenkt, dadurch daß die englische Regierung Lord Kitchener, dem besten General, den England besitzt, der soeben den zahlreichen Verdiensten um England das der Reorganisation des indischen Heeres hinzugefügt hat, das Oberkommando seiner überseeischen Streitkräfte in Malta an Stelle des Herzogs von Connaught, also eines Admirals, übertragen möchte. Wenn Kitchener sich zunächst weigert, diese Stelle zu übernehmen, so ist die Möglichkeit doch nicht ausgeschlossen, daß er es doch tut, wenn die Regierung gewisse Bedingungen erfüllt. Jedenfalls erkennt man aus der Tatsache, daß man einen Kitchener an diese Stelle setzen will, die hohe Bedeutung, die man Malta zuschreibt, und anderseits muß der Umstand, daß man einen General an Stelle eines Admirals treten läßt, die Vermutung wachrufen, daß England fortan im Mittelmeergebiet nicht mehr lediglich mit seinen Schiffskanonen als Machtmittel glaubt auskommen zu können. Das würde wahrscheinlich auch eine recht beträchtliche Verstärkung der heute gegen 10 000 Mann betragenden englischen Besatzung von Malta und wohl auch der dort aufgestellten Flotte nötig machen. Vielleicht auch eine Verstärkung von Gibraltar und von Aegypten. Man kann also mit einiger Spannung der Entscheidung dieser Frage entgegensehen. Die Vermutung liegt nahe, daß die Vorgänge in der Türkei und Griechenland zunächst den Anstoß zu diesen neuen Maßregeln gegeben haben. Doch kann es sich auch um heute noch nicht erkennbare Pläne handeln. Jedenfalls ist Malta für England nicht nur Grundpfeiler seiner Machtstellung im Mittelmeer, sondern eins der wichtigsten, wenn nicht das wichtigste Glied in der Kette maritimer, militärischer und kommerzieller Stützpunkte, die England mit Süd- und Ostasien verbinden.

So augenfällig uns heute Malta als durch die geographischen Verhältnisse, seine Lage usw. zum Knotenpunkt des Seeverkehrs im Mittelmeer, zur Beherrschung der Wasserstraßen des Mittelmeers bestimmt erscheint, so sehr kann es doch gleichzeitig als Musterbeispiel dienen, daß diese geographischen Verhältnisse nicht zu allen Zeiten die gleiche Wirkung haben müssen, wie im Altertum, so in Zukunft. Im Altertum spielt Malta gar keine Rolle, weder in den Kämpfen zwischen Griechen und Karthagern, Karthagern und Römern, noch im Mittelalter, wo doch das Mittelmeer der Schauplatz sozusagen ununterbrochener Kämpfe zwischen der christlichen und der Welt des Islams war und namentlich Sizilien und Tunesien in lebhaften feindlichen Wechselbeziehungen standen. Im Altertum wird Malta in den Schriftwerken so selten und immer nur flüchtig erwähnt, so daß man sich seine Geschichte, seine Bewohner usw. nur mühsam aus den nach und nach aufgedeckten Altertümern aufbauen kann. Erst dadurch, daß Karl V. die Inselgruppe dem aus Rhodus vertriebenen Johanniterorden verleiht, tritt seine große strategische Bedeutung hervor, aber auch zunächst nur als die eines das Nordwestbecken des Mittelmeers gegen die Türken schützenden Bollwerks, ähnlich wie das venezianische Korfu (Türkenbelagerung von 1716) und das italienische Otranto (Türkenbelagerung von 1480) das Adriatische Meer den Türken verschlossen. Das trat namentlich bei der Türkenbelagerung von 1565 hervor. Erst als der Verkehr sich vorzugsweise in der Längsachse des Mittelmeers zu bewegen begann, nicht bloß diagonal von Barcelona, Marseille, Genua, Venedig, Triest nach Südost und Ost, als das Mittelmeer im 19. Jahrhundert, ganz besonders aber seit Eröffnung des Suezkanals (1869), die große Straße des Weltverkehrs wurde, die nicht nur die in den letzten Jahrzehnten immer mehr wieder auflebenden, wirtschaftlich und politisch immer wichtiger werdenden Mittelmeerländer durch die Pforte von Gibraltar mit Nordwesteuropa verbindet, sondern dieses, ja ganz Europa mit Süd- und Ostasien, da wuchs die Bedeutung von Malta immer mehr. Darum bemächtigte sich General Bonaparte 1798 auf seinem Zug nach Aegypten, das ja nur eine Etappe auf dem Weg nach Indien sein sollte, fast ohne Schwertstreich durch Verrat und List La Valettas, der Hauptstadt der Hauptinsel, eine Mahnung mehr für England, sich seinerseits zu ihrem Herrn zu machen. Englische Truppen zwangen mit Hilfe der Malteser nach zwei Jahren die französische Besatzung zur Uebergabe, und so ist Malta seit 1800 englischer Besitz.

Mit Rücksicht auf die erhöhte Bedeutung, die England neuerdings Malta zuzuschreiben scheint, wird es vielleicht lohnen, ein Bild dieser Inselgruppe als Hauptstützpunkt der englischen Macht im Mittelmeer zu entwerfen. Die gewöhnlich unter dem Namen Malta zusammengefaßte Inselgruppe besteht aus der größeren Hauptinsel Malta, der etwas kleineren Gozzo, dem zwischen beiden gelegenen Comino und einigen Klippen, alle zusammen nur 323 Quadratkilometer, aber mit 202 000 Einwohnern, so daß sie also übervölkert erscheint. Es ist eine von Bruchlinien zerstückte, allenthalben von der Brandungswelle benagte, daher meist von unzugänglichen, an der Südwestküste 100 Meter hohen Steilküsten umgebene Kalktafel mitteltertiärer Schichten, der Rest einer größeren Insel und einer noch in der Quartärzeit, wo hier schon Menschen wohnten, vorhandenen, Sizilien mit Tunesien verbindenden Landtafel. Man erkennt allenthalben, daß die Inseln ununterbrochen dem Ansturm des Meeres unterliegen. Wiederholt sind Festungswerke, wie beispielsweise 1851 eine ganze Batterie, durch die Gewalt der Brandungswogen zerstört und große Massen von Fischen über die Bastionen von Sant' Ermo auf der Spitze der Stadthalbinsel geschleudert worden. Die reiche Gliederung der Küste, namentlich an der Südostseite (Marsa Scirocco), ist das Werk der Brandungswoge in dort weniger widerstandsfähigen Kalken. Aber die wichtigste dieser Küstengliederungen, die Doppelbucht, an der dem Nordosten zugekehrten Seite der annähernd elliptisch von Südost nach Nordwest sich auf 32 Kilometer Länge erstreckenden Hauptinsel ist als vom Meer überspülte, vom rinnenden Wasser gebildete Täler aufzufassen, die nur wenig durch die Brandung weiter ausgearbeitet worden sind.

Wir sehen also hier Senkungserscheinungen vor uns, die die Ueberspülung dieser ganzen flachen Land-

tafel durch das Meer, die Loslösung Siziliens von Afrika verständlich machen. Denn die kleinen, Tunesien nähergelegenen, aber Italien gehörigen Inselchen Lampedusa und Lampione sind auch ihrerseits in rascher Abtragung durch die Brandungswoge begriffene Reste dieser Landtafel, an deren Stelle die sizilisch-afrikanische Flachsee getreten ist. In dieser nur 90 Kilometer von Sizilien, an das es durch die Tiefenlinie von 200 Meter angeschlossen ist, aber 300 Kilometer von Afrika, erhebt sich die Maltagruppe, die also geographisch zu Italien gehört.

An dieser Doppelbucht erreicht daher die Durchdringung von Land und Meer hier ihr höchstes Maß und konnte eine wichtige Seestadt zur Entwicklung kommen.

In der nordwestlichen der beiden Buchten, Marsamuschettu genannt, die vorzugsweise als Quarantänehafen dient, ist sogar eine kleine Insel abgegliedert, die das Fort Manoel und das Lazarett trägt, während die Südostbucht, der große Hafen, an der der Stadt auf 4—500 Meter Abstand gegenüberliegenden Seite, mit nicht weniger als fünf kleineren Buchten in das Land eingreift. Alle dienen den besonderen Zwecken eines großen Kriegshafens und sind besiedelt. Zwei davon tragen starke Forts auf ihren Spitzen. Die in dieser Doppelbucht vorspringende, fast zweieinhalb Kilometer lange hohe Halbinsel trägt, stark befestigt, das Fort St. Elmo auf der Spitze, die eigentliche, nach ihrem Gründer, dem Großmeister La Valette, benannte Stadt. Sie wurde erst nach der Türkenbelagerung erbaut, wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß zu allen Zeiten hier der Hauptseeplatz der Insel gelegen hat. Der Name der Insel selbst ist der des alten Melite, der alten, heute Città Vecchia genannten Hauptstadt, fast in der Mitte der Insel. So ist Groß-La Valetta, oder wie man wohl auch sagt Malta, eine aus einer Hauptsiedlung und zahlreichen Nebensiedlungen, die meist nur zu Wasser miteinander verkehren, bestehende Stadt von etwa 70 000 Einwohnern. Dieser herrliche Hafen, völlig windgeschützt, leicht zu verteidigen, groß genug, ganze Flotten aufzunehmen, vorzüglich geeignet zur Schaffung all der Anlagen, die diese bedürfen, verleiht Malta in erster Linie Wichtigkeit. Sein Wert wird noch erhöht dadurch, daß er auch den einzigen guten Ladeplatz auf den Inseln bildet. Marsa Scirocco und Marsa Scala an der Südostseite, die noch als solche in Frage kommen könnten, sind auch durch Forts geschützt.

Mit der Eigenart Maltas als einer vorwiegend aus Kalkfels bestehenden flachen Tafel hängen aber wesentliche Schattenseiten dieser kleinen Inselwelt zusammen, die geeignet sind, auch ihre strategische Bedeutung herabzudrücken: Mangel eigener Hilfsquellen namentlich gegenüber der Uebervölkerung (625 Köpfe auf einem Quadratkilometer) und Mangel an Wasser. Die flache Lagerung der Schichten bedingt geringe Höhe der Insel, auf der in der Tat nur ein Punkt dicht an der hohen Südwestseite 258 Meter erreicht. Daraus ergibt sich mangelnder Windschutz, Mangel einer Humusdecke, Mangel an Regen, an fließendem Wasser, an Quellen und Wasser überhaupt. Der höhlenreiche Kalkfels, der vorzüglichen Baustein liefert, ruht auf wasserführenden Sand- und Tonschichten. Diese liefern allein aus Brunnen das nötige Wasser, das, sorgsam gesammelt, selbst in einer vierzehn Kilometer langen Wasserleitung nach La Valetta geführt wird. So heftige Winde fahren über der Insel dahin, daß Bäume selten sind und nur unter künstlicher Berieselung in einigen geschützten Hohlformen oder hinter hohen Mauern südliche Fruchtbäume (Maltaapfelsinen) gezogen werden können. Da der geringe Verwitterungsrückstand des Kalkfels verweht und verspült wird, so herrscht kahler Felsboden vor, und nur etwa ein Drittel der Bodenfläche ist anbaufähig, wenn es auch eine Sage ist, daß diese wegen ihres Gehalts an Phosphaten fruchtbare Schicht künstlich von Sizilien herübergebracht worden sei. Was aber anbaufähig ist, ist äußerst sorgsam angebaut. Der Boden wird durch Terrassen festgehalten und vielfach die Felder durch Mauern aus zusammengelesenen Felsbrocken geschützt. Sie bringen aber bei weitem nicht genug hervor, um den Nahrungsbedarf der Bevölkerung zu decken. Nach der Ernte von Gerste und Weizen, denen die Wärme des Winters genügt, wird wohl noch, wo künstliche Berieselung möglich ist, etwas Baumwolle gebaut, auch Kartoffeln bringen zwei Ernten. Nur im Frühling erscheint die Insel von einem erhöhten Punkt aus grün, den größten Teil des Jahres grau, kahl, felsig, die Straßen staubig. Der Felsboden erzeugt im Sommer große Hitze. Die Ziege ist das Charaktertier. Die Bevölkerung ist überaus arm, ernährt sich kümmerlich und wird zur Auswanderung gezwungen. In Algerien zählt man 15 000, in Tunesien 3000, in Tripolitanien 4000, in Aegypten und Syrien gegen 20 000 Malteser. Die Urbevölkerung dürfte zu den Berbern gehört haben, ist aber durch phönizische, arabische und sonstige Beimischungen beeinflußt worden. Ihre Sprache ist eine namentlich in den Städten stark italianisierte arabische Mundart. Die Sprache der Gebildeten ist Italienisch, das auch Gerichtsprache ist. Kulturelle Beziehungen und auch politische Sympathien verbinden die Bevölkerung mit Italien. Das wird in einer freilich noch fernen Zukunft ins Gewicht fallen, wenn Italien erstarkt und wirklich imstande sein wird, die Vorherrschaft im Mittelmeer anzutreten, zu der es wie in römischer Zeit so noch heute nach seiner Lage, seinen geographischen Verhältnissen und durch den Umstand bestimmt erscheint, daß ein Drittel der sonst so zersplitterten Bewohner des Mittelmeergebiets dem italienischen Volkstum angehört.

Nicht nur die ganze englische Besatzung, auch die Bevölkerung ist also auf Zufuhr von außen angewiesen, genau wie in Gibraltar, ja in England selbst! Die Insel ist also eigener Hilfsquellen so gut wie bar, eine außerordentlich bedeutungsvolle Tatsache.

Nächst dem herrlichen Naturhafen verleiht seine zentrale Lage Malta große Bedeutung. Es beherrscht zunächst, immer natürlich mit Hilfe einer starken Flotte, die Verbindung des Nordwestbeckens des Mittelmeeres mit dem Südostbecken, wobei allerdings Italien das Seitenpförtchen von Messina zur Verfügung steht, und so die große Straße des Weltverkehrs durch das Mittelmeer. Die Entfernungen sowohl von Gibraltar wie von Port Said und dem Suezkanal betragen rund 1800 Kilometer. Die als Flottenstation für alle Vorgänge im Orient so wichtige Suda-Bai auf Kreta ist 900 Kilometer entfernt, das auch englische Zypern, das die Ausmündung der Landwege und der künftigen Eisenbahnen nach Mesopotamien und Indien beherrscht, 1700 Kilometer.

Von Malta aus würde Italien im Schach gehalten werden können, ja eine Vereinigung der österreichischen und italienischen Flotte beziehungsweise ihr Hervorbrechen aus dem Adriatischen Meere verhindert werden können. Noch besser war das freilich von Korfu aus



möglich, das England 1863 an Griechenland abtrat. Ebenso ein Vordringen der französischen Flotte ins östliche Mittelmeer. Von der Suda-Bai ist auch die Besika-Bai am Eingang in die Dardanellen, in der schon so oft eine englische Flotte gelegen hat, rasch zu erreichen und ebenso rasch Saloniki.

Freilich ist die Stellung von Malta als Beherrscherin der Straße des Weltverkehrs durch die Besetzung und Befestigung von Biserta durch die Franzosen arg geschädigt worden, denn Biserta besitzt einen ausgezeichneten, sozusagen unangreifbaren Hafen mit einem unbegrenzten, reichen Hinterland, unter dessen Kanonen diese Weltverkehrsstraße liegt, ähnlich wie die Einfahrt in Weser und Elbe unter denen von Wilhelmshaven. Doch kommt das bei der augenblicklichen Verfassung der französischen Flotte und der politischen Beziehungen beider Länder nicht in Betracht. Immerhin ist Frankreich damit dem Ziel seines Ehrgeizes, das Nordwestbecken des Mittelmeeres zum französischen See zu machen, wesentlich nähergekommen. Es ist aber anzunehmen, daß England gemäß den Geheimverträgen mit Spanien, die der englischen Flotte die Benutzung der spanischen Häfen gestatten sollen, bei Verwicklungen mit Frankreich sofort, von Malta und Gibraltar aus, wenn Frankreich nicht zuvorkommt, den herrlichen Hafen von Mahon auf Minorka, den es schon einmal, 1713 bis 1783, besetzt hatte, besetzen wird. Und ähnlich kann sich in Zukunft einmal Italien die herrlichen Häfen von Syrakus, mit dem Malta heute im engsten Verkehr steht, oder Trapani, das zugleich den Eingang in das italienische (Tyrrhenische) Mittelmeer decken würde, zu Trutz-Maltas ausbauen.

Die Bedeutung von Malta als Knotenpunkt des Handels, als Sitz der Großschiffahrt ist zwar groß, aber nicht so groß, als man auf den ersten Blick meinen möchte. Das Seitenpförtchen von Messina tut ihm Abbruch. Die meisten großen, von Nordwesteuropa ausgehenden Dampferlinien nach Ostafrika, Süd- und Ostasien wie Australien berühren, von Marseille, Genua, Neapel angezogen, Malta nicht. Ebenso die meisten in das östliche Mittelmeer und in das Schwarze Meer bestimmten Linien. Immerhin umfaßte der Schiffsverkehr von Malta 1906-7 an ein- und ausgelaufenen Schiffen 6682 mit 7 298 000 Registertons. Wichtig ist, daß zahlreiche griechische und italienische Segler, die im zahmen Mittelmeer ja noch eine Rolle spielen, und kleine Dampfer bis hierher die Erzeugnisse des östlichen Mittelmeer- und des Schwarzen-Meer-Gebiets befördern, die dann von hier eigentlich in den Welthandel kommen. Malta spielt so eine ähnliche Rolle wie das auch englische Singapur für die malaiische Inselwelt. Beeinträchtigt wird es freilich dadurch, daß nach Süden von Tunesien bis Alexandria die verkehrsarme, kaum anders als das Ziel von Schmugglerfahrzeugen dienende afrikanische Küste liegt.

Der für Malta beschlossenen Maßregel läuft eine andere parallel, die dieser Tage gemeldet wurde, nämlich die Verstärkung von Aden und die Entfernung des größten Teils des unzuverlässigen Eingeborenenelements aus der Stadt, die damit zum reinen maritimen Bollwerk ausgestaltet werden würde. Die Eingeborenen sollen sich namentlich in Hodeida an der Küste von Jemen ansiedeln. Man will offenbar nur eine Auslese behalten, da eben ein gewisser Vorrat solcher Arbeitskräfte im Hafen und sonst in der Stadt unentbehrlich ist. Man führt also auch hier das in Gibraltar längst geübte Verfahren ein. Dort gibt am Abend ein Kanonenschuß das Zeichen, auf das hin Tausende von Spaniern, die am Tag innerhalb der Festung und besonders im Hafen ihr Brot verdienen, durch das Landtor hinausströmen. Es wird streng darüber gewacht, daß kein Nichtberechtigter zurückbleibt. So ist jenseit des neutralen Landstreifens an der spanischen Grenze und der ehemaligen spanischen Verteidigungslinie eine danach La Linea benannte Stadt, vorzugsweise eine Ergänzung von Gibraltar, entstanden, die heute 32 000 Einwohner zählt. Bei Aden ist das nicht möglich, weil die Festlandsküste völlig ohne Wasser und Vegetation ist.

Auch diese Vorsichtsmaßregel wird sowohl auf die in Indien wie auf die in Aegypten drohenden Gefahren zielen. Malta hätte natürlich auch zunächst die nötigen Verstärkungen nach Aegypten zu liefern.

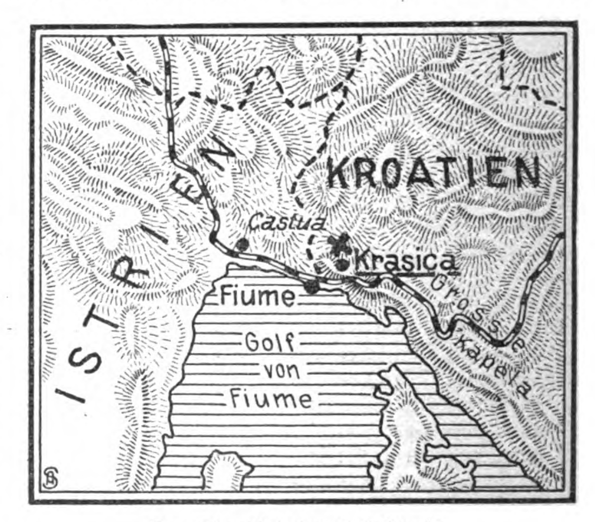
▫ ▫ ▫

Die verhängnisvolle Fahrt des Ballons Kolmar.

Von Hauptmann a. D. Hildebrandt.

Hierzu beistehende Karte und die Abbildungen auf S. 2077 und S. 2086.

Der Ballonsport hat schon wieder zwei Opfer gefordert. Bei einer Rekordfahrt, die von Berlin aus unternommen wurde, kamen im felsigen Gebirge bei Fiume die beiden Luftschiffer Dr. Brinkmann und Architekt Francke um. Das Dunkel über die Vorgänge bei der Todesfahrt ist nicht völlig gelichtet und wird auch vielleicht niemals gelichtet werden. Die Katastrophe gibt daher zu vielen Kombinationen Veranlassung. Vom fachmännischen Standpunkt aus erscheint es als wahrscheinlich, daß die beiden Luftschiffer infolge der damals herrschenden Wetterlage (bedeckter Himmel, viel Feuchtigkeit) wahrscheinlich allen Ballast verbraucht haben und nun, als sie schließlich notgedrungen zur Landung schreiten mußten, den Stoß auf den Boden nicht mehr genügend parieren konnten. Der herrschende Sturmwind wird noch ein übriges getan und den Korb über eine Strecke auf dem felsigen Boden hinweggeschleift haben. Ein Sturm an und für sich braucht noch nicht Veranlassung zu einem Un-



Der Schauplatz der Katastrophe.



Der Absturz des Ballons „Kolmar" bei Krasica in der Nähe von Fiume:
Der stark beschädigte Korb vor dem Transport von der Unglückstelle.

glücksfall zu sein, da man sehr wohl mit genügendem Ballast heftigen Stößen entgehen kann. Nachgewiesenermaßen hält auch der sehr biegsame Ballonkorb die heftigsten Anpralle aus, und gewandte Luftschiffer können sich immerhin im Korb einigermaßen schützen. Natürlich löst die Katastrophe wiederum viele Angriffe gegen den altbewährten Freiballonsport aus, der nun im Laufe der Jahre seine verhältnismäßig geringe Gefahrlosigkeit durch Tatsachen erwiesen hat. Man denke sich einen Motorballon in der gleichen Situation, und man muß wohl zu der Ueberzeugung kommen, daß die Insassen unter gleichen Umständen nicht besser weggekommen wären. Das Unglück beispielsweise der „République" berechtigt doch auch nicht zu Angriffen gegen den Motorballonsport! Mit jedem Sport ist eine gewisse Gefahr verbunden.

Unsere Bilder

Die Eröffnung der neuen Reichstagsession (Abb. S. 2081) wurde am 30. November in Anwesenheit des Kaisers, der kaiserlichen Familie und zahlreicher fürstlicher Gäste sowie des diplomatischen Korps in altgewohnter Feierlichkeit vollzogen. Nach Beendigung des Festgottesdienstes im Dom und in der katholischen Hedwigskirche versammelten sich die Abgeordneten und Würdenträger, unter ihnen der neue Kanzler in Gardedragoneruniform, um die Thronrede zu vernehmen, die der Kaiser verlas. Dann erklärte der Kanzler den Reichstag für eröffnet. Nachdem der Kaiser und die Prinzen den Saal verlassen hatten, entfernten sich die Abgeordneten unter dem Eindruck der imposanten Feier, die würdig den neuen Abschnitt unserer parlamentarischen Geschichte einleitet.

Herzog Karl Theodor in Bayern (Abb. S. 2080), der fürstliche Arzt und Philanthrop, der in Bad Kreuth verschieden ist, war wohl eine der markantesten Fürstengestalten unserer Zeit. Nun hat er, der so vielen Augen das Licht wiedergab, selbst seine Augen geschlossen. Herzog Karl Theodor ist 70 Jahre alt geworden. Die letzten vier Jahrzehnte seines Lebens hat er ganz der Augenheilkunde gewidmet. Aber er zeichnete sich nicht nur durch ärztliche Kunst, sondern auch durch jene menschliche Güte aus, die die ganz großen Aerzte ziert. Am Sarge dieses Prinzen trauern nicht nur loyale Unterlanen ihres Fürstenhauses, sondern auch Unzählige, die eine persönliche Dankesschuld gegen den Verstorbenen im Herzen tragen.

Der neue Oberpräsident von Schlesien (Abb. S. 2079). Der Kaiser und König hat an Stelle des Grafen Zedlitz, der nach einem ungewöhnlich wirkungsreichen Leben in den Ruhestand tritt, den bisherigen anhaltischen Staatsminister Wirkl. Geh. Rat Hans von Dallwitz an die Spitze der schlesischen Provinzialversammlung berufen. Herr v. Dallwitz ist ein geborener Schlesier und hat seine Laufbahn in Schlesien begonnen. Er gehört zu den Beamten, die im Jahr 1889 wegen ihrer Abstimmung in der Kanalfrage gemaßregelt wurden. Aber er wurde bald wieder in Gnaden aufgenommen und war bereits im Jahr 1901 Vortragender Rat und Dezernent für die Personalangelegenheiten im Ministerium des Innern. Im Jahr 1903 wurde er zum anhaltischen Minister ernannt.

Die jüngsten Töchter des oldenburgischen Großherzogpaares (Abb. S. 2081). Der zweiten Ehe des Großherzogs Friedrich August von Oldenburg mit der Großherzogin Elisabeth, einer geborenen Herzogin zu Mecklemburg, entstammen drei Kinder, der 12jährige Erbgroßherzog Nikolaus,

die 8jährige Herzogin Ingeborg Alix und die um zwei Jahre jüngere Herzogin Altburg. Die reizenden jungen Prinzessinnen sind die Lieblinge des ganzen Landes.

Die Eisenbahn Bergen—Christiania (Abb. S. 2082), die neue hochwichtige Verkehrsader Norwegens, ist vor kurzem eröffnet worden. Sonst pflegen solche Feiern in der schönen Jahreszeit abgehalten zu werden. Diesmal aber ereignete sich der seltene Fall, daß sich der Eröffnungzug seinen Weg durch den Schnee des nordischen Winters bahnen mußte. Es ist wie ein Symbol für die wirtschaftliche Bedeutung dieser Bahn, die unter unendlichen Schwierigkeiten und Kosten in den unwirtlichen Hochgebirgen Norwegens errichtet wurde, um die Verbindung der beiden wichtigsten Städte des Landes von den Launen der für die Schiffahrt ungünstigen Jahreszeit unabhängig zu machen. Daß diese Bahn im Winter eröffnet wurde, ist eine Genugtuung für die unerschrockenen Arbeiter und Ingenieure, die während der letzten Jahrzehnte langen, harten Wintern Trotz bieten mußten, um das für ihr Land so bedeutungsvolle Werk zu vollenden.

Die Ueberführung der Gebeine Ludwig Kossuths (Abb. S. 2080) in das neue prächtige Mausoleum auf dem Kerepeser Friedhof bei Budapest, das von nun ab die Ueberreste des Volkstribunen bergen soll, war für die Ungarn ein nationales Ereignis ersten Ranges. Alle namhaften Persönlichkeiten des Landes und zahllose Abordnungen in der malerischen Nationaltracht geleiteten den Sarg zu seiner neuen Grabstätte.

Sarah Bernhardt als Jungfrau von Orleans (Abb. S. 2085). Das Leben und der Tod der Jungfrau von Orleans hat wieder einmal einen Dramatiker zu einem Werk begeistert. Emile Moreau, der mit Sardou zusammen die famose „Madame Sans Gêne" geschrieben hat, hat es unternommen, sich neben den Schatten Schillers zu stellen. Das Stück heißt „Der Prozeß der Jeanne d'Arc". Es handelt nur von der letzten Zeit der Heldin und bringt alle Einzelheiten des gerichtlichen Verfahrens, sogar die Folterung und die Verbrennung Johannas auf die Bühne. Durch die Konzentration seines Stücks auf die letzte Phase des tragischen Lebensschicksals der Jungfrau ist Moreau an dramatischer Wirkung Schiller nahe gekommen. Ueber den dichterischen Wert solcher Szenen läßt sich streiten, jedenfalls aber boten sie der Darstellerin der Hauptrolle, der göttlichen Sarah Bernhardt, reiche Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kunst. Das ist alles, was man von einem Hausdichter des „Théâtre Sarah Bernhardt" verlangt.

Madame Graniers Gastspiel vor dem Kaiser (Abb. S. 2083). Der Fürst Henckel von Donnersmarck, der kürzlich den Kaiser auf seinem Schloß Neudeck bewirten durfte, hat seinem hohen Gast einen schönen Kunstgenuß geboten. Er hat die französische Schauspielerin Jeanne Granier, eine der bekanntesten und erfolgreichsten Vertreterinnen der fröhlichen gallischen Bühnenkunst, eingeladen, vor dem Kaiser einige Proben ihres scharmanten Talents zu geben. Im Verein mit einigen andern Künstlern führte sie zwei heitere Einakter auf und hielt dann eine köstliche „Conférence sur l'amour". Madame Granier hat bereits eine längere Bühnenlaufbahn hinter sich, in Deutschland war sie aber bisher noch nie aufgetreten. Der Kaiser soll indes dafür gesorgt haben, daß demnächst auch seine Berliner das Vergnügen haben, die temperamentvolle und schöne Pariser Schauspielerin zu bewundern. Da Madame Granier von ihrem Besuch auf Schloß Neudeck höchst befriedigt war, wird sie sich gewiß gern zu einem zweiten Besuch in Deutschland bereit finden.

Die Björnson-Premiere in Dresden (Abb. S. 2084). Im Kgl. Schauspielhaus in Dresden errang vor kurzem das Lustspiel „Wenn der junge Wein blüht", ein junges und starkes Werk des greisen und kranken Björnstjerne Björnson, bei seiner deutschen Uraufführung einen ganz ungewöhnlich starken Erfolg. Das schöne Stück, ein fröhliches Preislied der Liebe und Ehe, der Jugend und gesellschaftlichen Freiheit, wurde an der sächsischen Hofbühne in trefflicher Weise dargestellt.

Kommandant Robert Peary (Abb. S. 2080) scheint augenblicklich in dem endlosen Streit um den Nordpol die Oberhand zu haben. Unser Bild zeigt den Forscher während eines Vortrags in der Geographischen Gesellschaft in Washington.

Die Wiener Giftmordaffäre (Abb. S. 2084). Nach langem vergeblichem Forschen haben die österreichischen Behörden in dem Linzer Oberleutnant Adolf Hofrichter den mutmaßlichen Urheber des fürchterlichen Giftanschlages gefunden, dem der unglückliche Generalstabshauptmann Mader zum Opfer fiel. Eine fast lückenlose Reihe von Indizien weist darauf hin, daß Hofrichter aus Wut über sein Zurückbleiben im Avancement an Mader und andere glücklichere Kameraden jenes harmlose hektographierte Geschäftszirkular gesandt hat, dem eine Zyankalipille beilag.

Der frühere russische Handelsminister Timiriasew (Abb. S. 2084), der vor kurzem aus Gründen privater Natur von seinem Amte zurückgetreten ist, wurde vom Zaren zum Mitglied des Reichsrats ernannt, wird also auch weiterhin an der Leitung der russischen Reichsgeschäfte teilnehmen können, wozu ihn sein politischer Scharfsinn in ganz besonderem Maße befähigt.

Die Toten der Woche

Herzog Karl Theodor in Bayern, berühmter Augenarzt, † in Bad Kreuth am 30 November im Alter von 70 Jahren (Portr. S. 2080).

Luigi Bianconi, bekannter Maler, † in Berlin am 26. November im Alter von 71 Jahren.

Louis Pierre Leloir, bedeutender französischer Schauspieler, † in Paris am 29. November im Alter von 49 Jahren.

Henri Maquet, Architekt des belgischen Königs, † in Brüssel am 28. November im Alter von 70 Jahren.

Hofopernsänger Anton Moser, † in Wien am 29. November im Alter von 37 Jahren.

Emile de Mot, Erster Bürgermeister von Brüssel, † in Brüssel am 24. November im Alter von 74 Jahren.

Ludwig Freiherr v. Oppenheimer, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, † in Wien am 27. November im Alter von 66 Jahren.

Wirkl. Geh. Rat Dr. Johannes Peters, Oberverwaltungsgerichtspräsident a. D., † in Wiesbaden am 25. November im Alter von 68 Jahren.

Dr. Johann Emanuel Schöbel, Bischof von Leitmeritz, † am 28. November im Alter von 75 Jahren.

Kommerzienrat Wilhelmy, Handelskammerpräsident, † in Görlitz am 25. November im Alter von 71 Jahren.



Bilder vom Tage

Wirkl. Geh. Rat Hans von Dallwitz.

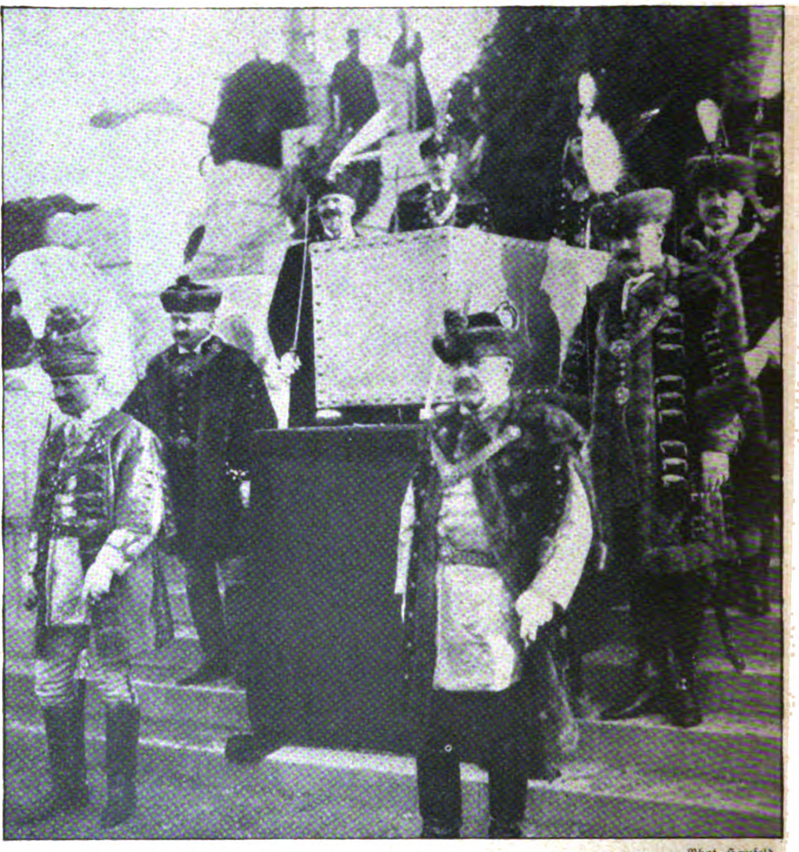
Der neue Oberpräsident der Provinz Schlesien.

Hofphot. Hartmann.





Der Menschenfreund und Augenarzt.
Herzog Karl Theodor in Bayern †
Hofphot. Gebr. Lützel.

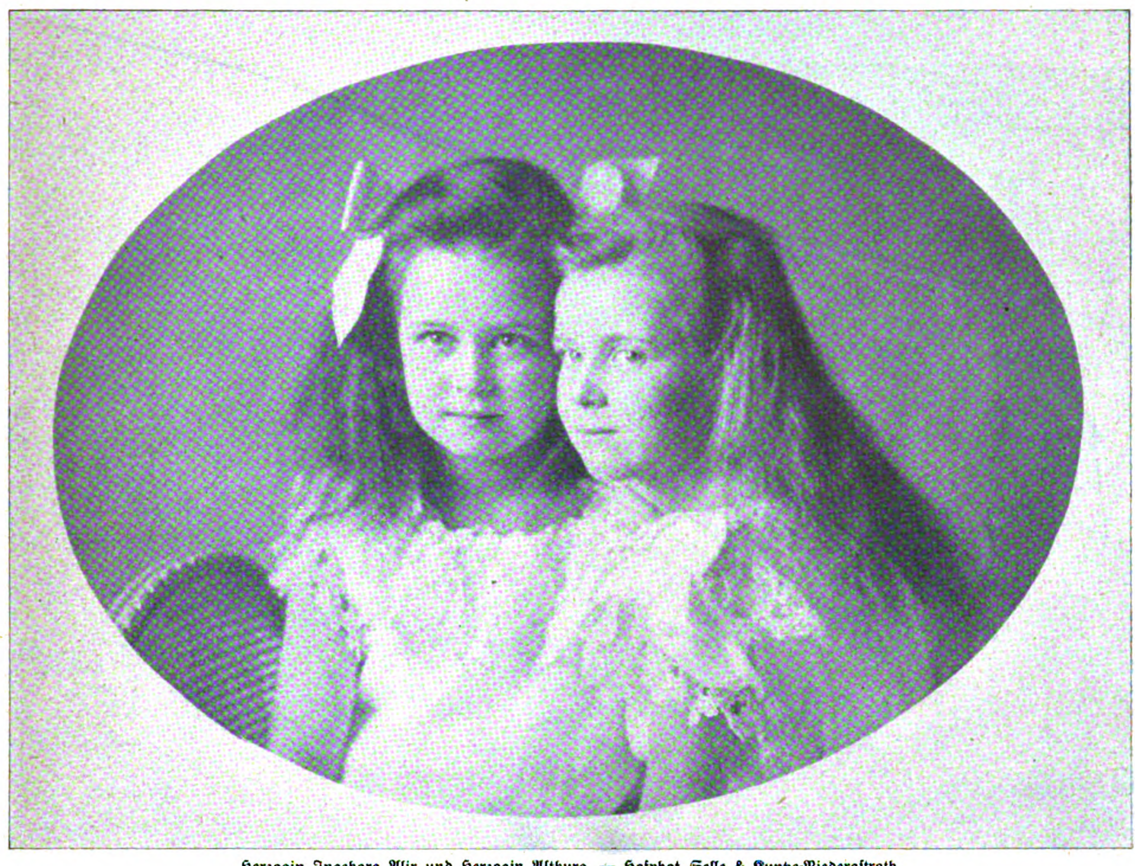


Phot. Herzfeld.

Von der Vollendung des Kossuth-Mausoleums in Budapest:
Abgeordnete halten am Sarge Ludwig Kossuths Ehrenwache.



Commander Robert E. Peary (×), der Entdecker des Nordpols,
beschreibt seine Reise vor einem Komitee der Geographischen Gesellschaft in Washington.



Herzogin Ingeborg Alix und Herzogin Altburg. — Hofphot. Selle & Kuntze-Niederastroth.

Die jüngsten Töchter des oldenburgischen Großherzogpaares.



In der Mitte die Abgg. v. Hertling (links) und Spahn (rechts) vor der Hedwigskirche.



Staatssekretär Delbrück vor dem Dom.

Die Eröffnung der neuen Session des Reichstags: Momentbilder vom Besuch der kirchlichen Feiern.

Ein Schienenweg über die Schneefelder Norwegens: Phot. Electrotype Agency.

Teil der neueröffneten Bahnstrecke zwischen Christiania und Bergen.



Mme. Granier, die berühmte französische Schauspielerin,
gastierte auf Schloß Neudeck während des Kaiserbesuchs beim Fürsten Henckel-Donnersmarck.
Spezialaufnahme für die „Woche".



Oberleutnant Hofrichter.
Zur Wiener Giftmordaffäre.



Herr v. Timiriasew,
der frühere russische Handelsminister, wurde vom Zaren in den Reichsrat berufen.



Hauptmann Mader,
ein Opfer der Wiener Giftbriefe.

1. Die Braut des Propstes (Maria Lichtenegg). 2. Alberta (Martha v. Schlettingen). 3. Propst Hall (Hans Wahlberg). Phot. Herzfeld.

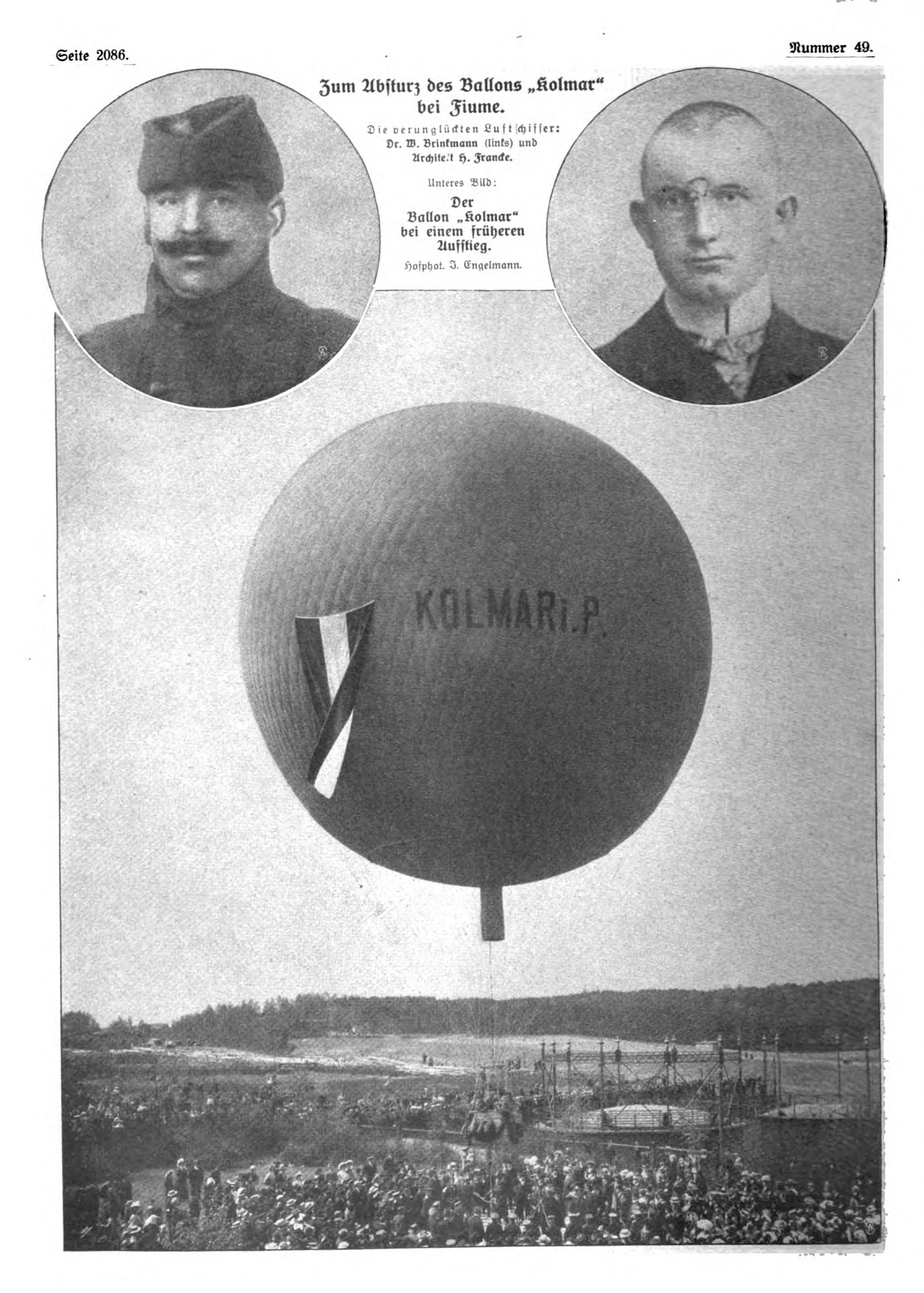
Eine freudige Botschaft von Deutschland nach Paris an das Krankenlager des großen Norwegers.

Szene aus Björnsons neuem Lustspiel „Wenn der junge Wein blüht“

bei der erfolgreichen Erstaufführung im Kgl. Schauspielhaus in Dresden.

Sarah Bernhardt als Jungfrau von Orléans: Phot. Henri Manuel.

Die Folterszene aus „Der Prozeß der Jeanne d'Arc" im „Theater Sarah Bernhardt" in Paris.



Zum Absturz des Ballons „Kolmar“ bei Fiume.

Die verunglückten Luftschiffer: **Dr. W. Brinkmann** (links) und **Architekt H. Francke.**

Unteres Bild: **Der Ballon „Kolmar“ bei einem früheren Aufstieg.**

Hofphot. J. Engelmann.

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

18 Fortsetzung.

„Eigentlich liebe ich es nicht," meinte die Durchlaucht, „wenn Leute von gutem Adel sich mit Bürgerlichen verheiraten. Aber in diesem Falle ist es nicht der kleine Ziskyni, der eine Mesalliance macht."

Paulsin lorgnettierte scheinbar uninteressiert den Saal ab. Er fiel ihr auf die Nerven in seiner unbeweglichen Ruhe.

„Hören Sie, Paulsin, spielen Sie mir doch keine Komödie vor."

„Wieso, Durchlaucht?" Er legte sehr viel Verwunderung in seine Frage.

„Muß es durchaus eine geschiedene Ziskyni sein?"

Die Frage war brutal, erklärlich nur aus der großen Zuneigung, die die kleine, temperamentvolle Durchlaucht für Pieps hatte.

Paulsin schraubte sein großes Opernglas herunter, sorgfältig und aufmerksam.

„Ich schaffe lieber Werte, als daß ich sie übernehme, Durchlaucht", antwortete er scharf und abweisend.

Die Arnulf zuckte die Achseln.

„Tun Sie sich keinen Zwang an. Ich bin eine alte Frau, es trifft mich nicht mehr. Sie würden also, rund herausgesagt, nie eine geschiedene Frau heiraten?"

„Wenn Sie mich ehrlich fragen — nein."

„Na ja ...", sagte sie dann nachdenklich. Offenheit verletzte sie niemals. „Verlangen Sie Stammbaum?"

„Je weniger, um so besser."

„Aha — Gründermanie!"

„Nennen Sie es so, Durchlaucht. — —"

Sie sah ihn ein bißchen malitiös von der Seite an: „Also das Geschlecht derer von Paulsin mit Ihnen als Ahnherr ...? Nicht übel!"

Sie wurde manchmal zu deutlich, die kleine Durchlaucht.

Er verbeugte sich.

„Morgen um zehn Uhr habe ich die Ehre, Durchlaucht abzuholen."

„Um zehn. Sie wissen, ich bin unangenehm pünktlich! Aber wehe Ihnen, wenn wir nicht die Ersten sind! Ich verzeihe alles, nur ..."

„Nur keine entgangene Sensation!" ergänzte Paulsin lächelnd und berührte respektvoll den weißen Handschuh mit dem darübergestreiften blitzenden Marquisenring. — — —

Unheimlich schnell leerte sich das Haus.

Als Frank die kleine Verbindungstreppe hinunterkam, lag der Saal schon im Halbdunkel.

Frau Mara sprach lebhaft auf Kari ein, der ihr achselzuckend zuhörte. Ottilie und Felix lehnten neben Pieps an der Korridorwand, stumm, blaß. Sie alle machten den Eindruck einer zusammengetriebenen, verängstigten Herde.

„Ja ... Kinder ... also was machen wir jetzt? Ich bin müde. Morgen hab ich wieder Probe ... Wohin gehen wir jetzt?" Frank Nehls schnitt jede Möglichkeit ab, ihn mit teilnehmenden Worten anzusprechen. Sogar Ottiliens Blicke übersah er und Felix' Blässe. Pieps klopfte er flüchtig auf die Wange.

Die Wahl des Lokals war schwer, überall konnte man den oder jenen treffen, der heute „drin" gewesen war.

Felix schlug eine kleine, stille Weinstube „um die Ecke" vor. Er war mal dort gewesen mit Ottilie.

„Ja ... ja ... egal ... los ...!"

Es war wieder das selbe Bild der Verlassenheit wie damals vor einem Jahre. Nur der Kellner war ein anderer, und das Tischtuch wurde gewechselt, als der Wirt die elegante Gesellschaft erblickte.

„Bestellt was ... ja."

„Ein schönes Filetbeefsteak?" schlug der Wirt vor.

„Ja, schön. Filetbeefsteak. Alle das gleiche, nicht wahr?"

Alle nickten stumm. Nur Kari konnte sich nicht entschließen und mäkelte an der Speisekarte herum.

„In dem Beisel vergeht einem eh' der Appetit. . . ."

Niemand hörte auf ihn. Er stand auf, ging zum Büfett, bestellte sich umständlich ein Schnitzel, trocken, ohne deutsche Reichssauce und Sardellen, nur „mit einer Zitronenscheibe und angereschter Petersil".

„Aber schnell, Herr Wirt, ich hab'n Mordshunger!"

Dann ging er zum Tisch zurück. Noch immer sprach niemand ein Wort. Frank Nehls rauchte schweigend eine Zigarette. Frau Mara gähnte hinter ihrem Spitzentuch. Ottilie zerkrümelte ein Brötchen. Felix schenkte den Wein in die Gläser.

„Du, Pieps, hat man dir den Automobilmantel enger gemacht?"

Pieps zuckte zusammen. Was für einen Automobilmantel? Ach so ja — morgen!

Sie nickte, legte den Finger gegen die Lippen und zeigte auf den Vater, der mit geschlossenen Augen an seiner Zigarette zog.

„Geh, Papa, mach dir nix draus. . . . Alle großen Leut sind mal mit was durchg'fallen. Da hättest du nur mal eine Premier im Volkstheater bei uns sehen sollen. Mitten im Akt sind die Damen herausgerauscht, daß die Schleppen nur so g'fegt haben, und die Ehemänner hinterdrein wie die Affenpinscherl. Und dann haben's ang'fangen, mit den Stühlen zu klappen, und mitg'spielt haben's, und wie der Girardi — denk dir doch, der Girardi — seine Sterbeszene g'habt hat — extra den Girardi haben's sich dazu g'holt, der wollt nämlich mal eine tragische Roll spielen — also bei seiner Sterbeszene, da haben's hinaufg'rufen: ‚Nit sterben! Fiakerlied singen!' Und da ist er von der Bühne ab und hat g'schimpft: ‚Bagag!' Und der Vorhang hat fallen müssen, und's Publikum hat g'schrien: ‚Fiaker-



lied — Girardi, Fiakerlied —' Das war erst eine Hetz!... Hier haben sich die Leut wirklich sehr anständig benommen . . . na wirklich sehr anständig!"

Frank Nehls schnellte auf. Seine schlanke Gestalt reckte sich empor. Keinen Blick warf er mehr auf den Schwiegersohn.

„Hör doch auf, Kari", sagte Pieps mit zuckenden Lippen.

„Nun, Pieps . . . laß ihn nur."

Sie sah, wie das Blut in des Vaters Schläfen hämmerte.

„Er erzählt sehr amüsant. Aber ihr müßt verzeihen, ich habe eine Verabredung, die hatte ich ganz vergessen. . ."

Frank Nehls schlüpfte in seinen Pelz.

Felix sprang auf. „Ich gehe natürlich mit dir, Paul..."

Frank Nehls lachte beinahe belustigt auf. „Warum denn? Bleibt nur ruhig sitzen. Wenn ich in einer Viertelstunde nicht zurück bin, müßt ihr nicht auf mich warten. Hast du Geld?" wendete er sich an seine Frau.

Sie sah ihn verdutzt an. „Ja . . . ja . . . aber . . . Schau, Paulchen, da kommt das Essen. Ein bisserl was essen konntest du doch erst . . . wunderbar schaut das aus . . ."

„Um so besser! 'n Abend, Tille. . . . Bleibt sitzen, bleibt sitzen!"

Er war draußen, ehe sie sich's versahen.

„Furchtbar nervös ist der arme Papa", sagte Kari bedauernd. „Steht doch gar nicht dafür. . . ."

„Die Tragweite können Sie nicht beurteilen", schnitt Felix kurz ab.

Frau Mara stocherte auf ihrem Teller herum. Sie dachte an die Rechnungen, die jetzt einlaufen würden. Es wurde ihr ein bißchen unheimlich zumute.

„Soll ich dir was sagen, Ottilie", wendete sie sich leise an ihre Schwägerin. „Also der Paul hat kein moralisches Gefühl."

Ottilie schrak auf wie aus einer Erstarrung, die sich ihrer seit dem Fortstürzen des Bruders bemächtigt hatte, riß die Augen auf und sah Frau Mara verständnislos an.

„Wie kommst du darauf, Mara?"

Frau Mara kniff die Lippen zusammen. „Ich weiß schon, was ich sag! Diese Person, die Moll, die hat ihn zu dem dummen Stück ang'stiftet. Immer hat er bei ihr g'steckt, wie er's g'schrieben hat. Einen Narren hat er ja an ihr g'fressen! Nun kann i die Scherben zahl'n!"

Pieps drängte nach Hause. Sie mochte das Gesicht der Mutter nicht sehen, wenn es sich so rötete wie jetzt und die Lippen schmal und weiß wurden.

„Ihr telegraphiert doch gleich nach der Ankunft in Hamburg?" sagte Felix.

„Aber ja . . .!"

Ottilie schüttelte den Kopf. „Daß Papa so was erlaubt — —"

Diese „Spießer" mit ihrer albernen Angst machten Kari wirklich nervös.

Pieps hatte nur ein zerstreutes Lächeln. Sie dachte gar nicht mehr an das Rennen morgen. Wenn nur der Papa ruhig würde bis dahin.

„Du, Kari, wenn du mich doch zu Hause ließest!" sagte sie. Sie wollte den morgigen Tag mit dem Vater verbringen. In die Stadt mit ihm essen fahren, bei ihm sitzen in seinem Zimmer — wie früher. Das würde ihm wohl tun . . . er konnte sich aussprechen; dann ritten sie gegen Abend zusammen im Tattersall. Sie mußte ihn auch wieder freundlich für Kari stimmen. Sie fühlte den Riß zwischen den beiden und dachte mit Angst daran, wie es sein würde, wenn sie erst mit Kari verheiratet war. Der Vater würde immer weiter von ihr fortrücken, und sie würde ihm nichts mehr sein dürfen, würde alles Köstliche verlieren, was ihre Mädchenjahre so reich gemacht.

Kari warf ihr den Mantel um, ärgerlich und lässig. „Jede Freude kannst einem verderben, meiner Seel! Mach, was du willst! . . ."

„Nein, nein, Kari . . . es war nur so eine flüchtige Idee . . ."

„Lassen Sie ein Auto 'ranfahren", sagte Kari zum Kellner.

Ottilie umarmte Pieps und küßte sie auf beide Schläfen. Es war Mitleid in ihr.

„Glückliche Fahrt", murmelte sie und sah Pieps bedeutungsvoll an.

„Ich bitt dich, Ottilie, mach mir das Mädel nit sentimental, sonst bildet sie sich wahrhaftig noch ein, daß sie ein Opfer bringt, wenn sie mit ihrem Bräutigam ein kleines Rennen mitmacht. Soll das Mädel auch Trübsal blasen, weil das Stück durchg'fallen is? Dazu seid ihr da. . ."

„Die Mama ist eine fesche Frau!" Kari küßte Frau Mara galant die Hand und führte sie liebevoll zum Wagen.

Frau Mara drückte dem Schwiegersohn den Arm.

„Die haben ja nicht ein bissel Schneid, und die Ottilie ist halt die echte Lehrerin. Sie ist ja eine gute Person, hat aber doch nix von der Welt g'sehn! Wir kommen ja auch gar nit zusammen. Der Felix ist schon g'scheiter, aber weißt — ich glaub, er ist wahnsinnig verliebt in die Pieps . . ."

„Geh . . . nein, so was!"

Frau Mara und Kari lachten herzlich, während er mit geübter Hand ihre Schleppe im Wagen zusammenraffte und dann Pieps in den Wagen hineinhob.

„Ihr seid ja so lustig. Worüber lacht ihr denn", fragte Pieps.

Sie erwartete keine Antwort. Es war ihr so gleichgültig, worüber sie lachten. Mit gesenkten Lidern saß sie da, bis der Wagen vor der Rankestraße hielt.

Wie durch einen Schleier hörte sie, daß Kari umständlich die Chancen des morgigen Rennens auseinandersetzte.

„Na, Piepsel, schlaf dich hübsch aus.... Um halb zehn hol ich dich ab."

Sie nickte, wie schlaftrunken.

Oben blickte sie mit klaren, hellen Augen um sich. „Ist Papa zu Hause?" fragte sie den Diener.

Nein. Der gnädige Herr war noch nicht gekommen.

Frau Mara nahm im Vorbeigehen eine Apfelsine von der stets gefüllten Fruchtschale im Speisezimmer.

„Du, das wird wieder zum Auswachsen werden mit dem Papa. . . . Sei froh, daß du bald aus dem Hause kommst. Ich g'freu mich schon auf den Winter! . . ."

„Gute Nacht, Mama."

Pieps küßte der Mutter sehr höflich Hand und Wangen.

Frau Mara empfand diese Höflichkeit immer wie eine Ohrfeige und wurde maßlos durch sie gereizt. „Bist ja wieder sehr großartig heut . . . Kari hat recht, schlaf di aus! . . ." Und würdevoll ging sie aus dem Zimmer.

Pieps ließ sich auskleiden, flocht ihr Haar zur Nacht,



warf wieder ihren Schlafrock um und beschloß, auf den Vater zu warten. Er war müde. Er mußte ja bald nach Hause kommen. Nur nicht wieder im Salon wollte sie auf ihn warten. Sie hatte den verächtlichen Blick nicht vergessen, den er damals auf all das Zeug um sie herum geworfen. Auf den Fußspitzen, ganz leise, schlich sie in sein Schlafzimmer, knipste das Licht auf, schwang sich auf das Fußende des Bettes, lehnte den Kopf an die Wand, schloß die Augen und wartete . . . . .

* * *

Frank Nehls hatte an Ada Moll vom nächsten Café aus telephoniert, sie möchte ihm erlauben, noch heraufzukommen. Er mußte mit ihr sprechen.

Sie stand am erleuchteten Fenster, als er kam, öffnete es und warf ihm den Hausschlüssel, in ein Taschentuch eingewickelt, herunter. Dann kam sie ihm entgegen, mit dem schönen gewundenen Kerzenhalter in der Hand, bis zur Hälfte der Treppe.

Das erste, was er sagte, war: „Ich bin sehr hungrig. Du mußt mir etwas zu essen geben."

Sie bediente ihn schweigend, schenkte ihm schweren Rotwein ein, zerlegte ihm den Flügel einer kalten Poularde und schälte ihm das Obst.

Sie hatte ihn nie so gierig essen sehen.

„Ich werde Ihnen schwarzen Kaffee bereiten . . ."

„Ja, tu es —"

Während sie die Marmorplatte aus dem Büfett zog und alles für den Kaffee in der Wiener Maschine vorbereitete, ging er in ihr hellbraunes Zimmer, zündete sich eine Zigarette an und schritt wortlos auf und ab.

Dann brachte sie den Kaffee herein.

„Du trinkst doch auch.

Sie nickte.

„Ich hab's nicht ausgehalten, ich mußte bei dir sein", sagte er endlich.

Er ergriff ihre Hände und drückte sie an seine Brust. „Du darfst mich jetzt nicht fortschicken, hörst du?"

Es war eine Angst in seiner Stimme, die sie rührte.

„Nein, das tue ich auch nicht. Sie bleiben so lange hier, wie Sie wollen."

„Gut." Er nickte, ließ ihre Hände los und ging wieder auf und ab. Sie setzte sich in einen Sessel und wartete ruhig, bis er wieder sprechen würde.

Seine Schritte wurden allmählich langsamer, schwerer. Endlich blieb er stehen, halb abgewendet von ihr. „Du hast viel von meiner Tochter", sagte er. „Die konnte auch stundenlang warten, bis ich zu sprechen anfing. Es ist etwas Schönes um die Zeit, die man geschenkt bekommt."

„Etwas anderes habe ich Ihnen ja auch nie schenken können."

Er dachte nach, überlegte.

„Nein, noch nicht", sagte er langsam.

Wieder ging er auf und ab.

Sie sah unter dem hellen Licht der Krone, wie weiß sein Haar an den Schläfen geworden war. Als sie ihn vor einem Jahre zum erstenmal aufgesucht mit dem bangen Herzklopfen der Anfängerin, der Verkannten, vergeblich Ringenden, ihn, den berühmten Mann, der ihr weiterhelfen sollte, da war er ihr beinahe zu jung erschienen für seinen Namen. Sie hatte Tage gehabt, wo sie geschwärmt hatte für ihn wie ein Backfisch. Und weil sie wußte, wie berühmte Männer Schwärmereien aufnehmen, hatte sie das unreife, kindische Gefühl ängstlich verborgen unter der Maske künstlerischer Sachlichkeit. Und als sie ihn dann näher kannte, ihn sah in seinem Alltagswesen mit dem unbändigen, rücksichtslosen Temperament, der Schonungslosigkeit gegen sich und die andern, der ungeheuren Arbeitskraft — da hatte sie Angst bekommen. Angst, daß seine starke, fortreißende Persönlichkeit die ihre in sich aufsauge, sie vernichten könnte, und es war ein eigener Reiz für sie gewesen, dem Manne, der sich alles zu unterjochen verstand, ihren unbeugsamen Willen entgegenzuhalten.

Sie stellte sich zu ihm, wie eine dankbare Schülerin sich zu ihrem Lehrer stellt, mit leiser, respektvoller Distanz, die sie selbst schützen sollte vor einer Unüberlegtheit.

Sie war kein unschuldiges Kind. Sie war durchgerüttelt vom Leben, hatte Leidenschaften gekannt, hatte aber nie die große Linie ihrer eigensten Natur verloren.

Die Männer, die sich ihrer Liebe rühmen durften, waren nie ihre Freunde gewesen. Wenn sie unbewußt ihren Sinnen nachgegeben hatte, so war sie damit nur den Gesetzen der Natur gefolgt, die sich über ihr eigenes Selbst hinweg ihr Recht einforderte. Ihre Seele war wie unberührt davon geblieben, gleich wie Pieps innerlich rein geblieben war inmitten der korrumpierten Luft einer Gesellschaft, die das Gefühl für die inneren Werte des Menschen verloren hatte.

Und das war es, was Frank Nehls fühlte, was ihm die heilige Ehrfurcht vor seinem Kinde, die ehrerbietige Zurückhaltung vor Ada Moll auferlegte.

Er war kein Zyniker, nur ein Mann seiner Zeit, mit einem ganz tief und verborgen glimmenden Funken von Bürgerlichkeit und Anstand, den Ottilie wie ein unvergängliches Vermächtnis ihrer Mutter den Brüdern ins Herz gepflanzt hatte.

Aber Frank Nehls wußte selbst nichts davon, und wenn er zeitweilig aufflammte, dann glaubte er, es wären die Jahre, die ihn vor der Zeit alt machten und seinen Willen knechteten.

„Woran denken Sie jetzt", fragte Ada Moll.

„Ich denke daran," antwortete Frank Nehls, indem er ihr fest in die ernsten grauen Augen blickte, „ich denke daran, daß unsere Wege von heute ab auseinandergehen. Du hinauf — ich hinunter."

Ada Moll sah im selben Augenblick die grausame Enzlehnsche Gebärde: ein Stein, der herunterrollt . . . .

Sie stand aufrecht, wie emporgeschnellt von einer unsichtbaren Kraft. „Nein . . . das ist nicht wahr — das ist nicht wahr . . ."

Sie hielt jetzt seine Hände, wie er vorhin die ihren gehalten, und bohrte ihre Blicke angstvoll in sein Gesicht: „Warum sagen Sie das? Sie wissen selbst, daß es eine Lüge ist. Sie sind jetzt nur überreizt. . . . Aber so antworten Sie doch, so sprechen Sie doch."

Er schüttelte den Kopf, lächelte und fuhr ihr mit der Hand leicht über das braune, schlicht in einen Knoten zusammengefaßte Haar.

Wie ihr das nahe ging. . . . Kein Nebengedanke bewegte sie. Keine Berechnung. Was sie von ihm erwartete, es war etwas anderes, als was zu Hause von ihm erwartet wurde.

„Ich liebe dich", sagte er tonlos, fast traurig.



Sie blieb neben ihm stehen, rührte sich nicht. Nur um einen Schatten bleicher wurde sie.

Er fuhr fort: „Es ist etwas Trauriges um die Liebe eines alternden Mannes."

Sie lachte laut, obwohl ihr das Herz bis zum Hals hinauf klopfte.

„Sie . . . ein alter Mann — — Sie?"

„Es muß wohl sein," sagte er leise, „denn so armselig komme ich mir heute vor, so beschämend armselig! Nicht als ich hungerte und darbte, war ich so arm wie heute."

Er schob sie von sich, neigte in alter Gewohnheit beide Schultern vor, als wollte er sich von einem Gewicht befreien, und warf den Kopf zurück. „Laß nur, Kind, das Winseln liegt mir nicht. Ich habe in meinem Leben nicht geklagt und — werd's auch heute runterwürgen. Man hat mich immer einen Glücksvogel genannt. Und ich hab daran geglaubt, trotz aller Placerei, trotz aller Mühe. . . . Na, einmal hat das Glück ein Ende — nicht wahr? Wär ja langweilig sonst!"

Er setzte sich mit dem Rücken gegen den Schreibtisch, klappte seinen schwarzen Rock auf beiden Seiten auf und legte beide Hände an die Weste.

„Die Situation ist nun folgende", sagte er, und Ada Moll hörte die Anstrengung heraus, die er machte, um ruhig und sachlich zu sprechen. — „Mit Enzlehn bin ich wohl ein für allemal fertig. Es spielen da noch Dinge privater Natur mit, die mir den Verkehr mit ihm, sagen wir, erschweren. Er ist jedenfalls sehr vergnügt, seiner Ranküne gegen mich dabei Ausdruck geben zu können. Er hat Momente, wo er vergißt, daß er Geschäftsmann ist. Auch wenn mein Stück anders gewesen wäre, auch wenn es ihn Tausende mehr gekostet hätte, er würde daran arbeiten, es zu ruinieren. Das gefällt mir beinahe an ihm, zeigt doch eine gewisse Großzügigkeit, eine Art Idealismus, wenn auch seine Aktionäre die Kosten dabei tragen, na — das ist ja egal. Also mit Enzlehn bin ich fertig. Aber du, du bist bei ihm, auf Jahre hinaus. Du, die ich hingebracht habe, als er aus dem letzten Loch blies, als er in den letzten Zuckungen lag. Wir beide haben ihm aufgeholfen, haben sein Ansehn neu befestigt, seinen Kredit gestärkt — wir zwei! Du und ich! Nun gibt er mir einen Fußtritt, und dich behält er, denn — heute bist du ihm mehr wert als ich. Ich aber . . . verstehst du, ich . . ." Er stand wieder auf, faßte sie bei den Schultern und zog sie an sich, daß sein heißer Atem ihre Stirn streifte. „Ich bin nichts mehr ohne dich. Ich brauche dich wie die Luft zum Atmen, wie Wasser, wenn ich verdurste. Mein Stück ist schlecht, mag sein . . . ja . . . es war mir noch alles zu neu, hat mich zu sehr überwältigt, und ich glaubte, erklären, immer wieder erklären zu müssen. Nichts hätte ich erklären müssen, dann wären die Längen nicht gewesen, brutal herausschreien hätt ich es müssen, ob sie's verstehn, die Leute, oder nicht. Und sie hätten's verstanden, denn es wäre mein Herzblut gewesen, das ich ihnen zu trinken gab, und die Stimme des Blutes verstehen alle . . . hörst du— alle! Und nun sollst du verloren für mich sein . . . ich soll ersticken, verdursten, verkommen . . . ich soll ohne dich bleiben?! Andere werden dich groß ziehen, nicht ich, der ich dich wie ein kleines Kind geführt und gestützt habe, andere werden zuerst sprechen, was ich zuerst von dir hören muß, und du wirst mir weiter rücken, immer weiter und wirst mich allein lassen und wirst mich von dir fortschicken für immer, wie du mich immer fortgeschickt hast. Und das alles, weil ich keine Kraft habe, dich zu halten, wie ich dich gehalten hätte, wenn ich jung wäre, gegen deinen Willen gehalten, nur aus meiner Jugend heraus, aus meiner Liebe."

Immer heißer, immer schneller drängten sich die Worte, überstürzten sich und gingen zuletzt in ein atemloses Stammeln über, ein Stöhnen vor verhaltenem Schluchzen, ein krankhaftes Aufbäumen gegen die furchtbare Vergewaltigung, die sein Leben zerstörte.

Die Tränen stürzten ihm aus den Augen, kalte Tränen ohnmächtiger Wut und Verzweiflung.

„So siehst du mich, wie noch kein Mensch mich gesehen, plärrend wie ein Kind, wie ein Greis, und nun schick mich fort, hörst du . . . schick mich fort, denn es ist widerlich, wenn ein Mann weint. Zum Lachen ist's und so widerlich, so furchtbar widerlich! . . ."

Er taumelte von ihr zurück, lehnte die Arme an die Bibliothek und fiel mit dem Kopfe auf seine verschlungenen Hände.

Ada Moll stand da, ohne sich zu regen. Sie wußte nicht, was in ihr vorging. Sie sah nur die zuckenden Schultern, die tief eingesunkene Schläfe mit der hervortretenden Ader und die silbern schimmernden Haare. Aus der furchtbaren Erschütterung ihres ganzen Wesens löste sich langsam nur ein Gefühl — das Gefühl tiefsten Mitleids, grenzenlosen Erbarmens. Wie ein starker, klarer Quell überflutete dies Erbarmen alles, was die Jahre ihr an kluger Überlegung, Stolz, Zurückhaltung, Würde gegeben und gelassen hatten. Auf der Schwelle ihres reifenden Weibtums erkannte sie die Liebe in ihrer höchsten Bedeutung, ihrer reinsten Verklärung.

„Ich schicke dich nicht fort. Bleibe, solange du mich brauchst", sagte sie einfach.

Grauer Morgendämmer kroch in kühler Oktoberfrische über die ausgestorbenen Straßen, als Frank Nehls die Tür zu seiner Wohnung aufschloß.

Lautlos glitten seine Schritte über die schweren Teppiche, den dicken Läufer des hinteren Korridors. Die Tür seines Schlafzimmers war nur angelehnt, und ein Streifen des gelblichen elektrischen Lichtes floß die helle Korridorwand entlang wie flüssiges Gold. Kopfschüttelnd zog Frank Nehls an der Türklinke.

Zusammengekauert, die eine Wange halb auf den Kissen, das schimmernde blonde Haar an den Schläfen zerzaust, die schwarzen Wimpern tief und schwer auf die rosig angehauchten Wangen gesenkt — so lag Pieps auf seinem Bett.

Unschlüssig blickte er auf sie herab. Sein bleiches Gesicht rötete sich. Er nestelte an seinem Kragen und fuhr sich mit dem Daumennagel über die Augenbrauen.

Dann beugte er sich nieder und hob sein Kind in die Arme, um es hinauszutragen.

Sie schlief schwer und fest und ruhte doch wie eine Feder so leicht in den Armen des Vaters.

„Papali", murmelte sie, als er sie auf ihr Bett in ihrem weißen kühlen Mädchenzimmer niederlegte; und noch einmal „Papali . . ." Und sie drückte ihren Kopf an seine Brust und schlief weiter. Er drückte seine Lippen nicht auf ihr feines, blondes Kindergesicht, deckte sie nur behutsam zu mit ihrer seidenen, resedafarbenen Decke.



Eine Weile zögerte er noch. Dann schrieb er ihr auf den kleinen weißen Marmorblock, der auf ihrem Schreibtisch zu Füßen seines Bildes lag: „Frohe Fahrt, kleine Pieps, wünscht Dir Dein Papa."

Darüber würde sie sich freuen beim Aufwachen, aber sehen mochte er sie nicht morgen. Nicht ihre Arme zum Abschied um seinen Hals fühlen und ihren frischen, lieben Kindermund auf seinen Lippen.

* * *

Die Strichprobe war vorüber.

„Komm", sagte Frank Nehls zu Ada Moll, die gerade den Schleier über ihr bleiches Gesicht fallen ließ. „Komm. Es gibt Tage, wo nichts einem etwas anhaben kann, wo man sich leichter fühlt als die Luft und stärker als Eisen."

Er zog ihren Arm durch den seinen, ging mit leichtem Nicken an den Schauspielern vorbei, die sich in allen Ecken zu schaffen machten, weil sie nicht grüßen mochten, wie sie es sonst getan, und doch noch nicht den Mut fanden zur neuen Schattierung.

Draußen zog sie ihren Arm zurück und ging schlank und aufrecht an seiner Seite.

„Ich würde dir vorschlagen, wir gehen zu dir, aber du bist vor Besuchern nicht sicher, und ich bin jetzt wenig aufgelegt, dich mit andern zu teilen. Wir frühstücken irgendwo, fahren ein bißchen spazieren, und dann werden wir ja sehn . . ."

Es war ein wundervoller Oktobertag, hell und milde. Die Sonne flutete über die Menschen, tropfte von den Dächern und sprühte goldene Garben über dem kräuselnden Wasserspiegel an der Weidendammer Brücke.

„Ist es nicht merkwürdig, daß ich heute seit langer, langer Zeit zum erstenmal wieder Sommerstimmung fühle? Mehr fühle als je in den Wäldern oder am Seestrand! Sieh dich um, Ada . . . dieses ungeheure Leben, das ist es, was ich dort vermisse, das Leben, das Menschengeist ersonnen, Menschenhände geschaffen, die selben Menschen, die ich hasse, verachte, und ohne die ich nicht atmen kann."

Sie lächelte.

„Ich dächte es mir schön, fern von diesen Menschen zu wohnen, in weltabgeschiedener Stille —"

„Dazu bin ich nicht mehr jung oder noch nicht alt genug. Und für dich ist's auch nur ein Ferientraum, wie ihn Kinder haben. Jeder liebt den Boden, den er beackert, der ihm die Ernte seiner Saat gibt. Ein schlechter Landmann, der seinen Grund und Boden veräußerte, weil die Ernte einmal gering gewesen!"

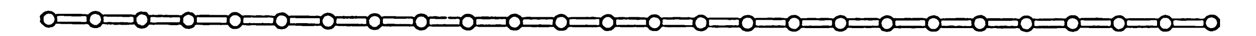
Im Glücksgefühl, das ihm ihre Gegenwart gab, wuchs sein wundervoller Optimismus, verjüngte sich seine Lebensenergie.

Rüstig schritten sie vorwärts, er wie getragen von einer Wolke inneren Glücks.

„Wenn ich dich nicht gefunden hätte, der gestrige Abend hätte mich zerschmettert."

„Und doch verdankst du ihn eigentlich mir", sagte sie nachdenklich.

(Fortsetzung folgt.)



Schule und Schuljugend in England.

Von Henriette Jastrow.

Auf welchem Gebiet auch immer man sich im Inselreich umschauen mag, überall findet man wunderliche Gegensätze und Widersprüche. In dem reichsten Lande der Welt begegnet einem die krasseste Armut auf Schritt und Tritt; neben dem Unternehmungsgeist, der dem Handel die Welt eroberte und der britischen Krone zu einem Reich verhalf, in dem die Sonne nicht untergeht, halten sich alte Sitten, Gebräuche und Systeme, zum Teil überlebte, in die heutige Zeit nur mit Mühe sich einzwängende, wie z. B. das Münzen-, Maß- und Gewichtswesen; und begeben wir uns auf das Gebiet des Unterrichts, so finden wir, daß England, das unter den kulturell entwickelten Staaten mit in erster Reihe steht, in der Zahl der Analphabeten nur von den östlichen und den südlichsten Staaten übertroffen wird, soweit Europa in Betracht kommt. Freilich, wer die Verhältnisse kennt, den wird die Tatsache nicht überraschen. Ist doch die Volksschule in England eine verhältnismäßig neue Einrichtung, vor wenig mehr als einem Menschenalter erst ins Dasein getreten.

Von hohem Interesse ist es, einen Blick auf die Entwicklung der Volksbildung in England zu werfen. Als Königin Viktoria zur Regierung kam, im Jahre 1837, war zwar in andern europäischen Staaten die Fürsorge für den Unterricht der Jugend bereits als Staatsaufgabe anerkannt, in England aber traten damals erst die Anfänge der großen Bewegung auf. Die Regierung ernannte eine Kommission zur Untersuchung der Frage, auf welche Weise für den Unterricht der Kinder der ärmeren Klassen gesorgt werden könne. Aber von diesem ersten Schritt bis zur Begründung der Volksschule vergingen noch Jahrzehnte. Erst im Jahre 1870, dreiunddreißig Jahre nach Einsetzung jener Kommission, war in England der freie Schulunterricht und mit ihm der Schulzwang zur Tatsache geworden. Zwar den letzteren darf man sich auch heute noch nicht so vorstellen wie in manchen anderen Staaten. Zunächst existiert er für die besseren Gesellschaftsklassen in der Praxis nicht; man nimmt an, daß diese Klassen ihre Kinder nicht ohne Unterricht aufwachsen lassen werden, und daß sich der Staat die Mühe sparen könne, danach zu sehen. Aber auch für die Kandidaten der Volksschule kann ein rigoroser Schulzwang nicht wohl Platz greifen in einem Land, das keine Registrierung der Einwohner, kein An- und Abmeldesystem kennt. Es ist richtig, daß John Brown, wenn er die Welt begrüßt, in das Geburtsregister eingetragen wird; wo er aber sich aufhält, wenn er das schulpflichtige Alter erreicht, das läßt sich nicht feststellen. Und wenn seine Eltern zu den Verächtern der Wissenschaft gehören und beschlossen haben, ihren Sohn diesem Einfluß fernzuhalten, so dürfte es ihnen nicht allzu schwer fallen, es auszuführen; denn das System, die schulpflichtigen Kinder durch besondere Inspizienten ausfindig zu machen und zum Schulbesuch anzuhalten, ist naturgemäß ein Netz mit weiten Maschen, durch die gar mancher John



Brown und manche Mary Smith hindurchschlüpfen. Wir dürfen sie bedauern. Nicht nur deshalb, weil sie als Analphabeten aufwachsen, sondern auch weil sie um die Schulzeit betrogen werden, die sich hier bei weitem nicht so streng und ernst abspielt wie daheim in Deutschlond, auch für die Kinder der ärmeren Klassen. Denn die körperliche Erziehung, die in England bekanntlich eine große Rolle spielt, ist nicht nur auf die oberen Gesellschaftstufen beschränkt, auch die Volksschule nimmt daran teil und bringt damit Licht und Freude in das Leben der Kinder. Und eben jetzt soll es noch freundlicher und heller werden in ihrer Schulzeit. Ein neuer Lehrplan für Elementarschulen ist vom Unterrichtsministerium ausgearbeitet worden, in dem ein Zusammengehen von körperlicher und geistiger Erziehung zum System erhoben wird. Man geht dabei von dem Grundsatz aus, daß das wahre Ziel der Erziehung nicht lediglich im Trainieren des Hirns besteht, sondern daß es in der gleichzeitigen Entwicklung eines gesunden Charakters, einer regen Intelligenz und voller Körpergesundheit liege, und daß zwischen diesen Eigenschaften eine Wechselwirkung bestehe.

Bei den höheren Unterrichtsanstalten in England hat man Grundsätze dieser Art sich schon lange zur Richtschnur dienen lassen. Wenn in Deutschland vielfach angenommen wird, daß bei den englischen Vettern die intellektuelle Erziehung im allgemeinen hinter der körperlichen zurückbleibt, so läßt sich das doch keineswegs so einfach zugeben. Es kommt zunächst darauf an, was man unter intellektueller Erziehung versteht. Wenn darunter ein Vollpfropfen des Gehirns mit Wissen verstanden wird, dann ist es schon möglich, daß jene Meinung richtig ist; wenn man aber, wie das englische Unterrichtsministerium, das Ziel der Erziehung in der harmonischen Entwicklung von Verstand, Charakter und Körper erblickt und von der Wechselwirkung der Fähigkeiten überzeugt ist, dann wird man jenen Satz nicht unterschreiben.

Indessen, darüber und über die Frage, welcher Erziehungsmethode der Vorzug zu geben sei, mögen die Sachverständigen entscheiden. Dem Laien will es scheinen, daß die englische Erziehungsart festere Charaktere und selbständigere Menschen hervorbringt als andere Methoden, und was ihm vor allem auffällt, ist, daß man es versteht, den Kindern unter diesem System eine glückliche Jugend zu geben, gewiß ein nicht zu unterschätzendes Besitztum für das ganze Leben. Sehr verschieden von den deutschen Schuljahren spielt sich für den Zögling einer englischen „Public School" — so werden die großen Knabenschulen und Mädchenschulen für den höheren Unterricht genannt — die Jugend ab. Ganz besonders trifft das auf die Knabenerziehung zu. Da sind die alten Alumnate, allen voran die ältesten und bedeutendsten: Eton, Harrow, Rugby, Winchester, Marlborough, Wellington, deren Traditionen bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen, und die sich oft in den Familien als Erziehungstätten forterben, von Generation zu Generation. Bilden diese vornehmen und kostspieligen Schulen das Privilegium der oberen Zehntausend, so gibt es doch auch für die Söhne weniger begüterter Eltern eine reiche Auswahl unter den Public Schools, darunter auch wieder viele, die auf Jahrhunderte zurückblicken können. Noch heute wie zu alten Zeiten wird der Knabe zur Erziehung völlig diesen Anstalten übergeben. Nur wer die Mittel dafür nicht aufwenden kann, schickt seine Söhne in eine der zumeist neueren „Public Day Schools", die nur Schulen und nicht auch zugleich Pensionate sind; das Ideal bleibt die eigentliche Public School, das Alumnat. Nichts, so meint man in England, kommt dem Einfluß gleich, der durch die Public School auf den Knaben ausgeübt wird, durch das Sicheinfügen in die Disziplin, durch das Abstoßen von Ecken und Kanten, das das Zusammenleben vieler mit sich bringt, und durch die Entwicklung und Festigung des Charakters, die durch das Programm der Anstalt gefördert werden: durch Arbeit und Spiel. Nicht gering denkt man von letzterem. Und bei der Auswahl der Schule ist es manchmal von ausschlaggebender Wichtigkeit, daß sie sich eines bedeutenden Rufes im Kricket- oder Fußballspiel erfreut. Zeigt der Junge besondere Anlage für Sport, so kann er es zu hohen Ehren bringen, selbst wenn er auf der Schulbank keine Leuchte ist. Und wählt er später selbst einmal die Lehrerkarriere, dann steht ihm die Auszeichnung, die er auf dem Felde des Sports erworben, sein ganzes Leben lang empfehlend und fördernd zur Seite; ja er annonciert sie zusammen mit wissenschaftlichen Auszeichnungen, wie z. B. das folgende Inserat es aufweist:

„Mortimer School, Headmaster Mr. . . . . M. A. Scholar of Winchester; Scholar of New College, Oxford; First Class Classical Honours; Member in his day of the Winchester and Oxford University Cricket Elevens."

Das mag sich für deutsche Ohren wohl seltsam anhören, doch nicht so für englische; und die Erwähnung der Kricketauszeichnungen (zu den Kricketeleven gehört zu haben) führt bei dem großen Wert, den alle Kreise dem Sport beilegen, dem Institut sicher neue Schüler zu.

Fast jede der großen Public Schools hat ihre eigenen Sitten und Gebräuche, die in anderen Erziehungsanstalten unbekannt sind, und je älter der Sittenkodex ist, in desto größerer Hochschätzung steht er. Mitunter sind auch allerlei Privilegien mit diesen alten Instituten verbunden. So haben die Zöglinge der Westminster School z. B. alltäglich, während der Parlamentsession, Anspruch auf sechs Plätze in der Galerie des Hauses, mag sie auch noch so überfüllt sein. Wer in der Westminster School gewisse Preise davongetragen hat und damit ein „King's Scholar" geworden ist, der gewinnt das Anrecht, der Krönung des Souveräns beizuwohnen, und von alters her sind die King's Scholars der Westminster School jedesmal die ersten Untertanen des neuen Monarchen, die ihn mit Heilrufen begrüßen. Das sind nur einige wenige von den alten Besitztümern, die als Vorrechte betrachtet werden, auf die man sein Leben lang stolz ist; und wie mit der Westminster School, so ist auch mit anderen Schulen dergleichen verbunden.

Ueber so altertümliche Einrichtungen haben zwar die Public Schools für Mädchen nicht zu verfügen, denn erst ungefähr ein halbes Jahrhundert ist es her, daß man in den gebildeten Schichten in England angefangen hat, an die Stelle der Gouvernante für die Töchter die höhere Mädchenschule zu setzen, aber dennoch haben sich bereits stark ausgeprägte Traditionen in den Schulen entwickelt. Auf die Töchter erstreckt sich die Vorliebe für die mit Pension verbundenen Schulen im allgemeinen nicht, und so sind die Mädchenschulen zumeist nicht Alumnate wie für die Knaben, sondern es sind Tagesschulen. Immerhin aber müssen sie mit Verpflegungseinrichtung versehen sein, zum wenigsten in großen Städten, wo viele der Kinder der Ent-



fernung wegen nicht zum Lunch nach Hause gehen, sondern es in der Schule einnehmen. Das ist ein offizielles Mahl im Speisezimmer, in manchen Fällen von der Kochschule geliefert, die neuerdings mit Vorliebe den höheren Schulen eingefügt wird. Die Schulzeit dehnt sich von neun Uhr morgens bis vier oder viereinhalb Uhr nachmittags aus, doch ist dabei zu bedenken, daß hiervon ein gut Teil Zeit auf Sport und Spiel fällt, denn auch in der Erziehung der Mädchen ist das ein hervorragender Faktor. An die Stelle von Kricket und Fußball treten bei ihnen Tennis, Hockey, Net Ball usw., jede Schule hat ihren „team" für diese Spiele, mit einem „captain" an der Spitze, und von Zeit zu Zeit messen sich die „Champions" der großen Schulen in „matches", denen kein geringes Interesse entgegengebracht wird. Aber auch ernst gearbeitet wird in den Mädchenschulen — ernster als in den Knabenschulen, sagt man — und der Trieb zum Lernen wird erregt, das beweisen die oft hervorragend guten Resultate, die bei dem Abiturientenexamen und später auf der Universität zutage treten.

Wie die Knabenschulen, so hat auch jede Mädchenschule hier ihre Farben. Bei den Jungen ist es die Mütze aus zweierlei Tuch, bei den Mädchen der Matrosenhut, mit einem Band in den Farben der Schule geschmückt, oft auch das Wappen der Schule mit eingewebt. Diesem Hut wohnen nicht zu verachtende erzieherische Eigenschaften inne. Schon daß er verhindert, daß unzweckmäßige, überladene und geschmacklose Kopfbedeckungen ihren Weg in die Schule finden, ist ein Moment zu seinen Gunsten. Dann stärkt er den Korpsgeist in der Schule und fördert das Gefühl der Zusammengehörigkeit. In einer großen Anstalt kennen sich nicht alle Schülerinnen, aber der Schulhut, der mit Stolz auch außerhalb der Schule getragen wird, bringt sie oft am dritten Ort zusammen, und den „Old Girls", den gewesenen Schülerinnen, leuchtet das Gesicht, wenn sie ihren alten Farben begegnen. Denn allen Zöglingen einer „Public School" gemeinsam ist die Anhänglichkeit an die Anstalt, auch im späteren Leben. Wer irgend kann, kommt zu dem Stiftungsfest seiner Schule, das alljährlich gefeiert wird, die „Old Boys", die mitunter schon Väter sind, und die „Old Girls", die manchmal als stolze Mütter ihre Babies mitbringen zur Bewunderung für die früheren Mitschülerinnen und für ältere und jüngere Jahrgänge. Und wenn es sich auch später nicht immer ausführen läßt, geplant wird es von den Eltern gewiß, den Sohn oder die Tochter der gleichen Anstalt anzuvertrauen, die man selbst liebgewonnen hat.

Oberschlesische Skizzen.

I. Der Industriebezirk. Von Valeska Gräfin Bethusy-Huc. — Hierzu 11 Aufnahmen.

Im Jahre 1790 schrieb Goethe in das Fremdenbuch der Friedrichshütte den bekannten Vers:

„Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft euch
Schätze finden und sie glücklich bringen ans Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen, es führen die beiden
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt!"

Wie groß die Schätze aber waren, die hier der Schatzgräber warteten, wußte niemand in damaliger Zeit. Hatte doch die Immediatkommission, die Friedrich der Große 1768 „zur Erforschung Oberschlesiens" aussandte, nur von drei Kohlengruben bei Beuthen und Ruda und von Steinkohlen und Galmei, die „Giesches Erben" bei Deutsch-Piekar gewannen, berichtet. Und die Kohlen hatten bei den damaligen grundlosen Wegen nur in nächster Nähe ein Absatzgebiet und wurden nur zu Fabrikationzwecken verwandt. Der Waldreichtum des Landes war ja so groß, daß für alles andere Holz genommen wurde. Da berief der König 1779 den Grafen Reden zum Direktor des Oberbergamtes, und mit ihm kam frisches Leben in die unwegsamen oberschlesischen Wälder. Durch den Klodnitzkanal wurde ein Wasserweg geschaffen, der den Bergwerksbezirk mit der schiffbaren Oder verband; die Friedrichsgrube wurde eröffnet, in der man in geringer Tiefe auf reiche Erzlager stieß, überall regte sich der Unternehmungsgeist. Um mit den unterirdischen Gewässern, die in die Gruben eindrangen, fertig zu werden, ließ Graf Reden aus Südwales die erste Dampfmaschine kommen. Der Erfolg, den er damals erzielte, bewog ihn, zunächst mehr Maschinen aus England zu verschreiben und dann nach den erhaltenen Mustern in Malapane selbst welche zu bauen. Die ersten Wasserhebemaschinen waren in Tarnowitz aufgestellt worden, Fremdenzüge wallfahrteten dahin, um die Wundertiere zu besehen, und so war auch Goethe mit seinem Herzog gekommen.

Unter den neuen Unternehmern, die die verborgenen Schätze Oberschlesiens lockten, sei hier der Engländer Baildon genannt, der den Bau der Kgl. Hütte in Gleiwitz ausführte. Er setzte den ersten Kokshochofen des Festlandes in Betrieb. 1802 glühte der erste Hochofen in Königshütte, nachdem bei Zabrze (in den später „König" und „Königin Louise" genannten Gruben) backfähige, zum Hochofenbetrieb geeignete Kohlen gefunden worden waren. Bei Königshütte war die Konstellation eine besonders günstige, da Kohlen, Brauneisenerze und die für Hochofenbetrieb erforderlichen Kalksteine und Dolomiten der Muschelkalkformation dicht nebeneinanderlagen.

An der Schwelle des 19. Jahrhunderts begann auch die Zinkindustrie sich zu regen. Nachdem Joh. Christ. Ruberg schon 1798 den ersten Zinkofen in Betrieb gesetzt hatte, gründete der Metallurg Karsten 1809 die erste oberschlesische Zinkhütte Lydognia. In dieser Zeit wurden große Vermögen von intelligenten sogenannten „kleinen Leuten" erworben. Ein solcher „kleiner Mann", der vermögenslos einwanderte und sich durch Fleiß und Intelligenz derartig heraufarbeitete, daß er zwanzig Jahre später der „Zinkkönig" genannt wurde, war Karl Godulla. Durch sein Interesse an der Zinkindustrie wurde er auch zum Erwerb von Kohlengruben veranlaßt. Zugleich kaufte er den Grund und Boden, unter dem sich die Kohlen befanden, so daß sein Bergbau sich größtenteils unter seinem eigenen Grundbesitz entwickeln konnte. Bei seinem Tode hinterließ er seiner Adoptivtochter ein großes Vermögen, und diese — ein Kind aus dem Volke — heiratete den Träger eines der ältesten Namen des schlesischen Adels



— ein Stück buntester Romantik mitten im Qualm und Rauch des Industriebezirks.

Durch Galmei, das Rohmaterial für Zinkproduktion, war schon viel früher ein anderer Mann zu großem Reichtum gelangt. Georg Giesche hatte sich um 1703 durch ein von Kaiser Leopold errungenes und später durch Friedrich den Großen bestätigtes Privileg das alleinige Recht auf Graben und Verkauf von Galmei für sich und seine Erben gesichert. Georg Giesche, dessen Name heute eine der größten und erfolgreichsten Gesellschaften Oberschlesiens trägt, hinterließ drei Töchter, in deren Familien die Anteile der Gesellschaft forterbten, immer nur die direkte Deszendenz des Stifters berücksichtigend und angeheiratete Familienmitglieder überspringend. Ohne Statuten, nur durch Familientradition bestand diese Gesellschaft fast anderthalb Jahrhunderte bis zum Jahre 1845. Dann mußten freilich die Statuten kommen, schadeten ihr aber nichts.

In den siebziger Jahren nahm sie einen neuen Aufschwung unter dem Geheimen Bergrat Bernhardi, und heute besitzt sie so bedeutende Kohlengruben, daß sie in der Kohlenproduktion direkt hinter dem Bergfiskus steht, und ihre Zinkerzbergwerke sind die bedeutendsten des Kontinents. Sie betreibt Zinkhütten, Schwefelsäurefabriken, eine Dünger- und Alaunfabrik, hat eine Blei- und Silberhütte, Steinbrüche, Schamottefabrik, Ziegeleien, eigene Wohnhäuser für mehr als 5000 Familien und 5140 Hektar Güter und Forsten. Sie beschäftigt 16,500 Arbeiter, zahlt an Löhnen jährlich 19 Millionen Mark und hat ein Kapital von 1 850 000 Mark als Unterstützungsfonds festgelegt. Die neuste Schöpfung des jetzigen Generaldirektors, des Geheimrats Uthemann, ist die vor zweieinhalb Jahren begonnene und im nächsten Jahr vollendete Kolonie Gieschewald, die etwa 5 Millionen Mark kosten soll. 300 Zweifamilienhäuser nach dem Typ idealisierter oberschlesischer Bauernhäuser wurden und werden da mit Beamtenhäusern, Schulen, Läden, Kasino, Oberförsterei und Waschanstalt mitten in den Wald hineingebaut, nicht bloß nach Nützlichkeitsprinzipien, sondern auch dem Schönen Rechnung tragend und alle Anforderungen moderner Hygiene berücksichtigend. Eine durch den Wald führende, im Bau begriffene Kleinbahn soll das Dorf dann mit der Arbeitstelle, dem Karmerschacht, verbinden und die schöne Anlage vollenden. Wir bringen das Bild des langjährigen Vorsitzenden des Repräsentantenkollegiums von „Gieſches Erben", des Grafen Konstantin von der Recke-Volmerstein, der sich viele Verdienste um die Gesellschaft erworben hat.

Aber auch an anderen Stätten macht das Streben, dem Schönen Eingang in den Industriebezirk zu schaffen, sich bemerkbar. Da ist in der Donnersmarckhütte Kommerzienrat Hochgesand die treibende Kraft. Das prächtige Direktionsgebäude ist von Gartenanlagen umgeben. Ein breiter Parkweg führt an den schmucken Gebäuden entlang, in denen sich das Beamten- und Arbeiterkasino, das Badehaus mit großem Schwimmbassin, die Turnhalle, Volksbibliothek und die verschiedenen Schulen für Gartenbau, Handfertigkeit, Mädchenfortbildung und Haushaltung usw. befinden. Weiterhin öffnet sich ein großer, schön gehaltener Volkspark. Unmittelbar dahinter ragen die gewaltigen Konstruktionen des Hüttenwerks auf.

Die Arbeiterwohnungen sind in freundlichen, rotweiß ausgeführten Rohbauten untergebracht, zehn bis zwölf Wohnungen in einem Hause. Zur Donnersmarckhütte gehört ein Steinkohlenbergwerk, eine Koksanstalt, eine Hochofenanlage, die Eisengießerei für Maschinen und sonstige Gußwaren, eine Röhrengießerei, Maschinenbauanstalt und Feldziegelei sowie Steinbrüche und ein Eisenerzbergwerk. Die Hütte beschäftigt 220 Beamte und 6400 Arbeiter und zahlt jährlich an Arbeitslöhnen 6 500 000 Mark. Für Wohlfahrtzwecke werden jährlich 5 v. H. verwandt von dem Jahresgewinn, der nach Ausschüttung der Dividende von 4 v. H. des Aktienkapitals an die Aktionäre verbleibt. In dem allerdings besonders guten Jahr 1900 wurden z. B. 67 690 Mark dem Wohlfahrtsfond überwiesen. Aehnliches ließe sich auch von anderen Werken berichten, doch dazu reicht der Raum nicht.

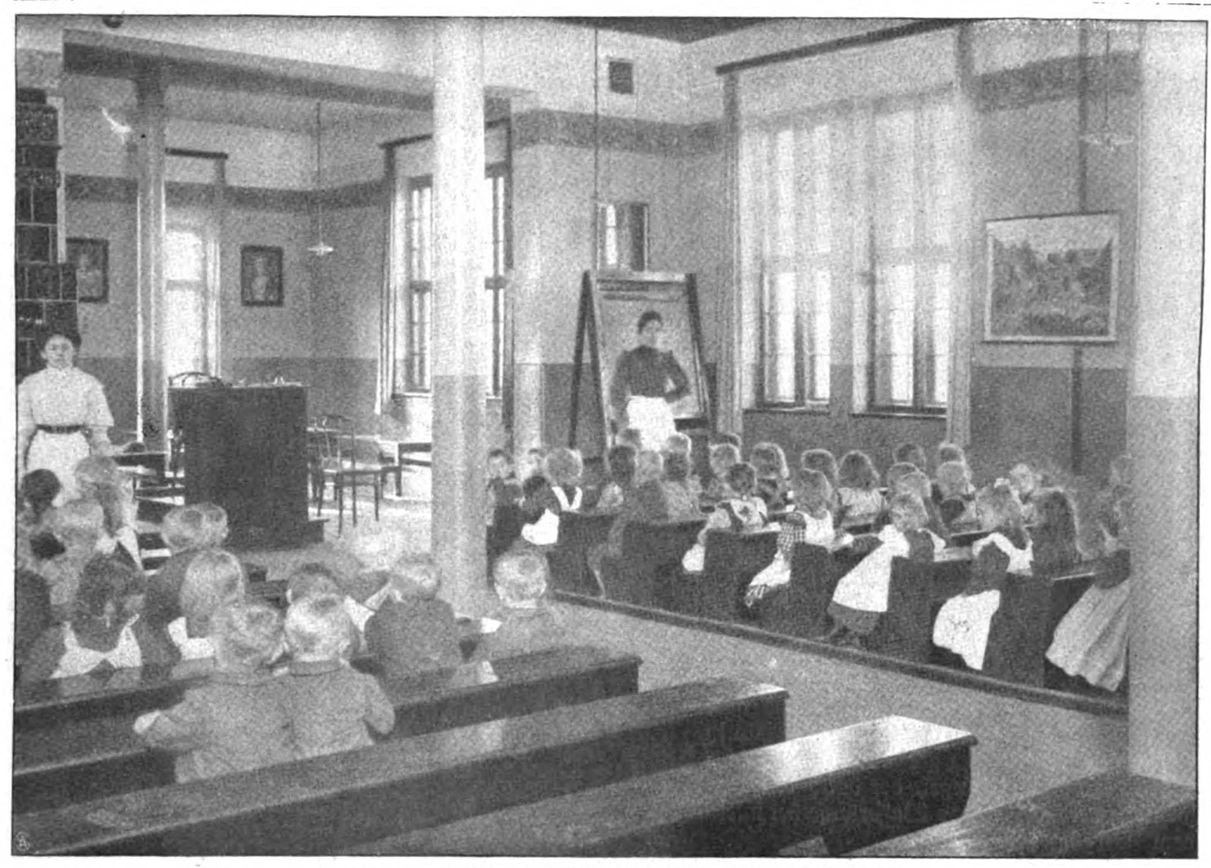
Für den, der nie einen Industriebezirk sah, macht es wohl einen eigenen Eindruck, meilenweit durch endlose Reihen von Arbeiter- und Beamtenhäusern hinzufahren, ringsum am Horizont mächtige Schlote, von noch mächtigeren Rauchwolken umwallt, aufragen zu sehen, dazwischen turmhohe Schlackenhaufen und Strecken zu Bruche gegangenen Landes. Aber es bieten sich doch auch noch andere Bilder, wo grüne Wiesen und bebaute Felder mit ausgedehnten Walddistrikten abwechseln.

Die großen Gruben waren gezwungen, auch größeren Landbesitz zu erwerben, um Herren im eigenen Reich zu bleiben. Nun treiben sie intensive Landwirtschaft auf ihren Besitzungen. Die landwirtschaftlichen Produkte haben hier so hohe Preise, daß die Besitzer bestehen können, trotzdem sie den landwirtschaftlichen Arbeitern die gleichen Löhne zahlen müssen wie den Industriearbeitern. So hat z. B. die Kattowitzer Aktiengesellschaft 1417 Hektar in land- und forstwirtschaftlichem Betrieb mit 363 Stück Rindvieh und 190 Pferden. Diese Gesellschaft, unter Generaldirektor Bergrat Williger, beschäftigt 13 400 Arbeiter, für deren Versicherungen jährlich im Durchschnitt 75 Mark pro Kopf bezahlt werden.

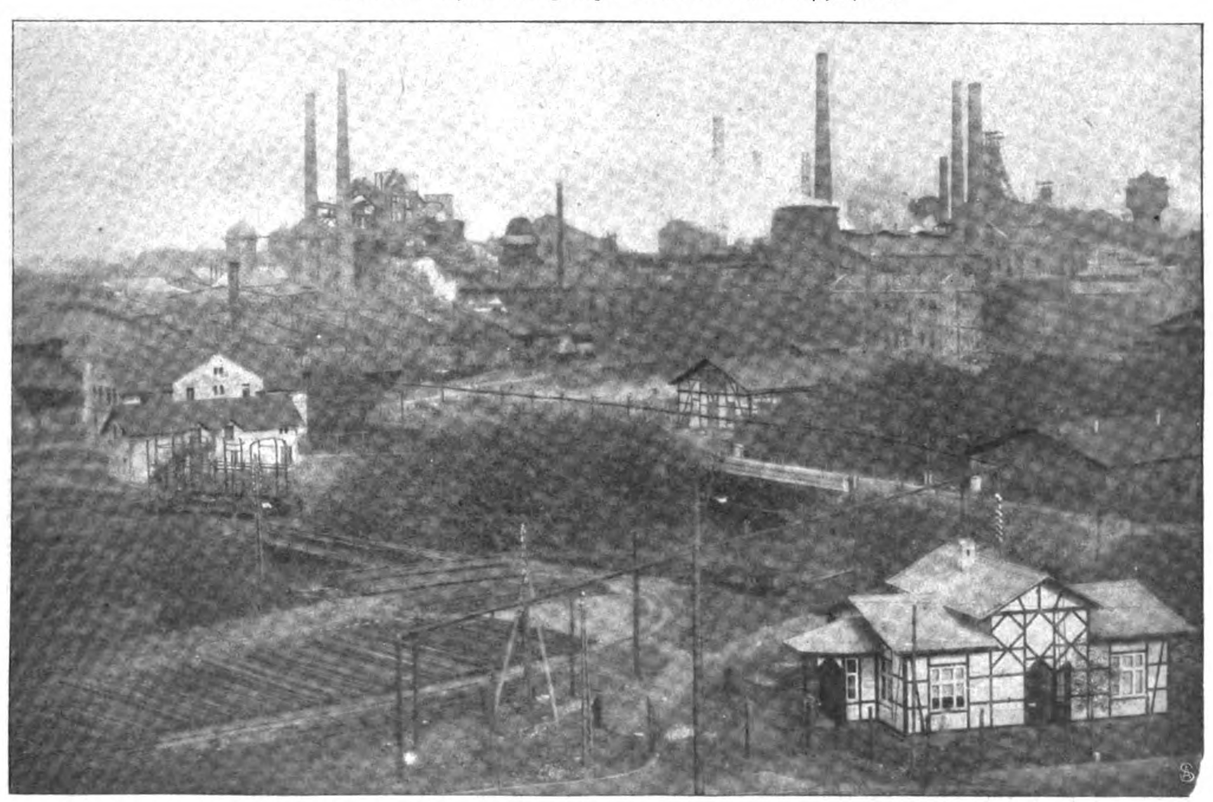
Dabei sind die Produktionskosten in den letzten 20 Jahren so gestiegen, daß z. B. an Lohn für eine Tonne geförderter Kohlen anstatt der 1890 üblichen 1,63 Mark heute 3,21 Mark gezahlt werden. 1890 betrugen die gesamten Selbstkosten auf die Tonne Kohlen 2,63 Mark, heute betragen sie 6,72 Mark. Die Verteurung der Kohle ist somit nicht nur dem Zwischenhandel zur Last zu legen, sondern sie ergibt sich naturgemäß aus den gesteigerten Löhnen und Produktionskosten und sozialen Belastungen. Die Kattowitzer Aktiengesellschaft ist jetzt mit 10,6 v. H. an der gesamten Kohlenförderung Oberschlesiens beteiligt, ist somit die größte kohlenbergbautreibende private Gesellschaft Oberschlesiens. Unter ihrer Verwaltung steht auch die Preußengrube, auf die man einen malerischen Ausblick von einer Waldhöhe hinter Miechowitz hat. In den Gebäuden dieser Grube herrscht eine Sauberkeit, wie man sie eher in einem Milchkeller als am Eingang einer Kohlengrube erwarten würde. Weiße Kacheln bedecken die Fußböden und bis zur halben Höhe auch die Wände der Maschinenhäuser. Geschlossene Laufstege führen über Tag bis zum Eingang des Schachtes, so daß die Belegschaft den Grubenhof nicht betritt, der in sonntäglicher Ruhe und Sauberkeit daliegt, während darunter die rastlose Arbeit ihren Weg geht.

Von der Preußengrube aus sieht man noch auf grüne Wälder und Felder. Das ändert sich freilich in der Nähe von Zinkhütten, und Oberschlesiens größtes Zinkwerk Lipine, ein Ort von beiläufig 16 900 Einwohnern, trägt so recht das Gepräge reizlosester Nützlichkeit. Da, wo der schwefel-





Donnersmarckhütte bei Zabrze: Blick in die Kinderschulstube.



Aus dem oberschlesischen Industriebezirk: Ansicht von Donnersmarckhütte.

Spezialaufnahmen für die „Woche“



haltige Rauch der Zinkhütten den Wald trifft, kränkeln die Bäume und gehen auch ganz ein. Bei den vorhandenen größeren Komplexen soll diese Schädigung aber doch nur die vordersten Baumreihen treffen, und die Versuche, den Rauch durch Verbrennen unschädlich zu machen, werden trotz geringer Erfolge und großer Kosten rastlos weiter unternommen. Hier ist der Zukunft wohl noch eine große Aufgabe vorbehalten. Besser gelingt es dem früher so häufigen Zubruchgehen des Bodens, über abgebauten Schachten, zuvorzukommen, indem man die Schachte jetzt mit Sand ausfüllt. Ebenso ist es gelungen, eine andere große Kalamität zu beseitigen: den Wassermangel, der durch das Verschwinden der Quellen und Wasserläufe bei intensivem Bergbau eintrat. Großartige staatliche Anlagen ver-



Phot: Walsleben.

Exz. Graf v. d. Recke-Volmerstein,
Vorsitzender des Repräsentantenkollegiums von „Giesches Erben“.

Kommerzienrat Hochgesand
(Donnersmarckhütte).



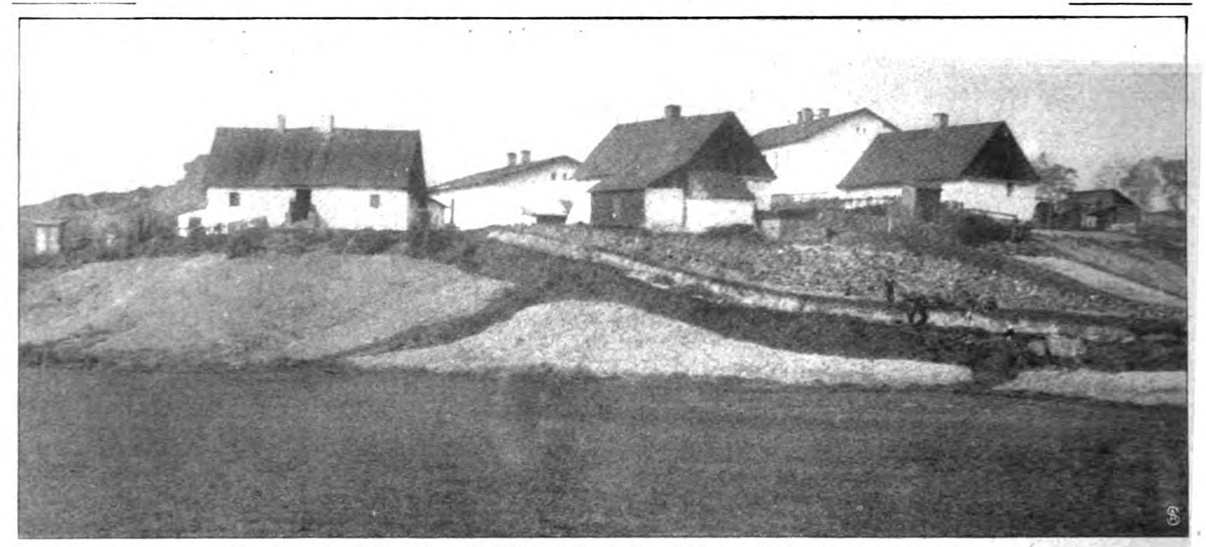
Der Hof der Preußengrube.

Spezialaufnahmen für die „Woche“.

Hofphot. Fritz Schumann.

Von links nach rechts: Bergrat Williger, Generaldirektor der Kattowitzer Aktiengesellschaft, Präsident der Oberschlesischen Handelskammer, Vorsitzender des Berg- und Hüttenmännischen Vereins. Geh. Bergrat Hilger, Generaldirektor der Königshütte. Geh. Bergrat Uthemann, Generaldirektor der Gesellschaft „Giesches Erben".

Aus dem oberschlesischen Industriebezirk: Drei Generaldirektoren.

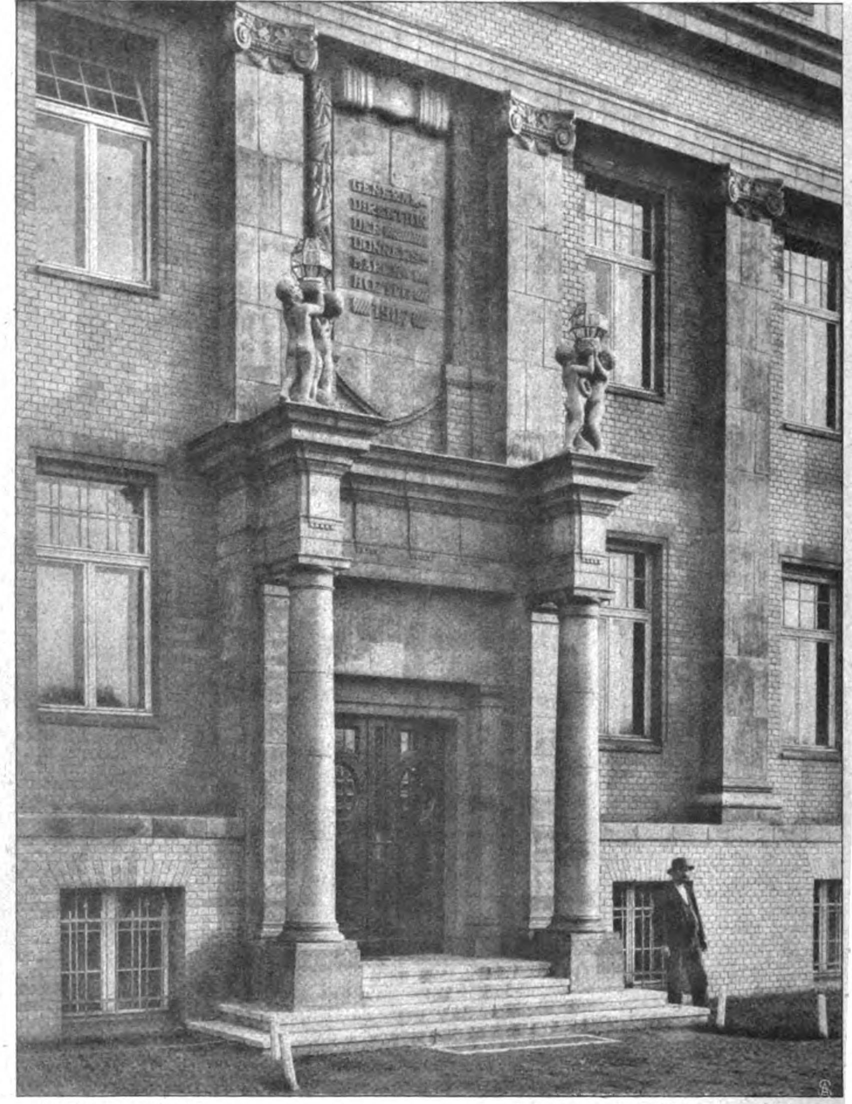


Aus dem oberschlesischen Industriebezirk: Alte Arbeiterhäuser in Rudahammer.

sorgen jetzt den Industriebezirk mit dem so notwendigen Wasser. Der Tiefbrunnen bei Karschowitz liefert das Wasser für den Westen, für den Osten wurde das klare und gesunde Wasser aus den tiefen Schächten der Friedrichsgrube emporgehoben. Der Kattowitzer Kreis hat seine eigene Wasserleitung, deren Quellen dem Sohlenkalkstein bei Dombrowka entströmen. Mit diesen drei Wassersystemen, denen sich noch einige kleinere Unternehmungen einzelner Gruben und Hüttenwerke anschließen, ist das Problem, 1½ Millionen Menschen mit Wasser zu versorgen, glücklich gelöst.

Aus kleinen Anfängen hat Oberschlesien sich zu einer Bedeutung hinaufgearbeitet, die wohl am anschaulichsten durch Zahlen dargestellt wird. Zur Zeit des Goetheschen Besuches arbeiteten hier wenig mehr als 1000 Arbeiter, und die Summe der im Jahr produzierten Werte wurde auf 330 000 Taler geschätzt. 77 Jahre später wurden hier 58 123 Menschen beschäftigt und erzeugten Werte von 93 759 488 Mark, und 1906 gab es 162 800 Arbeiter im Industriebezirk, und der Geldwert der Produktion betrug 463 393 250 Mark.

Die Menge der verkauften Kohlen allein ist heute 94 mal so groß, als sie es 1860 war. Ein Land, das solche Werte produziert, ist aber doch wohl wert,



Arnold Hartmann, Architekt. Verlag von Schuster & Bufleb, G. m. b. H., Berlin.

Hauptbureau der Donnersmarckhütte: Das Portal.

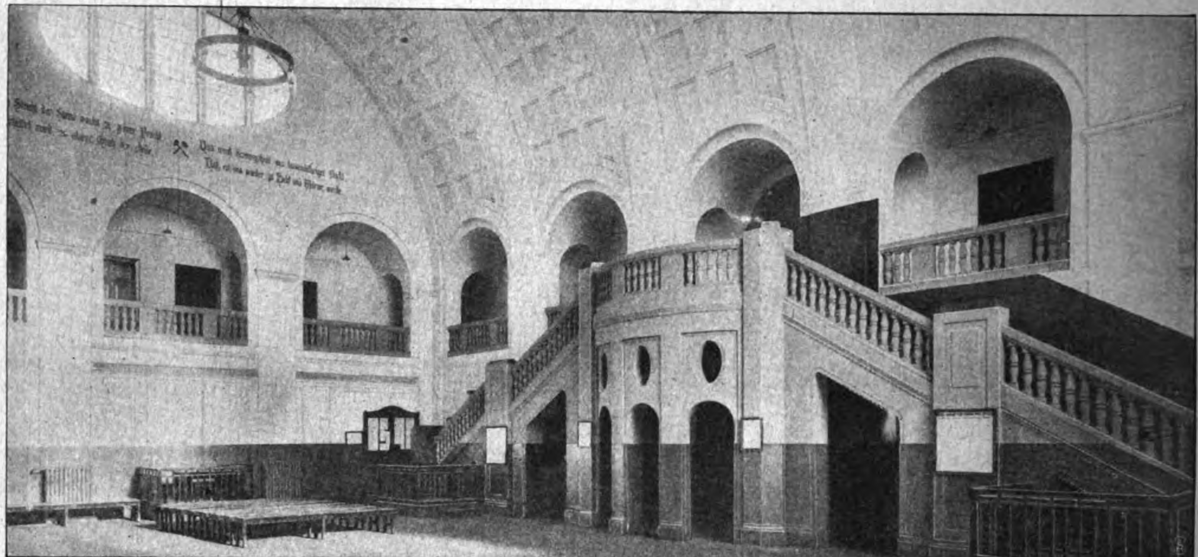


Arnold Hartmann, Architekt. **Das Knappschaftslazarett in Beuthen: Der große Pavillon.** Verlag von Schuster & Bufleb, G. m. b. H., Berlin.



Straße und Wohnhäuser in Gieschewaldkolonie. Spezialaufnahme für die „Woche“.





Innenansicht des **Zeichenhauses Mikultschütz.** Arnold Hartmann, Architekt. Verlag von Schuster & Bufleb, G. m. b. H., Berlin.



Die Schwimmanstalt der Donnersmarckhütte.

daß man es etwas genauer betrachtet.

Die durchschnittliche Mächtigkeit der Kohlenflöze beträgt 4—6 Meter, ja oft auch 9—12 Meter. Der wichtigste Teil des Kohlenbeckens ist der sich aus einzelnen Erhebungen zusammensetzende Sattel, der sich, von Zabrze anfangend, ostwärts über den Königshütter und Laurahütter Flözberg hinzieht und sich dann über dem Rosdziner Sattel nach Polen fortsetzt. Damit ist aber der unterirdische Reichtum des Bodens noch lange nicht erschöpft.

Die oxydischen und geschwefelten Erze (Galmei und Zinkblende) in der Muschelkalkformation machen Oberschlesien zum Hauptproduktionsland für Zink. 40 v. H.



Karmerschacht mit der im Bau befindlichen Bahn.

der gesamten Zinkproduktion der Erde kommen ungefähr von dort. Ebenfalls im Muschelkalk, oft mit Zinkerzen zusammen, treten reiche Bleiglänze auf, die sich der Fiskus, als wesentlichster Bleiproduzent Oberschlesiens, zum größten Teil reserviert hat.

Nicht so günstig sieht es um die Eisenerze aus. Dem Muschelkalk aufgelagert sind meist mulmige Brauneisenerze, die allerhöchstens einmal 50 v. H. Eisengehalt haben. Oberschlesien bedarf daher bedeutender Erzzufuhren, bezieht Spateisensteine aus Ungarn, Magneteisensteine aus der Bergfreiheitsgrube bei Schmiedeberg und schwedisches Eisen.

Daß unter diesen Verhältnissen die Konjunktur für Eisen ungünstiger ist als für Zink und Kohlen, liegt auf der Hand. Trotzdem sind auch hier Erfolge erzielt worden, und dem von Goethe als Schatzgräber gerühmten menschlichen Verstand wird es sicher gelingen, auch den augenblicklichen Tiefstand in der Eisenkonjunktur zu überwinden.

Ueberwältigend groß ist noch das Material dessen, das ich erzählen und beschreiben möchte, aber — hart im Raum stoßen sich die Dinge auch in einer Zeitschrift. Erwähnen muß ich aber wenigstens noch den mächtigen Betrieb der Königshütter Werke unter Generaldirektor Bergrat Hilger. Auf Königshütte komme ich in der Skizze „Städte des Industriebezirks" noch zurück.

Es waren nur ein paar Schattenrisse oder, wenn man lieber will, Lichtbilder, für die mir hier der Raum vergönnt war. Wer mehr davon wissen will, der gehe hin und sehe sich die eigenartige Welt an, die da entstanden ist „an den Grenzen des Reichs", wenn auch nicht mehr „fern von gebildeten Menschen". Er wird des Sehenswerten und Interessanten dort genug und übergenug vorfinden.

Sänger mit der Laute.

Von Heinrich Neumann. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Höher als je zuvor, beängstigend hoch flutet unser musikalisches Leben. Das öffentliche wohlgemerkt; denn Hausmusik im guten, alten Sinne wird nur noch verhältnismäßig wenig getrieben. Die Leute, denen es Freude macht, und die sich daran genügen lassen, mit ihrer Kunst in kleinem, traulichem Kreis ihre Angehörigen und Freunde zu erfreuen, sind selten geworden. Wo immer ein bißchen Begabung zutage tritt, da sind die „Kunstverständigen" sofort bei der Hand, die der kleinen Sängerin, dem kleinen Pianisten oder Violinisten eine große Zukunft prophezeien, falls das Talent ausgebildet werde. Das verführt die Eltern — man glaubt ja so leicht, was man gern glaubt — und die Musik, die sonst zur Verschönerung des Lebens dienen könnte, wird zum Beruf gewählt. Der hinkende Bote kommt nach; zu spät wird erkannt, daß das Talent doch nicht ausreicht für die hohe Kunst, die allein die erhoffte angesehene Stellung und die erträumte materiell glänzende Existenz bringen kann. Tausende, die da wähnten, sie würden die Welt im Sturm erobern, müssen lernen, sich zu bescheiden, und froh sein, wenn sie wenigstens als Lehrer ein leidliches Fortkommen finden.

Hofphot. Blomberg.

Der schwedische Volkssänger Sven Scholander.

Diese Verhältnisse lassen bei zahlreichen Künstlern, denen es anders nicht gelingen will, den Gedanken entstehen, durch irgendwelche Besonderheiten ein größeres Publikum zu gewinnen. Manche glauben, die erwünschte Wirkung zu erreichen, wenn sie den Saal, in dem sie auftreten, verdunkeln lassen, andere hoffen, daß die Programme es machen werden. Daher die vielen Konzerte, in denen nur Werke eines Komponisten, nur Sonaten, nur neue oder

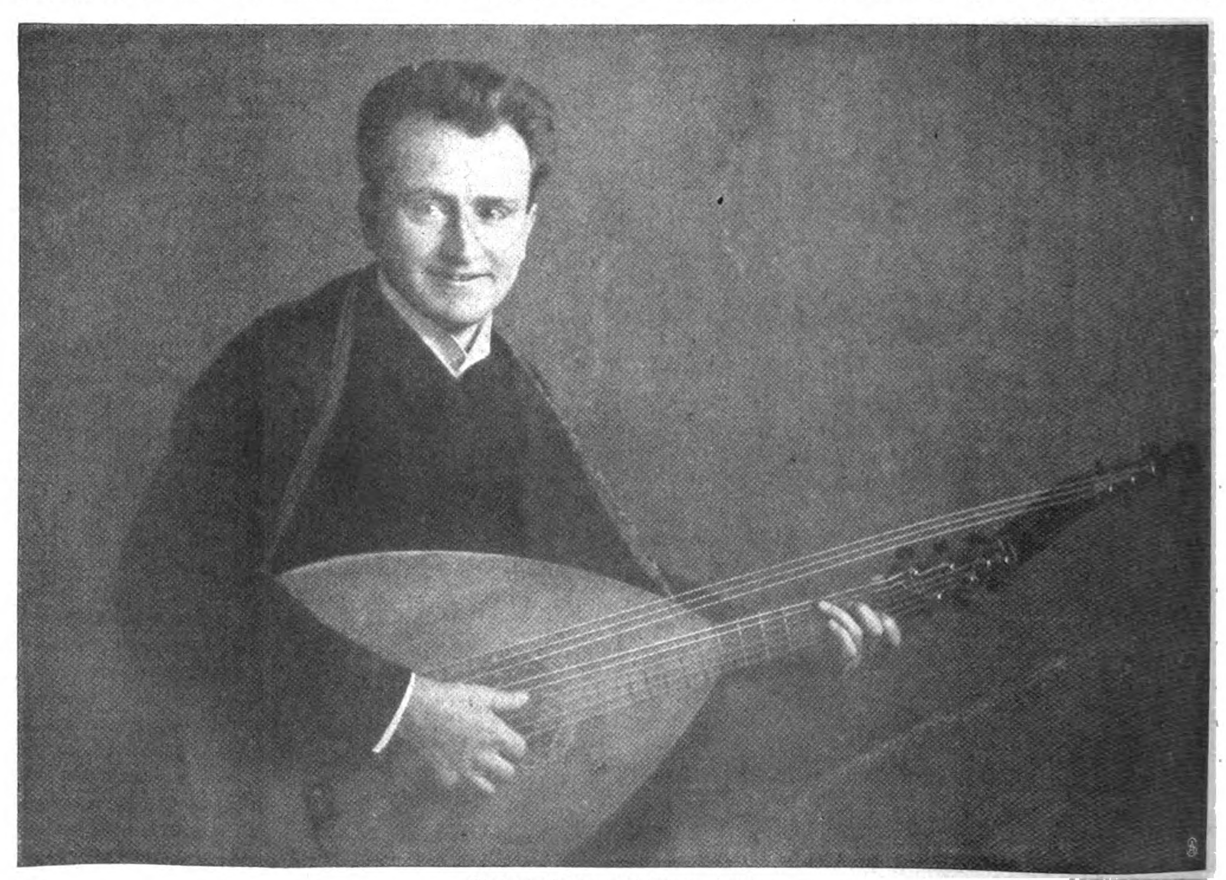
selten aufgeführte Werke zu Gehör gebracht werden. Von den seltenen Kompositionen führt ein Schritt zu ungewöhnlichen Instrumenten. Damen blasen die Flöte, wenn nicht gar die Trompete. Allein sie bleiben vereinzelt und verschwinden bald aus dem Konzertsaal, um im Varieté oder Kabarett wieder aufzutauchen. Ernsthafter sind allerdings die zu nehmen, die es mit alten Instrumenten, mit den Gamben oder dem Spinett etwa versuchen; doch auch die machen nicht Schule, weil ihnen durchschlagende und vor allem dauernd einträgliche Erfolge nicht blühen. Einige Aussicht, wieder Bürgerrecht im Reiche Polyhymnias zu erreichen, hat allenfalls die Laute als Begleitinstrument, die einmal eine Herrscherin gewesen ist. Es hatte seinen guten Grund, daß sie vorzeiten die größte Verbreitung für das Solospiel wie auch im Orchester fand, es hatte aber auch seinen guten Grund, daß sie etwa von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ab mehr und mehr in Vergessenheit geriet. Sie verlor ihren Wert, da man lernte, vielseitigere und bessere Instrumente zu bauen; immerhin ist sie, wie neuere Erfahrungen lehren, für das Volkslied auch heute noch sehr gut zu verwenden.

Der erste, der die Laute wieder allgemeiner zu Ehren gebracht hat, war der Schwede Sven Scholander, der seit nahezu anderthalb Jahrzehnten in Deutschland ein stets gern gesehener Gast ist. Er hatte ursprünglich einen anderen Beruf ergriffen, er war Optiker, aber die Liebe zum Volkslied wurde ihm bereits im elterlichen Haus eingeimpft; die Großmutter sang zur Gitarre, der Vater zur Laute. Was jene nur nebenbei übten, wurde ihm schließlich zur Hauptaufgabe; er forschte und studierte in der Heimat und in anderen Ländern, und als er das Wesen der Sache erfaßt hatte, wagte er sich auch an die Oeffentlichkeit. Ein Kunstsänger ist nun Scholander freilich nicht, aber ein Künstler mit starker Individualität, die seinem Vortrag einen eigenen Reiz



Phot. Becker & Maaß.

Karl Clewing vom Berliner Theater als Herzog
in R. Skowronneks Lustspiel „Hohe Politik“.



Robert Kothe mit seiner Laute.

Phot. A. Bischoff.

verleiht. Es gibt vielleicht keinen zweiten, dem im gleichen Maß der lyrische und der dramatische Ausdruck zu Gebote steht, seine schauspielerische Begabung ist nicht geringer als die musikalische; feines Empfinden behütet ihn davor, die Grenze zu überschreiten, die zwischen dem Podium und der Bühne aufgerichtet ist. Alles erscheint bei ihm so natürlich, daß man immer glauben möchte, er improvisiere; was er im einzelnen wohl auch tut. Scholander selbst hat sich, als er im Frühjahr wieder einmal in Berlin war, über seine

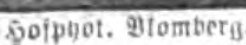


Spezialaufnahme für die „Woche".

Karl Clewing in seinem Berliner Heim.

Kunst, wie folgt, geäußert: „Selbst wenn ich ein Lied, wie z. B. ‚le joli Tambour', zum tausendstenmal singe, immer fällt mir während des Vortrags ganz plötzlich eine neue Schattierung ein, und dann, es gibt kein Instrument, das sich so der Individualität des Künstlers anschmiegt, wie die Laute. Ich weiß, ich bin kein Sänger, mir fehlt das große, schöne Organ, ich will auch kein Sänger sein, denn der dramatische Ausdruck meines musikalischen Vortrags, nicht der Gesang bildet den Kernpunkt





Hofphot. Blomberg.

Sven Scholander im Kreise seiner Familie.

meiner schlichten, volkstümlichen Kunst. Aus den Volksliedern der Bretagne, der Normandie und der Picardie, die ich in Paris in Antiquariaten und Bibliotheken entdeckte, aus den Liedern von Baumbach und Liliencron, aus dem ‚deutschen Liederhort‘ schöpfe ich mein Repertoire, und manches alte französische Volkslied, das ich aufgefunden hatte, wird heute von Yvette Guilbert gesungen. Im übrigen arbeite ich jetzt an der Herausgabe eines Sven-Scholander-Albums, das demnächst bei Breitkopf und Härtel erscheinen und einen Teil meiner Lieder im Arrangement für Gesang, Laute und Klavier enthalten wird . . . Wenn ich das nächstemal in Berlin auftrete, komme ich mit meiner Tochter Lisa, die allerdings meine Stimme nicht geerbt hat, denn sie hat wirklich Stimme; wir werden dann Duette zur Laute singen.“

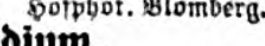
Von deutschen Sängern mit der Laute sind zu nennen der Münchner Robert Kothe, der mit seiner Kunst im ganzen Reich Erfolge erzielt hat, und der Berliner Hans Paul, der nach dem Muster der fahrenden Sänger seine Worte und Weisen selbst dichtet. Außerdem betreibt die Kunst, sozusagen im Nebenamt, aber mit großer Meisterschaft, der Schauspieler Karl Clewing. Daß dieser Mecklenburger sich einmal, wie sein schwedisches Vorbild, ganz dem Gesang zur Laute widmen werde, ist allerdings nicht anzunehmen, denn er leistet auf der Bühne trotz seiner Jugend bereits so Hervorragendes, daß ihn viele für berufen halten, Adalbert Matkowsky zu ersetzen; er soll auch bereits dem Kgl. Schauspielhaus in Berlin auf mehrere Jahre verpflichtet sein. Er begann seine Laufbahn in Bromberg und kam über Bremen und Straßburg an das Berliner Theater, an dem er jetzt wirkt. Die erste Freude an alten Liedern hat, so erzählt er, seine Mutter in ihm geweckt, die die schönen schottischen Volks- und Kriegslieder mit Vorliebe sang und ihn singen lehrte. Als er sich dann, gegen den Willen der ganzen Familie mit Ausnahme der Mutter, entschloß, zur Bühne zu gehen, und in Berlin studierte, kam ihm auf der Kneipe und zu Haus über dem Studium des Kommersbuchs der Gedanke, daß sich das alles doch eigentlich viel schöner richtig nuanciert zur Gitarre machen müßte, als in wüstem Tempo zum Klavier heruntergebrüllt. Er kaufte sich zunächst bescheidentlich eine Gitarre und eine Schule dazu und lernte die Griffe. Unterricht hat er nie genommen. Nur als er sich später eine Laute anschaffte, erkannte er, daß gerade für diese die Harmonielehre unbedingt nötig sei, und da hat er denn noch einmal die ernstesten musikalischen Studien gemacht. Clewing hat sich auch wissenschaftlich so intensiv mit der Materie beschäftigt, daß ihm nur wenig unbekannt geblieben ist, was es auf diesem Gebiet gibt. Mit großem Sprachtalent begabt, singt er nicht nur Deutsch in den verschiedensten Dialekten, sondern auch Französisch, Englisch und als Kuriosität sogar — Arabisch. Vor Scholander, der deshalb doch immer Scholander bleibt, hat Clewing die frischere Stimme voraus, mit ihm gemein hat er die erfrischende Natürlichkeit. Die beiden hat eben ihre Natur dem Gesang zur Laute zugeführt, nicht die Hoffnung, sich mit der Spezialität in der musikalischen Hochflut über Wasser zu halten.



Hans Paul mit seiner Laute.







Hofphot. Blomberg.

Sven Scholander mit seiner Tochter Lisa beim Studium.

Erbfluch.

Skizze in Briefen von A. Schoebel.

Aus dem Briefwechsel zwischen dem Freifräulein Malvine v. Klettow auf Klettenfelde und ihrer Nichte Liselotte v. Wustrow.

Berlin, den 10. Juni.
Tiergartenstraße 106. Auf der Terrasse.

Geliebte Erbtante. Schon wieder ein Brief von mir. Aber ich bin so arm — so arm. Unten im Garten glitzert's von Millionen Diamanten — es duftet nach Regen und Rosen. Und ich bin so arm. Willst Du mich reich machen, Tante Malve? Du kannst es. Du.

Geliebte Erbtante, Du sollst mich enterben. Du sollst und mußt. Ich mag nicht sitzenbleiben, weil ich eine Erbin bin. Ich habe das nicht nötig.

Ungezählte Mädchen werden zu alten Jungfern, weil sie kein Geld haben; und ich — weil ich reich bin durch Deine Güte — ich finde wohl Männer, aber nicht „den" Mann.

Und ich will „den" Mann.

Laß Dir erzählen, Tantchen — — — — — — —

Natürlich kommt eine Störung. Ich werde im Salon gewünscht. Es sind „Männer" da. Der „Goldsucher" und der „Trüffelhund", meine beiden letzten Eroberungen. Für die zwei Edelknaben lohnt es nicht, einen Blick in den Spiegel zu tun.

Morgen das Nähere; heut wiederhole ich: enterbe mich! Handkuß, Liebesblick. Immer

Deine gehorsame Nichte Liselotte.

Klettenfelde, den 11. Juni.

Liselotte —! Kopf verloren? Herz verloren? Verstand verloren?

Erkläre mir! In meinem alten Schädel gehen Gespenster um. Aus der Jugendzeit. Aber sie bleiben stumm. — Warum hab ich eigentlich nicht geheiratet? Ich entsinne mich nicht mehr! In Verstörung

Deine alte Tante.

Berlin, den 11. Juni, Tiergartenstraße 106.
Auf der Terrasse. Netto Geisterstunde.

Geliebte Malventante. Das Haus schläft. Die Motten stoßen mit ihren dicken Köpfen gegen die leuchtende Glocke meiner Windlampe. Aus dem verwahrlosten Garten nebenan kommt ein Duft von wildem Kraut. Ich will denken, ich säße im alten Klettenschloß an Deiner Seite. Und brächte Dir mein Herz.

Weißt Du noch, wie ich's Dir damals brachte, Tante Malve, als der arme Papa sich erschossen hatte um seiner Schulden willen und die jämmerliche bunte Herrlichkeit ein Ende hatte.

Da kam ich zu Dir, Tante Malvine, blutjung, blutarm, verwundet, entblättert — in Tränen. Denn der Familienrat hatte über mir zu Gericht gesessen und mich unwürdig befunden. Eine leichtsinnige Verschwenderin sei ich gewesen, und darum müsse ich dem Leben in die Klauen geworfen werden. Die Schulden des armen Papa wollte man großmütig bezahlen, ich aber sollte fromme Schwester werden oder Wirtschaftsgehilfin auf einem großen Gut.

Da erhobst Du Dich, Tante Malve, und drohtest mit Deinem Krückstock und riefst mit Deiner lieben, rauhen Stimme: „Nichts da. Die Mamsell kommt zu mir. Soll sie in Stall und Feld herumgeschubst werden, so kann sie das auf Klettenfelde so gut haben wie auf einer andern Klitsche —" und nahmst mich bei der Hand.

Und bei der Hand hast Du mich gehalten, zwei liebe lange Jahre hindurch. Leicht ist es nicht gewesen, Tante Malve, arbeiten habe ich müssen, daß mir die Hände schmerzten und meine Sohlen hart wurden im harten Schuh. Aber ich konnte immer Dein Herz klopfen hören, Tante Malve.

Und eines Tages, da kam der Lohn. Du hobst abermals den Krückstock, aber diesmal wurde er zum Zauberstab, denn Du machtest aus dem Aschenbrödel eine Prinzessin. „So", sagtest Du. „Nun kannst Du Dir im Notfall Dein Brot verdienen und ein Stück Kuchen dazu. Nun lach die erbschleicherische Familienbande aus, denn von heut an bist Du meine Erbin. Ich stopf Dir alle Taschen voll Gold und schick Dich zu meiner Freundin Zernitz nach Berlin. Da magst Du Dir Hofluft um die Nase wehen lassen und ausproben, wie es Dir unter den Glühbirnen gefällt —"

Tante Malve, ich hab Dir ja berichtet, wie toll ich mich anfangs benahm in der losgeschnürten Existenz; ich hab Dir meinen Toilettenunfug und mein Leben in Courschleier und -schleppe geschildert — und die rasende Steeplechase um meine Hand dazu. Auf allen Bällen tanzt ich wie ein Wasserfall, Orchideenblut und Rosenblätter bezeichneten meinen Weg. Die Herren schmeichelten mir törichter noch als mein Spiegel. Niemals bekam ich auch nur die kleinste Probe der altberühmten männlichen Rücksichtslosigkeit zu kosten. Aber was Dir Deine Liselotte verschwieg, Tante Malve, das war, daß sie sich all der Anbetung und Verehrung gegenüber nicht etwa zart-weiblich benahm, nach Wustrowscher Familientradition. Grobheiten pfefferte ich den Kavalieren um die Ohren, rauchte wie ein Schlot, ritt wie eine Zirkuslady und ließ mich gehen wie ein Gassenjunge. Hahaha! Geistreich nannten sie mich dafür, ein Original, verdrehten die Augen. Auf Jungenschlag gingen sie alle.

Alle? Wirklich alle? Ein Schatten fällt mir aufs Papier. Um die leuchtende Lampenglocke kreist ein großer Falter. Jetzt wird er sich verbrennen — nein — er rettet sich, rettet sich — —

Also, Tante Malve, zwei starteten nicht mit. Ein junger Generalstäbler voll schweren Lebensernstes, gepanzert gleichsam gegen meine kecken Anwürfe. Wie mich seine Art lockte, aufzutrotzen, ihn immer neu herauszufordern. Unsere Wortduelle wurden berühmt. Man stattete bis in die höchsten Kreise Bericht ab darüber. Sodann ein Majoratsproß, der als einzige Frauenbewegung das Reiten gelten läßt. Ein Recke, ein Halbbarbar, der neulich der schönen Reizwitz beim Tanz die goldene Gürtelspange zerbrach. Siegfrieds Art ist an ihm; wie ein Spielzeug nimmt er die Frauen. Ich hab ihm noch stets meine Ballkarte verweigert. Dafür rächte er sich. In den Pausen kam er zu mir und beleidigte nicht mich, aber mein Wesen, meine Art.

Neulich standen wir vor einer Marmorgruppe, „Raub einer Sabinerin". „Sehen Sie das," sagte er, „dies Weib. Strotzend von Kraft und Blut. Nicht

wie ihr Luxusweibchen, unkenntlich gemacht an Leib und Seele durch die Mode. Was behielte wohl jemand in der Hand, dem es — hm — beikommen würde, etwa Sie zu entführen? Ein Bündel Nerven und die kostbare Maskerade." Heiß schoß mir das Blut zur Stirn. „Ich bin kein Großstadtgewächs", stammelte ich. — „So wünscht ich, das Schicksal bliese eines Tages all den Plunder und Zunder von Ihnen herunter." — „Hat schon geblasen —" Und etwas Heimliches, Innerliches zwang mich, von Deiner Strenge zu erzählen, Tante Malve, damals während der Lehrjahre. Wie durch Zauber war ich wieder Dein Aschenbrödel; ich riß die langen Handschuhe von meinen kräftigen Armen, ich lachte, wie ich gelacht hatte in Klettenfelde, wenn die Ernte reif war.

In den Augen des blonden Siegfried entzündete sich ein blaues Leuchten — —

Da besann ich mich auf mein Goldprinzessinnentum. Affektiert zog ich mein Zigarettenetui und paffte dem Hünen ein paar Rauchwolken ins Gesicht. Das Leuchten seiner Augen erlosch.

„Opferdampf auf dem Altar der Unweiblichkeit", sagte da eine tiefe Stimme. Der Generalstäbler war herzugetreten. „Ein Frauenmund sollte nur lächeln und küssen, wenn er — nicht schweigt." „Nietzscheaner", warf ich achselzuckend hin. „Zu mir kommt man nicht mit der Peitsche." Und ich wandte ihm den Rücken und begnadete eine Gruppe Tanzhusaren durch eine Anrede. Einer kniete nieder, den Saum des Kleiderkunstwerkes zu küssen, das ich trug.

Der blonde Siegfried verließ den Saal. Der Generalstäbler warf mir einen Blick zu, in dem es glühte von — Haß.

Tante Malve — einen von den beiden lieb ich. Und beide verachten mich, das Luxusweibchen, samt seiner Million.

Am nächsten Morgen, für Berliner Begriffe mitten in der Nacht, brauste ich gen Potsdam. Nach Sanssouci wollt ich, in die Zaubergärten. Aus dem Nebenabteil kam Stimmengeräusch. Bekannte Töne — mein Name wurde genannt, von der näselnden Stimme des „Goldsuchers". „Diese Tiergartenmädel! Bilden sich tatsächlich ein, daß man um ihr Herz wirbt." — „Mit stummem h trifft's schon zu", meckerte der „Trüffelhund". „Na, die Klettenfelderin hat wenigstens Klasse und Rasse außer der Kasse. Spaß für'n Feierabend, ihr ein tobsüchtiges Herz vorzugaukeln. Wird, von Edelmut übermannt, Deine sämtlichen Schulden zahlen." — Der „Goldsucher" stöhnte. „Ach, Wolfskehl, alter Junge, und ich weiß ein Mädel —. In die Hölle würd ich steigen um sie. Aber der Gurgler droht mit Anzeige beim Regiment. Bis zum Lenz muß ich mit einem Goldfuchs verlobt sein."

Tante Malve, ich saß wie erstarrt. In meine Seele fiel ein Licht, schneidend grell, verwundend deutlich. Ich dürfte schief sein, krumm, schielen — man würde mich doch begehren, das heißt mein „Erz".

Tante Malve, ich kann nicht weiter schreiben, eiskalt sind meine Finger. Ein schwüler Ekel würgt mich an der Kehle. Behalte Du wenigstens lieb

die arme Liselotte.

Ein Nachzettel zu dem langen Brief: Du mußt mir beistehen, Tante Malve. Um der Barmherzigkeit willen, enterbe mich! Vielleicht kann mir Armut zum Prüfstein werden für echte Gefühle — —

Klettenfelde, den 13. Juni.

Liselotte, mein Kind — Dein Brief, Dein schrecklicher Brief — — Die Gespenster aus meiner Jugendzeit haben ihren Mund aufgetan, sie haben meckernd gelacht, sie haben näselnd gesprochen wie Dein „Goldsucher". Denn auch sie waren einst — Goldsucher.

Und nun ist mir eingefallen, weshalb ich auf dieser schönen Erde zur verschrobenen alten Jungfer werden mußte, der man auch die Schrulle zutrauen wird, daß sie ihr Herzkind enterben könnte! Weil ich reich war, eine Erbin wie Du, Liselotte.

Und so sehe ich es denn ein, daß ich Dich von dem Fluch befreien muß, in den sich mein goldener Segen verwandelt hat. Aber wie es der Gesellschaft künden, daß Du wieder die arme, blutarme Liselotte geworden bist? Gib einen Rat, mein Kind, einen klugen Rat

Deiner unbeholfenen greisen Tante.

Berlin, den 15. Juni. Tiergartenstraße 106.

Tantchen, geliebtes! Wie es der Gesellschaft künden, das große Ereignis? Das fragst Du und stehst in Korrespondenz mit der „Regimentstrompete"? Schreibe unter dem Siegel der Verschwiegenheit an Frau v. Künitz, Du habest Dich infolge meines hartmäuligen Widerstandes gegen eine von Dir brennend gewünschte Heirat veranlaßt gesehen usw. usw.

Sei versichert, in drei Tagen ist tout Berlin orientiert. Ich füge ein Verzeichnis von verschiedenen Heimen und Fürsorgeanstalten bei, die als Wohltat empfangen werden den für Deine Dich segnende Liselotte bestimmt gewesenen Mammon. Lebe wohl, geliebte Tante.

Klettenfelde, den 18. Juni.

Du lieber Kerl, Du. Der Brief an die Künitz ist abgegangen. Ich habe meine vermeintliche Wut über Dich hineingeknurrt, hineingebellt und um strengste Diskretion gebeten. Shake hands. Die alte Malve.

P. S.: Alles vermach ich übrigens nicht den Anstalten. Man kann nie wissen — —

Berlin, den 29. Juni. Tiergartenstraße 106. Morgens.

Tante Malve! Hurra! Es hat gewirkt! Es hat! Man flüstert, man tuschelt, wo immer ich mich zeige. Bei den Damen stoß ich auf schadenfrohe Mienen, die Herren der Schöpfung strecken die kalte Hundeschnauze vor. Als gestern eine Sendung vom Schneider kam, fragte mich Tante Zernitz, ob ich die Sachen nicht lieber zurückgehen lassen wolle. „Wieso?" entgegnete ich harmlos. „Ach so. Ganz recht." Ich ging aus dem Zimmer.

Abends.

Heut war unser Jour. Ein festliches Gedränge von Damen, alle bestrebt, mich in der Erniedrigung zu sehen; von den paar Herren erschien keiner mit Blumen in den Händen. Vor Toresschluß kam der Generalstäbler, ein seltener Gast bei uns. Er blieb zum Abendessen. Geraucht hab ich nicht. Gute Nacht, Tante Malve. Liselotte.

Der Majoratsproß ist verreist.

Klettenfelde, den 13. Juni.

Mein Nesthäkchen. Seit zwei Wochen keine Zeile von Dir. Das bedeutet, daß man Dich quält, verwundet, martert. Hätten wir doch die Angelegenheit erst auskühlen lassen! Gib postwendend Nachricht

Deiner zitternden alten Vogelmutter.

Berlin, den 14. Juli. Tiergartenstraße 106.

Tante, geliebte! Nein, Mutter, Mutter!

Warum ich nicht schrieb? Warum? Ja, sollt ich Dir all die Nadelstiche und Dolchstöße, die Knüffe und Püffe aufzählen, die mein Teil waren, seit — —

In kaltem Trotz grassierte ich auf ungezählten Jours, Routs, Garden-Parties. Ich schimmelte niederziehend beim Tanz Die kleine Beust hielt zu mir und Kläre Witzleben, alle Quasts — viele gaben sich lau, die meisten triumphierten. Aber einer deckte gleichsam einen goldenen Schild über mich. Der Generalstäbler Seine Blicke vergaßen sich auf mir. Wo ich mich befinden mochte, fühlt ich seine feine Wachsamkeit, sein zartes Behüten.

Da nahte das letzte Fest vor dem großen Aufbruch — der Kehraus, ein Bal champêtre bei Reckows, draußen auf ihrer Havelklitsche. Geheucheltes Idyll, gesuchte Einfachheit, Milch und Obst.

Das war gestern, Tante Malve. Ach, gestern — ein Tag, schön wie Himmelfahrt.

Ich zitterte — mein Ritter ohne Furcht und Tadel nirgend zu erblicken; da fielen sie über mich her, da zerpflückten sie mich; da kam ihre wahre Natur heraus.

Stumm blieb ich, ging langsam in die Felder hinein. Mein aufgelöstes Haar wie das Korn; nun würden sie mich nicht finden. Die Sonne sengte über mich hin. Ich weinte. Plötzlich knisterten die Halme — — der Siegfried. Jubel in der Stimme. „Hier sind Sie, hier?“ Blau leuchtet es aus seinen Augen auf mich nieder Da geht es mir über den Leib wie Frost und Glut zugleich. Ich will davon. Seinen Hohn hätt ich nicht tragen können. Aber er hat in das Korn gegriffen und in mein langes Haar dazu. Sein Blick umfängt meine weißgekleidete Gestalt. Ein paar Naturlaute dringen ihm aus der Kehle. Und schon hat er mich auf seinen Armen hoch emporgehoben. Die Sonne über mir, unter mir wogende Halme und Feuerblumen. „Sabinerin!“ sagt er, nichts weiter

Und nun, Tante Malve, nun dauert's noch eine kurze, ewig lange Spanne Zeit, dann sind wir drei vereint, Du, der Siegfried und ich. Denn Deinen Lebensabend mußt Du schenken als Ersatz für das viele, viele Geld Deiner glückseligen Liselotte.

Der Siegfried legt die offizielle Werbung bei.

Klettenfelde, den 15. Juli.

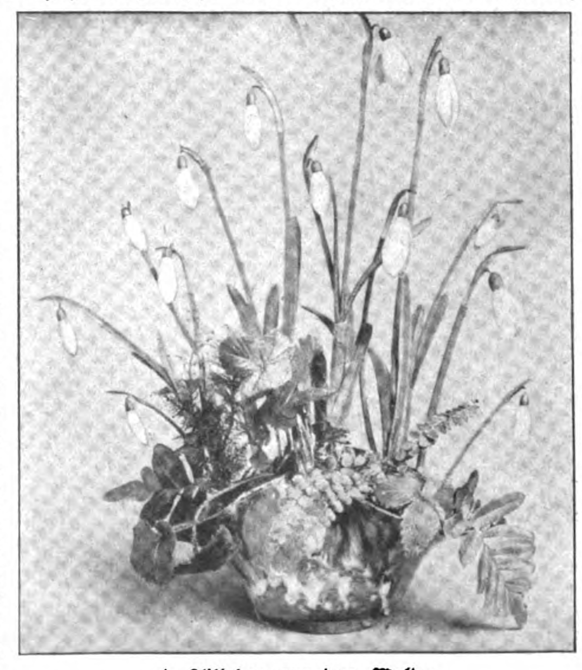
Meine geliebte, gute Tochter. Die Hand zittert mir — — Ich segne Dein Herz, Dich, Deine Wahl. Aber hast Du bedacht, daß Deine zukünftigen Töchter Erbinnen sein werden, wenn Du den reichsten Großgrundbesitzer der Provinz heiratest?

Und nun komm bald zu der alten Klette.

Blumen in Vasen.

Von Prof. Dr. Udo Dammer. — Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

Die Industrie liefert uns heute eine große Menge der verschiedenartigsten Gefäße, die für den Blumenschmuck bestimmt sind, und wir haben eine reiche Auswahl, um Gefäß und Blume zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. Unsere Abbildungen zeigen, mit wie einfachen Mitteln man hohe künstlerische Wirkungen erzielen kann. Hierzu muß man sich die Farbe denken, die die erzielte Wirkung erst ganz deutlich zum Ausdruck bringt. Es ist keineswegs immer nötig, daß die Blumen groß sind, die man zum Schmuck verwendet. So besitzt der blühende Eibenzweig (Abb. 7) nur kleine gelbe Blütchen, die sich aber von dem dunkelgrünen Laube herrlich abheben. Dieses wiederum paßt wunderbar zu dem Glas, in dem der Zweig steht. Seine Verzweigung setzt sehr natürlich die Linien des Kelchglases fort. So wird das Auge von den Umrißlinien des Behälters zu den Zweigen geführt, bleibt hier an den kleinen gelben Blüten haften und zwingt uns, sie genau zu betrachten. Da lernen wir Blüten der allereinfachsten Gestalt, Vorläufer könnte man fast sagen, der Blumen der Gegenwart kennen. Prächtig ist der kleine Strauß der heimischen Fliegenophrys (Abb. 5) Die gedrungene Form der Vase erinnert in ihren Linien an die Lippe der merkwürdigen Blumen, bei deren Betrachtung wir den eigentümlichen Namen der Pflanze erst richtig verstehen lernen.



1 Stilleben aus dem Walde.

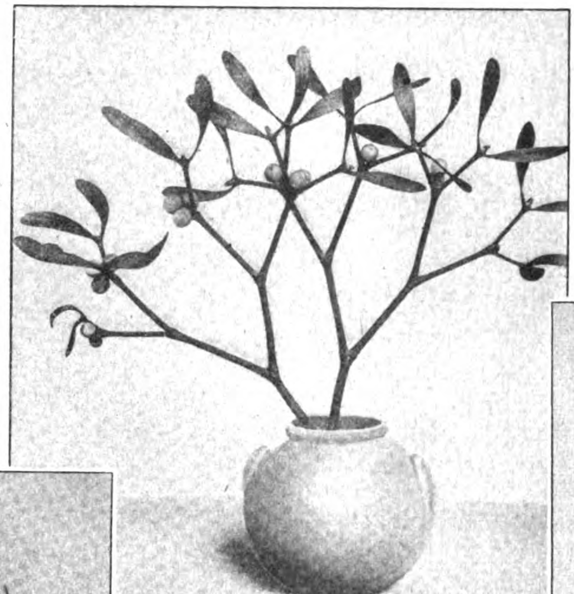
Die großen Blumen der Christrose können kaum in einem passenderen Gefäß aufgestellt werden als in dem kurzhalsigen, weitbauchigen Tonkrug, der uns die Form der halbgeöffneten Blume andeutet. Zu den reinweißen Blumen stimmt das dunkle Gefäß wunderbar ab (Abb. 8).

Im allgemeinen sehr schwierig sind jene Blumen aufzustellen, die einen langen, geraden, steifen Stengel haben, wie z. B. die Narzissen, Jonquillen und Tazetten Und doch lassen sich auch diese zur vollen Wirkung bringen, wenn man für sie nur das passende Gefäß ausfindig macht. Der plumpe, geradwandige Tonkrug, ein Aststück nachahmend, ist wie geschaffen, um solche Blumen aufzunehmen. Die sehr regelmäßig gebauten Blumen

harmonieren ausgezeichnet mit den Linien des Gefäßes, und die hellen, scharf abgesetzten Blütenfarben kontrastieren sehr gut mit den dunklen, unbestimmten Farben der Glasur. Ein ganz besonderer Effekt ist durch die Zusammenstellung der Narzissen mit zwei Schneeglöckchen in dem grünlichen, irisierenden, unten flachbauchigen,

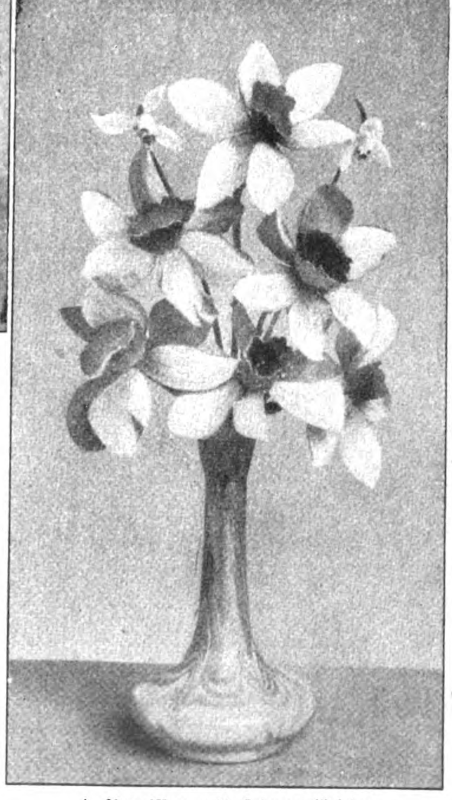
2. **Schneeglöckchen mit Farnkraut.**

in einen langen Hals ausgezogenen Glasgefäß erzielt worden (Abb. 4). Die beiden hängenden Blumen des Schneeglöckchens möchte ich in diesem Ensemble nicht missen. Dagegen lehrt der Strauß heimischer Orchideen (Abb. 10), wie man abgeschnittene Blumen nicht aufstellen soll. Es ist hier zu Verschiedenartiges zusammengesteckt worden, als daß das Auge daran Gefallen finden könnte. Dagegen ist ein Meisterstück von Zusammenstellung der Schneeglöckchenstrauß in



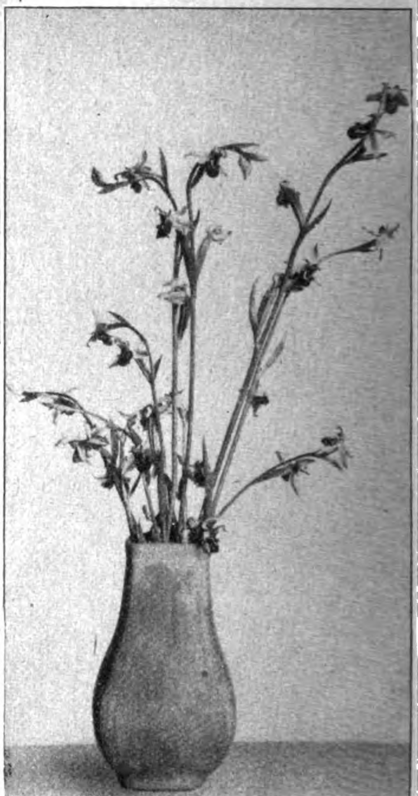
3. **Mistelzweig mit Beeren.**

dem Henkelkrug aus Steingut mit farbigem Muster. Durch die beiden herabhängenden Farnwedel ist der Henkel, der sonst störend wirken würde, so geschickt maskiert, daß man ihn kaum bemerkt (Abb. 2).



4. **Narzissen mit Schneeglöckchen**

Wie man selbst eine ganze Anzahl verschiedenartiger Gewächse in einem Gefäß vereinigen und doch eine harmonische Wirkung erzielen kann, das zeigt das korbartige Tongefäß mit Henkel, in dem Schneeglöckchen, verschiedene Farne, Erdbeerblätter und Moos zu einem Stilleben zusammengestellt sind, das ganz den Eindruck erweckt, als sei



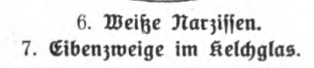
5. **Fliegen-Ophrys.**

ein Stück Waldboden herausgenommen und in den Korb gesetzt worden (Abb. 1). In der Landschaftsgärtnerei ist man jetzt bestrebt, solche Genossenschaften von Pflanzen zusammenzubringen, indem man unsere größte Lehrmeisterin, die Natur, nachahmt. Hier sehen wir, daß sich auch abgeschnittene Pflanzenteile zu einem solchen Naturbild vereinigen lassen. Aber es wäre ganz verkehrt, dieses kleine Stilleben in flachen Glasgefäßen arrangieren zu wollen, die die heutige Mode überdies mit Silberschalen umhüllt. In diesem müssen die niedrigen Schneeglöckchen allein, in Moos eingebettet, stehen, um die Wirkung des kostbaren Gefäßes nicht zu beeinträchtigen.

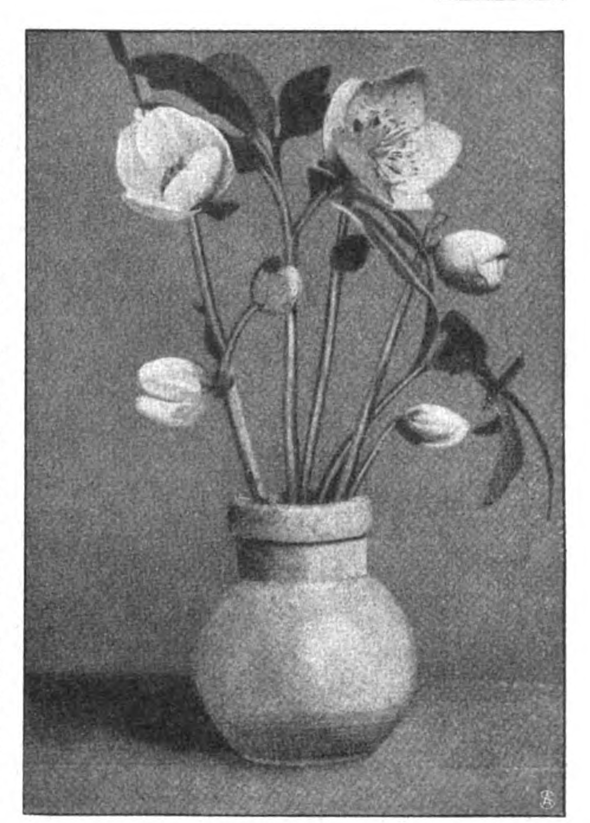
Daß nicht nur Blumen, sondern auch Fruchtzweige zur Ausschmückung unserer Zimmer verwendet werden

können, zeigen uns einige andere Bilder. Wie köstlich harmoniert die kugelrunde Vase mit den weißen, durchscheinenden Beeren der Mistel (Abb. 3). Wie köstlich passen die Blütenstände der „Pusteblume“, des Löwenzahns, zu dem bauchigen Krug (Abb. 9). Die ganz auf Farbenwirkung berechnete Zusammenstellung der scharlachroten Hagebutten in der hellen Porzellanvase kommt sogar auf unserm Bild voll zur Geltung (Abbild. 12).

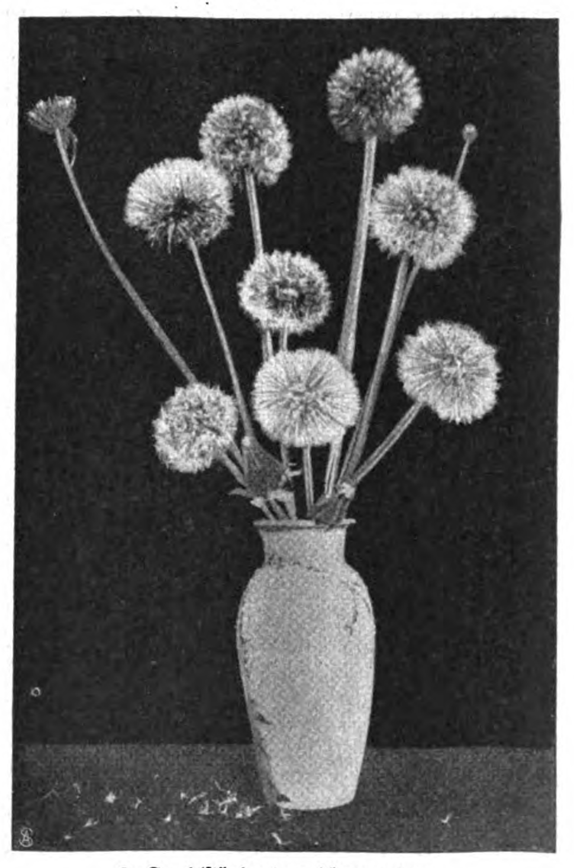
Aus den angeführten Beispielen, die sich noch beliebig vermehren ließen, ersehen wir aber auch noch, wie wichtig es ist, auf das gegenseitige Größenverhältnis des Gefäßes zu den Blumen Rücksicht zu nehmen. Es wirkt unschön und störend, wenn Blumen und Gefäß nicht in einem passenden Größenverhältnis zueinander stehen. Besonders häufig wird der Fehler begangen, daß das Gefäß zu niedrig ist und den Pflanzen keinen genügenden Halt bietet. Der Schwerpunkt wird bei einem zu niedrigen Gefäß leicht zu hoch gelegt, und die Folge ist dann, daß das Gefäß dem Umfallen sehr ausgesetzt ist. Schon aus diesem Grunde sind also Gefäße mit breiter Basis besonders zu bevorzugen. Sie bieten weiter den großen Vorteil, daß sie reichlich Wasser aufnehmen können, so daß die Blumen nicht sobald verdorren können, wenn ihre Stiele bis in die



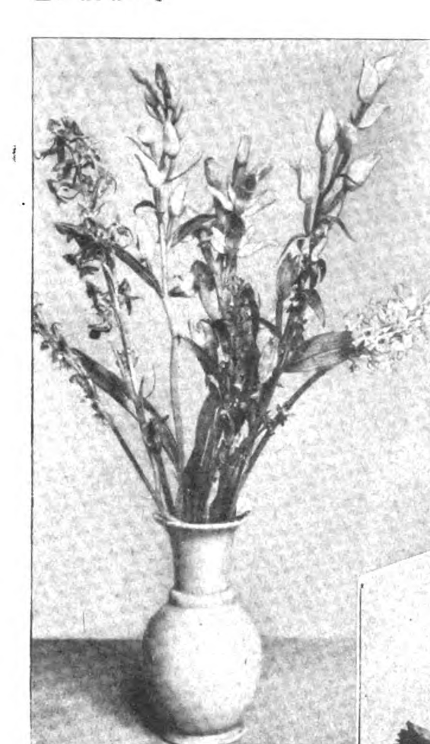
6. Weiße Narzissen.
7. Eibenzweige im Kelchglas.



8. Christrose.



9. Fruchtstände des Löwenzahns.



10. Heimische Orchideen.



12. Hagebutten.

11. Trompetennarzissen.

größere Wassermenge reichen. Blumengefäße mit sehr engem langem Hals sollte man nur dann verwenden, wenn die Stiele der Blumen sehr lang sind. In weithalsigen Gefäßen und flachen Schalen lassen sich wenige Blumen schwer schön anordnen, wenn man nicht einige kleine technische Hilfsmittel anwendet. Man hat Streifen von Blei, die sich leicht biegen lassen, die man in eine solche Form bringt, daß kleine Rinnen entstehen, in denen die Blumen leicht eingeklemmt werden können. Für flache Schalen verwendet man auch durchlöcherte, mit Füßen versehene Glasscheiben, die in die Schalen gestellt werden und dann im Wasser unsichtbar sind. Die Löcher dienen zur Aufnahme der Blütenstiele. Sehr gute Dienste leistet in flachen Gefäßen auch Torfmoos, das man fest um die Blumenstiele packt. Es saugt sehr viel Wasser auf und hält die Blumen lange Zeit frisch. Das Torfmoos kann übrigens auch verwendet werden, um in geeigneten Gefäßen ganze Pflanzen längere Zeit frisch zu erhalten, die in der trockenen Zimmerluft sonst schnell zugrunde gehen würden. Dank seiner großen Wasseraufnahmefähigkeit hält es die Erdballen dauernd gleichmäßig feucht und gibt anderseits an die nächste Umgebung so viel Wasserdampf ab, daß die Pflanzen in verhältnismäßig feuchter Luft stehen. Wie reizend übrigens auch ganze Pflanzen in passenden Gefäßen angeordnet werden können, zeigt die Vase mit durchlöcherten Wänden, die mit Narzissenzwiebeln bepflanzt war (Abb. 11). Die Zwiebeln treiben durch die Löcher und bilden, blühend, einen reizenden Schmuck, der sich um so länger hält, weil die Pflanzen mit ihren Wurzeln Nahrung aufnehmen können.

Um an den abgeschnittenen Blumen recht lange Freude zu haben, halte man ihre Stengel, ehe man sie in die Vase stellt, einige Zentimeter tief in eine mit Wasser gefüllte Schüssel und schneide unter Wasser ein 1—2 Zentimeter langes Stück des Stengels ab. Auf diese Weise erreicht man, daß die frische Schnittfläche mit Wasser und nicht mit Luft in Berührung kommt und nun ein Wasserstrom in den Stengel eindringen kann. Sind die Blumen vorzeitig welk geworden, so kann man sie sehr oft frisch bekommen, wenn man sie in kohlensäurehaltiges Wasser (Selterwasser) stellt.

Bilder aus aller Welt.

Ein Mantelkleid. Fernab von dem, was der Winter im allgemeinen an eleganten Neuheiten den Damen der großen Welt beschert, steht in seiner vornehmen Eigenart das Kostüm aus kupferrotem Seidenvelours (Abb. S. 2111), dessen halblange Schleppe dem mantelartigen Ueberkleid angeschnitten ist. Dunkle Skunksstreifen verbrämen die mit brokatiertem Seidenstoff gefütterte und innen mit schmalen Goldborten umrandete Pelerine, die auf der Brust in ein Faltenbündel zusammengefaßt ist. Die weiche große Beutelmuffe bildet gleichsam den Abschluß dieses breiten Schulterkragens, der ohne Naht nichts ist als ein einziges grades Stück Stoff. Der Tüllhut à la Maroc mit dem riesigen Reiherschopf zeigt deutlich, wie man sich in Paris allmählich von den bisherigen tiefsitzenden Kopfbedeckungen abwendet und ganz neue Linien zu schaffen beginnt



Phot. Reutlinger.

Die Schauspielerin Mademoiselle Lantelme.

Eine neue Pariser Modeschöpfung: Das Mantelkleid als Promenadekostüm.



Phot. Pöckl.

Stadtgärtendirekt. Jacob Heiler
beging sein 25jähriges Dienstjubiläum.

Phot. Pougnet.

Schauspielerin Dinah Felix †
Die jüngste Schwester der Rachel.



Phot. Andersen.

General d. Art. v. Molsberg †
Ein Nachkomme Gutenbergs.



Hofphot. Bieber.

Kapitän Karl Kaempff
tritt demnächst in den Ruhestand.

Am 1. Dezember beging der Münchner Stadtgärtendirektor Landesökonomierat Jacob Heiler sein 25jähriges Dienstjubiläum. Die neueren öffentlichen Gartenanlagen der bayrischen Hauptstadt, die in ihrer Art musterhaft erscheinen, sind größtenteils das Werk des verdienten Mannes.

Die große französische Schauspielerin Rachel war der glänzendste Stern eines Fünfgestirns begabter Schwestern, die sämtlich zu den Zierden der französischen Bühne gehört haben. Nun ist auch die letzte dieser fünf Schwestern, Dinah Felix, gestorben. Sie war nach dem Tod ihrer großen Schwester Rachel eine Zeitlang die bedeutendste Künstlerin der Comédie Française. Seit 25 Jahren lebte die Greisin in völliger Zurückgezogenheit.

In Stuttgart ist der langjährige Generaladjutant des Königs Karl von Württemberg, General der Artillerie v. Molsberg im Alter von 77 Jahren verschieden. Exzellenz von Molsberg, der an den deutschen Kriegen der letzten fünfzig Jahre in ruhmvoller Weise teilgenommen hat, war einer der letzten nachweisbaren Blutsverwandten des großen Mainzer Bürgers Johann Gutenberg, des unsterblichen Erfinders der Buchdruckerkunst.

Einer der bekanntesten und verdienstvollsten Kapitäne der Hamburg-Amerika-Linie, Herr Karl Kaempff, tritt demnächst in den Ruhestand. Er hat annähernd zweihundertmal, zuletzt als Führer der „Deutschland“, den großen Teich durchquert. Zahllose Amerikareisende haben den liebenswürdigen und grundtüchtigen Seemann kennen und hochschätzen gelernt.

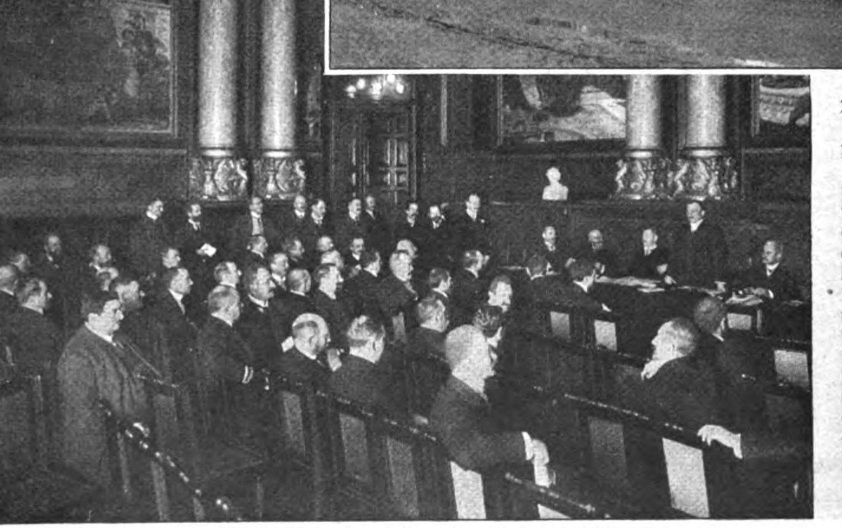
Der Verband der Terraininteressenten Deutschlands strebt die Errichtung von Grundstückskammern an, in denen der Grundstückshandel eine fachmännische Organisation erhält, wie sie z. B. die Kaufmannschaft in den Handelskammern besitzt. Vor kurzem tagte im Berliner Architektenhaus eine von dem genannten Verbande einberufene Versammlung, in der die geplante Einrichtung von allen Rednern als wünschenswert und unerläßlich bezeichnet wurde.



Phot. Rhode.

Das neue Hoftheater in Meiningen.

Das Hoftheater in Meiningen, von dem einst die große Reform in der deutschen Theaterkunst ausging, ist bekanntlich im März 1908 abgebrannt. Die durch ihre Wandervorstellungen in ganz Deutschland rühmlichst bekannten „Meininger“ haben nun einen neuen, sehr würdigen Musentempel erhalten. Der greise Herzog Georg II hat die Stätte seiner künstlerischen Großtaten sehr rasch wieder herstellen lassen. Schon wenige Tage nach dem Brand begann das Hofbauamt mit der Ausarbeitung der Pläne, und schon am 17. Dezember kann das unter der Leitung des Hofbaumeisters Behlert errichtete vornehm gehaltene neue Haus seiner Bestimmung übergeben werden.



Die Versammlung im Architektenhaus in Berlin.

Von den Beratungen zur Errichtung der Grundstückskammern.

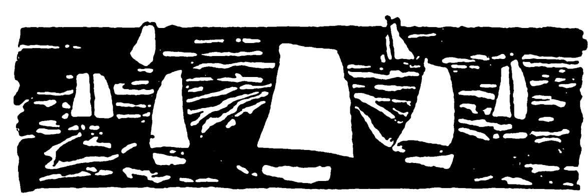


Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 50. Berlin, den 11. Dezember 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 50.



Die sieben Tage der Woche.

2. Dezember.

Der Landtag von Sachsen-Meiningen wählt den Sozialdemokraten Wehder zum Zweiten Vizepräsidenten.

Das englische Unterhaus stimmt mit 349 gegen 134 Stimmen der Erklärung des Premierministers Asquith zu, daß die Lords mit der Verwerfung des Budgets sich eines Verfassungsbruchs schuldig gemacht hätten.

Der italienische Ministerpräsident Giolitti gibt seine Entlassung, weil die Kammer in die Kommission zur Beratung seiner Finanzreformvorlage überwiegend oppositionelle Abgeordnete gewählt hat.

Aus Washington wird gemeldet, daß die Regierung der Vereinigten Staaten dem Gesandten von Nikaragua seine Pässe hat zustellen lassen.

3. Dezember.

Im Kieler Werftprozeß werden sämtliche Schuldfragen von den Geschworenen verneint und demgemäß alle Angeklagten freigesprochen.

Die zweite hessische Kammer nimmt die von der Regierung eingebrachte Wahlrechtsvorlage in erster Lesung an.

In Sachsen-Weimar finden die ersten Landtagswahlen nach der neuen Wahlordnung statt. Es werden gewählt: 5 Kandidaten der Rechten, 4 Sozialdemokraten, 3 Liberale und ein Mitglied des Zentrums. Außerdem sind zehn Stichwahlen erforderlich.

Bei der Landtagsersatzwahl in Halle a. S. wird der freisinnige Oberpostassistent Delius gegen den konservativen Klempnermeister Grecke gewählt.

Der Dumapräsident Chomjakow begibt sich auf Wunsch des Zaren zum Vortrag nach Livadia.

4. Dezember.

In England werden die Neuwahlen zum Unterhaus auf den 13. Januar anberaumt.

Aus Rom kommt die Meldung, daß der frühere italienische Ministerpräsident Alessandro Fortis (Portr. S. 2125) nach längerer Krankheit im Alter von 67 Jahren gestorben ist.

5. Dezember.

Der König von Italien betraut den konservativen Führer Sonnino mit der Bildung des neuen Kabinetts.

Aus Madrid wird gemeldet, daß König Alfons an einer Mittelohrentzündung erkrankt ist, die eine Operation erforderlich macht.

Die chinesische Regierung bezeichnet in einem Rundschreiben an die Gesandtschaften in Peking das Vorgehen Rußlands in der Mandschurei als eine Verletzung des Vertrages von Portsmouth und des Uebereinkommens von Charbin.

6. Dezember.

Ein Erlaß des russischen Ministerpräsidenten an die Gouverneure ordnet an, daß alle fremdländischen Bildungsvereine mit nationalen Bestrebungen, also auch die deutschen, nach und nach geschlossen werden.

Der Kongreß der Vereinigten Staaten tritt in Washington zusammen.

7. Dezember.

Der Reichstag nimmt das Handelsprovisorium mit England und die Novelle zum Zolltarifgesetz, durch die der Termin für die Arbeiter-Hinterbliebenen-Versicherung auf den 1. April 1911 verschoben wird, endgültig an.

8. Dezember.

Aus Kopenhagen wird gemeldet, daß das Folkething beschlossen hat, die früheren Minister Christensen und Berg vor das Reichsgericht zu stellen.

Meininger Kunst.

Von Max Grube.

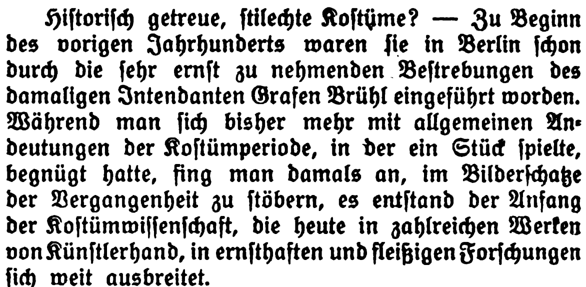
Wer vor etwa einem Vierteljahrhundert den Meiningern auf einem ihrer letzten Siegeszüge begegnet ist und eine Vorstellung der Wallensteintrilogie gesehen hat und nun am 17. Dezember der Eröffnung des neuen Hoftheaters in Meiningen beiwohnen sollte, der wird einen merkwürdigen Anblick genießen, wie er vielleicht in der ganzen Geschichte der Schauspielkunst noch nicht dargeboten worden ist.

Er wird die Empfindung haben, als wären 25 Jahre spurlos dahingerauscht, denn er wird denken müssen, er sähe nur eine Wiederholung der Vorstellung, die er vor wenigen Tagen erblickte. So außerordentlich gleich wird die heutige Aufführung der damaligen sein. Bis ins kleinste getreu werden die Dekorationen und Kostüme wieder erscheinen. Die Künstler freilich werden andere sein, aber sie werden im gleichen Sinne, zusammengehalten und gelenkt von dem gleichen Geiste einer bis ins Einzelste und Kleinste bewußten Regie, spielen. Es wird scheinbar die möglichst gleichwertige Doppelbesetzung des auf dem Spielplan stehenden Stückes sein.

Daß eine ganze Inszenierung nach einer so langen Reihe von Jahren in allen Teilen wieder auflebt, dürfte ein einzig dastehender Fall in der Theatergeschichte sein.

Wie lange lebt überhaupt eine Inszenierung?

Es kann hierbei natürlich nur die Rede von Inszenierung großer klassischer Stücke sein, wie sie große Theater darbieten. Denn die Regiearbeit an einem neuen Stücke kann ja unter Umständen — und sie sind leider nicht selten — schon am ersten Abend den



Stempel des Todes auf der Stirn tragen, kann mit dem Stücke fallen und begraben werden.

Bei der Inszenierung eines großen klassischen Werkes müssen wir aber unterscheiden zwischen ihrem Körper und ihrer Seele. Der Körper, der szenische Apparat kann eine recht lange Lebensdauer haben. Die Dekorationen und Kostüme eines Stückes, das nicht allzu häufig auf dem Spielplan erscheint, das nicht „gedroschen" wird, etwa einer „Iphigenie", hat alle Aussicht, die Seele, die geistige Arbeit des Regisseurs an diesem Werke, um lange Jahre zu überdauern. Die eigentliche tiefere und innere Arbeit des Inszenators teilt aber durchweg das Schicksal der Prinzen eines orientalischen Herrscherhauses. Wenn der Sultan durch eine Palastrevolution abgetan worden ist, werden auch seine Söhne mehr oder minder rasch vom Schauplatz entfernt. Ein energischer Nachfolger besorgt das möglichst schnell mit Schwert und Beil, ein mehr diplomatisch veranlagter findet weniger auffallende und doch sicher wirksame Mittel. Beim Theater ist der langsamere Prozeß beliebt, der grausamere. Ein Glied der Inszenierung des Vorgängers nach dem andern wird abgesägt und abgehackt, bis ein betrübter Rumpf dasteht und die Forderung laut und berechtigt ist, an seine Stelle ein neues, organischer wirkendes Gebilde zu setzen. Jeder neue Regisseur fühlt in sich den heiligen Drang, der staunenden Welt zu beweisen, daß sein Vorgänger ihm nicht das Wasser reichen konnte.

Das soll übrigens auch in anderen Berufen vorkommen.

In Meiningen ist das nun ganz anders. Hier hält man fest an der Meininger Tradition, nicht in dem Sinne zwar, daß man der Meinung wäre, sie solle als ein verknöchertes Dogma für alle Fälle des künstlerischen Lebens sakrosankt sein, aber bei einigen Stücken glaubt man, daß sie „noch so gut wie neu" seien, und daß man es wagen könne, den Neudruck mit den alten Typen und im alten Umschlag erscheinen zu lassen.

An diesem 17. Dezember wird man es in Meiningen wagen, der Kunstwelt, die an diesem Tage durch ihre hervorragendsten Angehörigen vertreten sein wird, die Frage vorzulegen, ob die Kunst der Meininger veraltet ist, oder ob das Neue, was sie ihrerzeit der deutschen Bühne schenkte, noch heute, nach so viel Jahren, frisch und lebenskräftig ist.

Worin bestand dieses Neue?

Es liegt tiefbegründet im Wesen der Theaterkunst, daß man sich ihre früheren Lebensbedingungen und Lebensäußerungen nur schwer vorstellen kann.

Die Frage drängt sich uns im Theater kaum auf, hier erfreut die Gegenwart, und unwillkürlich denkt jeder, so wie sich ihm die Kunst der Bühne heute darstellt, so sei sie immer gewesen. „Nur der Lebende hat recht", dies Dichterwort gilt nirgends so sehr als hier.

Die jetzt lebende Generation weiß im ganzen wenig von dem, was die Meininger für die deutsche szenische und schauspielerische Kunst einst bedeutet haben.

Sie schufen glanzvolle Dekorationen, beobachteten das historischtreue Kostüm und legten das Hauptgewicht der Darstellung auf die Massenszene. Das ist so ziemlich alles, was das große Publikum heute noch von den Meiningern weiß.

Daß sie auch die „Stimmung" und das eigentliche „Ensemble" gebracht haben, das ist nur den feineren Kennern der Kunst bekannt.

Historisch getreue, stilechte Kostüme? — Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts waren sie in Berlin schon durch die sehr ernst zu nehmenden Bestrebungen des damaligen Intendanten Grafen Brühl eingeführt worden. Während man sich bisher mehr mit allgemeinen Andeutungen der Kostümperiode, in der ein Stück spielte, begnügt hatte, fing man damals an, im Bilderschatze der Vergangenheit zu stöbern, es entstand der Anfang der Kostümwissenschaft, die heute in zahlreichen Werken von Künstlerhand, in ernsthaften und fleißigen Forschungen sich weit ausbreitet.

Wenn auch die Bestrebungen des kunstsinnigen Grafen Brühl nur wenig Nachfolge bei den deutschen Theatern zu erwecken vermochte — die Forderung des „echten" Kostüms war an sich keine neue.

Aber die Meininger verhalfen ihr zu allgemeiner Anerkennung.

Damit hat die Bühne, wenn wir auch von allen künstlerischen Wirkungen absehen wollten, wohl unstreitig eine tiefgehende erzieherische Wirkung gewonnen. Wir vermögen uns doch viel tiefer und viel lebendiger in eine vergangene Zeit zu versetzen, wenn wir die Ueberzeugung gewonnen haben, so und nicht anders sahen die Menschen aus, deren Geschicke uns der Dichter, in ihre Zeit eintauchend, vorführen will. Ein genialer Künstler wird uns, zwar auch in Lumpen gekleidet, einen König vortäuschen können, aber ganz abgesehen davon, daß es solch geniale Künstler auch heute nicht viele geben kann, so leuchtet doch ohne weiteres ein, daß auch das größte Talent in einem seiner Rolle entsprechenden Gewande an eigener Illusion nur gewinnen und sie um so viel leichter auf den Zuschauer übertragen wird.

Auch in den Dekorationen hat man schon, dem Stande der damaligen Malerei entsprechend, Schönes und Bedeutendes geleistet. Der Name des alten Berliner Theatermalers Gropius u. a. ist auch in den weiteren Kreisen des Publikums noch heute bekannt geblieben.

Also auch hier hatten die Meininger nichts eigentlich Neues geschaffen.

Und daß die alten Zeiten große Schauspieler besaßen, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Wir können uns von ihrer Kunst freilich keinen rechten Begriff mehr machen, ist es doch ganz unmöglich, die Darstellung eines Künstlers beschreiben zu können, so wenig wie man ein Gemälde oder ein Bildwerk durch Erzählung anschaulich zu machen vermag. Immerhin ist es leichter, hier ein nachschaffendes Phantasiebild zu erwecken, man kann sich doch Farben und Linien leichter vorstellen als eine Erscheinung, einen Ton, eine Gebärde. Aber die Namen aus jenen Tagen sind uns noch allen geläufig. Wer hätte noch nie von einem Eckhof, einem Schröder, Iffland, Seidelmann und so manchen andern gehört?

Also: Schauspieler, Dekorationen, Kostüme, das alles war vorhanden. Was brachten denn die Meininger so Neues und Eigenartiges, daß ihr Name unvergänglich wurde?

Sie schufen das, was uns heute bei jeder guten Bühne als selbstverständlich gilt, was aber früher nicht im gleichen Maße vorhanden war, selbst bei den ersten und besten Theatern nicht, sie brachten der deutschen Bühnenkunst das Ensemble und das, was wir heute „das Milieu" nennen.

Die Darstellung, das Kostüm, die Dekoration, diese drei Urbestandteile aller theatralischen Darstellung,



liefen früher fast stets nebeneinander her, die Meininger aber faßten sie zusammen, sie schufen das Bühnenbild, in dem Künstler und szenischer Apparat zu einem großen Zwecke zusammengeschmolzen waren, zu einer großen künstlerischen Einheit. Zu diesem Behufe mußten sie auch den kleinen und kleinsten Rollen, ja sogar der Statisterie eine ganz andere Aufmerksamkeit zuwenden, als dies bisher geschehen war.

Das Wort Statist hat noch heute einen betrüblichen Klang. Einen Statisten nennen wir einen Menschen, der nur als bedeutungslose Figur dasteht, der nicht teilnimmt an der großen Bewegung, die um ihn herum vorgeht.

Die Meininger erhoben die Statisten zu Darstellern „stummer Rollen", sie wiesen ihnen einen bisher noch ganz unbekannten Platz in der szenischen Kunst an. Wir lesen heute in jeder Besprechung eines Theaterabends: „Der Chor griff gut in die Handlung ein. Die Statisterie war belebt" und wissen genau, was damit gemeint ist. Noch vor 50 Jahren hätte man solchen Sätzen verständnislos gegenübergestanden. Daß Komparserie noch etwas anderes sein könne, sein müsse als das teilnahmlose Herumstehen schlechtkostümierter Leute, fiel niemand ein.

Die Massenszenen, das war wohl das verblüffendste bei der Meininger Kunst. Einen Orkan des Beifalls, wie er nach der Forumszene im Julius Caesar bei der ersten Aufführung der Meininger in Berlin im April 1874 erbrauste, habe ich noch nicht wieder erlebt — wenigstens nicht in einem ernsten Schauspiel, das ja vom Publikum stets mit Applaus etwas stiefmütterlicher bedacht zu werden pflegt als das Lustspiel oder gar die Oper.

Zeigte die Meininger Schule in den Volksszenen etwas ganz Ungewohntes und Neues, so bewirkte sie auch, daß an den Begriff des Ensembles ganz andere Ansprüche gestellt wurden als vorher. Wenn eine Anzahl trefflicher Künstler an einer Bühne vereinigt war, so nannte man das in früherer Zeit ein treffliches Ensemble. Nach unseren jetzigen Anforderungen konnte dies Ensemble nur entstehen, wenn etwa in einem personenarmen Stück diese fünf bis sechs Künstler zusammenspielten. Schon die zweiten Rollen zeigten gewöhnlich einen großen Abstand von ihren berühmten Kollegen, und die dritten, die Gilde der Krieger und Boten, der Bürger und Bauern, überragten die Statisten oft nicht sehr. Jede Meldung stand wie jede Schlacht und Massenszene immer in Gefahr, ausgelacht zu werden.

Aeltere Theaterbesucher werden sich dessen noch genau erinnern. Freilich war man in jenen anspruchsloseren Zeiten mit dem gemütlichen „Es geht eben nicht anders" leicht zufriedengestellt. Daß es doch anders geht, bewiesen die Meininger.

Vielleicht hätte der Beweis schon früher erbracht werden können, denn selbstverständlich fehlte es nicht an bedeutenden Bühnenleitern, die die Mängel der damaligen Spielweise erkannten und bemüht waren, sie abzustellen. Sie fanden aber einen zwar passiven, doch sehr bedeutenden Widerstand bei den ersten Künstlern, denen die Minderwertigkeit der kleinen Rollen eine glänzende Folie zu sein schien.

Es war eben die Zeit des Virtuosentums, der einzelne hervorragende Mime herrschte unumschränkt und suchte alle Wirkungen für sich allein in Anspruch zu nehmen. Man braucht zum Beweise dafür nur alte Soufflierbücher anzusehen, in denen oft Striche gemacht sind, daß einem halbwegs literarischen Menschen die Haare zu Berge stehen.

Und wenn auch hier und da ein Regisseur gegen solche Vergewaltigung des Dichterwortes oder gegen ein Sich-aus-dem-Rahmen-Drängen eines großen Virtuosen anzugehen sich erlauben wollte, was konnte er gegen den Kassenmagneten durchsetzen?

Da war es denn nun eine besonders glückliche Fügung, daß der außerordentliche Regisseur, der die Meininger Inszenierungen geschaffen hatte, zugleich ein regierender Herr war, der sich um Kulissenkabalen so wenig zu kümmern brauchte wie um Kassenresultate und unbeirrt seinen hohen Zielen nachschreiten konnte.

Einem noch so hervorragenden Fachmann wäre nie gelungen, was dem Fürsten möglich war, der mit ganz unbefangenem, durch Tradition nicht getrübtem Blick die Welt der Bühne in einem völlig anderen Lichte sah als die Schauspieler. Als ein weiteres Glück kam aber noch hinzu, daß dem Herzog eine genial anregende Kraft von höchster künstlerischer Bedeutung in seiner Gemahlin Freifrau von Heldburg zur Seite stand, die selbst eine überaus geistvolle, in manchen ihrer Schöpfungen gradezu hervorragende Künstlerin war, und daß außerdem in Ludwig Chronegk der Mann gefunden wurde, der der Dolmetsch der fürstlichen Gedanken sein konnte und sie sozusagen in die Sprache der Bühnenwelt übersetzt hat.

Nun wird, wie eingangs erwähnt, noch einmal eine Art von Probe aufs Exempel der Meininger Kunst veranstaltet werden. Ein Moment wird dabei freilich ganz ausscheiden, dessen Bedeutung niemand unterschätzen wird: die jetzige Darbietung wird keine Ueberraschung mehr sein können wie vor jenen Jahren.

Mit mehr oder minder gutem Gelingen, mit größeren oder kleineren darstellerischen und szenischen Mitteln wird heute auf allen Bühnen das gleiche geboten, was Meiningen einst zuerst gezeigt hat. Das heute in Meiningen aufgestellte Bild hat also im günstigsten Falle nur den Wert einer retroperspektivischen Ausstellung.

Die äußerste Sezession wäre dann etwa das Münchner Künstlertheater, das ganz im Gegensatz zur Meininger Kunst eine Art von Präraffaelismus der Bühne auf sein Programm geschrieben hat.

Zwischen diesen beiden Extremen der Darstellung liegen noch gar manche Wege. An Pfadsuchern fehlt es nicht. Es ist nicht unmöglich, daß die neue Zeit, in der wir leben, auch einer neuen Formel für den Ausdruck der dramatischen Kunst bedarf — dann wird und muß sie auch gefunden werden.

Solange wir noch Shakespeares Wort von der Aufgabe des Schauspiels anerkennen, daß es „dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zeigen" solle, so lange werden wir folgerecht die Mittel nicht verwerfen dürfen, die uns die moderne Technik — die eine andere ist als zu Shakespeares Zeit — zu diesem Zweck an die Hand gibt.

Aber diese Mittel dürfen niemals zum Selbstzweck ausarten.

Das hat Herzog Georg von Meiningen nie im Sinn gehabt, und wenn seine Nachahmer ihn im Anfang hier und da mißverstanden haben, wenn aus dem Meiningertum die Meiningerei entstand, die ein übertriebenes Gewicht auf die Aeußerlichkeiten legte, so war das nur ein Vorgang, der sich bei jeder Reformbewegung abzuspielen pflegt.



Althandel.

Von Dr. Ernst Rothe.

Der berühmte Chemiker August Wilhelm von Hofmann sagte einst in einem Vortrage: „Unsere Enkel werden aus den von uns fortgeworfenen Abfällen noch die wertvollsten Stoffe extrahieren."

Der Prozeß über die Vorgänge auf der Kieler Werft hat das Interesse weiter Kreise an den dort in Betracht kommenden Materialien erregt. Der Handel und die Verwertung von Abfällen hat mit der Ausdehnung der Industrie eine immer größere Bedeutung gewonnen, und der Fernerstehende macht sich von den Geldbeträgen, die hierbei in Frage kommen, keinen Begriff. Der Laie denkt nur an den auf der Straße und auf den Höfen vorkommenden Lumpensammler, der alles aussucht, was noch einen Wert haben kann, während sich tatsächlich mit dem Handel und der Verwertung dieser Abfälle Firmen von großer Bedeutung beschäftigen. Es gibt fast kein Feld gewerblicher Tätigkeit, bei dem nicht Abfälle entstehen, sei es bei der Papier-, der Textil-, Gummi- oder Metallindustrie. In dieser Skizze soll nur ein kleiner Ueberblick über die in der Metallindustrie vorkommenden Altmaterialien und deren Verwertung gegeben werden.

Bei jeder Bearbeitung von Metallen entstehen Abfälle. Es muß aber unterschieden werden zwischen Abfällen, die ohne weiteren chemischen Prozeß wieder verwendbar sind, und anderen, die einer oder mehreren Umarbeitungen unterworfen werden müssen. Die ersteren Abfälle werden von alters her bis auf geringe Ausnahme wieder verwendet. Die letzteren dagegen wurden noch vor ca. 40 Jahren mit dem wertlosen Schutt abgefahren. Zu den markantesten Beispielen gehören die bei der Herstellung von Metallbüchsen fallenden Weißblechabfälle. Weißblech nennt man das Eisenblech, das auf beiden Seiten mit einer dünnen Zinnschicht überzogen ist. Vor ca. 25 Jahren hatte man noch keinerlei Verwendung dafür, heute wird sowohl das Zinn als auch das Eisen gewonnen.

Wird Metall eingeschmolzen, so entsteht durch den Sauerstoff der Luft eine Oxydschicht, die als Haut auf dem geschmolzenen Metall sich befindet und von dem flüssigen Bade abgenommen werden muß, damit ein guter Guß erreicht wird. Diese Oxydschicht, beim Kupfer und dessen Legierungen Krätze, beim Blei und Zinn Asche genannt, wird von den Gießern gesammelt und an Werke verkauft, die hieraus wieder die Metalle gewinnen. Der Wert, den diese Aschen und Krätzen in Deutschland repräsentieren, beziffert sich auf etwa 15—20 Millionen Mark pro Jahr. Derartige Abfälle können, da die Verunreinigungen der Metalle sich in den Krätzen und Aschen ansammeln, auch weil sie meist nicht aus einzelnen Metallen, wie Kupfer, Zinn oder Blei, sondern sehr häufig aus Legierungen dieser Metalle bestehen, nicht ohne weiteres, nachdem das Metall wieder gewonnen ist, der Industrie zugeführt werden; das Metall muß ausgeschmolzen und einem Raffinationsprozeß unterworfen werden, genau wie die aus Erzen gewonnenen Metalle. Die Werke, die derartige Rückstände verhütten, beschränken sich fast nie auf die Verarbeitung der Aschen und Krätzen, sondern verschmelzen aus technischen Gründen gleichzeitig Erze. Im allgemeinen bestehen bei der Verarbeitung derartiger Rückstände größere Schwierigkeiten als beim Verhütten von Erzen, weil die letzteren fast nie so viel schädliche Beimengungen enthalten wie die ersteren.

Ein weiteres und viel größeres Quantum von Abfällen entsteht in der Industrie durch die Verarbeitung von Messingstangen, Metallblechen usw. Bei der Herstellung von Messingschrauben fallen bis 70 v. H. des ursprünglichen Gewichtes der Stangen in Form von Spänen als Abfälle. Diese Späne sind reines Metall und haben selbstverständlich dieselbe Zusammensetzung wie die ursprünglichen Stangen, so daß man durch deren Zusammenschmelzen wieder genau dieselbe Legierung herstellen kann, aus der sie stammen.

Die Messingwerke nehmen zu gewissen Arbeiten mit Vorliebe einen Zusatz von altem Material, weil sie dadurch eine für einzelne Zwecke geeignete Ware herstellen können.

Aehnliche Abfälle entstehen beim Stanzen oder Schneiden von Blechen. Die Schraubenindustrie Berlins erzeugt allein Tausende von Zentnern derartiger Späne, und da die verschiedenen Werke nicht alle Stangen derselben Legierung verwenden, so ist der Händler gezwungen, die Späne der verschiedenen Fabriken zu mischen, um eine gleichmäßige Ware zu erzielen.

Das bedeutendste Quantum Altmaterial rührt von ausrangierten, d. h. aus irgendeinem Grunde nicht mehr brauchbaren Metallgegenständen her. Sei es von einem mit Kupferblechen gedeckten Dach, sei es Telephondraht, eine Dynamomaschine oder ein elektrisches Kabel; jeder dieser Gegenstände wird mit der Zeit unbrauchbar und das in diesen befindliche Metall durch den Handel der Industrie wieder zugeführt. Die einzige Ausnahme von diesem allgemein gültigen Gesetz bildet das für Denkmäler und Kunstgegenstände verwandte Metall.

Diese für Kupfer, Blei und Zinn gemachten Ausführungen gelten auch für Eisen. Natürlich sind die Quantitäten, die hier in Frage kommen, noch viel bedeutender als die für die übrigen Metalle, entsprechend ihrem ungleich größeren Konsum. Man unterscheidet Abfälle nach dem Rohprodukt, d. h. Stahl-, Gußeisen- und Schmiedeeisenabfälle. Die Kgl. Eisenbahnen verkaufen alljährlich mehrere hunderttausend Zentner ausrangierte Materialien, teils Schienen, Schwellen, teils kleines Eisenzeug, wie Laschen, Bolzen oder aber ganze Lokomotiven und Waggons. Der Händler, der solche Ware kauft, ersteht natürlich nicht Gußeisen und Schmiedeeisen gemischt, sondern jedes Werk bietet diese Ware sortiert an, da der Wert der Materialien verschieden ist; es mag aber vorkommen, daß kleine Werke, die unbedeutende Quantitäten alten Eisens veräußern, die Ware nicht sortiert ausbieten; in diesem Fall aber kalkuliert der Händler die Kosten des Sortierens. Vom Mischen der verschiedenen Abfälle ist in dem oben erwähnten Prozeß ausführlich gesprochen worden, und es ist nötig, hier eine strikte Unterscheidung zu machen. Es ist zulässig und sogar oft auch nötig, Abfälle ähnlicher Zusammensetzung zu mischen, um eine gleichmäßige Ware herzustellen. Jeder ehrenhafte Kaufmann wird es aber als unzulässig — um nicht einen schärferen Ausdruck zu gebrauchen — betrachten, eine Mischung vorzunehmen, durch die eine Täuschung verursacht werden soll. Wenn Händler derartige Manipulationen als erlaubt hinstellen, so sprechen sie sich



hierdurch selbst ihr Urteil. Wenn ein Alteisenhändler gemischte Waren liefert, so kann es nur den Zweck haben, daß er minderwertiges Eisen unter das höherwertige Eisen mischt und das höherwertige in Rechnung setzt. Es ist außerdem nicht anzunehmen, daß ein Werk, das Gußeisen kauft, gemischte Ware abnimmt. Der betreffende Händler, der derartig unreell verfährt, setzt sich der Gefahr aus, die gesandte Ware zur Verfügung gestellt zu erhalten.

Ebenso wie für Eisen gilt auch das Mischen natürlich für alle übrigen Metalle. In vielen Fällen werden Altmetalle nach Qualität oder Provenienz verkauft, z. B. als schweres Kupfer, leichtes Kupfer, Geschirrzinn, Eisenbahnrotguß oder Marinerotguß. Letztere beiden Metallsorten haben verschiedenartige Zusammensetzungen und daher auch nicht denselben Wert. Bei Bronze- oder Messingspänen geschieht der Verkauf nach Probe oder Analysen. Der betreffende Händler gibt die Zusammensetzung der Metalle in der angestellten Ware auf, und kein Händler oder Verbraucher wird eine Ware, die dieser Probe oder Analyse nicht entspricht, abnehmen, da die Preisdifferenzen, die in Frage kommen, sehr erheblich sein können.

Es muß daher jedes Mischen, das nicht dazu dient, eine Ware einheitlich zu machen, als Betrug aufgefaßt werden.

Der Reinlichkeitspreis.

Plauderei von Peter Fernau.

Im Osten und im Westen unseres Vaterlandes, in Bromberg und in Mülhausen, wurden kürzlich von Menschenfreunden Reinlichkeitspreise ausgeschrieben. In Bromberg bestimmte der verstorbene Justizrat Sußmann testamentarisch die Summe von fünftausend Mark der reinlichsten Stadt der Provinz Posen, und in Mülhausen stifteten die Großindustriellen Glehn und Schön den Preis von tausend Mark für die sauberste Landgemeinde des Kreises. Dieser letztere Preis ist schon zur Verteilung gelangt: vor kurzem wurde die genannte Geldsumme der Dorfgemeinde Sierenz erteilt, da sie „der allgemeinen Reinlichkeit, der Instandhaltung der Straßen, Plätze, Hausgärten und Friedhöfe sowie dem äußeren Ansehen der Gemeindegebäude die größte Fürsorge widmete".

Was kümmerte es früher den Großstädter, ob es in Sierenz im Elsaß oder in Sternberg in Mecklenburg sauber oder unsauber zuging! Man bekam diese Oertchen ja doch nicht zu sehen, wenn man nicht gerade als Geschäftsreisender dort vorsprechen mußte. Heute aber, wo das Auto all diese verträumten Stätten aus dem Dornröschenschlaf tutet, wo wir wieder versteckte Winkel unserer Heimat kennen und lieben lernen, die unsere Eltern und Großeltern nie gesehen haben, heute ist diese Reinlichkeitsfrage der kleinen Gemeinden eine Frage von wichtiger Bedeutung für viele.

In allen Reiseschilderungen früherer Tage klingt immer wieder das Klagelied über die gröbliche Unsauberkeit der Dörfer und Flecken; was man da in den Herbergen auszustehen hatte, wie man auf der Landstraßenfahrt zu dulden hatte, wird überall in beweglicher Art erzählt. Teilweise sind diese Beschreibungen so unerquicklich, daß sie sich hier nicht zur Wiedergabe eignen; fast immer aber tröstet die Klagenden, wenn sie mit der Feder in der Hand die Leiden aufzählen wollen, ein gesunder Humor, der oft ebenso derb ist wie der gescholtene Schmutz.

In Romanen und Theaterstücken war es geradezu typisch, daß berühmte Reisende dadurch eingeführt wurden, daß man sie in ihrer Fahrt irgendein Malheur erleben ließ; entweder war die Achse gebrochen, oder die Räder waren im Schlamm steckengeblieben.

Und kam dann der Unglückliche, der sich glücklicherweise bei der Fahrt nicht den Hals gebrochen hatte, in das Oertchen, so harrte seiner neue Qual in Gestalt entsetzlichen Steinpflasters und unbeschreiblicher Unsauberkeit.

Es ist eigenartig, daß oft gerade die von der Natur am reizvollsten geschmückten Gegenden darin das Aergste leisteten, während man in jenen norddeutschen Gemeinden, die noch vor fünfzehn Jahren keinen Maler lockten und begeisterten, häufig schon längst liebevollste Ordnung und Sauberkeit traf. Hier ist besonders Holstein zu loben. In Holstein gibt es viele Gemeinden, die die Instandhaltung der Vordergärten und Friedhöfe von der Gemeinde besorgen lassen; im lieblichen Lensahn steigert sich diese fröhliche Ordnung geradezu zur gärtnerischen Kunst; da laufen neben der Landstraße schöne Anlagen, da sind an passenden Plätzen des Weges kleine Aussichtsplätze in den Baumwipfeln gebildet, zu denen breitbequeme Treppen emporführen.

Wer dort auf solchem Schmuckweg ein Dorf betritt, ist nicht überrascht, wenn er überall im Ort Sauberkeit und Gesundheit antrifft.

Es gibt Gegenden, in denen jede Gemeinde zur Sauberkeit geradezu gezwungen ist, weil bei der ewig feuchten Luft sonst der Schmutz bald ganz unerträglich wäre; solche Zustände herrschen bekanntlich in Holland und Friesland und auf einigen Halligen. Da ist Sauberkeit die erste Bürgerpflicht, da wird beständig reingemacht; andere Gegenden wiederum, wie z. B. hochgelegene Dörfer in waldigen Gegenden, sind so staubfrei, daß die Reinlichkeit dort leicht zu erhalten wäre.

Am schwersten haben es die Väter der Gemeinden in den Frühlingstagen, wenn all das hartgefrorene Land weich und unpassierbar wird. Reuter schildert uns diese Not recht anschaulich, wenn er die Wege auf dem Lande in seiner Vaterstadt Stavenhagen beschreibt. Reuter sagt da: „Die mannigfachen Verkehrshinderungen, die aus dem Schlamme lehmiger Vizinalwege emporwuchsen, wurden von einer unverwöhnten Bevölkerung mit stoischem Gleichmut als unvermeidliche Erdenübel hingenommen, und nur dann, wenn die trocknenden Frühlingswinde und die warme Junisonne die Hauptschlachten gegen die Einflüsse des Winters geschlagen hatten, rüstete sich die Besatzung eines Chaisewagens, die den vielversprechenden und wohlklingenden Namen einer Wege-Besichtigungs-Kommission führte, als fliegendes Korps die Niederlage des nordischen Herrschers zu vervollständigen und seine Spur von der Erde zu vertilgen. Die Geschäfte der Kommission waren angenehmer Natur; man sah von der Höhe des Chaisewagens auf die verharschten Wunden der

Wege hinab, man freute sich, daß nun alles wieder so schön in Ordnung sei, und stieß man einmal zufällig auf eine auffallend tiefe Narbe, so überließ man sich dem wohltuenden Gefühl, das wir empfinden, wenn es draußen stürmt und regnet und wir behaglich am warmen Ofen sitzen; man freute sich, daß man nicht selbst während des Winters in diesem schrecklichen Loch steckengeblieben sei. — — Ein gebesserter Weg aber war der Schrecken der Gegend, und ich entsinne mich noch, wie ein wohlmeinender Pächter einmal zu meinem Vater sagte: „Führen Sei den annern Weg; jo nich desen, desen hewwen wi betert!'"

Man kann sich vorstellen, was für eine Fülle von Landstraßenstaub und Schmutz von solchen Landwegen in die kleinen Orte getragen wurde; manche Gemeinde legte deshalb vor ihren Toren kleine Dorfteiche an, die nur so tief waren, daß ein Wagen ungefährdet hindurchfahren konnte, um so die Räder und die Hufe ein wenig abzuspülen. Vor den Türen der Häuser legte man wohl auch Stroh oder bei festlichen Gelegenheiten Tannenzweige, und in den Stuben wurde täglich weißer Sand gestreut — ähnlich wie man neuerdings in öffentlichen Gebäuden seine Sägespäne benutzt — damit die mitgebrachte Nässe sich darin sammle und damit hinausgekehrt werden könne. In Holland pflegt man bekanntlich das Stiefelzeug überhaupt nicht in die Stube mitzubringen, sondern läßt es draußen auf der Diele.

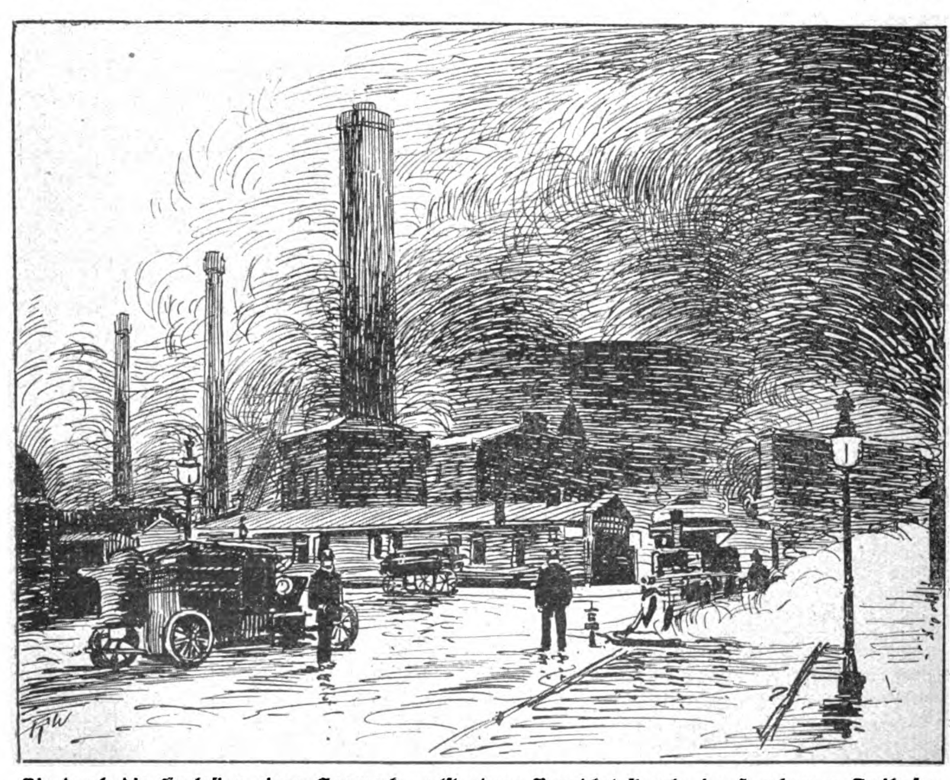
In früheren Zeiten, als die Gemeindeverwaltung noch eine patriarchalischere und von außerhalb her wenig kontrollierte war, konnten Schäden noch schwieriger abgestellt werden als heute. Wenn da irgendeine Fabrik ihr schlechtes Wasser, das vielleicht gar allerhand Giftstoffe in sich trug, einfach in die Rinnsteine der Straßen laufen ließ, so wagte keiner dem mächtigen Besitzer das zu verbieten; erst wenn das giftige Zeug ins Flüßchen rann und da ein Fischsterben eintrat, so daß die Fischer der weiteren Umgegend, die der Machtsphäre des Dorfgewaltigen entrückt waren, sich beschwerten, erst dann sprach die aufmerksam gemachte Behörde ein ernstes Wort.

Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die neuen Reinlichkeitspreise den Reinlichkeitstrieb unserer Dorfgemeinden steigern werden. Hoffentlich erstreckt sich dieser Trieb nicht nur auf die gute Instandhaltung der Dorfstraßen und Dorfplätze, sondern auch der Landstraßen. Die Ortschaften selbst können dadurch nur gewinnen, wenn die früher so gefürchteten Automobile, in deren Besitzern man längst gute Kunden schätzen lernte, nicht nur durch den Ort fahren, sondern dort eine behagliche Pause machen und dem Wirt, dem Schlosser und dem Kaufmann, der Benzin zu verkaufen hat, dadurch ein Verdienst blüht.

Unsere Bilder

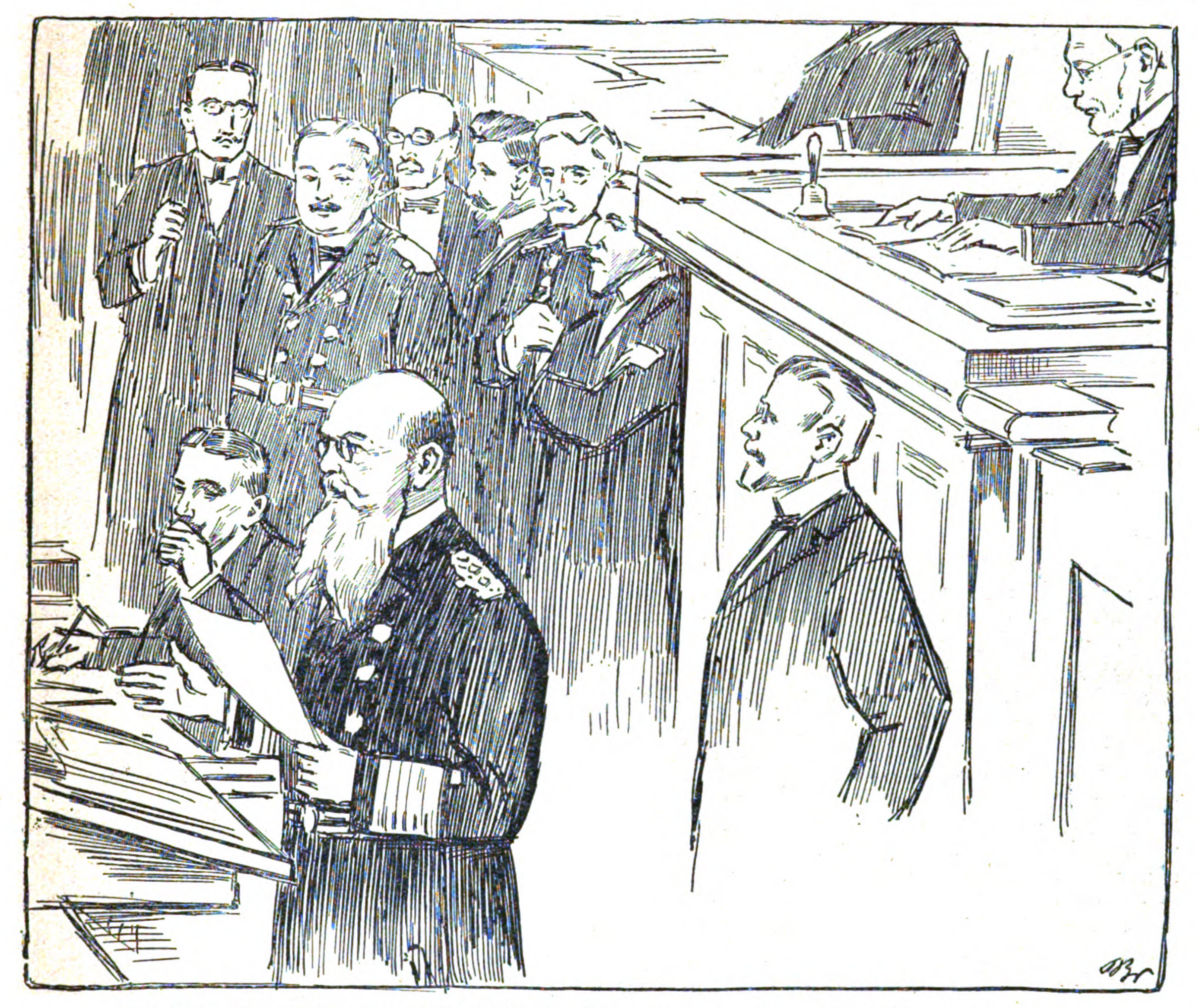
Das neue Reichstagspräsidium (Abb. S. 2123) entspricht in seiner Zusammensetzung der veränderten Situation in unserer inneren Politik. Präsident Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode ist zwar wiedergewählt worden, nicht aber die beiden Vizepräsidenten. An Stelle des nationalliberalen Geheimrats Dr. Paasche trat ein Führer des Zentrums, der Kieler Oberlandesgerichtspräsident Dr. Peter Spahn. Er hat (als 2. Vizepräsident) dem Reichstagspräsidium schon in den Jahren 1895 bis 1898 angehört. Zum Zweiten Vizepräsidenten wurde der Hospitant der Reichspartei, Ernst Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg, gewählt.

Von einem schweren Brandunglück ist Hamburg (Abb. untenst.) heimgesucht worden. Das Feuer brach in den Hamburger Gaswerken auf dem Grasbrook aus und hatte furchtbare Explosionen zur Folge, durch die zahlreiche Menschenleben vernichtet wurden. Die Explosion entstand durch einen Riß in einem neuen Gasometer mit 10 000 Kubikmeter Gas; durch die Oeffnung strömte das Gas in die unter dem Gasometer liegende Kantine, in der Licht brannte, an dem sich das Gas entzündete, so daß in wenigen Minuten der ganze Behälter in eine gewaltige Feuersäule verwandelt wurde, die sich schnell verbreitete und sich auch auf die umliegenden Gebäude mitteilte. Infolge der Gluthitze hatte die Feuerwehr außerordentlich schwere Arbeit, des wütenden Elements Herr zu werden.



Die durch die Explosion eines Gaswerks entstandene Brandkatastrophe im Hamburger Freihafen.

Das neue Bild der Königin Wilhelmina und ihres Töchterchens (Abb. S. 2122) ist in den Niederlanden mit ungeduldiger Spannung erwartet worden. Man hatte es den Holländern als Geschenk zum 6. Dezember, dem St. Nikolaustage, versprochen, und wirklich war die wohlgetroffene Auf-



Staatssekretär v. Tirpitz beantwortet die Interpellation wegen der Kieler Werftaffäre im Reichstag.

nahme in aller Händen. Die Holländer erhielten durch das reizende Bild den augenfälligen Beweis dafür, daß die kleine Prinzessin Juliana, der Liebling des Landes, prächtig gedeiht, und daß ihre königliche Mutter sehr glücklich ist.

Prinz Heinrich von Preußen auf der Bärenjagd (Abb. S. 2121). Prinz Heinrich hat auf dem Gute des Grafen Géza Andrassy in Betlér in Ungarn eine Reihe großer Bärenjagden mitgemacht. Gleich am ersten Jagdtag hatte der Prinz das Glück, zwei stattliche Bären zu erlegen. Auch die andern Jagdgäste, unter denen sich auch der Erzherzog Josef befand, machten reiche Beute.

Staatssekretär v. Tirpitz (Abb. obensteh.) hat die erste der parlamentarischen Schlachten dieser Reichstagssession zu bestehen gehabt. Die Enthüllungen über die Zustände in der Kieler Werft, die der sensationelle Unterschleifprozeß zutage förderte, haben eine große Interpellationsdebatte verursacht, in der Herr von Tirpitz das Reichsmarineamt gegen mancherlei Vorwürfe zu verteidigen hatte.

Generaloberst v. d. Goltz (Abb. S. 2125), der bekanntlich seine erprobte Kraft wieder in den Dienst der türkischen Heeresreform gestellt hat, weilte in den letzten Wochen auf einer Inspektionsreise im Gebiete des III. Armeekorps in Mazedonien und hielt mit diesen Kerntruppen des türkischen Heeres eine Reihe von Uebungen und Manövern ab.

Der Sturm in der Nordsee (Abb. S. 2124). Von der Waterkant kamen in diesen Tagen betrübende Nachrichten. Ein winterlicher Sturm der Nordsee hat argen Schaden angerichtet. Natürlich wurde in erster Linie die Schiffahrt betroffen, aber auch die Küsten wurden durch den Wind und die Fluten verheert. Auf der Insel Föhr empörte sich das Meer gegen die in Wyk und am Südstrand gelegenen Badeanstalten, schwemmte zwei Strandhallen hinweg und zerstörte die Strandpromenaden. In Emden trieb der Orkan eine mit Ketten verankerte elektrische Erzverladebrücke ins Meer. Auch eine zweite Brücke wurde aus dem Gleis gehoben. Zum Glück haben diese Untaten des Wetters nicht zu Menschenopfern geführt wie viele der durch den Sturm verursachten Schiffbrüche.

Beethoven auf der englischen Bühne (Abb. S. 2126). Der bekannte englische Theaterdirektor und Schauspieler Sir Herbert Beerbohm Tree führt jetzt auf seiner Londoner Bühne (His Majesty's Theatre) eine englische Bearbeitung des Dramas „Beethoven" von René Fanchois auf, das in der letzten Saison im Pariser Odéon viel Erfolg fand. Das Stück ist eine lose und phantastische Biographie des großen Musikers; der englische Bearbeiter hat daraus eine Art Melodrama gemacht, dessen Musik den Werken Beethovens entnommen ist. Beerbohm Tree spielt selbst die Hauptrolle. Die Maske Beethovens ist ihm ausgezeichnet gelungen, und er wird auch dem melancholischen Wesen des unglücklichen Meisters in vortrefflicher Weise gerecht.

Die Novität des Pariser Vaudeville-Theaters (Abb. S. 2127). Für das moderne Theaterstück leichteren Kalibers ist ein originelles Milieu oft wertvoller als eine gut erfundene Handlung. Besonders die französischen Bühnenautoren verstehen es meisterhaft, das Publikum schon durch den Schauplatz ihrer Akte zu interessieren. Die Novität des

Pariser Vaudeville-Theaters „La Maison des Danses“ (von Nozière und Muller) spielt in einem jener spanischen Vergnügungslokale, in denen so unübertrefflich getanzt und gesungen wird. Im Mittelpunkt des Dramas stehen die schöne Zigeunerin Estrella und ihre zahlreichen heißblütigen Liebhaber.

„Fata Morgana“ (Abb. S. 2128). Vier Jahrtausende — aus Pappe und anderen Materialien moderner Illusionskunst — blickten auf die Gäste des großen Winterfestes herab, das der Verein Berliner Journalisten dieser Tage in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten veranstaltete. Die Veranstalter hatten die Hallen in eine ägyptische Landschaft verwandelt. In der Mitte sah man den heiligen Strom und eins der charakteristischen Nilschiffe. Ringsum thronte die ehrwürdige Melancholie des Niltales, der urewigen Pyramiden, der Sphinx, der altägyptischen Totenstädte. Die unzähligen Festbesucher bewunderten die feenhafte Dekoration gebührend, ließen sich aber durch all den gemalten Ernst nicht abhalten, äußerst lustig zu sein. Die Entwürfe und Dekorationen für das Fest waren von Baumeister Hans Alfred Richter ausgeführt.

Sent M'ahesa (Abb. S. 2128). Im Münchner Künstlerhaus trat anläßlich eines Wohltätigkeitsfestes eine junge Tänzerin auf, deren Darbietungen in dem Publikum geradezu helle Begeisterung hervorriefen. Sent M'ahesa will in ihrem Tanz den Stil der altägyptischen Kunst und Kultur zum Ausdruck bringen. Die Künstlerin stammt aus dem Ausland. Sie hat auf deutschen Universitäten Philosophie und Archeologie studiert und dann bei deutschen Ballettmeistern jene meisterhaft getanzte Aegyptologie, der sie sich jetzt mit so großem Erfolg widmet.

Personalien (Abb. S. 2122 u. 2128). Der Nationalrat, das direkt vom Volk gewählte Unterhaus des Schweizer Bundesparlaments, hat seinen bisherigen Vizepräsidenten Rossel für die nächste Session zum Präsidenten gewählt. Professor Virgile Rossel ist ein bekannter Zivilrechtslehrer der Berner Universität. — Der Senat der Freien und Hansestadt Hamburg hat sein Mitglied, den Senator Dr. Predoehl, dazu berufen, im nächsten Kalenderjahr als Erster Bürgermeister an der Spitze der Stadt und des Staats zu stehen. — Der bisherige Legationsrat bei der bayrischen Gesandtschaft in Berlin Ernst Freiherr von Grunelius wurde an Stelle des Grafen Moy zum bayrischen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am russischen Hofe ernannt. — Als Nachfolger des Herrn von Dallwitz ist Präsident Laue zum Staatsminister des Herzogtums Anhalt ernannt worden. Herr Laue war bisher Vorsitzender der Abteilung des Innern und Stellvertreter des Staatsministers. — Professor Rohrhurst, Lehrer am theologischen Seminar in Heidelberg, ist in Baden ein bekannter Politiker. Er gehört der nationalliberalen Partei an und ist Mitglied der Zweiten badischen Kammer, zu deren Präsidenten er nunmehr gewählt wurde.

Todesfälle (Abb. S. 2125). In St. Petersburg ist der Herzog Georg Alexander zu Mecklenburg-Strelitz einer Herzlähmung erlegen. Er lebte wie sein Vater und seine Geschwister meist am russischen Hof und gehörte dem russischen Heer an. Der Herzog war in morganatischer Ehe mit der Gräfin Carlow (Natalie Vanljarski) vermählt. — Das dänische Königshaus hat in der Prinzessin Marie, der Gattin des Prinzen Waldemar, ein populäres Mitglied verloren. Die Prinzessin, eine Tochter des Herzogs von Chartres, hat ihrem Gatten vier Söhne und eine Tochter geschenkt. — Der ehemalige italienische Ministerpräsident Alessandro Fortis, der vor kurzem verschieden ist, war einer der größten Politiker, der glänzendsten Parlamentsredner und der wärmsten Patrioten des „dritten Italien“. Er hat während der letzten Jahrzehnte die Gesamtpolitik seines Vaterlandes auch dann stark beeinflußt, wenn er gerade nicht am Ruder stand.

ooo

Die Börsenwoche.

Seit unserer letzten Erörterung der Wirtschaftsverhältnisse und der Börsenlage haben sich die Keime, die eine beginnende Erstarkung des gewerblichen und des Verkehrslebens erkennen lassen, weiter fortgebildet, und man darf gegenwärtig behaupten, ohne der Uebertreibung geziehen zu werden, daß sich bereits, wenn auch schüchtern, die Früchte der stetig fortgeschrittenen Entwicklung zu zeigen beginnen. Wie stets in unserm Wirtschaftsleben, so bildet auch diesmal die Lage der grundlegenden Industrien, nämlich des Eisen- und Kohlengewerbes, das sicherste Barometer für den Stand der Dinge. Auch diesmal zeigt sich, wie meist bei früheren ähnlichen Anlässen, daß die Eisenindustrie zuerst deutlicher die Spuren der Wiedererstarkung zu erkennen gibt, und daß das Kohlengewerbe, wie es bei einem eintretenden Niedergang der Konjunktur erst zuletzt die abschwächende Tendenz kenntlich macht, bei der umgekehrten Bewegung auch erst in einem späteren Zeitpunkt erkennbar an der Besserung teilnimmt. Es handelt sich, was besonders ins Gewicht fällt, bei der diesmaligen Erholung nicht um eine speziell deutsche, sondern um eine internationale Markterscheinung, bei der für den deutschen Markt besonders wirksame Anregungen vom Ausland herüberspielen. Unter diesen Einwirkungen sind es vor allem die Einflüsse, die von den Vereinigten Staaten von Amerika befruchtend eingreifen. Es ist erstaunlich und bestätigt wieder einmal das Vorhandensein einer elementaren und schier ungemessenen Reproduktionskraft in der transozeanischen Wirtschaftsgebarung, daß die Spuren der scharfen Depression des Jahres 1907 in einer ganz unerwartet kurzen Zeitspanne verwischt wurden und einer ebenso schnell emporsteigenden ökonomischen Bewegung den Platz räumen konnten. Begünstigt von großen Ernten, haben sich in den letzten zwei Jahren Amerikas Industrie und Handel in einer Weise gehoben, daß im ablaufenden Jahre bereits wieder Rekordziffern auf mehreren wichtigen Gebieten der gewerblichen Tätigkeit erzielt werden konnten. Gab doch erst in diesen Tagen wieder der Exportausweis Deutschlands nach den Vereinigten Staaten eine Zunahme unserer Ausfuhr dorthin um mehr als 52 Prozent gegen die beiden vorangegangenen Monate zu erkennen. In ähnlichem, wenn auch keineswegs nur annähernd gleich starkem Maß haben sich inzwischen die Verhältnisse im großbritannischen Königreich gehoben.

Was speziell den deutschen Markt anlangt, so drohte vor kurzem der bei uns weit langsamer sich fortsetzenden Besserung in der Verknappung der Umlaufsmittel eine nicht ungefährliche Hemmung zu erwachsen. Der trotz des von Jahr zu Jahr erheblich zunehmenden Nationalvermögens noch immer nicht in ausreichendem Verhältnis zum Umfang der Unternehmung stehende Vorrat an flüssigem Kapital machte sich gerade in der letzten Zeit empfindlicher geltend, da die gesteigerte industrielle Tätigkeit und die wieder gewachsene Teilnahme an Auslandsgeschäften — welch letztere einen Kapitalabfluß mit sich brachten — am Geldmarkt stark verengend eingewirkt hatten. Eine ähnliche Erscheinung machte sich in England geltend, und dort wirkte sie noch weit empfindlicher infolge des im Verhältnis zu Englands Rolle im Welthandel recht kleinen Goldvorrats des englischen Zentralinstituts. Da ja die Ansprüche des internationalen Handelsverkehrs in erster Linie sich an die englischen Goldvorräte wenden, so kam der dortige Geldmarkt im November sehr stark ins Gedränge, und nur durch die Hilfsaktion anderer europäischer Goldreservoire, so besonders der Bank von Frankreich, wurde eine krisenartige Gefahr vermieden. Eine solche darf aber gegenwärtig als völlig beschworen betrachtet werden, und unsere Geschäftskreise können dem nahenden Jahresschluß mit Beruhigung entgegensehen. Dies um so mehr, als sich die Geldleihsätze wieder durchaus auf einem normalen Stand bewegen. Die Geschäftskreise erwarten eine baldige Diskontermäßigung, der die privaten Sätze bereits vorangeeilt sind. Man darf daher die ringsum wieder rege gewordene Hoffnung auf eine rasche Weiterentwicklung der erholenden Konjunktur im neuen Jahr als gerechtfertigt betrachten, allerdings mit der Einschränkung, daß keine bedenklichen Ausschreitungen der Spekulation, wie sie in der letzten Zeit mehrfach hier und da in die Erscheinung treten wollten, den Entwicklungsprozeß stören und beeinträchtigen werden.

Berus.

Die Toten der Woche

Prinzessin Marie von Dänemark, † in Kopenhagen am 4. Dezember im Alter von 44 Jahren (Portr. S. 2125).

Alessandro Fortis, ital. Minister a. D., † in Rom am 4. Dezember im Alter von 67 Jahren (Portr. S. 2125).

Herzog Georg Alexander zu Mecklenburg-Strelitz, † in Petersburg am 5. Dezember im 51. Lebensjahr (Portr. S. 2125).

Graf Wilhelm von Redern, Minister a. D., † in Berlin am 1. Dezember.

Albert Schindler, bekannter Schauspieler, † in Berlin im Alter von 51 Jahren.



Bilder vom Tage

Großadmiral Prinz Heinrich von Preußen

auf der Bärenjagd beim Grafen Géza Andrássy in Betlér in Ungarn.

Phot Balogh



Phot. Fuß.

Professor Rossel,
der neue Präsident des schweizerischen Nationalrats.



Hofphot. E. Bieber.

Senator Dr. Predoehl,
der neue Erste Bürgermeister von Hamburg.

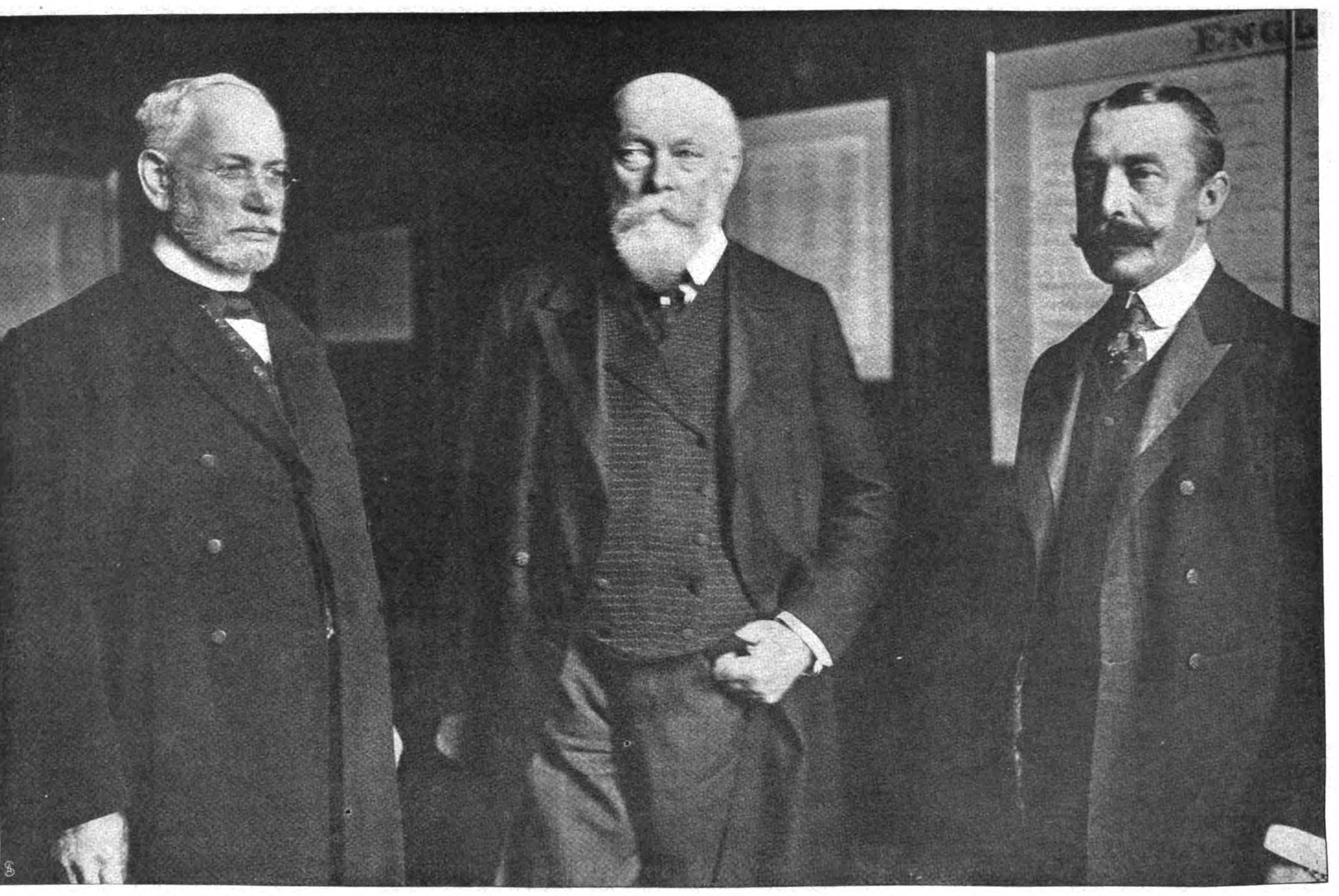


Phot. Raupp.

Ernst Frhr. v. Grunelius,
der neue bayrische Gesandte in Petersburg

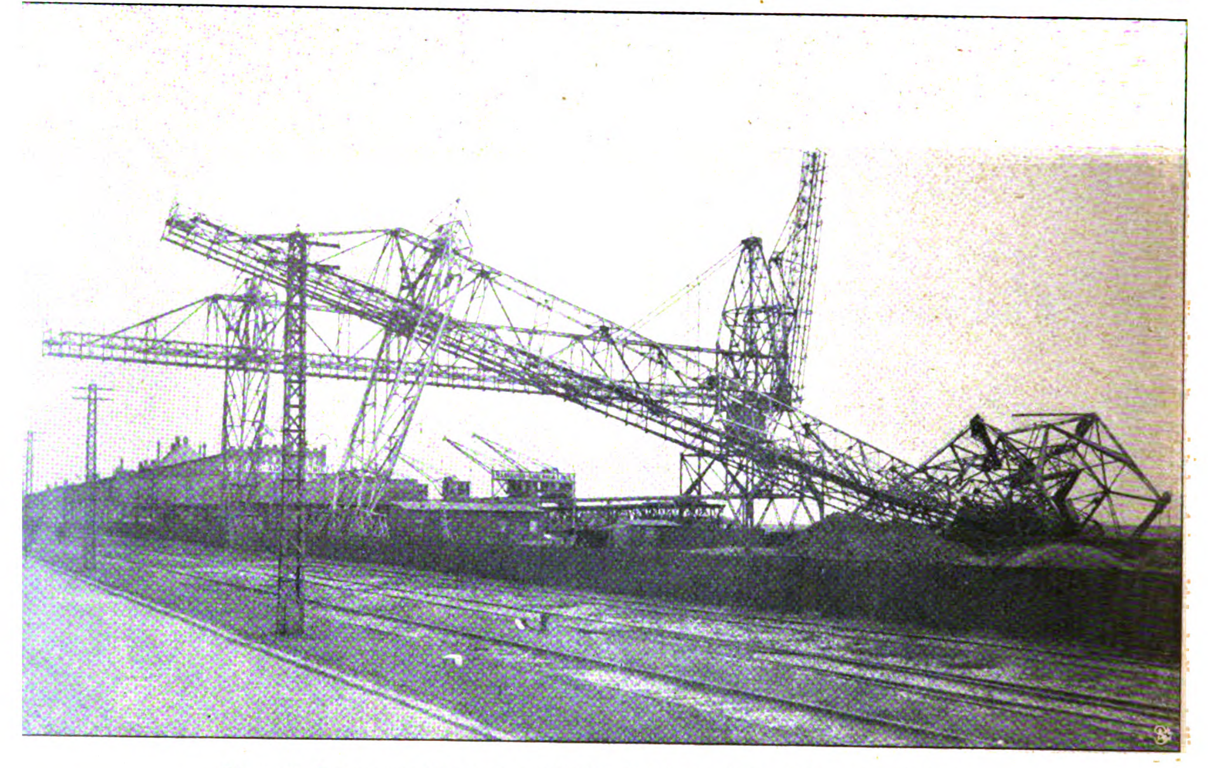
Phot. Guy de Coral.

Wilhelmina Königin der Niederlande mit ihrer Tochter Prinzessin Juliana.

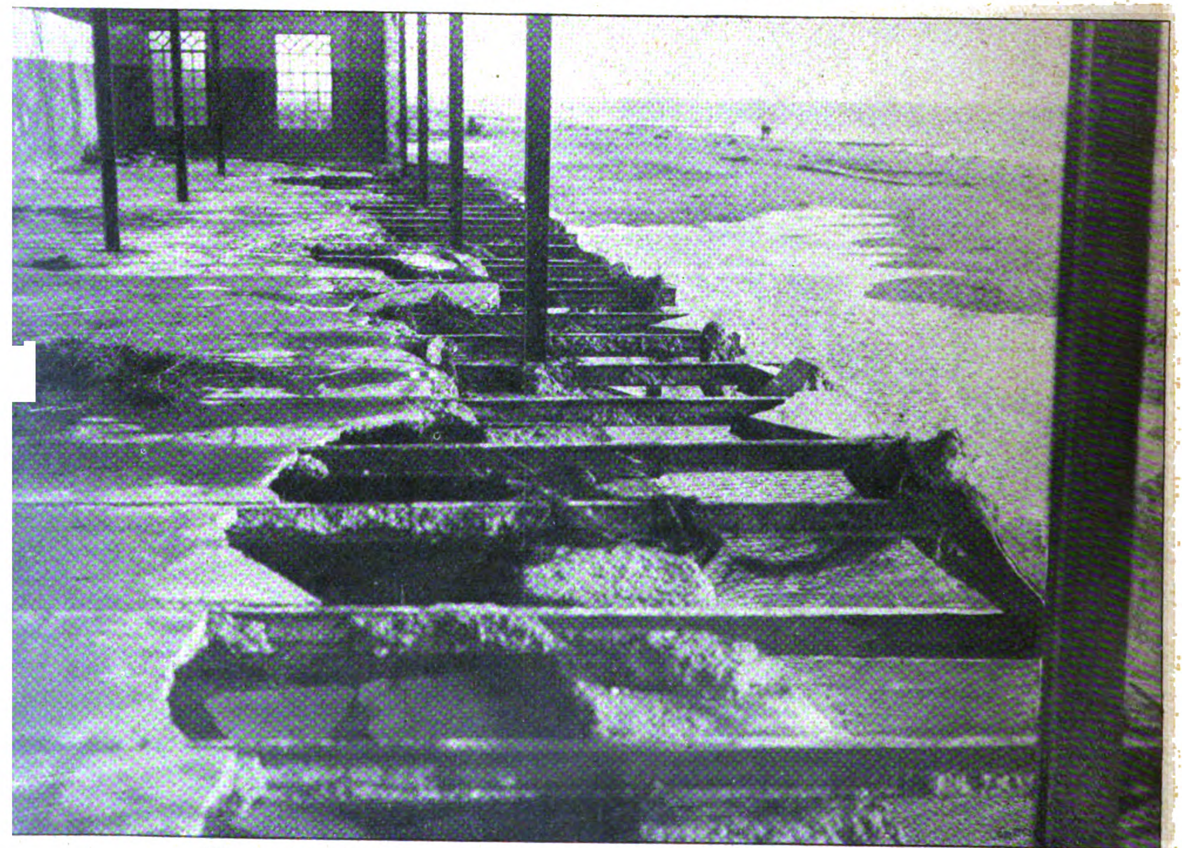


1. Vizepräsident Dr. Peter Spahn. Präsident Dr. Udo Graf zu Stolberg-Wernigerode. 2 Vizepräsident Ernst Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg.

Das neue Präsidium des deutschen Reichstags. — Spezialaufnahme für die „Woche".



Die vom Orkan umgestürzte große Verladebrücke im Außenhafen von Emden.



Der durch die Sturmwellen zerstörte Betonfußboden der Liegehalle auf Föhr. Phot. W. Lind.

Verheerungen des Sturms an der Meeresküste.





Herzog Georg Alexander zu Mecklenburg-Strelitz †
Kaiserl. russ. Generalmajor.



Generaloberst v. d. Goltz (×) mit seinem Stabschef Pertev Bey.
Von den Manövern der türkischen Armee



Alessandro Fortis †
ehemaliger
italienischer Ministerpräsident.

Marie Prinzessin von Dänemark, Prinzessin von Orleans †
Gemahlin des Prinzen Waldemar, Bruder des Königs von Dänemark

Hofphot. Schaumburg.

Die neun Symphonien grüßen ihren sterbenden Schöpfer.

Sir Herbert Beerbohm Tree als Beethoven bei der Aufführung des gleichnamigen Dramas in London.

Originalzeichnung von Fred Pegram.



Spanischer Tanz auf französischen Brettern:

Die berühmte Tänzerin Mlle. Polaire als „Estrella“ in einem spanischen Tanzhaus.

Nach der Aufführung im Vaudeville-Theater zu Paris gezeichnet von Georges Scott.



Phot. H. v. Debschitz-Kunowski.

Orientalische Tänze in München:
Die Tanzkünstlerin „Sent M'ahesa" errang im Künstlerhaus einen großen Erfolg.



Hofphot. Schultze.

Professor Rohrhurst
der neue 1. Präsident der badischen II. Kammer.



Hofphot. Perscheid.

Ernst Laue.
Der neue herzogl. anhaltische Staatsminister.



An Bord eines Nildampfers.
„Fata Morgana", das Fest des Vereins Berliner Journalisten in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten.
Spezialaufnahme für die „Woche".



Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

19. Fortsetzung.

Unter dem Stadtbahnbogen stießen Frank Nehls und Ada Moll mit einem alten Herrn zusammen. „Paulchen!“

Es war der alte Frank.

Er stützte sich schwer auf einen Stock und ging langsam, wie tastend. Aber sein rotwangiges Gesicht leuchtete frisch aus der Rahmung seines weißen Patriarchenbartes hervor, und seine dunklen Augen blinzelten neugierig vom Sohn zu der schlanken, hohen Frauengestalt hinüber.

Frank Nehls konnte nicht ausweichen. „Tag, Papa, was machst du Gutes . . .?“

Frank hielt den Sohn am Mantelknopf fest. „Ich hab eben ein bißchen Zeitungen gelesen, nicht so schlimm, Paulchen, gar nicht schlimm. Die Tille gestern hat natürlich geheult und sich aufgeregt. Lächerlich! Na, Weibertränen. Nee, nee, Paulchen, gar nicht schlimm. Schade, daß ich gestern nicht drin war, da würde ich dir gleich sagen, was los ist . . . Na —“ Leise fügte er hinzu: „Das ist wohl die Moll, ja? . . Fein . . . ! Sehr fein. Die ist mächtig 'rausgestrichen, halt sie dir nur, mein Sohn . . . Nie Beziehungen vernachlässigen! Die kann dir noch mächtig nützlich sein . . .“

„Na ja . . . adieu, Papa . . .“

Er amüsierte sich über den gönnerhaften Ton und reichte ihm flüchtig die Hand. Der Alte hielt ihn noch fest: „Du, was ich sagen will, Paulchen: red doch dem Felix zu, daß er die Alma heiratet.“

„Welche Alma?“

„Na, die Alma Kurthe. Weißt du denn nicht? Verlobt hat sich der Bengel mit ihr, bevor er nach Berlin kam, nun waren wir den ganzen Sommer bei ihr . . . das geht doch so nicht weiter! Er muß doch endlich Ernst machen. Ein hübsches Mädchen, Paul. Schöne Figur, Vermögen — ein gutes Geschäft, ein eigenes Haus haben sie in Glogau.“

Frank Nehls schüttelte den Kopf. „Ich höre zum erstenmal davon.“

„Siehst du, wie — leichtsinnig der Felix ist! Lies ihm mal die Leviten. Du bist der ältere Bruder. Du hast das Recht. Auf mich alten Mann hört er nicht. Die Leute haben ihre acht- bis zehntausend Mark jährlich zu verzehren! Bedenke doch, was das heißt . . .“

„Ja . . . Adieu, Papa, ich kann die Dame nicht warten lassen . . .“

„Nein, nein . . . nur einen Moment. Also, Paulchen, wasch dem Jungen ordentlich den Kopf. Aber tüchtig, sage ich dir . . . Sonst bildet er sich noch ein, daß er deine Tochter . . . .“

„Meine Tochter . . . was heißt das?“

Frank Nehls sah den Alten bestürzt an und runzelte zornig die Stirn. „Was sind das wieder für Geschichten? Was mischst du meine Tochter da hinein?“

Vertraulich näherte sich ihm der Alte: „Ich sprech zu dir wie ein Vater zu einem Vater! Also: Deine Tochter ist keine Partie für meinen Jungen, verstehst du . . . Außerdem heiratet sie einen andern.“

„Das scheint mir vor allem“, schnitt Frank Nehls hart ab und kehrte dem Alten den Rücken. „Verzeih . . . es war etwas Dringendes“, sagte er zu Ada Moll.

„Schon wieder Ärger gehabt?“ fragte sie teilnehmend.

„Ärger — nein. Aber einen Spaß.“

Er sah sich noch einmal um. Der Vater stand noch immer auf dem gleichen Platz und grinste dem Paare freundlich nach.

Der alte Frank war sehr zufrieden und hielt sich für einen großen Diplomaten. Den Felix aus Berlin 'rausekeln, das war das einzige, was übrigblieb. Schade, daß Pauls Tochter verlobt war, sonst wäre das famos gewesen: eins, zwei, drei, und Paul hätte dem Felix die Türe vor der Nase zugeschlagen, und — Felix war von selber zurückgekehrt nach Glogau. So viel hatte er aus Tilles Andeutungen auch verstanden, daß Felix in das kleine Mädchen verschossen war. Lächerlich! . . . Null und Null macht Null.

Felix hatte bessere Aussichten . . . Und dem Paul schadete es gar nichts, wenn er mal hörte, daß seine Tochter noch lange nicht gut genug war für Felix, tja . . . Nicht einmal ein Billett hatte er bekommen zur gestrigen Premiere! . . . Und Monatsgeld hatte der Paul auch nicht mehr für ihn gezahlt, seit dem einen Mal. Die Tille war nur zu fein, daran zu erinnern.

Er sah noch, wie der Sohn mit seiner Begleiterin in ein Auto stieg, dem Chauffeur eine Adresse zuwarf; dann trottete er befriedigt zu einer Haltestelle, wobei er sich schwerer, als unbedingt nötig gewesen wäre, auf seinen Stock stützte.

„So,“ sagte Frank Nehls, als das Gefährt leicht und schnell über die Linden fuhr, „eins muß ich noch hinzufügen zu dem, was ich dir vorhin sagte: Erträglich sind die Menschen nur, wenn man im Auto an ihnen vorbei oder zwischen ihnen hindurch fährt. Darum gehe ich fast niemals zu Fuß. Da gehört man jedem, dem man begegnet, nicht sich selbst. Jeder hat das Recht, an einem herumzuzerren, einen mit Albernheiten anzuöden, einem Späßchen vorzumachen, unbekümmert, ob man in der Laune ist zuzuhören oder nicht. Im Leben muß man's machen wie auf dem Schiff — nicht unter sich, nicht neben sich blicken. Nur ins Weite. Es ist das einzige Mittel, nicht seekrank zu werden . . . .“

Es dauerte eine Weile, bis er seine gute Stimmung wiederfand; und er dankte es Ada Moll, daß sie sich ruhig und abwartend verhielt, ihn nicht gewaltsam von ihm selbst zu ihr ablenkte.



Es war vier Uhr, als Frank Nehls mit Ada Moll nach der Kleiststraße fuhr. Er wollte sie nur hinaufbringen, dann nach Hause fahren, um da zu sein, wenn Pieps ankam.

„Ich danke dir für diese letzten Stunden heute", sagte er kurz vor dem Aussteigen. „Es sind die stillsten und schönsten meines Lebens. Sie waren ganz angefüllt von der Gegenwart, ganz durchdrungen von dir. Mir ist, als wären diese zwei Stunden überhaupt die einzigen, die ich wirklich gehabt habe."

Er küßte ihr die Hand, wie er wohl noch nie einem Weibe die Hand geküßt hatte, voll dankbarer, ehrerbietiger Scheu. Dann fügte er lächelnd hinzu: „Es gibt wirklich Oktobertage, die wärmer, strahlender und schöner sind als die strahlendsten Tage des Sommers."

Während er sich nochmal andächtig über ihre Hand neigte, sah sie durch das herabgelassene Wagenfenster, wie die Sonne glutrot hinter den Dächern verschwand und nur ein milchgraues, kaltes Laken, kalt wie ein Leichentuch, hinter sich zurückließ.

Sie fröstelte.

Mit einer kurzen, leidenschaftlichen Gebärde drückte sie Frank Nehls' Finger gegen ihre Wange.

Groß und mächtig blühte die Liebe zu ihm auf in ihrem Herzen, wuchs über sie empor und gab ihr die Kraft, sich stumm den dunklen Geboten ihres Schicksals zu beugen.

Noch bevor Ada Moll den Drücker ins Schloß einführte, wurde von innen die Tür aufgerissen, und Felix stand bleich, mit entstellten Zügen im Entree. „Ich bin schon zum drittenmal hier, ich war im Theater, zu Hause, ich hab an Gott und die Welt telephoniert, endlich . . ."

„Was ist geschehen?" Frank Nehls verfärbte sich und dachte, er wußte selbst nicht warum, an seine Frau, der etwas zugestoßen sein mußte.

Er stand jetzt im hellbraunen Zimmer, in Hut und Mantel, und las die Depesche, die Felix ihm wortlos hinhielt.

„Es ist die vierte und letzte seit zwei Stunden", murmelte er.

„Pieps aus Bewußtlosigkeit noch nicht erwacht. Keine nennenswerten Verletzungen. Ziskyni beinahe aufgegeben. Erwarte Sie viertel acht Bahnhof Glöwen. Arnulf. Paulsin."

Frank Nehls wurde grün im Gesicht. Seine Augen lagen wie tot in den tiefen Höhlen. Er drehte die Depesche hin und her. „Ja . . . natürlich . . . ja . . . das war klar . . ."

Ada Moll nahm ihm das Telegramm aus der Hand, zwang ihn mit den Händen nieder auf einen Sessel, holte ein Glas Wasser aus dem Speisezimmer und setzte das Glas an seine Lippen.

Felix schlug mit der Faust auf das Klavier, daß die Saiten surrend durcheinanderklirrten. „Wie konntest du diesem Lümmel, diesem . . . Wie konntest du zugeben . . . Warum bist du denn nicht selbst mitgefahren . . . warum?"

Ada Moll faßte ihn bei der Hand, gebieterisch mit flammenden Augen stand sie vor ihm: „Sie schweigen jetzt. Sie bringen den Mann ja um . . . !"

„Ich bringe den Mann um! Ich?? Er hat sein Kind ja umbringen lassen, weil er Angst hatte, den Herrn Baron an die Luft zu setzen, der ihm mit solchen Zumutungen kam! Angst, daß der Herr Baron sich am Ende zurückzog mit seinen zwanzigtausend Gulden jährlich, davor hatte er Angst, nicht davor, daß sein Kind . . ."

Ada Moll legte ihm ihre starke Hand an den Mund, daß sie sich wie eine Eisenplatte vor seine Lippen drückte. „Sie sind wahnsinnig! Sie machen ihm Vorwürfe! Ihm, der sein Liebstes in Todesgefahr weiß!! . . ."

Mit beiden Händen riß Felix Ada Molls Finger von seinen Lippen. „Wessen Liebstes? Sein Liebstes?"

Er lachte höhnisch, laut und gellend auf.

„S e i n Liebstes sind vielleicht Sie, sein Ruhm, sein Stück, was weiß ich! Sein Liebstes war die Pieps nicht. O nein! I c h . . . verstehe Sie, ich . . . ich hatte nichts anderes als sie! Ich — nicht er! Wenn sie stirbt, dann ist für mich alles aus . . . verstehen Sie wohl: für mich, nicht für ihn!"

Ada Moll war bei den ersten Worten von ihm zurückgewichen und streckte abwehrend die Hand aus: „Sie lügen. Sie lügen ja . . ."

Sie stürzte zu Frank Nehls, fiel in die Knie an seinem Sessel und legte den Arm um seine Schulter. Sie wußte, es war das Beste in ihm, das Tiefste und Reinste; das durfte nicht verkannt und beschmutzt werden. Das war, was ihr eigenes Gefühl adelte, das war etwas, wovor sie sich mit ausgebreiteten Armen hinstellte, um es zu schützen, den Schmutz mit ihrem eigenen Körper aufzufangen.

„Aber so sag ihm doch, daß es nicht wahr ist . . . sag ihm doch, daß er lügt. Wie darf er dich beschimpfen, wie darf er denn . . . Aber so sag's ihm doch, daß ich nichts für dich bin . . . Sein Verhältnis bin ich, verstehen Sie, Herr Frank! Ein Verhältnis, wie er viele vor mir gehabt hat, wie er noch viele nach mir haben wird! Etwas, was nicht zählt in seinem Leben, was man morgen nicht grüßt, nicht kennt . . . verstehen Sie das wohl? Und das nennen Sie in einem Atem mit seinem Kind . . . ?"

Sie griff um sich, als suche sie nach einem Gegenstand, um ihn ihm ins Gesicht zu schleudern, an die Lippen, die so schamlos an das Heiligste rührten, das dieser Vater besaß.

Wie sie gestern abend sich eingesetzt hatte für ihn mit allem, was ihr die Natur an Kraft und Leidenschaft gegeben, um den Freund zu retten vor ungerecht schmählicher Niederlage, wie sie in späterer Stunde sich selbst zum Opfer darbrachte, um den Geliebten vor Verzweiflung zu retten, so häufte sie jetzt auf sich alle Verachtung der Welt, um ihm die Unantastbarkeit seiner Vaterliebe zu retten.

Frank Nehls erhob sich. Das Blut kehrte ihm langsam in die Wangen zurück, nur sein Rücken wollte sich noch nicht aufrichten, und es hatte fast etwas Greisenhaftes, wie er die Hand ausstreckte und sie kraftlos auf den Tisch fallen ließ, um sich an ihm zu stützen.

„Ihr wißt beide nicht, was ihr sagt", kam es schwer und leise von seinen Lippen. „Denn ihr seid beide jung . . . so sehr viel jünger als ich."

„Verzeihen Sie", murmelte Felix, ohne Ada Moll anzusehen.

Sie machte eine abwehrende Bewegung.

„Es kommt jetzt gar nicht auf mich an", sagte sie rauh.

„Nein. Auf keinen von uns. Wo ist Glöwen? Wann geht der Zug?" Frank Nehls fragte wieder scharf und herrisch.

„Du mußt um halb sechs vom Lehrter Bahnhof abfahren. Um viertel acht kommst du an." Felix mühte sich, den trockenen, sachlichen Ton des Bruders festzuhalten.



„Wann erhieltest du die erste Nachricht?"

„Um halb zwei etwa. Eiler kam extra von der Börse, Paulsin hatte ihm dorthin telegraphiert und gebeten, dich schonend durch mich in Kenntnis zu setzen."

„Hast du diese erste Depesche? Gib sie her."

Zögernd reichte Felix eins der Telegramme, die er aus seiner Brusttasche holte.

„Schnell", gebot Frank Nehls und setzte sich.

„Hier."

„Ziskyni bei Anblick meines Autos dem Chauffeur die Steuerung entrissen, mit Geschwindigkeit von etwa sechzig Kilometer vorwärtsgerast. Fuhr nun absichtlich ganz langsam, damit auch er Fahrtgeschwindigkeit verringert. Ziskyni augenscheinlich Kopf verloren, seine Maschine in Kurven, kleine Böschung herunter, richtungslos, Anprall gegen steinernes Brückengeländer. Auto überschlägt sich. Finden Ziskyni unter Brücke auf ausgetrocknetem Bach. Fräulein Nehls besinnungslos auf Kartoffelacker. Chauffeur unter Auto mit Brüchen. Bringe jetzt Arzt an Unfallstelle. Bitte durch Frank Familie schonend vorbereiten. Weitere Nachrichten direkt Rankestraße."

Frank Nehls las die Depesche zweimal, dann faltete er sie zusammen. Sein sonst so ausdrucksvolles Gesicht hatte die Starrheit einer bleichen Maske.

„Mich hat Eiler nicht schonend vorbereitet," sagte Felix mit vor Erregung bebenden Lippen, „ich bekam die Depesche gleich in die Hand."

Frank Nehls' Nägel gruben sich in die Polsterung. Seine Brust hob und senkte sich schwer.

„Du fuhrst also in die Rankestraße. Wärest du ins Theater gefahren, hättest du mich getroffen . . ."

„Ich wollte verhindern, daß Mara unvorbereitet eine neue Depesche aufmacht und so das Unglück erfährt."

„Ach so, Mara . . . ja . . ."

Es zuckte so eigen um Frank Nehls' Mund, in seinen Augen lag es wie ein fernes Erinnern: Ach ja, richtig, Mara . . . seine Frau. Die Frau, die das Kind geboren hatte . . . „unter Schmerzen geboren" . . .

Er beschattete sein Gesicht mit der Hand.

„Ja, natürlich. Zuerst Mara", sagte er.

„Ich fand sie beim Einkramen der Wäsche von Pieps' Aussteuer. Die Jungfer half ihr dabei. Sie waren sehr lustig. Ich sollte zum Essen bleiben, sagte Mara. Es war furchtbar. Ich wußte nicht, wie ich anfangen sollte. Mittlerweile war's ein Uhr geworden, und die zweite Depesche kam. Ich riß sie dem Diener aus der Hand, und Mara machte noch einen Spaß."

„Kann mir denken. Weiter. Die zweite Depesche . . .", drängte Frank Nehls.

„Hier."

Frank Nehls streckte die Hand aus und las: „Ihre Tochter ohne sichtbare Verletzungen, aber noch immer besinnungslos. Näheres wird Untersuchung in Glöwen ergeben, eine Viertelstunde von Unfallstelle entfernt. Bin Glöwen, um zweiten Arzt, Träger und Bahren zu bestellen. Prinzessin bei Ihrer Tochter geblieben mit Arzt. Ziskynis Verletzung erst in Glöwen zu eruieren. Halb bei Besinnung. Stöhnt sehr. Chauffeur Beinbruch, ist an Katastrophe unschuldig. Weitere Nachricht folgt. Paulsin."

„Besinnungslos, besinnungslos . . ."

Frank Nehls fuhr sich mit dem Tuch über die Stirn.

„Aus so einer Ohnmacht braucht man nicht zu erwachen . . . Gehirnerschütterung . . . in drei Tagen ist's aus."

Tonlos kamen die Worte von seinen Lippen. Er verlangte weder Trost noch Bestätigung. Er stand vor einem Abgrund. Wenn man ihn doch hineinstieße! Wenn sein Kind doch tot wäre, wenn er es wüßte . . . dann war es aus . . . dann war Ruhe . . . Ruhe . . .

Felix setzte sich auf den Klavierstuhl. Seine Füße trugen ihn auch kaum mehr. Er legte den Arm auf den Deckel, stützte das Kinn auf die Faust und sprach über die Schulter hinweg ins Leere, ohne den Bruder anzusehen.

„Tja . . . endlich mußte ich es doch sagen. Also ich fing an: Panne. Mara lachte noch immer. ‚Der arme Kari . . ist das ein Pech.' Ich sagte, der Wagen wäre gegen einen Baum angefahren, der Chauffeur wäre heruntergeflogen. Da erschrak sie. Ob dem Chauffeur etwas geschehen wäre? Ob nun doch der Kari selber den Wagen gesteuert hätte? ‚Sie sind alle herausgestürzt', sagte ich. Alle, auch der Kari, auch die Pieps, und es wäre gar nicht so einfach, und die Pieps wäre ohnmächtig geworden, und der Kari hätte sich etwas gebrochen. Schließlich konnte ich nicht mehr, ich warf die Depesche auf den Tisch. Sie las und bekam einen Nervenanfall. Das Tischtuch hat sie heruntergerissen, daß alles zu Boden fiel, in tausend Stücke brach und der Wein über den hellen Teppich floß . . . Sie schrie immer: ‚Blut . . Blut . . !' Und lachte und schrie und . . . Ich hob sie mit dem Diener auf. Die Jungfer legte eine Matratze in die Badewanne, und ich ließ ihr die kalte Dusche auf Kopf und Gesicht spritzen. Sie wurde gleich ruhig, fing an zu frieren. Die Mädchen kleideten sie aus und brachten sie zu Bett. Ich telephonierte unterdessen hierher und ans Theater und in die Bank. Und dann immer wieder hierher und ins Theater. Und dann . . . weil ich glaubte, man ließe sich absichtlich nicht sprechen, bin ich selber hierhergefahren . . . und wieder zurück. Von dir keine Nachricht, keine Spur. Mittlerweile kam nun die dritte Depesche an." Felix las vor: „‚Ihre Tochter und Ziskyni im Hause des Dr. Graebner, Glöwen. Vorzügliche ärztliche Behandlung unter Assistenz zweier Ärzte aus Wittenberge. Erwarten Sie hier. Arnulf. Paulsin.' So. Und die letzte Depesche kennst du ja."

„Ja. Das heißt, ich weiß nur alles Schreckliche und habe keinen Anhalt für irgendwelche Hoffnung! Gib mir einen Schluck Wein . . ." wendete sich Frank Nehls an Ada Moll.

Sie brachte ihm, was er wünschte, und gab auch Felix ein Glas.

„Trinken Sie, es wird Ihnen gut tun. Und, bitte, bleiben Sie bei ihm. Er ist ja so allein . . . so grenzenlos einsam."

Sie sah ihm bittend in die Augen, fast demütig. Es entwaffnete ihn.

„Er hat mehr Menschen, die ihn lieben, als er ahnt", antwortete er leise. „Aber er ist blind, wo er nicht sehen will."

Sie fand ihren Stolz wieder, ihre Herbheit.

„Ich ließe mich auch nur lieben, von wem ich will", sagte sie fest.

„Ich bringe dich auf die Bahn", sagte Felix.

„Ja, wenn du willst. Ich muß nur erst nach Hause."



Frank Nehls sprach wie ein gebrochener Mann. Er wußte kaum, was er vorhatte, warum er auf den Bahnhof sollte. Während Felix draußen den Mantel umnahm, ergriff er Ada Molls Hände. „Ich glaube, du hast vorhin häßliche Worte gesprochen. Sie haben mir sehr wehe getan. Aber ich muß jetzt wohl viel Häßlicheres erleiden . . . Es war gut gemeint und groß gedacht, aber häßlich war es doch. Du hättest das nicht sagen sollen."

Dann ging er.

Sie wußte, seine Gedanken waren nicht mehr bei ihr. Kaum noch das Bewußtsein war ihm geblieben seiner großen Liebe. Nur die schrillen häßlichen Worte hatten ihm einen Stich gegeben, waren so furchtbar für ihn gewesen, weil er nicht die Kraft fühlte, sie jetzt zu widerlegen. Nicht die Kraft und nicht den Mut.

Es war fast dunkel im Zimmer geworden. Ada Moll stand allein da, mit schlaff herabhängenden Armen. Sie ging ans Fenster und schob den Vorhang zurück.

Auf den jüngeren Bruder gestützt, ging Frank Nehls hinüber zur nächsten Ecke, wo die Droschkenhaltestelle war. Er ging sehr gebeugt, mit kurzen, schleppenden Schritten.

Sie konnte es nicht ertragen, ihn so zu sehen. So fremd kam er ihr vor, als hätte das Schicksal plötzlich den Mann erschlagen, den sie liebte, um sie zu strafen in ihrer Liebe.

Sie wußte es: wenn sein Kind starb, dann war er vernichtet. Verloren für sie, verloren für sich.

Und sie stürzte müde auf die Knie in ihrem dunklen Zimmer und betete für das Leben dieses Kindes, dem sie die Demütigung nie vergessen hatte, die es ihr einst zugefügt, betete mit der Inbrunst einer Mutter, die wußte, was es hieß, ein Kind verlieren, ein Kind, das einem allein heilig geblieben in den tiefen Abgründen des Lebens.

Und die Narbe, die seit fünf Jahren kaum noch Kunde gegeben von dem größten Elend, dem tiefsten Schmerz ihres Lebens, die öffnete sich wieder und ließ ihr Herzblut rinnen, in der Stunde, da Frank Nehls um das Leben seines Kindes zitterte.

* * *

Frank Nehls ging in sein Arbeitzimmer, Frau Mara saß zusammengekauert in einem Klubsessel. Um den nassen Kopf hatte sie turbanähnlich ein Handtuch gewunden. Sie sah aus wie eine Türkin in der üppigen Fülle ihrer Haremschönheit, die sich in dem buntgemusterten Morgenrock breitmachte.

Als sie ihren Mann erblickte, schluchzte sie laut auf: „Mein Gott, mein Gott . . . !"

Sie betonte das „mein" auffällig, nach wienerischer Art.

Frank Nehls warf einen Briefbeschwerer heftig zu Boden.

Die Frau sollte nicht sprechen, nicht wienerisch sprechen, jetzt. Das hielt er nicht aus.

„O . . . Paul . . . wie kannst mich denn so furchtbar erschrecken. Ich bin ja ganz elend! Weiße Haar hab ich sicher gekriegt in den Stunden! Wo warst du denn? Überall hat man dich gesucht . . . überall! Bei allen Bekannten hat man 'rumtelephoniert! O Gott . . . o Gott. Vergiß nit, den Melissengeist mitzunehmen! Pieps ist g'wohnt dran. Pieps ist doch nur ohnmächtig . . . Pieps wird bald g'sund. Aber Kari . . . mein Gott . . . mein Gott . . . der Kari ist hin . . . ich spür's."

Frank Nehls biß die Zähne zusammen.

„Nicht einen Schuß Pulver ist dein Kari wert; ob er aufkommt oder nicht, das ist mir gleich. Aber die Pieps kriegt er nicht mehr! Das ist nun aus. Der verdammte Lümmel . . ."

Frau Mara hob tragisch beide Hände in die Höhe. „Um Gottes willen, eine Sünde ist es, wie du sprichst . . . eine Sünde! Der arme Bub! Der arme Bub . . . Du mußt gleich seiner Mutter telegraphieren, hörst du . . . und der Gräfin Strachewsky. Bitt dich, Paul, um Gottes willen vergiß die Gräfin Tante nicht! Die ist so furchtbar übelnehmerisch."

Frank Nehls antwortete nicht. Er hatte sich Geld eingesteckt, Zigarren und Papiere, „für alle Fälle".

Er war jetzt ganz ruhig, ganz gefaßt.

Frau Mara nestelte ein dünnes, goldenes Kettchen mit einem Marienmedaillon von ihrem Hals.

„Paul, i bitt dich, nimm das mit. Der Kari ist katholisch. Gib's ihm von mir, gib's ihm um den Hals, es ist ein Amuletterl. Zur Firmung hab ich's gekriegt von meiner Tante, damit's mich vor allem Unglück bewahr. Bitt dich, Paul, nimm's mit . . ."

Sie schob es in die Seitentasche seines Jackettanzuges und drückte einen scheuen Kuß auf seine Schulter.

„Wie wenn's mein Bub wäre, Paul . . . so ist mir's . . . Heilige Mutter Gottes, steh ihm bei . . ."

Sie faltete die Hände, murmelte Kleinekindergebete, sinnlos, stoßweise. Dann fiel sie wieder in den Sessel zurück und weinte in die Polsterung hinein.

Felix kam mit der gepackten Reisetasche herein.

„Ich glaube, es ist alles drin, was du fürs erste brauchst", sagte er hastig.

Aber als er die Schwägerin schluchzen hörte, stellte er die Tasche fort, ergriff ihre Hand und streichelte sie.

„Ruhig, ruhig, Mara . . . Wenn es um Pieps schlimm stände, wir hätten schon Nachricht."

Frank Nehls zuckte die Achseln und blickte finster auf die weinende, zuckende Frau.

„Um den Ziskyni weint sie, nicht um Pieps", sagte er hart.

Dann drückte er den Hut in die Stirn und ging aus dem Zimmer.

Felix folgte, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen.

Auf dem Bahnhof brachte ein Diener der Prinzessin Arnulf einen kleinen Handkoffer.

„Durchlaucht haben telegraphiert und lassen bitten, den Handkoffer mitzunehmen."

„Ja, natürlich. Stellen Sie ihn hinein in mein Coupé."

Felix drückte dem Bruder die Hand und sah ihm in die Augen. „Paul, ich bitte dich . . . von Herzen bitte ich dich — trag mir's nicht nach."

„Was?" Frank Nehls sah ihn verständnislos an.

„Ich meine . . . ich habe mich benommen vorhin wie ein dummer Junge, aber ich war wie von Sinnen. Die Aufregung all dieser Stunden . . . Ich bitte dich, Paul, telegraphiere gleich . . . ja!"

Er nickte zerstreut. Daß er telegraphieren sollte, das hatte er behalten.

„Ja . . . selbstverständlich."

Er stieg ins Coupé und trat ans Fenster.

„Hast du Streichhölzer, Felix?"

„Ja ... hier."

Felix reichte ihm die Schachtel durch das herabgelassene Fenster.

Frank Nehls zündete sich eine Zigarette an. Ganz mechanisch.

„Soll ich zu Ada Moll gehen, sie beruhigen?" fragte Felix. „Ich tue es gerne ... wirklich."

„Zu Ada Moll gehen? Nein. Warum?"

Frank Nehls' Stimme schwebte über der Luft, über dem Lärm des abfahrtbereiten Zuges.

„Kann ich nichts für dich tun, Paul, gar nichts?"

Beinahe angstvoll schrie Felix es hinauf, klammerte sich mit den Händen an den Fensterrahmen, als wollte er verhindern, daß der Zug sich plötzlich in Bewegung setzte, ohne ihm ein erlösendes Wort des Bruders zu bringen.

Da sagte Frank Nehls sehr ruhig, mit unheimlichem Glanz in den dunklen, starren Augen, die wie Kohlen aus seinem aschgrauen Gesicht hervorleuchteten: „Bete du zu Gott, daß Pieps davonkommt, sonst packe ich den Ziskyni an der Gurgel, und wenn ich ihn mit meinen Nägeln aus der Erde herauskratzen sollte! So. Nun weißt du ..."

Er fiel zurück in seine Ecke und sah es nicht mehr, wie Felix ihm bleich und stumm nachstarrte. Er brütete immer vor sich hin, auf das Muster der gehäkelten weißen Schutzdecke, die über den roten Samt gebreitet war. Er zählte die Maschen und rauchte.

Er zählte und rauchte, bis er in Glöwen ankam.

Auf dem Bahnsteig empfing ihn Paulsin.

„Ihre Tochter ist kaum mehr in unmittelbarer Lebensgefahr. Vor einer Stunde schlug sie die Augen auf, erkannte uns. Also Mut, lieber Nehls, was in menschlichen Kräften stand, ist geschehen. An Ihrem Schwiegersohn freilich ist nicht viel zu retten. Die Wirbelsäule ist gebrochen!"

Paulsin sprach leise und ruhig und erzwang so die Ruhe des Zuhörenden.

Frank Nehls nickte. Stellte keine weitere Frage.

Ein Mann nahm die Reisetasche und den kleinen Handkoffer.

„Das ist Dr. Graebners Kutscher. Wir haben kaum sechs Minuten bis hin. Ich dachte nur, es wäre besser, wir gingen zu Fuß."

Und wieder nickte Frank Nehls, unfähig, ein Wort hervorzubringen.

„So ... hier links ... haben Sie Ihr Billett?"

Paulsin stützte ihn leicht unter dem Ellbogen und gab seinen Schritten die Richtung.

„Es ist ein kleines, dunkles Nest", plauderte er ruhig weiter. „Ein ungemein glücklicher Zufall, daß wir diesen Dr. Graebner fanden. Alle Achtung, wie er die ganze Sache anpackte! An solche Kleinstadtärzte werden wirklich enorme Ansprüche gestellt ... Und dann bringen sie etwas mit, was man selten bei uns in der Großstadt findet: den Glauben an ihren Beruf. Es ist ihnen Ernst damit, die Skepsis hat sie noch nicht zerfressen."

Frank Nehls fand es sonderbar, daß der Mann neben ihm Dinge erzählte, die ihn so gar nicht interessierten. Was gingen ihn die Skepsis oder der Glaube der Ärzte an? Helfen sollte der Kerl seinem Kinde ... retten sollte er es, ob er daran glaubte oder nicht.

Er schritt hastiger aus, mit keuchendem Atem.

„Langsam, lieber Nehls, hier wird die Chaussee repariert, es ist alles voller Steine und Löcher. Wenn Sie sich den Fuß brechen, dann ist das Lazarett komplett ..."

Paulsins Stimme hatte etwas Einschläferndes.

„Wir kommen ja nicht vorwärts."

Es waren die ersten Worte, die Frank Nehls über die Lippen brachte.

„Doch, doch, wir kommen schon vorwärts. Nur einen Augenblick, bitte. Ich muß mir eine Zigarette anzünden."

Die Bäume, schmächtig und dünn, neigten sich zueinander in dem Winstoß, der sich plötzlich erhob. Eine Staubwolke wirbelte empor, legte sich in feinem Sand auf die Lippen, säumte schneidend die Augenränder.

Jetzt muß der Mann rauchen, dachte Frank Nehls.

„So kommen Sie doch," wiederholte er ungeduldig, „kommen Sie ..."

Es tobte wieder in seinen Adern. Der Wind reizte ihn, peitschte seine wie betäubten Sinne wach. Er dachte jetzt nicht an sein Kind. An den anderen dachte er, der dalag mit gebrochener Wirbelsäule, und dem er in seiner letzten Stunde noch zurufen wollte: Du Schuft, du! .. Ja, das wollte er, und er sollte es hören, dieser glatte, liebe „Bub", und es sollte ihn treffen, ärger als der Tod ihn traf, es sollte ihm entreißen, was er noch über das Sterben hinaus mitzunehmen wähnte — seine Ehre. Die Ehre, auf die die Ziskynis so stolz waren, daß sie nur aufseufzend in die Verbindung mit seinem Kinde gewilligt hatten, weil „der Karl gar so lieb betteln konnte".

Das hatte Pieps selbst ihm einmal halb lachend erzählt, und er hatte schon damals die Hand geballt und es abgelehnt, Pieps in Wien aus dem Hause ihrer zukünftigen Schwiegermutter abzuholen.

Und diesem Bengel, der sich die Frau erbettelt hatte von den Seinen, wie man sich ein Pferd erbettelt, wie er von ihm das Auto erbettelt und die Erlaubnis zur Fahrt, diesem Bengel wollte er in dieser letzten Stunde mit einem Wort alles ins Gesicht schleudern, was sich an Verachtung, Empörung und Wut in ihm angesammelt hatte in all diesen Monaten, was an Raserei in ihm tobte, seitdem er das Leben seines Kindes in Gefahr wußte durch den gedankenlosen Leichtsinn und die strafbare Eitelkeit dieses albernen Knaben.

„Brennt sie ... ja."

Noch eine Minute, und Frank Nehls wartete nicht mehr auf Paulsin, er lief ihm davon, ohne Rücksicht auf all den gesellschaftlichen Formelkram.

Beim Anzünden der Zigarette sah Paulsin auf seine Uhr. „Eine Viertelstunde höchstens", hatte der Arzt gesagt. „Wenn Sie sich beeilen, kann der Schwiegervater den jungen Mann noch lebend treffen. Ich werde anspannen lassen, wenn Sie wünschen."

Aber Paulsin hatte abgewehrt. „Danke, Herr Doktor. Wir sind ausgezeichnete Fußgänger ... wir brauchen keine fünf Minuten ... Also eine Viertelstunde höchstens, sagten Sie?"

„Zwanzig Minuten sind das Äußerste!"

„Schön."

Paulsin ging langsam. Sehr langsam. Bei jedem Windstoß blieb er stehen. Jetzt mußte er unbedingt rauchen. Die Uhr zeigte, daß die Viertelstunde vorüber war. Er hakte sich in Frank Nehls ein und fühlte das Zittern seines Armes.



„Prinzessin Arnulf hat sich das Nötigste aus Berlin kommen lassen. Sie will unbedingt bei Ihrer Tochter bleiben. Sie ist ein guter Freund, die kleine Durchlaucht!“

„Die besten Freunde erweisen einem oft die schlechtesten Dienste ...“, erwiderte Frank Nehls schroff.

„Dafür kann sie nichts, Nehls ... wirklich nicht. Ich weiß es am besten. Die ganze Geschichte mit dem Ziskyni war ihr sehr wider den Strich, aber was konnte sie tun; der junge Mensch war so wahnsinnig verliebt.“

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Lotse.

Von Kapitän G. Reinicke.

„Braßt voll, Ostsüdost“, pflegte in der guten alten Segelschiffzeit der Elblotse schon zu kommandieren, wenn er zwischen Norderney und Helgoland an Bord kam und noch am Fallreep außenbords heraufkletterte. Der allbekannte, wasserdichte, schwarze Segeltuchsack mit seinen sieben Sachen wurde an einem Tau übergeholt, ein ordentliches Stück Salzfleisch von so 10 bis 20 Pfunden wurde in das Boot, das den Lotsen gebracht hatte, hinabgelassen, dann fuhr dieses nach dem Kutter zurück, und das Schiff steuerte seinen Kurs nach der Elbe. Keiner der Lotsenknechte im Boot bedankte sich für das Fleisch oder verlor darüber ein Wort. Wozu auch! Es war Herkommen, ebenso wie es Herkommen war, daß man an Bord den letzten halben Schinken oder die letzte Mettwurst für den Lotsen aufhob.

Immer gelang das Aufheben allerdings nicht; denn wenn auch jeder Junge, Leichtmatrose oder Matrose die Bestimmung dieser letzten Mettwurst kannte und achtete, eine Scheibe weniger konnte nicht schaden, und da jeder so dachte, der in einem stillen Augenblick an besagter Mettwurst vorüberkam, so war dies manchmal für das Frühstück des Lotsen sehr schlimm. Der Kapitän wetterte dann freilich nicht schlecht, doch was half's, der übriggebliebene Wurstzipfel wurde dadurch nicht wieder größer; entschuldigend wurde dem Lotsen dann etwas von den verdammten Ratten vorgestammelt, der aber nahm die Sache nicht tragisch und aß mit vollkommener Ruhe seinen in Kaffee aufgeweichten Zwieback mit Butter, die unter Umständen viermal den Aequator passiert hatte und in bedenklicher Weise an ranziges Palmöl erinnerte.

Daß ein Lotse über das Essen an Bord geknurrt hätte, ist wohl kaum vorgekommen; sie wußten recht wohl, was ihnen zukam, wußten aber auch, daß man ihnen gab, was man hatte. — Andere Zeiten, andere Sitten und — andere Beköstigung. Es war bei der Probefahrt eines neuen Dampfers der Hamburg-Amerika-Linie, da ließ der Inspektor für Verpflegungswesen, der ein Schalk war, dem Lotsen zum Diner einen Teller Erbsenpüree mit Sauerkraut und Pökelknochen auf die Kommandobrücke schicken, aber prompt kam der Bescheid zurück, der Herr lasse gesegnete Mahlzeit wünschen, und man solle den Kram nur gut aufheben, damit er nicht verderbe. Ja, auch die Lotsen von heute wissen, was ihnen zukommt, und lassen sich die Butter nicht vom Brot nehmen.

Wie aber kommt der Lotse auf die Kommandobrücke! Ganz einfach. Kein Kapitän kann alle engen Fahrwasser und Häfen der Erde kennen, und darum gibt es fast überall, wo genaue Ortskenntnis, Kenntnis der einschlägigen Sondervorschriften usw. erforderlich sind, Personen, die diese Kenntnisse haben, den Schiffen ihre Dienste anbieten und — soweit eben die Ortsverhältnisse in Betracht kommen — die Führung der Schiffe übernehmen. Man nennt solche Leute gemeinhin Lotsen, doch sind sie eigentlich nur dann berechtigt, diese Bezeichnung zu führen, wenn sie nach einer staatlichen Prüfung zu Lotsen ernannt worden sind. Um zur Prüfung zugelassen zu werden, müssen sie jahrelang auf Seeschiffen gefahren haben und eine Lehrzeit auf Lotsenfahrzeugen in den Gewässern, wo sie lotsen wollen, durchmachen. Im einzelnen sind diese Bedingungen so verschieden, wie die Lotsendienste verschieden sind. Zwar unterscheiden wir in Deutschland eigentlich nur dreierlei Arten von Lotsen: Seelotsen, Fluß- oder Kanallotsen und Hafenlotsen, allein schon innerhalb dieser Gruppen ist der Dienst und das Leben der Lotsen recht verschiedener Art.

Betrachten wir zunächst die Seelotsen. Ihr Beruf ist, Schiffe von See aus in die Flüsse oder Hafeneinfahrten zu bringen oder umgekehrt, von diesen aus in die offene See; doch wie geht das vor sich? In den meisten Ostseehäfen brauchen sich die Lotsen nur bereitzuhalten, auf die vom Ausguck gemeldeten Schiffe zu gehen. Sie fahren ihnen auf Dampfern, Segel- oder Ruderfahrzeugen entgegen und gehen erst unmittelbar vor den Hafeneinfahrten an Bord, so daß ihr Dienst fast ausnahmslos in kurzer Zeit, oft in weniger als einer Stunde, getan ist. Ihr Leben spielt sich verhältnismäßig bequem und ziemlich regelmäßig ab, etwa wie das eines Bahn- oder Postbeamten, der zuweilen Tag-, zuweilen Nachtdienst hat. Wie anders bei den deutschen Seelotsen an der Nordsee! Wir kommen vom Atlantischen Ozean den Englischen Kanal herauf, da sehen wir bei Dungeneß, unweit der Stelle, wo Wilhelm der Eroberer gelandet ist, jachtähnliche Kutter, Schuner oder Dampfer, die eine rotweiße, eine rotweißblaue, eine schwarzrotgelbe oder eine blauweißrote Flagge an der Spitze ihres Großmastes führen. Das sind englische, holländische, belgische und französische Lotsenfahrzeuge, sie führen die bezeichneten Flaggen als Signal, daß sie Lotsen an Bord haben und zum Versetzen auf Schiffe, die ihrer bedürfen, bereithalten. Doch was ist dort! Rotweiße Streifen und zwei Reihen rotweißer Würfel? Wirklich, ein Weserlotsenschuner, der 300 Seemeilen von der Wesermündung seine Lotsen anbietet. Seine Station ist nicht etwa hier, aber die Konkurrenz hat ihn so weit getrieben. Die Weserlotsen arbeiten als Bremerhaven-Geestemünder und als Oldenburger Lotsengesellschaft jede für sich und suchen einander die Schiffe abzufangen. Etwas anderes ist es bei den Seelotsen für die Elbe; die sind hamburgische Staatsbeamte, und die Lotsen gehören dem Staat. Auf ihren Stationen draußen halten sie scharfen Ausguck, damit kein Schiff ohne Lotsen in die Elbe einzulaufen braucht, das einzelne Lotsenfahrzeug ist aber nur insofern daran interessiert, seine Lotsen so schnell wie möglich abzugeben, weil es erst wieder nach Hause geht, wenn



der letzte Lotse von Bord ist. Das aber ist allen Nordseelotsen gemeinsam, daß sie die Schiffe draußen auf See erwarten und aufsuchen müssen. Wenn der Nordseelotse heute ausgeht, kann er morgen wieder nach Haus kommen, es können aber auch Wochen und Wochen darüber vergehen, und wie mancher ist gar nicht wieder gekommen. Trotzdem sie die denkbar besten Fahrzeuge haben, fordert die Nordsee doch auch unter den Lotsen ihre Opfer.

Bequemer haben es die Fluß- oder Kanallotsen. Sie warten am Lande, bis ihre Dienste erforderlich sind, und können deren Dauer annähernd vorher bestimmen. Daher sind es auch oft ältere Leute, wie z. B. die Böschlotsen auf der Elbe, oder es sind Leute, deren Ausbildung anderer Art ist wie die der Seelotsen. Liegt bei diesen der Schwerpunkt in vollkommenem Vertrautsein mit den Tiefen, Ebbe- und Fluterscheinungen, Seezeichen usw. in der Deutschen Bucht der Nordsee und in den Flußmündungen, wo noch die Kaiserliche Seestraßenordnung gilt, so haben die Fluß- oder Kanallotsen oft ihr Augenmerk hauptsächlich darauf zu richten, daß die Sondervorschriften, besondere Ausweicheregeln, Zoll- oder Polizeivorschriften, Signale usw. beachtet werden.

Die Hafenlotsen endlich, Untergebene der Hafenmeister, haben die Schiffe in den Häfen an die für sie bestimmten Liegestellen zu bringen und sie dort so vertäuen (in Tauen festmachen) zu lassen, wie es die Hafenordnungen vorschreiben. In manchen Häfen üben die Hafenlotsen gleichzeitig die Hafenpolizei aus; es sind dann ehemalige, unbescholtene, einfache Seeleute oder auch Zivildienstanwärter der Kaiserlichen Marine, in anderen Häfen, z. B. in Hamburg, wo der gewaltige Verkehr große Intelligenz und Umsicht der Hafenlotsen erfordert, ergänzen sie sich aus den Reihen früherer Kapitäne und Schiffsoffiziere.

Die rechtliche Stellung des deutschen Lotsen ist die eines Beraters des Kapitäns; das will sagen, der Kapitän bleibt für die Navigierung seines Schiffes verantwortlich, auch wenn es unter Führung eines Zwangslotsen fährt. Das deutsche Recht unterscheidet sich dadurch wesentlich vom englischen, nach dem der Zwangslotse für die Navigierung verantwortlich ist und der Kapitän mit seiner Mannschaft jenen nur zu unterstützen hat; ja selbst dieses Unterstützen hat erst in neuerer Zeit in der englischen Rechtsprechung betont werden müssen, weil es sich herausstellte, daß man auf englischen Dampfern von jeder Verantwortlichkeit frei zu sein glaubte und den verantwortlichen Zwangslotsen in Gottes Namen navigieren ließ.

Doch was heißt das: ein Zwangslotse? Will man bezeichnen, daß sich ein Schiff unter Lotsenführung auf Gewässern befindet, die es ohne Lotsen nicht befahren darf, so sagt man kurzweg, das Schiff hat einen Zwangslotsen, und für solche Gewässer besteht Lotsenzwang. Deren gibt es viele; es sind im allgemeinen die, die niemand ohne Lotsen befahren könnte, ohne sich und andern oder den Schiffahrtseinrichtungen Schaden zuzufügen. Allerdings sind diese Erwägungen nicht immer allein maßgebend, denn sonst würde wohl die Unterelbe mit ihrem gewaltigen Verkehr, mit den vielen besonderen Fahrwasserbezeichnungen und Sondervorschriften, die nur der kennen kann, der sich unausgesetzt auf dem laufenden hält, kaum zu den Gewässern gehören, für die kein Lotsenzwang besteht. In bezug auf diesen spielen alte Einrichtungen und verbriefte Rechte oft eine Rolle; jedenfalls ist das so im Lotsenwesen für die Unterelbe, auf das wir hier etwas näher eingehen wollen.

Die Seelotsen bringen ein Schiff auf der Unterelbe nur bis Brunsbüttel. Brunsbüttel, an der Einfahrt in den Kaiser-Wilhelm-Kanal, liegt aber nur 16 Seemeilen (1 Seemeile = 1852 Meter) oberhalb Kuxhaven oder 36 Seemeilen von der Einfahrt in das Fahrwasser der Elbe, die durch das Feuerschiff „Elbe I“ bezeichnet wird. Auf der weiteren, noch 39 Seemeilen langen Elbstrecke von Brunsbüttel bis Hamburg aufwärts und umgekehrt abwärts auf der 75 Seemeilen langen Strecke von Hamburg bis zum Feuerschiff „Elbe I“ wird das Lotswesen von den vereinigten preußischen und hamburgischen Lotsen betrieben. Diese müssen Mitglieder einer der drei alten Lotsenbrüderschaften, der Ovelgönner-Neumühlener, der Blankeneser oder der Hannoverschen Elblotsenbrüderschaft oder Mitglieder der Glückstädter Elblotsengesellschaft oder der Vereinigung der Hamburger Bösch- und Patentlotsen sein. Zur Ausübung ihres Gewerbes bedürfen sie der Genehmigung des zuständigen preußischen Regierungspräsidenten oder des Vorsitzenden der Deputation für Handel und Schiffahrt in Hamburg. Die Genehmigung darf aber nur erteilt werden, wenn ein Anwärter das Befähigungzeugnis zum Schiffer auf großer Fahrt besitzt (die Kapitänsprüfung bestanden hat), wenn er sich nach dem Gutachten eines beamteten Arztes körperlich für den Beruf eignet, insbesondere gut hören kann und die vorgeschriebene Untersuchung auf Seh- und Farbenunterscheidungsvermögen ebenso wie die Elblotsenprüfung bestanden hat, wenn er nach der Elblotsenprüfung eine Uebungzeit auf Fahrten der Lotsenälterleute durchgemacht, und endlich, wenn er Mitglied einer der vorhergenannten Lotsengesellschaften ist.

Man sieht, die Uferstaaten verlangen nicht wenig von einem Elblotsen, dafür ist sein Gewerbe aber auch eins der lukrativsten im Schiffahrtsbetrieb, denn für eine Lotsung sind je nach Größe und Tiefgang des gelotsten Schiffes bis zu 130 Mark, mindestens aber für eine Lotsung zwischen Brunsbüttel und Hamburg 40 Mark, zwischen Hamburg und der See 60 Mark Lotsgeld zu zahlen. Das ergibt keinen schlechten Verdienst im Zeitalter des Dampfes, wo die Fahrt zwischen Hamburg und Kuxhaven oft nur 5 bis 6 Stunden dauert und von einem Lotsen wöchentlich mehrmals gemacht wird. Dafür ist sein Gewerbe aber auch eins der anstrengendsten und verantwortungsreichsten, die es gibt; und weil man in Schiffahrtskreisen recht gut weiß, wieviel auf dem Spiel steht, fahren auch fast nur kleine Schiffe im Ortsverkehr der Unterelbe ohne Lotsen.

Im allgemeinen sind enge Gewässer, für die kein Lotsenzwang besteht, solche, die man wohl allein befahren kann, ohne die Schiffahrtseinrichtungen oder andere Schiffe in besondere Gefahr zu bringen; wie weit man sich dabei aber selbst Gefahren aussetzt, die in keinem richtigen Verhältnis zu dem ersparten Lotsgeld stehen, hängt von der Tüchtigkeit, namentlich der Ortskenntnis und wohl auch dem Wagemut jedes Kapitäns und seiner Offiziere ab. Damit aber der Wagemut des einzelnen, wenn die Sache ohne Lotsen mal schief ginge, nicht doch einen bösen Rückschlag auf die Tasche der Reeder oder der Versicherungsgesellschaften ausübe, schreiben die letzteren in den Versicherungspolicen manchmal vor, wo ein Lotse angenommen werden soll. Reeder sehen es oft gern, wenn ihre





Kapitäne nicht bei jeder Gelegenheit einen Lotsen nehmen; denn mag der einzelne Posten Lotsgeld auch nicht hoch sein, im Laufe der Zeit summt sich so etwas doch auf. Es übt außerdem aber auch nichts so sehr den Blick und gibt kaum etwas dem Seemann solche Schulung zu schnellen Entschließungen wie das Befahren enger Gewässer auf eigene Faust, ohne Lotsen. Dazu sieht sich aber jeder Schiffsführer doch mehr oder weniger oft genötigt, z. B. wenn durch irgendeinen Zufall oder durch die Ungunst des Wetters kein Lotse zu haben ist, aber gerade das Wetter oder andere Umstände zwingen, die Fahrt gleichwohl zu wagen, wenn es in fremden Meeren für knifflige Durchfahrten überhaupt keine Lotsen gibt oder doch nur solche, die man besser nicht hätte. Deren gibt es nicht nur in Negerrepubliken und ähnlich regierten Ländern, die Art kommt sogar in Europa vor. So bezahlte ich einst in einem Hafen an der Westküste Irlands die Lotsgebühren mit der Bemerkung: wie kann man es eigentlich verantworten, diesen halbwilden Inselbewohnern Lotsenpatente auszustellen; unser Lotse kannte weder das Fahrwasser ordentlich noch das einfachste Manöver mit dem Schiffe. Die Antwort darauf, eine echt irische, war: Das könne wahr sein, aber die Leute seien sehr arm, und ein Kapitän, der sie nicht gleich durchschaue, müsse ein großer Dummbartel sein. So! Da hatte ich mein Teil. Ich zog dann aber vor, da kein Lotsenzwang bestand, beim Wiederinseegehen das Lotsgeld zu sparen.

Kommt es somit vor, daß patentierte Lotsen unfähig sind, so finden wir demgegenüber oft sehr tüchtige Leute unter einer andern Klasse von Seeleuten, die sich bei uns in Deutschland ohne behördliche Sanktion Lotsen nennen und meist aus Kapitänen von Küstenfahrern hervorgehen, die ihr Leben vornehmlich auf nordeuropäischen Gewässern zugebracht haben und diese durchaus kennen. Die Holländer nennen sie deshalb auch „Landverkenners", Landkenner, sie selbst pflegen sich auf ihren Geschäftskarten Nordsee- und Kanallotsen, d. h. Lotsen für die Nordsee und den Englischen Kanal, zu nennen. Sie bieten ihre Dienste fast nur fremden Kapitänen, namentlich solchen der romanischen Völker an, weil diese vor unserer Nordsee einen heiligen Respekt haben. Die Tätigkeit dieser „Nordseelotsen" beginnt, sobald der Elblotse von Bord geht, und endigt gewöhnlich erst westlich von der Insel Wight, die Bezahlung geschieht nach freier Vereinbarung, und die erste beste Gelegenheit, ein Fischerboot, ein auf der Suche nach Beschäftigung herumtreibender Schleppdampfer usw., wird vom Lotsen benutzt, um irgendwo an Land oder womöglich gleich wieder auf ein anderes, nordseewärts bestimmtes Schiff und dort wieder in Tätigkeit zu kommen, denn: navigare necesse est.

Ball Bulliers Glück und Ende.

Hierzu 9 Abbildungen.

Man geht daran, das berühmte Pariser Ballokal niederzureißen! Die Kunde hat sich rasch in Paris und sogar in den Großstädten des Auslandes verbreitet. Mit dem Ballokal der Place de l'Observatoire verschwindet ein Denkmal verflossener Zeiten — denn der berühmte Opernball existiert ja nicht mehr, und all die alten öffentlichen Ballokale sind nun verschwunden. Und doch zählte man vor etwa 60 Jahren nicht weniger als 70 Ballokale in Paris und 140 in den Vororten.

Unter diesen Tanzetablissements haben einige eine größere Berühmtheit erlangt, und ihr Name ist längere Zeit bekannt geblieben. Viele Pariser erinnern sich noch des „Chateau des Fleurs", der „Chaumière" und des „Chateau Rouge". Die Romane Murgers haben „Mabille" unsterblich gemacht, und die Namen „Tivoli", „Vauxhall", „Mille Colonnes" leben noch in unseren Tagen fort.

Dann gab es noch ein Ballokal, das weniger besucht war. Es hieß „La Chartreuse", und seine Besucher waren schwänzende Gymnasiasten, Grisetten von siebzehn Jahren und allerlei zweideutiges Gesindel. Manchmal führten die Studenten, die von der „Chaumière" zurückkehrten, dort eine besonders „stürmische" Quadrille auf, aber sie blieben immer nur kurze Zeit dort — im ganzen und großen war das Geschäft recht schlecht, und es ging in dem Etablissement nicht eben sehr lebhaft zu.

Da unternahm es im Jahr 1847 ein spekulativer Kopf namens Bullier, der Besitzer des Ballokals „Prado", die „Chartreuse" völlig umzugestalten und daraus ein Etablissement ganz andern Charakters, verbunden mit einem großen Garten, zu machen. Obwohl man ihm von allen Seiten abriet, überlieferte er die „Chartreuse" den Arbeitern, die keinen Stein auf dem andern ließen. Einen Monat später öffnete er dem Publikum die Pforten seines neuen Ballokals. Damals hatte eben Frédéric Souliés Stück „La Closerie des Genets" einen sensationellen Erfolg errungen. In Anlehnung an den Namen dieses Werks nannte Bullier sein neues Vergnügungsetablissement „La Closerie des Lilas" (Der Fliederhain).

Der Eröffnungsabend war ein Triumph. Die Studenten kamen in hellen Scharen. Im Garten gab es Schaukeln und Spiele aller Art; und bald gab sich die ganze Bevölkerung des Viertels hier im Schatten der großen Bäume ein fröhliches Stelldichein. Während der schönen Jahreszeit machte man es sich hier bequem, als ob man auf dem Lande wäre. Man konnte hier am Abend Damen sehen, die im Morgenrock die tollsten Quadrillen tanzten. In der „Closerie des Lilas" erreichte die Fröhlichkeit des Quartier Latin ihren Höhepunkt; hier war aber auch die Stätte ihres Verfalls.

Damals gab es noch jene leichtherzigen Studenten und gemütvollen Grisetten. Die historischen Denkmale jener Zeit haben bewiesen, daß man in der Literatur das freie und durch die Liebe verschönte Leben dieser Leute richtig geschildert hat.

Nehmen wir eine Stelle aus dem nun ein halbes Jahrhundert alten Werk J. Rousseaus über „Das tanzende Paris". Es gibt von einem Ball in der „Closerie des Lilas" folgende anschauliche Beschreibung: „Die Lanciersquadrille macht viel Lärm, und in allen Büschen wimmelt es schon von Besuchern: eine riesige laute Menge von jungen Leuten — Tänzern, die man von ‚Mabille' und vom ‚Château Rouge' her schon kennt. Geräusch-



Auf dem Ball Bullier in Paris: Ein Gartenfest.

volle Unterhaltung, Rufe, lautes Lachen und von Zeit zu Zeit ein Knall, der von einer Schießbude herüberschallt. In der ‚Trinkerecke‘, zu den Füßen einer Freske, die ‚Die Seinelibellen‘ vorstellt, sitzen zwei junge Frauen an einem Tisch und trinken Bier. Im Hintergrund des Gartens, hinter einer Gruppe von Büschen, plaudert ein junger Mann mit einem ehrbar aussehenden jungen Mädchen in einfacher Toilette.“

Auch die „Galerie“ (d. h. die Personen, die nur kommen, um zu promenieren und zuzusehen) bietet



Beim Tanz. Nach der Zeichnung von Myrbach.



Der Ball Bullier im Jahre 1890. Am vordersten Tisch links der Maler Steinheil.

Nach dem Gemälde von Gorguet — Im Besitz des Herrn Couderc

dem Beobachter viel Interessantes. Es gibt da ernste und berühmte Männer, Gelehrte, Künstler, Großindustrielle, die hergekommen sind, um in diesem Trubel die holde Errinnerung an ihre Studentenzeit wiederzufinden. „Wenn der Ball zu Ende ist," erzählt Rousseau weiter, „ergießt sich ein wahrer Strom die Rue d'Enfer hinab. Ein Gewirr von Wagen, aus dessen Mitte helles Mädchenlachen und fröhliche Lieder erklingen."

Aber diese so schöne Zeit verging bald; und in einer kleinen Broschüre, die aus dem Jahre 1855

Auf dem Ball Bullier: Ein Nabob der Biedermeierzeit.





Eingang zu dem Tanzlokal.

stammt, finde ich die Stelle: „Alle Welt ist sich darüber einig: Es gibt kein Quartier Latin mehr. Die Studenten haben keine Illusionen mehr. Sie sind nicht jung, sie denken nur ans Geld.“ Aber es gab immer noch Leute, die das nicht eingestehen, die nicht daran glauben wollten, und zu ihnen gehörte der Vater Bullier. Der Autor der zitierten Broschüre legt ihm folgende Worte in den Mund: „Es soll keine Studenten mehr geben?“

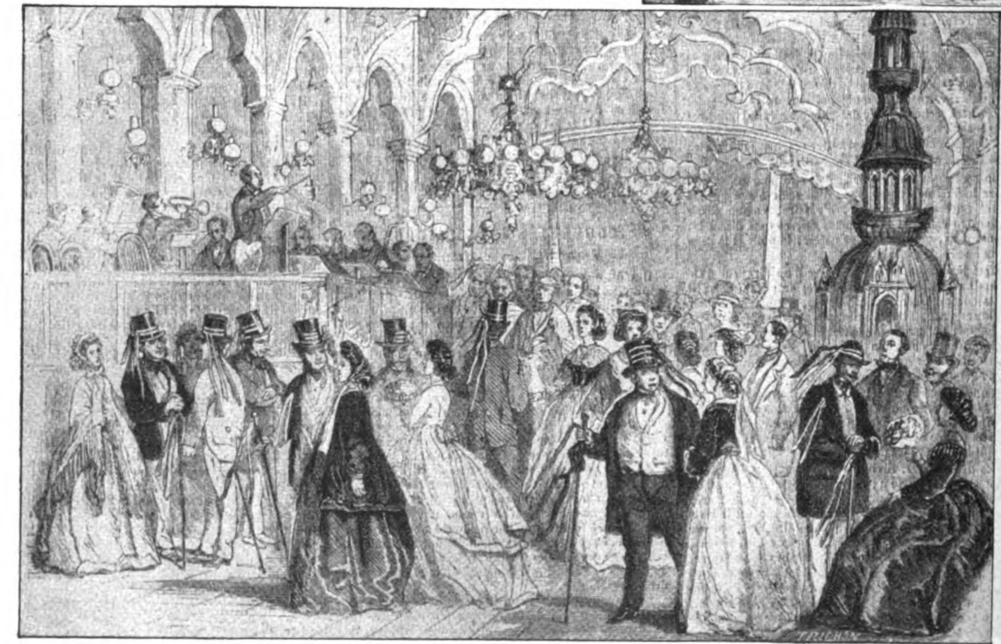
„Nein, die Studenten im zwanzigsten Semester existieren nicht mehr; diese Generation ist ausgestorben, verflossen, sie gehört dem Vergessen an wie die alten Monde und der Schnee des vorigen Jahres. Aber solange es Menschen von zwanzig Jahren gibt, sollen die Jugend und die Freude verschwinden und mit ihnen die süßen Wonnen und die reizvollen Schmerzen der ersten Liebe? — Und außerdem ist die Luft im Quartier Latin allzu sehr mit einem Duft



Karneval.
Nach F. Fau.

sui generis durchsetzt, als daß sich eine Bevölkerung von jungen, guten, edlen, geistvollen, frohen, harmlosen, lustigen Menschen in so kurzer Frist so gründlich verändert haben sollte.“

Diese Worte, die unser Autor dem Besitzer der „Closerie“ leiht, zeugen von einer etwas naiven Vertrauensseligkeit; jedenfalls hat ihnen die Zukunft nicht recht gegeben. Der alte Bullier liebte die Studenten, die



Ein Kostümfest im Ballokal Bullier. Nach de Moraine.



Rollschuhlaufen in Bullier.



Leben und Treiben im Garten.

sich in dem Garten, den er eigens für sie angelegt hatte, harmlosen Vergnügungen hingegeben hatten; er konnte diesen Verfall nicht eingestehen, der bald immer deutlicher sichtbar wurde. Die alte Fröhlichkeit war tot. Einer der einst so zahlreichen öffentlichen Bälle verschwand nach dem anderen.

Inmitten dieses Zusammenbruchs, im Kampf mit diesem unaufhaltsamen Verhängnis blieb das Ballokal Bullier — so nannte man jetzt die „Closerie des Lilas" — lange bestehen. Die Leiter des Unternehmens machten große Anstrengungen. Aber die alte, ungezwungene Fröhlichkeit wollte nicht wiederkommen.

Der Vater Bullier hatte nicht an den Verfall glauben wollen, und doch ist jetzt, nach fünfzig Jahren, alles dahin. Die alten öffentlichen Tanzlokale existieren nicht mehr, die Studenten amüsieren sich nicht mehr, und man reißt das Etablissement nieder — wieder eine hübsche Pariser Erinnerung, die verschwindet.

Vorweihnachten im Gebirge.

Von Adelheid Weber.

Hierzu 8 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Na ja, da haben wir's! Der Zug steckt im Schnee fest! Gekeucht hat er schon lange und die Berge nicht recht hinauf wollen — nun liegt er da und faucht bloß noch ein bißchen. Also raus und sehen, ob man ihm wieder auf die Beine helfen kann!

Keine Spur! Man muß warten, bis von der Station eine Lokomotive als Vorspann kommt. Aber erst muß jemand nach der Station geschickt werden. — Hurrje, der kann man ja selbst sein! Wozu hat man denn seine Schneeschuhe mitgenommen, als einem der Weihnachtsurlaub vom Himmel fiel wie jetzt der Schnee? Fix, Fritz, und wenn du erst dabei bist, dann läufst du doch die paar Meilen nach Hause schneller als der Zug. Und fällst den lieben Alten ins Haus, eh sie „Ah!" sagen können.

Hurrje, ist der Schnee weiß! Das hat man in der großen Stadt schon ganz vergessen. Die Berge sind rein wie von Zucker und im Schatten ganz himmelblau. Und erst der Wald! — Die Tannen stehen da wie Weihnachtsmänner und tragen den



Heimwärts mit der Beute.



Die ersten Weihnachtspakete.

Schnee auf den Armen. Und die Birken am Wegrand sehen aus wie Pastors Adelheid, als sie zur Trauung fuhr mit dem weißen Spitzenschleier auf dem Kopf und überm Kleid. Und zwischen alle dem durchzusausen wie der Sturmwind!

Ne, ne, ist das wirklich schon Hainburg, was da unten im Tal liegt, weiß wie die Bäckerjungen mit weißen Pelzmützen auf den Dächern? Ist das schon der Wald, aus dem man jedes Jahr den Weihnachtsbaum stiebitzt hat?

Gottsdunner, da ist ja Schneiders Gottlieb, und er säbelt an einem schönen grünen Tannenbäumchen!

„Tag, Gottlieb!" — Wie der aber geguckt hat!

Ne, ne, da ist man schon drin im alten Nest! Wahrhaftig, es riecht nach Kuchen, wie's immer vor Weihnacht gerochen hat! Nach Kuchen und Tannen und Schnee. Und





Der Festkuchen wird vom Bäcker geholt.



Vorfreude der Kleinen: Auf der Fahrt zur Großmama.



Weihnachtsurlauber.

Einholen zum Fest.

der Gesell steht vor dem Bäckerladen mit schlohweißer Mütze und Schürze, und die Hemdärmel aufgekrempelt trotz der Kälte. Steht da und wartet auf die Mädchen mit den Kuchen. Und kneift jeder in den Arm, denn sie kann sich ja nicht wehren, weil sie unter jedem Arm ein Blech und in der Hand noch einen Napf mit Teig trägt. Und er nimmt ihr die Kuchen ab — aber sie kann sich doch nicht rächen; denn nun kann er die Geschichte fallen lassen, wenn er will. Und ihm kommt's nicht darauf an, wenn der Kuchen im Schnee liegt, sagt er. Richtig, da kommt eine mit dem Blech. Aber die muß man doch kennen! So'n rundes Apfelgesicht mit roten Backen und gelben Haaren, und die blauen Augen —

„Tag, Lisbeth! Hurrje, bist du aber groß geworden."

Was die für Augen macht! Wie Wagenräder. Und nun hat sie einen auch erkannt!

„Und du hast Schultern wie'n Scheunentor!" ruft sie. Schnippisch war sie immer.

Aber zum Anbeißen appetitlich trotz alledem.

Na, nun hat man seinen Heimatgruß weg! Ist doch mächtig gemütlich zu Hause in der kleinen Gebirgstadt.

Da der Student, der gewiß wieder in Apothekers Oberstube wohnt, trägt seinen Baum selbst nach Hause. Und da hält der Wagen vor der Tür bei Dr. Fröhlich. Richtig, Pastors Adelheid fährt mit ihren kleinen Krabben wieder zum Fest nach Hause; Pastors wohnen jetzt ja auf dem Lande. Der Doktor fährt erst am Heilabend nach, denn der hat riesig zu tun. — Na ja, der Postkarren



Für die warme Stube zum Fest.



Ein Christbaum aus erster Hand.

bleibt nun richtig auch mitten im tiefen Schnee stecken. Hat auch so voll geladen, daß all die Siebensachen, die Schachteln und Körbe schon hinauskullern.

„Wart, Karl, ich helf dir ein bißchen!"

Und da ist das alte Haus, die verflixte alte Kabache mit dem mächtigen Dach und den kleinen Fenstern. Mächtig unmodern, wenn man aus der Garnison kommt. Ne, ne, so'n altes, ehrwürdiges Ding — Einem kommt's beinah feucht in die Augen.

Und nun die Tür auf. Richtig, der Hobel pfeift. Der Alte ist in der Werkstatt — immer an der Arbeit.

„Tag, Vater!" Laut ruf ich's ihm entgegen.

Richtig, er sagt bloß: „Bist da, Fritze?" Aber den Hobel legt er doch weg, und mitkommt er in die Hinterstube.

Nun aber die Mutter. Das war eine Ueberraschung.

„Fritz, ne, Fritz, Jung, ist's menschenmöglich?"

Und hantiert mit der Schürze zwischen Nase und Augen. Und dann fällt ihr ein: „Jung, nu hab ich nen halben Schinken und fünf Würste nach der Garnison geschickt!"

„Schad't nicht, Mutter, die eß ich alle nachher auf!"

Ein wirklicher Gentleman.

Skizze von Georg Martin Richter.

Die Baronin liebte es, von Zeit zu Zeit einige Herren aus ihrem Bekanntenkreis zum Souper einzuladen. Zu diesen Abenden aufgefordert zu werden, war eine Auszeichnung, denn weder Titel noch Stammbäume genügten als Legitimation.

Man speiste in dem kleinen, dunkel getäfelten Speisezimmer. Auf dem weißgedeckten Tisch standen silberne Armleuchter mit Wachskerzen und gelbseidenen Schirmen. Es gab einige auserlesene Gerichte, dazu ein paar Glas Tischwein und zum Nachtisch ein Glas Sekt. An einem dieser Abende unterhielt man sich über einen Fall, der die Sensation des Tages bildete. Ein Mann in Amt und Würden hatte seine Köchin geprügelt.

„Ein Gentleman", bemerkte Herr von Trausnitz, „prügelt seine Köchin nicht."

„Gewiß nicht", meinte sein Nachbar. „Aber damit ist noch nicht bewiesen, daß es verwerflich ist, seine Köchin zu prügeln. Vielleicht besitzt dieser Herr keineswegs den Ehrgeiz, ein Gentleman zu sein."

Der Diener reichte Früchte auf einer silbernen Schale herum. Indessen Herr Troost, der Philosoph, eine rosige Pfirsich ergriff und auf den Teller legte, sagte er mit überlegenem Lächeln: „Wie viele Gentlemen gibt es überhaupt in unserer Stadt? Sicherlich wenige! Wenn ich die Anwesenden ausnehme, bin ich vielleicht der einzige wirkliche Gentleman, wenigstens unter den Junggesellen."



Die kleine Gesellschaft verstummte und sah mit gespannten Mienen den Sprecher an. Man kannte seine Gewohnheit, eine paradoxe Bemerkung wie die Lockspeise an der Angel durch die Luft zu werfen, wollte er die Aufmerksamkeit der Tafelrunde erregen.

Herr von Trausnitz tat ihm den Gefallen, biß an und rief: „Das ist wenig schmeichelhaft für uns, was Sie da behaupten. Ich denke, nicht allein wir, sondern sehr viele Herren in dieser Stadt hegen den Wunsch, wirkliche Gentlemen zu sein."

„Mag sein", erwiderte der Philosoph. „Aber können sie es beweisen, daß sie Gentlemen sind? Ich kann es."

„Beweisen Sie!" riefen mehrere Stimmen.

„Aber nicht hier," bat die Baronin, „sondern drüben im grünen Salon." Und sie hob die Tafel auf. Herr von Trausnitz bot der schönen Frau den Arm, und indem der Diener die Flügeltüren öffnete, schritten die beiden hinüber, die andern Herren folgten.

Die Baronin setzte sich auf ein kleines Sofa, das in der Ecke neben dem Kamin stand, und während die Herren ihre Zigarre oder Zigarette in Brand setzten, schenkte sie Kaffee und Liköre ein. Herr Troost, eine lange Havanna in der Hand, setzte sich neben die Dame des Hauses und half ihr. Er war ein Mann von vierzig Jahren, Weltmann und reich, der der Philosophie als Amateur huldigte. Ein rasiertes Gesicht mit klugen, etwas spöttischen Zügen, die breite Gestalt im schwarzen Smoking-Anzug nach der Mode, an der Rechten ein großer, wuchtiger Siegelring. Er war Junggeselle.

Voller Erwartung sagte die Baronin: „Sie sind uns den Beweis schuldig!"

„Hier ist er", antwortete der Philosoph, und die andern setzten sich im Halbkreis um das Sofa.

„Eines Tages, als ich beim Frühstück saß, studierte ich aufmerksam die Annoncen der Zeitung, denn ich suchte nach einer Gelegenheit, meine geringen Kenntnisse der italienischen Sprache zu vervollkommnen. Da verirrte sich mein Blick unter die Heiratsanzeigen. Es macht mir Spaß, von Zeit zu Zeit diese Anträge zu lesen. Scheinbar gibt es nichts Prosaischeres. Und dennoch, wieviel Romantik ist oft in diesen Spalten zu finden, wenn man ein wenig danach sucht. Ich rede nicht von jenen kühlen, geschäftsmäßigen Offerten, wo etwa ein strebsamer Kaufmann in ein solides, feines Geschäft einzuheiraten gedenkt, oder ein bildhübsches, junges Mädchen nur einen älteren, vermögenden Herrn kennen lernen will. Aber wenn ich die energischen Worte lese, die so manches Fräulein am Ende der dreißiger Jahre an die Männer richtet, so rührt mich das tief. Und dann die Klasse der Angebote, wo von materiellen Hoffnungen gar nicht die Rede ist. Es gibt in der Tat eine Anzahl Menschen, die diesen Weg der Werbung aus Ueberzeugung wählen.

„Manchmal sogar darf man wohl in den Suchenden Persönlichkeiten von einer besonders verfeinerten Kultur vermuten, Menschen, die in dem kleinen Kreis ihrer Bekannten niemand fanden, mit dem es sie gelockt hätte, ein so gefährliches Abenteuer wie die Ehe zu bestehen. Sie denken an die große, weitläufige Stadt, in der sie leben; sie denken an den Staat, an das Millionenreich; sie denken vielleicht an die ganze zivilisierte Welt. Und sie meinen, daß sich in diesem Meer von Individuen doch ein Wesen finden ließe, mit dem sie selbst einen Bund von vollkommener Harmonie schließen könnten. Das ist ihr Traum, das ist ihre romantische Sehnsucht. Aber wie kann man die schöne und edle Seele entdecken? Wie eine Verbindung zwischen sich selbst und der Unbekannten herstellen? Diese Schwierigkeit ist scheinbar unübersteiglich. Allein für den Wagelustigen gibt es doch Wege, auf denen er sich seinem Ziel nähern kann. Er kann reisen, oder er kann — in einer Zeitung inserieren.

„Etwas Aehnliches dachte ich, als ich dieses Inserat las: Junge, sehr hübsche Dame sucht wirklichen Gentleman behufs Ehe kennen zu lernen. Das war alles. Aber das Wort Gentleman war mit großen, kräftigen Buchstaben gedruckt. Es wirkte auf mich wie ein Ruf, wie ein Stichwort, wie ein Pfeil. Ich fragte mich mit prüfender Neugier: bist du ein Gentleman, gilt dies Gesuch auch dir?

„Meine Phantasie beschäftigte sich mit der schönen Unbekannten. War sie von großer oder kleiner Gestalt? Blond oder brünett? Schlank oder zu rundlicher Fülle neigend? War sie ernst oder heiter? Verstand sie die Kunst, Männer zu bezaubern? War es vielleicht ein junges, unerfahrenes Mädchen? Nein, wohl nicht! Ich glaubte in diesen wenigen Zeilen ein Geständnis zu lesen, das Geständnis von Enttäuschungen. Sie hatte Männer kennen gelernt, vornehme, elegante Herren, und vielleicht hatte sie sich blenden lassen, unerfahren, wie sie war, von der glänzenden äußeren Erscheinung. Nun aber, erleuchtet durch bittere Erfahrungen, stellte sie andere, neue Anforderungen an die Männer, die ihr gefallen sollten. Sie verschmähte die glänzende Oberfläche, sie begehrte eine wahrhaft vornehme Gesinnung. Kein Wort von Geld! Keine ehrgeizigen Wünsche! Keine selbstgefällige Eitelkeit! Als ich mich an den Schreibtisch setzte, um an die schöne Unbekannte zu schreiben, hatte sie meine Sympathien bereits gewonnen.

„Ich schrieb etwa: ‚Gnädiges Fräulein! Ob der Schreiber dieser Zeilen ein Gentleman ist, wagt er nicht selbst zu bestimmen. Wenn irgendein Grund Sie bewegt, zu antworten, so mögen Sie selbst entscheiden. Ich werde mich Ihrem Urteil unterwerfen. Die Hoffnung, die ich hege, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, veranlaßt mich, über mich nicht mehr zu sagen, als Sie über sich selbst verraten haben. Ich bin reich und unabhängig, und wie Sie einen wirklichen Gentleman kennen zu lernen wünschen, so sehne ich mich danach, als Lebensgefährtin eine wirkliche Dame zu gewinnen.' Diesen Brief unterzeichnete ich mit einer Chiffre und adressierte ihn an die Expedition der betreffenden Zeitung.

„Einige Tage vergingen. Ich verlangte täglich auf meinem Postamt nach postlagernden Sendungen. Aber vergeblich. Endlich, als ich mir geschworen hatte, zum letztenmal nachzufragen, händigte mir der Schalterbeamte einen Brief ein. Es war ein Brief großen Formats, verschlossen in ein Kuvert aus feinem, luxuriösem Papier, die Aufschrift in violetter Tinte von einer Damenhand in großen, eleganten Zügen. Er strömte ein feines, diskretes Parfüm aus.

„Als ich ihn öffnete, las ich ungefähr folgendes: ‚Sehr geehrter Herr! Ich möchte gleich am Eingang erwähnen, daß es mir zunächst hauptsächlich darum zu tun ist, einen zuverlässigen Freund zu gewinnen, der mir in allen Lagen des Lebens mit seiner Erfahrung und seinem Rat zur Seite stehen kann. Im übrigen halte ich nichts von langen Korrespondenzen mit Unbekannten. Es könnte sich leicht ereignen, daß man



sich ein Ideal bildet, und daß dieses dann zusammenfällt, wenn man sich persönlich kennen lernt. Ich bitte Sie daher, ein Rendezvous zu bestimmen, falls Sie dazu Lust haben. Tagsüber bin ich beschäftigt, da ich mein eigenes, feines Geschäft habe, aber von sieben Uhr abends an bin ich frei.' Es folgte die Unterschrift.

„Dieser Brief, dieser Inhalt überraschte mich. Nach dem feinen Papier und nach der etwas phantastischen Handschrift hatte ich auf eine Dame aus der Gesellschaft geschlossen. Statt dessen erfuhr ich, daß die Schreiberin den Kreisen der Geschäftswelt angehörte. Zu dieser Vorstellung paßte freilich recht gut der kühle, sachliche Ton des Schreibens. Und ich lächelte, als ich an die raffinierten Bilder dachte, die jenes Inserat in mir erweckt hatte. Aber gleichwohl empfand ich einen starken Reiz, das Abenteuer fortzusetzen.

„Ihr Vorschlag, wir sollten uns zunächst gegenübertreten, in der Hoffnung, Freunde zu werden, schien mir von großem Zartgefühl zu zeugen. Er beseitigte mit einem Schlage das Schiefe, Banale der Lage, in der wir uns befanden, und schenkte uns eine fast vollkommene Freiheit und Unbefangenheit. In meiner Antwort dankte ich ihr für diese glückliche Anregung und benachrichtigte sie, daß ich sie am folgenden Abend um acht Uhr im Wartesaal des Südbahnhofs erwarten würde. Als Erkennungzeichen bat ich sie, eine Rose an der Brust zu tragen.

„Ich zog mich an jenem Abend mit besonderer Sorgfalt an und versuchte in meiner Kleidung jugendliche Eleganz mit treuherziger Biederkeit zu vereinen. Ich wählte einen dunklen Anzug von ruhigen Formen, knotete aber um den Kragen eine farbige, heitere Krawatte. Er ist reif für die Ehe, sollte sie denken, er hat sich ausgetobt, aber er ist kein ausgebrannter Vulkan. Und ich betrachtete mich prüfend im Spiegel.

„Etwas vor der festgesetzten Zeit fuhr ich nach dem Südbahnhof. Ich traf Bekannte im Straßenbahnwagen. Man wunderte sich, daß ich einen Fahrschein nach dem entlegenen Südbahnhof verlangte. Ich mußte einen befriedigenden Grund erfinden und wurde verlegen wie ein Gymnasiast, den man auf verbotenen Wegen überrascht. Draußen der Bahnhof war wenig belebt, der Wartesaal ganz leer. Ich beschloß, an der Haltestelle der Straßenbahn zu warten und das Publikum der ankommenden Wagen zu überwachen. Dort konnte ich gewiß die Erwartete erkennen, bevor sie selbst mich erkannt hatte, und, wenn es mir rätlich schien, schnell die Flucht ergreifen.

„Wagen um Wagen rollte heran, bremste mit lautem Knarren und wurde zum Stillstand gebracht. Sie waren nur gering besetzt und leicht zu kontrollieren. Wieder kam ein Wagen herangebraust. Eine große, schlanke Dame entstieg ihm, in der Hand einen Schirm und einen Perlbeutel. Am Gürtel trug sie zwei rote Rosen. Sie ging auf den Bahnhof zu, ich folgte ihr, lüftete den Hut und sprach sie an.

„Sie war es. Da es zu spät geworden war, um aufs Land zu fahren, beschlossen wir, in die Stadt zurückzukehren und dort ein Restaurant aufzusuchen. Sie war liebenswürdig, entschuldigte sich eifrig wegen ihrer Unpünktlichkeit und sprach lächelnd von den Rosen, die sie erst nach längerem Suchen erlangt hatte. Während wir in einem Kraftwagen nach der Stadt eilten, suchte ich bei dem ungewissen Licht der vorüberhuschenden Laternen ein Bild von meiner Begleiterin zu gewinnen. Aber erst, als wir uns in einem kleinen, netten Restaurant gegenübersaßen, konnte ich erkennen, daß meine große Blondine von einer Schönheit war, die mich interessierte.

„Wir waren in guter Stimmung und sprachen von allen möglichen Dingen. Es fiel mir ein, sie nach dem Erfolg ihres Inserats zu fragen. Sie antwortete: ‚Ich habe nur einen Brief erhalten, den Ihrigen.' Und sie fügte lächelnd hinzu: ‚Demnach sind Sie in dieser Stadt der einzige wirkliche Gentleman!' Quod erat demonstrandum", schloß der Philosoph und schwieg.

Die Baronin lächelte und sagte: „Zugegeben, der Beweis ist Ihnen geglückt. Aber mir scheint, daß wir doch nicht ganz zufrieden sein dürfen mit Ihrem Bericht. Ich glaube, mehr als der Beweis interessiert uns jetzt die schöne Unbekannte und ihre romantische Sehnsucht nach einem idealen Gatten. Der Augenschein belehrt uns ja, daß selbst Sie, der einzige wirkliche Gentleman, nicht einmal Gnade vor ihren Augen gefunden haben. So schwer es uns auch fallen mag, dies zu verstehen. Oder hat es an Ihnen gelegen?"

„Mit dieser romantischen Sehnsucht", erwiderte Herr Troost, „hat es seine eigene Bewandtnis gehabt, und mein Abenteuer hat bald eine unvorhergesehene, überraschende Wendung genommen. Als ich die junge Dame an jenem Abend nach Hause begleitete, erzählte sie mir auf meine Fragen auch von ihrem Geschäft. Sie besaß, wie sie mir sagte, seit einem halben Jahr ein eigenes Papiergeschäft in der Nähe der Universität. Ich mußte unwillkürlich lächeln, denn mir fiel das elegante Briefpapier ein, das sie zu ihrem Brief verwendet hatte. Da ich mich nun den ganzen Abend über mit der reizenden Blondine ausgezeichnet unterhalten hatte, bat ich sie um die Erlaubnis, sie einmal besuchen zu dürfen. Was sie mir freundlich erlaubte. Wir sahen uns nach diesem Abend fast täglich abends oder während des Tages in ihrem Geschäft. Da gerade die Universitätsferien waren und ihr Laden überhaupt noch wenig bekannt schien, konnten wir oft lange ungestört plaudern. Und jedesmal war ich so galant, irgendwelche nützliche Schreibmaterialien einzukaufen. Oft waren es ganz stattliche Pakete, die ich nach Hause brachte. Meine Freundin hatte mir einmal von einem jungen schüchternen Verehrer erzählt, der täglich eine Feder oder ein Löschpapier erstand und dann wieder ging. So schäbig durfte ich nicht sein. Nach vier Wochen besaß ich eine so große Auswahl von Briefpapieren, Bleistiften, Federhaltern, Notizblocks, Ansichtskarten, Radiergummis, Tinten in verschiedenen Farben, Heften, Papierservietten und Leim, daß ich selbst eine Handlung von Schreibmaterialien hätte eröffnen können.

„Sonntags unternahmen wir in der Regel Ausflüge aufs Land. Stets war sie mit einem gewissen Schick gekleidet, sie war heiter, oft lustig, und wir unterhielten uns aufs beste. Vom Heiraten war nie die Rede. Zwar sah sie es nicht ungern, daß ich ihr den Hof machte, aber obwohl meine Verliebtheit täglich wuchs, ließ nichts darauf schließen, daß sie geneigt sei, meinen Wünschen entgegenzukommen. Hatte ich vielleicht jene Vorbedingung, die sie gestellt hatte, nicht erfüllt? War ich nicht würdig jener Freundschaft, die sich in allen Lebenslagen bewährt? So fragte ich mich eines Tags in tiefer Verstimmung. Oder war sie eine von jenen reizvollen, aber kalten Prüden, die einen Mann zur Verzweiflung bringen?

„Eines Tags, als ich den Laden betrat, traf ich einen Bekannten dort, der, über den Ladentisch gebeugt,

sich mit meiner schönen Freundin unterhielt, und mir schien, daß mein Erscheinen beiden eine unwillkommene Störung war. Wir begrüßten uns, und da wir uns längere Zeit nicht gesehen hatten, sprachen wir von diesem und jenem. Indessen, meine Zeit drängte, und da mein Freund keine Anstalten machte, zu gehen, forderte ich ihn auf, mich zu begleiten. Er willigte ein, und wir verließen das Geschäft, er mit einem kordialen Gruß, ich mit einem verstohlenen Augenzwinkern, das bedeuten sollte: ich komme wieder. Der Herr trug in der Hand ein riesiges Paket. Dieser Umstand sowie der vertraute Gruß machten mich stutzig. Ich bemerkte, indem ich auf das Paket wies: ‚Sie haben sich wohl gleich für ein ganzes Jahr versorgt?' Er blieb stehen, lachte sein derbes Soldatenlachen und erwiderte: ‚Das ist mein Bedarf für einen Tag. Morgen kaufe ich das gleiche Quantum.'

„‚Donnerwetter!' rief ich.

„Er machte ein geheimnisvolles Gesicht und sagte: ‚Kann ich mich auf Ihre Diskretion verlassen? Vor drei Wochen las ich folgendes Inserat in der Zeitung: Junge, sehr hübsche Dame sucht wirklichen Kavalier behufs Ehe kennen zu lernen. Da meine kleine Rosa mir untreu geworden war, antwortete ich und machte die Bekanntschaft der hübschen Papierdame, bei der wir vorhin waren. Anstatt ihr Rosen zu bringen, kaufe ich täglich einen großen Posten Briefpapier, Tinte, Federn, Gummiarabikum, Ausschnittbogen für Kinder, Gratulationskarten, Bleistifte, auch Papierkragen und Serviteurs für meinen Diener. Man darf sich in so einem Fall als Kavalier nicht lumpen lassen, denn —'

„‚Denn,' unterbrach ich ihn, ‚denn sie amüsiert sich über einen jungen Menschen, der sie verehrt, täglich in ihrem Laden erscheint und mit einer Feder oder einem Löschpapier wieder verschwindet.'

„‚Woher wissen Sie —?' rief er betroffen.

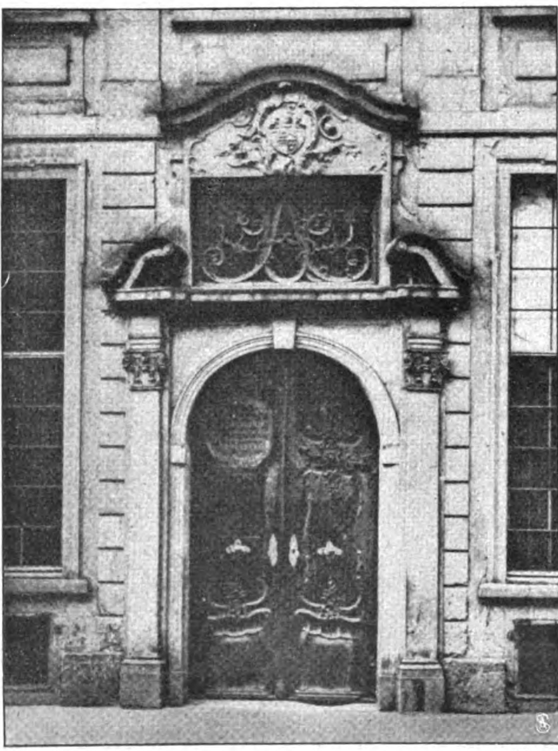
„Ich nahm ihn unter den Arm, führte ihn in meine Wohnung und zeigte ihm meine riesigen Vorräte an Schreibmaterialien. ‚Können Sie damit konkurrieren?' fragte ich triumphierend.

„An diesem Tage verlor die Papierdame, unsere schöne und ingeniöse Freundin, ihre beiden besten Kunden, aber ich zweifle nicht, daß sie diese Lücke bald wieder ausgefüllt haben wird. Denn sie ist schön und liebenswürdig, und für das Geschäftliche hat sie ein ausgesprochenes Talent.

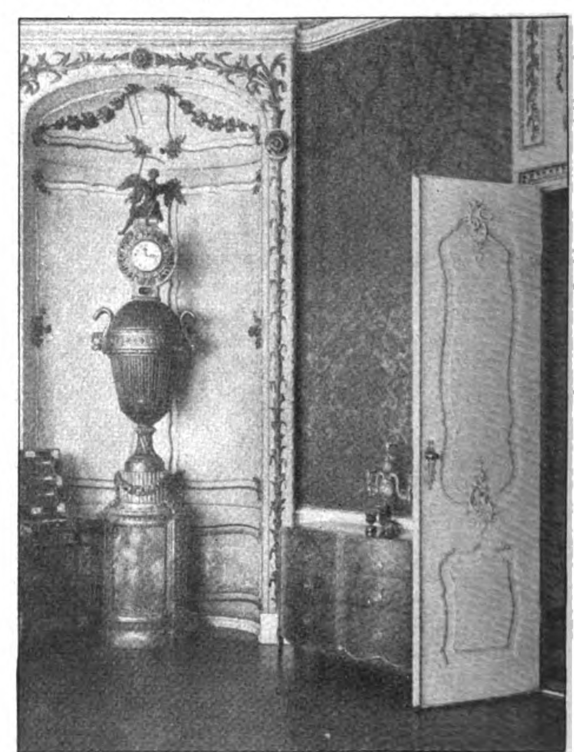
Das „Uphagenhaus" in Danzig.

Von Dr. Goebel. — Hierzu 7 Aufnahmen.

Durch eine Stiftung des Geschäftsinhabers der Berliner Handelsgesellschaft Fürstenberg, eines geborenen Danzigers, wurde es der Stadt Danzig ermöglicht, das „Uphagenhaus" in der Langgasse mit seinem berühmten Barockinhalt auf vorläufig dreißig Jahre in städtische Verwaltung zu bringen. Es soll in den Räumen des einzigen, in voller Ursprünglichkeit erhaltenen altdanziger Patrizierhauses ein städtisches Mu-



Portal des Uphagenhauses.





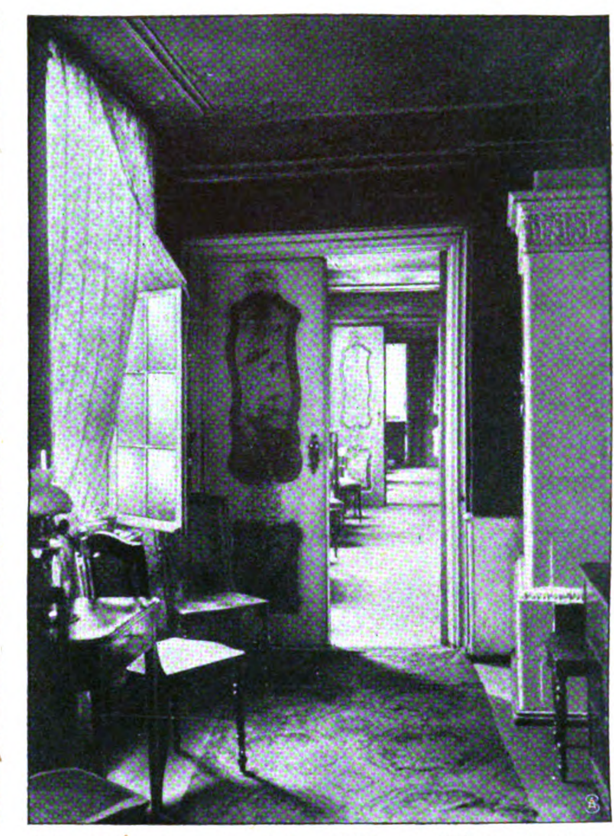
Phot. R. Th. Kuhns Erben

Der Repräsentationsaal.

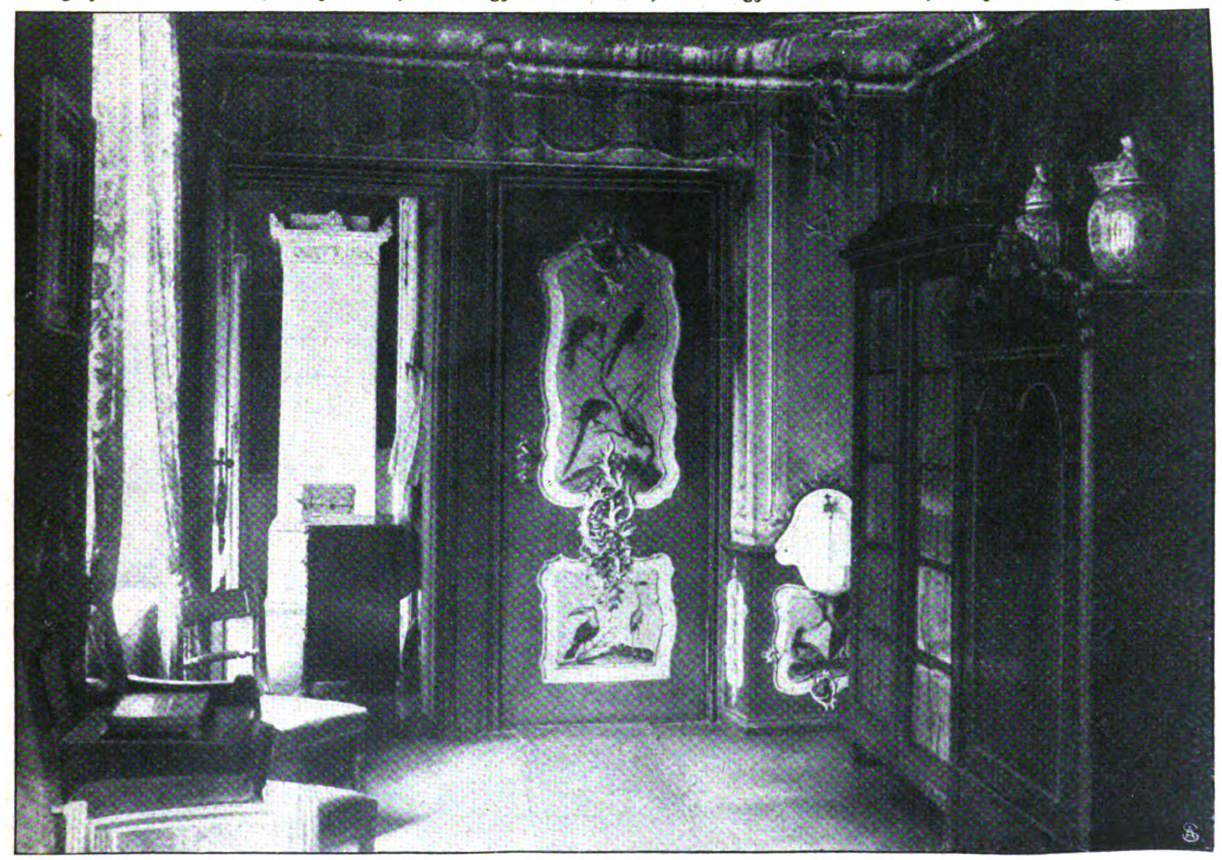




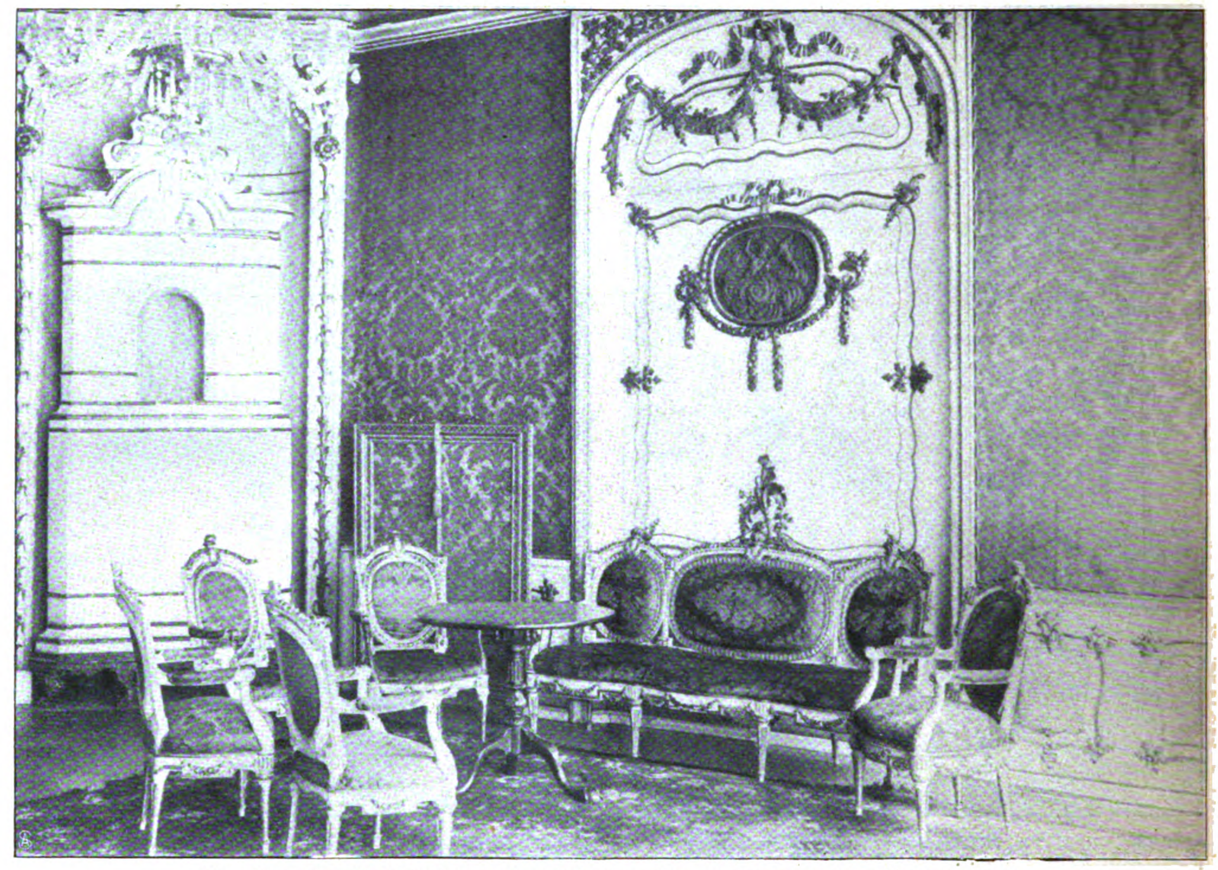
„Vogelzimmer“ mit Durchblick zum „Schmetterlingzimmer“.



„Schmetterlingzimmer“ mit Durchblick zum „Blumenzimmer“.



Ein altdanziger Patrizierhaus: Blick in das Vogelzimmer.



Ein altdanziger Patrizierhaus: Eine Ecke des reich ausgestatteten Repräsentationsaals.

seum errichtet werden. Das zum Grundstück gehörige altertümliche Mobiliar, meist kunstgewerbliche Kostbarkeiten, die mit der Architektur zusammen bereits heute ein Museum ausmachen und jeden Kunstfreund entzücken, bleibt dem Museum erhalten. Das Haus ist 1776 erbaut und wurde vom Danziger Ratsherrn Uphagen seiner Familie unter der Bedingung hinterlassen, daß diese an dem Hause, seiner Architektur wie seiner inneren, kunstgewerblich wertvollen Ausstattung keine Aenderung vornähme. Die Fassade des Hauses besteht aus einfach gezeichneten Putzformen, und nur das fein ornamentierte Rokokoportal und die kunstvoll geschnitzte schwere Eichentür lassen auf den Innenreichtum schließen. Beim Eintritt überrascht



Die Diele im Uphagenhaus.
Originalaufnahme der Königl. Preußischen Meßbild-Anstalt.

die anmutige Architektur der „Diele" mit der charakteristischen Hängeetage, der Ausbau des Dielengeschosses zum Boden ist hier, wie man dies heute bei sehr vielen altdanziger Bauten findet, glücklicherweise unterblieben. Die Wohnräume verblüffen durch ihre reichen Raumbemessungen wie durch die luxuriöse Einrichtung. Dekorativ am reichsten ausgestattet ist der Repräsentationsaal, der fast völlig unangetastet erhalten ist. Die mit rotem Seidendamast bespannten Wandflächen werden unten von einem Rokokoholzpaneel mit geschmackvoll bemalten Füllungen eingefaßt. Prachtstücke in dem Raum sind der große Kachelofen und die Standuhr. Die weitere Zimmerausstattung besteht in einer reichen Kollektion von Möbeln im

Stil Louis' XVI., Lehnsessel mit Seidenpolsterungen, die Holzteile zumeist in Weiß und Gold gehalten. Der nach dem Hof gelegene Speisesaal wird nach den alten, mit großen Blumen bemalten Türen und Paneelen auch Blumenzimmer genannt, wie das Musikzimmer und die Bibliothek nach den entsprechenden Malereien Vogel- bzw. Schmetterlingzimmer heißen und gleich dem Repräsentationsaal die ursprüngliche Einrichtung aufweisen. Das frei angetragene Stuckornamentwerk der Decken symbolisiert durch Anbringung von Musikinstrumenten u. a. die jeweilige Bestimmung des Raumes. Unter den Möbeln stechen durch Alter, Solidität und kunstvolle Zeichnung zwei wertvolle Danziger Schränke aus dem 18. Jahrhundert hervor. Die Schätze des Uphagenhauses waren bisher nur einem kleinen Teil der Bürgerschaft zugänglich. Künstler wie Prof. v. Brandis haben dort ihre wertvollen Interieurs geschaffen. — Fortan werden die Schätze Gemeingut und bieten in Zukunft vor allem den Fremden eine neue hervorragende Sehenswürdigkeit, an denen die alte Kunststadt Danzig mit ihrem mittelalterlichen Straßenbild, ihrer Fülle von altehrwürdigen Bauten und Kunstsammlungen bereits überreich ist.

Für den Weihnachtsbüchertisch der Jugend.

Es ist ein guter deutscher Brauch, bei Einkauf der Weihnachtsgeschenke auch die Bücher nicht zu vergessen und ganz besonders der Jugend, den kleinsten Kindern wie den heranwachsenden Knaben und Mädchen, ein paar schöne Bücher, nützliche und unterhaltsame, unter den Christbaum zu legen. Selten wohl werden Eltern von diesem löblichen Brauch abweichen, oft aber werden sie in Verlegenheit geraten bei der Frage, welche Bücher sie wählen sollen, denn die Jugendschriftenliteratur schwillt von Jahr zu Jahr ebenso beängstigend an wie so ziemlich alle andern Fächer der Literatur. Im allgemeinen muß nun freilich anerkannt werden, daß sie im letzten Jahrzehnt einen außerordentlichen ästhetischen Aufschwung genommen hat; die Autoren und Verleger, die Zeichner und Buchdrucker wetteifern in dem Bestreben, unsern Kindern inhaltlich und in der Form Vortreffliches zu bieten. Aber gerade dieser Ueberfluß von Gutem und Schönem läßt die Wahl nur um so schwieriger erscheinen, und deshalb wird es manchen Eltern und guten Onkeln vielleicht ganz erwünscht sein, wenn wir hier eine Anzahl empfehlenswerter Jugendbücher aufführen. Diese kleine Liste macht natürlich nicht den geringsten Anspruch auf Vollzähligkeit, sondern soll ein paar Winke geben.

Wie alle Jahre, so stellt sich auch diesmal wieder die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart mit ihren so beliebten Jugendschriften ein. Da sieht man, um mit den Jahrbüchern anzufangen, den „Guten Kamerad", von dem nun der 23. Band vorliegt, und sein Gegenstück „Das Kränzchen", das es auch schon bis zum 21. Bande gebracht hat. Das Programm des „Guten Kameraden" liegt in seinem Titel: er will wie ein guter Freund mit den Knaben plaudern, er belehrt ohne Pedanterie und ergötzt, ohne jemals schal zu werden. „Das Kränzchen" aber vereint die jungen Mädchen zu ernstem Geplauder und fröhlicher Kurzweil und wendet sich in seiner Tendenz gegen die Flachheit, die früher ein charakteristisches Kennzeichen der sogenannten Backfischliteratur war. Für ein jüngeres Mädchenalter (9—14 Jahre) berechnet ist „Der Jugendgarten", der im 34. Band vorliegt und wieder eine reiche Fülle fesselnder Erzählungen ernsten und heiteren Inhalts, lehrreicher Aufsätze, Spiele usw. enthält. — Als alter und doch immer wieder neuer Bekannter stellt sich „Das neue Universum" seinen jugendlichen Freunden vor, zu denen wohl hauptsächlich die Knaben von zwölf Jahren an zählen. Das altbewährte Sammelwerk feiert diesmal ein Jubiläum, denn es kann seinen 30. Band vorführen, und dieser sucht alle Vorgänger durch Reichhaltigkeit des Inhalts, der in erster Linie die praktischen Wissenschaften berücksichtigt, aber auch höchst fesselnde Erzählungen bringt, zu übertreffen. — Von Serienbänden kleineren Umfangs verdienen zwei neue Bände der „Stuttgarter Jugendbücher" hervorgehoben zu werden: „Sven Hedins abenteuerliche Reise durch Tibet", für die Jugend bearbeitet, und der II. Band der „Deutschen Volksbücher" von Gustav Schwab. Ebenso sorgfältig ausgestattet sind zwei neue, erzählende Bände der „Kameradbibliothek": „Aus Tertia und Sekunda" von Th. Berthold und „In der Wildnis des Gran Chaco" von Maximilian Kern. In der für die jungen Mädchen bestimmten „Kränzchenbibliothek" gibt die beliebte Erzählerin eine neue hübsche Geschichte unter dem Titel „Das Hansefeldt" heraus. Alle diese sowie die folgenden Bücher sind reich illustriert. — Von Jugendschriften größeren Umfangs, für das Alter vom zwölften Jahr an, wären hervorzuheben: „Unter der Klaue des Drachen", eine Geschichte aus Tibet von Maximilian Kern. Der stets gern gesehene Erzähler führt seine jungen Freunde diesmal ins Wunderland der gelben Mönche und der Gebetmühlen, während sein nicht minder beliebter Kollege Franz Treller in der Geschichte „Unter dem Römerhelm" einen antiken Stoff behandelt und das Zeitalter Kaiser Domitians im Schicksal zweier nach Rom verschlagener Germanen lebendig werden läßt. „Abd ur Rahman, der Muslime" von Max Felde zaubert die phantastische Alhambra während ihrer maurischen Glanzzeit hervor. Mehr ins heitere Fach gehört die flotte Geschichte „Rudi der Tertianer" von Karl v. Ecke. — Den jungen Mädchen im Backfischalter werden wieder zwei schmuck ausgestattete Geschichtsbücher beschert: „Friedel Polten und ihre Rangen" von Henny Koch und „Die beiden Schwarzbraunen" von Johanna Klemm. — Ein treffliches Familienbuch praktischer Art ist das „Merkbuch fürs Haus", eine Anleitung zur Handfertigkeit für Bastler von Eberhard Schnetzler. Getreu dem Spruch: „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann" gibt es eine Fülle klarer Anweisungen zum eigenen Zugreifen, wo auch immer im Hause es etwas zu reparieren oder neu anzulegen gilt. — Das „Zeppelinbuch für die deutsche Jugend" ist dem Mann gewidmet, der sich heute der größten Volkstümlichkeit erfreut, und der „Deutsche Knaben-Kalender 1910" und sein Gegenstück, der „Deutsche Mädchen-Kalender 1910", sind wiederum so reich ausgestattet wie die früheren Jahrgänge.

Von den Publikationen des Verlags W. Spemann in Stuttgart verdient das Jahrbuch „Das große Weltpanorama", das unter der bewährten Redaktion von Victor Ottmann erscheint, hervorgehoben zu werden. Der neue, neunte Band enthält wieder eine erstaunliche Fülle des interessantesten Stoffes in Wort und Bild, er berichtet über Reisen, Abenteuer, Entdeckungen und Kulturtaten und stellt einen wahren Born der Unterhaltung und Belehrung dar.

Der rühmlich bekannte Jugendschriftenverlag von J. F. Schreiber in Eßlingen berücksichtigt hauptsächlich das frühe Kindesalter und bringt eine Reihe neuer Beschäftigungspiele heraus. „Schreibers volks- und heimatkundlichen Baubogen" sowie „Aufstellbogen" und „Münchner Künstler-Modellierbogen" stellen neue, schöne Varianten des allbeliebten Modellierbogens dar. Von Bilderbüchern wären zu erwähnen: „Prinzeßchen im Walde" von Sibylle von Olfers, „Das Märchen von den Sandmännlein", der komische „Verwandlungskünstler" und die Liedersammlung „Jugendklang". — Ebenfalls für die Kleinen ist der Verlag von Otto Maier in Ravensburg rastlos tätig.



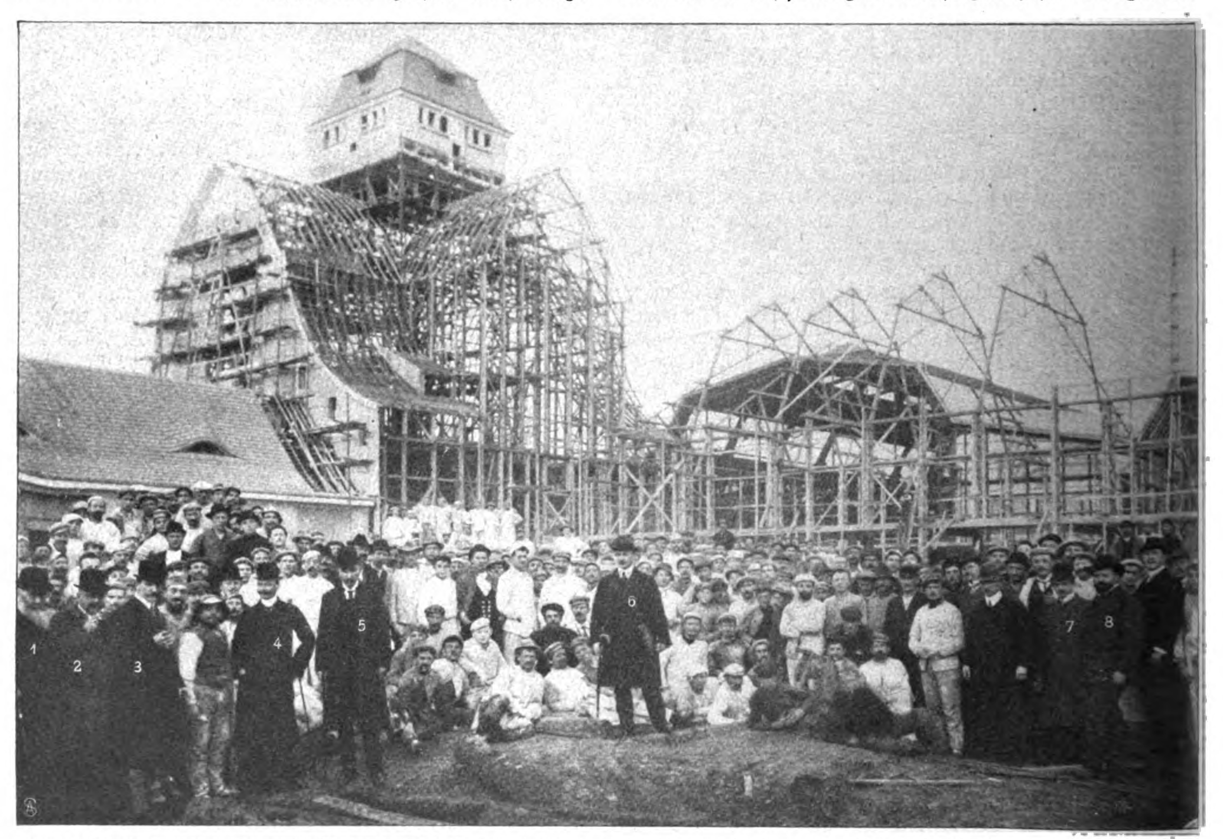
Er beschert ihnen einige neue, anregende Gesellschafts- und Beschäftigungsspiele, die Auge, Hand und Verstand bilden sollen, z. B. „Tu Tu, das chinesische Schach“, „Entlang der deutschen Küste“, „Eine Stadt aus Streichholzschachteln“ usw.

Künstlerisch schön ist das von Ernst Liebermann illustrierte, für die heranwachsende Jugend bestimmte Buch „Wode Brausebart“, nach alten Volkssagen erzählt von Wilhelm Kotzde. Auf der gleichen hohen Stufe des Geschmacks steht eine prächtig ausgestattete Neuausgabe von J. F. Coopers altberühmtem „Wildtöter“ in der ursprünglichen Fassung (Paul Cassirers Verlag, Berlin). Das Buch wird auch Erwachsene lebhaft fesseln. — An die Kleinen dagegen wenden sich zwei neue Jugendschriften von E. H. Straßburger: „Fritz und Franz, die Bitterbösen“, eine lustige Bubengeschichte, und „Strasburgers Kinder-Kalender 1910“ (Neufeld & Henius, Berlin). Auf die alte und wieder neubelebte Kunstform der Silhouette greift das Bilder- und Versbuch „Für Hänsel und Gretel“ (E. Piersons Verlag, Dresden) in geschickter Weise zurück.

Bilder aus aller Welt.

Die Deutsche Abteilung in der Brüsseler Weltausstellung. Wenn im Laufe des Winters nicht die Elemente das Gebild von Menschenhand ihren Haß fühlen lassen; wenn die, so daran bauen, nicht selbst durch Streit den glücklichen Fortgang der Arbeiten stören; wenn endlich die Herren Aussteller selbst dem ihnen bereiteten schönen Rahmen rechtzeitig seinen schönen Inhalt geben, dann — könnte sich das Wunder ereignen, daß die Brüsseler Weltausstellung wirklich fix und fertig, schmuck und sauber im nächsten Frühling den herbeiströmenden Völkerscharen ihre Pforten auftut. Mit ziemlicher Sicherheit darf man das für die Deutsche Abteilung erwarten, die dank dem bewährten Organisationstalent des Deutschen Reichskommissars, Regierungsrats Albert, als eine selbständige, abgeschlossene Ausstellung in sehr schöner Lage des freien Terrains aufgebaut wird. Unser Bild gibt einen Blick auf die Anlage der Deutschen Abteilung wieder: In der Mitte das in originellem Münchner Barock erbaute Repräsentationshaus; rechts das Wein- und Bierrestaurant; links miteinander verbunden die verschiedenen großen Ausstellungshallen, deren gemeinsame Hauptfront sich natürlich auch bei eigenartiger Ausgestaltung im einzelnen dem architektonischen Stilbild harmonisch einfügt. Diese Hallen weisen sämtlich neue, durch ihren Zweck bestimmte besondere Konstruktionssysteme auf und sind daher Ausstellungsobjekte an sich, so daß die Deutsche Ausstellung zum erstenmal auch eine solche der Architektur und der Baukonstruktionen sein wird. Man darf sagen, daß Deutschland noch auf keiner Weltausstellung vordem so großartig und imponierend vertreten war wie hier; die verschiedenen Baulichkeiten bedecken eine Grundfläche von 35000 Quadratmeter und haben einen Vordergrund von ungewöhnlicher Schönheit in den ausgedehnten holländischen Gartenanlagen, in denen unsere Nachbarn ihre meisterliche Kunst der Blumenkultur zur Geltung bringen werden. D.

Auf dem berühmten Campo Santo von Mailand wurde in diesem Herbst zum erstenmal ein Monument eines deutschen Künstlers enthüllt. Der Berliner Bildhauer Hans Dammann hat in diesem Grabdenkmal ein Werk geschaffen, das unsere Kunst unter den vielen schönen Zierden dieses Friedhofes würdig vertritt.



1. Belgischer Architekt Acker. 2. Generaldirektor der Brüsseler Weltausstellung Keym. 3. Deutscher Reichskommissar Geh. Reg.-Rat Albert. 4. Obering. Fritsche, deutsche Abteilung. 5. Masion, Oberingenieur der Ausstellung. 6. Der deutsche leitende Architekt Walter. 7. Sein Stellvertreter, Leiter der Brüsseler Arbeiten, Schaffrath. 8. Architekt Juppe.

Von der Brüsseler Weltausstellung 1910: Blick auf die Anlage der Deutschen Abteilung.





Ein Grabmonument von Hans Dammann.

Das erste Denkmal eines deutschen Künstlers auf dem Campo Santo in Mailand.



Von links nach rechts: Fr. Sanitätsrat Croce. Herzogin zu Trachenberg. Fr. Stadtrat Mark. Fr. Oberbürgermeister Bender. Hr. Stadtrat Friedel. Fr. v. Heydebrandt und der Lasa. Fr. v. Falkenhayn. Baronin v Maltzahn. Fr. v. Wallenberg-Pachaly.

Vom Wohltätigkeitsfest des Armen-Pflegerinnen-Vereins im Rathaus zu Breslau. Phot. Fischer.

In dem altehrwürdigen Breslauer Rathaus fand vor einigen Tagen ein glänzendes Wohltätigkeitsfest statt, das der unter dem Protektorat der Fürstin Hatzfeldt, Herzogin zu Trachenberg, stehende Breslauer Armen-Pflegerinnen-Verein veranstaltet hatte. Das erfolgreiche Fest brachte den wohltätigen Zwecken des Vereins einen unerhofft reichen Gewinn.

Der Komiker Karl Blasel, einer der Lieblinge ungezählter Generationen von Wiener Theaterbesuchern, feierte kürzlich ein Doppelfest: das fünfzigjährige seiner Ehe mit seiner Gattin Marie und das sechzigjährige seiner Bühnenlaufbahn. Daß der Jubilar in seinem Wien gebührend gefeiert wurde, und daß es dabei sehr fröhlich herging, ver-



Phot. J. Seebald.

Das Jubelpaar verläßt die Karlskirche.

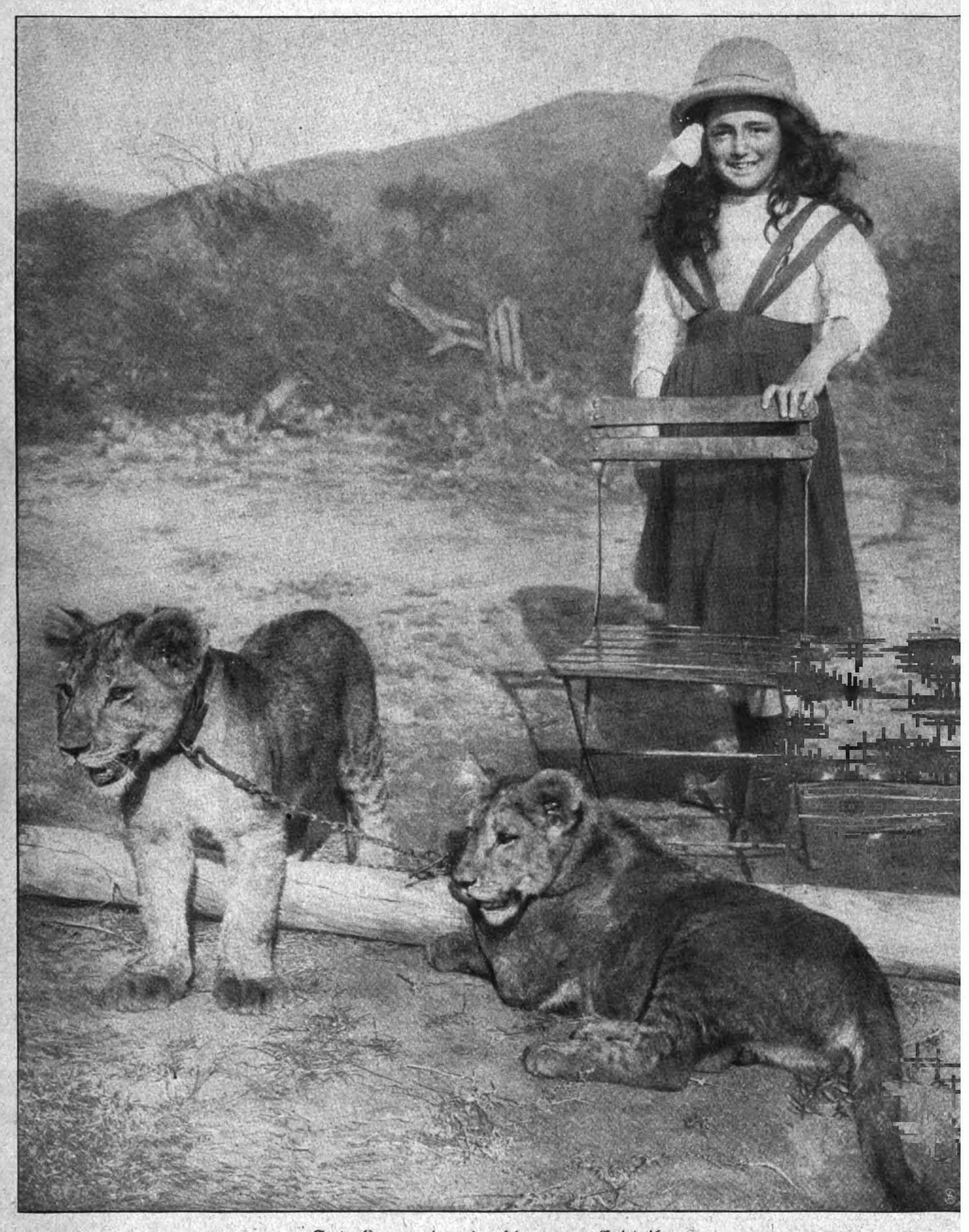
Die goldene Hochzeit des Wiener Schauspielers Karl Blasel.



Phot. Kaufhaus des Westens.

Opernsänger Robert Philipp und seine Braut Frl. Marie Dietrich.

Familienfeste in Künstlerkreisen.



Gute Kameraden im schwarzen Erdteil:

Die Tochter des französischen Konsuls in Diré-Daoua (Abessinien) mit ihren jungen Löwen.

steht sich von selbst. Von der Gemeinde Wien erhielt er eine Ehrengabe von tausend Kronen in Gold.

Hofopernsänger Robert Philipp, das geschätzte Mitglied der Berliner Hofoper, hat kürzlich seine vielen Bewunderer mit der Nachricht überrascht, daß er sich mit seiner Kollegin Frl. Marie Dietrich verlobt hat. Die Hochzeit findet am 14. Dezember statt. Den Künstler wie seine zukünftige Gatti[n] bindet noch ein längerer Kontrakt an das Opernhaus.

Eine kleine Französin, die Tochter des Konsuls in Diré-Daoua in Abessinien, verfügt über zwei reizende Spielgefährten, wie sie nicht viele Kinder besitzen dürften: Zwei Löwen, un[d] zwar nicht hölzerne oder ausgestopfte Menageriepuppen



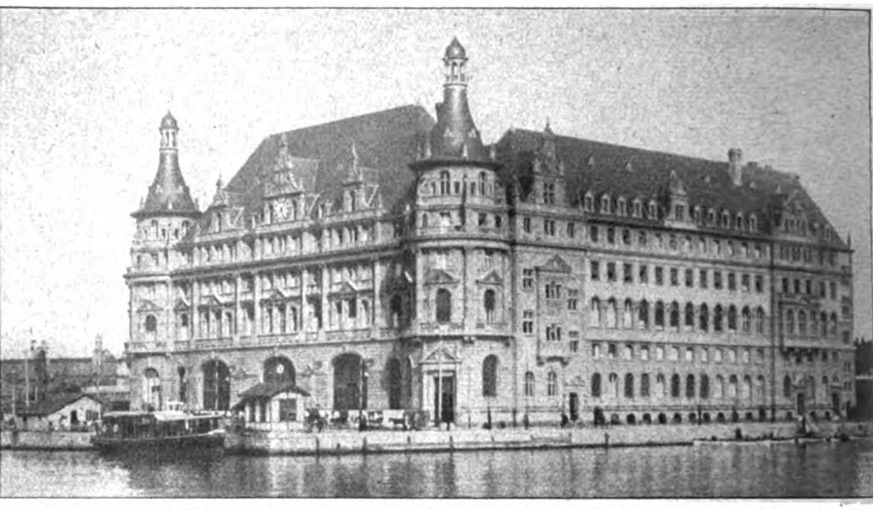
Prof. Dr. Politzer, Wien.
Zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum



Dr. M. Pickert †
Direktor der Heilstätten Beelitz bei Berlin.



Hauptmann Otto Petzel †
Von der deutschen Gesandtschaft in Teheran.



Der neue Bahnhof in Haidar Pascha, Endstation der Anatolischen und Bagdad-Bahn.

sondern wirkliche, lebende Raubtiere, wenn auch junge und wohlerzogene. Der Dedjaz von Harrar hat seiner kleinen Freundin dieses nette kleine Geschenk gemacht — und man sieht es unserem Bild an, wie sehr sie sich über diese Auszeichnung freut.

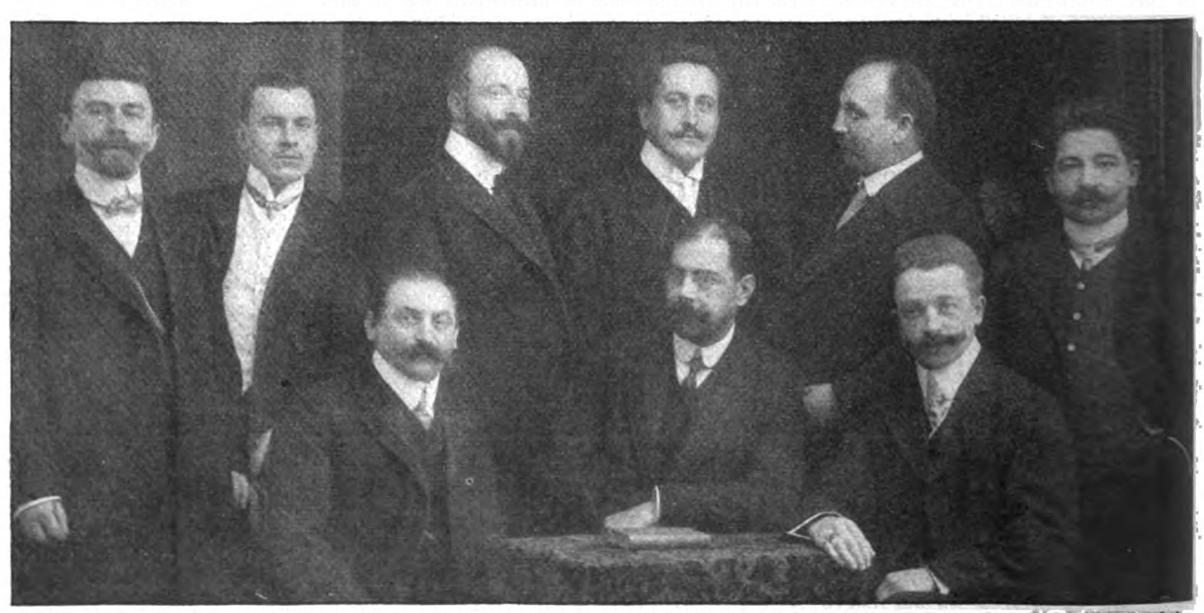
Am 9. Dezember feiert Hofrat Professor Dr. Adam Politzer in Wien sein 50jähriges Doktorjubiläum. Er gehört nicht nur zu den berühmtesten und tüchtigsten lebenden Ohrenärzten, sondern ist auch ein warmherziger, in den weitesten Kreisen bekannter Philanthrop, der seine Kunst gern in den Dienst der Armen und Bedürftigen stellt.

Dr. Martin Pickert, der ärztliche Direktor der Lungenheilstätte Beelitz der Landesversicherungsanstalt Berlin, der vor kurzem nach schwerem Leiden verschieden ist, war einer der wackersten Streiter in dem großen Kampf gegen die Tuberkulose. Er leitete die Anstalt in Beelitz seit ihrer Gründung, und sie sowie Tausende ihrer Patienten haben allen Grund, dem umsichtigen und menschenfreundlichen Arzt ein dankbares Andenken zu wahren.

In Teheran ist der Hauptmann Otto Petzel, à la suite des Sächsischen Feldartillerieregiments 32, den schwarzen Blattern erlegen. Hauptmann Petzel wurde im Frühling dieses Jahres zur deutschen Gesandtschaft in Teheran kommandiert. Nach einer beschwerlichen Reise traf er während der Revolutionstage in Persien ein. Er hatte während der Kämpfe in Teheran schwere Gefahren zu bestehen. Zweimal wurde er durch Gewehrschüsse verwundet. Nun setzte der Schwarze Tod dem Leben dieses hoffnungsvollen und strebsamen Offiziers ein Ende.

Die Arbeiten an der Anatolischen und Bagdad-Bahn, dem deutschen Kulturwerk, das die Asiatische Türkei dem Weltverkehr erschließen soll, schreiten rüstig fort. Die Strecke bis Haidar Pascha ist nun vollendet, und das imposante Bahnhofsgebäude dieses wichtigen anatolischen Verkehrspunktes konnte jüngst eingeweiht und dem Verkehr übergeben werden.

Der Philharmonische Verein in Frankfurt a. M., eine der ältesten und angesehensten musikalischen Vereinigungen Westdeutschlands, feierte vor kurzem das Fest seines 75jährigen Bestehens.



Der Vorstand des Vereins (von links nach rechts): W. Schweitzer (II. Kassierer), R. (Noack II. Bibliothekar), Th. Weil (II. Vorsitzender), E. Butz (I. Bibliothekar), E. Noack (II. Schriftführer), R. Knoblauch (I. Vorsitzender), E. Schaaf (Beisitzer), G. Schilke (I. Schriftführer), H. Schmitt (I. Kassierer).

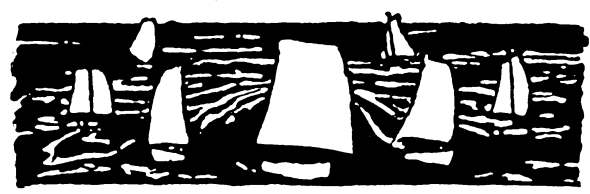
Zur Feier des 75jährigen Bestehens des Philharmonischen Vereins zu Frankfurt a. M.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 51. Berlin, den 18. Dezember 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 51.



Die sieben Tage der Woche.

9. Dezember.

Bei der Etatsberatung im Reichstag stellt sich Herr von Bethmann Hollweg als Reichskanzler und Herr Wermuth als Staatssekretär des Reichsschatzamts vor.

In München stirbt, 64 Jahre alt, der Maler Hermann Kaulbach (Portr. S. 2168).

Den Nobelpreis für Chemie erhält in diesem Jahr Professor Wilhelm Ostwald, Leipzig, den für Medizin Professor Theodor Kocher, Bern, den für Physik Guglielmo Marconi und Prof. Ferdinand Braun, Straßburg, den für Literatur die schwedische Schriftstellerin Selma Lagerlöf (Portr. S. 2166).

10. Dezember.

Das Nobelkomitee des norwegischen Storthings erkennt den Friedenspreis dem ehemaligen belgischen Ministerpräsidenten Beernaert und dem französischen Senator d'Estournelles de Constant (Portr. S. 2166) zu gleichen Teilen zu.

Der serbische Kriegsminister gibt seine Entlassung, weil der Finanzausschuß der Skupschtina seine Forderungen für Kasernenbauten abgelehnt hat.

Der König von Italien bestätigt das neue Ministerium, das Sonnino (Abb. S. 2166) aus Mitgliedern verschiedener Parlamentsgruppen gebildet hat. Minister des Aeußern ist Graf Guicciardini.

11. Dezember.

Aus Nigeria kommen Meldungen, nach denen die Lage der Franzosen sich dort sehr kritisch gestaltet hat. Es wird von mehrfachen Kämpfen mit den Eingeborenen berichtet, in denen sie große Verluste erlitten.

In Berlin halten die Konservativen einen aus allen Teilen des Reiches zahlreich beschickten Parteitag ab, der sich mit der Haltung der Reichstagsfraktion einverstanden erklärt.

In der türkischen Deputiertenkammer kommt es zu stürmischen Szenen, weil sich die Regierung weigert, den mit einer englisch-ottomanischen Gesellschaft abgeschlossenen Vertrag über die Schiffahrtskonzession auf Euphrat und Tigris dem Parlament vorzulegen.

12. Dezember.

Der Kaiser empfängt das neue Präsidium des Reichstags, den Konservativen Grafen Stolberg-Wernigerode, den Zentrumsabgeordneten Dr. Spahn und den Freikonservativen Erbprinzen zu Hohenlohe-Langenburg in Audienz, um die Mitteilung von der Konstituierung des Hauses entgegenzunehmen.

In Godesberg bei Bonn stirbt, 54 Jahre alt, der frühere preußische Kultusminister Dr. Holle (Abb. S. 2168).

Das Befinden des Königs Leopold von Belgien (Abb. S. 2169) gibt zu ernsten Befürchtungen Anlaß.

In Petersburg wird eine umfassende Verschwörung gegen das Leben des Zaren entdeckt. Zahlreiche Personen, darunter ein Universitätsprofessor und 20 seiner Hörer, werden verhaftet.

In Bilbao kommt es anläßlich der Munizipalwahlen zu großen Unruhen, bei denen 25 Personen verwundet werden; die Polizei nimmt zahlreiche Verhaftungen vor.

13. Dezember.

Der Reichstag beendet nach viertägigen Debatten die erste Beratung des Etats, von dem große Teile der Budgetkommission überwiesen werden.

In der türkischen Deputiertenkammer enden die heftigen Kämpfe um die Schiffahrtskonzession in Mesopotamien mit der Annahme eines Vertrauensvotums für die Regierung.

Das Ergebnis der Munizipalwahlen in Spanien ist ein Sieg der Liberalen und Republikaner über die Konservativen.

14. Dezember.

Prinzessin Elisabeth zu Stolberg-Roßla, Braut des Herzogregenten Albrecht, hält ihren Einzug in Braunschweig.

Verschwunden.

Von Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen.

Die neuste, in den ersten Tagen dieses Monats in Berlin bekannt gewordene Auffindung von abgetrennten Teilen einer unbekannten weiblichen Leiche lenkt wiederum das Augenmerk auf jenes plötzliche und zunächst spurlose Verschwinden von Personen, das in den letzten Jahren wiederholt unsere Gemüter beunruhigt hat. Menschen, die noch vor wenigen Tagen, ja vor kurzen Stunden von Zeugen gesehen wurden, werden im Augenblick in ihrer Umgebung vermißt, und Leichen oder Leichenteile Unbekannter treiben im Wasser oder liegen auf Feldern und öffentlichen Plätzen. Beide räumlich und zeitlich getrennte Tatsachen ergänzen sich in den meisten Fällen, wenn auch erst im Laufe der Zeit, zu einem und demselben bedauerlichen Ereignis, indem hier eine Person verschwindet, die dort als unbekannte Leiche aufgefunden wird. Wenn eine Person nur wenig Umgang hat, ihren alten Wirkungskreis eben verließ oder in eine neue Umgebung vor kurzem erst eintrat, so kann ihr Verschwinden kürzere oder längere Zeit unbemerkt bleiben. Gerade wir Gegenwärtigen, die wir mit Telegraph und Telephon im Zeichen eines vollkommenen Verkehrs zu stehen glauben, werden in unserem Sicherheitsgefühle getroffen, wenn es der gemeinsamen Arbeit der Behörden, des Publikums und der Presse nicht gelingen will, das Geheimnis, das solche Ereignisse umhüllt, zu lüften.

Es ist ein interessantes Ergebnis, das die Kriminalgeschichte uns bietet, wenn wir die Frage aufwerfen: „Wie verfährt der Mörder oder Totschläger mit den Leichen seiner Opfer?“ Die Art und Weise dieses Ver-

haltens kann dem Kriminalpsychologen wertvolle Aufschlüsse über den Charakter und die Verbrechensmotive des Täters geben, weil die nachfolgende Behandlung der Leiche vielfach schon vor der Tat mit erwogen worden ist und auch das erst nach der Verbrechensverübung beschlossene Gebaren mit dem toten Opfer psychologisch aus dem Gemützustande des Verbrechers vor und bei der Tat fließt.

Es gibt eine ganze Reihe von Verbrechern, die die Leichen ihrer Opfer unberührt so liegen lassen, wie sie unter ihrer Hand gefallen sind. Hierher gehören die Leidenschaftsverbrecher, die aus Haß und Rache — der politische Verbrecher! — oder aus Eifersucht und Liebe töten. Stolz oder ein Mitgefühl halten sie davon ab, sich an dem Getöteten zu vergreifen. Erotische Verbrecher betten die Leiche oft sorgsam zur Erde und schmücken sie, wie der Jenenser Student Fischer, noch mit Blumen. Andere lassen in einer fast unglaublichen Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit ihre Opfer, selbst am hellen Tage und an belebtem Orte, liegen, wo sie gefallen sind, so der 1907 in Dresden hingerichtete Mädchenstecher Schilling sein dreizehnjähriges Opfer auf einer Wiese in der Nähe von Schandau. Für eine große Zahl von Lustmördern ist es charakteristisch, daß sie, im Freien oder in geschlossenen Räumen, die Leichen entblößt, wie sie sie vergewaltigt haben, am Tatorte zurücklassen. Es ist hier der über den Tötungsakt noch hinauswirkende Sadismus, der sie zu solchem Handeln treibt.

Andere Verbrecher scheuen das Liegenlassen der Opfer in voller Oeffentlichkeit und locken sie — so häufig Raub- und Lustmörder — entweder vorher in eine einsame Gegend, in einen Busch, einen Wald usw., oder suchen sie überhaupt nur an solchen Orten auf, wie der Raub- und Lustmörder Dittrich jene Frau im Staatswalde bei Königstein, oder schleppen sie endlich nach der Tat in solches Versteck. Wennschon sie ihr Verbrechen in leidenschaftlicher und sexueller Erregung begehen können, macht sich bei ihnen doch eine gewisse Vorsicht, wenigstens vor oder nach der Tat, geltend.

Eine weitere Verbrecherkategorie nimmt an der Leiche irgendwelche Veränderung vor, um die Spur des Verbrechers oder des ganzen Verbrechens zu verwischen. Lady Macbeth bei Shakespeare färbt die Kleider der erstochenen Wächter König Duncans mit Blut, um den Verdacht des Königsmordes auf sie bzw. auf Duncans Söhne als Anstifter zu lenken. Der Raubmörder Schunicht, der 1886 in Berlin hingerichtet wurde, faltete seinem Opfer, einem ältlichen Mädchen, auf dessen Ersparnisse er es abgesehen hatte, die Hände über einem Gesangbuche friedlich zusammen, um den Anschein eines natürlichen Todes zu erwecken, während er sie mit den Händen erwürgt hatte. Grete Beier schoß dem Ingenieur Preßler eine Kugel in den Mund, nachdem er bereits zufolge des genossenen Zyankalis verschieden war. Die Waffe legte sie auf den Boden, als sei sie seiner Hand entfallen. Auf dem Schreibtisch vor ihm breitete sie das gefälschte Testament und den bekannten „Feronibrief". So wollte sie Selbstmord Preßlers vortäuschen. Im Jahre 1904 erschlug der Glasmachermeister Linke in Kamenz Frau, Schwiegermutter und Kinder mit dem Beil und steckte dann, um die Tat zu verdecken, das Haus an verschiedenen Stellen in Brand. Wegen der gleichen Tat wurde vor wenigen Wochen der Feldarbeiter Naurock in Berlin verurteilt.

Hieran schließt sich jene letzte Reihe von Verbrechern, die ganz sicher gehen wollen und die Leichen vorübergehend oder für immer in ihrem Besitz behalten bzw. sonst sicherstellen oder sie dem Verkehr nur in zahlreichen Trennstücken zurückgeben. Hier finden wir jene unheimlichen Gesellen, die ihre Opfer von der Erde im wahrsten Sinne des Wortes verschwinden lassen.

Der im Jahre 1906 wegen Mordes zum Tode verurteilte, aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigte Arno Hoffmann vergiftete einen Leipziger Bankbeamten, um die von ihm verwaltete Kasse zu berauben, transportierte die Leiche mittels Bahn in einem Koffer nach Dresden, wo er sie in die Elbe werfen wollte, und mietete, als seine erwähnte Absicht mißlang, in einer Gasse einen Schuppen, in dem er den Toten vergrub. Wenn er mit seinen Spießgesellen an dem Grundstück vorüberging, pflegte er zu sagen: „Da drüben ist mein Kirchhof." Während er später vorübergehend im Zuchthaus saß, zahlte auftragsgemäß ein Genosse die Miete für den Schuppen weiter. Kurz vor der Entdeckung der Tat war die „Beisetzung" eines neuen Opfers auf dem „Kirchhof" in Aussicht genommen. Jahrelang war der ermordete Bankbeamte „verschwunden".

Mrs. Guineeß, die Massenmörderin von Laporte, lockte eine Reihe vermögender Männer, besonders Ausländer, durch Heiratsofferten in ihre hübsch gelegene Farm, die keiner wieder verlassen sollte. Sie ließ sie sämtlich „verschwinden", bemächtigte sich ihrer mitgebrachten Barschaft und verscharrte die Leichen der vermutlich vergifteten Opfer in Hof und Garten. Man hat sie sogar im Verdacht, daß sie mit auswärtigen Mörderbanden in Verbindung stand, die ihr in Kisten Leichen zum Verbergen schickten.

Daß die Leiche dem Verkehr in Teilstücken zurückgegeben wurde, ist in zahlreichen Fällen geschehen. Im Juni 1904 war in Berlin die neunjährige Lucie Berlin tagelang spurlos verschwunden. Dann wurde zunächst am Schiffbauerdamm ihr Rumpf, dem Kopf und Gliedmaßen fehlten, aus der Spree gezogen. Einige Tage später wurden im Spandauer Schiffahrtskanal weitere Leichenteile, Arme und Kopf, und an andern Stellen die Beine gefunden. Als Täter wurde Theodor Berger ermittelt und verurteilt. Im August 1901 verschwand die fünfjährige Else Kassel und im April 1905 die siebenjährige Erna Schaare. Die Leiche der Kassel und Rumpf und Beine der Schaare wurden im Keller des Postschaffners Büther ausgegraben. Kopf und Arme der Schaare wurden zwei Tage nach deren Verschwinden in der Nähe eines Bahnhofs in Berlin in einer Pappschachtel gefunden. Büther wurde im März 1906 hingerichtet. Eine außerordentliche Zerstreuung der Leichenteile ist in dem neusten Berliner Fall zu konstatieren. Nur der obere Teil des Rumpfes und vermutlich Arme und Nase wurden zunächst, an verschiedenen Orten, gefunden; Unterleib, Kopf und Beine fehlten.

Die Motive zu solcher Zerstücklung und Verstreuung können zweifacher Art sein, die sich häufig, wie wohl nach den neusten Ermittlungen auch im jetzigen Fall der Anna Luise Arnhold, vereinigt finden werden. Der Mörder zerstückelt die Leiche aus sexueller Lust, nachdem er oft schon dem noch lebenden Opfer Verletzungen beigebracht hat. Da er die Leichenteile meist nicht anders unterbringen kann, verstreut er sie, in der Hoffnung, daß so die Rekognition der Ermordeten nicht

gelingen werde. Anderseits kann sich in solchem Verstreuen der Trennstücke der Sadismus des Lustmörders fortsetzen. Er hat seine geheime Wollust an der Erregung und Spannung in der Oeffentlichkeit bei der allmählichen Auffindung der Teile.

Nicht immer muß Raub- oder Lustmord dem plötzlichen spurlosen Verschwinden einer Person zugrunde liegen. Seit zwei Jahren wurde der Gastwirt Geyer in Soborten vermißt, bis im letzten Sommer der Kegeljunge, in der Meinung, eine verborgene Kugel gefunden zu haben, aus dem Boden der Kegelbahn den Kopf Geyers ausgrub und nicht weit davon auch der Körper gefunden wurde. Die Ehefrau Geyer gestand, ihren Mann, der sich am Abend vor seinem Verschwinden roh an ihr vergriffen habe, in der Notwehr mit einer Hacke erschlagen zu haben. Sie wurde vor wenigen Tagen vom Schwurgericht Leitmeritz freigesprochen. Danach hätte sie also, ohne sich strafbar gemacht zu haben, nur aus Scheu vor einem gerichtlichen Verfahren die Leiche ihres Mannes verscharrt. Ein junger Kaufmann und seine Geliebte beschlossen wegen Aussichtslosigkeit ihrer Heirat gemeinsam in den Tod zu gehen. Als er das Mädchen erschossen hatte, fehlte ihm der Mut zum Selbstmord. Aus Furcht vor der Strafe (mindestens drei Jahre Gefängnis!) wegen Tötung einer Einwilligenden hielt er die Leiche eine Zeitlang in seiner Wohnung verborgen. Eine Ehefrau, die mit ihrem Mann in unglücklicher Ehe lebte, starb eines Nachts plötzlich am Herzschlag, nachdem sie am Abend zuvor mit dem Gatten einen heftigen Auftritt gehabt hatte. Der Mann, der mit seiner Frau in der Wohnung ganz allein war, fürchtete die bösen Zungen der ihm feindlichen Hausbewohner, die ihm einen Giftmord nachsagen könnten. Er verlor den Kopf, verschwieg den Tod seiner Frau und schaffte die Leiche eines Nachts ins Freie. Er hatte sich unvorsichtigerweise wiederholt zu der Aeußerung hinreißen lassen, er werde seiner Frau schon noch etwas „eingeben". Hier hielt also ein Unschuldiger die Leiche verborgen. Es werden gewiß noch andere, ähnliche Fälle möglich sein. Selbst die immerhin nicht naheliegende Möglichkeit kann nicht ausgeschlossen werden, daß ein Unschuldiger durch die Verkettung der Umstände in Verwirrung gerät und, um nicht eines Tötungsverbrechens beschuldigt zu werden, eine Leiche zerstückelt und die Teilstücke verstreut, in der Hoffnung, die Persönlichkeit werde so sich nicht feststellen lassen, ja, der Verdacht werde in der Richtung nach einem Lust- oder Raubmord sich völlig von ihm entfernen. So wundersam sind die Labyrinthe der Menschenseele!

Aus der Stadt Heinrichs des Löwen.
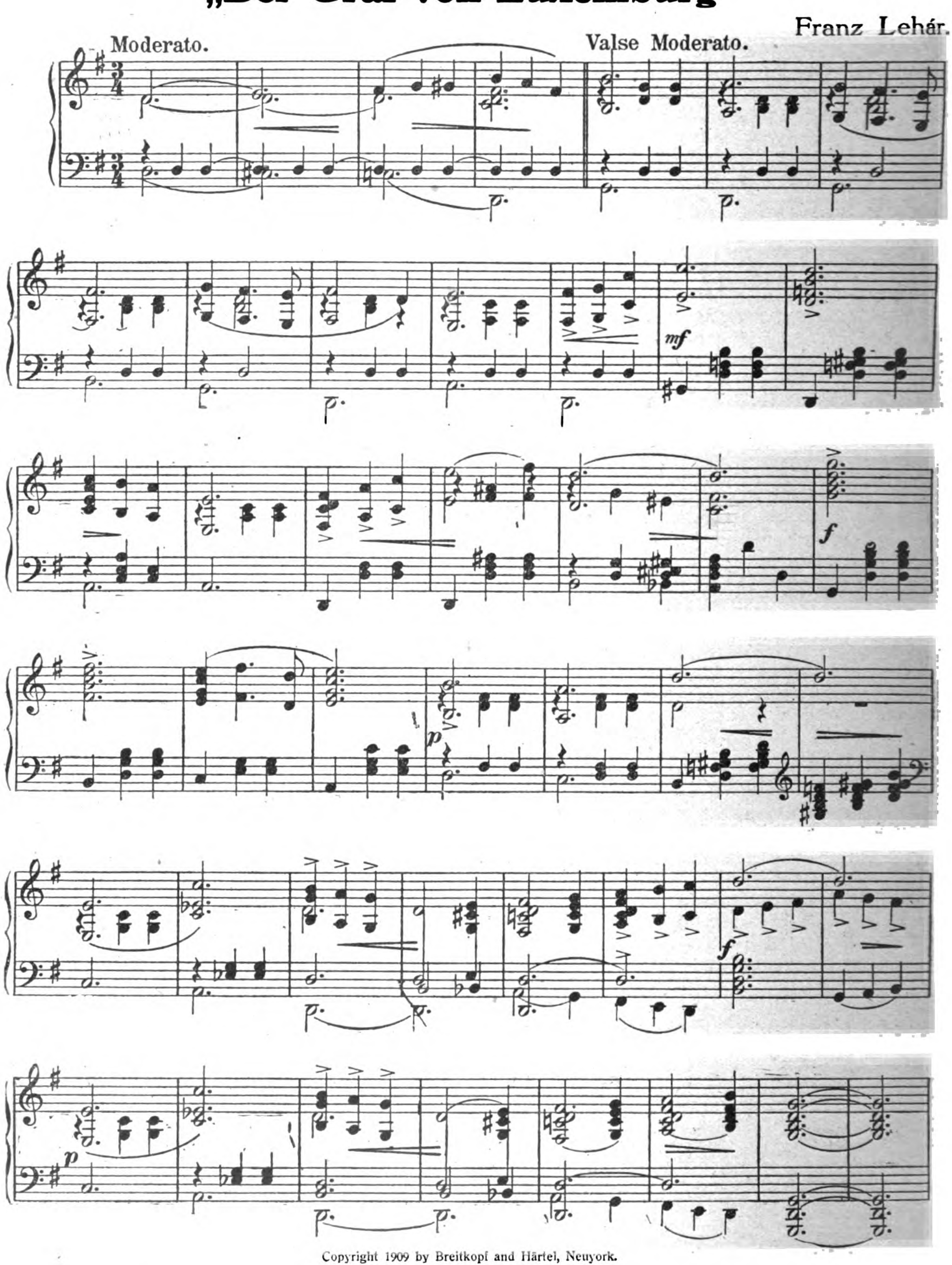
Von Victor Ottmann. — Hierzu die Abbildungen auf S. 2167.

Der köstlich stille, so ganz in sich abgeschlossene Platz in Braunschweig, auf dem zwischen der Burg Dankwarderode, dem Dom und den altehrwürdigen Bürgerhäusern seit fast 750 Jahren der eherne Löwe Heinrichs des Löwen aus blinden Augen über Menschen und Schicksale blickt, bekam in dieser Woche wieder einmal das lange entbehrte Schauspiel höfischen Glanzes zu sehen. Der Regent des Herzogtums Braunschweig, Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, hat am vergangenen Mittwoch die Prinzessin Elisabeth zu Stolberg-Roßla als Gemahlin heimgeführt. Von hier, der Burg Dankwarderode, aus begaben sich die hohen Herrschaften in den Dom zur Trauung, und ganz Braunschweig freut sich von Herzen darüber, daß nun wieder eine Herrin im herzoglichen Schloß waltet und mit ihr fröhliches Leben in die so lange verwaist gewesenen Räume einzieht. Für die Residenz bedeutet die Vermählung nicht nur ein politisch dynastisches, sondern natürlich auch ein gesellschaftlich tiefeinschneidendes Ereignis, das die trotz aller Rührigkeit so vornehm ruhige Stadt in Atem hält.

Selbst auf die Gefahr hin, nichts Neues vorzubringen, darf man in solchen Tagen wohl ein paar Worte über einen der wichtigsten Mittelpunkte deutschen Gemüts- und Geisteslebens sagen. Braunschweig gehört zu jenen alten Städten, die wie ein Januskopf zwei Gesichter zeigen: eins mit wachen, hellen Augen, das in die Gegenwart und Zukunft blickt, und eins, das verträumt ins Dämmerlicht vergangener Zeiten rückwärts schaut. Eine uralte Stadt mit tausend Erinnerungen aus Ehedem und wieder eine moderne Großstadt mit jedem Komfort, wie ein Geschlecht ihn liebt, das aus ästhetischen Gründen wohl für die wundervoll verschnörkelte Romantik mittelalterlicher Giebelhäuser schwärmt, zum Wohnen aber einen Neubau mit Luft und Licht und allen Bequemlichkeiten unbedingt bevorzugt. Und obwohl Braunschweig doch ein sehr lebhaftes Industrie- und Handelzentrum ist, klingt hier die Musik der neuen Zeit bei weitem nicht so ungebärdig, so nervenpeitschend wie in mancher andern Großstadt; wohltuende Stille, die Ruhe abgeklärten Alters liegt über Straßen und Häusern.

Das kommt dem Besucher schon zu Bewußtsein, wenn er den Hauptbahnhof verläßt, der, einer der ältesten im Reich, noch aus den Kinderjahren unseres Eisenbahnwesens stammt. Ein paar Schritte nur, und ihn umfängt der grüne Frieden der Promenadenanlagen, die an Stelle der längst geschleiften Festungswerke die Altstadt umgürten und hier und da zu ansehnlichen Parks im englischen Stil, wie dem Bürgerpark und dem herzoglichen Park, erweitert sind. Die freundlich umbuschte Oker, gerade groß genug, um ein gemütliches Dampferchen zu tragen, schlängelt sich zwischen Baumgruppen und Rasenflächen hindurch, und eine Fülle gärtnerischer Idyllen lockt den Spaziergänger immer tiefer in lauschige Winkel. Diese Anlagen mögen dem Naturfreund vielleicht als das Schönste von Braunschweig erscheinen, sie bilden jedenfalls einen höchst stimmungsvollen Uebergang zum Genuß der altertümlichen Gassen und Häuser. Der Fremde braucht dabei seine Gehwerkzeuge nicht übermäßig anzustrengen, denn alles Sehenswerte liegt nahe beieinander. Genau im Mittelpunkt der Stadt ist es, wo er den Herzschlag ihrer Geschichte am deutlichsten zu vernehmen glaubt, auf dem schon erwähnten Burgplatz zwischen dem Dom, dem ehrwürdigen, von

Walzer-Intermezzo aus der Operette
„Der Graf von Luxemburg“



Valse.

f v. o.

Più animato.

Presto.

Mit gütiger Erlaubnis des Verlages W. Karczag und C. Wallner, Wien. — Sämtliche Rechte vorbehalten.

Heinrich dem Löwen 1173 gegründeten Gotteshaus, und der Burg Dankwarderode, die in ihrer jetzigen Form allerdings in der Hauptsache etwas Neues darstellt, da von der alten Burg, der ältesten Niederlassung, nur noch wenige Reste vorhanden sind. Aber die Rekonstruktion des mehrfach durch Feuer zerstörten Baus ist trefflich geglückt und bildet ein würdiges Seitenstück zum Kaiserhaus in Goslar. Vor der Burg steht das uralte Wahrzeichen Braunschweigs: auf hohem Sockel ein eherner Löwe in dem strengen Gießkunststil der Zeit Heinrichs des Löwen, der ihn als Sinnbild seines Namens und seiner Macht errichten ließ, und der noch heute eine außerordentliche Wirkung ausübt, obwohl ihm sieben Jahrhunderte die ursprüngliche Vergoldung und das Email seiner Augen geraubt haben. Unter den umstehenden Häusern fesselt ein prächtiger Fachwerkbau den Blick, das Huneborstelsche Haus, das wahrscheinlich von dem Meister des berühmten „Brusttuchs" in Goslar stammt und mit seinen wundervollen, zum Teil übermütig humoristischen Zieraten für einen der schönsten alten Profanbauten Deutschlands gilt. Es stand früher in einer andern Straße und wurde, als es dort einem Neubau weichen sollte, mit großem Geschick hierher verpflanzt.

Schon die Straßennamen des alten Braunschweig atmen den Geist geheimnisvoller alter Tage: „Riehsäutchen", „Radeklint", „Schild", „Bockstwete" — wie ganz anders klingt das als unsere modernen Straßennamen, die zumeist in gar keiner Beziehung zum Wesen der Straße stehen und der Phantasie nichts zu bieten haben! Und seltsam wie ihre Namen muten den Fremden die mittelalterlichen Gassen an, durch die er auf seinem Rundgange schreitet, und die ihren Märchenzauber am schönsten nachts beim Vollmondschein entfalten. Da glaubt er in den phantastisch verschnörkelten Haustoren, in dunklen Winkeln und hinter den Fenstern der überhängenden Giebel Spukgebilde zu sehen, die ihm merkwürdig bekannt vorkommen — ja, jetzt erkennt er sie, es sind Gestalten aus Wilhelm Raabes köstlichen Erzählungen; hier, am Wohnort des Dichters, versteht er sie erst so recht . . . Unmöglich, alle die schönen und interessanten Gebäude Alt-Braunschweigs im Rahmen einer knappen Skizze zu würdigen. Da ist das gotische Altstadtrathaus mit seinen steinernen Fürstenbildnissen, die Martinikirche Heinrichs des Löwen, der prächtige Steingiebelbau des Gewandhauses, der Hagenmarkt mit der Katharinenkirche, die originelle „alte Wage" und der von bunten Fachwerkhäusern umsäumte Bäckerklint. Hier auf dem Bäckerklint kann sich der vielleicht schon ermüdete Wanderer an den Reizen des Exakt-Stofflichen erquicken, indem er sich, Arnold Kramers Till-Eulenspiegel-Brunnen vor Augen, ein Glas Mumme zu Gemüte führt. Wie im Till Eulenspiegel, der in dem nach ihm benannten Hause am Bäckerklint als Geselle gearbeitet haben soll, die echt niederdeutsche Unverwüstlichkeit des Sich-nicht-unterkriegen-Lassens verkörpert wird, so treibt ein verwandtes Element sein Wesen in der Mumme, dem süßen, dickflüssigen, starken Malzbier, das seit vierhundert Jahren eine einzigartige Spezialität Braunschweigs bildet.

„Bronsewick, du leife Stadt
Vor vel dusend Städten,
Dei sau schüne Mumme hat,
Da ick Worst kan freten . . ."

so beginnt ein altes Loblied der Mumme, eins von zahllosen, und es spielt zugleich auch auf eine andere Braunschweiger Spezialität an, die Wurstwaren, unter denen wiederum die Schlackwurst ihre ganz besonderen Meriten hat.

Aber verlieren wir uns nicht in den Irrgängen der Schlemmerei, wir müßten sonst auch noch dem Braunschweiger Honigkuchen und dem Spargel eingehende Würdigung zuteil werden lassen. Werfen wir lieber noch einen Blick auf die modernen Stadtquartiere. Ueber den Bohlweg, eine von den Flaneuren bevorzugte Hauptstraße, gelangen wir zum Herzoglichen Schloß mit seiner imposanten Front. Es ist gerade um die Mittagzeit, und auf dem Schloßplatz entfaltet sich bei den Klängen der Militärmusik das muntere Treiben des Wachtparadebummels, wobei, wie überall bei solchen Gelegenheiten, „wie zufällig" Er und Sie sich treffen und die drahtlose Telegraphie Triumphe feiert... Leider müssen wir schnell weiter eilen, denn eine Reihe monumentaler Bauten harrt der Besichtigung: das Hoftheater, das Herzogliche Museum mit seinen Kunstschätzen, das neue Rathaus und die Technische Hochschule — um nur die wichtigsten zu nennen. Sie gereichen dem Stadtbilde Neu-Braunschweigs ebenso zur Zierde wie die mit Geschmack angelegten und außerordentlich sauberen neuen Straßenzüge. Es läßt sich ja leider nicht verhindern, daß ein Stück Altstadt nach dem andern den gebieterischen Ansprüchen der Entwickelung zum Opfer fällt, aber zum Glück ist man heute mehr als früher bestrebt, das schwindende Alte durch etwas Neues von gleichartigem Reiz zu ersetzen, und diesem Eifer hat Braunschweig es zu verdanken, daß es in seiner harmonischen Verschmelzung von Altem und Neuem unzweifelhaft zu den schönsten, eigenartigsten und angenehmsten Großstädten gehört.

Unsere Bilder

Die erste Reichstagsrede des neuen Kanzlers (Abb. S. 2165) ist von aller Welt mit großer Spannung erwartet worden. Nun hat sich das wichtige politische Ereignis begeben. Herr v. Bethmann Hollweg hat nicht eine Antrittsrede gehalten, sondern zwei. Die erste, die den Fragen der inneren Politik und der parlamentarischen Gesamtlage galt, enthielt vor allem eine ernste Mahnung zum Frieden und zur ruhigen Arbeit. Der Kanzler hob vor allem hervor, daß eine einseitige Parteiregierung für Deutschland verderblich wäre. Die zweite Rede enthielt das diplomatische Programm des neuen Reichskanzlers. Sie wurde im ganzen Reich und auch im Ausland sympathisch begrüßt.

Die Vermählung des Regenten von Braunschweig (Abb. S. 2167) ist das höfische Ereignis dieser Woche. Die alte Welfenstadt beherbergte eine große Anzahl fürstlicher Gäste, darunter den Kaiser und die Kaiserin, die gekommen waren, der Hochzeit des Herzogregenten Johann Albrecht mit der jungen Prinzessin Elisabeth zu Stolberg-Roßla beizuwohnen, des sympathischen Fürstenpaares, das von nun ab vereint in dem Braunschweiger Residenzschloß thronen wird. Der Einzug der hohen Braut, die Trauung und all die andern Festlichkeiten haben das ehrwürdige Städtebild Braunschweigs mit buntem, glänzendem Leben erfüllt.

König Leopold II. (Abb. S. 2169). Der König der Belgier auf dem Totenbette! Die Kunde hat in der zivilisierten Welt das denkbar größte Interesse erregt. Kaum ein anderer Beherrscher eines kleineren Landes hat auf die Zeitgenossen einen so starken Eindruck gemacht wie dieser tatkräftige Sproß des Hauses Koburg. Die elegante Welt der internationalen Zentren kennt ein anderes Profil dieser eigenartigen Monarchengestalt als die wirtschaftlichen Kreise, die in dem „königlichen Kaufmann" einen der geschäftstüchtigsten Männer unserer geschäftstüchtigen Epoche bewundern, als die Chronique scan-

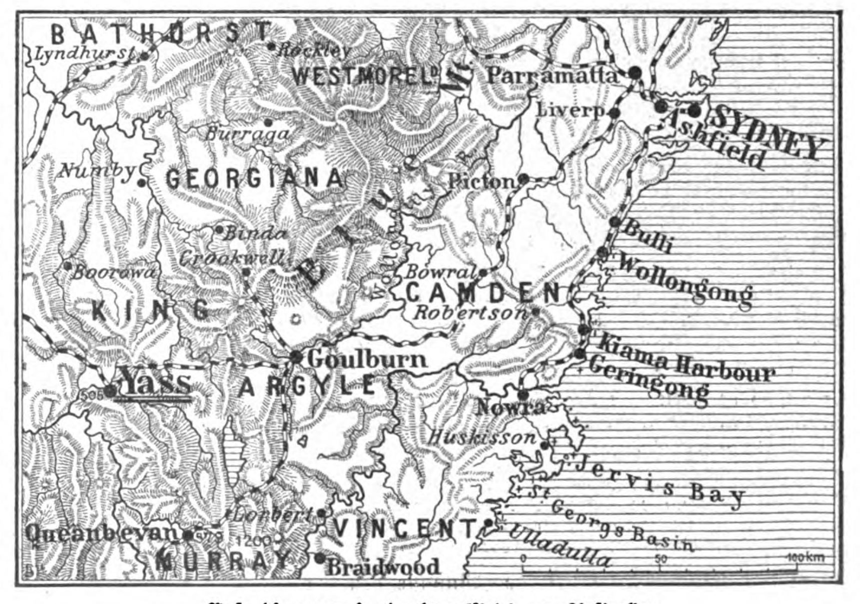




Der Erbe des belgischen Thrones Prinz Albert von Belgien und Gemahlin.

daleuse, die sich so gern mit Leopold II. beschäftigt hat. Der Fürst, der an der Riviera, in Paris und den Nordseebädern und auf den fashionablen Sportplätzen der elegante, mondaine Monarch up to date war, verwandelte sich in seinem Kabinett in einen klugen Rechner und Nationalökonomen, der sein Land zu einem seltenen materiellen Wohlstand gebracht hat und selbst dabei auch nicht zu kurz kam. In ihm scheidet nicht nur ein großer Kolonisator und erfolgreicher Regent aus der Welt, sondern auch eine der charakteristischsten Figuren unserer Zeit. König Leopold hat viele Gegner gefunden, aber keinen, der ihn banal fand.

Die neue Hauptstadt Australiens (Karte nebenst.). Seit dem Zusammenschluß der Staaten Australiens hat man in dem australischen Staatenbund eifrig die Frage erörtert, welcher Ort zur Hauptstadt des Bundes erhoben werden sollte. Natürlich kamen zunächst die Hauptstädte der sechs Einzelstaaten in Betracht, vor allen aber Melbourne und Sydney. Aber die Rivalität zwischen diesen beiden Großstädten verhinderte, daß man eine von ihnen wählte. Die Bundesbehörden zogen zuerst eine Reihe kleinerer, zentral gelegener Orte in Betracht. Endlich aber beschloß man, den Sitz der Bundesregierung überhaupt in keine bereits bestehende Stadt zu verlegen, sondern in dem fruchtbaren, vom Yaßflusse durchströmten Bezirke Yaß-Conberra eine neue Stadt zu gründen. Der Distrikt, der ein Gebiet von etwa 2000 Quadratkilometer umfaßt, gehörte bisher zum Staate Neusüdwales, geht aber jetzt natürlich in die Verwaltung des Bundes über. Er enthält zwei aufblühende Städtchen, Yaß und Conberra, die indes nicht dazu ausersehen sind, den Kern der neuen Großstadt zu bilden. Es versteht sich von selbst, daß vor allem für eine gute Verbindung der entstehenden Stadt mit den verschiedenen Gegenden Australiens gesorgt wird. Mit dem etwa 300 Kilometer entfernten Sydney ist der Bezirk von Sydney verbunden. Den Zugang zum Meer soll eine neue Bahn vermitteln, die an der Jervis Bai münden soll. Dort erhält der neue Bundesdistrikt ein kleines Gebiet von rund fünf Quadratkilometer. Eine andere Bahnlinie wird die Hauptstadt mit der Goulburn-Coomo-Staatsbahn vermitteln. Besondere Schwierigkeiten bietet die Versorgung der künftigen Stadt mit Wasser. Neusüdwales stellt ihr zwar eine Wassergerechtsame in einem 1300 Quadratkilometer großen Landstreifen zur Verfügung, aber es ist fraglich, ob das genügt. Ueberhaupt enthält dieser großartige Plan einer Städtegründung mancherlei ernste Probleme. Besonders der Architektur ist seit der Erbauung Washingtons eine so großzügige Aufgabe nicht gestellt worden. Gilt es doch, ein architektonisches Ganzes zu schaffen, das nicht nur seinem Zweck entsprechen, sondern auch durch seine Schönheit imponieren soll.



Yaß, die neue Landeshauptstadt von Australien.

Die Mannschaft des Horumsieler Rettungsbootes „Vegesack“ (Abb. S. 2168) hat während des letzten Sturms auf der Nordsee dem deutschen Seemannstande große Ehre gemacht. Das Boot, das von dem Vormann Heinrich Tiarks geführt wurde, und dessen andere Insassen, Tiedemann, Remers, C. Weihusen, W. Weihusen, Janssen, Fr. Tiarks, Harms und Behrens hießen, hatte die Besatzung der holländischen Tjalk „Ora et labora“ und zwei andere Schiffbrüchige aufgenommen. Die siebzehn Menschen wurden in dem kleinen Boot eine lange Winternacht umhergetrieben; es gelang nicht, das eingedrungene Wasser auszuschöpfen, und einer der Geretteten nach dem anderen starb vor den Augen der Retter vor Kälte und Erschöpfung; nur der holländische Matrose Schmidt blieb am Leben. Gegen Morgen landete der „Vegesack“ endlich auf Oldeoog, und die Ueberlebenden wurden nach Sonnenaufgang an Bord von S. M. S. „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ aufgenommen und gepflegt. Von der wetterharten Mannschaft des „Vegesack“ kam nur Behrens ums Leben. Seine Leiche und die 7 anderen wurden nach der Landung mit dem Boote wieder aufs hohe Meer getrieben.

Die Nobelpreise (Abb. S. 2166) wurden auch in diesem Jahr lauter in der ganzen Welt hochverehrten Persönlichkeiten zuteil. Unter ihnen befinden sich zwei Deutsche. Der Leipziger Chemiker und Naturphilosoph Wilhelm Ostwald erhielt den Preis für Chemie, dessen grundlegende Arbeiten in den Grenzgebieten der Physik und Chemie diese hohe Ehrung sehr begreiflich erscheinen lassen. Prof. Braun in Straßburg teilt den Preis für Physik mit Guiglielmo Marconi, dem großen Entdecker der drahtlosen Telegraphie. Auch Braun, der die Lehre von den elastischen, elektrischen und Lichtschwingungen in genialer Weise ausgebaut hat, gehört zu den Männern, die an der Ausbildung der Radiotelegraphie mitgewirkt haben. Der Preis für Medizin wurde dem berühmten Berner Chirurgen Kocher zuteil. Er hat sich besonders durch Forschungen über die Pathologie der Schilddrüse ausgezeichnet und wichtige Beiträge zur modernen Kriegschirurgie geliefert. Den Preis für Literatur erhielt eine in allen Ländern verehrte Dichterin, die Schwedin Selma Lagerlöf, deren Romane und Novellen von vielen Tausenden zu dem besten Besitz der zeitgenössischen er-

zählenden Literatur gerechnet werden. Der Friedenspreis der Nobelstiftung wurde wie der Physikpreis in diesem Jahr geteilt. Seine Träger haben sich in ihrer Heimat als Politiker hervorgetan, und beide, sowohl der ehemalige belgische Ministerpräsident Beernaert als der französische Parlamentarier d'Estournelles de Constant, gehören zu den bedeutendsten Mitarbeitern der Haager Konferenzen, des wichtigsten Friedenswerkes unserer Tage.

Die Papiere Dr. Cooks (Abb. S. 2166) werden jetzt von einer Kommission der Kopenhagener Universität auf ihre Echtheit und Beweiskraft geprüft. Während die Kommission, in der wissenschaftliche Autoritäten von Weltruf sitzen, ihre nicht leichte Arbeit mit der nötigen Gründlichkeit in Angriff nimmt, tobt der Kampf um die Entdeckung des Nordpols fort. Die Gebildeten aller Länder dürfen aber wohl dem Votum der hochangesehenen dänischen Hochschule mit Vertrauen entgegensehen.

Eine neue Schillerstatue (Abb. S. 2171), ein treffliches Werk des Bildhauers Prof. Adolf v. Donndorf, wird vor dem neuerbauten Stuttgarter Hoftheater aufgestellt werden. Die Bildsäule des großen Nationaldichters, der gerade für Württemberg und Stuttgart so viel bedeutet, ist ein bedeutendes Kunstwerk des berühmten Stuttgarter Meisters.

Advent in einem Künstlerheim (Abb. S. 2170). Die Berliner Oeffentlichkeit besitzt in Maria Labia, dem vielverehrten Mitglied an der Komischen Oper, eine gemütvolle und in ihren Ausdrucksmitteln wunderbar reiche Sängerin. Unsere Illustration gewährt einen interessanten Einblick in das durch die edelste Kunstübung veredelte Heim dieses Lieblings aller Berliner Kunstfreunde.

Aus der kanadischen Wüste (Abb. S. 2172). Kanada ist reich an gesegneten Gegenden, aber auch an Wüsteneien, wie sie in wenigen Kulturländern ihresgleichen suchen. In der sonst fruchtbaren Provinz Saskatchewan befinden sich die Great Sand Hills, eine über viele hundert Meilen ausgedehnte Wüste, in der einige große Salzseen liegen. Nur höchst ungern wagen sich Menschen in das Gebiet dieser trostlosen, stets in Bewegung befindlichen Sandberge. Wenn sich gelegentlich das Vieh der am Rand der Wüste weidenden Herden verirrt, haben die berittenen Hirten es nicht leicht, die Flüchtlinge vor dem Tod zu retten, und mancher dieser Cowboys ist nicht wieder heimgekehrt, wenn der fliegende Sand irgendwo ein Wegzeichen verschüttet hatte.

Personalien (Abb. S. 2166 u. 2168). Der neuernannte italienische Ministerpräsident Sidney Sonnino ist der namhafteste konservative Politiker Italiens. Er ist ein Schüler Crispis, in dessen Kabinett er zum erstenmal ein Portefeuille innehatte. Als Ministerpräsident war er der unmittelbare Amtsvorgänger Giolittis, dessen Nachfolger er jetzt geworden ist. — In Wien ist ein sensationeller politischer Prozeß im Gange. Der Historiker Dr. Heinrich Friedjung, dem wir wichtige Arbeiten über die Geschichte Oesterreichs im 19. Jahrhundert verdanken, hat während der Balkankrise des Vorjahres verschiedene kroatische Landtagsabgeordnete in einer Artikelserie des Hochverrats und der Bestechung beschuldigt. Daraufhin wurde er von sämtlichen Abgeordneten der serbo-kroatischen Koalition verklagt. Eigentlich ist aber er der Ankläger in der Verhandlung, die manches neue Licht auf Begebenheiten der nächsten politischen Vergangenheit wirft.

Todesfälle (Abb. S. 2168). Der frühere preußische Kultusminister Holle hat seinen Abschied nur um wenige Wochen überlebt. Das Leiden, das ihn schon im Jahre 1908, kaum ein Jahr nach seiner Ernennung zum Kultusminister, zwang, einen langen Urlaub zu nehmen, hat ihn in Godesberg bei Bonn dahingerafft. Der hochverdiente Beamte hat dem Staatsdienst über dreißig Jahre angehört. Es war ihm nicht beschieden, als Minister lange und erfolgreich arbeiten zu können, aber er hat während seiner Beamtenlaufbahn, besonders als Unterstaatssekretär im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, sehr verdienstlich gewirkt. — In München starb Professor Hermann Kaulbach, der tüchtige Sohn des berühmten Historienmalers. Der Verstorbene gehörte als Künstler nicht der Schule seines großen Vaters an, sondern der Pilotys. Das Beste, was er geschaffen hat, sind Genrebilder, besonders entzückende Kinderszenen, deren Anmut und zeichnerische Vorzüge dem Künstler viele Verehrer erwarben. Er ist 63 Jahre alt geworden und war Ehrenmitglied der Akademie der Bildenden Künste in München.

Herr Professor Th. Fischer bittet uns, nachdem er von zuständiger Seite darauf aufmerksam gemacht worden ist, daß in seinem Aufsatze: „Englands Machtstellung im Mittelmeere" (Nr. 49, S. 2074) der Herzog von Connaught zum Admiral gemacht wird, während er tatsächlich General ist, diesen Irrtum zu berichtigen. Die daran geknüpften Schlußfolgerungen, deren Berechtigung sich ja bald zeigen wird, glaubt er aber im wesentlichen aufrechterhalten zu sollen, auch mit Rücksicht auf die in Aden eingeleiteten Maßregeln, denn das Schwergewicht der Frage sieht er in dem Ersatz des Herzogs durch Kitchener, den bei weitem erprobtesten, erfolgreichsten General, über den England gegenwärtig verfügt. Kitchener ist nicht bloß ein Name, sondern ein Programm.

Die Toten der Woche

Graf Ludwig Apponyi, Hofmarschall für Ungarn, † in Budapest am 12. Dezember im Alter von 50 Jahren.

Karl Böttcher, bekannter Romanschriftsteller, † in Groß-Lichterfelde bei Berlin im Alter von 57 Jahren.

Graf Johann Harrach, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, † in Wien am 12. Dezember im Alter von 81 Jahren.

Viktor Hansmann, bekannter Komponist, † in Berlin am 12. Dezember im Alter von 38 Jahren.

Dr. Ludwig Holle, ehem. preußischer Kultusminister, † in Godesberg bei Bonn am 12. Dezember im Alter von 54 Jahren. (Portr. S. 2168.)

Sigismund Karpeles, bekannter Pianist und Komponist, † in Baireuth am 11. Dezember im Alter von 78 Jahren.

Professor Hermann Kaulbach, bedeutender Genremaler, † in München am 8. Dezember im Alter von 63 Jahren (Portr. S. 2168).

Professor Dr. Karl Krumbacher, Lehrer der byzantinischen Philologie, † in München am 12. Dezember im 53. Lebensjahre.

Dr. Ludwig Mond, bekannter Chemiker, † in Winnington am 11. Dezember im Alter von 70 Jahren.

General der Inf. z. D. Rudolf v. Reibnitz, † in Danzig am 7. Dezember im Alter von 80 Jahren.

Generalmajor z. D. Freiherr v. Riedheim, † in München am 8. Dezember im Alter von 67 Jahren.

Geheimer Rat Franz Rumler Freiherr v. Aichenwehr, Oberlandesgerichtspräsident a. D., † in Wien am 10. Dezember im Alter von 85 Jahren.

Vizeadmiral Zeye, Inspekteur des Torpedowesens, † in Kiel am 11. Dezember im Alter von 57 Jahren.

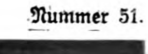
Bilder vom Tage



Am Ministertisch von links nach rechts: Staatssekret. Dr. Lisco, Staatssekr. Dernburg, Präs. des Reichseisenbanhamts Dr. Schulz, Staatssekr. Kraetke, Staatssekr. Frhr. v. Schön, Staatsselr. v. Tirpitz, Staatssekr. Delbrück, Reichskanzler v. Bethmann Hollweg. — Spezialaufnahme für die „Woche".

Ein historischer Augenblick im Reichstag:

Reichskanzler v. Bethmann Hollweg erklärt: In Deutschland könne die Regierung keine Parteiregierung sein.





Ministerpräsident a. D. Beernaert,
Friedenspreis.



Professor Braun, Straßburg,
Physik.



Professor Kocher, Bern,
Medizin.



Signor Marconi,
Physik.



Baron d'Estournelles,
Friedenspreis.



Selma Lagerlöf
Literatur.



Professor Ostwald, Leipzig,
Chemie.

Die diesjährigen Nobelpreisträger.



Phot. Kaltar.

Prof. Strömgreen, Kopenhagen,
wurde mit Prüfung
der Coolschen Dokumente beauftragt

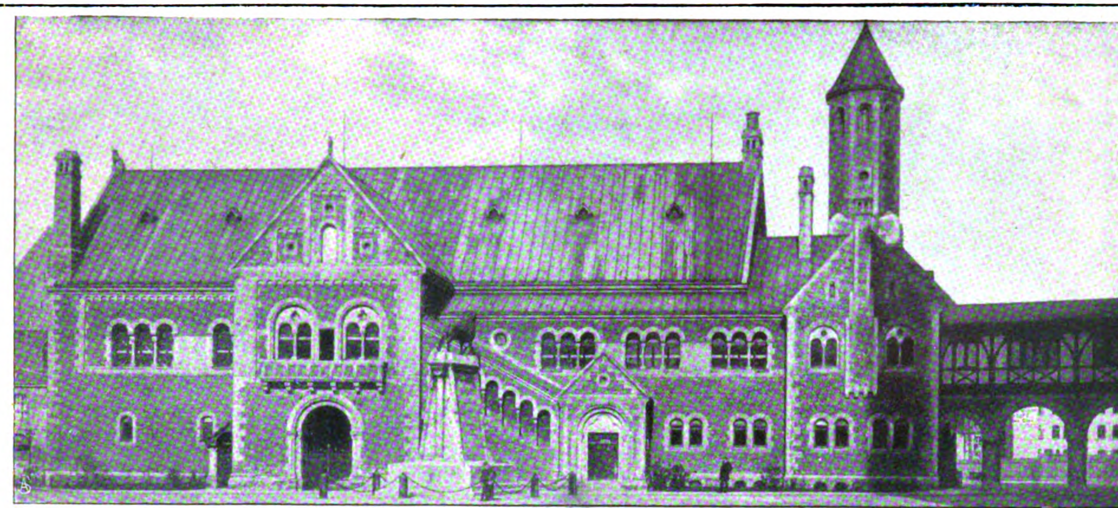


Der neue italienische Ministerpräsident Sonnino (×)
auf der Straße in Rom.



Phot. Kaltar.

Prof. Salomonsen,
Rektor
der Universität Kopenhagen.



Burg Dankwarderode, ein historisches Denkmal in Braunschweig.



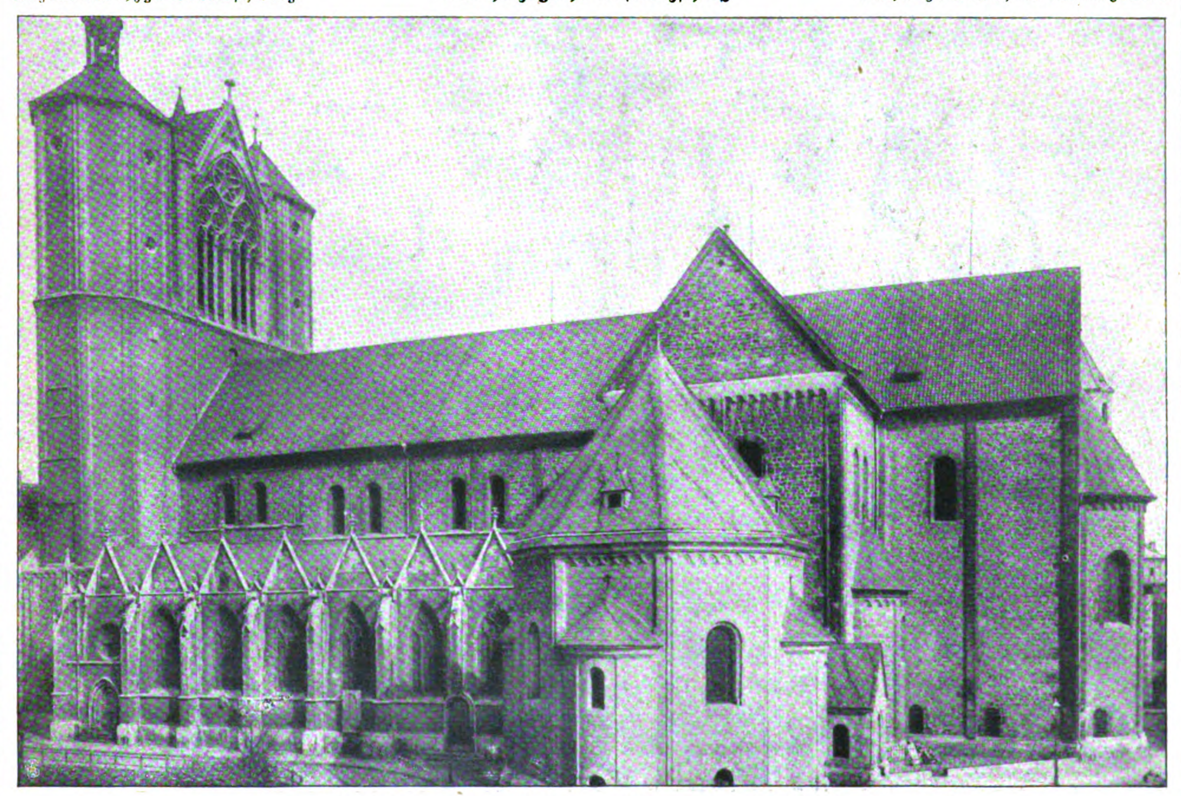
Joh. Albrecht Herzog zu Mecklenburg, Regent des Hzgt. Braunschweig.



Das herzogliche Residenzschloß.



Elisabeth Prinzessin zu Stolberg-Roßla, die junge Gemahlin des Regenten.



Der Dom zu Braunschweig, der Ort der kirchlichen Trauung des Herzogregenten.

Festtage in Braunschweig.



Dr. Ludwig Holle †
früherer preußischer Kultusminister.



Prof. Dr. Friedjung,
zum Prozeß des bekannten Historikers in Wien.



Prof. Hermann Kaulbach †
der bekannte Münchener Genrebildmaler.

Die Mannschaft des Rettungsboots „Vegesack" mit dem geretteten Matrosen Schmidt (×) des holländischen Schiffes „Ora et labora".
Wackere Seeleute als Retter in Sturm und Not.

Leopold II.

König der Belgier.

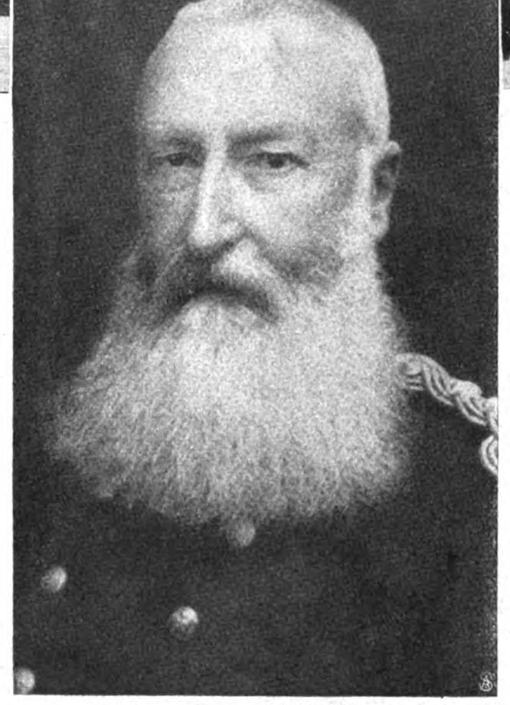
Links:
Der König am Strand in Ostende.

Rechts:
Der König mit Tochter auf der „Promenade des Anglais“ in Cannes.

In der Mitte:
(links): Der König in preußischer Generalsuniform. (rechts): Auf dem Rasen von Longchamps.









Leopold II., König der Belgier.
Phot. Russel & Sons.







Im Gespräch mit geistlichen Würdenträgern.



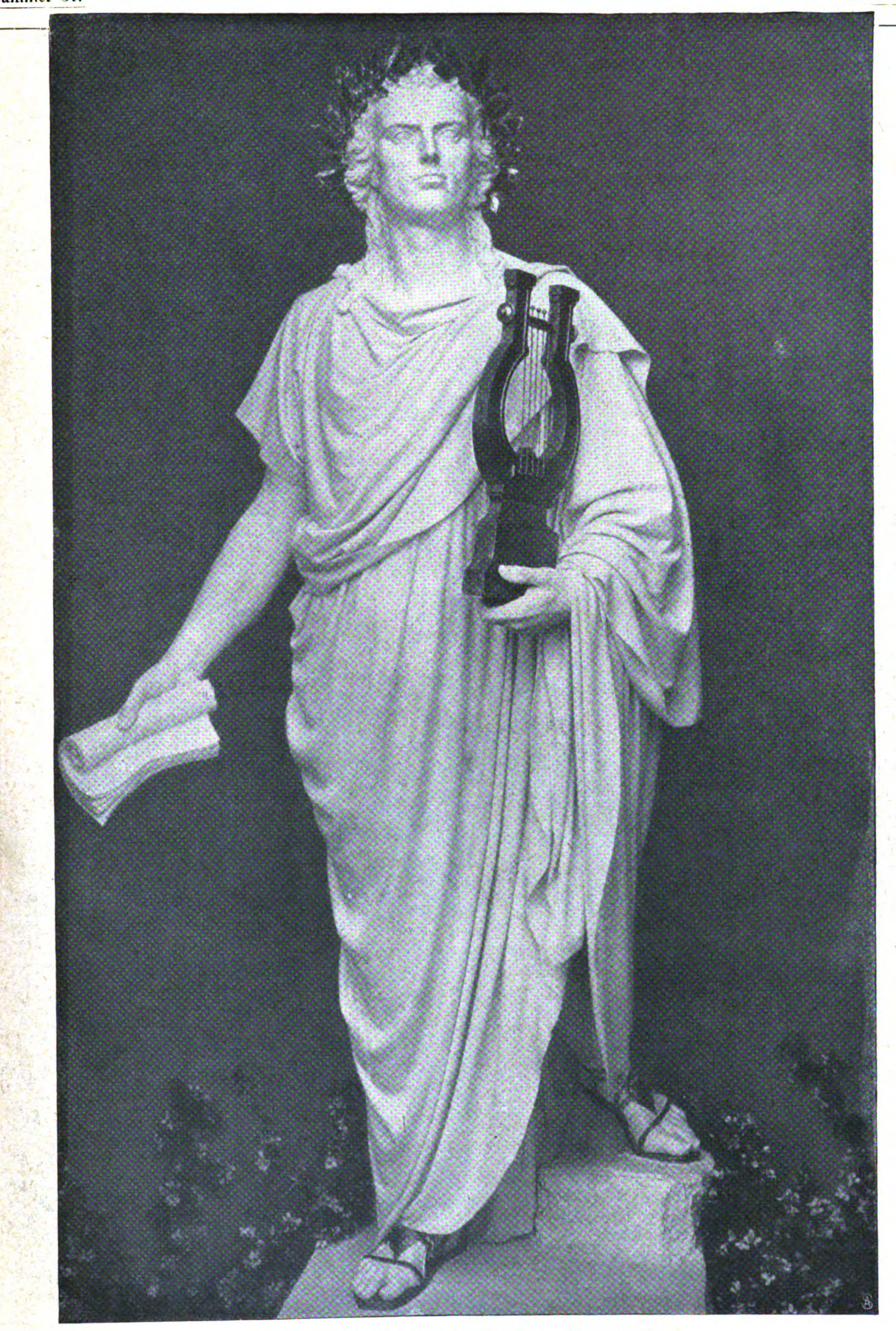
Ein Morgenritt im Park von Laeken.



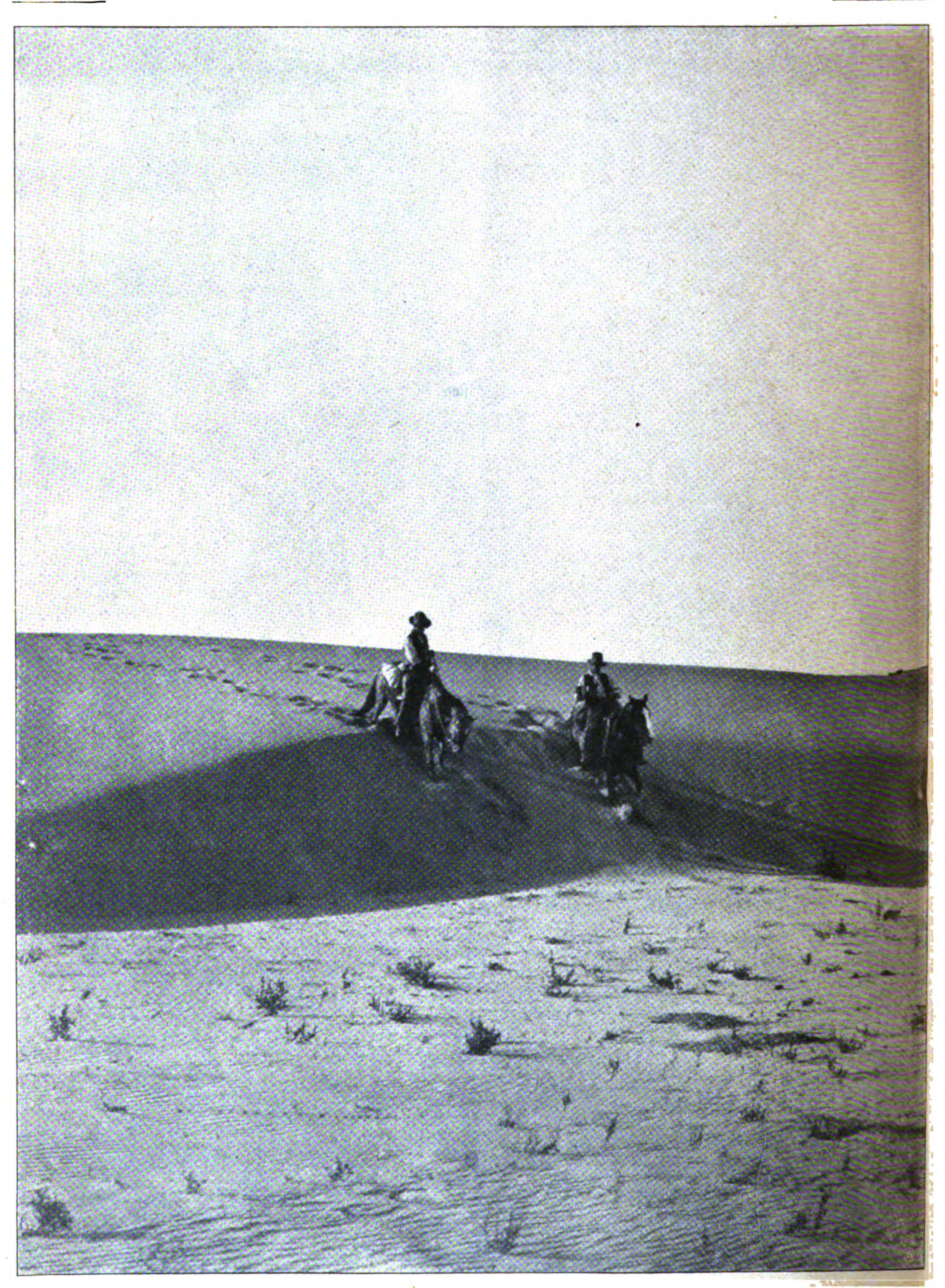
Phot. B. J. G.

Adventfeier einer Künstlerin:

Maria Labia von der Berliner Komischen Oper in ihrem Heim.



Die Schillerstatue von Prof. v. Donndorf,
die vor dem neuen Hoftheater in Stuttgart Aufstellung finden wird.



Wirkungen des Sturmes im „wilden Westen".

Aus der Sahara Kanadas: „Cowboys" reiten über einen aufgewehten Sandhügel.

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

20. Fortsetzung.

Frank Nehls und Paulsin waren bei den ersten Häusern angelangt; vor einem erleuchteten Ladenfenster zog Paulsin die Uhr zum zweitenmal hervor. — — — —

„Nun wollen wir zugehen," sagte er, „hier ist doch eine halbwegs menschliche Beleuchtung. Immer geradeaus, dann links. In zwei Minuten sind wir da."

„Wir hätten fahren sollen", stieß Frank Nehls hervor.

„Es war besser, Sie beruhigten sich unterwegs..."

„Ich mich beruhigen? Sie haben eine Ahnung — —!" Er lachte höhnisch auf, mit verzerrtem Mund.

„Ich möchte Sie sehen, Verehrtester, wenn Ihnen das Liebste, was Sie auf Erden haben, das einzige vielleicht, durch die Schuld eines dummen Jungen zugrunde ginge.. Sie möchte ich sehen..."

Paulsins Züge blieben unbeweglich. Er warf die Zigarette fort und sagte kurz: „Links, zweites Haus... Lassen Sie mich läuten..."

Er drängte Frank Nehls mit einiger Gewaltsamkeit von der Tür zurück. Der Arzt selbst öffnete.

„Zu spät", flüsterte er leise.

„Gott sei Dank", murmelte Paulsin und ließ Frank Nehls an sich vorbei.

Ein kurze Vorstellung.

„Wo ist er... wo liegt er?"

„Hier unten rechts... Einen Augenblick..."

Die Tür rechts wurde von innen geöffnet, eine Schwester in schwarzer Amtstracht erschien auf der Schwelle.

„Ich gehe jetzt hinauf", sagte sie leise.

Erschreckt sah sie auf den Mann, der sie mit dem Handrücken zur Seite schob und sich fast gewaltsam Eintritt schaffte in das kleine Hofzimmer, in dessen Mitte auf einem schmalen Feldbett Oskar von Ziskyni lag. Nur eine Lampe beleuchtete seitwärts von der Höhe einer altväterischen Kommode herab die bleichen, jungen Züge mit dem halbgeöffneten Mund und den stieren glanzlosen Augen, die sich wieder und immer wieder geöffnet hatten, obwohl die Schwester so lange, so sehr lange die Daumen darauf gehalten.

Und der ganze Lebenshunger stand in diesen weitgeöffneten Augen, alles Entsetzen sprach aus ihnen, das den Toten in seiner letzten Stunde gepackt haben mochte, als ihm zum Bewußtsein gekommen war, daß er diese Welt, die er so liebte, verlassen mußte für immer...

Um den halbgeöffneten Mund aber lag es noch wie ein verlorenes, ängstliches Lächeln, wie es Kinder haben mitten in größter Gefahr, ein Lächeln, das um Schonung bat, fast rührend war in seiner Hilflosigkeit. Die beiden schlanken Hände lagen weiß und ineinandergekreuzt auf der Brust. Der große Brillant des Verlobungsringes am kleinen Finger sprühte im dünnen, gelben Lampenlicht und schien das einzig Lebende inmitten dieser weißen kalten Leichenstarre.

Frank Nehls hielt sich an dem Eisengestell des niederen Bettes fest.

Dem Toten wollte er zuschleudern, was er dem Lebenden zugedacht hatte: Du Schuft du... du... Schuft du....

Die toten Augen blickten ihn an, so voller Entsetzen, das hilflose Lächeln bat um Schonung. Das sprühende Feuer des blitzenden Steines mahnte an die Stunde, da er selbst in frevelhafter Mitschuld dieses letzte furchtbare Finale herbeigeführt hatte.

Frank Nehls wendete sich ab, stumm, erschüttert.... Vor dem in alle Ewigkeit Unabänderlichen waren Worte klein und nichtig. Und wie seine Hand nicht die Kraft gefunden hatte, sich zu vergreifen an dem Körper des Toten, so fanden seine Lippen nicht den Mut zur letzten Schmähung.

Paulsin trat leise ein, führte ihn hinaus. Schloß die Tür hinter ihm ab.

„Erledigt", sagte er.

Es lag etwas Unerbittliches in diesem kurzen „erledigt", das härter war als alles, was Frank Nehls dem Toten hätte ins Gesicht schleudern können.

Erledigt....

Frank Nehls faßte Paulsin plötzlich an der Hand und drückte sie heftig in der seinen.

„Eine furchtbare Grabrede, Paulsin...."

„Die einzige für Menschen dieser Art."

Es lag in diesen Worten die ganze Verachtung des Mannes, der sich durch eisernen Willen, durch unbeugsame Arbeitskraft, durch Klugheit und Mäßigung zu der größten Höhe seiner Daseinsmöglichkeit aufgeschwungen hatte.

„Solche Menschen hellen das Leben auf, wie die Schmetterlinge die Natur verschönen. Aber wenn sie ausgelebt haben, kann man nur sagen: erledigt. Wie man es von einem Traume sagt, von einem flüchtigen Spiel...."

Frank Nehls sah Paulsin an, als sähe er ihn heute zum erstenmal.

„Sie sind absichtlich so langsam gegangen," sagte er plötzlich, „absichtlich, damit ich ihn nicht mehr lebend traf, damit..."

„Ja", bestätigte Paulsin ruhig. „Ich liebe es nicht, wenn man Schmetterlinge auf eine Nadel spießt, wenn sie mit ausgerissenen Flügeln im Staub liegen.... Kommen Sie hinauf, Ihre Tochter ist wieder erwacht, der Arzt ist bei ihr."

Ein großes, luftiges Zimmer — augenscheinlich das Kinderzimmer. In der Ecke stand ein Bett, über das sich die Schwester mit einem Glas beugte. An der Wand lehnte der Arzt, die Uhr in der Hand. Mit dem Rücken gegen das Fenster, die große Automütze mit dem Schirm

tief in die Stirn gedrückt, die winzigen Füße auf einen Kinderstuhl gestützt, die kleine Gestalt zusammengekauert in einem Ledersessel, so saß die Prinzessin Arnulf, einer Eule gleich, und starrte auf die Tür, zu der Frank Nehls hereinkam.

Sie legte von weitem die Finger an die Lippen.

Er schlich leise näher, auf den Zehenspitzen. Die Angst entstellte sein Gesicht.

„Wie geht es . . .“

„Papali . . .“, klang es leise vom Bett her.

Er konnte den Schrei nicht zurückhalten, der sich ihm auf die Lippen drängte, er konnte seinem Körper nicht mehr befehlen, bei der kleinen Eule im schwarzen Ledersessel stehenzubleiben. Mit einem Satz war er bei seinem Kinde, und im nächsten Augenblick lag das blonde Köpfchen mit den todblassen Zügen und dem wirren, seidigen Haar auf seiner Schulter.

Der Arzt zuckte die Achseln, lächelte, machte der Schwester ein Zeichen, sich etwas zurückzuziehen.

„Jeder Mann ist ein Esel im Krankenzimmer, nichts für ungut, Herr Doktor, Ärzte sind Ausnahmen“, sagte die kleine Durchlaucht trocken und fuhr sich mit dem Finger über die Augen.

Pieps' Gesicht war gebadet in Tränen. Sie weinte aus Schwäche, aus Freude, den Vater zu sehen. Die Tränen waren die Reaktion nach der furchtbaren Erschütterung.

„Wein nicht, Pieps, wein nicht . . . es ist ja alles gut . . . alles gut“, wiederholte Frank Nehls.

„Lassen Sie sie nur weinen, das kleine Fräulein. Besseres kann uns nicht geschehen“, meinte der Arzt.

Nach einer Weile näherte er sich aber wieder dem Bett. „So, kleines Fräulein, nun nehmen wir die Tropfen, nicht wahr? . . . Und dann schlafen wir wieder, und morgen fahren wir nach Hause.“

„Nicht nach Hause. . . .“

So angstvoll kam es von ihren Lippen, daß Frank Nehls erschrak. Wußte sie um Karis Tod? Er blickte fragend um sich und erhob sich.

„Weiß sie?“ flüsterte er.

Die Arnulf und der Arzt tauschten einen unsicheren Blick.

„Gefragt hat sie nicht nach ihm,“ sagte die Durchlaucht leise . . . „gefragt nicht.“

„Vielleicht ahnt sie die Wahrheit“, warf Dr. Graebner dazwischen. „Das ist die gefährliche Klippe, die einzige! Um die Gehirnerschütterung sind wir herum, sonst hätte sich wohl schon Erbrechen eingestellt.“

Alle Drei blickten schweigend auf das Bett, wo Pieps bleich, mit geschlossenen Augen in den Kissen lag.

„Eine Bestie ist dieser Franzose“, sagte die Prinzessin sehr leise. „Paulsin hat ihn gleich an die Luft gesetzt. Als der Direktor nämlich die Tollkühnheit von Ziskyni sah, befahl er dem Menschen, langsam zu fahren, zwei-, dreimal doucement, doucement! Schließlich machte er's wie der Ziskyni, riß das Steuer an sich, während ich den Kerl rückwärts beim Halse packte. Zwei Nägel habe ich mir dabei abgebrochen. . . .“

„Wie soll ich Ihnen danken. . . .“

Sie zuckte die Achseln.

„Haben Sie mir meinen Handkoffer gebracht? Ja? Das ist Dank genug. Hoffentlich ist mein Nagelnecessaire dabei!“ Sie fuhr fort: „Der Franzose behauptete allerdings, er hätte nur dem Ziskyni zuvorkommen wollen, um dann um so langsamer zu fahren. Natürlich Redensarten. Die Chauffeure machen sich manchmal so Privatscherze, ihre kleinen Wettrennen, von denen wir nichts ahnen. Und dann heißt es, wir sind die rücksichtslosen Fahrer! Ihren Chauffeur haben die Ärzte gleich in Gips gelegt und nach Wittenberge ins Krankenhaus expediert. Und Ihr Auto, na, das sieht aus!“

„Hol's der Deubel!“

Was scherte ihn jetzt das Auto, die zwanzigtausend Mark, die er noch dafür zu zahlen hatte, die Tausende, die es im besten Fall noch an Reparaturen kosten konnte. Sein Kind lebte. Einen andern Gedanken hatte er nicht.

Dr. Graebner bat die Herrschaften ins Wohnzimmer und machte Frank Nehls mit seiner hübschen, frischen Frau bekannt, die eben eifrig auf Paulsin eingesprochen hatte.

„Ich habe auch schon nach einem Sarg geschickt und nach Blumen“, sagte sie. „Es ist hier sehr schwer, Blumen zu bekommen, aber man kann den armen jungen Herrn Baron doch nicht so ohne alles liegen lassen.“

Dann bat sie zum „bescheidenen Abendbrot“.

Die kleine Frau Doktor hatte die Tafel wie zu einem Fest hergerichtet. Künstliche Blumen standen in der Mitte in einer chinesischen Schale, das feinste Tafelzeug hatte sie aufgelegt, und das Mädchen servierte mit hochrotem Kopf, hochroten Händen und einem Morgenhäubchen der Frau Doktor auf dem Haar.

Es gab Fisch, gebratene Hühner mit Kompott und einen Aufsatz mit selbstgezogenem Obst.

Man sprach erst wenig und vorsichtig. Dann als der Doktor nochmals versicherte, um das kleine Fräulein brauche man sich gewiß „nicht mehr“ zu ängstigen, alle Anzeichen sprächen für eine sehr baldige Genesung, da dankte Frank Nehls in überströmendem Frohgefühl den Anwesenden für all ihre Teilnahme, Güte und Hilfe.

„Unglück verfeindet uns mit den Menschen“, sagte er. „Eine Katastrophe söhnt uns mit den Menschen wieder aus.“

Die kleine Frau Doktor war außer sich vor Entzücken über ihre kleine Tafelrunde. Ein berühmter Berliner Schriftsteller, ein großer Bankier und eine Durchlaucht! . . .

Sie hatte schon Zeit gefunden, die Fähigkeiten ihres Mannes ins glänzendste Licht zu setzen, sie sorgte schon dafür, daß alles gebührend beachtet und geschätzt wurde. Sie hatte auch bereits über das „gottverlassene Nest“ geklagt, und der Bankier hatte sie gefragt, ob ihr Mann nicht nach Berlin kommen würde. Ob sie kommen würden!

Die kleine Frau Doktor träumte von einem Sanatorium irgendwo in den eleganten, stillen Vierteln der Hauptstadt. Es mußte sich doch so was machen lassen, wenn man Kredit fände und tüchtig wäre!

Und Paulsin hatte gelächelt: „Gewiß, es käme nur auf die richtigen Beziehungen an.“

Die kleine Frau Doktor faltete die Hände unter dem Tisch, während sie mit scharfen Augen das Mädchen beobachtete, das die knusperig gebratenen Hühner herumreichte. Sie war eine sehr brave, kleine Frau, sehr gut erzogen, häuslich, tüchtig und klug und gutmütig. Jetzt betete sie aber fromm in sich hinein: „Lieber Gott, ich danke dir, daß du das hast passieren lassen!“

Dr. Graebner schenkte seinen Gästen fleißig von dem guten Wein nach, den er für „besondere Gelegenheiten" in seinem Keller aufzubewahren pflegte, und die Abspannung nach der furchtbaren Aufregung der letzten Stunden wich unter der Wirkung der gut zubereiteten, durch kräftiges Getränk gewürzten Mahlzeit bald einer befreiten, fast animierten, hoffnungsfreudigen Stimmung. Wie immer, so riß auch diesmal Frank Nehls alle mit sich fort durch das starke Temperament seiner schillernden Persönlichkeit.

Leises Lachen durchschwirrte den Raum, eine Atmosphäre von Behagen und Ruhe verbreitete sich von gesteigerter Lebensfreude, wie sie unter Schiffbrüchigen herrschen mag nach glücklicher Errettung.

Die Durchlaucht bemerkte plötzlich, daß sie noch ihre Automobilmütze auf dem Kopfe hatte, riß sie herunter und warf sie mit einer ihrer koketten kleinen Grimassen in die Zimmerecke.

Frank Nehls hob das Glas und dankte dem Arzt für seine Sorgfalt und Umsicht. Paulsin sprach ein paar Worte, die der gastlichen Hausfrau galten und der kleinen Frau Doktor eine freudige Brutwelle ins Gesicht jagten.

Es gab Gläserklirren, dankende, hoffende Worte, fragende, ermutigende Blicke.

Die kleine Frau Graebner sagte sich, daß sie noch nie einen so „himmlischen" Abend verbracht habe . . .

Niemand dachte an den Toten, dessen letztes schmales Bett gerade unter der länglichen Tafel stand, inmitten des kleinen engen Hofzimmers. Niemand dachte an die entsetzten offenen Augen, die zur Decke emporstarrten in ungeheuerlicher Anklage.

Er war erledigt....

Und nochmals klangen die Gläser aneinander, als Paulsin mit Frank Nehls auf Pieps' „baldige Genesung" anstieß.

In diesem Augenblicke steckte die Schwester ihren Kopf zur Türe herein. Sie sah verlegen zur Seite, als sie die Gesellschaft erblickte, die mit glänzenden Augen und lächelnden Lippen um den Tisch saß. Frank Nehls bemerkte sie zuerst. Er verfärbte sich und sah ganz instinktiv, hilfesuchend zum Arzt hinüber.

„Nein, nein, es ist nichts," beruhigte die Pflegerin, „das Fräulein möchte nur mit dem Herrn Papa sprechen."

Frank Nehls warf die Serviette auf den Stuhl und stürzte davon in atemloser Hast.

Es war mit einem Mal ganz still geworden in dem gemütlichen Raum. Als versuchten alle etwas aufzufangen von dem, was in dem Zimmer vorging hinter der verschlossenen Tür, einen Schrei, einen Laut... Stöhnen oder Weinen. Nichts war zu hören, alles blieb still... endlos lange Minuten.

„Was willst du, Pieps? Mich sprechen willst du? . . ." Stützend legte Frank Nehls seinen Arm um ihre Schulter.

Pieps sah ihn an, unsicher und bang. „Hast du mir nichts zu sagen, Papa?"

„Mein liebes, mein gutes .... liebes Kind." Er wußte nicht, wie er es ihr beibringen sollte. Gerade weil ihm der Tod zur Genugtuung war, wußte er es nicht.

„Armer Kari", sagte Pieps leise und faltete die Hände. Sie weinte nicht. Sie wiederholte immer nur: „Armer Kari... armer Kari... !" Dann schlang sie die Arme um den Hals des Vaters und drückte ihre heißen Lippen auf seine Wange. „Sei ihm nicht böse, Papali . . . Wie ein Rausch war es über ihn gekommen. Plötzlich hatte er die Steuerung in der Hand und lachte . . . ich höre es noch immer, sein Lachen, und dann einen Schrei. Das war das letzte — dieser Schrei. Die arme, arme Mama!"

Sie warf sich zurück und weinte bitterlich in ihre Kissen.

„Aber, Pieps... aber, Kind..."

Er war fassungslos. Das hätte er nicht erwartet — das nicht.

Und durch ihr lautes, bitteres Schluchzen hörte er, wie sie in abgerissenen Worten hervorstieß: „Von uns allen hat Mama ihn am liebsten gehabt. Sie war so glücklich, seit er da war... so glücklich.... Arme Mama... arme Mama!"

* * *

Pieps hatte Kari nicht mehr sehen wollen vor dem letzten Abschied. Die Leiche wurde nach Berlin, von dort nach Wien übergeführt.

Frank Nehls kam selbst zur Beerdigung nach Wien.

Pieps wäre noch krank, sagte er.

Die alte Baronin gab sich mit der Erklärung zufrieden. Sie hatte kein Interesse mehr an der Braut ihres Sohnes. Es war ja nur ein dummer Streich mehr von Kari gewesen, diese Heirat. Sehr hineingepaßt hatte das norddeutsche Mädel sowieso nicht in die Wiener Aristokratenfamilie.

Frank Nehls brachte die mehr oder minder kostbaren Geschenke, die die Familie seiner Tochter geschickt hatte.

„Aber gehn S', Herr Nehls, das wär doch nit nötig g'wesen!"

Dabei sah sie die große Schatulle durch, in der Pieps alles zurückgeschickt hatte, und bemerkte: „Den Türkisring mit den zwei Brillanten hat das liebe Mädel g'wiß zum Andenken behalten — schon recht."

„Das muß ein Irrtum sein, Baronin. Meine Tochter wird den Ring nachliefern", sagte er beißend.

Die Baronin lächelte nachsichtig. Sehr ungehobelt waren diese Berliner!

„Es ist ein Familienerbstück", meinte sie sanft zurechtweisend.

Dann seufzte sie schwer auf. „Daß so ein lieber Bub zugrunde gehen muß . . . . Was ich mit dem Bub'n schon ausgestanden habe, lieber Herr Nehls — das glauben Sie nicht! Ein viel zu gutes Herz hat er g'habt. Und so verliebt . . . nein . . . da machen Sie sich keine Idee! In einer Angst bin ich immer g'wesen, daß er mir da irgendein Mädel ambringt. Er ließ sich ja nix ausreden! Vor zwei Jahren hatte er mit einer kleinen Modistin angebandelt . . . . ein sehr hübsches Mädel — sie brachte mir immer die Hüte aus dem G'schäft zur Auswahl. Verliebt sich doch mein Kari in das Mädel wie ein Wahnsinniger. Heiraten . . . heiraten! Auf den Knien bin ich vor ihm g'legen — den Familienrat haben wir z'sammeng'rufen . . . Der Skandal, denken Sie doch, Herr Nehls! . . . Man hätt sich ja in Wien nimmer sehn lassen können. Zum Glück ist das Mädel im Kindbett g'storben! Natürlich haben wir eine schöne Leich ausrichten lassen, mit Musik — wie's die ordinären Leut' gern haben, und Kränze haben wir g'schickt . . . unter anderem Namen natürlich — das ganze Zimmer voll. Erst hat sich der Kari umbringen wollen. Dann habe ich ihn aber durch eine gute Protektion an die Botschaft in Berlin gebracht. In



Berlin sind die schönen Mädeln doch ein bisserl rarer, hab ich mir gedacht."

„Und nun mußte er in Berlin seinen zweiten dummen Streich machen", sagte Frank Nehls sehr höflich.

„Aber nein . . . warum? Es hätt noch ganz anders sein können. Die Pieps ist doch ein sehr herziges, sehr elegantes Mädel. Wir haben sie alle sehr gern gehabt. Sie war auch riesig verliebt in den Kari. Sehr leid tut sie uns. Sehr leid. Wann sie nach Wien kommt, soll sie nicht vergessen, mich zu besuchen! Um fünf bin ich immer zu Haus."

„Fürs erste werden wir wohl kaum nach Wien kommen", meinte Frank Nehls eisig und empfahl sich.

So. Nun war auch das letzte Kapitel geschlossen.

Nur die schwarzen Gewänder von Pieps und Frau Mara erinnerten noch an die furchtbare Katastrophe.

* * *

Im November war Frank Nehls' neues Stück vom Repertoire verschwunden.

Ottilie schrieb Felix eine Rohrpostkarte und bat ihn, zu ihr zu kommen.

„Was wird nun werden", fragte sie.

Er sah finster vor sich hin, zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht, Tille. Pieps soll auf drei Wochen mit der Prinzessin Arnulf zur Erholung an die Riviera reisen — das ist alles, was ich weiß."

„Unterdessen stürmen die Lieferanten und Gläubiger das Haus — das kann ich mir denken."

Felix rieb sich die Stirn. „Es ist eben alles zusammengekommen: die Ausstattungsbestellungen für zwanzigtausend Mark, der Durchfall im Theater. Die Autofirma dringt auf Zahlung der zweiten Rate. Große Einnahmen hat Paul kaum noch zu erwarten in diesem Jahre."

Er verschwieg, daß Frau Mara ihn bereits einigemal um kleine Darlehn von fünfzig und hundert Mark gebeten hatte. Der alte Frank lachte hämisch aus seiner Sofaecke heraus. „Tja... der Goldlack geht ab von Pauls Bett... einmal muß er ja abgehn. Dann kann er zusehn!"

Ottilie achtete nicht auf ihn, sie saß immer noch da mit verschränkten Armen, trüben Augen.

„Er hat doch Freunde, Felix. Die könnten ihm doch beispringen!"

„Um Paul augenblicklich ganz zu rangieren, bedarf es einer Aktiengesellschaft, Tille. Mit ein paar tausend Mark ist ihm nicht geholfen."

Ottilie atmete schwer auf. Die Ersparnisse ihres ganzen Lebens reichten nicht hin, um dem Bruder über ein halbes Jahr hinwegzuhelfen. Ein bitteres Lächeln setzte sich ihr in den Mundwinkeln fest.

„Das mußte er doch voraussehen, daß es einmal so kommen würde", sagte sie hart.

„Ich bitte dich, Tille, laß das. Man rechnet allenfalls mit Pech — nicht mit Katastrophen!"

Ottilie rieb den Rücken ihrer linken Hand, die sie auf das Knie gestützt hatte.

„Was wird nun werden?" wiederholte sie.

Frank zuckte die Achseln.

„Verstehst du, warum sie sich aufregt?" murmelte er. „Was gehen sie die Pauls an? Zigeunerwirtschaft nenne ich das, Felixchen, wenn auch die Tafeltücher ganz und das Silber echt ist!"

Er stand sehr würdevoll auf, stellte sich vor den Spiegel und strich sich über seinen silberweißen Bart.

Seitdem er den Sommer in Glogau verbracht hatte, waren alle Behaglichkeitsinstinkte noch einmal so lebendig in ihm geworden. Das kleine Sommerhäuschen mit der sonnenbeschienenen Veranda, den zwei bequemen Liegestühlen und abends der guten Flasche leichten, duftenden Moselweines auf dem runden Tisch mit der Windlampe, die harmlosen Partien Sechsundsechzig mit dem alten Kurthe, der zwischendurch gern von seinem Geschäft erzählte oder auch auf den Schlingel, den Felix, räsonierte, der sich noch immer nicht — der verdammte Bengel — die Hörner in Berlin abgelaufen hatte, das alles war für den alten Frank eine Quelle köstlicher Erinnerungen. Öfters war er in die Stadt hineingefahren, hatte sich in den Laden gesetzt, vor dem hohen Pult, an dem Herr Kurthe abwechselnd mit Alma arbeitete, hatte das Kommen und Gehen der Kunden beobachtet, die Nickel und Silberstücke, die auf die Glasplatte fielen, gezählt. Dann horchte er auf das leise Knarren der Feder, die die Zahl eintrug, sah mit Befriedigung, wie die dicke Kladde sich täglich mehr füllte, freute sich, wenn der Gehilfe beim Bedienen einmal sagte: „Leider ausgegangen — bitte übermorgen wieder vorzusprechen" . . .

Das war Geschäft! Das war Umsatz!

Dabei die Liebenswürdigkeit der Kunden: „Wie geht's dem Herrn Kurthe?" und „Was macht das Fräulein Tochter?" „Sehr freundlich, danke, liebes Fräulein!... Wie nett von Ihnen" — das ging zu wie bei einem Kaffeekränzchen unter guten Bekannten.

Frank sonnte sich in der Beliebtheit seiner „zukünftigen Verwandten" und fühlte etwas von der Achtung, die man ihnen entgegenbrachte, auch auf sich hinüberleuchten.

Bald wurde es ihm peinlich, an die Geschäfte zurückzudenken, die er in Berlin zu machen versucht hatte. Das war, schien es, doch nicht das Richtige.

„Man hat nicht immer Glück mit seinen Unternehmungen," pflegte er dann abends beim Glase Mosel zu erzählen, „wenn man so spekulativ veranlagt ist wie ich. Auch haben mich meine Söhne leider nie bei meinen Geschäften unterstützt. Die gingen ihre eigenen Wege. Na, nun wird man ja alt und klapprig und — gibt nach, wenn es heißt, man soll sich nicht mehr abrackern. Dreißig Jahre hat man für die Kinder geschuftet, da können sie einen denn auch zehn Jährchen freihalten . . ."

„Na ob! Wäre ja noch schöner! Ich leg mich jetzt auch mehr und mehr auf die faule Haut", meinte der alte Kurthe. „Wozu hat man denn Kinder? Sollen die sich ein bissel plagen, ganz richtig, lieber Frank. Die Jungen voran — wir Alten dürfen jetzt schon mit ruhigem Gewissen zusehn, 's uns behaglich machen. Und wenn erst der Felix da ist, sieht mich's Geschäft überhaupt nicht mehr! Dann wollen wir alten Leute unsere alten Tage genießen."

Und als der alte Frank mit Ottilie wieder Einzug gehalten hatte in die Fennstraße, da erklärte er: „Mein gutes Kind, sei deinem alten Vater nicht böse, wenn er sich jetzt auf die faule Haut legt. Seit meinem Schlaganfall fühle ich mich gar nicht recht kräftig... Also natürlich, Tille, wenn du meine Hilfe brauchst... dann werde ich meine alten Knochen zusammenreißen, werde sehn, was ich noch vorwärts bringe."



Und Ottilie hatte geschworen, daß sie keiner Hilfe bedürfe und nur einen Wunsch hätte: der Vater möge nur seinem Behagen leben ohne Gedanken an Verdienst . . . Eine größere Freude könne er ihr gar nicht machen.

So humpelte denn der alte Frank immer recht auffällig in der Wohnung herum, stieg sehr vorsichtig die Treppen hinauf und hinab und kam mit seinen Bekannten nur zusammen, um die Schwerbeweglichkeit eines wohlhabenden kleinen Rentiers zu markieren.

„Nee, nee — ich mache keine Geschäfte mehr", pflegte er zu sagen. „Das hab ich nicht mehr nötig." Und er schmauchte mit Behagen seine Sechspfennigzigarre, spielte mit großem Interesse seine Partie Billard und leistete sich oft zwei Tassen Kaffee an einem Abend.

Wenn man ihn fragte, wo er den ganzen Sommer gesteckt hatte, antwortete er: „Der zukünftige Schwiegervater meines Sohnes hat eine Villa in Schlesien. Wir waren bei ihm eingeladen."

Alles zitterte an ihm vor Erregung, wenn er sich vorstellte, daß Felix die Partie durch sein dummes Benehmen verlieren könnte.

Und nun sorgte sich Tille um Pauls! Als ob die Sorge um Felix nicht groß genug wäre!

„Ich möchte gerne wissen," hub der alte Frank an und legte Strenge in seine Stimme, „wie du dir das mit Kurthes zurechtgelegt hast. Daß du uns damals nicht abgeholt hast, mein Sohn, war eine ganz unerhörte Sache. Die gute Alma hat dich auch da wieder verteidigt wie eine Löwin. Aber nun hat der Vater geschrieben."

Ottilie blickte scheu auf den Bruder, beschwörend auf den Vater.

Felix unterdrückte eine heftige Bewegung. „Also darum hast du mich kommen lassen, Tille! Ich hätt's mir eigentlich denken können. Auch an mich hat Kurthe geschrieben."

„So . . . auch an dich?"

Ottilie blickte ihm angstvoll ins Gesicht. Sollte die Aufregung nie enden für sie, sollte immer auf ihr herumgetrampelt werden, bis sie da unten lag, um endlich, endlich Ruhe zu finden?

Der alte Frank lief aufgeregt an Felix heran. „Auch an dich hat er geschrieben? Ärgerlich, ja? Kategorisch, ja?"

Felix verzog die Lippen zu einem Lächeln. „Sehr kategorisch. Ja. Es war schließlich sein gutes Recht. Ich sollte eine bindende Erklärung abgeben. Sollte sagen, wann ich komme, oder die Beziehungen als gelöst betrachten."

„Alma weiß nichts von diesem Brief," warf Frank erregt ein, „gewiß weiß sie nichts davon, das gute Kind!"

Felix zündete sich eine Zigarette über dem Zylinder der Lampe an, zuckte die Achseln.

„Einmal mußte die Geschichte zum Klappen kommen", sagte er kurz.

Ottilie stützte den Kopf in beide Hände und starrte auf das bunte Muster der Tischdecke.

„Ist sie dir denn gar so unerträglich", fragte sie tonlos.

Felix setzte sich in die Sofaecke, schlug die Beine übereinander und rauchte dicke, dichte Wolken vor sich hin, als wollte er sein Gesicht vor den dringlichen, forschenden Blicken verbergen.

„Unerträglich? Nein. Sie hat hundert Eigenschaften, die — auch ich schätze. Sie ist gut und auch klüger, als ich dachte. Aber wenn ich sie heiratete, dann würde es für mich ein Verzicht bedeuten auf alles, was mich sonst in der Welt lockt und reizt, ein Verzicht auf alles, was mir sonst teuer ist, und was wirklich sehr weit abliegt von ihr. Ich denke mir die Ehe als einen Eingang ins Leben, nicht als einen Abschluß."

„Quatsch", sagte der alte Frank hart. „Du denkst eben nur an dich. Du bist wie Paul . . Du hast kein Gefühl für deine Leute."

„Laß ihn, so laß ihn doch", unterbrach Ottilie.

„Warum soll ich ihn lassen? Warum soll ich ihm nicht die Wahrheit sagen? Wer sagt sie ihm sonst? Ich bin der Vater. Ich bin der einzige, der es ihm sagen kann, was du für ihn getan hast, was du jetzt tust, wenn du den Kram in der Schule nicht an den Nagel hängst. Was hast du denn verdient, mein Sohn, seitdem du in deiner großartigen Bank bist — he? Feine Kleider hast du verdient und feine Zigaretten? Was hast du denn komponiert, seitdem du in Berlin bist, was? Nichts! Solche Leute wie du laufen hier zu Tausenden herum, mein Junge, und kommen zu nichts. Gleich hab ich's gesehn, daß du zu nichts kommst! Am ersten Tage! Das war dir nicht fein genug, und damit wolltest du dir die Hände nicht beschmutzen. Schön. Standpunkt. Aber weiter kommst du so nicht! An Pauls Rockschöße hast du dich gehängt, hast nicht bedacht, daß Paul heute vielleicht ein großer Herr und morgen gar nichts ist. Rechne du nur auf Protektion von eurem Herrn Eiler! . . . Rechne du nur darauf! Ich kenne die Verhältnisse auch, mein Sohn, bin nicht so dumm, wenn ich auch nur mit dem Grosse zusammenkomme . . . Ja . . . Aber der weiß vielleicht mehr als ihr Angestellten . . jawoll! . . . Also rechne du nur auf euren Eiler! Der Paul hat anderes zu tun, als sich mit eurem Eiler gut zu stellen deinetwegen . . . Nee, mein Jungchen . . . Du hast's noch nicht begriffen, das Berliner Leben! Glaubst, das geht so immer auf geradem Wege weiter, nur hübsch arbeiten und fleißig sein, nicht wahr, so hast du dir's gedacht? Ja, in Glogau kannst du dir das leisten. Dann bist du ein feiner, anständiger Mann. Aber hier, mein Lieber, bist du ein Dummkopf, wenn du's so machst. Und anders liegt's dir nicht. Also laß die Finger weg davon! . . . Sonst legst du dich eklig in die Nesseln, verstehste!"

Der alte Frank ging sehr aufgeregt im Zimmer umher, schenkte sich ein Glas Wasser ein und trank es auf einen Zug aus.

„Und wenn heute, Gott behüte, der Tille was passiert, wo bleib i c h dann?? Ins Armenasyl, nicht wahr? Oder versprichst du mir auch hundert Mark monatlich? Wie der Paul? Und an jedem Ersten habe ich nur die zwei Nullen und kann sehen, wo ich bleibe?! Oder wirst du auf einmal Fünfzig-Mark-Anzüge tragen und Sechspfennigzigarren rauchen, damit du deinen alten Vater unterstützen kannst? Dann werden sie dich aus der Bank 'rausgraulen, mein Lieber . . . ohne daß du's merkst, und mit feiner Manier, und die Mara wird sich die Nase zuhalten, wenn du ihr Boudoir betrittst. So ist die Sache, mein Lieber . . . !"

Felix antwortete nicht. Drehte an seiner erloschenen Zigarette und ließ den Wortschwall des Vaters wie einen Orkan über sich ergehen.

Ottilie stand auf, umschlang Felix' Kopf mit ihren beiden hageren Armen, drückte ihn an ihre Brust, daß er den lauten, zitternden Schlag ihres Herzens hörte. „Nein,

nein, mein Junge ... so ist es nicht. Für Papa habe ich gesorgt. Ängstige dich nicht ... für Papa ist gesorgt. Nur du ..."

Sie legte ihre Wange auf seinen Kopf, und er fühlte, wie ihre Tränen ihm heiß über die Stirn perlten. Er preßte seine Lippen auf ihre brennenden Hände.

„Gute Tille ... Du liebe, gute Tille!"

Das stille Heldentum bezwang ihn. (Fortsetzung folgt.)

Was kann man aus den Augen lesen?

Von Dr. med. H. Roland.

Pastor Felke, der „Lehmpastor" in Repelen am Niederrhein, ist wieder einmal von der Anklage fahrlässiger Tötung freigesprochen worden. Bei der Beweisaufnahme wurden ihm im Krefelder Krankenhause zwanzig Patienten vorgeführt, die er mit der von ihm geübten, aber nicht erfundenen Augendiagnose oder, genauer gesagt, Irisdiagnose untersuchte. Dabei mußte er selbst erklären, daß diese Anwendung der Augendiagnose **allein**, ohne Befragen usw. des Patienten, ihm neu sei. Obschon er in jedem dieser zwanzig Fälle mindestens vier, meistens sieben, acht, ja bis zwölf verschiedene Krankheiten, Beschwerden oder Charaktereigenschaften aus dem Auge lesen wollte, was ein zufälliges Uebereinstimmen mit der ärztlichen Diagnose begünstigte, so traf nur eine verschwindende Zahl mit dieser zusammen, während eine Schar von Felke „gefundener" Leiden und Beschwerden den Patienten völlig fremd waren.

Die Irisdiagnose teilt die Regenbogenhaut in eine Anzahl Felder ein, die bestimmten Körperteilen entsprechen und bei deren Erkrankungen „gezeichnet" sind. Nicht nur Krankheitzeichen, sogar einen Bouillonring nach häufigem Genuß dieser guten Flüssigkeit soll es geben. Ganz ähnlich wie in dem Bureau eines modernen Hotels für jedes Zimmer ein anderes Glühlämpchen aufleuchtet, wenn der Gast auf den Knopf drückt, so soll es in der Iris mit den Beschwerden der Körperteile sein. Felke sieht es an den Augen, ein anderer an den Nackenhaaren, ein dritter an der Hautfarbe, was dem Kranken fehlt, und — jeder findet seine Gemeinde.

Gewiß, man kann aus dem Auge vieles lesen. Aus alten Hornhautflecken kann man auf früher durchgemachte skrofulöse Erkrankungen, Verätzungen, Verbrennungen, eitrige Geschwüre, Verletzungen, Operationen, aus tiefen charakteristischen Gefäßen in der Hornhaut (Lupenvergrößerung) auf frühere Entzündung bei Syphilis und Tuberkulose schließen. Jeder nicht ganz oberflächlich sitzende Stahlfunke hinterläßt eine punktförmige, dem kundigen und bewaffneten Auge bekannte Trübung. Aus dem Eiterfluß der Augen von Neugeborenen können wir oft — nicht immer — auf Erkrankung der Eltern schließen, Bleichsucht erzeugt Blässe der Bindehaut. Eine Blutung in diese veranlaßt uns zur Frage nach Stickhusten, heftigem Niesen, bei älteren Personen werden wir dabei wohl auch auf Arterienverkalkung, Nieren- oder Zuckerkrankheit fahnden. Aus einer mehrfachen Reihe von Wimpern bei einem Jungen auf starken Bartwuchs des Vaters zu schließen, war zwar etwas gewagt, aber, da es stimmte, setzte es die Mutter hoch in Erstaunen. Daß ich einer Patientin auf den Kopf sagte, sie hielte sich einen Vogel, war kein Kunststück, denn eine braune Schuppe vom Vogelfutter lag auf ihrem Hornhautrand und führte sie durch die Beschwerden zum Arzt. Dies eine kleine Zahl von Dingen, die man äußerlich aus dem Auge ersehen kann. Mit stets neuer Bewunderung und Dankbarkeit müssen wir Helmholtz' gedenken, der uns gelehrt hat, auch das Innere des lebenden Auges mit größter Klarheit zu schauen und ein Heer von Augen- und Allgemeinerkrankungen auf diesem Wege zu erkennen. Doch dies gehört nicht eigentlich zur heutigen Betrachtung und sei deshalb nur angedeutet.

Wenden wir uns nun der Regenbogenhaut zu, und zwar zunächst dem sie durchbohrenden Loche, der Pupille. Sie liegt in der Mitte oder ein wenig nach innen und oben und ist meistens kreisrund. Ein wunderbares Spiel bietet ihre stets wechselnde Weite. Dies verfolgt hauptsächlich optische Zwecke, wie die nach der Iris benannte Blende an photographischen Apparaten und Mikroskopen. Im Dunkeln ist sie groß und läßt viel Licht ins Auge, während sie sich im Hellen zusammenzieht bis auf ein stecknadelkopfgroßes Loch. Geschieht die Belichtung nur einseitig, so zieht sich nicht nur die belichtete Pupille zusammen, sondern auch in geringerem Grade die des anderen Auges. Umgekehrt wird die Pupille des einen Auges weiter, wenn man das andere bisher belichtete Auge bedeckt. Dies alles erfolgt beim Gesunden mit der Promptheit eines Uhrwerks. Die Pupillenverengerung erfolgt auch beim Einstellen des Auges für die Nähe, bei heftigem, wiederholtem Zukneifen der Lider. Erweiterung bringt auch heftiger Schmerz, große gemütliche Aufregung hervor usw.

Durch das Ausbleiben einzelner oder aller dieser Pupillenbewegungen kann man weitgehende Schlüsse auf Erkrankungen des Gehirns, des Nervensystems, der Sehnerven oder des Auges ziehen.

Die Pupille des Neugeborenen ist ganz eng, größere Kinder haben weitere Pupillen als Erwachsene, was nebst der relativen Größe des ganzen Auges die großen „fragenden" Kinderaugen erklärt. Greise haben wiederum engere Pupillen infolge des starrer werdenden Gewebes der Iris, Kurzsichtige zeigen in der Regel größere als Uebersichtige. Auf das krankhafte Verwachsen des Pupillenrandes mit Hornhaut oder Linse und die dadurch bedingten Veränderungen des Pupillenspiels wollen wir nicht näher eingehen, sondern die Regenbogenhaut selbst genauer betrachten.

Diese Haut führt ihren Namen wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Farbe. Schwarze Augen gibt es nicht, trotz gegenteiliger Behauptung. Aber vom tiefen Braun haben wir alle Nuancen durch grün, hellbraun, graublau, heller und dunkler, ohne daß ein wirkliches Violett die romanhaften Veilchenaugen realisieren würde.

> Des Auges Bläue bedeutet Treue.
> Ein graues Auge ein schlaues Auge.
> Von tückischen Launen sprechen die braunen,
> Aber schwarzen (!) Augs Gefunkel
> Ist wie Gottes Wege dunkel.

Dieser Spruch zeigt uns, wie man auch den Charakter

aus dem Auge lesen wollte — mit der gleichen Richtigkeit, mit der Pastor Felke „trinkt gerne Kaffee" „ist scharf auf pikante Sachen" aus der Iris feststellt.

Ist die Verschiedenheit der Irisfarbe allgemein bekannt, so keineswegs die Mannigfaltigkeit ihrer Zeichnung. Bei blauen Augen schimmert der dunkelbraune, fast schwarze Farbstoff der hinteren Irisschicht durch die farb- und gewebsarme vordere hindurch. Und jedes Dunkel, durch halbdurchsichtiges Medium betrachtet, erscheint blau. So der Himmel, hinter dessen Luftschicht der schwarze Weltraum liegt, das Wasser tiefer Seen und Aehnliches. Die zahlreichen Blutgefäße, die, von einer ganz dünnen Gewebschicht umgeben, die von vorn sichtbare Partie der Iris bilden, ziehen vom äußeren Rande, als zierliche hellblaue Linien gewellt, gezackt, sich miteinander verbindend, auseinanderweichend, nach dem Pupillenrande. Ehe sie ihn erreichen, bilden sie einen erhabeneren Kranz, der bald nur eine gezackte Linie, bald einen Kreis zierlicher vertiefter, aneinandergesetzter Vielecke darstellt.

Die Pupille selbst ist von einer fein gekräuselten dunkelbraunen Linie — der Kantenansicht des umgebogenen hinteren Blattes der Regenbogenhaut — umgeben. Darum wieder legt sich oft bei hellen Augen in der Fläche der Iris ein schmaler bräunlicher, grauer oder dunkelblauer Ring, der kreisrund begrenzt sein kann.

Nahe dem Ursprung zeigen blaue Regenbogenhäute vielfach weißliche Punkte, dann weißliche radiäre Streifen, die sich nach innen zu einem unregelmäßig zackigen, mitten durchbrochenen Stern verbinden — ein reizvoller Anblick. Ein dunklerer Rand am Ursprung der Haut verleiht schönen blauen Augen einen besonderen Glanz.

Durch Auseinandertreten der beschriebenen Gefäßleisten entstehen mehr oder weniger zahlreiche polygone Vertiefungen mitten im Relief der Iris, die bei oberflächlicher Betrachtung den Eindruck dunkler Punkte erwecken. Tatsächlich dunkle Punkte zeigt die Iris durch Einlagerung von braunem Farbstoff in die vorderen Schichten. Bei blauen Augen sind nicht selten siennabraune Flecke, ja ganze Sektoren, bei bräunlichen und grünlichen dagegen richtige dunkelbraune rundliche Tupfen oft in großer Zahl.

Das Relief der dunkleren Augen ist viel weniger fein, weil die Zwischenräume der zarten Gefäße mehr oder weniger von farbstoffhaltigem Gewebe ausgefüllt sind. Vereinzelte Vertiefungen und Leistchen begegnen uns noch, aber bei den dunkelsten ist die Oberfläche rauhem Wildleder gleich mit radiärgestellten Einkerbungen, besonders am Pupillenrande. Farbstoffärmere Stellen mit Farbe und Zeichnung der blauen Augen können eingesprengt sein.

Es sind noch konzentrische Furchen zu erwähnen, die die Falten bedeuten, in die sich die Iris legt, wenn sie nur einen schmalen Saum um die erweiterte Pupille bildet. Bei mäßig gefärbten Augen sind sie am deutlichsten, da sie farbstoffärmer zu sein pflegen als ihre Umgebung.

Verschiedene Farbe der Augen desselben Menschen kann angeboren oder erworben sein. In ersterem Fall ist oft das blaue das weniger widerstandsfähige. Von der erworbenen Verschiedenheit ist besonders die Rostbraunfärbung bei Augen bemerkenswert, die längere Zeit einen Eisensplitter beherbergt haben.

Dies alles, Leisten, Punkte, Grübchen, Kerben nebst Farbe in der mannigfachsten Kombination, bietet dem, der sich mit genauerem Betrachten der Regenbogenhaut — eventuell mit Lupe — abgibt, einen hohen ästhetischen Genuß. Die stets verschiedenen, meist sehr reizvollen Bilder fesseln immer aufs neue die Aufmerksamkeit.

Aenderungen in dem beschriebenen, durch Farbe und Relief bedingten Aussehen der Iris können mit Ausnahme der unbedeutenden Altersveränderungen nur durch Krankheiten hervorgerufen werden. Das Fiasko Felkes bei Untersuchung der zwanzig Patienten hat eklatant gezeigt, daß er nicht mehr, sondern weniger aus den Augen lesen kann als die Aerzte. Hat er doch nicht feststellen können, daß ein Auge durch Eisensplitter fast erblindet war.

Noch etwas kann man aus den Augen lesen: alles, was im Ausdruck und Blick gefunden oder gesucht wird. Doch dies ist unter dem Namen der Physiognomik des Blickes ein Gebiet für sich.

Es wäre mir eine Freude, wenn ich durch diese Ausführungen manchen Leser angeregt hätte, in Zukunft mehr als bisher in den Augen seiner Umgebung zu lesen und sich ihrer so wenig bekannten feineren Schönheit bewußt zu werden und zu erfreuen. Nur möge niemand den Boden realer Beobachtung verlassen und sich auf das phantastische, schlecht beschlagene Roß der „Irisdiagnose" schwingen.

Im Lande der Inuit.

Von Dr. A. Stolberg. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Die Eskimos sind kein kulturarmes Volk und rechnen in dieser Hinsicht nicht zu den Naturvölkern, wenn Naturvolk soviel wie kulturarmes Volk bedeutet. Im harten Kampf mit dem Dasein hatten sie sich bereits vor ihrer Berührung mit den Europäern alle die Mittel errungen, ohne die sie der Schwierigkeiten, im äußersten Norden eine Existenz zu gründen und aufrechtzuerhalten, überhaupt nicht Herr geworden wären. Alle ihre Gerätschaften hatten bereits die vollendetste Zweckmäßigkeit erlangt, in der Erfindung des Kajaks, der ein vollständig tüchtiges Seeschiff im kleinen darstellt, gipfelnd, als sie im 18. Jahrhundert mit den Europäern zusammentrafen. Mit den selbsterfundenen Waffen und Gerätschaften erlegten die Eskimos früher gerade so gut die Tiere des Meeres, wie sie es jetzt mit den Schießwaffen tun. —

Es ist sehr bezeichnend, daß die Eskimos sich selbst „Inuit" oder Menschen nennen, und bei aller ihrer angeborenen Gutherzigkeit, zurückhaltenden Bescheidenheit und Willigkeit, andern, auch den Fremden behilflich zu sein, sieht ein guter Fänger in letzteren doch noch heute ihm an Fähigkeiten nachstehende Wesen, die mehr den Frauen und Mädchen seines Stammes als ihm selbst zu imponieren vermögen. Der Stolz eines guten Kajakmannes ist sehr begreiflich. Es ist wirklich ein erhebender Anblick, einem Eskimo in seinem Fahr-

zeug, mit dem er fest verwachsen ist, gleichsam ein Seezentaur, draußen auf dem bewegten Meer, meilenweit von der Küste, zu begegnen. So kam bei einem steifen Nordwest in der nördlichen Davisstraße der bekannte Grönländer Johannes Kreuzmann (diesen Namen hat er von den Dänen bekommen) barhäuptig an unsern Dampfer „Godthaab" heran und ließ sich, im Kajak sitzenbleibend, mittels zweier Taue an Bord hissen. Nach der sehr bewegten Fahrt nahm er hier als einzige Stärkung eine Tasse Kaffee und einen Schiffzwieback gleichmütig zu sich und lotste dann den Dampfer durch die schwierig zu passierenden Schären und Klippen nach der Niederlassung Kangâmiut. Dieser selbe Kajakmann rettete durch sein Beispiel und seine Hilfe drei andern Fängern im Februar dieses Jahres, als sie von einem Seesturm überrascht wurden, das Leben. Von Kreuzmann unterstützt, erreichten sie unter großen Schwierigkeiten noch eine kleine Insel und hielten, wenn auch fast erstarrt vor Nässe und Kälte, dort aus, bis der Sturm vorüber war. Ein energischer Mann ist aber allerdings nicht immer ein galanter. Der gleiche Kreuzmann nähte seine junge Frau in Renntierfelle und verstaute sie wie einen Sack hinter sich auf dem Kajak, als sie ihm zu einem mehrwöchigen Jagdausflug auf Renntiere über das Wasser hinüber nicht folgen wollte.

Solche Kajakmänner haben etwas von der stoischen Ruhe des Indianers, obgleich sie mit letzteren unseres Dafürhaltens durchaus nicht verwandt sind. Große Geduld, scheinbares Phlegma und energisches Handeln stecken unmittelbar nebeneinander in solch einem Mann. Leider nimmt in Südgrönland die Zahl der guten Fänger ab, was auch mit einer gewissen Erschöpfung der Fanggründe zusammenhängen mag. Die dänische Regierung — Grönland gehört der dänischen Krone — ist dabei in keiner leichten Lage. Einerseits muß sie die Eskimogesellschaft, da das Land nun doch einmal erschlossen ist und bei seiner geographischen Zugehörigkeit zu Nordamerika die Bevölkerung auch nicht länger mehr in völliger Isoliertheit bleiben kann, im Interesse der Selbsterhaltung moderner Kultur anzupassen und die vorhandene Produktionsfaktoren durch Befreiung des Handels zu fördern suchen, anderseits hinwieder Mittel finden, die Eingeborenen durch Isolierung zu bewahren und zu schützen. Während der Labradoreskimo den verheerenden Wirkungen des Alkohols und der Einschleppung ansteckender und verheerender Krankheiten, schutzlos preisgegeben ist, hat dahingegen die dänische Verwaltung in Grönland bisher wirkungsvolle Prohibitivmaßregeln aufrechtzuerhalten vermocht. Der Fortzug guter Fänger aus den größeren Kolonien entspringt gewiß manchmal auch einem besonderen Verlangen nach völliger Unabhängigkeit und ist dergestalt ein Flüchten vor der europäischen Kultur; anderseits aber rettet ein solcher Mann durch das Aufsuchen unbetretener Punkte, seien sie an der Küste selbst, seien sie im Innern der Fjorde, noch viel von der angestammten Originalität und sichert sich gleichzeitig reichere Fangplätze.

Obgleich die Eskimos bis zum Kap York hinauf Christen geworden sind, so haben sie doch bei ihrer harten, von Jagd und Wetterglück abhängigen Existenz, durch die sie in ganz anderem Maß als wir unter dem Zwang der Natur leben, das charakteristische aller Naturvölker, nämlich einen starken Aberglauben, beibehalten. Viele glauben noch jetzt an die Macht des Angekoks oder Zauberers, und am Beginn jener ungeheuren Eiswüste, die, abgesehen von dem nur wenige Meilen breiten bewohnbaren Küstensaum, den ganzen ungeheuren Inselkörper deckt, setzen sie den Aufenthaltsort des Kivitut, jenes unheimlichen Gespenstes, das hier am Rande des ewigen Eises dem vereinzelten Jäger auflauert und ihn umbringt. Eine Personifikation der erstarrten menschenfeindlichen Leblosigkeit der geheimnisvollen Eiswüste! Aus Gespensterfurcht haben die Grönländer, um immer Licht zu haben, stets eine Tranlampe brennen gegen die in der Dunkelheit auftretenden Geister. Sie können die fremden, im Dienste der Wissenschaft stehenden Männer nicht begreifen, die die unheimliche Region des ewigen Eises aufsuchen.

Wenn die Witterung den Fang auf See verhindert, wenn der früh eintretende und lang anhaltende Winter alles in eisige Banden geschlagen hat, den Seehunds- und Fischfang außerordentlich erschwert, die Vogeljagd ganz unmöglich macht, dann hungert der Eskimo sehr häufig. Bleibt dann wenigstens seine halbunterirdische Behausung warm, so ergibt er sich dem Hunger mit jenem stummen Stoizismus, hinter dem sich sein Gemüt verbirgt, wie uns das ja auch Dr. Cook, den wir noch in Grönland persönlich zu treffen das Glück hatten, durch die Erzählung von dem Verhalten seiner beiden Begleiter Itukisut und Awilah persönlich bezeugte.

Die Grönländer sind nicht nur sehr musikliebend, sondern von Natur aus auch sehr musikalisch. Begreiflicherweise haben die südlicher wohnenden Grönländer im Verkehr mit europäischen und amerikanischen Matrosen ihre alten Weisen zugunsten aller möglichen Bänkelsängereien aufgegeben, leider ist aber auch die Originalität der nördlicher wohnenden in dieser Hinsicht jetzt bedroht. Wir müssen es daher mit Freuden begrüßen, daß der junge norwegische Komponist Christian Neffaas vergleichende Studien auf dem Gebiet der primitiven Musik unter der Eskimobevölkerung der Arktis bis zu Kap York hinauf unter gleichzeitiger phonographischer Festhaltung der Originalmelodien in diesem Jahre begonnen hat. Da über die Abstammung und Vorgeschichte sowohl der grönländischen als der eigentlichen amerikanischen Eskimos bis jetzt nichts wirklich Stichhaltiges bekannt ist und das sonst so wirksame Leitmotiv der vergleichenden Sprachforschung hier versagt, so können durch die Untersuchungen des genannten Norwegers vielleicht Fingerzeige gegeben werden, wo der gemeinsame Ursitz dieser sehr alten Rasse zu suchen ist. Etwas Wildes und dabei doch schwermütig Klagendes haben diese noch aus der Vorzeit stammenden Gesänge, zu deren Begleitung die Trommel, wohl das primitivste aller Musikinstrumente, und der Tanz gehören. Im eigentlichen Bereich der dänischen Kolonisation gibt es den Trommeltanz aber nur noch in Umanetsiak unter dem 71. Breitengrad.

Der Schauplatz für das Leben der Eskimos ist nur ein schmaler Saum, den das nicht selten bis zur Meeresküste hinabreichende Inlandeis freiläßt. Die labyrinthisch verzweigten Fjorde, die tief eingreifend wie ein Netzwerk diesen schmalen Landstreifen durchziehen, sind in ihrem Verlauf, gleich wie die gewaltige Binneneisdecke selbst, noch vielfach gänzlich unbekannt und gänzlich unerforscht. Steile, zerrissene Felswände umrahmen diese unendlich einsamen Wasserstraßen, in denen sich das Boot oft nur mühsam zwischen treibenden Eisbergen hindurch einen nicht ungefährlichen Weg bahnen kann. Nur hier und da, an der Sonnenseite bedecken Flechten und Algen die nackten Steinflächen,



Der Eismeerdampfer „Godthaab“ im Fjord bei Kangâmiut.

während Baumarten, wie Birke und Weide, nur in verkrüppeltem Strauchwuchs neben Vacciniumgestrüpp in besonders geschützten Lagen wachsen.

Ist die Technik des Bergsteigens in Grönland noch nicht entwickelt, so ist es dafür die Technik des Reisens um so mehr. In erster Linie braucht der Reisende und Forscher ein gutes Boot. Wegen der außerordentlich spärlichen Besiedlung — oft existiert auf viele Meilen hin keine Menschenseele — muß man in der Ausrüstung auf alle Fälle vorbereitet sein und außer den Instrumenten, Gewehren und reichlichem Proviant stets ein Zelt für sich und womöglich noch ein zweites für die eingeborene Bootsmannschaft, dazu die nötigen Schlafsäcke mit sich führen. Ueber die Temperaturverhältnisse Grönlands herrschen, soweit es den bewohnten Teil anlangt, allerdings noch vielfach übertriebene Annahmen. Im Sommer — und nur der Sommer kommt ja für Bootsfahrten in Betracht — haben wir



Zeltlager auf Sermitriak. Links Dr. de Quervain, in der Mitte Dr. A. Bäbler, rechts der Verfasser Dr. A. Stolberg.

es bei Tage doch mit einer Durchschnittswärme von 4–5° zu tun. Allerdings wird es in den späteren Nachmittagen bereits empfindlich kühl, schnell verliert dann die Sonne von ihrer Kraft, und man ist froh, während des Abends und der wenn auch hellen, so doch frostigen Nacht im Zelt eine verhältnismäßig behagliche Unterkunft zu finden. Dann spürt man es allerdings



Typische Küstenlandschaft: Kajak in den Schären beim Hundeeiland

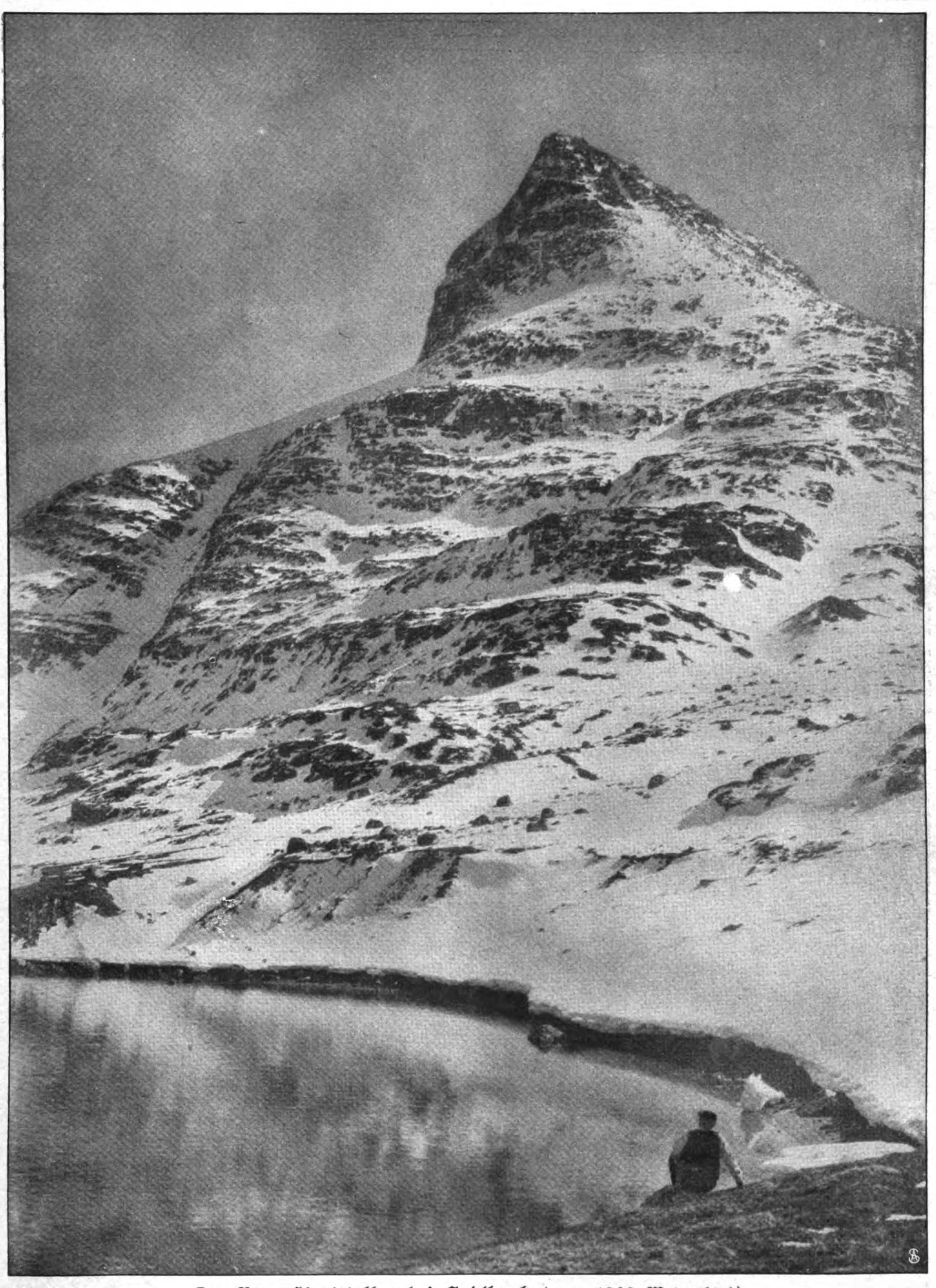


doch, daß die Klimagrenze zweitausend Meter tiefer als in Mitteleuropa liegt. — Von den bezüglichen Temperaturverhältnissen auf dem Inlandeis selbst sehen wir hier ab.

So wild und abschreckend Grönlands gewaltige, wie mit dem Meißel bearbeitete Berge, die an Formen-



Unteres Bild: **Ein Vierwaldstättersee in Grönland: Fjord von Korok.** Oberes Bild: **Herrnhuter Siedelung Umanak im Godthaabfjord.**



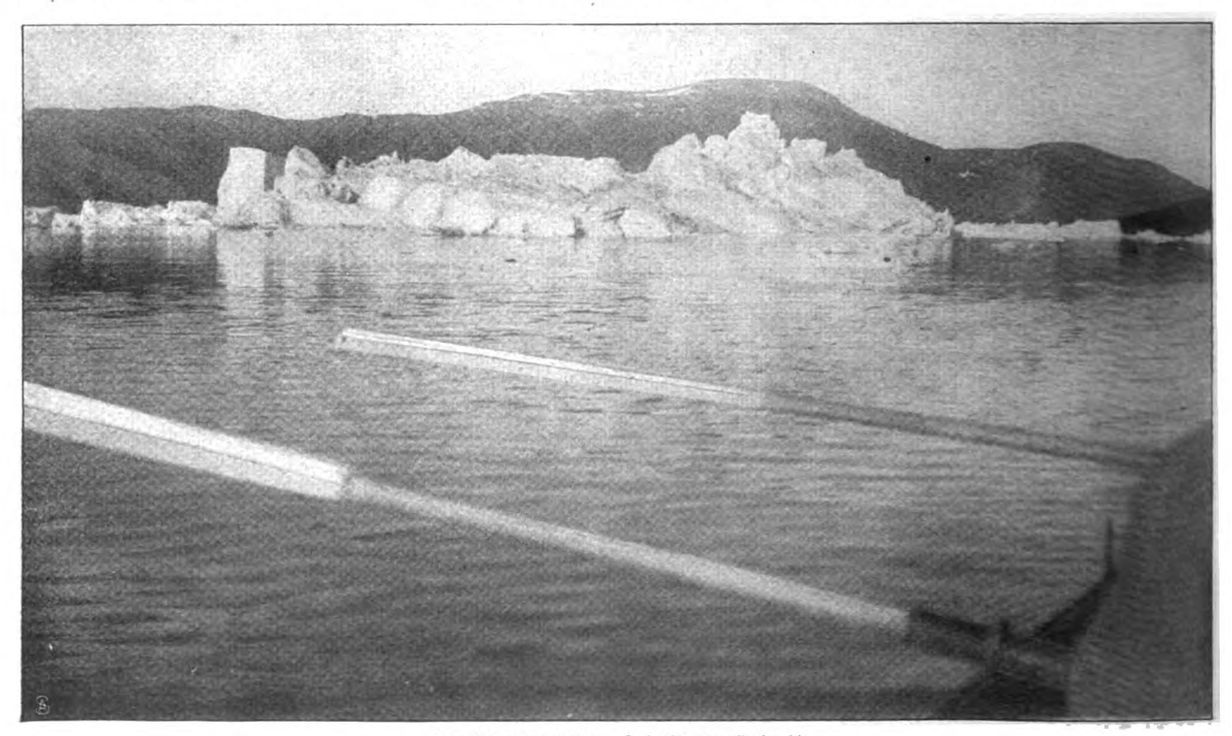
Der Berg Hjortetakken bei Godthaab (etwa 1300 Meter hoch),
der zum erstenmal von Dr. de Quervain und Dr. A. Bäbler bestiegen wurde.



Aus der von den Herrnhutern gegründeten Siedelung Nordlyt: Eine Frau beim Ausbessern des Hausdachs.

reichtum bei aller Aehnlichkeit des orographischen Baues jene Skandinaviens weit übertreffen, auch sein mögen, so unbeschreiblich schön können diese je nach der Beleuchtung in einem weißen, roten und violetten Farbenspiel prangen und die Unwirtlichkeit des hohen Nordens völlig vergessen machen. Den Zauber dieser Alpenwelt hat auch die schweizerisch-deutsche Grönlandexpedition oft empfunden, und er hat mit zur Durchführung jener Erstbesteigungen seitens der Züricher Gelehrten Dr. de Quervain und Dr. Bäbler sowie auch Dr. Heims beigetragen, die bei den ansässigen Dänen die größte Anerkennung fanden.

Durch die Entdeckungen Shakletons, Pearys und Cooks ist auch im größeren Publikum wieder ein reges Interesse für die Polarforschung erwacht. Immer noch harren viele wissenschaftliche Probleme, nicht nur die



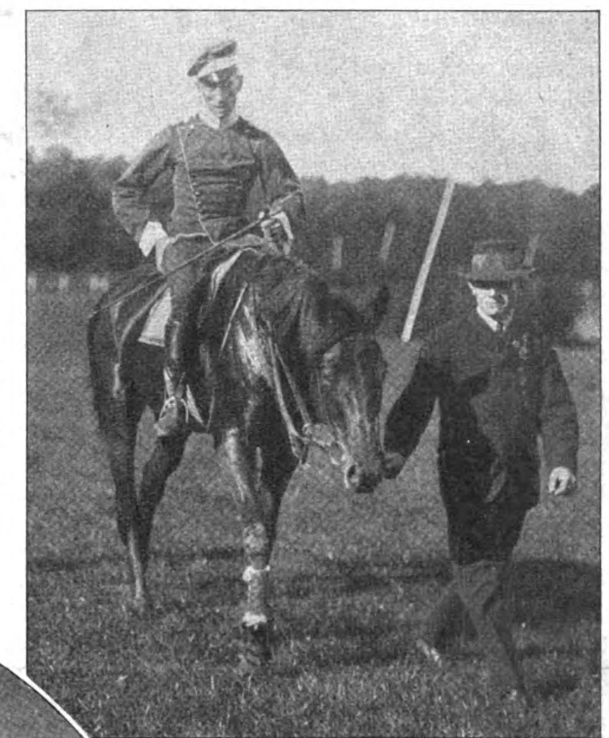
Im Fjord bei Ikerasak (Nordgrönland).

rein geographische Frage der Verteilung von Wasser und Land und solche der Geologie, Klimatologie, Ethnographie, Fauna und so fort allein der befriedigenden Lösung. Neben diesen allgemeinen geographischen, geophysikalischen, soziologischen und zoologischen Fragen gilt es weiterhin, das Phänomen zu untersuchen, das für die Vergangenheit der Erde von größter Bedeutung gewesen ist, wir meinen das Phänomen der Eiszeit. Diese gewaltige Erscheinung läßt sich am Nordpol selbst nicht beobachten, ihr klassisches Gebiet ist der hohe Süden, die Antarktis, und auf unserer Hemisphäre die Insel Grönland. Ein größerer Vorstoß in das Inlandeis Grönlands war neben gewissen, in der Arktis noch nicht ausgeführten meteorologischen Arbeiten auch das Ziel der Expedition de Quervain-Stolberg, das sie durch eine längere Schlittenreise im Gebiet des großen Karajakeisstromes unter vielen Anstrengungen und nicht ohne Gefahren erreicht zu haben glaubt. Ein Teil der seitens der Expedition in Grönland gemachten Aufnahmen hat an dieser Stelle seine erste Veröffentlichung gefunden.

Meister im Sport.

Von Kurt Doerry. — Hierzu 15 Aufnahmen.

Alljährlich, wenn der Herbst vorüber ist und bei Schneegestöber und lustigem Schellenklang der gestrenge Herr Winter ins Land zieht, beginnt auch der Sportsmann, einem umsichtigen Kaufmann gleich, sich über das Soll und Haben des ablaufenden Jahres Rechenschaft abzulegen. In Form übersichtlicher Statistiken pflegt sich dann zu kristallisieren, was die verflossene Saison des Sports an bemerkenswerten Leistungen und Fortschritten gebracht hat. Und zwischen den Zahlen, die das Gerüst dieser Statistiken bilden, tauchen immer wieder Namen auf, bei deren Klang lebensvolle Bilder vor unserm geistigen Auge vorüberziehen, Bilder von Kämpfen auf dem grünen Rasen der Rennbahn, dem im Sonnenglanz flimmernden Lawn-Tennis-Platz oder der von leichter Brise bewegten Regattabahn. Unsere Meister im Sport sind es, die sich hier hervorgetan haben. — Meister im Sport! Der Begriff des Meisters, der



Lt. v. Raven (9. Ulan),
der diesjährige Champion der deutschen Herrenreiter, gewann 63 Rennen.



Gräfin v. d. Schulenburg, Deutschlands hervorragendste Lawn-Tennis-Spielerin.

Meisterschaft ist niemals mehr mißbraucht worden als heutzutage im Zeitalter der Superlative. Und doch weiß der Kenner des Sports sehr wohl zu unterscheiden, wer ein wirklicher Meister ist und wer nicht. Und die Lorbeeren der wahren Meisterschaft hängen noch immer hoch genug, um für die allzu vielen Vertreter der Mittelmäßigkeit unerreichbar zu bleiben. Wahre Meister sind es, die wir heute im Bild vorführen. Leutnant von Raven, der bekannte 9. Ulan, hat in diesem Jahr unter unsern Herrenreitern mit 63 Siegesritten bei nur 165 Ritten überhaupt einen neuen Rekord aufgestellt, den er wohl noch überboten hätte, wäre er nicht gegen Ende der Saison durch einen Sturz in der vollen Entfaltung seines Könnens behindert gewesen. Der vorjährige



Phot. G. Lehmann.

Frl. von Krohn, eine der erfolgreichsten Turnierspielerinnen 1909.

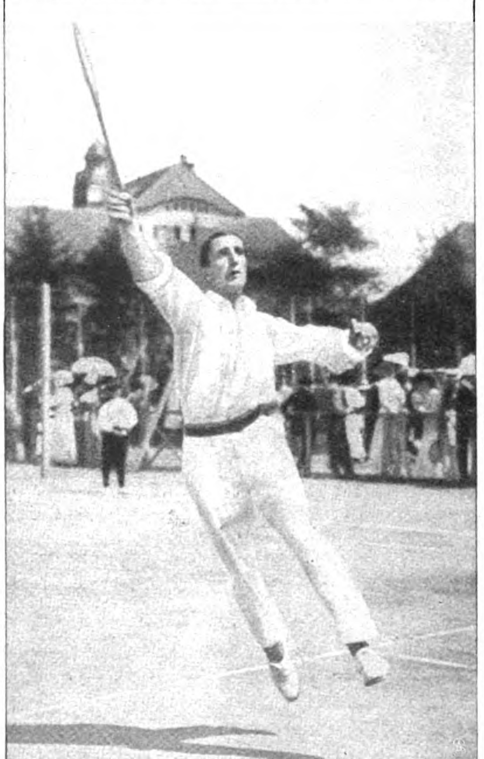
Champion unserer Herrenreiter, Leutnant Braune von den 15. Ulanen, mußte sich in diesem Jahr mit dem zweiten Platz begnügen, vermochte aber immer noch die stattliche Anzahl von 51 Rennen zu gewinnen. Ganz interessant ist ein Vergleich der Leistungen unserer besten Herrenreiter mit denen unserer Jockeis. Auf der Flachen kehrte F. Bullock, der Graditzer Stalljockei, bei 289 Ritten 72 mal als Sieger zur Wage zurück, eine Leistung, die erst durch die Feststellung ins rechte Licht gerückt wird, daß der zweiterfolgreichste Jockei J. Reiff nur 47 Rennen gewinnen konnte. Zwischen den Flaggen auf der Hindernisbahn hat es der erfolgreichste Professional B. Rosak zu 33 Siegen gebracht; er stieg im ganzen 122 mal in den Sattel. — Schließen wir hier gleich noch einen weiteren Vertreter des berufsmäßigen Sports an, so können wir von dem Berliner Rennfahrer Fritz Theile berichten, daß er in der vergangenen Saison nicht nur mehrere Weltrekords geschaffen hat, sondern auch, was seine ziffernmäßigen Erfolge anbetrifft, an der Spitze aller Dauerfahrer der ganzen Welt steht, ein Ergebnis, auf das der junge Berliner, der erst seit wenigen Jahren den Sport zu seinem Beruf erwählt hat, mit Recht stolz sein kann.

In der Geschichte des deutschen Lawn-Tennis-Sports steht das Jahr 1909 mit goldenen Lettern verzeichnet. Endlich haben wir das große Ziel, die Engländer im eigenen Lande schlagen zu können, erreicht: der Straßburger O. Froitzheim und der junge Rostocker F. W. Rahe gewannen im Herbst auf dem Turnier zu Eastbourne die beiden ersten Preise. Froitzheim hatte schon vorher seinen alten Gegner, den Londoner Meister M. J. G. Ritchie, zweimal geschlagen, in Homburg im Kampf um den Homburger Pokal mit 6—4, 5—7, 6—1, 4—6, 7—5 und in Baden-Baden sogar in drei glatten Sätzen mit 6—4, 6—1, 6—2. Damit erwies er sich nicht nur als der beste deutsche Spieler, sondern auch als einer der besten der internationalen



Phot. Sport and Gen. Ill.

O. Froitzheim (Straßburg),
der deutsche Meister im Lawn-Tennis.



Phot. Elektrophot.

F. W. Rahe (Rostock),
nächst Froitzheim der erfolgreichste deutsche Turnierspieler.



Phot. Berl. Ill. Ges.

Lt. Braune (15. Ulan),
steht mit 51 Siegesritten an zweiter Stelle unter unseren erfolgreichsten Herrenreitern.



F. Bullock,
mit 72 Siegen Champion der Flachrennjockeis in Deutschland 1909.



Phot. Franz Kühn.

Jockei V. Rosak,
errang in diesem Jahre mit 33 Siegen die Championship der Hindernisjockeis.

ersten Klasse. Und Rahe steht ihm nur wenig nach, wenn er auch in jedem Zusammentreffen mit dem Straßburger die Segel streichen mußte. Unter unseren Turnierspielerinnen behauptet Gräfin von der Schulenburg noch immer den ersten Rang; sie hat noch keine ebenbürtige Gegnerin gefunden. Von den übrigen Damen hatten D. von Krohn,



Hanns Braun (München),
bester deutscher Läufer im Jahre 1909, Meister von Deutschland und England.



Schmidt (Nürnberg), Phot. Steingräber.
bester deutscher Geher, ging 100 km in 11 Std. 03 Min. 04/5 Sek.



Pasemann (Kiel), Phot. Grammig.
deutscher Meister im Hochsprung (1,80 m) und Stabhochsprung (3,41 m).

Freiburg, und Frau Dr. Neresheimer, München, die meisten Erfolge zu verzeichnen.

Hinter den Lawn-Tennis-Spielern, die selbst im Mutterlande des Sports Siege zu erringen vermochten, sind übrigens die Vertreter anderer Sportzweige nicht zurückgeblieben. Oskar



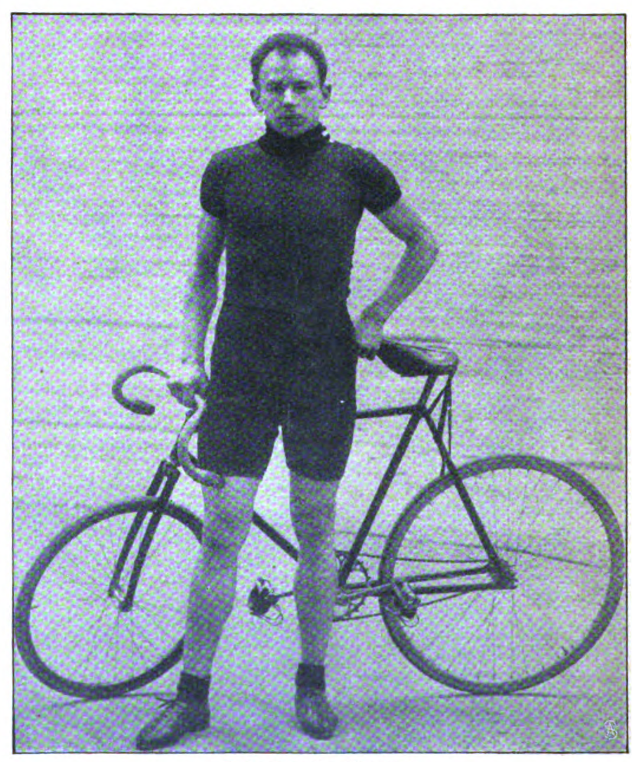
R. Lucas-Mainz (rechts),
1908 und 1909 deutscher Meister im Einer-Rudern.



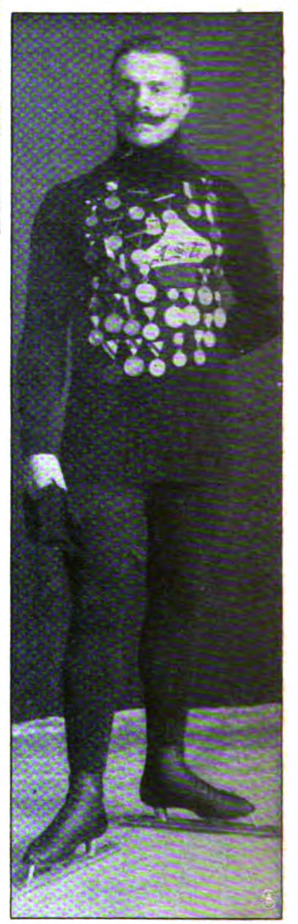
Phot. J. Müller

Oskar Schiele (Magdeburg),
der erfolgreichste deutsche Schwimmer des Jahres 1909.

Schiele, Magdeburg, der erfolgreichste Schwimmer Deutschlands, gewann in England zum drittenmal den Königs-Preis und zeigte dadurch, daß er einer der hervorragendsten Schwimmer der Welt ist. Er ist von einer unerreichten Vielseitigkeit und leistet in allen Arten der edlen Schwimmkunst gleich Treffliches. Der seltene Triumph, in London eine englische Meisterschaft zu gewinnen, war in diesem Jahre dem Münchner Hanns Braun beschieden, der in Stamford Bridge, London, die Meisterschaft von England im Laufen über eine halbe Meile (804½ Meter) errang und dabei die besten englischen Läufer leicht schlug. Sein deutscher Rekord für 400 Meter (49 Sekunden) ist eine ganz hervorragende Leistung; als Unikum sei erwähnt, daß Braun im September dieses Jahres in Prag einmal ganz allein ein Klubmatch gegen die besten Vereine Oesterreichs gewann, die mit ihren stärksten Vertretern zur Stelle waren. Braun ist ein Athlet, der von der Natur mit ganz besonderen Gaben bedacht ist, seinen Sport aber auch mit Verständnis und echter Passion ausübt. Noch einige weitere hervorragende Kräfte haben sich in den letzten Jahren in der deutschen Leichtathletik herangebildet. Der junge Kieler Pasemann hat im Hochsprung mit 1,80 Meter und im Stabhochsprung mit 3,41 Meter zwei ganz außerordentliche Leistungen vollbracht, die wahrscheinlich nun auf längere Zeit ihren Platz in der deutschen Rekordliste behaupten werden. Gleichfalls bemerkenswert ist der Weitsprung, den Berti Wein-



Fritz Theile (Berlin),
in diesem Jahre der erfolgreichste Dauerfahrer der Welt.



Alfr. Lauenburg, Hamburg,
deutscher Verbandsmeister im Schnellaufen auf dem Eise.

stein-Halle mit 6,98 Meter aufgestellt hat. Dieser letzere Sprung wurde von Weinstein in Budapest ausgeführt. Den deutschen Rekord im Weitsprung hält mit 6 Meter 88 Zentimeter der Berliner A. Hoffmann, der diese Leistung im Juli vorigen Jahres vollbrachte. Alle diese Sprünge sind nach den Vorschriften der deutschen Sportsbehörde für Athletik, also ohne Benutzung eines Sprungbrettes, ausgeführt worden. Im Gehen erwies sich der Nürnberger Schmidt als der beste Mann des Jahres; er ging u. a. die Distanz von 100 Kilometer in der brillanten Zeit von 11 Stunden 3 Minuten 00⁴/₅ Sekunden und schlug damit den bisherigen Rekord des Berliners E. Seiffert um fast 3 Minuten. Im Eislaufen ist, seitdem der Münchner Seyler sich von der Ausübung des Sports zurückgezogen hat, der Hamburger Alfred Lauenburg unser bester Schnellläufer. Er ist Inhaber der Verbandsrekords über 500 Meter (52 Sek.) und 1000 Meter (1:48¹/₅), und unter den jüngeren Läufern erreicht ihn vorläufig noch keiner.

Im Rudersport ist Rudolf Lucas vom Mainzer Ruderverein unser deutscher Meister. Seitdem wir eine deutsche Meisterschaftsregatta haben (seit 1906), kommen Meisterschaften in vier Bootsgattungen zum Austrag, als Meister im Rudern gilt aber seit jeher der beste Einer-Ruderer, und dieser ist seit dem Vorjahr Rudolf Lucas, Mainz. Einen Skuller von überragender Klasse haben wir seit den Zeiten Achilles Wilds, der die Einer-Meisterschaft bekanntlich fünfmal gewann, nicht mehr gehabt. Lucas hat seinen Meistertitel jedoch jedesmal vollauf verdient und ist ohne Zweifel der beste Skuller, den Deutschland gegenwärtig besitzt.

Um Weihnachten.

Skizze von Minna von Heide.

Den zweiten Weihnachtsfeiertag verlebten wir auf dem prächtigen Gut von Onkel Peter. Das war seit Jahren so. Abends fand dann für uns Kinder nochmals eine wundervolle Bescherung statt. Onkel Peter hatte nämlich keine eigenen Kinder. Tante Christine war bei der Geburt ihres ersten Kindes gestorben, und das kleine tote Mädchen hatte Onkel ihr in den Arm gelegt, bevor der Sarg geschlossen wurde. Eine andere Frau hat er dann nie mehr so liebgehabt, daß er sie zum Weib begehrt hätte. Zu seiner langjährigen Haushälterin sagten wir aber auch Tante. Wir nannten sie Tante Riekchen. Und wir hatten sie lieb, denn sie war gut zu uns verschiedenen Neffen und Nichten — neun an der Zahl.

Es ist mir nun unvergeßlich geblieben, als wir an einem solchen Weihnachtsfeiertag unmittelbar vor der Bescherung auf eigenartige Weise gestört wurden. Eine Frau mit einem Kind auf dem Arm ließ den Onkel so flehentlich um ein kurzes Gehör bitten, daß er die Gewähr nicht abzuschlagen vermochte troß unserer begreiflichen neunfachen Ungeduld. Wir gehörten eben sämtlich nicht zu den zahmsten.

Da der Onkel aber merkwürdigerweise sehr lange ausblieb und wir uns troß unserer Erwartungsfroheit einer gewissen Feierlichkeit ohnehin niemals entziehen konnten in dem großen eichengetäfelten Raum, in dem wir uns alljährlich vor der Bescherung zu versammeln pflegten, und in dem ein lebensgroßes Bild unserer einst so blühend schönen und unendlich gütig aussehenden Tante Christine das einzige Prunkstück bildete, legte sich das Vorgefühl von etwas Ernstem halb unbewußt auch auf uns Kinder.

Endlich trat Onkel ein. Neben sich, mit zu Boden geschlagenen Augen, eine in einfaches Schwarz gekleidete Frau von sympathischem, bescheidenem Aussehen. Auf dem Arm ein ganz entzückendes hellblondhaariges Kind mit weichem, dickem, weißem Mäntelchen und einem Mützchen, das dazu paßte.

Onkel Peter kümmerte sich nicht um unser Staunen, ließ die stille Frau auf eine beschwörende Bitte ihrer großen dunklen Augen an der Tür des Gemaches zurück, indem er sie mit der freien Rechten — das Kind trug er auf dem linken Arm — auf den nächsten Stuhl niederdrückte, und schritt dann ernst und feierlich durch uns alle hindurch, um beide Flügeltüren zu dem Bescherungsaal weit zurückzuschieben.

Unter der Aufsicht von Tante Riekchen, deren Verschwinden wir unter der herrschenden Stimmung kaum bemerkt hatten, waren die hundert Kerzen an der gewaltigen Tanne aus Onkels eigenem Wald bereits entzündet.

Wir waren ja auch sonst von all der flimmernden Pracht zunächst geblendet; heute war es aber noch anders, selbst mit den Verwegensten unter uns. Unsere neun Augenpaare hingen eigentlich nur an dem fremden, etwa zweijährigen Kind, dem kleinen Mädchen mit den hellblonden Haaren und tiefdunklen blauen Augen, das seine Aermchen immer fester um unseres Onkels Hals klammerte und vor lauter Staunen und Verwundern den Atem ganz tief aus der kleinen Brust heraufholte.

Onkel Peters Stimme brach den Bann: „Nun haben wir für dieses kleine Mädchen aber kein Tischchen. Wer von euch gibt ihm etwas von dem seinen?“ Eine tiefe Bewegung klang aus dem schweren Baß.

Es blieb auch nicht eins von uns zurück. In einer dichten, kleinen Mauer umgaben wir den geliebten, gütigen Mann, und unser aller Hände hielten mehr, als wir tragen konnten.

Franz, der Stallbursche, mußte einen verschließbaren Deckelkorb herbeischaffen, und nachdem Tante Riekchen für eine gehörige Grundlage gesorgt hatte, mußte jedes von uns mit eigenen Händen die freiwillig dargebrachten Gaben dazupacken. Was mit großer Feierlichkeit und Behutsamkeit geschah.

Dann ließ Onkel anspannen und verschwand noch einmal mit seinen beiden geheimnisvollen Gästen.

Einer meiner Vettern und ich hatten uns bis in die Nische des Portalfensters gestohlen, und von diesem aus sahen wir, wie draußen ein Mann Onkel Peters Hände nicht loslassen wollte, sondern sich bemühte, sie immer wieder mit seinen Küssen zu bedecken.

Wie die Diebe schlichen wir wieder davon.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Weihnachtsgans und ein paar Prachtenten mit ihrem leckeren Inhalt waren verzehrt. In dem offenen Kamin knisterten große Holzscheite, und der altmodische

dickbauchige Messingkessel surrte behaglich über einer kleinen Spiritusflamme. Da begann Onkel zu erzählen:

„Es sind ja noch recht junge Ohren unter euch. Ich sehe jetzt aber nur all die gefüllten kleinen Hände in dem funkelnden Kerzenschein und denke auch bei euch Jungen auf guten weichen Boden zu stoßen.

„Ihr wißt alle, groß und klein, daß ich nicht gern von Tante Christine spreche. So wenig, als man eine Wunde, die immer frisch bleibt, anrührt. Heute kann ich aber nicht umhin.

„Also ich hatte meine Frau und unser kleines Mädchen erst vor wenigen Tagen zu Grabe getragen, als ich bis in den Abend hinein an der kleinen Lichtung im Tannenwald saß, von wo aus Christine und ich uns an manchem Abend so recht von Herzen über jedes Reh und jeden Hirsch freuten, die sich bis an den Rand des Waldes getrauten und hier und da wie zufällig in ihrer halb scheuen, halb zutraulichen Art einen Moment zu uns herüberschauten, um dann eilig wieder zu verschwinden.

„Ich achtete an jenem Abend aber nicht auf die lieben kleinen Vierfüßler, sondern ließ ruhig und ohne mich vor mir selbst oder dem lieben Gott zu schämen, die wenigen großen, heißen Tränen aus meinen trockenen Augen auf meine gefalteten Hände fallen. Und hatte mein Haupt tief gebeugt.

„Ich war so in meine eigenen Gedanken verloren, daß ich nahende Schritte nicht gehört hatte und ein wenig zusammenfuhr, als plötzlich ganz dicht vor mir ein Mann stand und mich um eine Gabe ansprach, da er kein Nachtlager habe.

„Eine Börse hatte ich nicht bei mir, wohl aber eine Brieftasche, in der sich außer einem Hundertmarkschein auch ein Fünfmarkschein befand. Da ich den sehr hungrig aussehenden Menschen nicht abweisen wollte und ein Gefühl von Furcht oder Mißtrauen niemals gekannt habe, zog ich meine Ledertasche hervor und wollte sie eben öffnen, als der Bettler bereits in einer fast unglaublichen Geschwindigkeit mit ihr auf und davon war.

„Vielleicht war ich mit meinem Bewußtsein noch zu weit entfernt. Jedenfalls kam ich kaum darüber zur Besinnung, wie er sie meinen Händen entriß. Dann aber war meine Betrübnis über diesen Diebstahl um so größer. Denn der Geldeswert war das Geringste in der Brieftasche gewesen. Sie enthielt außer dem letzten Bild von meiner geliebten Frau eine vorzüglich gelungene Aufnahme aus ihrer Kinderzeit, die jetzt in Groß über meinem Schreibtisch hängt, von der ich damals aber nur jene einzige besaß. Dann ein goldenes Medaillon, das Christine von ihrer verstorbenen Mutter geerbt hatte, an der sie bis über das Grab hinaus mit innigster Liebe und Verehrung hing. Das Medaillon enthielt ein wenig schneeweißes Frauenhaar und dann, von meiner Hand geschrieben, einige Worte, die der teuren Verstorbenen meine ganze große Liebe ausdrückten. Dieses Medaillon hat Christine Tag und Nacht an einer dünnen Goldkette um ihren Hals getragen.

„Als Letztes und Bestes aber befand sich ein Brief in jener Tasche, den ich bei einer einzigen kurzen Trennung von der Hand meiner Frau erhielt.

„Wäre mein unermeßlicher Verlust nicht noch gar so frisch gewesen, würde mich wahrscheinlich nichts über diesen Raub zu trösten vermocht haben.

„Die Polizei wollte ich nicht alarmieren. Und auf irgendeinem andern Weg hielt ich es nicht für möglich, mein Eigentum zurückzuerhalten.

„Bis ich die Tasche mit all ihren Kostbarkeiten eines Tags durch die Post eingeschrieben zurückerhielt. Nur der Hundertmarkschein fehlte und die von meiner Hand geschriebenen Worte, die sich mit dem Haar von Christinens Mutter in dem goldenen Medaillon befunden. Dafür aber waren in kräftiger und intelligenter Schrift etwa folgende Worte beigefügt: ‚Sehr geehrter Herr! Was ich Ihnen getan habe, ist durch nichts zu entschuldigen. Ich will darum alle Phrasen beiseite lassen. Ich kann Ihnen nur sagen, daß meine blutige Not zum großen Teil eine unverschuldete war, und muß Ihnen allerdings anheimstellen, dieses zu glauben oder nicht. Viel Gutes habe ich in meiner Jugend nicht gesehen, und ich war einmal besser als die Dinge, die ich sah.

„‚Den Brief in der Brieftasche habe ich gelesen, und Sie mögen sich das zusammenreimen, wie Sie wollen — ich habe wie ein dummer Junge dabei geheult und geschluchzt.

„‚Die Worte aber, in die die weißen Haare eingewickelt waren, behalte ich, bis ich einmal wieder ein ordentlicher Mensch geworden oder untergegangen bin.

„‚Mit dem Hundertmarkschein will ich versuchen, ein neues Leben anzufangen. Gestohlen kommt er mir nicht mehr vor. Nachdem ich den Inhalt Ihrer Brieftasche kenne, weiß ich, daß Sie einem armen Teufel helfen würden. Vielleicht würden Sie nach diesem sogar mehr für mich tun, aber das will ich gar nicht, darum verschweige ich Namen und Adresse. Das Geld hoffe ich einmal zurückgeben zu können.

„‚Wenn Sie einen großen Kummer haben — denn so sahen Sie mir aus — denken Sie, daß ein armseliger Lump für Sie betet, so gut er das eben auf seine Weise versteht.' —

„Das Geld ist längst mit den Zinsen zurückbezahlt worden. Vor Jahren schon. Und heute empfing ich aus den unschuldigen kleinen Kinderhänden als Weihnachtsgeschenk dieses hier . . ."

Indem er seiner Bewegung kaum noch Herr zu werden wußte, zog Onkel Peter ein kleines Päckchen aus der Tasche und nahm die Umhüllung herunter —

„Diese Brieftasche sieht genau aus wie jene von einst. Nur daß sie funkelnagelneu ist. Ihr Inhalt zwar ist ein wesentlich anderer, aber auch ihn werde ich heilig halten . . ."

Die Brieftasche enthielt einen vergilbten Zettel, auf den Onkel einst inbrünstige Worte der Liebe für seine Frau geschrieben, und ein Briefblatt, das die mir damals zum Teil noch unverständlichen Worte enthielt: „Nach vielen Irrfahrten bin ich endlich in einer bescheidenen, aber festen Anstellung ein ordentlicher Mensch und glücklicher Gatte und Vater geworden. Sie haben mich gelehrt, da wieder zu achten, wo ich so tief verachten gelernt hatte. — Meine Frau weiß alles und hat mir dennoch angesichts meines ehrlichen Willens ihre guten, reinen Hände gegeben. Um dieser Frau und ihres und meines Kindes willen verschmähen Sie die Dankbarkeit nicht, die ein einst Halbverlorener am Feste der Liebe entgegenzunehmen Sie demütig bittet. Erst Ihre Verzeihung kann uns die letzten Schatten von jenen bösen vergangenen Tagen nehmen.

In aufrichtigster Reue Ihr ehrerbietigst ergebener . . . . ."

Die fahlen Wolken streichen . . .

Die fahlen Wolken streichen
So wetterschwer,
Und Nebelschwaden schleichen
Vom Wasser her.

Es flüstert in den Zweigen
Der Abendhauch,
Und tiefe Schatten steigen
Aus Busch und Strauch.

Geheimnisvoll schwebt nieder
Ins Tal die Nacht — — —
Verschollner Gram ist wieder
Mit ihr erwacht.

Ellmar v. Monsterberg

H. St. Lerche.

Von Dr. Felix Poppenberg. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

In den keramischen Arbeiten von St. Lerche — sie geben jetzt eine Gastrolle im Künstlerhaus — spielt die Magie der Tiefsee. Sie wecken Erinnerung an die dekorativen Wirklichkeitswunder des Neapler Aquariums mit seinen Märchenfischen, grotesken Polypen, schlank geschlängelten Muränen, opalisierenden Medusen im grünen Schimmerlicht. In die Emailglasur über irdenen Ton eingezeichnet, spielt in dem schillernden, spiegelnden, glasigen Grund Seeteufel und Oktopus durch Gerank und Geschling der Wasserflora.

Und dieses Dekor ist sehr echt aus dem Material entwickelt Diese glimmerigen, fast glibbrig wirkenden Steingutflächen, von farbigen Flüssen überlaufen, in feuchten, triefenden Tönen von grün, gelb und qualligem Grau, haben in ihrem Schein etwas suggestiv Wasser-Elementarisches. Und die Geschöpfe, die aus diesem Grunde tonig auftauchen und in ihm verschwimmen, vegetieren hier in ihrem echten Klima.

Schalen, Vasen, oft in originellen Kolbenformen mit eingeschnittenen unregelmäßigen Löchern, um Blumen in freier Anmut anzuordnen, eine Jardiniere in flacher, langgestreckter, spitz zulaufender Bootsgestalt sind die Formen. Und gerade auf den wölbigen Wangen dieser Jardiniere hat das Gleiten und Wallen von Flossen- und Schuppenleibern mit warzig-poriger Haut durch üppig wirkende Wassergärten im Glast der dumpf leuchtenden changierenden Farbenflüsse etwas Suggestives, wie durch die Augen einer Taucherglocke auf dem Meeresboden in purpurner Finsternis geschaut. — Auf koloristischen Reliefs, bestimmt, in die Wand von weißem Putz eingelassen zu werden, weben lustige Wesen durch Nebel und Wolken im Flüstertanz. Und auch hier ist durch die Materialbehandlung diese eigentümliche Illusion des phantomhaften Auf- und Niedertauchens der transparenten Tiefen erreicht — man fühlt einen Wigalawalla-Rhythmus.



Der Plastiker H. St. Lerche in seinem Atelier.
Spezialaufnahme für die „Woche".

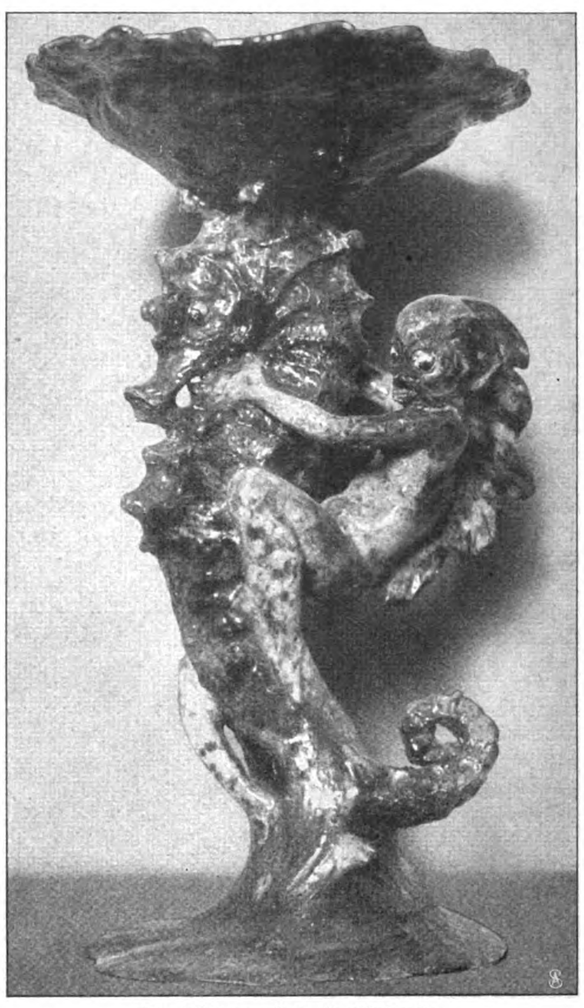
Lerche liebt Elementargeister und elbische Geschöpfe, und in seiner keramischen Plastik tummeln sich solche panischen Kreaturen der Zwischenwelt: ein Nickelmann mit grünlila aufgetriebenem Krötenwanst, aus schlammig faulendem Wasserloch panschend und patschend aufgestiegen; ein orientalischer Dämon, ein Dschinn, mit den verstrickten, verrenkten Affenarmen asiatischer Monstrositäten; ein Polypen-Unfal mit blasigem Kugelkopf und gallertigen Fischaugen; ein dick braunstrotziger Troll über einem seladonfarbenen, graugrünen Plateau aufragend, der in der haarigen Tatze ein zierlich-weibliches „Menschenjunges" hält und sich von ihm etwas ins Ohr sagen läßt — ein Sagenmotiv aus des Künstlers nor-

discher Heimat; ein vampirisches Wesen, aus chaotisch balligen Falten der steinernen Gewandmasse — dem Rodinschen Balzac verwandt — mit einem gespenstischen Alten-Mädchengesicht auftauchend....

Und über diesen Erscheinungen aus einem cour des miracles hängen an der Wand dämonische Masken, wuchtig gebrannte Alpgesichte, eine Negerfratze mit starrenden Augen, ein Abbild jener Schwarzen aus den Geschichten der Tausendundeiner Nacht, die die Frauen mit höllischen Künsten zur bösen Lust sich zwingen, und eine slawische Fanatikerlarve voll infernalischer Inbrunst in Verwesungsfarben, ein Kopf aus dem Dostojewskyschen Reich der Besessenen.

Solchen Phantasiestücken und Diaboliques steht aber dann gegenüber eine Reihe scharf erfaßter Menschencharakteristiken: Skulpturen in Bronze und Ton, Plaketten, Reliefs.

Voran geht gleich die bekannteste Kleinplastik von St. Lerche: Leo XIII. auf der Sedia thronend, ein byzantinisches Heiligenbild mit entmaterialisierten Zügen unter der Kronenlast der Tiara. So sah ich noch den Neunzigjährigen, ganz in weiße Seide gehüllt, mit mildem Jenseitslächeln in dem durchsichtig feinhäutigen Gesicht, durch die Pilgerscharen von St. Peter tragen. Das lichte Idol schwankte hoch in Lüften über der Menge, und die Pellegrini riefen, daß es wie Meeresbrausen durch den unendlichen Raum rollte: evviva il papa.

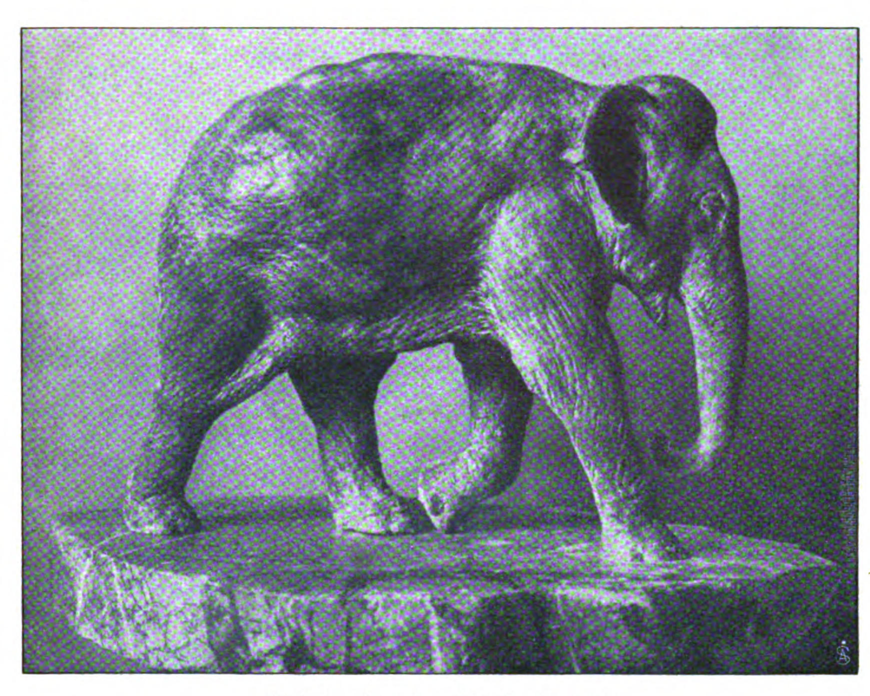

Fruchtschale. Von H. St. Lerche.

In einer Plakette ist dies kirchenfürstliche Haupt noch einmal geprägt, hier menschlich näher. Hier ist es der urbane horazische Römer, der Oden im klassischen Latein, in untadeligen Maßen fügt und mit den durchdringenden souveränen Geistesaugen und der cäsarischen Nase ein Diplomat von hohen Graden war und den Bellinischen Dogen verwandt.

Dagegen der Pontifex von heute, Pius X., im Kontrast zu der augustäischen Physiognomie des Vorgängers ein körperhafter, rustikaler, derbrundschädliger Typ. St. Lerche hat ihn aus seinem Wesen heraus genau so erfüllerisch dargestellt wie den Papst Leo XIII.


Kleinplastiken und kunstgewerbliche Arbeiten von H. St. Lerche.





Elefant. Bronze. Von H. St. Lerche.

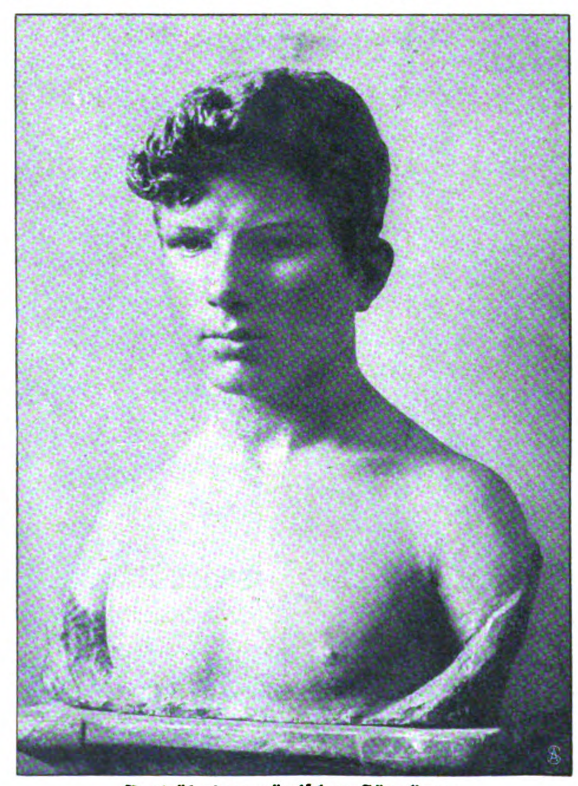
Auf einer Plakette entwickelt er den robust modellierten Kopf aus dem dicken, den Hals wulstig umhüllenden Schaubenkragen. Und in einer Plastik kniet der Papst vor einem Betstuhl, und die priesterlichen Gewänder breiten sich lang und wogend, eine ornamentale Bronzekaskade, aus.

Bronzebüsten, sehr schmuckhaft auf kleine, antike Marmorpostamente gestellt, geben manchmal mit Augen aus Steinen frappant italienische Rassegesichter, zumal aus dem Süden, fast schon nordafrikanisch, mit nazarenischer Blutmischung. Und wieder eine ganz andere Seite zeigt das idyllische Kindertrio, einem Rundbogen, einer Lünette einkomponiert aus glasiertem Ton in der Robbiaart, lebendig und zugleich von ziervoller Raumwirkung, wenn es als Supraporte oder als Füllung eines Kamins verwendet wird.

Die dekorative Neigung führte St. Lerche auch zum Modellieren von Schmuck und objets d'arts.

Ihr Reiz besteht in der Erkenntnis und geschmacksicheren Anwendung besonderer rarer Findlingsdinge, aparter Steine vor allem.

Eine oblonge Platte aus einem braunadrigen Matrixtürkis läßt er von zwei Pfauen flankierend halten. Ihr Gefieder ist aus transparentem, schuppigem Silberfiligran; getragen denkt der Künstler sich das auf dem Untergrund von Pelz. Eine schmale, streifenartige Platte von milchigem Moosachat mit dunkelbuschiger Zeichnung von Baumformation — sehr eigen in den von der Natur geschaffenen Charakter einer Landschaftsradierung mit der kalten Nadel eingefügt — wird, von matten Silberspangen umflochten, eine Vignette, und von ihren Verzweigungen pendeln kleine Steinanhänger.



Porträt eines römischen Jünglings.

Ringe schmiedet St. Lerche im Geschmack der Kardinäle aus der Borgia-Zeit, gewundene Männer- und Frauenleiber, kühne Etüden und Figurationen, und in den Umschlingungen der Silberglieder birgt sich ein Saphir oder eine schwarze Perle. Sie haben etwas Rassiges, aber sie liegen sehr organisch und anpassungsvoll auf dem Finger, und um dieses Talent ins rechte Licht zu setzen, modellierte Lerche dazu Ringhalter aus grünlichem Steingut, denen solch ein Reifen schmiegsam aufsitzt.

Sie sind als eine breite, spitz aufzuckende stilisierte Woge komponiert, vom Ring gekrönt, und sie bäumen sich auf wie die berühmte Welle des Hokusai.

Der moderne Abendmantel.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

So verschiedenartig wie jetzt sind die Umhüllungen, die die eleganten Pariserinnen über ihren duftigen Theater-, Diner-, Ball- und Restauranttoiletten anlegen, noch selten gewesen. Die Wirkung der pelzverbrämten, faltigen und langfließenden Mäntel, die lose auf den hellfarbenen, streng bis zum Hals geschlossenen Kleidern ruhen und von einem kühnragenden Hutungetüm begleitet werden, ist sehr vorteilhaft und klug berechnet.



Phot. Reutlinger.

1. Myrtengrüner Seidenmantel mit Zobelverbrämung.

2. Samtmantel mit Kimonoärmeln und gerafftem Saum.

Abb 1 und 2 geben zwei Restaurantmäntel wieder, deren Reich schon um die fünfte Nachmittagstunde beginnt. Der lange Mantel auf Abb 1 aus myrtengrüner, stumpfer Seide ist mit zobelbraunem Atlas gefüttert. Zobelstreifen umranden Aermel und Kanten des Umhangs, der im Rücken eine Art spanischen Mantel aus zobelbraunem Samt mit Schleppe darstellt und durch Stickereistreifen — grüner Seidengrund mit zobelbraunen



Phot. Félix.

3. Einfache Lockenfrisur.

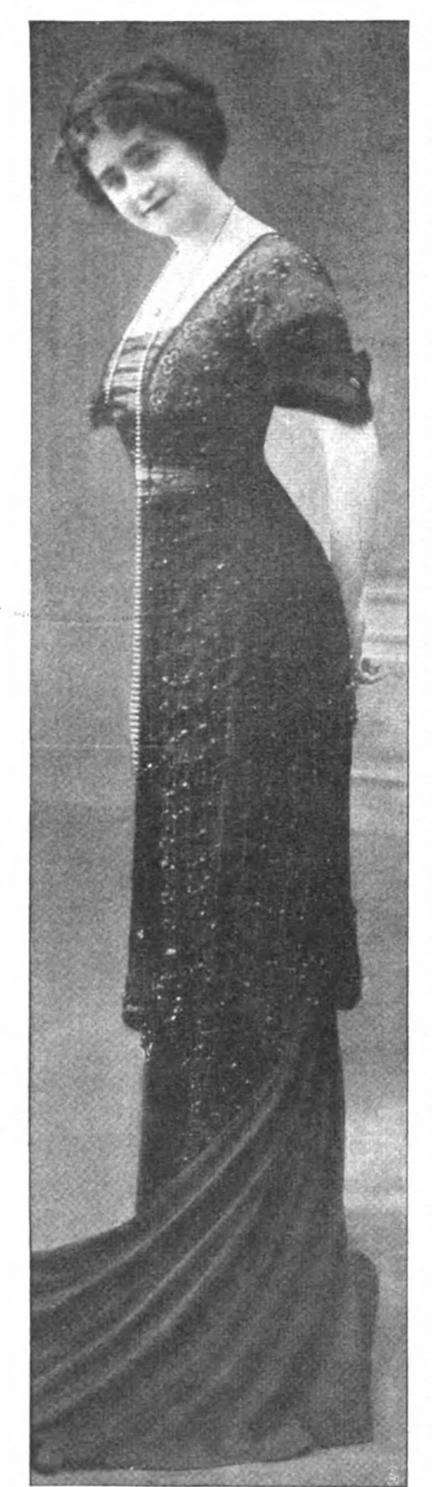
5. Scheitelfrisur mit Lockenchignons.

Arabesken — geziert wird. Die weiten, geraden Aermel, die bis zum Handgelenk reichen, sind am Schulteransatz von einer Art kleiner Ueberärmel bedeckt, deren Zobelbesatz sich unter dem oben erwähnten Samt verliert. Der kleine Turban aus grünem Samt windet sich um den Kopf. Die schwarze Jettagraffe hält eine Aigrette brauner Reiherfedern. Der Mantel auf Abbildg. 2 besteht aus schildkrötengemustertem, rotgrundigem Samt. Der vorn ebenfalls bis zum Saum herablaufende und den flittergestickten, rotgrundigen Brokatkragen deckende Pelzbesatz verdient Beachtung. Originellen noch muten aber die übermäßig weiten osmanischen Aermel an, deren herabhängende Spitzen dem Mantel angefügt sind und diesen in runden drapierten Falten nach oben ziehen. Der große Hut, linksseitig hochgebogen, besteht aus tief-

Phot. Félix.



4. Königsblauer Atlasmantel mit Otterbesatz. Rechts: Der Mantel geschlossen.



Phot. Felix.

6. Gesellschaftskleid aus schwarzem Seidenkrepp.

weinrotem Samt mit gelblichgrauen Marabufedern und ist so garniert, daß diese, von allen Seiten zueinander gebogen, den Kopf verdecken. Silbergrau und maulwurfsfarben sind die Arabesken, die den Samtgrund des Beduinenmantels auf Abb. 7 bedecken. Ein Streifen sibirischen Fuchspelzes läuft an der oberen Kante des Mantels entlang, während die untere von einer schwarzgrauen Passementeriefranse begrenzt wird. Der Mantel hängt im Rücken in einem, vorn in zwei Zipfeln herab und ist auf beiden Seiten gekürzt. Sehr eigenartig mutet der Mantel auf Abb. 4 an, zu dessen hellkönigsblauem Atlas die schwarzbraunen, von Seidenbiesen eingefaßten Otterstreifen wundervoll wirken. Aermel hat dieser Mantel nicht. Das Futter des Mantels, sevresblauer Atlas, ist in tiefe Falten gerafft. Die majestätische Wirkung des Hermelins vor allen anderen Pelzen zeigt einmal wieder der Mantel auf Abb. 8. Die beiden vorn, ein wenig seitlich den Fußboden beinahe berührenden Spitzen sind ebenso wie die dritte, hinten in der Mitte herabhängende von einer Franse Hermelinschwänzchen umsäumt. Die weiter oberhalb eingefügten Zwischensätze in Dreieckform sind aus schwerer Filetgipüre, die sich auch um den Ausschnitt des Mantels wie als Aermelbesatz wiederholt. Die Gipüre paßt in ihrer reichen, durch die vorn zu beiden Seiten niederhängenden weißen Passementerietroddeln noch hervorgehobenen Ausstattung vorzüglich zu dem vornehmen Charakter des Mantels, dessen Aermel auch, anstatt nach unten in einer Spitze zu verlaufen, auf dem Oberarm in einem emporstrebenden Dreieck abschließen. — Das schwarze Seidenkreppgewand (Abb. 6) gibt ein in seiner Gesamtausführung vollkommenes Bild dessen, was die heutige



7. Kragenmantel aus zweifarbigem Samt mit Fuchspelzstreifen. Phot. Felix.



8. **Hermelinmantel mit Gipüreverzierung.** Phot. Valery.

Mode im Genre der Abendtoiletten zu schaffen vermag. Der weiche, langschleppende Rock fällt in anmutigen Linien an der Gestalt der Trägerin nieder. In dem Ueberkleid, bei dem sich über den Grundstoff schuppenartig ein Gewirr von schwarzen Flittern legt, sehen wir den bis zu den Knien reichenden Küraß in modifizierter Form. Das eckig dekollettierte Mieder zeigt am vorderen Einsatz wie an den Achselbändern und den Aermeln die anmutigste Form der so sehr modernen Verwendung von gefälteltem Tüll. — Zwei Worte noch von den Frisuren zur großen Abendtoilette. Abb. 3 zeigt eine solche allerneuester Form, bei der sich das Haar, nur von einem Metall- oder steifen Seidenband ringsum gehalten, wellig um den Kopf legt und jede Imitation eines Tituskopfes ausschließt, weshalb auch die Haare zu einer solchen Frisur niemals ganz kurz geschnitten sein dürfen. Abb. 5 veranschaulicht die moderne, sehr kleidsame Scheitelfrisur, die einen vom Kopfwirbel bis zum Nacken reichenden flachen, aber umfangreichen Aufbau von halblangen Locken nötig macht.

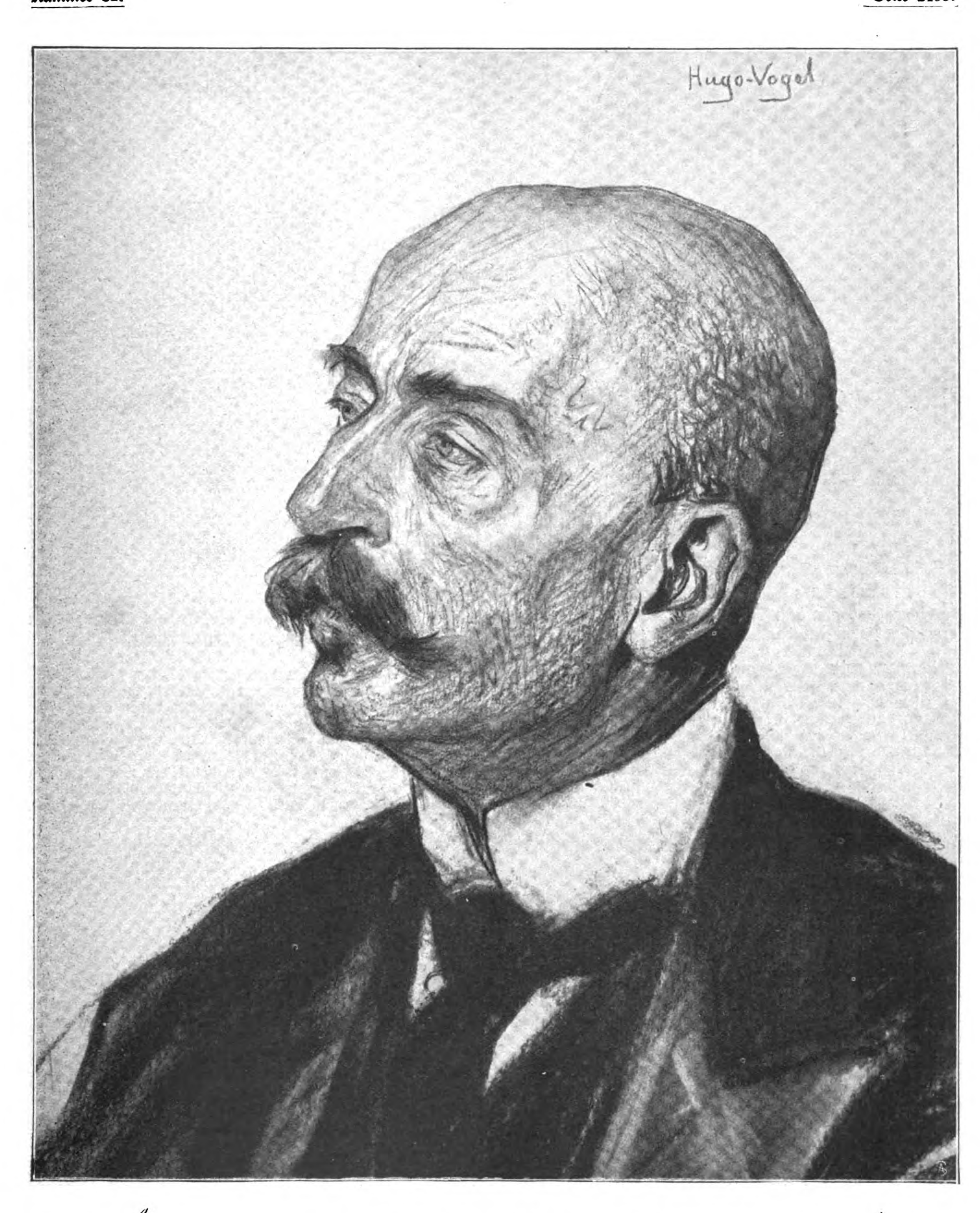
Bilder aus aller Welt.

Lady Shackleton, die Gattin des englischen Südpolarforschers, mit ihren Kindern.
Phot. Lallie Charles.

Sir Ernest Shackleton, der erfolgreiche Südpolforscher, ruht sich jetzt im Kreise seiner Familie von den Mühen seiner Expedition aus. An den vielen Ehrungen, mit denen man ihn überschüttet, nimmt auch seine Gattin teil; sie wird jetzt in der englischen Gesellschaft verdientermaßen viel gefeiert.

Dr. Johann Heinrich Burchard, der von 1908 bis 1909 Hamburgs Erster Bürgermeister gewesen ist, tritt nun bald wieder in die Reihen des Senats zurück, der ihm sein Amt übertragen hatte. Da die drei ältesten dem Juristenstande angehörenden Senatoren aber nach einem bestimmten Turnus an die Spitze der Regierung zu gelangen pflegen, wird der hochverdiente Dr. Burchard wohl bald wieder Gelegenheit haben, als Bürgermeister seiner Vaterstadt zu wirken.

In Paris fand vor kurzem eine sensationelle Auktion statt.



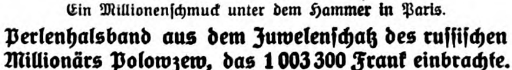
Dr. Johann Heinrich Burchard,

Präsident des Senats und Erster Bürgermeister von Hamburg
von 1908—1909.

Burchard.

Nach einer Originalzeichnung des Professors Hugo Vogel.




Ein Millionenschmuck unter dem Hammer in Paris.

Perlenhalsband aus dem Juwelenschatz des russischen Millionärs Polowzew, das 1003300 Frank einbrachte.


Phot G. G. Bain.

Die materielle Seite des „Thanksgiving day“, eines hohen Festtages in Amerika.

Eine Riesenpastete für Mr. Taft, Geschenk der Neuyorker Bäcker-Union an den Präsidenten der Vereinigten Staaten

Der russische Millionär Polowzew ließ seinen märchenhaften Juwelenschatz in Paris unlängst versteigern. Das Hauptstück der Sammlung war ein äußerst kostbares Halsband aus 176 orientalischen Perlen. Ein Juwelenhändler kaufte es um 1003300 Frank, Frau Polowzew hatte seinerzeit nur 375000 Frank dafür gezahlt. Das Halsband bildete das Sensationsstück der Auktion, um das sich auch viele Damen der Pariser Gesellschaft bewarben. Der enorme Preis ist ein neuer Beweis, wie hoch die Perle in den letzten Jahren im Werte stieg.

Der Höhepunkt des „Dankfagungstages“, des großen staatlichen Feiertages der Amerikaner, ist stets ein solennes Diner. Für den Präsidenten Taft und seine Gäste haben diesmal die Neuyorker Bäcker gesorgt: sie schenkten dem Staatsoberhaupt eine Fleischpastete, die nicht weniger als 6 Fuß im Durchmesser hatte. Außer der Pastete trafen noch viele andere Geschenke im „Weißen Hause“ ein, dabei ein Truthahn von 52 Pfund und ein Opossum von 26 Pfund Gewicht. Auch die amerikanische Kolonie in Berlin beging den hohen Tag festlich.

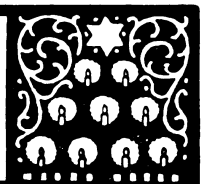
Für den Weihnachtsbüchertisch.

„Bismarck“, eine Biographie von Erich Marcks, möge den Anfang machen. Von diesem schönen, bei Cotta erscheinenden Werk liegt der I. Band vor: Bismarcks Jugend 1815—1840. Marcks legt das Hauptgewicht auf die Entwicklung der Persönlichkeit des ersten Kanzlers und auf die Wechselwirkung dieser Persönlichkeit mit ihren Aufgaben und ihrer Welt. — Großzügig, knapp und fest umrissen tritt „Goethe, der Mann und das Werk“ von Eduard Engel auf den Plan (Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Berlin). Wie bei Engel nicht anders zu erwarten ist, gibt sein Buch endlich einmal ein wahrhaftiges Bild des gewaltigen Menschen, nichts Zurechtgemachtes und vor allen Dingen kein Götzenbild. Man hat seine Freude an diesem ausgezeichnet geschriebenen Buch, das dem fatalen Begriff der „Goethephilologie“ so gänzlich fernsteht und reiches Wissen mit Temperament und künstlerischer Empfindung vereinigt. — Dem Meister des komischen Dramas ist die „Molière-Biographie von Prof. Max J. Wolff gewidmet (C. H. Beck, München). Der Verfasser, dem wir bereits eins der besten Shakespearebücher verdanken, entwirft ein geist- und lebensvolles Schaffensbild Molières. — Gewissermaßen eine Naturgeschichte des Genies bietet Wilhelm Ostwald in seinem umfangreichen Buch „Große Männer“ (Akadem. Verlagsgesellschaft, Leipzig). Am Beispiel der Lebensläufe genialer Männer untersucht der hervorragende Chemiker die Frage, wie ein Genie zustande kommt und was die Gesamtheit tun kann, um die geistige Auslese zu fördern.

Von Dr. C. H. Stratz, dem Verkünder menschlicher Schönheit, erschien „Der Körper des Kindes und seine Pflege“ in dritter, stark vermehrter Auflage (Ferd. Enke, Stuttgart). Fesselnd geschrieben und glänzend illustriert, wendet sich das schöne Buch an alle, die ästhetische Interessen haben, besonders aber an denkende Eltern. — Als gutes Hausbuch wird sich bald „Deutsche Geschichte“ von Oskar Jäger einbürgern, 2 Bände (C. H. Beck, München), eine gedrängte, trefflich lesbare Erzählung vom Werden unseres Volkes bis zur Gegenwart. — Unter den neuesten Reisewerken fesselt ein reich ausgestattetes Werk von Alfred Leverkus: „Im Banne des Eismeers“ (Kölner Verlagsanstalt, Köln) die Aufmerksamkeit; die lebendige Schilderung einer vornehmlich jagdlichen Zwecken dienenden Expedition in die arktischen Regionen. — Julius Zeitlers Verlag in Leipzig bringt drei hübsche Bücher auf den Markt: „Goethe der Bildner“, eine entsprechend gewählte Blütenlese aus Goethe von Robert Rehlen, „Der Völker Liebesgarten“, eine wahrhaft internationale Anthologie der Liebeslyrik aller Völker von Paul Seliger, und „Deutsche Freundesbriefe aus sechs Jahrhunderten“, eine von Dr. Julius Zeitler mit hervorragender Belesenheit veranstaltete Sammlung von 355 Freundesbriefen.

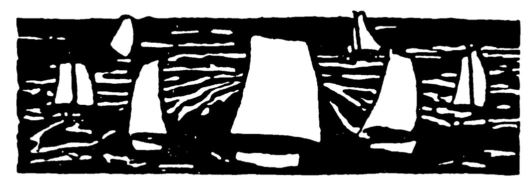
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE



Nummer 52. Berlin, den 25. Dezember 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 52.



Die sieben Tage der Woche.

15. Dezember.

Der Reichstag vertagt sich bis zum 11. Januar.

Im österreichischen Abgeordnetenhaus treten die Tschechen in die Obstruktion, um die Berufung mehrerer Slawen in das Ministerium durchzusetzen.

16. Dezember.

Das Kommando der Schutztruppen erhält aus Deutsch-Ostafrika die Nachricht, daß 17 Askari von der in Lindi stationierten 3. Eingeborenenkompagnie mit einem Aluminiumboot verunglückt und ertrunken sind.

Der schweizerische Bundesrat wählt zum Bundespräsidenten für das Jahr 1910 den Bundesrat Robert Comtesse.

Ueber Neuyork kommt aus Nikaragua die Nachricht, daß der Präsident Zelaya sein Amt niedergelegt hat.

17. Dezember.

Auf Schloß Laeken bei Brüssel stirbt, 74 Jahre alt, der König der Belgier Leopold II.

Die preußische Regierung bringt beim Bundesrat den Entwurf eines Kaligesetzes ein.

18. Dezember.

Der spanische Ministerrat beschließt, die Cortes nicht einzuberufen und das Budget des laufenden Jahres für 1910 in Kraft zu lassen.

Bei den Landtags-Stichwahlen in Sachsen-Weimar werden 5 Freisinnige, 2 Nationalliberale, 2 Konservative und ein Sozialdemokrat gewählt.

19. Dezember.

Im österreichischen Reichsrat endet um 1 Uhr nachts die Obstruktionssitzung nach 86 stündiger Dauer.

20. Dezember.

Die Kommission zur Prüfung der Cookschen Dokumente erklärt, daß mit diesen die Erreichung des Nordpols nicht bewiesen sei.

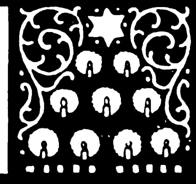
21. Dezember.

Die Pariser Akademie der Wissenschaften verleiht dem Grafen Zeppelin und anderen hervorragenden Aviatikern die Goldene Medaille.



Wenn's Weihnacht wird..

von Carl Busse

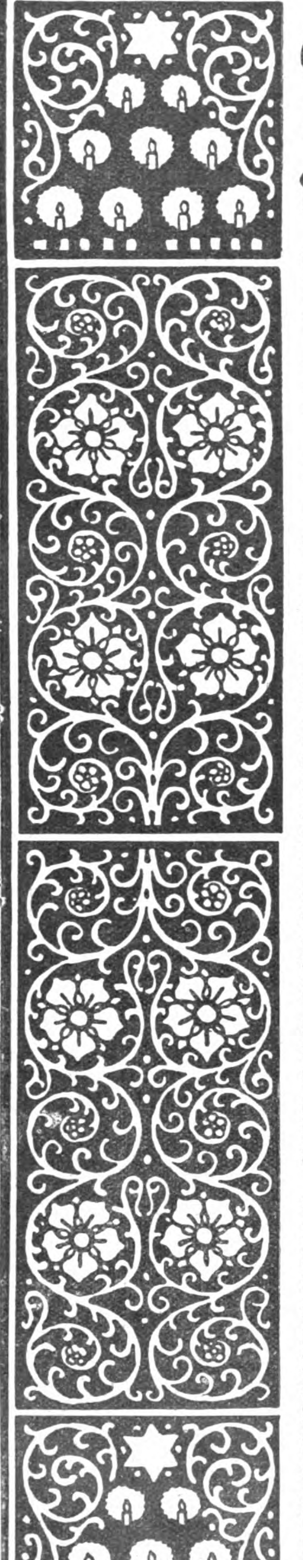


Wenn's Weihnacht wird, fliegt meine Seele aus.
Mir ist zumut, als ob nun Ferien kämen,
Als könnt ich fröhlich meine Bücher nehmen
Und heimwärts fahren in mein Elternhaus.
Die Last und Hast, die drückend auf mir lag,
Wird leicht und still — fällt von mir ab wie Plunder.
Mit Ungeduld verfolg ich jeden Tag:
Vor mir die Heimat und das Weihnachtswunder!

Schon atm' ich tief den altvertrauten Duft:
Süßliches Wachs und herben Ruch der Tanne,
Das Fest der Feste hält mein Herz im Banne,
Was red ich noch — — o Gott, 's ist Weihnachtsluft!
Und lächelnd wart ich, daß die Mutter winkt,
In loser Hut des schönsten Kindheitstraumes,
Bis Wunsch und Sehnsucht strahlend mir versinkt
Und ruhig wird im Glanz des Lichterbaumes.

Da grüßt er her! Der goldne Engel sitzt
Noch ganz wie sonst und schaukelt sich hoch droben,
Von Ast zu Ast sind Schmuck und Zier gewoben,
Und sieh: das Schaumgold von den Nüssen blitzt!
Aus Ketten, funkelnd wie Rubinglas, rinnt
Ein warmer Schein, hoch brennt der Lichter Flamme,
Pausbäckge Aepfel bergen sich am Stamme,
Und in der Krippe schläft das heilge Kind!

So friedevoll . . . Und alles doch nur Traum!
Schon decken Nebel meiner Jugend Küsten,
Ich kann mich niemals mehr zur Heimfahrt rüsten,
Für eigne Kinder schmück ich längst den Baum.
Doch Hoffnung raunt: Vielleicht, daß hold verwirrt
Auch sie dereinst, wenn sich die Schatten senken,
So gern an Elternhaus und Kindheit denken
Wie jetzt ihr Vater — wenn es Weihnacht wird!



Weihenacht

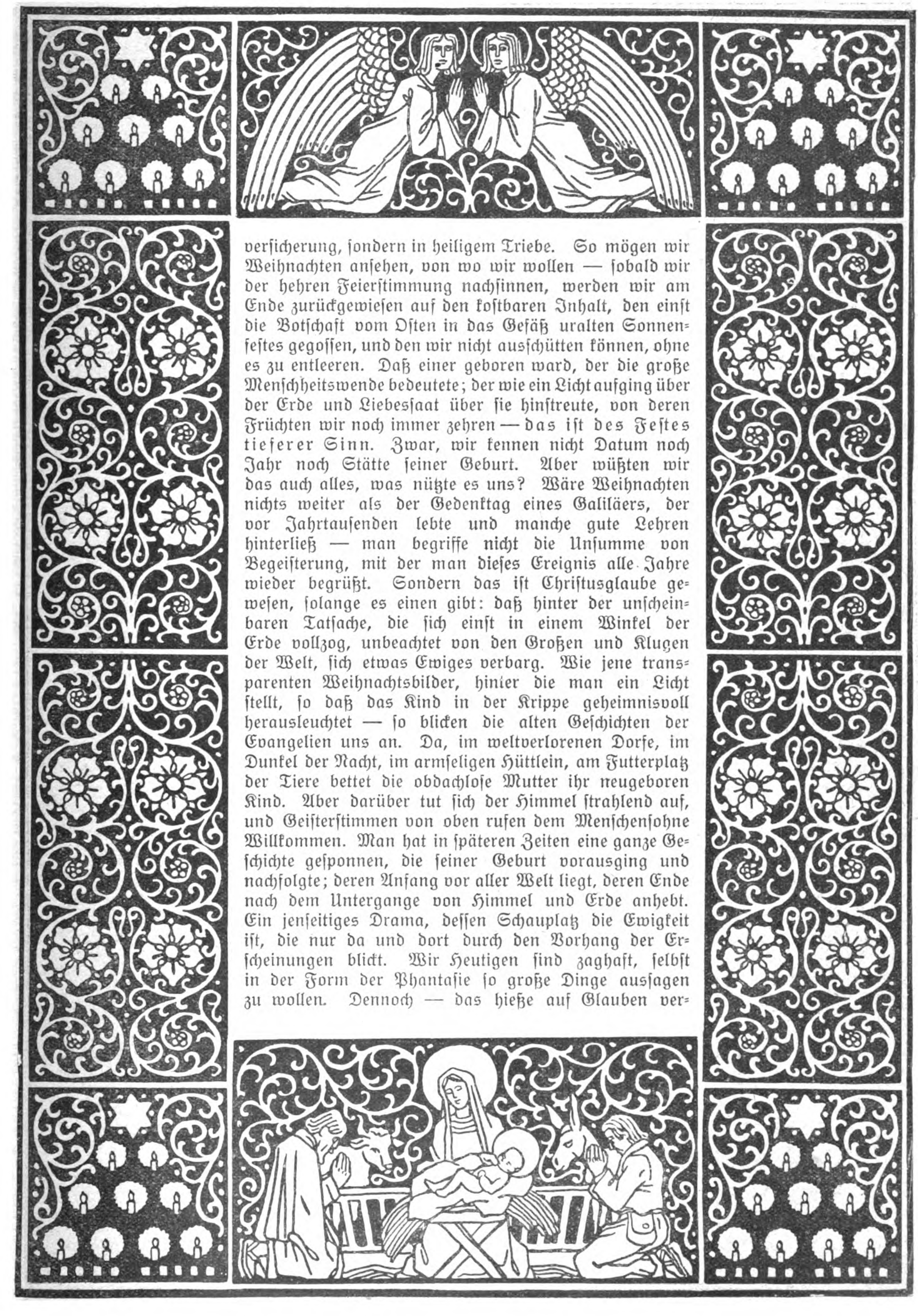
von Walther Nithack-Stahn



lljährlich einmal scheint das schier Unglaubliche Ereignis geworden: die Völker, die Menschen sind einig. Eine Nacht vollbringt dies Wunder: Friede! ruft man rings auf Erden. Oder ist es doch Täuschung? Denn daß wir wirklich gemeinsam Weihnachten feiern, daß wir es überhaupt feiern, beweisen weder Tannenbäume noch liebliche Lieder. Soviel ich sehe, begeht man das holde Fest auf zwei verschiedene Arten. Von einer dritten rede ich nicht, weil sie ein Spott ist: nämlich Weihnachten nur als Geschäft oder als winterliche Ergötzlichkeit. Da ist nicht Weihe, eher Entweihung. Die eine ernsthafte Weihnachtsfeier ist die poetische. Eine weit verbreitete. Und wer beginge sie nicht? Friedrich Hebbel sagte: Dieses Fest sei eine Großtat des Christentums, in keiner anderen Religion gäbe es etwas von so unsäglichem Reize. Es werde dauern in unabsehbare Zukunft. Sicherlich, es war ein genialer Wurf der alten Kirche, mit der Wintersonnwendfeier der Natur den Geburtstag des Weltheilandes zu verbinden. Und auch die vom Christkinde als von einem Märchenwesen reden, möchten den Zauber des Lichterbaumes und der Liebesgaben nicht missen, lassen sich anwehen von süßem Kindersang. Jedoch dieser Weihnachtsglanz, der uns als Stimmung umfängt, ist doch nur ein dünner Rest von gewaltiger Wirklichkeit. Er gleicht dem Nebelschleier, der auf Bergeshöhen über brausendem Wassersturze schwebt, überwölbt vom Regenbogen — er zerflattert, und die Nebel zerrinnen, sobald die machtvollen Wogen versiegen, die das erzeugten. Der Weihnachtspoesie muß etwas Reales zugrunde liegen, soll sie nicht glitzernder Schaum sein.

Nun denn: wir feiern gleich unsern Vorfahren den Sieg des Lichtes über Wintergraus, des Lebens über den eisigen Tod. Und des zum Zeichen richten wir das Symbol des immergrünen Baumes auf. Ist das nicht Wirklichkeit? Und wie denn Freude die Lust erweckt, Freude zu bereiten, so erwacht in uns Menschenliebe. Gaben spenden wir einander, nicht nur dem leiblich Verwandten, auch dem Fremden, dem bedürftigen Mitmenschen. Ist das nicht schön und gut? Aber denken wir tiefer nach. Eine nackte Naturtatsache, die aus dem Umlauf der Erde um die Sonne gesetzlich folgt, kann mein Gemüt noch nicht feierlich erheben. Unsere germanischen Altvordern begingen die Sonnenwende als göttliche Tat, sie dankten den himmlischen Mächten. Und wie kann man den Sieg des Lebens bejubeln, wenn Leben nicht — Segen ist? Und Menschenliebe? Sie muß doch begründet sein, nicht nur in natürlicher Zuneigung und sozialer Rück-





versicherung, sondern in heiligem Triebe. So mögen wir Weihnachten ansehen, von wo wir wollen — sobald wir der hehren Feierstimmung nachsinnen, werden wir am Ende zurückgewiesen auf den kostbaren Inhalt, den einst die Botschaft vom Osten in das Gefäß uralten Sonnenfestes gegossen, und den wir nicht ausschütten können, ohne es zu entleeren. Daß einer geboren ward, der die große Menschheitswende bedeutete; der wie ein Licht aufging über der Erde und Liebessaat über sie hinstreute, von deren Früchten wir noch immer zehren — das ist des Festes tieferer Sinn. Zwar, wir kennen nicht Datum noch Jahr noch Stätte seiner Geburt. Aber wüßten wir das auch alles, was nützte es uns? Wäre Weihnachten nichts weiter als der Gedenktag eines Galiläers, der vor Jahrtausenden lebte und manche gute Lehren hinterließ — man begriffe nicht die Unsumme von Begeisterung, mit der man dieses Ereignis alle Jahre wieder begrüßt. Sondern das ist Christusglaube gewesen, solange es einen gibt: daß hinter der unscheinbaren Tatsache, die sich einst in einem Winkel der Erde vollzog, unbeachtet von den Großen und Klugen der Welt, sich etwas Ewiges verbarg. Wie jene transparenten Weihnachtsbilder, hinter die man ein Licht stellt, so daß das Kind in der Krippe geheimnisvoll herausleuchtet — so blicken die alten Geschichten der Evangelien uns an. Da, im weltverlorenen Dorfe, im Dunkel der Nacht, im armseligen Hüttlein, am Futterplatz der Tiere bettet die obdachlose Mutter ihr neugeboren Kind. Aber darüber tut sich der Himmel strahlend auf, und Geisterstimmen von oben rufen dem Menschensohne Willkommen. Man hat in späteren Zeiten eine ganze Geschichte gesponnen, die seiner Geburt vorausging und nachfolgte; deren Anfang vor aller Welt liegt, deren Ende nach dem Untergange von Himmel und Erde anhebt. Ein jenseitiges Drama, dessen Schauplatz die Ewigkeit ist, die nur da und dort durch den Vorhang der Erscheinungen blickt. Wir Heutigen sind zaghaft, selbst in der Form der Phantasie so große Dinge aussagen zu wollen. Dennoch — das hieße auf Glauben ver-



zichten, das wäre das Ende der Religion, sähen wir nicht hinter dem Lauf der Sinnenwelt eine höhere aufleuchten. Es muß etwas „dahinter sein", ein geistig Großes, Unzeitliches, Ueberweltliches — und aus manchem Geschehnis, das uns die Seele wundersam ergreift, blitzt es uns auf wie aus Nachtgewölken taghelles Leuchten: da ist Gott! Und Millionen haben's empfunden: So war es, als Jesus in die Geschichte eintrat! Nicht seine sinnliche Erscheinung bewirkte das. Wir verstünden sonst nicht, wie er auf die meisten in seiner Umgebung so geringen Eindruck machen konnte. Er hat keinen Heiligenschein getragen, er hat die Leute bekämpft, die sich einen zu geben suchten. Er ging nicht darauf aus, zu imponieren. Und doch sahen etliche, schon als er durch Galiläa wandelte, etwas aus ihm glänzen, was sie mit scheuer Ehrfurcht erfüllte. Kranke sahen es mit dem Scharfblick des Leidenden; Frauen sahen es mit ihren feinen Gefühlsorganen; Verlorene, die sich nach Reinheit sehnten. Als er am Kreuze hing, schien dieser Glanz zu erlöschen. Aber so stark war er den Herzen der Seinen eingebrannt, daß er wieder aufflammte, die Lichtgestalt des Meisters aufs neue vor sie trat. Und immer majestätischer wuchs sie empor über Zeit und Raum.
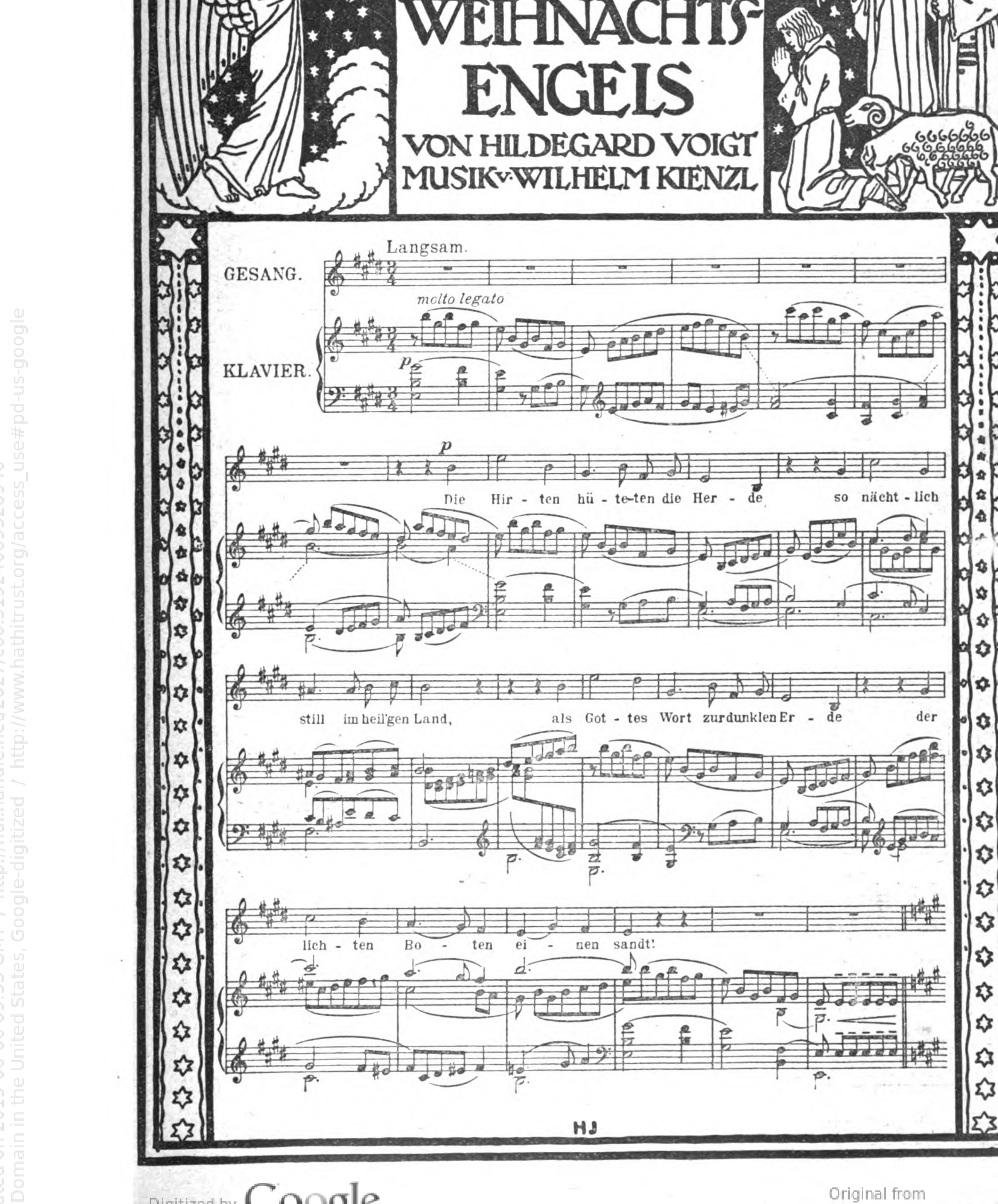
Worin bestand diese Hoheit des weiland Zimmermannes von Nazareth? Er stand innerlich über allen, die ihm begegneten, über Freund und Feind, über den Geistesarmen wie über den Gebildeten, über den Missetätern wie über den Tugendhaften. An seine reine Größe reichten sie alle nicht heran. Und doch stellte er sich neben die Geringsten seiner Brüder — das heißt nicht die Armen, denn die waren in seinen Augen nicht gering — sondern neben die Gesunkenen und Gefallenen, die Unehrlichen und die Unzüchtigen. Ja, er stellte sich unter sie, denn er diente ihnen. Wie soll man das nennen? Dieses Wunder der Menschenpersönlichkeit heißt — Gnade. Nicht die Herablassung eines Hochgestellten unter seine Würde ist das — sondern das Eingehen einer großen Seele auf eine kleine — aus Liebe. Dieses Ueber und Unter zugleich, dieses Umfaßtwerden eines armen Wesens von einem unendlich reicheren, so wie die Sonne das Pflänzlein segnend umfaßt, diese „schenkende Tugend" — das ist Gnade.
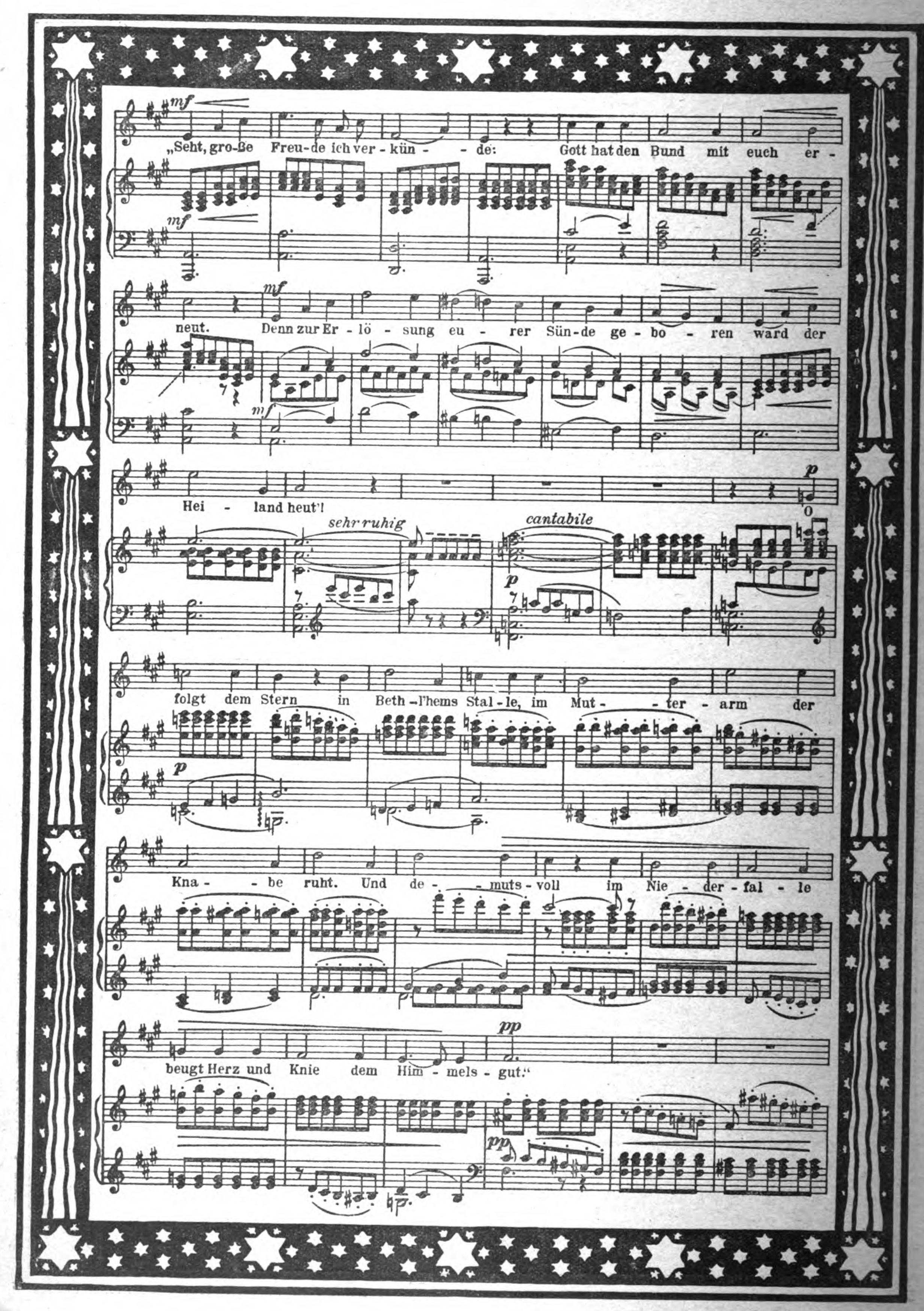
Und hier ist der transparente Punkt, in dem das Göttliche durch den Menschen leuchtet. In dieser heiligen Vermählung des Hohen mit dem Niedrigen erfassen wir — Gott! Wie das Meer den winzigen Schwimmer trägt, auf seinem Abgrunde wiegt, ihn mit heiliger Kraft umflutet, so trägt er uns, so dringt er in alle Poren unserer Seele ein, der Unermeßliche in uns Tröpflein. Gott ist Gnade. Das ist es, was unsere Weihnachtsbilder sinnlich unbeholfen malen: das selbstleuchtende Kind im dunklen Stall. Das ist es, was wir in unzulänglicher Sprache stammeln: die Menschwerdung Gottes!
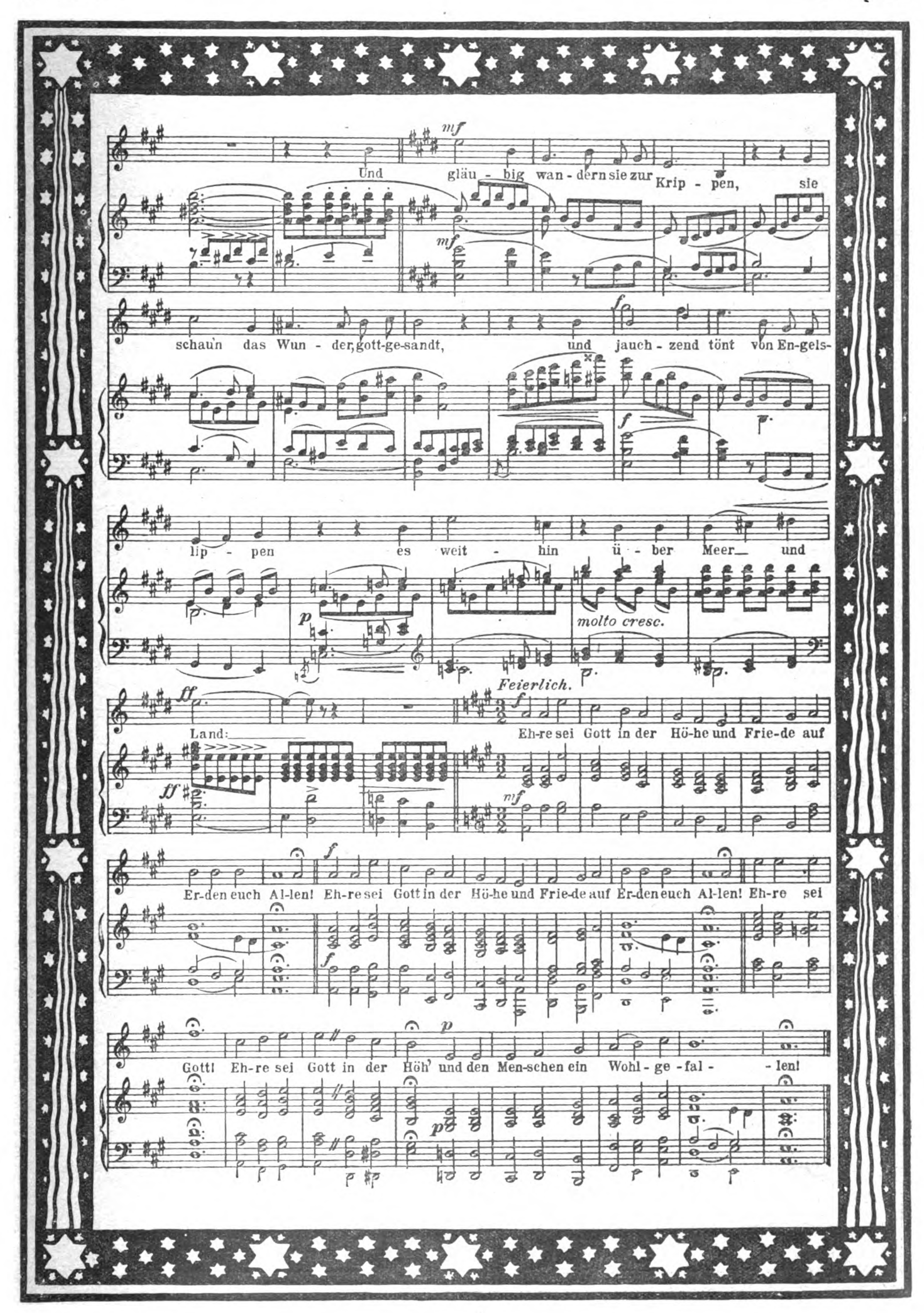
Gewiß, er geht immer in die Menschheit ein, wo nur je auf Erden der Ruf erklingt: „Uns ist ein Kind geboren!" Und aus mancher Menschenpersönlichkeit, deren Geburtstag wir feiernd begehen, leuchtet uns das geheimnisvoll, ewigkeitschauernd an. Aber nirgend hat es das Menschengeschlecht so tief und dauernd empfunden wie vor dem Kinde der Weihnacht: Wir dürfen glauben, dürfen hoffen — denn er ist unser!



HEINRICH JÄGER·09


LIED DES WEIHNACHTS-ENGELS
VON HILDEGARD VOIGT
MUSIK v. WILHELM KIENZL
Langsam.
GESANG.
molto legato
KLAVIER.
p
Die Hir - ten hü - te-ten die Her - de so nächt - lich
still im heil'gen Land, als Got - tes Wort zur dunklen Er - de der
lich - ten Bo - ten ei - nen sandt!
HJ


„Seht, gro-ße Freu-de ich ver-kün- - de: Gott hat den Bund mit euch er-
neut. Denn zur Er-lö - sung eu - rer Sün-de ge-bo - ren ward der
Hei - land heut'!
sehr ruhig
cantabile
folgt dem Stern in Beth-l'hems Stal-le, im Mut- - ter-arm der
Kna- - be ruht. Und de- - muts-voll im Nie - der-fal - le
beugt Herz und Knie dem Him - mels-gut."


mf
Und gläu - big wan - dern sie zur Krip - pen, sie
schau'n das Wun - der, gott-ge-sandt, und jauch - zend tönt von Engels-
lip - pen es weit - hin ü - ber Meer und
molto cresc.
ff
Land:
Feierlich.
Eh-re sei Gott in der Hö-he und Frie-de auf
Er-den euch Al-len! Eh-re sei Gott in der Hö-he und Frie-de auf Er-den euch Al-len! Eh-re sei
Gott! Eh-re sei Gott in der Höh' und den Men-schen ein Wohl-ge-fal - len!

Du Märchenkind

Die Schneefrau mit sanftem Neigen
Hüllt weiß die Entsagung ein ...
Da tönt durch das starre Schweigen
Ein Hornruf ins Land hinein.

Ein Klingen von bronznem Schilde
Stört auf die Schläfer der Nacht; —
Nun naht vom Sternengefilde
Ein Prinzlein in Prunk und Pracht ...

Der Sehnsucht suchende Seele
Schaut bang in dein Augenpaar; —
Noch kennst du nicht Falsch und Fehle,
Du rätselvoll kommendes Jahr ...

Hell blitzt deine Demantkrone,
Des Kreuzschwerts güldener Knauf;
Nun pflanz in des Lebens Frone
Standarten der Hoffnung auf ...

Hat nicht in tiefstem Erbeben
Gestorbne Jugend gelacht?
Nun sind noch einmal zum Leben
Erstickte Wünsche erwacht ...

Wild flattern sie dir entgegen,
Du Fremdling — du Märchenkind,
Und warten an deinen Wegen:
Vasallen und Hofgesind.

Nun jauchzt geheimes Frohlocken ...
Auf tönen mit erznem Mund
Die alten Vinetaglocken
In der Vergessenheit Grund ...

— — — Ich hör die Vinetalieder
Tiefdunkel und wunderbar —
Und weinend umringt mich wieder
Der Wünsche verwaiste Schar ...

Weit sind sie gewandert — gezogen,
Doch einer — kommt nie mehr zurück,
Der hat sich verflattert — verflogen —
Mein törichter Wunsch vom Glück ...

Eugen Stangen.

Unsere Bilder.

Zum Thronwechsel in Belgien (Abb. S. 2209). König Albert bringt eine Fülle menschlicher Sympathien auf den Belgierthron mit. Seit dem Tode seines Vaters, des Grafen von Flandern, stand Prinz Albert als voraussichtlicher Erbe dem Throne zunächst; er trat aber politisch wenig hervor und begnügte sich damit, die Repräsentationspflichten zu erfüllen, die der König ihm gern übertrug. Nichtsdestoweniger erwarb sich der Thronfolger im Lande eine große und wohlbegründete Popularität. Das Volk schätzte besonders das musterhafte Privatleben des klugen und stillen Prinzen und seiner Gattin, der bayrischen Prinzessin Elisabeth, die ihre ganze Kraft den edelsten sozialen und wohltätigen Bestrebungen und der Erziehung ihrer Kinder widmet.

Der tschechische Abgeordnete Kotlarz hat während der Dauersitzung, die das **österreichische Parlament** (Abb. S. 2210) kürzlich abhielt, eine Rekord-Obstruktionsrede gehalten, die nicht ganz vierzehn Stunden dauerte.

Großfürst Michael von Rußland † (Abb. S. 2210). In seiner Villa in Cannes ist der Großvater der Kronprinzessin Cecilie, Großfürst Michael von Rußland, gestorben. Er war der jüngste Sohn des Zaren Nikolaus I. und das älteste lebende Mitglied des russischen Kaiserhauses. Großfürst Michael zeichnete sich im Russisch-Türkischen Krieg aus.

Baronin Vaughan (Abb. S. 2210). Der Tod Leopolds II. erregt in dieser skandalsüchtigsten aller Welten kaum so viel Interesse als die Persönlichkeit der Baronin Vaughan, der Frau, die König Leopold morganatisch angetraut war.

Der neue Generalstaatsanwalt (Abb. S. 2210) Wirkl. Geh. Oberjustizrat Supper war bisher als ältester vortragender Rat im Justizministerium tätig. Seine Berufung an die Spitze der Staatsanwaltschaft wird von allen Seiten sympathisch begrüßt.

Klara Ziegler † (Abb. S. 2211). Die großen alten Tragöden des feierlichen Stils, die unsere Väter so sehr begeistert haben, schwinden von der Erde. Eine der gefeiertsten Heldinnen des Pathos, Klara Ziegler, ist in diesen Tagen gestorben. In ihrer Heimatstadt München, in Leipzig unter Laubes Direktion, in Berlin an dem von Barnay geleiteten Berliner Theater hat die Künstlerin als Medea, als Elisabeth, als Jungfrau ihre rauschenden Triumphe errungen.

Bilder vom Tage

Von links nach rechts: Kronprinz Leopold, Prinz Karl, Königin Elisabeth, König Albert, Prinzessin Marie. Phot. Chusseau-Flaviens.

Albert König der Belgier im Kreise seiner Familie.

Zum Thronwechsel in Belgien.



Der Sitzungssaal während der Dauerrede eines tschechischen Abgeordneten (X). Phot. Seebald.

Parlamentarische Ausdauer: Die Tag und Nacht währende Obstruktions-Plenarsitzung des österreichischen Reichsrats.



Großfürst Michael von Rußland
verschied in Cannes im 78. Lebensjahr



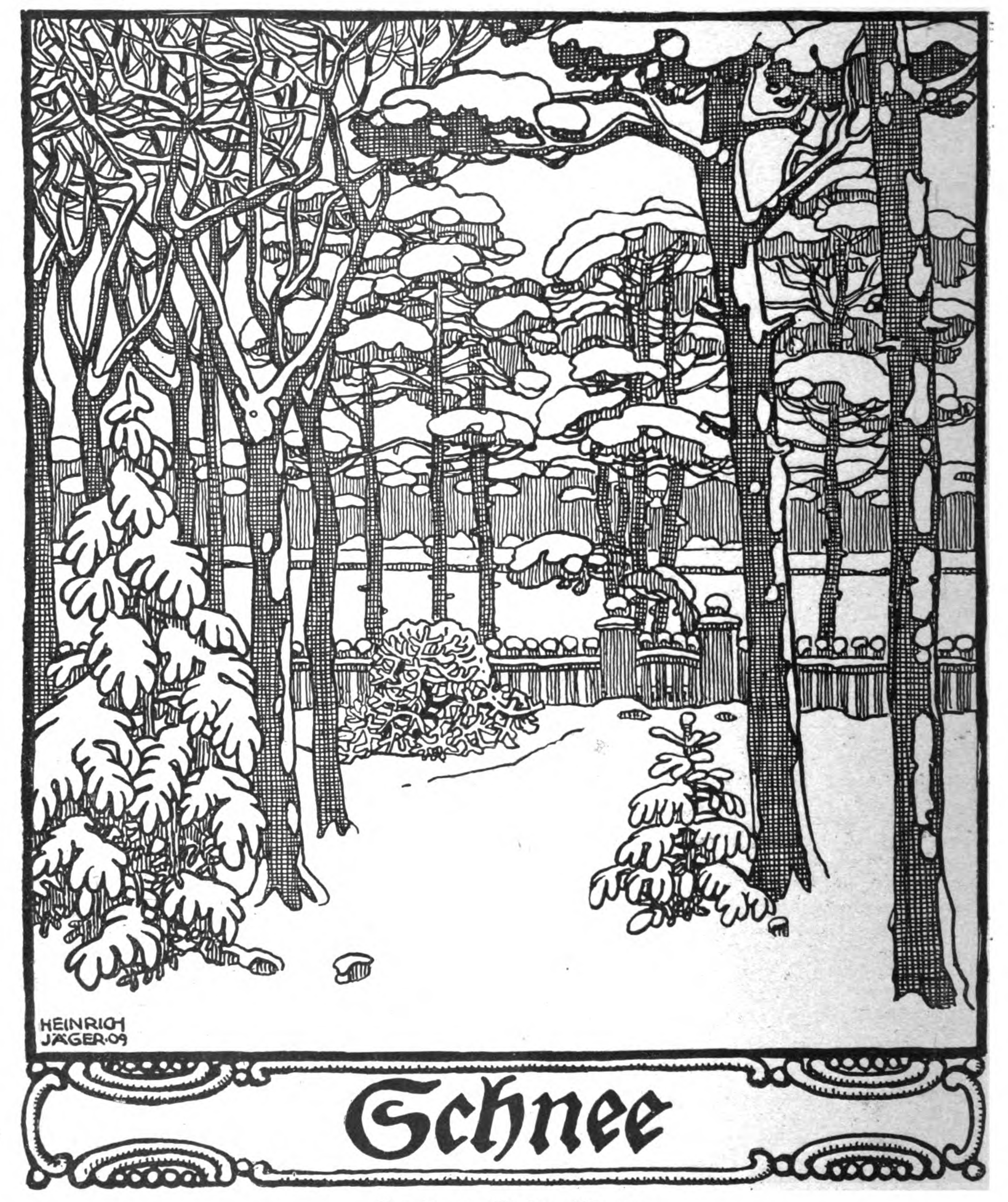
Baronin de Vaughan.
Die morganat. Gemahlin des verstorbenen Königs Leopold.



Wirkl. Geh. Oberjustizrat Supper.
Der neue Generalstaatsanwalt.

Aus der Glanzzeit der Künstlerin. Klara Ziegler als „Jungfrau von Orleans“. Aufnahme vom Jahre 1904.

Die große Tragödin Klara Ziegler †



Schnee

Novelle von Walter Bloem.

Als Nellie Montag morgens um halb zehn aus dem schweren Schlummer erwacht war, mit dem ihr gesundes junges Blut allemal die durchtanzte Nacht ausglich, huschte sie fröstelnd und zähneklappernd zum Fenster, um in den Tag zu gucken — fast geschrien hätte sie da vor Entzücken. War's denn nicht noch sternklar gewesen, als der Zweiuhrzug sie und die Eltern vom Wannseebahnhof, mitten aus dem tollsten Berliner Trara, zurückgebracht zum friedlich schlummernden heimatlichen Schlachtensee? — Und nun — dicke wattige Wolken mußten über die Grunewaldkiefern gestrichen sein gegen Morgen: tief im Schnee begraben lagen Wald und Welt . . . Und Weihnachten vor der Tür — wie bestellt reineweg . . . in

den letzten Jahren allemal dieser nasse Modder zum Fest — wie schlecht hatte das passen wollen . . . Und nun Schnee . . . tiefer, flockenlockerer Schnee —!

Aber schon hatten sich die Spender der weißen Daunenfülle von dannen gewälzt, und gelbe Frühsonne flimmerte behaglich über der weißen Köstlichkeit. Wie mächtige Korallenstöcke standen die schwerbewuchteten Kiefern gegen das priesterliche Blau des morgenfrohen Himmels; zu ihren Füßen breitete sich, eine ungegliederte, lebenentblößte Fläche, der übereiste, überpuderte See. Drunten aber aus dem Garten, der sich, im Schnee versunken, bis zum Uferweg herniederzog, scholl munteres Gebläff: da raste Box, ihr Liebling, schneetoll im Kreis über die schimmernde Fläche, darunter der Parkrasen schlummerte, wälzte sich nun wonnestrampelnd auf dem Rücken, schoß jetzt hügelan, schlug bald Purzelbäume, wegabwärts, koboldhaft erregt.

Des Tieres Entzücken steckte die Herrin an. Sie fühlte noch die Strudel des Walzerbehagens in Schultern und Hüften, dehnte die festen jungen Glieder, schauerte zusammen in der grimmigen Vorortkälte, die an den Fensterscheiben herab über ihre nackten tanzheißen Füßen hauchte — schlüpfte zum Bett zurück, einen Augenblick in Versuchung, sich noch einmal der gehüteten Wärme ihrer zerknüllten Kissen anzuvertrauen — doch des Freundes jauchzendes Gebell, anschwellend und hinschwindend im blitzgeschwinden Hin und Her seiner Zickzackzüge, mahnte sie, so viel Winterfrühwonne nicht ungenossen zu versäumen.

In wenig Minuten war sie im Rodelgewand — den zerknautschten Ballstaat mochte das Fräulein bergen . . . nur unter dem welkenden Flor der Kotillonsträußchen wählten die straffen Händchen ein paar Sekunden lang, fanden das Gesuchte: einen fade nur noch duftenden Veilchentuff mit einem verbräunten Maiglöckchenbüschel inmitten: der war von ihm . . . sie wußte es noch genau . . . Sie steckte Nase und Stirn in die morbide Weichheit der verschmachtenden Blumenhäupter und träumte sekundenlang . . . War das nun wirklich das Schicksal? Schon das Schicksal? O, sie brauchte nur zu wollen . . . und dann? Zu Weihnachten Braut . . . hm — auch wie bestellt — just wie der Schnee da draußen, und auch so unverhofft . . . und zu Ostern — hm — zu Ostern. — Frau Oberleutnant von Heintze-Weißenrode — Freifrau von Heintze-Weißenrode — das klang ja ganz hübsch — aber die liberal erzogene Tochter des berühmten Rechtsanwalts hatte vor einer „Standeserhöhung" durchaus keinen unerschütterlichen Respekt . . . Und — Er! Ein amüsanter Dinerplauderer und schier anbetungswürdig elastischer Tänzer, der sein Monokel mit der gleichen Würde trug, die ihn schon als Fahnenjunker hatte zum Regimentsadjutanten prädestiniert erscheinen lassen . . .

Und das . . . war alles?! Ja . . . das war wohl eigentlich doch . . . alles . . .

Und — schon das Schicksal? Schon —? Ach — hinaus in den Schnee und einmal sinnen . . . tiefeinsam alles durchdenken . . . denn wäre sie gestern beim Kotillon nicht direkt demonstrativ hundeschnäuzig gewesen — die Sache wäre schon heut nacht zum Klappen gekommen . . . Und Mittwoch auf dem Weihnachtsball des Volksküchenvereins würde man sich wiedersehen — bis dahin mußte sich unbedingt ein entscheidender Entschluß kristallisieren . . .

Was nur Mama beim Frühstück für seltsam neugierig zärtliche Augen machte . . .? Als wolle sie etwas herausaugen aus der Tochter Seele . . . etwas, dessen man sich schämen mußte, weil es noch zu weich und zerfließend war, zu nackt . . . Ach . . . nur schnell hinweg aus der weichen Umstrickung dieser vertrauendürstenden Begehrlichkeit . . . wie konnte Mutter nur . . . so weit war es ja doch längst noch nicht — noch viel zu früh dazu —!

Ach — — endlich draußen! „Boxchen — Boxie!"

Mit federzappligen Sprüngen schoß der sehnige Terrier an der rasch hinschreitenden Gestalt seiner Herrin empor. Auf der Allee, die zwischen den kahlen, grauweißschimmernden Platanenstämmen zum Seeufer abwärts führte, kamen die beide ins Laufen: das Mädchen lachte und schrie, der Hund kläffte wie von Sinnen: atemlos kam Nellie am Seepförtchen an; schwerfällig drehte sich der Schlüssel im rostig knarrenden Schloß, und Nellie mußte — seltsam! — an Robert Weißenrodes Abschiedsworte denken: „Also absolut todsicher am Mittwoch bei Kroll, nicht wahr, mein gnädigstes Fräulein? Absolut todsicher? Wäre andernfalls untröstlich, absolut untröstlich —"

Hm — — also absolut todsicher . . . andernfalls absolut untröstlich . . .

Ein keckverschmitztes Lächeln zog um Nellies Lippen . . . schade . . . das Gesicht des Herrn Oberleutnants einmal „absolut untröstlich" zu sehen . . . ob das nicht der Mühe wert war, einen zierlichen Korb zu flechten —?

Immerhin — ein ganz scharmanter Kerl war er doch . . . und Papa Justizrat hatte es sich nicht versagen können, sein Töchterchen ein wenig zu dirigieren — hatte einmal mit der ganzen Zartheit seines Draufgängernaturells dem Herzenskinde zu verstehen gegeben, daß er unbedingt zuverlässige Informationen über Herrn von Weißenrode eingezogen: die alte und glänzende Familie in durchaus entsprechenden Vermögensverhältnissen — der Oberleutnant selbst vollkommen rangiert, dienstlich bestens angeschrieben, über außerdienstliche Lebensführung nichts Nachteiliges bekannt . . . also . . . eine Spekulation auf die glänzenden Zuschüsse, die der vielgesuchte Syndikus und Patentrechtspezialist seiner Einzigen zukommen lassen könnte, schien ausgeschlossen . . . Also alles klappte . . . und jetzt zum Fest . . . eigentlich sehr verlockend . . . hm . . . wirklich direkt verführerisch, der ganze Gedanke . . .

— „Andernfalls absolut untröstlich" . . .

Und dazu dies leise Zucken der Mundwinkel . . . alles offenbar vollkommen echt . . .

Dennoch — — —

Heiß war's ihr geworden . . . glühend heiß unterm aufgeklappten Kragen des Pelzjäckchens . . . und dabei immer toller das Bedürfnis, zu laufen, zu rasen . . .

Herrin und Gesell waren um die Ostbucht des Sees herumgeschlendert, hatten den winterlich erstarrten Restaurationsgarten durchschritten und pilgerten nun, hart am Saum der weißüberflimmerten Eisfläche, das jenseitige Ufer entlang. Tief sank der Fuß, im pelzumsäumten hochschließenden Boot geborgen, in die unentweihte Weichheit hinein. Von den kahlen Buchenästen raschelte im Morgenwind ab und an ein Schneefleck herab und übersprühte des rüstig schreitenden Mädchens Gesicht mit kristallenem Geflitter. Dann lachte sie auf, und freudig antwortete Boxens Gekläff.

Ein neues Spiel fiel ihr ein: hastig zerrte sie die gefütterten Handschuhe von den verklammten Fingern, bückte sich, formte schnell einen Schneeball, und paff! Box, der zähnefletschend, vom Nebelhauch seines raschen





Atems umflattert, ihr zuschaute — bekam das Wurfgeschoß just ins offene Maul. Gutmütig nahm er die Spiellaune der Herrin auf, tobte den Trümmerstücken des zerplatzten Balles nach und apportierte das größte mit chevaleresker Zierlichkeit. Und nun ging das Geplänkel der neuen Lust eine Weile hin und her. Aber bald suchte das Verlangen des Mädchens ein neues Ziel. Zunächst visierte sie nach den Buchenstämmen und klatschte sich selbst Beifall, wenn ihr Geschoß als breiter, weißer Klecks mitten auf dem Zielstamm haftenblieb. Dann nahm sie ein paar Krähen aufs Korn, die mit den trägen schwarzen Flecken ihrer gravitätischen Spaziergänge das leuchtende Weiß der Seefläche störten. Und als die Vögel mit heiserem Gequarr verärgert waldeinwärts stoben, spähten die blitzenden Blicke der Winterwandernden nach einem andern Opfer.

Sieh da! Noch ein schwarzer Fleck — ein großer, langer — nur wenig Schritte vor ihr sich abzeichnend gegen die Sonnenhelle: ein Herr in schwarzem Paletot, den Zylinder auf dem Kopf, versunken offenbar in die Betrachtung der schneeüberflockten Seelandschaft: Und ehe Nellie recht nachgedacht hatte, was sie tat, sauste schon das weiße hartgeknetete Wurfgeschoß gegen das jählings aufgetauchte neue Ziel.

Entsetzen —! Es traf . . .

Mit dumpfem Klack schlug es gegen den Zylinder, riß den vom Haupt seines Trägers und warf ihn im Bogen auf die Schneefläche des Sees hinaus, in deren loser Schüttung er halb versank.

Der Angegriffene hatte instinktmäßig in urkomisch täppischer Bewegung beide Hände erhoben, um die entrissene Kopfbedeckung zu halten; nun fuhr sein Kopf im Aerger und Zorn herum — aber der Ausdruck der Ueberraschung wurde maßlose Verblüffung, als, statt eines Gassenbuben, eine junge Dame in Pelzgarnitur als Urheberin des Attentats erkennbar wurde . . .

Die rasche Kehrtwendung des Verdutzten hatte auf Box wie eine Drohung gewirkt; er schoß auf den Fremden zu und zeterte hitzig auf ihn ein.

„Box — kommst du her?!" stammelte Nellie.

„Na — nehmen Sie mir's nicht übel, meine Gnädigste . . . aber . . . warum mußte das denn gerade mein Zylinder sein?!"

„O Gott . . . ich bin ja außer mir — tausendmal bitt ich um Entschuldigung . . ."

So stammelte Nellie und kam dabei langsam immer näher.

Der Fremde hatte inzwischen ein paar rasche Schritte auf die Eisfläche getan und hob seine Besuchsröhre aus dem tiefen Schnee. O Schrecken! So wuchtig war der Wurf gewesen, daß er den stolzen Turmbau des feierlichen Kleidungstückes völlig eingedrückt hatte. Ja, etwa fingerlang hatten sich Kopf und Krempe getrennt: es klaffte ein breiter Riß.

Mit naiver Betrübtheit starrte der Fremde auf die Trümmer seines Hutes. In entsetzlicher Verlegenheit trat Nellie heran und schaute ebenfalls einen Augenblick stumm auf das wehrlose Opfer ihres Uebermutes.

„Der ist hin", sagte endlich der Fremde und schaute, mit einem schwachen Versuch zu lächeln, auf seine hübsche Angreiferin. Es war ein wenig Heroismus in diesem Lächeln . . . der Zylinder war funkelnagelneu . . . und ein Blick auf die sonstige Kleidung des Herrn, den sehr unpersönlich sitzenden Paletot, die abgetragenen Glacéhandschuhe, den baumwollenen Regenschirm belehrte das verwöhnte Mädchen, daß ihr Gegenüber zu jener verbreiteten Gattung von Männern gehörte, die über Anschaffung eines neuen Zylinders erst lange und reiflich mit ihrem Gewissen und ihrem Geldbeutel zu Rate gehen müssen . . . Dabei gehörte wenig Menschenkenntnis dazu, um den Träger dieses noch jugendlichen, doch in hundert feinen Linien ausgearbeiteten Gesichtes mit den graublauen Schwärmeraugen und dem festen, energischen Mund unterm struppigen Schnurrbart — um diesen Aufrechten in die obere Sphäre der intellektuellen Welt zu versetzen.

Alle diese Beobachtungen, blitzschnell eingeheimst, erhöhten Nellies Befangenheit.

„Ach . . . ich bitte nochmals . . . und herzlich . . . verzeihen Sie mir . . ."

„Aber . . . ich bitte . . . es war ja doch jedenfalls ein Versehen . . . nur eins möcht ich gerne wissen: für wen hat denn eigentlich die arme Angströhre da dran glauben müssen? Wem hat das tückische Geschoß denn eigentlich gegolten?"

„Das ist ja eben das Traurige!" sagte das Mädchen mit gesenkten Blicken, die Mundwinkel schier zum Weinen verzogen — „Ich weiß wahrhaftig selbst nicht, wie es kam . . . ich hatte schon eine ganze Zeit lang geschneeballt . . . und dann — dann hatte ich die Krähen da verscheucht — die sahen so häßlich schwarz aus auf dem weißen, flimmernden See . . . und dann standen Sie auf einmal da . . ."

„Ach so . . . und ich sah auch so häßlich schwarz aus in all der hellen Winterpracht . . . und da wollten Sie mich auch verscheuchen — wie?"

Es zuckte schelmisch um den feinen, straffen Mund ... und gierig griff Nellie dieses zarte Strählchen Heiterkeit auf, das die schnurrige Situation erhellen wollte ... Und auf einmal mußte sie lachen ... ausgelassen ... unhemmbar lachen, wie er da vor ihr stand mit der zertrümmerten Feierlichkeit in der Hand ...

Ihr war der Gedanke gekommen, wie sie sich wohl mit Herrn von Weißenrode in der gleichen Situation ausgenommen haben würde ...

Und da lachte auch er ... herzlich ... nur mit einem ganz, ganz leisen Unterton ... aber das verwöhnte Mädchen, für das die Geldfrage bei der Toilette niemals eine Rolle gespielt, fühlte diesen herben Unterton heraus ... Er paßte zu der anständigen Dürftigkeit in der äußeren Erscheinung dieses Edelgeborenen ... mit dessen Gesicht und Wesen nur die scheinlos selbstverständliche Eleganz des sorgenfremden Behagens harmoniert haben würde. Hier war ein schmerzhafter Kontrast ... und wie ein Schmerz schwirrte auch der leise Unterton durch Nellies Seele: achtzehn Mark sind hin ... achtzehn sauer verdiente Mark ...

Ach — hinter dieser Stirn, die nur zur Wohnstatt edler und großer Gedanken so stolz gewölbt schien, arbeitete noch ein armseligeres und ängstlicheres Rechnen: Achtzehn Mark ... dazu Hin- und Rückfahrt dritter Klasse vom Wannseebahnhof bis Schlachtensee, macht sechzig Pfennig ... dazu ein verlorener Arbeitsmorgen ... denn nun kann ich ja meinen Besuch bei Kommerzienrat Schöning nicht ausführen ... und vielleicht geht mir damit die schöne Redaktionstellung als Herausgeber der „Annalen der modernen Philosophie“ in die Binsen ... auf die ich doch nun seit zwei Jahren mit heißem Bemühen hinarbeite ... alles durch einen Schneeball ...

Jählings war des Fremden Lachen verweht ... und da wurde auch Nellie stumm — heißes Mitgefühl, noch unverstanden, ahnungsvoll, bebte durch ihr Herz.

„Ob ich wohl schneller zum Bahnhof Schlachtensee komme, wenn ich hier quer übers Eis gehe?“ fragte der Fremde. Dabei richtete er sich straffer auf, zum Aufbruch, zum Abschied.

„Gewiß — da drüben liegt ja der Bahnhof — oben zwischen den Bäumen dort die verschneiten Dächer ... aber zunächst muß ich Sie um Ihren Namen bitten, damit ich — — Ihnen ... Ihren Schaden ersetzen kann!“

Er stand einen Augenblick betroffen — nicht weltgewandt genug, um die Taktfrage mit automatischer Sicherheit und Behendigkeit entscheiden zu können.

In Gedanken verglich er blitzschnell die eigene Erscheinung mit der ihrigen ... der ganze bittere Respekt des Armen vor wohlbegründetem Reichtum erfüllte ihn bei der Prüfung ihres Aeußeren — ein Respekt, der jedenfalls noch weit größer gewesen wäre, hätte er eine annähernd richtige Vorstellung vor dem wirklichen zahlenmäßigen Wert der Hüllen haben können, die die rüstige, gepflegte Gestalt umschlossen. Und über ihn kam auch der bittere Stolz des Armen. Seine Miene war abwehrend, frostig.

„O ... gnädiges Fräulein ... eine junge Dame ... nein — ich bitte Sie ... davon kann natürlich gar keine Rede sein ...“

„Aber nein, ich muß Sie wirklich dringend bitten, mir Ihren Namen zu sagen ... ich habe Ihnen aus reinem Mutwillen den schönen neuen Hut verdorben



— es versteht sich doch ganz von selbst, daß ich den Schaden, den ich angerichtet habe, auch wieder gutmache ...“

„Ich bedaure ... ich kann das nicht annehmen. Also geradeaus über den See? Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein.“

Hoch aufgerichtet, den geknickten Seidenhut melancholisch auf den Kopf gestülpt, die langen Schöße des übelsitzenden Paletots im Winde flatternd, den baumwollenen Regenschirm geschultert, schritt er über die blendend besonnte Fläche. Seine großen Füße ließen riesige Löcher in der flaumigen Schneedecke zurück.

Und Nellie schaute hinter ihm drein, ganz hilflos und verlassen. Dann wandte sie sich und stapfte langsam den Uferpfad zurück, den sie gekommen war. Was war das für ein merkwürdiges Erlebnis gewesen. Ihr war als habe sie mit einem Mal in eine fremde, geheimnisvolle Welt hineingeschaut. Die jungen Männer, die sie kannte, waren samt und sonders tadellos rasierte, manikürte, belackte und befrackte oder uniformierte Salonhelden ... und dieser da, an dem jedes Wort, jede Bewegung von ausgezeichneter Erziehung und ritterlicher Gesinnung sprach, der ... Nie würde sie den Blick vergessen, mit dem er auf den ruinierten Hut hingeschaut ... so melancholisch, so bemitleidenswert resigniert ... Also so was gab's auch?!

Und dann doch zu stolz, die angebotene Entschädigung anzunehmen, auf die er doch einen wohlbegründeten Anspruch hatte —?!

Himmel ... wenn sie doch nur eine Ahnung hätte ...



Das war ja ein entsetzlicher Gedanke, im Uebermut einem armen Teufel einen für ihn doch anscheinend beträchtlichen Schaden zugefügt zu haben ... ohne die leiseste Hoffnung, gutmachen zu können ...

Ja ... ohne die leiseste Hoffnung ... Sie wußte: wen die Völkerwoge der Millionenstadt erst eingeschluckt hatte — dessen wieder habhaft zu werden, dazu gehörte ein mehr als menschliches Glück ... oder ein Zufall, zu unwahrscheinlich für die höhnische Wirklichkeit.

Sie wandte sich um — suchte noch einmal den Entschwundenen zu erspähen ... umsonst ... quer über die Schneefläche zog sich die Spur der riesigen Stapfen — — er selbst hatte die Seebreite mit seinem ausgreifenden Schritt bereits überquert und war unter den Kieferstämmen des Uferforstes verschwunden.

Nellie versuchte das Abenteuer von der komischen Seite zu nehmen. Sie stellte sich das groteske Emporfahren seiner Hände vor, die das kostbare Wertstück hatten halten wollen, als es schon längst in weitem Bogen auf den See flog ... die kummervolle Bewegung, mit der er den Riß zwischen Hutkopf und Krempe geöffnet hatte ... Aber — — das Lachen wollte ihr nicht wiederkommen ... Das Kind sorglosen Behagens empfand die Dürftigkeit, die das Bild eines geistig hochstehenden Mannes umzirkelte, als eine Entwürdigung ... einen fast körperlichen Schmerz ...

Ihn wiedersehen und ... dann nachholen, was sie ungeschickterweise versäumt? Denn natürlich, sie hatte sich taprig genug benommen: hätte sie nicht die Annahme der Entschädigung kategorisch verlangen müssen ... erklären müssen, daß sie eine Ablehnung als Beleidigung empfinden müsse? —

Zu spät ... er war fort ... und ein Wiederfinden — unter dreiundeinhalb Millionen Menschen — geh — lächerlich.

In tiefem Sinnen schlich Nellie heim. Mit hängender Nase folgte der treue Box. Er hatte Schelte bekommen, weil er den Fremden angekläfft ... nun war seine Herrin böse mit ihm ...

Das begreif ein anderer! dachte Box.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aber zu Kroll ... zum Weihnachtsball des Volksküchenvereins — ging Nellie nicht. Mochte Herr von Weißenrode auch absolut untröstlich sein — absolut untröstlich ... es kümmerte sie nicht.

Denn ... der Fremde würde ganz gewiß nicht zur Weihnachtsvorfeier ... bei Kroll tanzen ... das würde er sich kaum leisten können ...

Also wozu —?!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zum zweiten Feiertag war Nellie mit den Eltern in der Nachbarvilla zu großer Abendgesellschaft geladen, bei Kommerzienrat Schöning, dem bedeutenden Verleger und Seniorchef der altberühmten Editorenfirma C. G. Schöning. Nellie kannte die Kreise, die die Gesellschaften jenseit des gemeinsamen Gartenzauns bevölkerten: Presse, Literatur, Kunst, Theater, Hochfinanz ... Herr von Weißenrode war nicht zu befürchten. Er war instinktsicher genug, um sich zwischen Journalisten, Dichtern, Komponisten, Mimen, Börsenleuten nebst zugehöriger Weiblichkeit deplaciert und um seine besten Wirkungsmöglichkeiten beraubt vorzukommen ... So kannte ihn Nellie ...

Und das erste, was Nellies Augen im Empfangsalon der museumhaft mit Raritäten und Kunstschätzen vollgestopften Villa des Herrn Nachbars erblickten, war — überstrahlt vom gleißenden Flimmer dreier deckenhoher, elektrisch installierter Harztannen — Herrn von Weißenrodes hellblauer Dragonerwaffenrock mit dem hohen goldbetreßten Kragen ... Zweifellos: er hatte sich bei Herrn Schöning nur einführen lassen, weil er, der Himmel weiß wie, ermittelt hatte, daß sie, Nellie, dort sein würde ...

Etwas wie Resignation, wie händefaltende Ergebung überkam das frische Geschöpf ... dies Schicksal schien ja nun fast schon unentrinnbar ...

Strahlend flitzte der Oberleutnant heran: ein Ausdruck von knabenhafter Entzückung erweichte gar anmutig die in Korrektheit beinahe erstarrten Züge des jungen Reitersmannes.

„Mein gnädiges Fräulein — selig, Ihnen doch zum Feste noch zu begegnen — absolut selig —!"

Welches Mädchenherz wäre solcher demütigen Huldigung völlig unnahbar?

In ihrer Befangenheit war Nellie weit freundlicher zu ihrem Seladon, als ihre Absicht gewesen war, und sie selbst merkte es nicht ... Denn mit einem Male hatte sie neben der rundlich untersetzten Figur des Hausherrn eine hagere, leicht gebeugte Gestalt entdeckt ... den Zylindermann ...

Es benahm ihr den Atem ... sausend schoß ihr das Blut in die Schläfe ...

Langsam schob sie sich, im Gefolge der Eltern, von dem rastlos plaudernden Dragoner begleitet, an die Gruppe heran, die die Gastgeber umringte ...

Nun stand man vor Kommerzienrats ... Begrüßungsphrasen, Händeschütteln, Handküsse ... schließlich Vorstellung ...

„Herr Doktor Valentin Fischer, Privatdozent der Philosophie — das, lieber Justizrat, ist mein neuer Redakteur für die ‚Annalen' — ich werde morgen telephonisch Ihr Bureau bitten, mir einen Anstellungsvertrag für ihn zu schicken ..."

Gott, wie der Mann wieder aussah — — Umlegekragen, schiefsitzende Halsbinde, Vorhemd mit gestickten Blümchen, wie Anno fünfundneunzig ... Frack offenbar aus einem Verleihinstitut ... und dabei die klare, strahlende Stirn, das leichte Spiel der unruhigen Lippen ... hinter spiegelnden Brillengläsern die grauen, beutelustigen Sammleraugen ...

Der Strom der Begrüßungen drängte Nellie samt ihren Eltern und ihrem getreuen Adjutanten schnell von der Gruppe des Hausherrn hinweg ... hinweg aus dem Strahlenbereich der blendenden Installation, die mit dunkelgrün umsponnenen Drähten, Porzellankerzen mit spitzen Glühbirnchen obenauf, ein dickes, verwirrendes Netz strahlender Ueberkultur um das ernste Grün der Bergtannen gewirkt hatte.

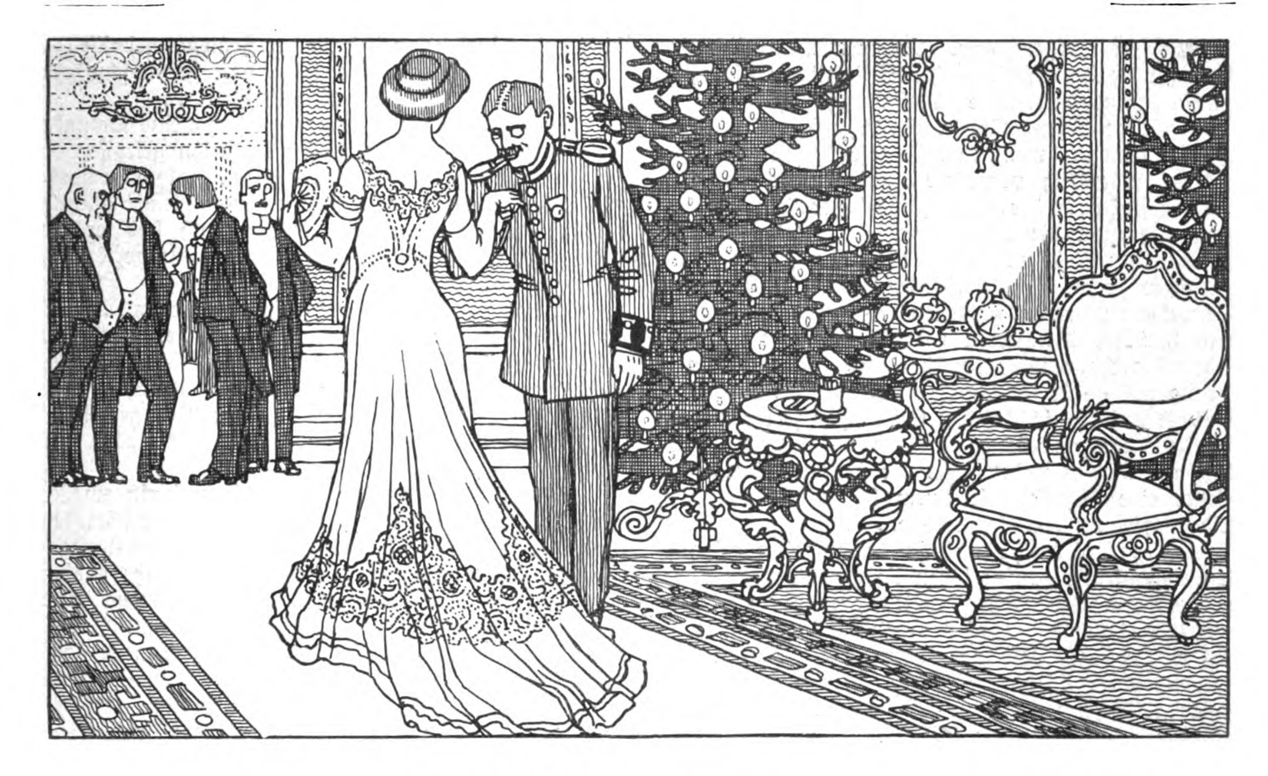
Doktor Valentin Fischer also ... ein Gelehrter ... ein Philosoph ...

Ob er sie ... wiedererkannt hatte? — Offenbar nicht ... er schien kurzsichtig ... und dann — gestehen wir es uns doch — wir dürften heute abend, im vollen Flor, wenig Aehnlichkeit haben mit dem windzerzausten, schneebepuderten Wildfang vom vergangenen Montag ...

Himmel ... wie kurz ist so ein Festabend ... aber es muß werden ... irgendwie muß ich ihn zu fassen bekommen ...

Natürlich wird er nicht mein Tischnachbar werden — natürlich werde ich diesen jungen, uniformierten Herrn,





diesen — — Himmel . . . den hab ich einmal halb wegs ernsthaft genommen? Aber freilich — da war ja auch die . . . Schneeballgeschichte noch nicht passiert . . .

Ein Philosoph . . . was ist das eigentlich? Ach Gott, man hat ja in der freien Hochschule bei Professor Geo Runze so manchen Kursus über neuere und neueste Philosophie gehört . . . etwas denken kann man sich schließlich dabei . . . nicht allzu viel . . . egal! egal! Das findet sich!!

„Diese elektrischen Christbäume — entzückend sinnig, gnäd'ges Fräulein — nicht wahr? Gewissermaßen Vermählung von Natur und Technik . . . von Altertum und Gegenwart . . . was? Hab ich nicht recht?!"

Himmel — wenn er nur nicht immerzu reden wollte . . . schließlich muß man doch auch mal etwas antworten . . . und dabei immer dieses schlecht verhehlte Beobachten der Eltern — das aufmunternde Leuchten in Mutters Augen . . . gräßlich . . . Und natürlich werd ich das den ganzen Abend über auszustehen haben . . . denn wenn er es fertiggebracht hat, bei Schöning eingeführt zu werden, warum soll er nicht auch den Tischplatz an meiner Linken erobert haben?!

Nun — es kam nicht ganz so schlimm . . . Herr Doktor Valentin Fischer natürlich war's nicht . . . aber Herr Oberleutnant Freiherr von Heintze-Weißenrode doch auch nicht . . . ein junger Schriftsteller, dessen modernes Drama „Nach uns die Sündflut" im Theater der fünfzigsten Aufführung entgegenging . . . Unter andern Umständen würde diese Nachbarschaft Nellies brennendstes Interesse erregt haben — zwar ihre literarischen Kenntnisse, ihr Urteil standen nicht wesentlich überm Normalniveau des jungen Mädchens aus Berlin W — aber immerhin hatten doch die verschiedenen literarischen Vortragskurse, die sie neben den philosophischen einzunehmen pflegte, dem Begriff eines Dichters einen gewissen Nimbus verliehen. . . .

Doch heute hatte sie fürs Ehrenvolle und Sonderliche solcher Nachbarschaft keine Aufnahmefähigkeit . . . Ihre Blicke, ihre Gedanken hingen am Nachbartisch . . . Der Mann, der als einziger in dieser gefirnißten Gesellschaft einen Umlegekragen trug, saß dort, den Rücken Nellie zugekehrt . . . sein Frack schlug Wellen unter den Achseln . . . förmlich über die ganze Nackenbreite hinüber. . . . Er schien aber ein glänzender Plauderer . . . seine Tischdame, die allberühmte schöne Primadonna der neuen Oper, hatte erst mit leisem Naserümpfen ihr hinterwäldlerisch herausstaffiertes Abendschicksal entgegengenommen . . . nun schien sie sich auszusöhnen und quittierte ihre Zufriedenheit über die Unterhaltung durch die übliche Belohnung an ausgiebigem Aufblicken ihrer samtnen Augen. . . .

Nellie fand sie von einer empörenden, schier lästerlichen Koketterie. . . .

Und ebenfalls am andern Tische saß Nellies getreuer Seladon, der Baron Weißenrode. . . . Er vernachlässigte seine Tischdame, eine hübsche, sportgestählte Rasseblondine, in unverzeihlichem Grade . . . wenn immer Nellies Augen den breiten Nacken mit den wellenschlagenden Querfalten suchte, begegnete sie den lungernden, bettelnden Blicken des schlanken Dragoners. Und mehr als einmal hob er gar das Glas und versuchte, Nellie zuzutrinken . . . aber seine Bemühungen blieben ungewürdigt. . . .

Der junge Dramatiker an Nellies linker Seite hatte bald voll Indignation seine Bemühungen um das Interesse dieser Gans aufgegeben, die das Glück und die Ehre seiner Nachbarschaft so wenig zu schätzen wußte . . . die junge, pikante Bankiersfrau an seiner andern Seite, die entsprach besser seinen Ansprüchen. . . . Und ohne Ablenkung gab sich Nellie den Qualen der Beobachtung hin . . . über ein Menü von sechs Gängen hinweg. . . .



Bis das Dessert kam. Kommerzienrat Schöning hatte für die Attrappen, die die Süßigkeiten umschlossen, eine ganz weihnachtliche Ausstattung befohlen. Da gab's riesige Schneemänner, ein lichterbestecktes Tännchen im Arm ... wenn man sie aufhob, saß ein ganzes Bündel silberweiß verpackter Knallbonbons darunter. Andere steckten in der Höhlung mächtiger Tannenzapfen. Und wie man die Aeste des Weihnachtsbaumes mit flimmernden Kettchen aus Silberpapier zu verbinden pflegt, so flogen alsbald über die Reihen der Tafelnden die weißen, silbernen, goldenen Papierschlangen hinüber und herüber, die Herren wanden glitzernde Lamettafäden ins Haar ihrer Nachbarinnen, helles Gelächter sprang auf — in die banale Korrektheit der Stimmung flatterte auf den schillernden Schwingen seiner luftigen Attribute weihnachtlicher Frohsinn allbelebend hinein. Und vor Nellies Teller setzte ein aufwartender Lohndiener eine Schüssel mit einem hohen Aufbau dicker, seidenpapierener ... Schneebälle. ...

Dieser Anblick löste in Nellies krampfhaft angespannten Nerven den ganzen jähen Uebermut jener Stunde winterseligen Austobens drunten am See wiederum aus. Wie damals — nicht eine Sekunde Nachdenkens ... ein weißer fester Ball sauste hart an den Köpfen ihrer Gegenüber vorbei zum Nachbartisch, wo der wellenschlagende schwarze Rücken sich just bei lebhaftem Geplauder gegen die tiefentblößten dunkelelfenbeinernen Schultern der strahlenden Frau neigte ... Aber diesmal traf es nicht sein Ziel, das hastig entsandte Wurfgeschoß ... über die Schultern des Philosophen sauste es hin und ... traf den Oberleutnant von Weißenrode mitten auf die goldene Knopfreihe seines Waffenrocks, dicht neben der gelben Scheibe der Zentenarmedaille ... platzte und schüttelte eine Flut von Papierschnitzeln über den Dessertteller des Kavalleristen ...

Der schaute verdutzt empor — suchte eine Sekunde lang nach dem Schützen, dessen Pfeil ihn getroffen — sah Nellies starr aufgerissene Augen ... ihre hochaufglühenden Wangen ... und sein ganzes Gesicht glänzte plötzlich in Wonne ... mit keckem Gruß hob er die Sektschale, winkte mit der Linken dazu: „Bravo, bravo, gnädiges Fräulein ... schönsten Dank —!"

Da bemeisterte Nellie rasch ihren Schrecken ... mit kühl abwehrender Handbewegung rief sie, laut und hell, daß es den Schwall des Gelächters, Gläserklirrens, Schwatzens freudig übertönte: „Keine Ursache, Herr von Weißenrode — Sie waren ja gar nicht gemeint!"

Ungläubig lächelnd rief der Offizier zurück: „Oho —? Sondern — wer —?!"

„Der da!" rief Nellie schmetternd, und ein zweiter Ball flog hinüber, besser gezielt: er traf den schlanken Hals des Gelehrten überm niederen Saum des Umlegekragens, platzte ebenfalls .. und sieh, da fuhr endlich das bebrillte Antlitz herum ... einen Moment lang suchten die kurzsichtigen Grauaugen ... dann glomm darinnen die helle Freude des Wiedererkennens, des Begreifens auf — — —

„Was macht Ihr Zylinder, Herr Doktor —?!"

„Ich hab schon einen neuen, gnädiges Fräulein.— Also wenn Sie sich mal wieder im Schneeballwerfen üben wollen —?!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wozu soll ich weiter erzählen? —

Es hat also doch noch geklappt .. zum Fest.



Nordische Weihnachten.

Von Henning Berger. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen von Ch. Trampus.

Als Herr Notar Appelgren erwachte, herrschte graue Dämmerung im Zimmer. Obwohl die Gardine halb aufgezogen war, sickerte nur aschfarbenes Winterlicht herein. Es war bald zwölf Uhr. Ein paar Stunden noch, und es war schon wieder dunkel, und die Laternen wurden angezündet. Das Abschiedsfest für den Kämmerer hatte gestern sehr lange gedauert! Gestern? Ja, gestern war es gewesen, gestern am 23. Dezember. Herr Gott! Dann war heute ja Heiligabend ....

Der Notar schloß die Augen. — Aus welchem Grunde soll ich eigentlich aufstehen? dachte er. Für einen Junggesellen ist Heiligabend der unangenehmste Tag im ganzen Jahr! Abgeschafft müßte er werden! — Und der alte Scrooge in Dickens' Weihnachtsgeschichte fiel ihm ein.

Doch auch andere Erinnerungen tauchten vor ihm auf wie die flackernden Bilder eines Kinematographentheaters. Er sah auf einmal seine jüngste Schwester als Kind vor sich, wie sie die Liliputtanne für ihre Puppen ausschmückte. Das Bäumchen stand auf einem Tisch im Kinderzimmer; im Saal aber war der richtige Weihnachtsbaum aufgebaut. O, der war so groß, daß die obersten Zweige fast die Decke berührten.



Der Christbaum für die Puppen.

Und die Gedanken schweiften weiter. Jetzt war seine Schwester seit mehreren Jahren verheiratet und wohnte in Christiania. Einmal hatte er Weihnachten seinen norwegischen Schwager besucht; und es war ihm ein wenig wunderlich vorgekommen, als ihn mit seinen dreißig Jahren zum erstenmal rotbackige kleine Geschöpfe „Onkel" genannt hatten. Und ein schöner norwegischer Weihnachtsbrauch fiel ihm ein. Hier in Schweden steckten die Bauern Heiligabend eine Getreidegarbe auf eine Stange und stellten sie für die hungernden und frierenden Vögel auf. Doch in Norwegen pflanzte man kleine Korngarben auf die Gräber der Entschlafenen. Er hatte damals die Schwester zu dem kleinen Erdhügel begleitet, unter dem ihr erstes Kind schlummerte. Und als er sah, wie von all den kahlen Bäumen die Spatzen eifrig zwitschernd auf den Hügel mit der Garbe herabflogen, da waren ihm die Tränen in die Augen getreten, und er war regelrecht sentimental geworden; denn es war ihm, als sprächen die Vogelstimmen mit dem kleinen Toten...

Hastig suchte der Notar sich von dieser Erinnerung zu befreien; denn heute wollte er sich nicht weich stimmen lassen, heute wollte er seine skeptische Ueberlegenheit bewahren. Flüchtig entsann er sich des hübschen Anblicks, der sich ihm auf dem Heimweg vom Kirchhof nach der Stadt dargeboten: ein Fischer mit einer Tanne ruderte über den Fjord, und am Ufer standen drei Kinderchen und erwarteten den Vater, der ihnen den Weihnachtsbaum bringen sollte.

Doch dann begannen die Gedanken des Notars ein prosaisches Thema zu umkreisen: das Weihnachtsmenü. Es war Frühstückzeit, und der Magen half dem Gehirn phantasieren. — In Norwegen hatte er Reisbrei und Rippenbraten mit Sauerkohl bekommen und dann — Bratwurst! Hier in Schweden hatte er Reisbrei, Stockfisch und Schinken zu erwarten. Und in Dänemark, wo er einmal als Kind mit seinem Vater Weihnachten verlebt hatte, aß man Reisbrei und Gänsebraten — ebenso wie in England. Ein Weihnachtsgericht war den drei nordischen Ländern gemeinsam: der Reisbrei. Und in allen drei Reichen legte man eine Mandel in den Brei; und der, der sie auf seinem Teller fand, heiratete bald. — — Wie konnten erwachsene Menschen zur Weihnachtszeit so närrisch sein!



Herr Appelgren richtete sich mit einem Ruck in seinem Bett auf. Alle diese kulinarischen Erinnerungen hatten einen fürchterlichen Gedanken in ihm wachgerufen, der sein Bewußtsein wie eine Bombe traf. Hier in seinem lieben Stockholm schlossen Heiligabend alle Wirte ihre Restaurants um vier Uhr! Fünf . . . sechs . . . Und die Junggesellen konnten sehen, wo sie blieben!

Mit einem Sprung war der Notar aus dem Bett heraus. Ein richtiges Weihnachtsdiner wollte er sich



Eine Bescherung für die Vögel in Norwegen: Garbensetzen auf den Gräbern der Lieben.

wenigstens gönnen. Allerdings hatte auch ihn wie alle die anderen Junggesellen ein verheirateter Kollege eingeladen; aber das kam einem so verflucht gnädig und barmherzig vor, als wäre man die unverheiratete alte Tante des Hauses! Nein, er wollte einsam in seinem Zimmer sitzen und früh zu Bett gehen, wollte die Welt verachten und schlafen, schlafen . . .

Als Herr Appelgren in den Hausflur kam, sah er einen alten, braven Dienstmann vor sich stehen; natürlich hatte er einen Tannenbaum über der Schulter. Die obersten Zweige kitzelten den Notar unter der Nase. Er hatte schon einen Fluch auf der Lippe; aber in diesem Augenblick öffnete sich die Tür vor dem Dienstmann, und er hörte den Alten freundlich sagen: „Hier bring' ich den Weihnachtsbaum."

Die Jungfer von drüben hatte geöffnet. In ihrem schwarzen Kleide mit der weißen Schürze sah die Kleine wirklich sehr hübsch und appetitlich aus!

Und ohne es zu wollen, murmelte der einsame Herr Notar im Vorübergehen so etwas wie „Vergnügte Weihnachten!" vor sich hin.

Auf den Straßen war es zu toll! Alle freien Plätze hatten sich in Tannenwälder verwandelt. Daß die Polizei so etwas duldete! Es war trübes, aber mildes Wetter; und über den losen Schnee fuhren die Schlitten dicht hintereinander. Die Schellen läuteten, daß einem die Ohren wehtaten; alle Menschen trugen Pakete und Tannenbäume; die Läden waren hell erleuchtet wie am Abend; und in den Schaufenstern brannten Armleuchter und Rampenlichter. Durch die Wände hindurch roch es nach Siegellack und Wachs, und aus dem Obstladen an der Ecke drang der Duft von Aepfeln und Weintrauben. Alle Restaurants waren gefüllt, und drinnen in den Sälen standen prächtige Weihnachtsbäume, die mit Silber und Gold behängt waren und an denen Glühlampen brannten. Und alle Restaurateure hatten große Weihnachtstische decken lassen mit dem riesigen Schweinskopf, der einen Apfel im Maul trägt; da waren die leckersten, mit Zucker verzierten Schinken und allerhand eingemachte Früchte und Weihnachtswürste. All dies bekamen die Stammgäste heute umsonst; und sie saßen und tranken Weihnachtsbier und Weihnachtsglühwein und unterhielten sich mit dem Notar Appelgren und stießen mit ihm an, als kannten sie ihn schon seit hundert Jahren. Nach einer halben Stunde war er in mindestens einem Dutzend Familien für den Abend eingeladen. Es war skandalös! — Der heiße Wein mit den Gewürzen und Mandeln darin übte seine Wirkung auf den Notar aus. Ein warmer Nebel legte sich um seinen Kopf, sein Blick wurde milder, sein Herz weicher. Als er wieder auf die Straße hinaustrat, kam ihm alles freundlicher und rosiger vor; und es machte nichts, wenn man von den mit Weihnachtsgeschenken beladenen Passanten, Männern und Frauen, hie und da einen kleinen Puff erhielt.

Wie es zuging, wußte der Notar selbst nicht. Aber



Weihnachten im Fischerhaus: Rückkehr des Vaters mit dem Tannenbaum.





„Ich bringe den Weihnachtsbaum".

auf einmal stand er mitten in einem Spielwarenladen. Und aus reiner Zerstreuung kaufte er einen Dragonerhelm mit weißer Feder und eine Puppe. Er konnte die Sachen ja zum Notar Berggren schicken lassen, der hatte zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen, und hatte ihn für den Abend eingeladen. — Er selbst aber wollte unter keinen Umständen hingehen.

Vorige Weihnachten war er dagewesen, und er hatte sich in dem Kreis auch wirklich ganz wohl gefühlt. Die alte Dame, die Mutter des Notars, hatte selbst den Baum angezündet, und die Kinder hatten am Klavier das alte Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht . . ." gesungen. Es war sehr stimmungsvoll gewesen. Auch Berggrens Schwester hatte er dort getroffen. Uebrigens eine niedliche Kleine! Aber beim Reisbrei hatte e r die Mandel auf seinem Teller gefunden — das hatte man natürlich absichtlich so eingerichtet. Und darüber hatten dann alle so herzlich gelacht; und applaudiert hatten sie, die unverschämten Menschen! Das hatte ihn geärgert, und darum wollte er nun nicht wieder hingehen . . .

Herr Appelgren schlenderte noch eine Weile in den dämmerigen Straßen umher. Es fing an zu schneien, der Schnee fiel dichter und immer dichter, der ganze Raum war bald mit großen, weißen Flocken angefüllt, die gleich Weihnachtsgeschenken vom Himmel herabfielen.

Jetzt geh' ich nach Hause, beschloß er, und nehme mir eine Flasche Glühwein mit . . .

Im Hausflur sah er einen Tannenzweig liegen, der abgebrochen war, als der Dienstmann die große Tanne hineingetragen hatte. — Notar Appelgren hob den Zweig auf und nahm ihn mit.

Aber der Glühwein mundete nicht in der Einsamkeit; er war kalt und mußte doch heiß getrunken werden! Auch die Pfeife, seine alte Studentenpfeife, schmeckte ihm nicht. Er ließ das Glas stehen, und in den Flaschenhals steckte er den armseligen Tannenzweig, den er aufgehoben hatte.

Als es sieben Uhr schlug, erhob sich der Notar. Sein Entschluß war gefaßt: mochte man auch noch so viel lachen, er ging unter allen Umständen zu Berggrens! — Und ohne zu zögern, nahm er seinen schwarzen Frackanzug aus dem Schrank.

Wahrhaftig, es fehlte ein Knopf an der Hose; und die alte Aufwärterin war nicht zu Hause; sie hatte natürlich Weihnachtsurlaub! Also mußte er sich am heiligen Abend wohl oder übel selbst hinsetzen und einen Knopf annähen (obendrein einen der wichtigsten Knöpfe an einer Hose)! War das nicht eine Illustration der Weihnachtsfreude des einsamen Junggesellen? Es war beinahe zuviel!

Aber es glückte! Und um neun Uhr stand Herr Appelgren, ein wenig verlegen, im Zimmer des Notars Berggren. Es duftetete nach Tannenreisern, Siegellack und Reisbrei, natürlich; alle Menschen lachten, und er hörte Fräulein Berggrens Stimme ganz deutlich heraus. Man spielte, sang und



Großmama zündet den Weihnachtsbaum an.





Und die Kinder singen: „Stille Nacht, heilige Nacht . . .“

tanzte um den Tannenbaum, an dem auch sein Helm und die Puppe hingen. Und der kleinste Junge, den Appelgren ganz vergessen hatte, weil er im vorigen Jahr noch so klein gewesen, wurde in seinem Bettchen hereingetragen; und als man ihn weckte, da spiegelten sich in seinen großen, runden Augen all der Glanz und die Lichtlein, die die freundliche Großmutter angezündet hatte. Herr Appelgren hatte selten solchen Jubel und solche Freude mit angesehen; und das merkwürdigste an alledem war, daß der Notar Berggren nicht viel mehr Einkommen hatte als er selbst.

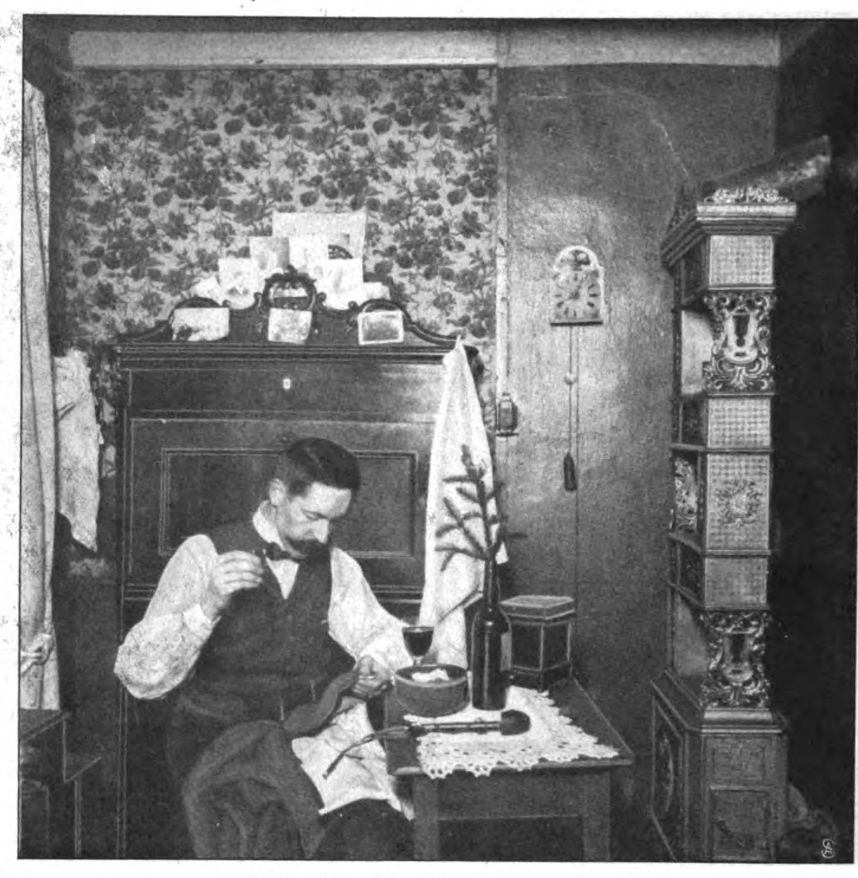
Beim Abendessen aber fand er wieder eine Mandel im Reisbrei. Das hätte ihn beinahe aus der Fassung gebracht. Doch der gute, selbstbereitete Glühwein rettete die Situation; es war ein ganz prächtiger Glühwein! Je mehr er davon trank, desto wunderbarer erschien ihm seine ganze Umgebung, und schließlich sah er Fräulein Berggrens Augen wie zwei Sterne leuchten.

Als er spät in der Nacht heimging, hatte es aufgehört zu schneien. Alle Straßen und Plätze waren weiß, und der Himmel war hoch, klar, kalt und ganz und gar mit Sternen besät. Echte nordische Weihnacht!

Aber der Glühwein brannte wie Weihnachtsfeuer in seinem Innern. Wenn er aufblickte, drehte sich alles vor seinen Augen. Und die Sterne blinzelten so lustig und geheimnisvoll und glichen — — ja, wem glichen sie? Er blieb stehen, stützte die Hand gegen einen Laternenpfahl und betrachtete mit scharfem Blick die sieben Sterne des Großen Bären. Und es war ihm, als verwandelten sich die beiden äußersten in — in Fräulein Berggrens Augenpaar . . .

Das schlimmste aber war, daß er nicht mehr genau wußte, ob er schon um sie angehalten hatte. Das sollte er jedoch sehr bald, nämlich am ersten Feiertag erfahren.

Weihnachten ist somit nicht ein ungefährliches Fest für einsame Junggesellen, die an dieser schönsten Feier im ganzen Jahr es nicht allein in ihrer stillen Klause aushalten können. Man sieht es am besten, wenn man nach den Feiertagen die Zeitungen zur Hand nimmt und alle die verschiedenen Verlobungsanzeigen durchliest.



Heiligabend des einsamen Junggesellen.



Heiligabend in der Familie: Der Gabentisch unter dem Christbaum

Heimatglocken

von Joseph Lauff



Nun zieh ich nach Jahren wieder
Die lieben Pfade entlang,
Da hallt vom Turme nieder
Der traute Glockenklang.
Ihr habt mich wieder im Banne
Mit eurer Melodie:
Clinsa und Anne=Susanne,
Roland und Anne=Marie.

Mein Herz sucht alte Geleise,
Die Straßen liegen verschneit,
Der Weihnachtsabend kommt leise
Herauf wie in alter Zeit.
Schon strahlt die glitzernde Tanne —
Und jetzt ertönen sie:
Clinsa und Anne=Susanne,
Roland und Anne=Marie.

Dort liegt noch der heilige Garten,
Umleuchtet vom rosigen West,
Wo meine Lieben erwarten
Das große Osterfest.
Und schallt euer Hosianna,
Ihr Glocken, es tönt auch für sie:
Clinsa und Anne=Susanne,
Roland und Anne=Marie.

Und will der Wald sich färben,
Will auch mein Herz zur Ruh,
Noch einmal vor dem Sterben
Klingt euren Gruß mir zu.
Nur für Gedankenspanne
Ruft eure Melodie:
Clinsa und Anne=Susanne,
Roland und Anne=Marie.

Himmel und Erde feiern,
Es rufen die Glocken, die vier;
Mein Blick will sich umschleiern —
Was sollen die Tränen mir?
Frau Wirtin, eine Kanne! —
Den Glocken gilt's allhie:
Clinsa und Anne=Susanne,
Roland und Anne=Marie.



Bilder und Menschen.

Hierzu 10 Abbildungen.

Wem wäre es nicht einmal geschehen, der in Venetien oder an den Südabhängen der Alpen reiste, daß er plötzlich in enger Straße jenen Luinischen oder Palmaschen Frauen lebendig begegnete, die er noch eben vorher in weihrauchblauer Kirchendämmerung auf einem Altarbild oder einem Lettner gesehen? An wem wäre nicht einmal auf den besonnten Plätzen Trasteveres eine von den Gestalten Feuerbachs, eine seiner Medeen oder Iphigenien, vorbeigestreift? Oder in dunklen Gassen spanischer Städte eine Murillosche Maria mit schwarzen Glutaugen und weichen Wangen, nur auf festem Erdboden statt auf schwebendem Halbmond —?

Berühmte Bilder haben Schönheitstypen aufgestellt, gültig für alle Epochen. Willkürlich wiederholt die Natur von Zeit zu Zeit jene geglückten und anerkannten Formen, die uns beim Anblick eines Menschen zuweilen sofort das Bild aus der Erinnerung heraufbeschwören, dem er zu gleichen scheint. — Manchmal, wenn unser Auge eine helle Gesellschaftstafel mit schönen Frauen entlangschweift, kann es vorkommen, daß uns ein weiblicher Kopf plötzlich wie das besternte Glanzstück einer Galerie erscheint, sei es nun der hellhaarige, rosige Typus der Rubensschen Frau oder ein Ebenbild von Ruth, dem Weibe des Boas, mit den samtenen, tiefen Blicken des Alten Testaments — sei es ein norddeutscher Frauenkopf, der Richters Königin Luise gleicht, oder ein verlorenes Profil, eine Schulterbiegung oder eine Nasenlinie, die an Griechenland erinnern — Schade, denken wir! Warum entstellt das moderne Ballkleid den Stil dieser Erscheinungen? Warum tragen diese malerischen Frauen nicht das Kostüm jener Zeit, in der ein großer Maler ihren Typ für die Unsterblichkeit entdeckt hat?

Aber seltsam! Legt eine Frau einmal wirklich das Kostüm ihrer verstorbenen Doppelgängerin an, die Gewänder, in denen die Bellezza jener toten Schönen im Bild festgehalten worden ist, so zeigen sich bei dieser interessanten Kostümprobe stärker die

Phot. Reutlinger.

Die Schauspielerin Nelly Cormon als Madame Récamier nach dem berühmten Bild von David (oben).

Phot. Reutlinger.

Die Schauspielerin Desprez als Madame de Pompadour nach dem Gemälde „La Belle Jardinière" von Vanloo.

Unterschiede als die Aehnlichkeiten in den Zügen. Und es zeigt sich, daß die Natur nur die Formen wiederholt hat, daß aber die Zeitperiode, der ein Mensch angehört, den geistigen Gehalt, die „seelische Essenz" der Züge beeinflußt, so daß Original und Kopie wohl in den gleichen Umriß der umgebenden Gegenstände zu bringen sind, aber sonst doch wie Wesen aus verschiedenen Sphären wirken müssen. Wohl gelingt es einem schönen, brünetten Geschöpf, sich stilgerecht in der weißen Gewandung Mme. Récamiers auf das niedere antike Sofa hinzulehnen, Fußzehen und Zeigefinger leicht und wie von selbst emporgewendet — aber wieviel schwerer gelingt jene selbstverständliche Gelassenheit der berühmten und gefeierten

Juliette, die abwartende Ruhe der verwöhnten Frau, der Charme der Pariserin, verbunden mit jener das klassische Ideal streifenden Haltung, in der David, der „so lange sein Auge mit antiken Statuen genährt hatte“, wie seine Zeitgenossen sagten, ein so vollendeter Meister war!



Phot. Reutlinger.

Fräulein Gaydon als „La Bouquetière“ nach dem Gemälde von Fragonard.

Und welche mimische Leistung hohen Ranges würde es sein, das feine, vielsagende Lächeln der Mme. de Pompadour richtig nachzulächeln — jenes beglückt siegesgewisse, in dem neben dem Stolz auf die eigene Zauberkraft noch der Genuß des Angebetetwerdens von einem so bewunderten Göttersohn wie dem Roi Soleil liegt!?

Eine Tanagrafigur ist naturgetreu nachzuahmen, auch eine pompejanische Tänzerin und hier und da unter besonders glücklichen Umständen sogar eine Venus! Der klassische Schönheitskanon ist eben eine festgesetzte Norm. Aber die Frauen aus spirituellen, geistig verfeinerten Zeitperioden haben ihre Individualität ganz für sich, und mit mancher von ihnen ist es wie mit besonders kostbaren Formen in Porzellangießereien, von denen nur ein Abguß gemacht und dann die Form zerstört worden ist.

In dem liebeskundigen, verschmitzten Halblächeln der bouquetière des Fragonard liegt die ganze pikante Leichtigkeit von Frankreichs 18. Jahrhundert, der komprimierte Zeitgeist, festgehalten von jenem leichtlebigen Maler, auf dessen Bildern man so oft sich küssende Menschen sieht, daß dieses Moment — sowie bei Wouwermann der Schimmel oder das Windspiel bei Veronese — beinah wie die untrügliche Signatur der meisten seiner Bilder geworden ist. Die nachahmende Schauspielerin ist vielleicht schöner als das Original, vom landläufigen Standpunkt aus gesehen — aber schwer zu treffen ist das schalkhaft verschlagene, amüsante Lächeln wie bei ihrer hübschen Kollegin mit dem Soubrettengesicht, jener überlegen abwartende Blick, mit dem die Dame auf dem Bilde des Smith so vieldeutig den Parkweg herunterschaut, fest entschlossen zum „What you will—“ — Und am schwierigsten vielleicht ist Reynolds Nelly O'Brien! Eine englische professional beauty von heute kann mit der Seidendecke, dem Hund und dem Hut voll Rosen wohl den Gesamteindruck hervorzaubern, aber nicht leicht das Spirituelle jener gefeierten Herzenbrecherin, die mehr als schön, die „bewitching“ war. Die

Frauen des **Reynolds sind** vielleicht etwas individueller als das jetzt herrschende **englische Frauenideal!** Ihm schien der geistige Ausdruck wichtiger **als die Regelmäßigkeit** der Linie. Der vielseitige lebensfrohe Künstler, der an **allen Tischen** tafelte, der neben seinem speziellen Fach noch literarisch glänzend **durchgebildet** war, sah in den genialen Schauspielerinnen seiner Zeit **nicht** die schönen Formen allein, sondern zugleich die Wesen von hohem **Intellekt**, von kompliziertem Innenleben, von erstaunlicher geistiger **Sicherheit. Zu** diesen Töchtern des 18. Jahrhunderts finden sich nur schwer Gegenspiele in anderen Zeitläuften, und wenn gerade jetzt

Phot. Reutlinger.

Die Schauspielerin Delza nach dem Stich „What you will" von R. Smith.





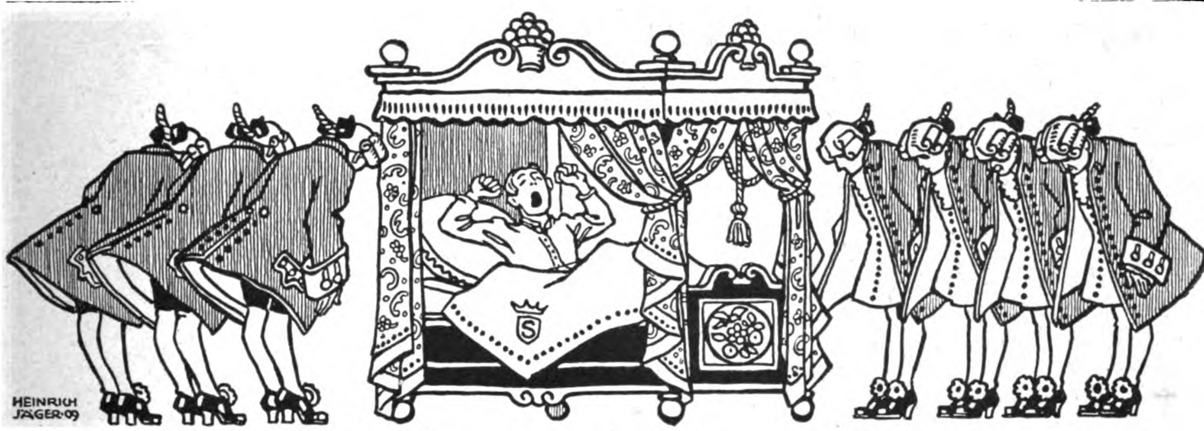
Phot. Reutlinger.

Fräulein Deslys als Nelly O'Brien nach dem Gemälde von Reynolds

auch der Intellekt mehr als je von weiblichen Köpfen betont wird, so ist es doch ein Intellekt von einer anderen Nuance als vor zweihundert Jahren und die Verschiedenheit auch hier größer als die Gleichheit!

Jedenfalls gehört für jeden Menschen ein hoher Schönheitsgrad und ein starker Mut dazu, die Konkurrenz mit berühmten Bildern überhaupt aufzunehmen! Denn der „Reiz des Lebendigen", den doch sonst der Zeitgenosse als Vorteil vor verstorbenen Größen ins Feld führen kann, ist ein sehr verschwindender Vorzug neben dem Zauber eines Antlitzes, das die Kunst aus der Vergänglichkeit in spätere Jahrhunderte hinübergerettet hat — neben dem Nimbus jener gemalten Welt, in der die Simonettas und Mona Lisas noch heute berückender lächeln, als je eine irdische Frau zu lächeln vermag.

Ada Robert.



Der Kinder Schlaraffenland.

Von Otto Ernst. — Hierzu 14 Zeichnungen von Heinrich Jäger.

Wenn man seine Schularbeiten nicht gemacht hat, oder wenn man sie recht schlecht gemacht hat, mit elf Fehlern und zwölf Klecksen, und wenn man sein Abendbrot nicht gegessen hat, weil einem die Butter nicht dick genug war, und wenn man sich die Zähne nicht gebürstet und sich nicht gewaschen hat und so zu Bett gegangen und eingeschlafen ist, dann sinkt man mit seinem Bett ganz langsam und ganz tief hinab und kommt ins Schlaraffenland der Kinder. Als ich noch ein Junge von zwölf Jahren war, da bin ich auch einmal sehr ungezogen und träge gewesen — aber nur einmal! — und da bin ich auch mit meinem Bett ins Schlaraffenland hinuntergerutscht. Und was ich da gesehen und erlebt habe, ach, das muß ich euch erzählen! Ihr müßt mir aber vorher versprechen, daß ihr mir jedes Wort glauben wollt. Ja? Wollt ihr's glauben? Gut, dann erzähl ich.

Also wie ich aufwache und mich so recht lange und gründlich recke und strecke und „Uuuuuuha!" mache und vor Behagen stöhne, da seh ich mit einem Male sieben Bediente an meinem Bette stehen, die rufen alle zugleich: „Aber Herr Karl, haben Sie denn schon ausgeschlafen?"

Denkt euch, „Herr" sagten sie zu mir und „Sie"! Ich fragte: „Was ist denn die Uhr?"

„Es ist genau zwölf Uhr mittags", sagten sie.

„O weh!" rief ich und sprang mit einem Satz aus den Federn, „dann habe ich ja die Schule verschlafen!"



„Aber Herr Karl", riefen die Diener wie aus einem Munde, „es ist doch noch gar keine Schule!"

„Noch keine Schule?"

„Nein! Es sind doch erst drei Monate von den Ferien herum!"

„Erst drei Monate? Wie lange dauern denn die Ferien?"

„Elf Monate", sagten sie.

„Elf Monate? Dann bleibt ja nur ein Monat für die Schule übrig!" rief ich.

„Ganz richtig," versetzten die Bedienten, „Herr Karl verdienen für Rechnen unbedingt eine blanke Eins!"

„Ja, wo bin ich denn hier?" fragte ich und sah mich verwundert um.

„Im Schlaraffenland", bekam ich zur Antwort.

„O, das ist aber fein!" jubelte ich. „Dahin wollt ich ja schon immer einmal!"

„Sie sind da", erklärten die Diener. „Wünschen Herr Karl Toilette zu machen?"

„Ja, ich will mich waschen", sagte ich.

„Hier wäscht man sich nicht und kämmt man sich nicht," hieß es, „hier wird man weder schmutzig noch rauh." Im selben Augenblick warf mir schon jemand ein feines seidenes Hemd mit gesticktem Brustlatz über den Kopf; ein anderer half mir in einen seidenen Schlafrock, ein dritter brachte mir Samtpantoffeln.

„Gestatten Herr Karl, daß ich Sie rasiere?" fragte ein Vierter.

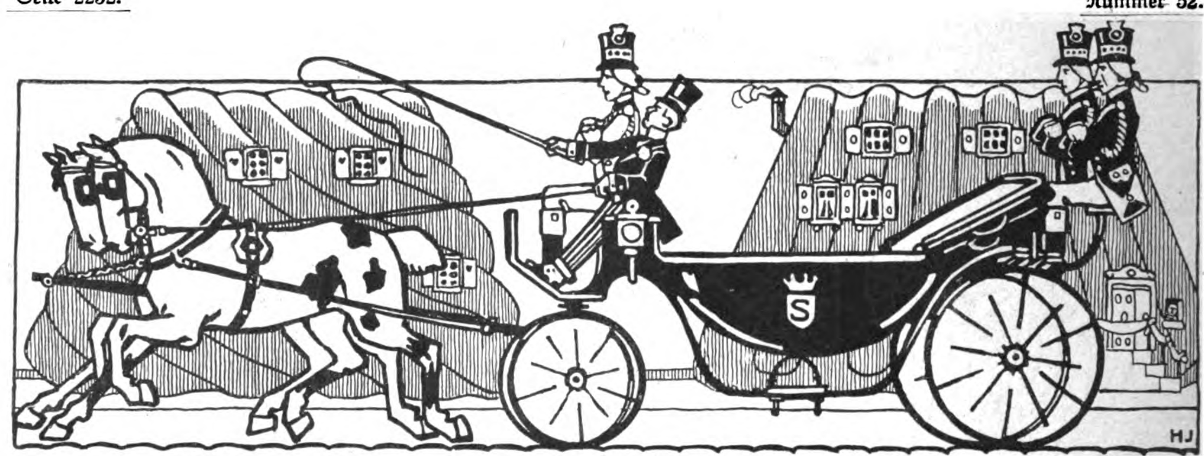
„Rasieren? Ich hab ja noch gar keinen Bart!" rief ich.

„O — Herr Karl haben schon einen sehr deutlich sichtbaren Schnurrbart!" rief der ganze Chor.

Ich faßte nach meiner Oberlippe und richtig: sie fühlte sich ganz flaumig an. Der Diener seifte mich an Kinn und Wangen tüchtig ein, schärfte lange sein Messer und fing an zu schaben. Das machte furchtbar viel Vergnügen; denn es kratzte ganz richtig und tat ordentlich ein bißchen weh. Dann bürstete er mir den Schnurrbart aus und legte mir eine Bartbinde an.



„Das Frühstück!" rief ein Diener, der der oberste zu sein schien, und sogleich kam ein Mann herein, der auf



einer silbernen Platte Schokolade und Kuchen brachte. Die Schokoladenkanne war so groß wie ein tüchtiger Wassereimer und war bis oben voll, und der Napfkuchen war so groß wie ein Wagenrad und über und über voll Rosinen.

„Sie brauchen natürlich nur die Rosinen zu essen", sagte der Mann sehr höflich.

Ich pulte mir denn auch aus dem Kuchen alle Rosinen und Mandeln heraus und trank dazu vier große Tassen Schokolade. Das schmeckte, kann ich euch sagen! Als ich fertig war, stellte man mir Feuerzeug und Aschbecher hin, und ein Diener bot mir Zigaretten und Zigarren an. Ich guckte mich erst einmal um, ob auch mein Vater oder einer meiner Lehrer da wäre; aber es war keiner da, und da nahm ich mir eine ganz große und dicke Zigarre, zündete sie so recht gemütlich an, legte mich ins Sofa zurück und machte Ringe.

„Vielleicht befehlen Herr Karl eine Spazierfahrt durch unsere Hauptstadt?" fragte der Oberste der Diener.

„O man zu!" rief ich, „das macht Jux!" Sofort sprangen alle sieben herzu, um mich anzukleiden. Einer zog mir den Schlafrock aus, ein anderer zog mir die Hose an — denkt euch: eine lange Hose, wie sie die großen Leute tragen, und mit einer herrlichen Bügelfalte darin! — ein dritter brachte mir eine bunte Weste; ein vierter legte mir einen Stehkragen um, der war sieben Zentimeter hoch, dazu eine ganz bunte Krawatte; ein fünfter zog mir Lackstiefel an, ein sechster legte mir den Gehrock an und steckte mir eine Rose ins Knopfloch, und der siebente endlich brachte mir Glacéhandschuhe und Zylinder.

Dann wurden die Türen weit aufgerissen, und die Diener standen tief gebückt, mit der Klinke in der Hand, und erwarteten, daß ich hinausginge. Ich sagte ihnen, daß sie sich vor mir nicht zu verbeugen brauchten, ich wäre es gar nicht so vornehm gewohnt; aber da riefen sie alle, sie könnten sich gar nicht tief genug vor mir verneigen; denn ich sei der hübscheste, klügste und liebenswürdigste junge Herr von der Welt. Das klang freilich anders, als was der Lehrer und die Eltern gestern gesagt hatten. Viel besser klang es. Draußen stand eine blitzblanke Equipage mit zwei prachtvollen Schimmeln vor.

„Herr Karl werden jedenfalls selbst fahren wollen", sagte ein Diener.

„Ach, das möcht ich ja ganz schrecklich gern," rief ich, „aber ich kann's ja nicht!"

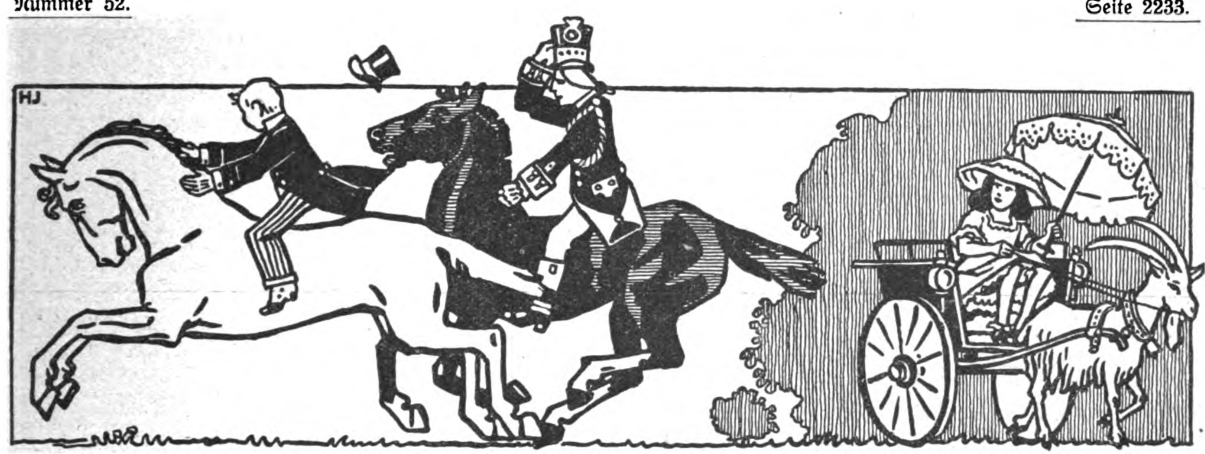
„Das hat keine Schwierigkeiten," versetzte der Mann, „die Pferde sind zwar sehr wild und feurig, aber sie gehen niemals durch."

„Schön!" rief ich, sprang auf den Bock, ergriff Zügel und Peitsche; der oberste Diener hatte sich einen feinen blanken Hut aufgesetzt und schwang sich neben mich auf den Bock, und nun ging's los: Heiiiiii! Ich kann euch sagen, das ging! Schneller als die Eisenbahn! Und immerzu hab ich mit der Peitsche geknallt, daß es sich wie Flintenschüsse anhörte. Den Pferden tat ich natürlich nichts; aber ordentlich satt geknallt hab ich mich, kann ich euch sagen.

Aber bald ließ ich meine Pferde langsam gehen; denn was ich erblickte, das versetzte mich in höchstes Erstaunen. Denkt euch: die Straßen waren mit gefüllten Apfelkuchen gepflastert, darauf fuhr es sich natürlich sehr weich; die Fußsteige waren mit großen Schokoladetafeln belegt, und in den Gossen floß zur linken Hand Himbeerlimonade, zur rechten Sirup. Zu beiden Seiten der Straße standen haushohe Pasteten, Torten, Napfkuchen und Puddings, und erst nach einiger Zeit bemerkte ich, daß sie bewohnt waren, und daß dies eben die Häuser der Stadt waren. Die Fenster darin waren von feingeschliffenem Kandiszucker, die Türen von Lebkuchen, die Treppen bestanden aus Marzipanblöcken, und aus den Schornsteinen stieg ein Rauch, der nicht im mindesten nach Kohlendunst roch, sondern nach Beefsteak mit Zwiebeln, nach Bratkartoffeln, nach Gänsen, die mit Aepfeln gestopft sind, und nach der köstlichsten Fleischbrühe. Die Bäume zu beiden Seiten der Straße aber waren so mit Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Kirschen und Nüssen überladen, daß man von den Blättern nichts mehr sah.



Wir waren auf einen großen, runden Platz gekommen, da sagte ich



„Brrr!", und sofort standen meine Pferde still, und wir stiegen ab. O, was für eine Menge Kinder spielten auf diesem Platz! Aber auch eine Menge Polizisten waren da. Es standen nämlich auch hier viele hundert herrliche Obstbäume, und um jeden war ein hohes Gitter, und an dem Gitter war ein Schild mit der Inschrift:

> Es ist strengstens verboten,
> Obst von den Bäumen zu pflücken.

Wenn nun ein Junge auf das Gitter und in solch einen Obstbaum klettern wollte, dann kam sofort ein großer, starker Schutzmann, packte ihn hinten bei der Hose und hob ihn höher, damit er auch ordentlich ankommen und die Früchte erreichen könne.

Auch standen auf diesem Platze viele, viele Straßenlaternen, damit die Jungen sich recht üben könnten, die Scheiben einzuwerfen. Die am besten trafen und die meisten Laternenscheiben einwarfen, bekamen von den Polizisten wunderschöne Preise, z. B. Uhren mit Zeigern, die sich wirklich drehten, Zigarettenspitzen, Taschenmesser, Bindgarn, seltene Briefmarken, Monokel und dergleichen. Mitten auf diesem Markte stand ein großer Brunnen, aus dessen Röhren rollten unaufhörlich die herrlichsten Glas- und Steinmarmel hervor, in allen Größen und Farben, die ihr euch nur denken könnt. Ich stopfte mir natürlich erst einmal ordentlich die Taschen voll. Und da sah ich, daß rings um den Brunnen unzählige Pilze wuchsen, große und kleine und alle prachtvoll gefärbt. Der Diener gab mir eine kleine Peitsche und sagte, ich möchte einen der Pilze damit anrühren, das tat ich, und mit einem Mal war es ein schnurrender Kreisel, und jeder Pilz, den ich berührte, wurde zum Kreisel und drehte sich so schnell und so lange und summte dabei so hübsch, wie ich es nie gesehen und gehört hatte.

Endlich gingen wir weiter und kamen auf ein großes Feld, da waren auch unzählige Knaben, und die guckten alle in die Luft, und da sah ich den ganzen Himmel voll Drachen, eckiger und spitzer, chinesischer und deutscher. So hoch standen die Drachen, daß man sie kaum noch sehen konnte, und fein still und steif standen sie; nur ihre Schwänze schlängelten sich wie Fischlein im Wasser. Und dabei hatten die Jungen noch so viel Garn in der Hand, daß sie sie immer noch höher fliegen lassen konnten; bis an den Mond konnten sie die Drachen steigen lassen. Ihr glaubt mir doch noch? Sonst müßt ihr mir's sagen, dann schweig ich sofort still.

Als wir dieses Feld verlassen hatten, kamen wir in einen tiefen, tiefen Wald, darin saßen und lagen und standen überall Buben und Mädchen mit großen, frohen Augen. Das war nämlich der Geschichtenwald. Da setzte man sich einfach ins Moos, dann kamen Hasen oder Rehe oder Eichhörnchen oder Lachtauben und erzählten einem alles, was man hören wollte, oder man warf sich neben einer Quelle nieder, dann erzählte die die ältesten und schönsten Märchen und Sagen, oder man legte ganz einfach das Ohr an den Stamm eines Baumes, dann begann der Baum zu erzählen von jungen und alten Tagen.

Wer aber lieber lesen wollte, der brauchte nur ein Blatt von Strauch oder Baum zu pflücken; auf jedem Blatt stand eine ganze Geschichte geschrieben, und da konnte man die allerherrlichsten Sachen lesen: Vom Lederstrumpf, von Robinson, von Sigismund Rüstig, vom Waldläufer, aber auch von Heidi, von Schulmeisters Spitz und von Max und Moritz. Ich pflückte mir erst einmal ein paar hundert Blätter ab und steckte mir diese Bibliothek in die Tasche, um später zu Hause so recht nach Herzenslust darin lesen zu können, ihr wißt wohl: oben auf dem Boden, unterm Dach, in der Ecke, wo einen niemand stört, und wo man auf dem Bauch liegen und den Kopf in beide Hände stützen und stundenlang schmökern kann.

Aus dem Geschichtenwald gelangten wir auf eine ungeheure Weide, deren Ende man gar nicht absehen konnte. Und da wimmelte es nur so von den allerschönsten Pferden: Schimmeln und Rappen, Braunen und Füchsen; auch allerliebste Fohlen waren da, die noch an der Brust ihrer Mütter tranken und dann wie wild davonsprangen, und Kamele waren da und Elefanten und Strauße, kurz: alle Reittiere, die ihr euch nur denken könnt, und darauf konnten Buben und Mädchen so toll und so lange reiten, wie sie nur wollten. Dazwischen jagten entzückende kleine Gespanne mit Ziegen, Ponies, Eseln und großen Hunden hin und her, und darin saßen die kleinen Kinder und lachten und jauchzten und schrien: „Hü, hü! Schneller! Schneller!" und dann liefen die Tiere immer noch flinker. Auf der Weide wuchs nämlich ein Gras, wenn die Tiere davon fraßen, wurden sie niemals müde.

Ihr könnt euch denken, daß ich mir das allerschönste Pferd aussuchte, einen wilden Schimmelhengst, daß ich hinaufsprang und davonjagte. Mein Diener war auf ein anderes Pferd gesprungen und folgte mir. Ich hielt mich an der Mähne fest und brauchte meinem Schimmel



nur leicht den Hals zu klopfen, dann flog er dahin wie ein Pfeil und wieherte so hell wie hundert Kriegstrompeten. Als wir wohl eine Stunde lang so dahingesaust waren, hörten wir lautes und immer wieder erneutes Jubelgeschrei.

„Was ist das?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Das kommt von der Eisbahn, Euer Gnaden“, versetzte er.

Und richtig! Nach wenigen Minuten erblickten wir hart neben der sommerlichen Wiese, die in Gras und Blumen prangte, einen endlosen Eisspiegel, von zahlreichen Schlittenfahrern und Schlittschuhläufern bedeckt. Große Schlitten, mit schnellen Pferden bespannt, glitten über die Fläche dahin, und Schlitten und Pferde erklangen von Hunderten von silbernen Glöckchen; kleine Handschlitten wurden von den Kindern gezogen oder geschoben; auch eine wundervolle Rodelbahn war da; da sausten die Schlitten bergab, daß die Buben jauchzten und die Mädel kreischten. „Hallooo — Platz da!“ rief ein Dicker, der bergab gesaust kam und — bauz! da lag er mit seinem Schlitten im Schnee und streckte die Beine in die Luft und — bauz! plauz! pardauz! alle, die hinter ihm hersausten, purzelten über ihn her, so daß man nichts mehr sah als einen großen Haufen zappelnder Arme und Beine! Jungens, das war fein, kann ich euch sagen. Es tat sich auch keiner einen Schaden; alle krabbelten sie lachend wieder hoch und setzten ihre Reise fort.

Selbstverständlich gab es hier auch eine Unmenge Schnee, der war aber nicht wie der Schnee in der Stadt, sondern er war ganz weiß wie Schnee, und er „backte“ tüchtig, so daß man die größten und putzigsten Schneemänner daraus bauen konnte. Fürs Schneeballen waren wieder Polizisten da, die man bombardieren konnte, und jedesmal, wenn man einen Schutzmann gerade auf den Bauch traf, legte er grüßend die rechte Hand an den Helm und rief: „Danke gehorsamst!“

Das Eis enthielt natürlich auch Stellen zum Einbrechen, und wenn einer eingebrochen und tüchtig naß geworden war und sich ordentlich erkältet hatte, dann wurde er von den Dienern in ein warmes Federbett gesteckt; da konnte er liegen, solange er wollte, und so viel heißen Sirup und heiße Milch mit Zucker und so viel Bilderbücher kriegen, wie er mochte. Das machte Spaß. Wenn er aber keine Lust mehr hatte, krank zu sein, dann stand er wieder auf und war gesund.

Als ich mir diesen Spielplatz genug besehen hatte, da setzten der Diener und ich uns auf einen Rodelschlitten und rutschten tausend Meter tief hinab und rutschten geradeswegs in einen wunderherrlichen Garten hinein, der war über und über voll Blumen und Mädchen und Puppen. Ueber der Pforte des Gartens stand, von Rosen gebildet, die Inschrift: „Das Paradies der Mädchen.“ Da waren prächtige Springbrunnen, aus denen unaufhörlich ein dicker Strahl von Schlagsahne herausquoll, und unter den Brunnen waren riesige Becken, die waren bis an den Rand voll Vanilleeis, Erdbeereis, Himbeereis, Zitroneneis usw. usw. Als ich an solch ein Becken näher herantreten wollte und stolperte und in ein Blumenbeet fiel, da merkte ich erst, daß es gar kein Blumenbeet war, sondern daß ich mit Nase und Fingern in eine Cremetorte gefallen war. Als ich mir die Finger abgeleckt hatte, da bedauerte ich nur, daß ich mir nicht auch die Nase ablecken könne. Alle diese runden und eckigen Beete und Rabatten waren nichts anderes als Vanilleschnitten, Apfelschnitten, Butterkuchen, Nußtorten, Schichttorten, Linzer Torten usw., und bei jedem Beet und jedem Becken stand ein silberner Löffelbaum.



Wie schön aber die Mädchen geputzt waren, das kann ich euch gar nicht beschreiben. Viele hatten weißseidene Kleider an mit roten und blauen und bunten Seidenschärpen und weißseidene Strümpfe, weißseidene Schuhe mit so hohen Hacken, daß die Trägerinnen beinahe mit der Nase in den Sand stießen; sie sagten, das wären „himmlische“ Schuhe; auch trugen sie weißseidene Spitzenhüte und weißseidene Sonnenschirme mit echten Spitzen rund herum. Andere Mädchen waren wie richtige Damen gekleidet und trugen Samtkleider mit Goldbrokat und mit so langen Schleppen, daß sechs Diener sie tragen mußten; im Haar trugen sie ein Diadem mit Diamanten, in den Ohren Ringe mit Diamanten, an den Armen Armbänder mit Diamanten, in der Hand die köstlichsten Handtäschchen mit Perlen und Diamanten oder Fächer von Straußenfedern mit Diamanten, und jede trug eine herrliche Puppe auf dem Arm. Der Diener sagte mir, daß die jungen Damen sich so oft umziehen könnten, wie sie wollten, hundertmal an einem Tag, und jedesmal etwas anderes, wenn sie Lust dazu hätten.

„Sieh einmal,“ sagte ich, „die junge Dame da hob eben ihr rauschendes Seidenkleid, um es nicht durch die Kirschtorte zu schleifen, und da hab ich gesehen, daß ihr Strumpf hinten ein großes Loch hat. Warum stopft sie es nicht?“

„Um Gottes willen, Herr Karl,“ flüsterte der Diener ängstlich, „sprechen Sie dergleichen nicht aus! Strümpfe stopfen und stricken ist hier streng verboten. Die Damen dürfen nur spielen, essen und trinken, höchstens dürfen sie beim Plaudern und Kaffeetrinken eine Stickerei in der Hand halten und so tun, als ob sie etwas täten.“

„Und wer bessert denn die zerrissenen Kleidungstücke aus?“ fragte ich.

„Niemand,“ antwortete er, „was die Damen nicht mehr tragen mögen, wird über den Zaun geworfen.“

Erst allmählich wurde ich gewahr, daß ein großer Teil der Kinder, die den Garten erfüllten, gar keine

Kinder, sondern Puppen waren. Hier gab es nämlich Puppen so groß wie die größten Kinder, die liefen, sprangen, schwatzten, lachten, schliefen, aßen, tranken und klapperten hörbar mit den Augen. Und entzückende Babypuppen gab es da, die konnten fünf Stunden hintereinander schreien wie richtige Babys: „Uäh — uäh — uäh — uäh!" Und wenn man ihnen eine Saugflasche gab, lutschten sie sie richtig leer, und sie machten auch ihre Bettchen ordentlich naß, so daß man sie richtig trocken legen konnte. Und eine Babypuppe war da, die war so klein wie ein Floh, und auf der Milchflasche, die es im Munde hatte, war ein richtiger Schnuller, und in dem Schnuller war ein richtiges Loch, und ein kleines Mädchen war gerade dabei, dem Flohbaby ein Lätzchen zu sticken, damit es beim Saugen sein Kleidchen nicht beklecksere. Die jungen Damen nannten ihre Puppen natürlich ihre Kinder, und diese Kinder besaßen natürlich wieder Puppen, die sie ihre Kinder nannten, und diese Kinder hatten wieder Puppenkinder, und so gab es hier vierjährige Damen, die schon Urgroßmütter waren. Daß die Babypuppen Kinderwagen mit seidenen Verdecken hatten, und daß für jede Puppe eine Wohnstube, ein Salon, eine Schlafstube und eine Küche da war, versteht sich ja von selbst. Und daß diese Stuben und Küchen mit allem ausgestattet waren, was man sich nur erdenken kann, das versteht sich nicht minder. Ueberall die feinsten Tüllgardinen und Teppiche und elektrisches Licht, das man immerfort an- und ausknipsen konnte, und in jeder Küche Gas- und Wasserleitung, so daß man nach Herzenslust mit Wasser planschen konnte. Die größten Puppenstuben und -küchen waren so groß, daß ein lebendiges Kind darin stehen und gehen konnte, und die kleinsten waren so klein wie eine Erbse. Aber auch in dem kleinsten Salon gab es eine elektrische Krone und ein Piano, und auch in der kleinsten Küche war ein Kochherd mit einer Pfanne, in der man Pfannkuchen backen konnte. Und das Schönste bei allem war, daß man nichts wieder wegzuräumen brauchte; wenn man einer Sache müde war, sagte man nur „Schwuppdiwupp!" und alles stand wieder an seinem Ort.

Wie fleißig die Mädchen mit all diesen Herrlichkeiten spielten, das brauch ich euch wohl nicht erst zu erzählen. Wenn sie aber nicht mehr spielen mochten, setzten sie sich in die reizenden Lauben, die überall im Garten versteckt lagen, nahmen ihre Puppen auf den Schoß und machten ein Kaffeekränzchen. In jeder Laube stand ein runder Tisch, der war um einen Baumkuchen herumgebaut, der zwei Meter hoch aus dem Boden wuchs. Was man von diesem Kuchen abbrach, wuchs sofort wieder nach. Auf den Tischen aber standen Täßchen vom allerfeinsten Porzellan und ebensolche Kannen mit Kaffee und Schokolade, die niemals leer wurden. Da saßen die jungen Damen und erzählten einander, wie artig ihre Kinder wären, und wie ungezogen andere Kinder wären, und gaben ihren Puppen auch zu essen und zu trinken, und wenn sie nicht sauber aßen, dann gab es Schelte und Schläge; denn die Damen waren sehr strenge Mütter, und ihre Kinder durften mit keinem Wort widersprechen. Und wenn sie nicht mehr von ihren Kindern sprechen mochten, dann plauderten sie von ihren Kleidern, ihren Hüten und von dem Kaufhaus, in dem sie ihre Toiletten kauften. Gleich hinter dem Garten lag nämlich ein Gebäude, so groß wie ein Schloß; darin waren Kleider, Spitzen und Bänder turmhoch aufgespeichert, und da konnten die Damen einkaufen, was sie wollten, weil das Geld in ihren Handtäschchen niemals alle wurde.

Als ich auch dieses Kaufhaus besichtigt hatte und wieder ins Freie trat, hörte ich einen fernen Donner wie von Kanonen

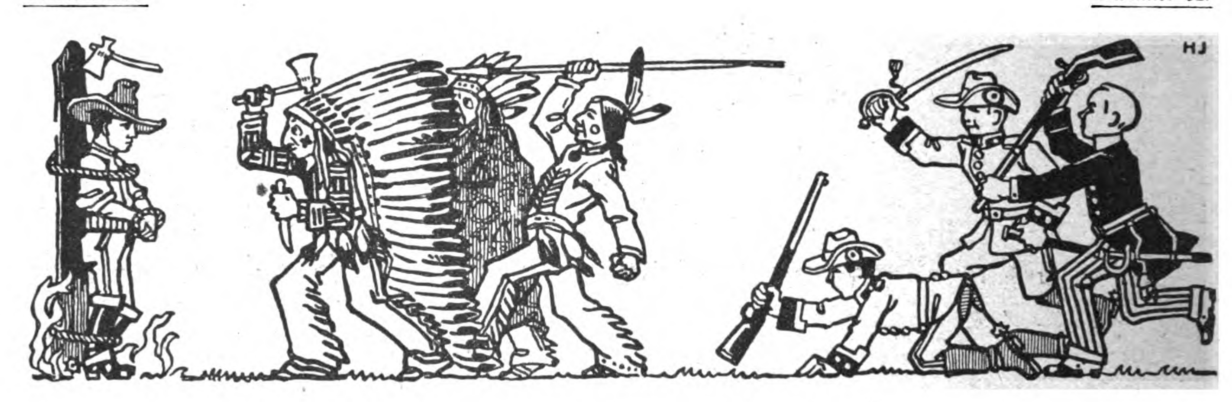


„Was ist das?" fragte ich erstaunt.

„Das ist die Indianerschlacht", versetzte der Diener. „Belieben Euer Gnaden nur einzusteigen; wir fahren hin."

Ich sah mich um und bemerkte ein prachtvolles Automobil, das nach Eau de Cologne roch. Ihr könnt euch denken, daß ich mich nicht zweimal bitten ließ, sondern einstieg, die Kurbel erfaßte, mit höchster Geschwindigkeit davonraste und mit der Huppe unaufhörlich „Töff, töff, töff!" machte. Wenn ich mich einmal umschaute, sah ich hinter uns nichts als Staub. Es war herrlich.

Schon nach fünf Minuten hörten wir den Lärm der Schlacht aus nächster Nähe: Hornsignale, Trommeln und Pfeifen, Regimentsmusik, Gebrumm und Geknatter. Und dann hielten wir an einem unübersehbaren Schlachtfeld; da kämpften Soldaten aller Waffengattungen: Fußvolk, Artillerie und Reiterei, Husaren, Ulanen, Dragoner, Kürassiere, Garde, Grenadiere, Jäger und alles, was es gibt, natürlich lauter Knaben. Auf der anderen Seite aber kämpften ebenso viele Indianer unter ihren Häuptlingen „Der weiße Adler", „Die große Schlange" und „Der wilde Büffel", und fürchterlich erscholl ihr Kriegsgeheul durch den Donner der Kanonen und das rasselnde Geknatter der Gewehre. Un-



zählige tapfere Buben starben den Heldentod; aber wenn sie gefallen waren, standen sie sofort wieder auf und kämpften fröhlich weiter; viele wurden von den Indianern skalpiert; aber Haut und Haar wuchsen ihnen auf der Stelle neu, so daß die Indianer zuletzt mehr Skalpe hatten, als Köpfe da waren. Ihr werdet mir's glauben, daß ich nicht lange müßig zuschaute; ich ließ mir Säbel, Gewehr und Patronen geben und stürzte mich in die Schlacht. Gerade kam ich darüber zu, wie eine Anzahl Rothäute ein „Blaßgesicht", das sie an einen Baum gebunden hatten, auf ihre Weise marterten. Sie schleuderten Messer und Aexte ganz nahe an seinem Kopf vorbei in den Baum, damit der weiße Mann erschrecken und sich feige zeigen solle; aber er zuckte natürlich nicht mit der Wimper. Eben waren sie im Begriff, ihn wirklich zu töten, da stürzte ich mit einigen Kameraden aus dem Hinterhalt hervor, machte mit ihrer Hilfe die Indianer nieder und befreite den weißen Helden. Da es Abend zu werden begann, holten wir aus dem nahen Walde trockenes Holz und Laub zusammen, machten ein großes Lagerfeuer, dessen Flamme bis in den Himmel schlug, brieten uns einen großen, saftigen Büffel, dazu Kartoffeln und Aepfel, setzten uns mit den niedergemachten Indianern um das Feuer herum und verzehrten das leckere Mahl. Und dann rauchten wir mit den Rothäuten die Friedenspfeife, die wundervoll schmeckte, weil sie nämlich mit getrockneten Kirschblättern gestopft war.

Als wir genug gegessen und geraucht hatten und wieder furchtbar stark waren, da durchstreiften wir den schon erwähnten finstern und dichten Wald, in dessen Schluchten sich viele gefährliche Räuber unter ihren Hauptleuten Rinaldo Rinaldini, Rosza Sandor und Schinderhannes verborgen hielten. Wir nahmen sie alle gefangen, und als wir auf der andern Seite wieder aus dem Wald hervorkamen, dehnte sich das Meer vor unsern Blicken. Sein Wasser war kristallklar und blau; man konnte darin waten, bis einem die Hosen bis oben herauf naß waren; man konnte den ganzen Tag darin baden, ohne Schaden zu nehmen. Unzählige Ruder- und Segelboote, die von lustigen Damen und Herren erfüllt waren, bedeckten die Flut; viele angelten oder fingen Krebse und suchten köstliche Muscheln; andere spielten Haschen, indem sie auf den schmalen Booträndern entlang liefen und von einem Fahrzeug aufs andere übersprangen, und wenn einer ins tiefe Wasser fiel, so tauchte gleich darauf der Meergott aus der Flut und spie ihn wie ein Stück Kautabak wieder ans Land. Am Ufer aber lag so viel weißer, bildsamer Sand, daß man wolkenhohe Burgen, Festungen und meilenweite Gärten daraus formen konnte und von Morgen bis Abend des Bauens nicht müde wurde.

Ich war gerade mit meinem Diener in ein Boot gesprungen, um ein paar Wildenten oder Seehunde zu schießen, als ein wunderbares Vollschiff mit geblähten Segeln über den Horizont tauchte. Und da: zwei — drei — vier Schiffe hinterdrein, die auf das erste Jagd zu machen schienen! Bald erkannten wir auch, daß das erste Schiff ein Piratenschiff sei, und schon entspann sich auch ein heftiger Kampf vor unsern Augen. Die Seeräuber wehrten sich verzweifelt. Ein Mast ihres Schiffes nach dem andern wurde von den Kugeln ihrer Verfolger zerschmettert — da schlägt eine Kugel in den Rumpf des Piratenschiffs und trifft die Pulverkammer — ein Knall, als ob das Himmelsgewölbe auseinanderkrachte — eine Feuergarbe, die den Mond beleckt — und die Trümmer des Schiffes sind in den Fluten verschwunden.

„Da hab ich aber Glück gehabt," rief ich, „daß ich gerade zu diesem Schauspiel kam!"

„Das gibt es hier jeden Abend um sieben Uhr", erklärte der Diener gleichgültig.

Als ich nun noch einige Enten und Seehunde geschossen hatte, sagte ich dem Diener, daß ich müde sei und nach Hause möchte.

„Dann wollen wir heimfliegen, das ist das bequemste", meinte er. Und mit einem Mal hob ich mich vom Erdboden und konnte fliegen. Ich konnte höher in die Luft steigen und mich wieder hinablassen, ganz wie es mir gefiel, und immer ging es sanft und eben dahin über Straßen und Märkte, Dächer und Türme. So flog ich die Stufen zu jenem Hause hinauf, von dem ich vordem ausgefahren war, flog durch alle Türen, die sich von selbst auftaten, und geradeswegs ins Bett.

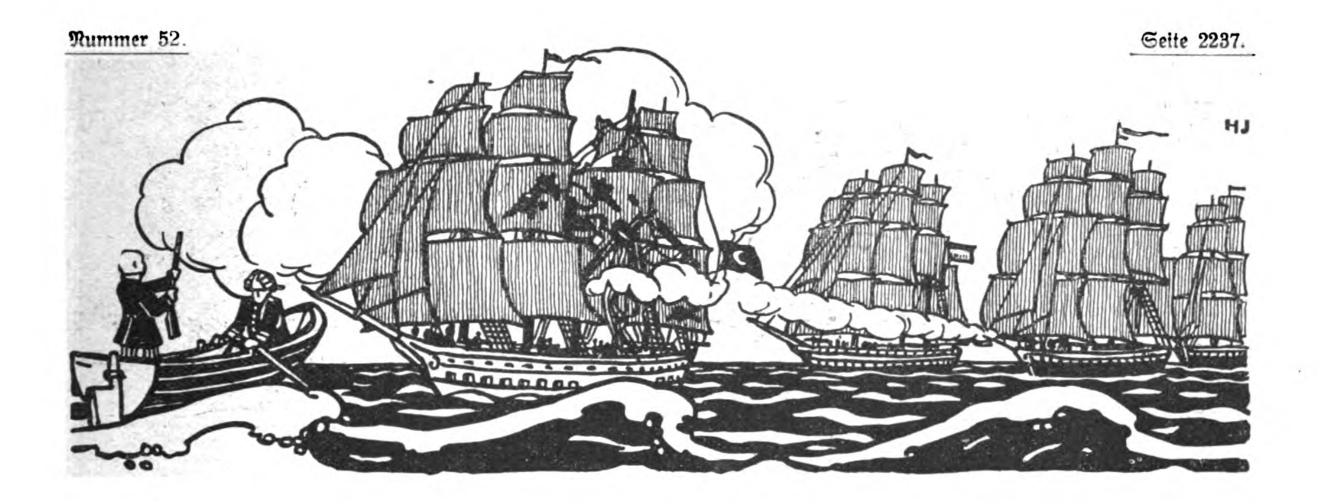
— — — — — — — — — — — — — — — —

Als ich am anderen Morgen wieder spät erwachte, fiel mein erster Blick auf einen wunderbar geschmückten Tannenbaum und mein zweiter auf einen riesengroßen Tisch voll der schönsten Geschenke. Da gab es eine Laterna magica, ein Puppentheater, einen photographischen Apparat, einen Zauberkasten, einen Kasten mit zehntausend Bleisoldaten der verschiedensten Art, ein Briefmarkenalbum; neben dem Tisch stand ein funkelnagelneues Fahrrad usw. usw.

„Was soll das bedeuten?" fragte ich, indem ich mir immer noch die Augen rieb, weil ich nämlich glaubte, ich träumte das alles nur.

„Es ist doch Weihnachten, Herr Karl," riefen die sieben Diener, „und Euer Gnaden Geburtstag!"





„Das stimmt nicht!“ rief ich, „Weihnachten ist im Winter, und mein Geburtstag ist im Herbst, das muß ich besser wissen!“

„Ach, Herr Karl!“ riefen sie und verbissen sich nur aus Ehrfurcht vor mir das Lachen, „das war droben im Jammertal, wo sie ehemals lebten! Hier im Schlaraffenland ist jeden Tag Weihnachten und jeden Tag Geburtstag!“

Ich muß euch sagen, daß mir diese Einrichtung ganz besonders gut gefiel, und nun betrachtete ich mir erst einmal ordentlich meine Geschenke.

„Und Schule ist heute auch nicht?“ fragte ich.

„Nein, nein, noch in acht Monaten nicht!“ riefen die Lakaien.

„Aber lernt man denn auch genug in einem Monat?“ fragte ich wieder.

„Hier braucht man nicht zu lernen,“ erklärten sie, „hier bekommt man ja ohne das alles, was man braucht.“

„Hm, hm,“ machte ich, „dann werden hier wohl auch keine Hausarbeiten für die Schule gemacht?“

Da konnten sich aber die Diener nicht mehr halten; sie lachten laut heraus und riefen: „Hausarbeiten?! Haha, was ist denn das? Nein, dergleichen gibt's hier nicht; das wäre ja noch schöner!“

Das gefiel mir über die Maßen gut, das muß ich sagen.

„Aber wenn einen der Lehrer fragt, und man weiß nichts, was dann?“ forschte ich weiter.

„Der Lehrer darf überhaupt nicht fragen“, sagten sie; „er muß warten, bis der Schüler ihn fragt.“

„Und dann?“

„Ja, wenn dann der Lehrer nicht antworten kann, dann muß er nachsitzen.“

„Und wenn ein Schüler ungezogen ist?“ fragte ich weiter.

„Dafür ist der Lehrer verantwortlich. Er muß den Schüler um Entschuldigung bitten und versprechen, daß dergleichen nicht wieder vorkomme. Dann darf der Schüler gehen und braucht an dem Tage nicht wiederzukommen.“

„Famos,“ rief ich, „bei euch ist es großartig!“

„Es freut uns, wenn es Euer Gnaden bei uns gefällt“, lispelten sie alle zugleich, indem sie sich tief verneigten.

Und dann ging es wie am ersten Tag mit Ankleiden, Rasieren, Frühstücken, Rauchen, Ausfahren, Spielen usw., und so ging es einen Tag wie den andern, fünf Tage lang. Da fühlte ich plötzlich eine schreckliche Langweile und sagte zu einem der Diener: „Bring mir ein Geographiebuch; ich hab immer so gern Geographie gehabt; ich will ein bißchen darin lesen.“

„Bedaure,“ sagte der Diener, „dergleichen Bücher gibt es in unserem Lande nicht.“

„Nanu?“ rief ich. „Gut, dann bringt mir ein Rechenbuch; ich möchte mal wieder eine schöne Rechenaufgabe lösen, so eine recht knifflige!“

„Bedaure unendlich!“ lispelte der Diener mit Achselzucken, „nützliche Bücher gibt es hier überhaupt nicht.“

„Ei der Tausend!“ rief ich, „das wäre! Nun, dann zeigt mir Holz und Werkzeug; ich will mir einen Schlitten zimmern; ich muß etwas a r b e i t e n!“

„Pſ—ſ—ſ—ſ—ſt!“ machten da alle sieben Diener mit entsetzten Gesichtern, „um Gottes willen, Herr Karl, sprechen Sie niemals wieder dieses Wort aus! Wer hier nach Arbeit verlangt, muß sterben!“

„Sterben?“ rief ich erstaunt.

„Ja. Wenn Sie diesen Wunsch noch ein einziges Mal äußern, sind wir gezwungen, Sie in einem Faß voll Sirup zu ertränken.“

Ich kann euch sagen: ich hatte in diesen Tagen so viele Süßigkeiten gesehen und genossen, daß mir bei dem Gedanken an das Sirupfaß ganz entsetzlich übel ward. „Brrrr!“ mußte ich immer wieder machen. „Brrrr!“ und am ganzen Leibe schüttelte mich's, wenn ich nur daran dachte.

„Gut,“ sagte ich dann, als ich mich wieder etwas beruhigt hatte, „dann will ich wieder nach Hause zu meinen Eltern.“

„Das ist ausgeschlossen,“ versetzten die Diener mit harten Gesichtern, „wer einmal hier ist, der muß hier bleiben für ewige Zeiten.“



Da schlug mir das Herz wie ein kalter, eiserner Hammer in der Brust.

„Aber — aber —" stotterte ich, „dann sollt ihr meine Eltern bitten, daß sie mich einmal besuchen."

„Haha, wo denken Sie hin, Herr Karl", riefen sie jetzt mit einem abscheulichen Grinsen. „Wie könnten wir uns hier Eltern auf den Hals laden! Eltern verlangen von den Herren Söhnen und den Fräulein Töchtern, daß sie arbeiten und brav sind — nein, dergleichen Leute können wir hier nicht brauchen!"

„Ich will aber zu meinen Eltern", schrie ich jetzt ganz laut und rannte nach der Tür.

Da schlossen sie rasch die Tür zu und stellten sich wie eine Mauer davor.

Schnell lief ich nach der andern Seite, riß die Balkontür auf und wollte hinaus. Aber da packten sie mich bei den Armen und hielten mich fest. „Laßt mich los!" schrie ich aus Leibeskräften. „Laßt mich los! Mutter! Mu — tter! — Ihr sollt mich loslassen!" und richtig: ich riß mich los, schwang mich in meiner Herzensangst über das Geländer des Balkons und — bums! da lag ich auf einem sehr harten Boden. Ich hatte die „Flanke" über den Rand meines Bettes gemacht und mich sehr kräftig auf den Fußboden meines Schlafzimmers gesetzt.

Alsbald kam meine Mutter herbei und rief: „Junge, mein Junge, was hast du denn? Du schreist ja entsetzlich! Was ist dir denn?"

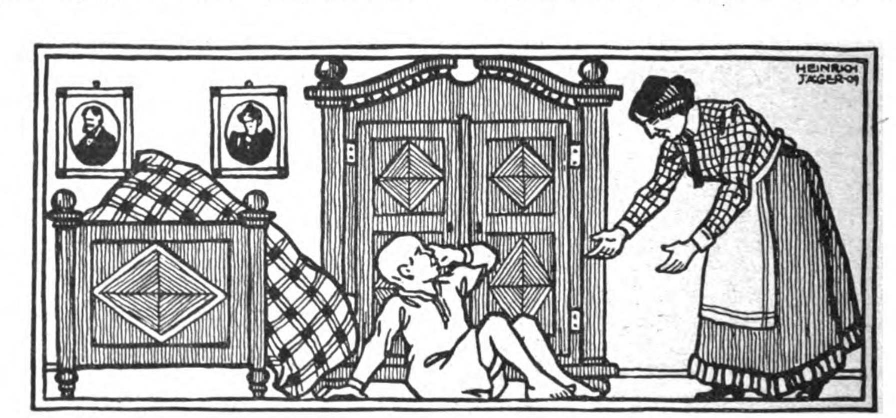
„Ich — ich — sie wollten mich nicht fortlassen!" stöhnte ich.

„Wer denn, mein Kind? Wer wollte dich nicht fortlassen?"

„Ich — ach — ich hab so schrecklich geträumt!"

„Nun, nun, beruhige dich nur, mein Liebling", sagte meine Mutter, drückte meinen Kopf an ihre Brust und strich mir gar sacht und liebreich übers Haar und über die Wangen.

Ach, das war tausendmal schöner als im Schlaraffenland!



Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

21. Fortsetzung.

„Wir wollen einen Pakt zusammen schließen", sagte Felix zu seinem Vater und seiner Schwester. „Ich schreibe noch heute an Alma Kurthe, bitte sie, Geduld mit mir zu haben bis . . . bis zum Frühjahr, sagen wir. Im Frühjahr will ich mich entscheiden. Dann muß sie mich aufgeben, oder ich verlasse Berlin — und heirate. Bis dahin soll man mich in Ruhe lassen. Bis dahin will ich mich frei fühlen. Ich brauche diese Frist . . . ich kann mich . . . noch nicht aufgeben . . . ich kann nicht."

Der alte Frank lachte erleichtert und gutmütig vor sich hin. „Felix bittet sich Bedenkzeit aus wie ein Mädchen. Soll er kriegen, Tille . . . nicht? Wollen wir ihm bewilligen? Abgemacht, mein Junge, so wollen wir's halten. Ich werde auch Herrn Kurthe in diesem Sinne schreiben. Es sind brave, ernste Leute. Sie werden das gewiß verstehn!"

„Ich werde auch an Herrn Kurthe schreiben. Und wie es auch ausfällt, wir wollen uns zufrieden geben — nicht wahr, Papa?"

Der alte Frank nickte. Er war sehr geschmeichelt, daß Ottilie sich an ihn um Bestätigung wendete. Seine Art hatte doch auf sie Eindruck gemacht.

„Jawohl, das wollen wir, damit bin ich einverstanden", bestätigte er mit würdigem Ernst und streichelte wohlgefällig seinen weißen Bart.

Als Ottilie schon zu Bett lag, hörte sie vorsichtig schlurrende Schritte.

„Schläfst du, Tille?"

„Du, Papa? . . ."

Er trat langsam ans Bett, setzte sich auf das Fußende und streichelte ihr die hagere, gelbliche Hand.

„Du . . . Tille, sag mal . . . ist das wahr, was du da vorhin gesagt hast . . .?"

Sie sah ihn verständnislos an. „Was meinst du, Papa?"

Er nestelte verlegen an seiner roten Schlafrockschnur und wollte nicht mit der Sprache heraus.

„Ich meine, was du dem Felix vorhin sagtest . . . . . meinetwegen. Du sagtest, für mich hättest du — gesorgt hättest du für mich?"



Sie lächelte ruhig. „Ja, Papa, das ist richtig."

„Hm. . . ." Er räusperte sich, zwinkerte mit den Augen, räusperte sich wieder und fuhr sich mit dem Daumenknöchel an die Nase. „Du bist auch eine! Ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll . . . eine . . . na! . . . Was hast du denn so zusammengekratzt, Tille, he?"

Sie antwortete nicht. Lächelte immer nur.

„Aber ich sterbe doch vor dir, Tille, ich bin ein alter Mann", sagte er mit Aufbietung aller Kraft. „Sieh doch, wie meine Hand zittert!"

„Das will nichts bedeuten. Du weißt doch, was der Arzt gesagt hat . . .?"

„Ja . . . ja . . . Tille . . . natürlich, ja. Aber denke doch, Tille . . . wenn ich früher sterbe . . . das schöne Geld. Wer hat dann was davon? Du hast dir selbst nichts gegönnt, und fürs Geschäft hast du's auch nicht gegeben . . ."

Er blickte sehr bekümmert drein, der alte Frank. Ottilie aber fielen die Augen zu vor Müdigkeit.

„Zerbrich dir nicht den Kopf, Papa, schlaf wohl . . ."

„Ja, ja . . . ich geh schon." Er küßte den Ärmel ihres faltigen, warmen Nachtkleides und löschte die Kerze aus. „Nacht, Tille, Nacht, mein gutes Kind!"

Das Schlurren der Pantoffeln verlor sich im Nebenraum.

In seinem Zimmer angelangt, stellte sich der Alte vor den Spiegel, betrachtete prüfend sein frisches, rotes Gesicht . . . Nein, er sah nicht aus, wie wenn er bald sterben müßte . . . so sah er nicht aus. Das hatte er nur gesagt aus Anstand, aus Dankbarkeit. . . . Schwer genug war es ihm geworden. Aber sie war doch die Beste, seine Tille, von allen die Beste!

Wenn man es sich so recht überlegte, hatte er jetzt ein kleines Kapital. Sie verwaltete es nur für ihn, und wenn sie nicht mehr war, hatte nur er allein etwas zu sagen. Die halbe Nacht hatte er nicht schlafen können, immer wieder daran denken müssen, wieviel sie wohl erspart haben mochte. Aber es war wohl nicht delikat, noch einmal danach zu fragen.

Endlich schlief er ein, und um sein ehrwürdiges Greisenantlitz spielte das glückliche Lächeln eines unschuldvollen Kindes. —

* * *

Was Felix mit dem erbetenen Aufschub bezweckte, hätte er selbst nicht recht zu sagen gewußt.

Vielleicht war es nur die Angst vor Unabänderlichem, die Angst, selbst sein eigenes Schicksal zu bestimmen, statt sich von den Ereignissen hineinstoßen zu lassen.

Er hatte den Mut nicht zu einem entschlossenen Nein, schreckte zurück vor der Brutalität des Bruchs und wartete immer auf irgendein Ereignis, das ihm den Mut zu dieser Brutalität geben sollte.

Seit Karis Tod hatte sich eine unsinnige, neue Hoffnung seiner bemächtigt. Fast jeden Abend verbrachte er in der Rankestraße. Frau Mara schien von ihrem Kummer wie erdrückt; Pieps war es, die sie trösten mußte.

Wenn Felix kam, dann hatte die Mama doch etwas Ablenkung, dann konnte sie in ihr weißes, stilles Zimmer gehen, sich still ans Fenster setzen und ausruhen von dem Jammern, das ihr die Nerven zerriß. Hundertmal hatte sie diese entsetzliche Fahrt schildern müssen, hundertmal, wie sie Karis Tod erfahren, hundertmal hatte sie versichern müssen, daß sie es wohl verstand, wie schmerzlich gerade der Mama dieser Verlust war.

„Respektiert hat mich der Kari," wiederholte Frau Mara immer wieder, „respektiert, wie sonst niemand!"

„Mich g'freut mein Leben nimmer", sagte sie zu Felix. — „Was bin ich denn jetzt noch?"

Ihr eigenes Haus betrachtete sie mit feindlichen Augen, kümmerte sich kaum mehr darum. Wer machte ihr denn noch Komplimente über geschmackvolle Tafelarrangements und gelungene Menüs. . . .

Der Diener kam alle Tage mit zwei, drei Rechnungen auf dem silbernen Tablett. Sie schickte die Rechnungen zurück, gedankenlos und gleichgültig.

Sie schloß die feinen Liköre und teuren Weine nicht mehr ab, entwarf nur noch selten den Küchenzettel. Paul ließ sich doch das Frühstück in seinem Arbeitzimmer servieren und speiste abends außerhalb.

„Machen's nur irgend etwas", sagte sie der Köchin.

Sie saß dann mit Pieps an dem Tisch im großen Speisezimmer, der Diener wechselte die Teller. Es kamen immer nur schnell gebratene Steaks auf den Tisch mit etwas Konservengemüse, Törtchen vom Zuckerbäcker nebenan. Die beiden Frauen wußten kaum, was sie zu sich nahmen, und Frau Mara staunte, daß die Köchin doch noch immer so viel Geld verbrauchte. Die Vorräte gingen auch immer so rasch auf die Neige, das Essen war nie mehr zur richtigen Zeit fertig.

Eines Abends kam ein großer Mann mit einer schwarzen Mappe. Frank Nehls war nicht zu Hause. Er ließ sich bei Frau Nehls melden.

Sie empfing ihn im Musiksalon in ihrem langen schleppenden Trauerkostüm. Er fragte sie, ob sie zehntausend Mark zahlen könnte, und da sie verneinte, las er ihr ein umfangreiches Schriftstück vor und klebte blaue Siegel auf den Flügel, das Harmonium und sagte, als sie ihn erschrocken ansah: „Ich gehe noch in die andern Zimmer. Es ist bequemer, ich pfände die großen Stücke, als daß ich hier jeden Stuhl beklebe."

Und er pfändete das große Büfett mit den gewundenen Säulen und dem wertvollen Gobelinmedaillon, das fast die ganze Breitwand des Speisezimmers einnahm, er pfändete die prachtvolle Standuhr, pfändete den geschnitzten großen Schreibtisch in Frank Nehls' Arbeitzimmer und den großen Perser Teppich, für den Frank Nehls allein fünftausend Mark gezahlt hatte.

Frau Mara fing an zu schluchzen.

Gutmütig sagte der Gerichtsvollzieher: „Na, ich jlaube, det wird wohl jenug sein. Ich bin ja kein Unmensch. Aber nu sehn Se man zu, daß Se bezahlen, 's wär ja schade um die schönen Sachen. . . ."

„Bitt Sie, Herr Gerichtsvollzieher, tun's nix bei meinem Mann pfänden. Wir haben teure Bilder im Salon — zwei Lenbach — die allein zehntausend Mark wert sind — nehmen's die!"

Der Gerichtsvollzieher schüttelte den Kopf. „Nee . . . nee . . . mit Bilder laß ich mir nich ein. Det 's alles Liebhaberwert. Det hab ick schon mal zu meinem Schaden erfahren. Was weiß ick, wie die Maler heißen! Da hab'n sie mir auch in einem Hause vorerzählt, ick sollte doch 'n Bild nehmen . . . 20,000 Mark Wert hat's . . . ja . . . und bei de Auktion haben se nich eenen braunen Lappen dafor

